This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
G1
.S12
v.2

August Sach,

Deutsches Leben

in der Vergangenheit.

II.

Deutsches Leben

in der Vergangenheit.

160 259

Von

August Sach.

Zweiter Band.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1891.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Gesellschaftliche Zustände und Anschauungen des scheidenden Mittelalters	1—21.
2.	Fahrende Schüler	22—37.
3.	Die frommen Landsknechte	38—61.
4.	Kirchliche Zustände und religiöse Anschauungen vor der Reformation	62—88.
5.	Deutsches Leben im Volksgesange der Reformationszeit	89—102.
6.	Aus dem Bauernkriege	103—129.
7.	Aus der Zeit des Glaubenshaders	130—142.
8.	Die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache	143—158.
9.	Die lutherische Geistlichkeit im 16. Jahrhundert	159—173.
10.	Der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein am Hofe Karls V.	174—186.
11.	Ein deutscher Gesandter auf der Reise nach Italien 1529	187—199.
12.	Fürstenleben und Hoffestlichkeiten im Reformationszeitalter	200—215.
13.	Fürstliches Einreiten und Staatsfeierlichkeiten im 16. Jahrhundert	216—233.
14.	Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V.	234—246.
15.	Die Hansen und der Seeraub im 16. Jahrhundert	247—267.
16.	Ein Fastnachtsfest in Nürnberg	268—276.
17.	Eine Festschule der Meistersinger	277—287.
18.	Ein Schützenfest im 16. Jahrhundert	288—300.
19.	Der Student des 16. Jahrhunderts	301—316.
20.	Aus dem Leben der Professoren an den Universitäten des 16. und 17. Jahrhunderts	317—329.
21.	Die Kunst des 16. Jahrhunderts	330—342.
22.	Zeitstimmen aus dem Schlusse des 16. Jahrhunderts	343—356.
23.	Die Verwelschung vor dem großen Kriege und ihre Folgen	357—373.
24.	Die Kipper- und Wipperzeit oder die Geldnot bei Beginn des 30jährigen Krieges	374—385.
25.	Aus der Zeit der Gegenreformation	386—396.
26.	Die Städte im großen Kriege	397—413.
27.	Die ländliche Bevölkerung während des großen Krieges	414—434.

		Seite
28.	Das ſtudentiſche Leben zur Zeit des dreißigjährigen Krieges	435—452.
29.	Das Alamode-Weſen im 17. Jahrhundert	453—470.
30.	Die Hexenprozeſſe	471—491.
31.	Ein Gerichtstag in Uſedom	492—502.
32.	Die Aufnahme eines Lehrlings in die Geſellenſchaft im 17. Jahrhundert	503—513.
33.	Der wandernde Handwerksgeſell	514—525.
34.	Unehrliche Leute und Gewerbe	526—545.
35.	Das Privat- und Familienleben in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts	546—562.
36.	Kaiſer und Reich im 18. Jahrhundert	563—581.
37.	Die Reichsgrafſchaften und kleinen Fürſtentümer	582—596.
38.	Die geiſtlichen Staaten	597—608.
39.	Die Reichsritterſchaft	609—620.
40.	Das Reichskriegsweſen	621—631.
41.	Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts	632—652.
42.	Zeitſtimmen aus dem 18. Jahrhundert	653—665.
43.	Aus dem Bauernleben des vorigen Jahrhunderts	666—675.
44.	Die Leibeigenſchaft in Norddeutſchland	676—689.
45.	Landwirtſchaftliche Zuſtände und Beſtrebungen zur Zeit Friedrichs des Großen	690—705.
46.	Eine Beſichtigungsreiſe Friedrichs des Großen, 23. und 24. Juli 1779	706—722.
47.	Schwärmer, Alchemiſten und Geheimbünde des 18. Jahrhunderts	723—746.
48.	Das Räuberweſen am Schluß des 18. Jahrhunderts	747—762.
49.	Geiſtige und politiſche Strömungen und geſellſchaftliche Zuſtände nach den Befreiungskriegen	763—781.
50.	Ein Dorfſchulmeiſter der alten Zeit	782—793.
51.	Ländlicher Brauch und ländliche Sitte im erſten Viertel des 19. Jahrhunderts	794—811.
52.	Norddeutſche Bauernhäuſer	812—825.
53.	Kinder- und Volksſpiele früher und heute	826—843.
54.	Aus dem Volksaberglauben der Gegenwart	844—858.
55.	Straßen, Verkehr und Reiſen heute und zur Zeit der Großväter	859—875.

1. Gesellschaftliche Zustände und Anschauungen des scheidenden Mittelalters.

Jede Zeit hat ein doppeltes Gesicht; je nachdem man in das eine oder das andere blickt, macht sie auf den Beschauer einen ganz entgegengesetzten Eindruck; über Zeiten gar, wie die des ausgehenden Mittelalters, wo alte Lebensformen allmählich absterben oder plötzlich zertrümmert wurden, um neuen Gestaltungen Platz zu machen, stehen je nach dem Standpunkte die Urteile sich auf das schroffste gegenüber. Die einen sehen in jenen Zeiten nichts als Licht, nichts als Glanz, die wie ein Glorienschein die mittelalterliche Kirche umschweben, und wer könnte es leugnen, daß in dem Leben jener Jahrzehnte nicht bloß Aberglauben, Roheit und Unsittlichkeit zu finden ist, daß in ihnen so manche Züge hervortreten, um derentwillen man sie unter die schönsten Zeiten rechnen möchte, welche die Menschheit gesehen. Aber was wäre das für eine Auffassung, die nur die lieblichen Seiten hervorhebt, vor allen Erscheinungen, die von tiefgehenden Erregungen über die herrschenden kirchlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Zustände zeugen, blind das Auge verschließt und in dem Reformationszeitalter nichts sieht, als einen frevelhaften, durch die Zustände nach keiner Richtung hin begründeten Abfall von einer herrlichen Zeit? Eine objektive Betrachtung muß zu erklären versuchen, wie die mächtigen Strömungen des 16. Jahrhunderts entstehen konnten, muß nachweisen, wie eng sie mit den früheren Zeiten in Verbindung standen und längst sich Zustände entwickelt hatten, die jenen bewegten Tagen einen wohl vorbereiteten Boden boten.

Die deutsche Gesellschaft des späteren Mittelalters trägt schon in sich die Spuren einer Zerspaltung, die im 18. Jahrhundert zur völligen Entwickelung gelangte. Es waren zum Teil die Folgen der großen wirtschaftlichen Umwälzung, die sich hundert Jahr früher mit der Umwandlung eines Bauernvolkes zu einem Volke mit Städten, Großhandel und Industrie und durch den Übergang von der Natural-

wirtschaft zur Geld- und Kreditwirtschaft vollzogen hatte. Aber dazu kamen noch andere Umstände. Während der Sieg der Landesherrschaften das Reich und die Nation beinahe zur Auflösung gebracht hatte, Stämme und Staaten auseinander gefallen waren, an die Stelle eines einheitlichen Reichs eine Einigung verschiedener Bestandteile getreten, die nur durch äußerst lose Fäden zusammengehalten wurden, der Kaiser zu einem bloßen Vorsteher der Reichsgemeinde herabgesunken, ohne Einkünfte, ohne Macht die selbständig gewordenen Gewalten zu zügeln, die alle Bande der Reichsordnung zu sprengen drohten, und von deutscher Ehre und deutscher Tugend wenig mehr die Rede war, begann zugleich die Absonderung und Abzweigung der Stände in früher unbekannter Weise sich mehr und mehr zu steigern. Noch um 1300 heiratete der arme Edelmann das Kind des reichen Bauern, und auch um 1400 waren die Stände noch nicht kastenartig abgeschlossen. „Der eigne Mann", schreibt Rothe in dem „Adelspiegel", „kann durch die Hand des Herrn freigegeben werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienst eines Edlen, und sind sie brauchbar bei Fechten und Streiten, so belehnt sie der Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod der Besitzer zufällt. So werden sie Mannen eines edlen Herrn, und halten sie wieder ihre Kinder tüchtig, so werden diese zu Rittern geschlagen. Erlangt der Ritter aber Schlösser und wird er ein wohlhabender und fester Mann, so wird er mit allen seinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehne verleihen und selbst rittermäßige Leute halten; entziehen diese sich nicht ihrer Dienste und helfen sie ihm in seinen Kriegen, so wird wieder sein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieser das Ansehen eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürsten oder belehnt ihn der König damit, so wird er gefürstet, und stirbt der König oder Kaiser, so kann ihm Gott die Ehre bescheren, daß er an seiner Statt gekrönet wird."

Auch in seiner Lebensweise und Lebensanschauung erscheint der Ritter noch nicht so sehr von einem wohlhabenden Bauern verschieden. Zwar war es ihm nicht erlaubt Handel, Handwerk oder gewöhnliche Feldarbeit zu treiben, aber man achtete es nicht gering, wenn er persönlich die Bewirtschaftung seines Lehngutes leitete. „Der Ritter darf Pferdehandel und Zucht treiben, er darf nicht Handwerk üben, aber seine Pferde beschlagen und den Kranken mit Arzenei helfen. Bei seiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide ein-

bringen helfen, bei der Feldarbeit mit seinem Rosse eggen, auch um seine Viehzucht sorgen, um Rinder, Schafe und Schweine."

Erst gegen Ende des Mittelalters trat in dieser Hinsicht eine veränderte Anschauung ein. Nicht nur Geburt und Beruf, auch die unendliche Mannigfaltigkeit der Vorrechte und Freiheiten innerhalb der bevorzugten Kreise trennte die Glieder des Volkes. Die ganze Zeit ging in Sonderinteressen auf. Fürstentum und Städte, Ritterschaft, Bauern und Bürger, Groß- und Kleinhändler, alle besser oder minder Berechtigten lagen in unaufhörlichem Streit und Kampf, der einmal mit blanken Waffen ausgefochten werden mußte. Das Recht, welches sich sonst nur die oberherrlichen, unabhängigen Mächte vorbehielten, zu den Waffen zu greifen, wenn es kein Mittel des Ausgleichs mehr gab, war in Deutschland auch in die untersten Stände gedrungen und ward hier von Herren und Städten gegeneinander, von Unterthanen gegen ihre Herrschaften, ja von Privatleuten, so weit ihre Verbindungen und Kräfte reichten, in Anspruch genommen. Es ist ein sonderbarer Anblick, diese Feindseligkeit noch immer alle deutsche Landschaften umfassen, aber sich jede auf andere Weise gestalten zu sehen. Wohin man auch in diesem allgemeinen Wühlen und Ringen blickt, nirgends findet man das Vermögen oder auch nur Neigung sich in das Denken und Fühlen der anderen hineinzuversetzen. Stand erhob sich gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe, und die Eigenliebe begann überall selbst das Verwandte und Nächste, wenn auch nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Festlichkeit, mit Scherz und Satire zu verfolgen. Seitdem kamen z. B. auch jene Neckereien auf, in denen die deutschen Stämme einander verfolgten, die Oberdeutschen sich gern mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer stichelnd mit den Höllenbewohnern verglichen.

Freilich machte sich auch in merkwürdiger Weise eine gerade entgegengesetzte Strömung geltend. Dieselben Leute, die auf die Angehörigen anderer Kreise mit Mißtrauen oder Verachtung schauten, waren eifrig bemüht, den Gegenständen ihres Hasses oder Spottes immer ähnlicher zu werden. Durch alle Schichten geht das Streben, sich in der äußeren Erscheinung über die Schranken ihres Standes hinwegzusetzen. Mochten die Sittenrichter noch so sehr mahnen und klagen und Landesherren und Stadträte immer neue Kleider- und Luxusgesetze erlassen, die Pracht und Üppigkeit der Höheren wirkte unausgesetzt und unwiderstehlich auf die Niederen ein. Ja noch mehr! Während der Bürger und selbst der Bauer die Trachten und Sitten ihrer adeligen Gegner nachzuäffen suchte, stiegen die Vornehmen in

ihren Gewohnheiten und Anschauungen auf die Stufe der niedrigen Volksklassen herab. Längst hatte die ritterliche Lebensart ihre frühere Zierlichkeit abgestreift, an die Stelle des überfeinen Frauendienstes war die Sitte des „Vollsaufens," außer Jagd nach fremdem Eigentum Gewaltthätigkeit gegen Arme und Schwache und bäuerliche Roheit getreten. Mit einem Worte, während die Sitten gleichartiger wurden, standen sich die Interessen der einzelnen Stände um so schroffer einander gegenüber.

Die bestehende Scheidung der Menschen wurde auf Grund einer herrschenden Auslegung vom Segen und Fluch Noahs als göttliche Eingebung erklärt; von Sem und Japhet, hieß es, stammten Geistlichkeit und Adel, von Cham alle Unfreien. Leibeigenschaft habe von der Trunkenheit ihren Anfang genommen, denn ehe der Wein erfunden sei, hätten alle Menschen eine Freiheit gehabt. Der Fluch, der auf Cham und seinem Sohne Kanaan ruhte, wurde selbst über die Leibeigenen hinaus auf die Bauern ausgedehnt, und manche rechneten auch noch die Juden, Ketzer und Heiden zu diesem mühseligen Geschlecht. Nur das deutsche Landrecht erhob Einspruch und verfocht die natürliche und christliche Freiheit: „Der Mensch soll Gottes sein und keines andern!"

Noch gab es Vertreter der kirchlichen Wissenschaft genug, die den Ansprüchen der Obrigkeiten und der Herrschaften entgegentraten, gegen willkürliche Behandlung der Unterthanen, gegen tyrannisches Aussaugen und gegen Zurücksetzung der Armen ihre Stimme erhoben, die Blößen des fürstlichen und adeligen Regiments geißelten und die altkirchliche Anschauung, daß der wahre Adel nicht im Blute, sondern in der Tüchtigkeit des einzelnen liege, niemals ganz verleugneten. „Die Herren und Ritter," sagt der eine, „denken an nichts als ihre langen Haare mit allen möglichen Künsten lockig und blond zu machen, suchen in Kleidung, Stimme und Gang es den Weibern gleich zu thun, schmücken sich und reißen sich die Barthaare aus." Und die nämlichen zierlichen, stutzerhaften Herren scheuten sich nicht, ihre Landgeistlichen und Bauern einzusperren und zu foltern, die Kirchen auszurauben und durch blutige Gewaltthaten zu entweihen. Ein anderer führt uns den Raubritter vor, den armen Herrn, der unter dem Vorwande für einen Fürsten ins Feld zu ziehen, in die Höfe der Bauern einfällt, alles wegschleppt, zuletzt Feuer anlegt und dem Bauer droht, ihn mit Weib und Kind hineinzuwerfen, wenn er nicht das verborgene Gut herausgebe. „Wenn jemand," meint ein dritter, „aus einem elenden Land- oder Bergsitz oder besser gesagt aus einer Wolfshöhle herkommt und nur einiger-

maßen durch die Herkunft seiner Vorfahren auf Adel Anspruch machen kann, so braucht er keine Tugend, keine Weisheit, keine Gelehrsamkeit zu besitzen, darf sogar ein Räuber- und Lasterleben führen, er gilt doch für einen echten Edelmann und wird von anderen geehrt." Jeder freche Buschklepper hielt sich für wahrhaft adelig, während die friedlich lebenden Edelleute mit dem Schimpfnamen „Bürger" belegt wurden. „Die Fürsten und Herren", heißt es weiter, „denen das Schwert der Gerechtigkeit befohlen ist, tragen allein die Schuld oder richtiger: Gott gibt uns Fürsten nach unseren Sitten."

Der Adel kannte keine gemeinsamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn arm gemacht. Mit Neid sah er die Reichsstädte, den Bürger, selbst den Bauern in regelmäßigem Erwerbe reicher werden, sah den Handel anfangen die Welt beherrschen und die Freude, den Glanz und die Bildung bei dem Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor allein besaß. Die ritterlichen oder reisigen Sänger dichteten in denselben Tönen wie der gemeine Mann, aber aus ihren Liedern leuchtet ein Haß gegen den Bürger und Bauern hervor, wie er nicht furchtbarer gedacht werden kann. In der „Edelmannslehre" wird der Junker ermahnt, den Bauer im Walde abzufangen, ihm alles zu nehmen und dann die Gurgel einzureißen. Selbst die reichen Städter, die als „Bauern" verhöhnt werden, galten den Adeligen als gutes Wildbret. Der arme „Reitersknabe" fühlte sich berechtigt und berufen im Namen des heiligen Ritters Georg den Bauern den Übermut zu nehmen, den Vogel zu fangen. Städter, Bauern und arme Leute waren nichts als die „zuchtlichen Störenfriede;" der Krieg gegen sie erschien um so notwendiger, als sie in Frieden immer reicher wurden:

Es stund vil bass vor alter zeit,
do füchsin was ir pestes kleid
und in'n die stifel stunken.

Arm wie er war, fing der Adel überall, wo er sich nur den reichen Reichsstädten gegenüber sah, in geschlossenen Raubverbrüderungen mit der Faust und vom Stegreif auf den schnellen Erwerb dessen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiß sich erarbeitet hatte; mit Pickelhaube und Krebs geharnischt, durchzogen die kriegerischen Reitersmänner die wohlbekannten Raine, lauerten Tag und Nacht in den Wäldern, wo die Wölfe heulten, auf ihre Feinde oder die Warenzüge der Städter, um, mit Gefangenen und Beute beladen, in die engen Behausungen ihrer Burgen zurückzukehren.

Die bürgerlichen Sänger blieben ihren adeligen Gegnern freilich nichts schuldig; zwischen dem „hochgebornen Jäger und seinem Wild“ gab es keine Regung des Erbarmens. Alle Schrecken des peinlichen Gerichts werden gegen die Gesellen der Landstraße aufgerufen; man soll sie lebendig braten, und das Rad soll ihr Kirchhof sein, und mit grimmiger Schadenfreude wird die Folterung der Gefangenen besungen. Und die Städter selbst handelten auch nach diesen Grundsätzen. Von den Rittern und den Landesfürsten gleichmäßig bedrängt, konnten sie nicht an friedliche Sicherheit und ruhiges Gedeihen denken. Trotzdem aber daß in ihnen der Boden zu wanken begann, auf dem ihr Wohlstand ruhte, und der alte Widerstreit zwischen Rat und Gemeinde sich wegen der steigenden Geldforderungen oft zu blutiger Gewaltthat und wilden Kämpfen entwickelte, wehrten sie sich aufs tapferste. Wehe in der That dem Edelmann, wenn er in ihre Hände fiel! Keine Fürbitte der Verwandten oder benachbarter Fürsten konnte ihn retten; der Rat hatte immer die Entschuldigung bereit, daß die Bürgerschaft die Bestrafung der Übelthäter schlechterdings verlange. Vergeblich wartete der Gefangene in seinen Banden, ob nicht seine Verbündeten kommen würden, ihn zu retten. Das edle Blut schützte nicht vor peinlicher Frage noch vor dem Beile des Henkers.

Trotz dieses heftigen Gegensatzes fanden sich Edle und Bürger doch wieder zusammen in dem derben Spott über das Landvolk, das für beide eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit bildete; man konnte die Dummheiten und Gemeinheiten, die der grobe Bauer in den Fastnachtsspielen und Bauernschwänken ausführen mußte, nicht satt bekommen und empfand einen wahren Hochgenuß in dem Ausmalen bäuerischer Roheit. In den gereimten Strafpredigten tritt uns der Bauer als ein trotziger, selbstbewußter Gesell entgegen, mit Wehr und Waffen, in auffallender Modetracht, gegen Ende des Jahrhunderts gern in der „zerhackten“ Kleidung der Landsknechte, „mit aller Farb wild über wild.“ Einer der Dichter meint, es seien in den letzten dreißig Jahren wenig echte Bauern geboren; sie grüßten einander mit feierlichen Verbeugungen,

als wärens lantherrn und herzogen
mit hantschuhen und mit langen spiessen;
sein möcht den teuffel verdriessen.

Auch Sebastian Brant, der seine Zeitgenossen bis in die untersten Schichten genau kannte und das Volk liebte, weiß zu berichten: „Es war eine Zeit, wo die Bauern einfältig waren und in Ge-

rechtigkeit glücklich in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, sie stecken in Schulden, so teuer ihr Korn ist; so wollen sie nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Teuerung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheune verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Der Bauer trägt seidene Gewänder und goldene Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer als die Gräfin, der Adel hat keinen Vorzug mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab oder wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft und hofft wohl einen zu Grabe zu tragen, der noch mit seinen eigenen Gebeinen Birnen abwirft."

Brant und andere ernsthaften Beobachter erkannten zwar richtig die stetig sich hebenden Preise aller ländlichen Erzeugnisse, den wachsenden Ertrag von Grund und Boden und den vermehrten Wohlstand seiner Bebauer als die Hauptquelle solcher „Hoffart." Nach allen Nachrichten zu rechnen, blieb auch bei den herrschenden Löhnungspreisen in reicheren Jahren auf dem Lande selbst den anjässigen Tagelöhnern noch bares Geld für höhere Bedürfnisse übrig, wodurch die Abnehmerschaft am städtischen Markt sich steigern mußte, aber die Sittenrichter jener Zeit, wenn sie über Völlerei, Kleiderluxus und den Bauernburschen in Samt und Seide wettern, wurden von einer anderen Anschauung in ihrem Urteile bestimmt. Erschien es dem Priester unleidlich, daß ein Jude einen ähnlichen Rock wie er selber trug, so war es auch den Vornehmen unerträglich, daß ein Höriger sich lange Haare wachsen ließ, wie ein Freier. Die kastenartige Rechtsanschauung, die einzelne Stände zum Tragen besonderer Stoffe, zum Genusse besonderer Speisen berechtigt hielt, beherrschte das Zeitalter und konnte dem in jener Erscheinung hervortretenden berechtigten Streben nach oben keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie die Adelspartei die hochentwickelte städtische Kultur geradezu vernichtet wünschte, so hegten auch die Sittenrichter den Wunsch, die Leute möchten wieder ärmer und damit auch wieder demütiger und tugendhafter werden; Geiler von Kaisersberg geht soweit, daß er den Zorn Gottes auf die gefüllten Weinkeller und Scheuern herabbeschwört, und ein Züricher Chorherr meint sogar, es wäre gut, den Bauern in gewissen Zwischenräumen, etwa alle fünfzig Jahre, Haus und Hof zu zerstören, damit die üppigen Zweige ihres Übermutes beschnitten würden.

Man dürfte aber irren, wenn man diese erstaunlichen Wünsche der bürgerlichen Sittenrichter allein auf die Sorge um die Tugend des Volkes zurückführen wollte; im Hintergrunde steht auch bei ihnen der beunruhigende Gedanke, daß die alte ständische Ordnung der Gesellschaft umgestürzt werde, daß damit eine große Umwälzung aller Verhältnisse sich vorbereite, die, von zahlreichen anderen Stimmen längst angekündigt, von den unteren Schichten des Volkes mehr oder weniger empfunden, oft selbst heiß ersehnt ward.

Nicht allein in den Städten war das gemeine Volk in Aufregung und hatte das Gefühl der Unsicherheit der öffentlichen Zustände in den wildesten Gewaltthaten aufbrausen lassen: über den ganzen Boden des Reichs fühlten sich die Bauern beunruhigt. Nur im Norden, in Ditmarschen, und im Süden, in der Schweiz, hatten sie ihre alte Reichsfreiheit bewahrt; selbst die marsch- und inselbewohnenden Friesen waren Unterthanen der Fürsten geworden. Noch aber gab es Landschaften genug, wo die Bauern auch als fürstliche Unterthanen sich zeigten als

friske stolte degen,
de er hoved in den wolken dregen,

wenn sie auch anderswo durch den Landesherrn, die geistliche Gutsherrschaft und den Edelmann zu armen Zinsbauern und Hörigen herabgedrückt waren. Noch fehlten die freien Landsassen in keinem Gebiete und bildeten in manchen den Kern der Bevölkerung. In Baiern, in den altfränkischen Landen am Niederrhein und wieder in weiten Strichen Niedersachsens, bei Friesen und Nordelbingen, war der freie Landsasse wohlhabend, ja neben der Kirche hie und da der alleinige Grundbesitzer und schon imstande sein Haus mit Glasfenstern zu schmücken; auch in Österreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten wie in den neubesiedelten Landschaften zwischen Elbe und Oder lebte noch vielfach ein freier Bauernstand. In andern Gegenden, besonders im inneren Deutschland, wo er mehr vereinzelt unter Hörigen wohnte, im südlichen Franken, in Würtemberg, im Stifte Kempten war seine Lage schon längst eine üble geworden. Seitdem die Anschläge des Reichs, die Auflagen des Landesherrn, überhaupt die wachsenden Bedürfnisse stetig die Anforderungen mehrten, konnten die Bauern, deren Abgaben und Lasten jahrhundertelang dieselben geblieben waren, nur mit steigender Unruhe in die Zukunft schauen. Weit schlimmer aber stand es mit den Zinsbauern und der Masse der Hörigen unter weltlicher und geistlicher Grundherrschaft.

Auch im späteren Mittelalter lebten die Fronherren durchweg noch von dem Ertrage ihrer Höfe; Lebensmittel, Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse der Haushaltung mußten von den Kolonen geliefert werden, wenn nicht bereits Geldleistungen an deren Stelle getreten waren. Bald aber begnügte sich der Grundherr, dessen Bedürfnisse mit der Zeit immer höher stiegen, nicht mehr mit den herkömmlichen Beträgen; er war auch berechtigt im Fall der Not von seinen Hintersassen noch allerlei Steuern zu fordern. Das Einschreiten der öffentlichen Gewalt trug vielfach dazu bei die Bedrückungen zu unerträglicher Höhe zu steigern, mochten den Bauern auch sonst die größeren Preise gestatten, weiteren, durch die Zeit bedingten Anforderungen seines Herrn gerecht zu werden. Bekannt ist ja, wie ein Abt von Kempten, der harten Bedrückung seiner Bauern beschuldigt, sich mit der Bemerkung zu verteidigen suchte, daß er nur so handle wie andere Herren auch. Vor allem war es der Forstschutz, der, von der herrschenden Waldverwüstung und dem Jagdvergnügen zuliebe hervorgerufen, bei den steigenden Holzpreisen den Bauern grausam bedrückte. Indes trifft man in Gegenden, die von dem sogenannten Bauernkriege des 16. Jahrhunderts freiblieben, oft auf Anordnungen, die keineswegs eine besondere Härte zeigen. Auch konnte der Grundherr z. B. in Holstein und Mecklenburg für unbefugtes Holzfällen nur auf 60 Schilling erkennen, bei der Todesstrafe war immer die Zuziehung des fürstlichen Vogtes erforderlich.

In weit üblerer Lage befand sich die Klasse der mehr oder minder Hörigen; hielten sie sich in besseren Jahren, wo an Getreide kein Mangel war, auch leidlich gut, weil ihnen selber nichts abging, so war in dem Unterhalten seitens des Herrn doch der Ansatz gegeben, der Tausende von Deutschen in Zeiten der Not herabdrückte und mit einer Last beschwerte, die härter war, als die Sklaverei.

Man begreift so, wie Rosenblüt klagen kann: der Edelmann lasse sich von dem Bauern nähren, ohne ihm Friede zu schaffen; er treibe seine Forderungen immer höher, dann schelte der Bauer, und der Edelmann werfe ihm sein Vieh nieder. Es war nur die Frage, wie lange „das mühselige Volk der Bauern, Köhler und Hirten, das jedermanns Fußhader und mit Fronen, Zinsen, Gülten, Steuern, Zöllen hart beschwert und überladen", es an bloßem Schelten genügen ließ.

Was der Hörige im Süden dachte, wenn er abends die Frösche zur Ruhe bringen, damit sie den Schlaf des Herrn nicht störten, wenn er die harten Fronen mit Weib und Kind unter Mißhand-

lungen aller Art jahraus, jahrein ertragen mußte; was den Zinsbauer bewegte, der sich in Gefahr wußte in die Stellung der Hörigen herabgedrückt zu werden, und der freie Landsasse fühlte, der das Erbteil der Väter, Haus und Hof zu verlieren fürchtete, davon erfahren wir nichts von den Chronisten, aber die folgenden Ereignisse werfen ein helles Licht auf alles, was schon damals in der Seele des gemeinen Mannes vor sich ging.

Die Besorgnis vor einer furchtbaren Erhebung der Niederen und Gedrückten begann bereits im 14. Jahrhundert deutlich hervorzutreten. Hatte früher die christliche Weissagung von einer blutigen Strafe der entarteten Geistlichkeit geredet, wurde jetzt der Gedanke an eine Züchtigung der weltlichen Großen und an einen Ausbruch der Volksgerechtigkeit gegen die Tyrannei der Fürsten und des Adels laut und immer lauter, bis er das Volk selbst mit in die allgemeine Stimmung fortriß.

Überall hatte die Umgestaltung der städtischen Verfassungen durch die Zünfte die untersten Volksschichten tief erregt, und noch immer war die Gährung in den Gemeinden nicht verschwunden, der alte Widerstreit zwischen Rat und Gemeinde entwickelte sich besonders wegen der steigenden Geldforderungen überall zu blutiger Gewaltthat. In Oberdeutschland hörte man immer wieder von den Siegen der freien Eidgenossen über die Herren; in Wehr und Waffen unter der Dorflinde versammelt, sehen wir die Bauern, pochend und trotzig wider ihre Bedrücker, mit Begier den Liedern und Zeitungen lauschen, die von den Bergen zu ihnen herübertönten. Nicht weniger fühlte das ganze Reich die Erschütterung, die von den „groben, ketzerischen Bauern" in Böhmen ausging und der vorhandenen Angst vor einer Umwälzung immer neue Nahrung gab. Eine Erhebung der verschuldeten Bauern um Worms, die im Winter 1431 auf 32 ihre Forderungen mit dem Dreschflegel und mit aufgeworfenem Panier geltend zu machen suchten, erregte weithin Schrecken, und als 1443 ein neuer Aufruhr im Würzburgischen entstand, hieß es: „So waren Land und Leute durch schlechte Regierung, durch Steuer, Abgabe, Fehde, Feindschaft, Krieg, Brand, Mord, Gefängnis und andres in große Armut gekommen. Niemand vermochte dessen, so ihm der Allmächtige bescheret, weder zum rechten Wert und Nutz selbst zu gebrauchen, noch anderen sonst etwas füglich zuzuwenden. Und daß in der nächsten Zeit die Dinge gut geworden wären, dazu fehlte es sehr weit, denn Kriege, Brennen, Rauben, Würgen, Fangen, Stöcken, Pflöcken, Schätzen viel heftiger ward, denn vorhin gewesen."

So gefährlich erschien die Lage in Deutschland, daß man selbst am päpstlichen Hofe von den „hussitischen“ Neigungen der „armen Leute“ jenseit der Alpen sprach. Man erkannte wohl, wie ein Teil des böhmischen Adels mit dem niederen Volke zusammen die Geistlichkeit und das Bürgertum niedergeworfen und ihres Gutes entledigt hatte, und sah in der hussitischen Bewegung ihrem Wesen nach einen Bauernkrieg, in dem die religiöse Ketzerei mit dem widerrechtlichen Freiheitsdrang der „Buben und Bauern“ verbündet war.

„Also wurden nun die Böhmen“, so berichtet die Klingenberger Chronik über die damaligen Anschauungen in Deutschland, „stark und mächtig, und ward ihr Übermut so groß, daß man sie allenthalben fürchtete und alle frommen Leute sich entsetzten, daß die Büberei auch in anderen Ländern aufstände und die Frommen und Gerechten und die Reichen drückte. Denn das war recht ein Lauf für arme üppige Leute, die nicht arbeiten mochten und doch hoffärtig, üppig und öd waren; die grob und schnöd waren und den Böhmen ihrer Ketzerei und Unglaubens gestunden, so sie glimpflichst konnten, und wo sie das nicht öffentlich zu thun wagten, da thaten sie es heimlich, denn sie mußten die Frommen und Gerechten fast darin scheuen. Also hatten die Böhmen viel grober Leute, die ihre heimlichen Gönner waren. Wie man denn in denselben Zeiten fast geneigt war wider die Pfaffen und es das gemeine Volk desto lieber hörte, hatten sie der Pfaffen zu wert und wie jedermann mit den anderen teilen sollte sein Gut; was auch viel schnöden Leuten wohl gefallen hätte und auch wohl bekommen wäre. Also regte sich der alte Haß, den die Bauern und die Pfaffen zu einander haben.“

Hatte sich so mehr und mehr der „grobe Bauer“ und das gemeine Volk, „das große Steuern auf die Reichen und die etwas haben setzen wollte“, als der natürliche Vertreter aller Umsturzgedanken in den Vordergrund geschoben, so begreift sich, wie der Züricher Hemmerlin den „Rustikus“ als ein scheußliches, halb lächerliches, halb furchtbares Gespenst schildern und doch ihm wieder Worte in den Mund legen kann, die ganz aus der Seele des armen Volkes gesprochen sind. In seinem Grimm über die Gewaltthaten der Fürsten und Herren wünscht der Bauer, es möchte gar keine Pferde und Maultiere, sondern nur Acker- und Lastvieh geben; das sei zum Feldbau genügend und für den Weltfrieden höchst vorteilhaft. Mit Stolz beruft er sich darauf, daß Adam ein Bauer gewesen, sein Stand der erste und edelste sei. Und wenn sein Gegner an Noahs Söhne und den Fluch erinnert, greift der Bauer zu den Worten des Psalmisten (69, 26 ff.), die in religiös erregten

Zeiten so oft zum Schlachtrufe wie zum Trostgebete der Verfolgten geworden sind: „Gieße deine Ungnade auf sie, und dein grimmiger Zorn ergreife sie. Ihre Wohnung müsse wüste werden, und sei niemand, der in ihren Hütten wohne. Denn sie verfolgen, den du geschlagen hast, und rühmen, daß du die Deinen übel schlägest u. s. w."

Auch gelehrte Männer stimmten ganz in diesen Ton ein. Wie Nikolaus von Cues, der das Reich zur Zeit des Baseler Konzils unter der Selbstsucht der Fürsten erliegen, die Unterthanen überbürdet, das Recht zum Nachteil der Armen gebeugt sah, einmal warnt: „Wie die Fürsten das Reich verschlingen, so verschlingt einst das Volk die Fürsten", so droht ein anderer kaum ein Menschenalter später den wölfischen Geistlichen, den räuberischen Fürsten und tyrannischen Herren mit der nahen Rache: „Ich will ihnen begegnen wie ein Bär und will ihr Herz zerreißen und will sie wie ein Löwe fressen."

Das Bewußtsein von den herrschenden Mißständen lebte aber nicht allein in den gelehrten Männern der Kirche und der Wissenschaft; seitdem die Volkslitteratur mit einer unerhörten Kühnheit über die kirchlichen und politischen Zustände herzufallen begonnen, hatte der Glaube, daß alles von oben bis unten im geistlichen und weltlichen Stande faul und angefressen sei, weite Kreise ergriffen. Der Nürnberger Barbier Hanz Foltz erklärt alle höchsten Häupter und die Mächtigen in den Städten arg befleckt, das weltliche Schwert ganz verrostet, ja er beschuldigt den Kaiser Friedrich III. geradezu der Bestechlichkeit; ein anderer wünscht, man möge dem Adel alle seine Schande an die Stirn schreiben, ihrer seien sieben nur einen Bauer wert, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker dünge, als was Adel sei, und wie die Fledermäuse flögen sie davon, wo es gelte, das Land zu verteidigen oder Steuern zu zahlen. Allgemein ist die Unzufriedenheit über die parteiische Handhabung der Rechtspflege; das edle Recht sei krank geworden, dem Armen kurz, dem Reichen lang.

Zu allem kam noch, daß wundersame Sagen und Weissagungen im Volke umliefen, welche die Gemüter mit der Ankunft des Antichrists, mit bevorstehenden Zeiten großen Jammers oder mit Bildern von zukünftiger Glückseligkeit erfüllten. Nach den zahlreichen und mit großer Entschiedenheit auftretenden Zeitstimmen ist es kein Zweifel, daß die Erwartung eines über die Kirche hereinbrechenden Strafgerichts ganz allgemein verbreitet war und sich an den Namen Kaiser Friedrichs II. knüpfte, den man im Kyffhäuser schlafen ließ bis zu seiner Zeit.

Kaiser Friedrich, so erzählte man sich in allen Klassen, werde kommen, um die ganz verdorbene Kirche zu reformieren, ja er müsse kommen, und wenn er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Staub verbrannt wäre, denn so sei es von Gott bestimmt. Und wenn er nun wieder seine Herrschaft erlangt habe, werde er der armen Tochter den reichen Mann zur Ehe geben, Mönche und Nonnen verheiraten, den Witwen und Waisen und allen Beraubten das ihrige zurückerstatten und jede Gerechtigkeit erfüllen; er werde die Priester so heftig verfolgen, daß sie ihre Tonsur mit Kuhdünger bedeckten, um sich zu verbergen, die Minoriten vertreiben, über das Meer segeln und an einem dürren Baum seine Herrschaft ablegen. Man sah in Friedrich den Hort der Armen, der gute Tage bringen werde; er erschien darum vorzugsweise den Bauern, Hirten und Dorfbewohnern als Waller und verkündigte ihnen, daß er wiederkehren werde, wenn seine Zeit gekommen sei. An seinen Namen hatte sich jede Zeithoffnung geknüpft, der Glaube an sein Erscheinen sich so tief in dem Bewußtsein der Menschen festgesetzt, daß, wer immer unter den Fürsten der nächsten Zeit seinen Namen trug, die Hoffnung erweckte, daß er das Werkzeug einer großen und glücklichen Veränderung werde. Darum hielt auch später Luther die Prophezeihung, die er in seiner Kindheit in seiner Heimat gehört, durch Friedrich den Weisen erfüllt, der wahrhaftig hätte Kaiser sein können, wenn er gewollt; indem er dem Evangelium zum Siege verholfen und die heilige Schrift von dem Drucke der Geistlichkeit befreit habe, sei durch ihn auch das heilige Grab erlöst.

Je düsterer die Auffassung der Zukunft wurde, desto mehr suchte man in den Sternen zu lesen. Hoch und niedrig huldigte diesem Glauben. Selbst Kaiser Friedrich III. wollte aus der Stellung der Gestirne die Geschicke seines Hauses erkennen, in dem Angesicht eines Menschen, in den Zügen seiner Hand die Zukunft desselben vorausschauen. Wie er an die verborgenen Kräfte, die Natur und Geschick bestimmten, glaubte, so huldigten auch die Gelehrten und Forscher der gleichen Anschauung. Als 1446 ein Komet erschien, deutete alle Welt seine Erscheinung auf die Erniedrigung der Gewaltigen und Erhöhung der Niedrigen, und schon 1439 wollte ein Geistlicher in den Sternen gelesen haben, man stehe vor der Ankunft „des furchtbaren pfaffenfeindlichen Kaisers." Wenn der Bauer in seinem Kalender nachsah, ob Regen oder Sonnenschein bevorstehe, fand er dabei die wundersamsten Dinge über die Kraft und Wirkung der Planeten, über Kriege, Aufstände und Verfolgungen; mit gläubigem Vertrauen nahm er die Weissagung entgegen, unter der

Herrschaft des Mars (1496) werde der Adel gedemütigt und jedes Ding nach dem Willen des Volkes gewendet werden.

Alles, was die Zeit bewegte, erscheint zusammengefaßt in jener denkwürdigen Schrift eines deutschen Weltgeistlichen, die sich unter dem Titel: „Kaiser Sigismunds Reformation" an das Herz und das Gefühl des Volkes wendet. Das große Werk soll zunächst mit Hilfe der Städter jener Friedrich vollziehen, an den der gemeine Mann wie an einen Messias glaubte; als ein Prophet des Bauernkrieges wendet er sich aber auch an die Volksmasse und fordert schon auf Grund der christlichen Freiheit die Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit; wenn ein Adeliger sich weigerte, sollte man ihn ganz abthun, weigerte sich ein Kloster, es ganz zerstören; er verlangt, daß der Holz- und Feldbann abbestellt, der Wasserbann und die Zölle beschränkt, die Zehnten aufgehoben, alle Zinsen auf Grund und Boden abgelöst würden. Und wie den Bauern, so will er auch dem kleinen Mann in den Städten helfen; die Zünfte sollen verschwinden, die großen Handelsgesellschaften aufgelöst, die Preise der Lebensmittel und die Löhne durch die Handwerker selbst festgesetzt werden. Wiederholt rät er, fröhlich drein zu schlagen und das Schwert zu gebrauchen; das letzte Weltalter sei verlaufen, die Zeit der christlichen Freiheit gekommen, und die Kleinen würden nach der Verheißung der Propheten erhöht und die Hohen erniedrigt werden. „Wenn nun die gemeine Welt bekennen wird unsere Freiheit, so ist den mächtigen Häuptern die Gewalt genommen; denn wer möchte gegen sich selber und lieber eigen denn frei sein? Christus hat diese Freiheit den Menschen gesetzt, darum, edle freie Christen, thut dazu, als wir gern kommen wollten zur ewigen Ruh."

Die Reformation Kaiser Sigismunds erscheint als das erste revolutionäre Schriftstück in deutscher Sprache, das besonders in dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zur Verbreitung und Wirksamkeit gelangte und den prophetischen Glauben des Volkes auf zukünftige glücklichere Zeiten, die Verzweiflung an einer Besserung von oben und die Hoffnung auf eine Erhebung der unteren Schichten zu wirkungsvollem Ausdruck bringt.

Auf dem kleinen Mann sollte danach fortan die Zukunft ruhen; der Arbeit und dem Ackerbau wird der erste Platz angewiesen, wie ja auch Luther den Ackerbau eine göttliche Nahrung nennt. Ohne Ackerbau und den Pflug könne der Ritter nicht leben; wäre der arme Bauer nicht, müßte der Junker selber graben und hacken. Der Adel erscheint als der gemeinsame Feind, gegen den der gemeine Mann und der Mittelstand zusammenstehen müßten. Wie macht nicht Hans

Rosenblüt in seinen Fastnachtsspielen mit scharfen Worten seinem Unmute Luft! Als Anwalt der gequälten Kaufleute und Bauern läßt er einmal unter dem Geleite der Stadt Nürnberg den Großtürken auf deutschem Boden erscheinen, um die Christenheit zu reformieren; er hat am Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niederen will er ausrotten. „Ihr seid alle", sagt er dem päpstlichen Boten, der ihm mit dem Banne droht, „untreu einander, ihr habt böse Münzen, falsche Richter und ungetreue Amtleute. Ihr habt Juden, die euch mit Wucher fressen und in gutem Frieden sitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Rosse reiten und um den Glauben sich wenig kümmern; ihr habt böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt; ihr habt große Beschwerung und kleinen Frieden, wo ist einer, der das alles auslöscht?" Den Kurfürsten läßt der Türke sagen: „Eure Kühe sind viel zu fett, eure Rosse zu glatt; alle Jahre erhöht ihr dem Bauer die Steuer, und wenn er nur den Mund aufthut, so schlagt ihr ihn nieder wie ein Rind, mögen sein Weib und seine Kinder verderben." In dem Gedichte vom „Einsiedel" schildert der Dichter dann die Lage der Welt in trübem Lichte: das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof; es gibt keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist; sie beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauten; die Ritterschaft hat ihr Schwert verloren, mit dem sie sonst Witwen und Waisen schützte, Fürsten und Adel sind von Schande entstellt. Zum Papst wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen und ins Stift den, der große Freunde hat, vor denen den Armen grauft, und die im Lande sengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die hinter dem Busche gelauert, werden Domherren, die heilige Dinge lesen sollen. Wird einer Bischof, so raubt er im Lande im Eisenhut und Panzer zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche den Armen nähren sollen. Kaum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch lehrt, und in den Gemeinden steht es nicht besser.

Wahrhaft ergreifend ist es, wie derselbe Dichter, der die groben Bauern so derb verspottet hat wie irgend einer, den Ackerbau in überschwenglicher Weise feiert. Von allem, was Gott geschaffen an Laien und Pfaffen, ist nichts so edel als der Ackersmann; der Klang des Dreschflegels ist ihm schöner als der Nachtigall Gesang; alle Marienwonne gilt ihm nichts gegen den Trost, den der Bauer gibt:

Ich lob dich, du edler Bauer,
für alle Kreatur,
für alle Herren auf Erden;
der Kaiser muß dir gleich werden.

Der Schweiß, der das Antlitz des Arbeiters netzt, wäscht seine Seele so rein, daß ihre Schöne bis in den Himmel reicht; alles Wissen und Können der Schulen, alle Theologie, Philosophie und Medizin ist zusammen nicht so kräftig als der Tropfen, der auf der Stirn des Arbeiters perlt. Der Tropfen spaltet sich in vier Teile; einer löscht das höllische Feuer, der andere wäscht die Seele rein, der dritte steigt gen Himmel und harft und geigt, daß selbst der dreieinige Gott bewegt wird, der vierte sammelt alle guten Werke der Christenheit mit Fasten, Beten, Almosen, Wallfahrten und die Verdienste aller Märtyrer und macht den Arbeiter ihrer teilhaft. So rückt der Dichter die Arbeit in das Licht religiöser Verklärung, hält sie höher als die des Geistes und stellt sie den von der Kirche gepriesenen gottgefälligen Leistungen ebenbürtig zur Seite.

Neben der Verachtung des „groben und einfältigen" Bauern, neben der Furcht vor dem „mutwilligen" Pöbel hatte sich so eine entgegengesetzte Anschauung gebildet oder vorbereitet, die gerade von den Einfältigen und Armen nach dem Evangelium das Heil erwartete. Sie war ganz dazu angethan, sich mit jenem allgemeinen Widerstand der Laienwelt gegen die entartete Geistlichkeit zu verbinden, wie er besonders am Schlusse des Jahrhunderts aus der populären Litteratur hervorleuchtet. Dabei tritt die merkwürdige Thatsache uns entgegen, daß aller Kampf die dogmatische und religiöse Seite nicht berührt. Nur die Verweltlichung der Geistlichkeit ist es, die verspottet wird, und noch ist nicht der gemeine Mann der Träger des reformatorischen Gedankens, wie er später erscheint. Wohl aber mußte sein Haß gesteigert werden, wenn er die Weltlust der Geistlichkeit sah und sein kümmerliches Dasein damit verglich. Lebendig eifert schon Rosenblüt gegen die Pfaffen, „die hohe Rosse reiten, aber nicht mit den Heiden streiten mögen;" im „Eulenspiegel" werden die gemeinen Pfaffen mit ihren Kellnerinnen, säuberlichen Pferdchen und vollen Küchen fast am meisten verspottet; auch im „Reineke" spielen ihre Haushaltungen mit den kleinen Kindern eine Rolle, und der Erklärer nimmt es sehr ernsthaft damit und erörtert, daß die Sünden der Pfaffen wegen des bösen Beispiels noch höher anzuschlagen seien als die der Laien. Wie kämpft ein Hemmerlin nicht wider das unaufhörliche Anwachsen der geistlichen

Güter, wodurch ganze Dörfer verschwänden und halbe Gaue verödet lägen, gegen die übermäßige Zahl der Feiertage und die Eheloſigkeit der Geiſtlichen! Eine Menge Gebräuche und Rechte, die den gemeinen Mann drückten, leitete man nur von der Geldgier derſelben her. Man fand, die Geiſtlichkeit nehme von jedem Stand und Geſchlecht nur das Angenehme und fliehe das Peinliche. Von den Rittern nehme der Prälat glänzende Umgebung, großes Gefolge, prächtiges Reitzeug, den Falken auf der Bruſt, mit den Frauen teile er den Schmuck der Gemächer und die Gartenluſt, aber die Laſt der Harniſche und die Mühe der Haushaltung wiſſe er zu meiden. Wer ſich einmal gütlich thun will, ſagte das Volk, der ſchlachte ein Huhn, wer ein Jahr lang, der nehme eine Frau, wer es aber alle Tage gut haben will, der werde ein Prieſter. Alles werde von Geiſtlichen und Mönchen weggefreſſen, was bleibe da dem gemeinen Manne noch übrig? In Büchern in deutſcher Sprache mit derb volkstümlichen Bildern wurde geradezu die Verfolgung und Tötung der Geiſtlichkeit angekündigt. Bauern halten darin die Meſſe ab, während Pfarrer und Mönch ſich am Pfluge abmühen; bald, heißt es, werde es dahin kommen, daß der niedrigſte und verachtetſte keine Scheu tragen dürfe, an der höchſten Zier der geiſtlichen und weltlichen Gewalten ſeine Schuhe zu ſäubern.

Wohin man ſieht, eine ungeheure Unruhe hatte mit der Wende des Mittelalters die Gemüter ergriffen, und unaufhörlich vernimmt man das dumpfe Brauſen eines unbändigen Elements in dem Innern des Bodens, worauf man ſteht.

Harter Druck durch Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit hatte ſchon in verſchiedenen Teilen des Reichs den armen Mann zum Aufſtande getrieben. Um einen jugendlichen Schwärmer, den Hirten und Pauker von Niklashauſen, der Vernichtung der Pfaffen, Teilung der Güter der Geiſtlichen und Herren unter die Gemeinde, eine allgemeine Umwälzung auf den 13. Juli 1476 angeſagt, ſammelten ſich Tauſende von Pilgern, um das Gottesgericht zu vollziehen. Als biſchöfliche Reiter ihn nach Würzburg entführten, wo er verbrannt ward, ſtürmten die Pilger mit brennenden Kerzen durch die Nacht ihrem Propheten nach; ſie glaubten, die Feſte Marienberg werde ebenſo fallen wie Jericho, und mußten von den Biſchöflichen auseinandergeſprengt werden. In den Niederlanden traten die „Käſebrüder“ auf, die Fahnen trugen mit dem Bilde eines Heiligen, zu ſeinen Füßen ein Gerſtenbrot und grüner Käſe zum Zeichen ihres großen Elends und ihrer beſcheidenen Wünſche; gegen den Abt von Kempten erhob ſich gar ein förmlicher Bauernbund (1491). Schon war hie und da auch der ge-

meine Mann bewaffnet worden; aus seiner Mitte gingen die Scharen der Landsknechte hervor, die einen Namen unter den europäischen Milizen behaupteten. Hatte früher der Bauer gegen Bedrückungen hinter den Mauern der Städte Schutz gesucht, so trat er jetzt, wenn er Haus und Hof verlassen, in die Reihe der Knechte und lernte hier, welche Macht ihm beiwohne, wenn er sie wie die nahen Schweizer gegen seine Bedränger gebrauche. Bereits im Jahre 1493 bildete sich im Elsaß ein in tiefes Geheimnis gehüllter Bund mißvergnügter Bürger und Bauern, die auf unwegsamen Pfaden bei Nachtzeit auf abgelegenen Höhen zusammenkamen und sich verschworen, in Zukunft nicht anders denn nach eigner freier Bewilligung zu steuern, Zoll und Ungeld abzuschaffen, die Geistlichen zu beschränken, die Juden geradezu zu töten und ihre Güter zu teilen. Unter seltsamen Förmlichkeiten, die besonders den Verräter bedrohten, nahmen sie neue Mitglieder auf. Ihre Absicht war, sich zunächst Schlettstadts zu bemächtigen, dann die Fahne mit dem Zeichen des Bundschuhs aufzuwerfen, wie ihn der Bauer vom Knöchel an aufwärts mit Striemen band, den Elsaß in Besitz zu nehmen und die Schweizer zu Hilfe zu rufen. Aber allen furchtbaren Drohungen zum Trotz wurden sie dennoch verraten, auseinandergesprengt und auf das schärfste gezüchtigt. Hätten die Schweizer damals ihren Vorteil verstanden und ihre Nachbarn nicht durch die Grausamkeit ihrer Verwüstungen gereizt, so würden sie, wie die Zeitgenossen versichern, überall an den Grenzen den gemeinen Mann an sich gezogen haben. Welche Gedanken unter den Leuten umgingen, davon zeugte ein Bauer, der während der Friedensverhandlungen zu Basel in den Kleidern des erschlagenen Grafen zu Fürstenberg erschien. „Wir sind die Bauern", sagte er, „welche die Edelleute strafen!"

Schon erfüllten hier und da religiöse schwärmerische Ideen die Leute; alle Tage sollten die Bauern um Bruchsal in der Herrschaft des Bischofs von Speier (1502) ein jeder ein Paternoster und Avemaria beten; ihr Feldgeschrei sollte sein: „Unsere Frau!" Sie wollten erst Bruchsal nehmen und dann fortziehen, fort und immer fort und an keinem Ort mehr als vierundzwanzig Stunden verweilen: der gesamte Bauersmann im Reiche werde ihnen zufallen, alle Menschen müsse man in ein Bündnis bringen und damit die Gerechtigkeit Gottes auf Erden einführen. Schon ging überall die Losung um:

„Loset, was ist nun für ein Wesen?"

und als Antwort erscholl:

„Wir mögen von Pfaffen und Adel nicht genesen."

Wie im Breisgau, in Steiermark, Kärnten und Krain (1505), so hatte auch in Würtemberg der Bundschuh als der „Arme Konrad“ oder „Koentz“ sein Wesen, seine Güter „nirgends“ und seine Heimat auf dem „Hungerberge.“

Gegenüber so großen Aufgaben, die ihr aus diesen tiefgehenden Erregungen und Erschütterungen erwuchsen, versagte die Reichsgewalt vollständig. Dem Kaiser Maximilian fuhr wohl einmal der flüchtige Gedanke durch den Sinn, diese Ungewitter der Tiefe gegen die ihm feindlichen Stände zu entfesseln; aber auch ihm erlahmte die Kraft, die er in auswärtigen Kriegen erschöpfte. Das innere Deutschland blieb seinem eignen Treiben überlassen; die landesherrlichen Gewalten mußten sich selber helfen; sie erstickten wiederholt die Bewegung in Blut, ohne doch auf die Dauer Ruhe zu schaffen.

Es wäre aber ein Irrtum, wenn man glauben wollte, daß in den leitenden Kreisen der Reichsverwaltung, der Fürsten und Landesherrn nicht ein Bewußtsein von der drohenden Nähe des Umsturzes vorhanden gewesen wäre. Man dachte wohl an die Notwendigkeit den kleinen Mann von Frondiensten, Steuern, geistlichen Gerichten und anderen Lasten zu erleichtern, auch wagte man nicht die Auflagen des gemeinen Pfennigs zu erneuern, aus Furcht, eine Empörung der Unterthanen hervorzurufen, aber das ist eben das Ergreifende in den deutschen Dingen jener Tage, daß man die Revolution vor der Thür sah und doch kein Mittel suchte, kein Mittel fand, den Sturm zu beschwichtigen. Was einige Jahre später der Frankfurter Gesandte an den Rat schrieb, gilt auch schon für die frühere Zeit: „Summa summarum, hier ist nichts als Klage und Gebrechen, höchlich ist zu besorgen, daß dafür kein Rat gefunden wird.“ Wie mochte es werden, wenn die aufgeregten Massen noch andere Mängel als die der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände ins Auge zu fassen begannen, wenn der gärende, gewaltsame, der bisherigen Zustände überdrüssige Geist der Nation sich mit voller Wucht auf die kirchlichen Verhältnisse werfen werde?

Vom Bundschuh im Breisgau.
(1513)

„Da man zählte nach der Geburt unseres Herrn Jesu Christi 1513 Jahr, hat sich begeben, daß in einem Dorf, genannt Lehen, in dem Breisgau gelegen, ist gewesen ein Brotbäckerknecht mit Namen Hieronimus, gebürtig aus der Etsch, und ein anderer mit Namen Jost Fritz, der Hauptsacher und Anfänger des Handels. Die zween sind oft und dick zusammen gegangen mit etlichen Personen mehr,

haben geredet von dem Bundschuh, wie sie den zuwege brächten und ihn auf das allerglimpflichste ins Werk setzten, damit er einen Fortgang hätte. Und ist das ihr Vorgeben gewesen, wenn sie zu einem gekommen sind: sofern er das Geheimnis bewahren wollte und ihnen behilflich sein, wollten sie ihm ein Ding sagen, das da göttlich, ehrlich, ihm und den Seinen und dem ganzen Land nützlich wäre. Dazu etlicher gesprochen, so das göttlich und ehrlich wäre, wollt er ihnen dazu behilflich sein: also haben sie ihnen den Handel entblößt. Und ist dies ihre Meinung gewesen, daß sie fürderhin keinen Herrn wollten mehr haben und gehorsam sein, denn allein dem Kaiser und dem Papst. Zu dem andern: das Holz und Wasser, auch das Gewild soll frei sein. Zu dem dritten: daß sie alle Zins und Gült, so dem Hauptgut (Kapital) gleichgekommen, abthun und fürderhin nicht mehr zinsen wollten. Zu dem vierten wollten sie machen, daß ein jeder Priester nur eine Pfründe sollte haben. Zu dem fünften wollten sie Zins und Gült der Klöster, so sie zu Überfluß haben, zu ihren Handen nehmen, damit sie und ihre Kinder desto besser aufkommen möchten. Zu dem sechsten wollten sie, daß niemand den anderen solle recht verklagen, denn vor seinem Richter, da er gesessen ist. Zu dem siebenten, daß alle Ladbriefe, Mahnbriefe, Bannbriefe fürderhin nicht mehr sollen angenommen werden. Zu dem achten, daß das Rotweiler Gericht keine Kraft mehr haben solle. Zu dem neunten: alle, die mit ihnen dran seien, wollten sie bei dem ihren lassen. Zu dem zehnten: welcher sich wider ihr Vornehmen setze, wollten sie zu Tode schlagen.

Die Artikel und etliche mehr, hier auf das kürzeste gesagt, haben sie einander auf der Hartmatten (einer Wiese bei Lehen) vorgehalten, auch den Fähnrich und Hauptleute bestellt, und ist obgemeldeter Jost Fritz, der Hauptsacher, Hauptmann worden und Jakob Hauser Fähnrich, wiewohl er sich des weigerte, angesehen seiner Armut und es auch nie gekannt hatte. Worauf ihm Jost Fritz antwortete, wenn ihr Vorhaben einen Fortgang hätte, würde er wohl bekleidet werden. Als er sich nun des ergab, legten sie eine Steuer unter sich zu dem Fähnlein an, ratschlagten auch weiter von dem Wortzeichen, so einer zu dem anderen käme. Und war das Wortzeichen: „Guter Gesell, was ist dein Wesen? „Der arme Mann mag nimmer genesen." Doch ward nichts Endgültiges von diesem Wortzeichen beschlossen.

In diesen Dingen gingen Jost Fritz und das alte Vogtlein von Lehen gen Freiburg und kamen zu einem Maler und gaben ihm das Fähnlein an zu machen also: daß an dem Fähnlein sollte sein ein

Kruzifix, unser Frau und Sankt Johann und das Zeichen des Papstes und des Kaisers und ein Bauer und eine Bäuerin mit einem Bundschuh mit goldenen Riemen. Als nun der Maler hörte von dem Bundschuh, erschrak er und fürchtete, es ginge nicht recht zu, wollte nicht mit ihnen beschließen, sondern hieß sie wieder kommen und brachte es weiter, was aber Jost Fritzen „bedaucht"; er machte sich davon bis gen Heilbronn. Da kam er zu einem Maler, sagte ihm auch das gleiche von dem Bauer. Antwortete ihm der Maler: „Ich habe allwege gehört, es solle ein Bundschuh aufstehen." Worauf Jost Fritz: „Nicht also; ich habe das verheißen in Kriegsläuften und will es bringen unser Frauen gen Aachen, bin eines Schuhmachers Sohn, darum will ich einen Bundschuh drin haben." Also ward der Maler überredet und machte ihm das Fähnlein. —

Da Jost Fritz vermerkt, (daß das Geheimnis verraten sei) berufft er seine Gesellen wieder auf die Hartmatten, hielt ihnen vor, er fürchte, die Sache wäre ausgekommen, denn die von Freiburg hätten große Hut. Darum sie wollten jetzt stillstehen und nicht weiter handeln in ihrem Fürhaben. Doch nahm er sie da in Eid, ein Geheimnis zu halten. Als nun aber die von Freiburg und Markgraf Philipps von Baden etliche gefänglich eingezogen, wich Jost Fritz, Jakob Hauser, der Fähnrich, und seiner Gesellen noch einer und kamen gen Liestal unter der Herren von Basel Gebiet, da sie dann gefänglich wurden angenommen. Doch entrann der rechte Hauptsacher Jost Fritz, der da das Fähnlein bei sich hatte. Und wurden die zwei gen Basel geführt und da gerichtet, denen Gott gnädig und barmherzig wolle sein. Gott wolle auch alle guten, frommen Biederleute behüten und beschirmen vor bösem Fürnehmen und ihnen geben Erkenntnis der Gehorsamkeit."

Pamphilus Gengenbachs Bericht. Zwickauer Bibliothek VIII. — v. Bezold: Histor. Zeitschrift 41. — v. Maurer: Geschichte der Fronhöfe. Erlangen 1863. — v. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1867. — v. Buchwald: Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Kiel 1887.

2. Fahrende Schüler.

In einer Zeit, wo das 15. Jahrhundert sich schloß und ein neues anhob, hatte eine geheimnisvolle Unruhe auch die Gemüter der unteren Volksschichten ergriffen; wie der Kaufmannssohn den großen Plätzen des Welthandels, der Fürstensohn den Reichstagen zustrebte, ebenso geriet der kleine Mann, das Kind des Landmanns und des Handwerkers, ins Schwärmen; während sich der eine von den Hauptleuten der Landsknechte anwerben ließ, um in den Schlachten und Stürmen gegen die Welschen Beute zu gewinnen, stand der Sinn des andern nach friedlicherem Erwerb; in seinem Wissensdrange wanderte der künftige Träger der deutschen Bildung von einer Schule zur anderen, von einer Universität zur anderen, bis er an ihr oder im Dienste der Kirche oder eines fürstlichen Herren seine Lebensstellung gefunden.

In den lateinischen Schulen konnte der wißbegierige Knabe die geheimnisvollen Kenntnisse erwerben, die in dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit eine Macht darstellten; aus den entlegensten Thälern liefen sie in die unbekannte Welt hinaus, um diese Wissenschaft zu suchen und drängten sich, arm und oft ohne Kleider und Schuh, massenhaft zu den alten und neuen Schulmeistern. Glücklich, wer ein Buch geschenkt erhielt und den Text desselben nicht erst mühevoll abzuschreiben brauchte! Ein Donat oder Sulpicius, aus dem man deklinieren, konjugieren und leichte Satzbildung lernte, war ihm ein unersetzlicher Schatz. Waren die frommen Stiftungen des Ortes, wo sich eine Schule befand, oder die Privatwohlthätigkeit der Bürger ausgenutzt, so zog er weiter, um anderswo sein Heil zu versuchen. Oft trieb ihn der Ruf eines neuen Lehrers oder das Gerücht, daß in einer anderen Stadt Griechisch oder gar Hebräisch zu lernen sei, in die Ferne, selbst viele Meilen und Tagereisen fort.

Ein solches Vagantentum war nur in Deutschland und nur in einem Zeitalter denkbar, wo die vielfache Spaltung der Nation in Stadt und Gemeinde, in Standes- und Gewerbskörperschaften

sowie in eine ebenso große Mannigfaltigkeit der Rechtsverhältnisse das Bestehen und die Handhabung einer wirksamen Polizeigewalt unmöglich machte. Namentlich beförderten die zahlreichen, von frommen Leuten gestifteten Schulstipendien, die meist in wöchentlichen oder auch täglichen Brotausteilungen bestanden, dieses Treiben. Die Schulhäuser waren wie Klöster mit einer Menge von Zellen für die Wandernden versehen, anderswo gab es eigne Hospizen, selbst Privatleute nahmen sie aus Gutherzigkeit oder wie eine Art Hofmeister auf. Wer sich nun zum Chorgesange verpflichtete, erhielt dafür Geld oder Brot und konnte sich bei Leichenbegängnissen und und anderen Gelegenheiten ein Almosen ersingen. Außerdem war auch das Betteln selbst gestattet, weil man sich im Mittelalter und noch lange nachher ein Gewissen daraus machte, dasselbe an und für sich zu verbieten. Die Nürnberger Bettlerordnung vom Jahre 1478 und die Würzburger vom Jahre 1490 sprechen es deshalb auch geradezu aus, daß einem fahrenden Schüler, wenn er nur die Schule fleißig besuche, Almosen zu betteln erlaubt sei.

Wie überall, wo sich Deutsche damals zusammenfanden, so bildete sich auch unter den Vaganten eine Art Ordnung aus, der jeder verfiel; sie schufen sich selbst eine eigene Sprache, von der uns der „liber vagatorum“ nähere Auskunft gibt. So heißt es im sechsten Kapitel desselben von den „Kammesierern“: „das sind betler, das ist jung scholares, jung studenten, die vater und muter nit volgen und iren meistern nit gehorsam wollen sein und apostatieren und kommen hinder bös gesellschaft, die auch gelehrt sindt, in der wanderschaft, die helfen in das ir verjonen (= verspielen), versenken (= versetzen), verkümmern (= verkaufen) und verschöchern (= vertrinken); so lernen sie betlen und kammesieren und die hauzen (= Bauern) beseflen (= betrügen).“ Damit stimmt auch, wenn es in dem Liede des „fahrenden Schülers“ heißt:

Mein Orden ist ein freies Leben,
dem wir die Regeln haben gegeben.

Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, weil sie den Bauern die Hühner wegschossen (= stahlen), waren, wie die Lehrlinge den Gesellen, ihren älteren Genossen, den Bacchanten (vom lat. bacchari = schwärmen), zu allen, auch den niedrigsten Diensten verpflichtet. Übernahmen diese es, ihnen das, was sie selbst auf der Schule gelernt, beizubringen, so mußten sie wieder für ihre Lehrmeister betteln und stehlen. Ergriff den Bacchanten die Wanderlust, so folgte ihm sein Schütze als Ernährer; jahrelang schweiften sie so oft

von Schule zu Schule; manch einer sank in kürzerer oder längerer Frist in rohe Liederlichkeit, andere verkamen in Hunger und Siechtum oder folgten der Werbetrommel der Landsknechte.

Um das Jahr 1490 wanderte Johannes Butzbach, der Tuchmachersohn aus Mitlenburg in Franken, als zwölfjähriger Knabe in die Welt hinaus, um die Wissenschaft zu suchen. In der Schule war es ihm übel ergangen; von grausamen Mißhandlungen des Lehrers blutbedeckt und an eine Säule gebunden, so traf ihn einst seine Mutter, die auf der Straße sein Wehgeschrei gehört hatte und mit Gewalt in die verriegelte Schulstube gedrungen war. Ein siebenzehnjähriger fahrender Schüler, der Sohn eines Nachbars, der schon den Titel Beanus (= Gelbschnabel) führte, eben von der Hochschule nach Hause kam und von seiner Gelehrsamkeit und dem Studentenleben viel Rühmens machte, hatte sich erboten, ihn auf seiner weiteren Wanderung mitzunehmen und auf eine fremde Schule zu bringen. Als es fortgehen sollte, da klatschte der kleine Hans voll Freude in die Hände, weil er glaubte, „anderswo seien die Zäune aus Bratwürsten geflochten und allenthalben die Dächer mit Kuchen bedeckt." Sein Vater gab ihm beim Abschiede Johannisminne" zu trinken und rief ihm die Worte nach: „Lebewohl im Herren Jesus, der dich zugleich mit uns ewig selig machen wolle!" Begleitet von ihren Kindern, folgte ihm die Mutter weinend bis ans Thor. Da der Beanus merkte, daß auch dem Knaben weich ums Herz wurde, und er fürchtete, er möchte am Ende wieder umkehren, redete er der Mutter zu, sie ziehen zu lassen: es gehe ja nur nach Nürnberg, von wo sie durch Handels- und Fuhrleute immer gute Nachrichten bekommen könne.

So geht es denn allein vorwärts; der große Bean spart keine Drohungen und Schläge, um den weinenden Knaben anzutreiben. In Külsheim läßt er es sich in der Herberge wohl schmecken und zecht von des Kleinen Gelde. Als die Wirtin fragt, wo das junge Studentlein geblieben, sagt er: „Er liegt hinter dem Ofen; laßt ihn nur schlafen und ruhen; der Schlaf wird ihm wohlerthun als Essen." Diese Worte fielen dem Hans schwer aufs Herz, denn er lag hungrig am Boden, hätte auch gern gespeist, wagte aber seinen Bean nicht darum zu bitten. Das nächste Nachtquartier gab ihnen in Bischofsheim ein Weber, der bei Meister Konrad in Arbeit gestanden; derselbe nahm sich des Knaben an, verpflegte ihn gut, redete ihm wohlmeinend zu ünd richtete seinen Mut wieder auf, daß er getrost weiter zog. In Tagesmärschen von zwei Meilen näherten sie sich endlich Nürnberg; mit seinen Türmen und Zinnen war es

schon so weither sichtbar, daß der ungeduldige Bursche das Ziel gar nicht erreichen zu können glaubte. Beim Eintritt sollte er gewahr werden, wie ein Abcschütze mit seinem Bean seinen Einzug hielt. Nachdem derselbe durch Erzählungen von den Herrlichkeiten Nürnbergs die Erwartungen des Knaben auf das höchste gespannt hatte, sagte er: „Weil du noch nie hier warest, mußt du dir das Gesicht mit Straßenkot beschmieren lassen, und dann gehst du hinter mir her und unterstehst dich nicht dich umzusehen oder mit offenem Maule die hohen Häuser anzugaffen; wenn ich in den Straßen auf dich warten muß, gibt es im Wirtshaus jämmerliche Schläge.“ Mit unterdrückten Thränen schlich das Hänschen hinter ihm drein, und kaum waren sie in der Stadt, so stürzten aus den Häusern die Schüler hinter ihnen her, machten ihm Eselsohren und verfolgten ihn mit Schimpfen und Spotten bis zur Herberge. Bald fand aber der Bean, daß hier noch zu viel Verkehr mit Mitlenburg sei; da er fürchtete, sein Schüler möchte ihm entlaufen, so ward denn aus Nürnberg wieder aufgebrochen, um anderswo einen freien Platz in einer Burse zu suchen. In Forchheim fand er indes nicht, was er suchte, und auch in Bamberg verweigerte ihm der Rektor die Aufnahme; selbst ein zweiter Besuch in Nürnberg führte nicht zum Bleiben. Nach monatelangem Umherstreifen in Baiern ging es dann endlich ins böhmische Land hinein. Hans mußte in den Dörfern zusammenbetteln, was abends in der Stadt gegessen werden sollte. Kamen sie an einen Ort, so ward der Knabe hinein geschickt; durch grundlose Straßen und Scharen bissiger Hunde mußte er sich hindurch schlagen, um von Haus zu Haus Gaben zu erheischen. Am Ausgange erwartete ihn dann sein Herr, der auf trockenem Wege um den Ort herumgegangen war. Kam der Schütz ohne Beute und mit leeren Händen, so setzte es Schläge, brachte er etwas Gutes mit, so verzehrte es der Bean allein und ließ ihm nichts oder den Abfall übrig. Bisweilen zwang er ihn auch sich den Mund hinter den Dörfern mit warmem Wasser auszuspülen, um zu sehen, ob er auch heimlich vorher etwas verzehrt habe; entdeckte er eine Fettspur, so regnete es Schelte und Schläge. Endlich luden die Rektoren der Schule in Kaaden die beiden Burschen zum Bleiben ein und gaben ihnen eine Kammer in ihrer Burse. Sie blieben auch den Winter über da. Mit dem Frühjahr aber erwachte die Wanderlust wieder in dem Beanen; von einem böhmischen Schützen begleitet, zogen sie durch die Dörfer und Städte. „Daß ich“, erzählt Butzbach, „im Stehlen fleißig und gelehrig wurde, dafür sorgte mein Bean, nicht aber, daß ich in Wissenschaft und Bildung Fortschritte

machte. Ja ich weiß nicht, ob ich jemals ein lateinisches Wort von ihm gelernt habe, denn er selbst war unwissend und floh tüchtige Schulen, wo er selbst wäre zum Studieren angehalten worden, vielmehr suchte er die geringen und unbekannten auf, weil er da von den Knaben wegen seiner Körpergröße für gelehrt gehalten ward." In Machtau waren sie mitten unter hussitischen Ketzern, und der schlimmsten einer war der Herr der nahgelegenen Burg, ein grausamer Wüterich und in Zauberkünsten geübt, wovon man schreckliche Geschichten erzählte. In der Nähe lag auch ein Berg, in dem Schätze verborgen waren, die nur ein unschuldiger Knabe sehen und heben konnte; jeden anderen erwürgten die schatzhütenden Geister. Dem Bean gefiel diese Gelegenheit, ohne eigene Gefahr ein reicher Mann zu werden; er mutete daher dem Hänschen zu, den Schatzgräber zu machen. Derselbe brauchte zwar die Geister nicht zu fürchten, doch schien ihm das Unternehmen so bedenklich, daß er sich weder durch Vorstellungen noch durch Schläge zu einem Versuche bringen ließ. Nach mancherlei Abenteuern kamen sie endlich nach Eger, wo zwei reiche Familien sie aufnahmen zum Unterricht ihrer Kinder. Da nun der Schütze ein besseres Haus als der Bean gefunden hatte, trat er ihn mißgünstig an zwei andere Schüler ab, für die er den Winter über betteln sollte. Er schleppte ihn eines Tages mit seinen Genossen auf deren Zelle, riß ihm alle Kleider vom Leibe, schlug ihn über den ganzen Körper mit Ruten und ließ ihn dann gebunden bei großer Kälte in der Kammer bis zum anderen Tage eingeschlossen liegen. „Des Morgens frug er mich, ob ich wohl jetzt mich zu dem Dienst der Schüler verstehen wolle, und ich sagte gern „ja." Da band er mich los, gab mich unter harten Drohungen und Fluchen ihnen anheim und ging dann fort in seine Wohnung. So mußte mein Knabe des Morgens allein zur Schule kommen. Als er nun von mir erfahren, was mit mir geschehen, beeilte er sich, es seinen Eltern anzuzeigen. Abends erzählte ich ihnen alles vollständig, worauf sie gar großes Mitleid mit mir hatten; sie befahlen mir, mich nun im Hause zu halten, und wollten sehen, was kommen würde. Der Bean aber, der aus den Klagen seiner Mitschüler, denen er mich gleichsam verkauft hatte, und aus meiner Abwesenheit zu seinem großen Verdrusse die Sachlage erkannte, kam am folgenden Morgen unter Begleitung einer nicht geringen Zahl von Schützen und Schülern vor unser Haus gezogen. Als sie aber in das Haus hineinstürmten, die Stiege hinauf nach dem oberen Estrich, wo wir uns aufhielten, da tritt ihnen der Vater entgegen mit Waffen, haut blindlings auf sie ein, jagt sie erschreckt aus Haus und Hof

hinaus und ruft ihnen drohend zu, sie sollten sich dessen ja nicht wieder erkühnen. Aber ich ärmster! ich wußte nicht, was ich nach diesem Vorfall anfangen sollte; ich würde fortan es nicht mehr gewagt haben, weder in die Schule noch auch zur Ausrichtung eines Auftrages vor die Thür zu gehen. Meine Schüler hatten mir nämlich sagen lassen, sie würden mich völlig in Stücke reißen, wenn sie mich irgendwo träfen. Aus Furcht vor ihnen sagte ich also ihnen sowie der Schule ab, floh heimlich aus der Stadt und eilte wieder zu dem Badeorte Karlsbad."

Nachdem er hier eine Zeitlang in einer Herberge den Gästen aufgewartet hatte, trat er in den Dienst eines böhmischen Ritters, der ihn die Landessprache und das Reiten lehrte. Als ein brauchbarer Schildknappe ward er dann von einem Herrn an den anderen verkauft, vertauscht, verliehen, bediente bald im Stalle und auf der Weide das Vieh, bald als Kämmerer oder Reitknecht in der Burg oder am Hoflager die Herrschaft. Fünf Jahre lebte er hier in einem Lande, dessen Sprache ihm so barbarisch erschien, daß er, wenn die Burschen den Mädchen ein Ständchen brachten, immer glaubte, es werde Mord und Feuer geschrieen. Fühlte er sich zu zeiten auch geschmeichelt, wenn die Bauern, die jeden Fremden für einen Vornehmen hielten, ihn als Pan (= Herr) Hansle anredeten, so stießen ihn doch Land und Leute ab; er konnte sich dort nicht heimisch fühlen. Freilich bisweilen, wenn es ihm gerade gut ging, wollte es ihn bedünken, es sei besser den Böhmen als Junker zu dienen, als hinter den Büchern zu sitzen; wenn aber die Peitsche seiner rohen Herren ihm auf den Rücken fielen und Fußtritte ihn trafen, ward ihm das Junkerleben wieder leid. Gern wäre er davon gelaufen. Da erbot sich eine alte Hexe, die aus Deutschland herübergekommen war, ihn, in eine schwarze Kuh verwandelt, in einem Tage und in einer Nacht über Berg und Thal, ja durch Wälder und Flüsse nach Deutschland zu tragen; aber so groß auch sein Verlangen nach der Heimat war, er verwünschte die Alte lieber in das höllische Feuer, als daß er auf ihre Pläne eingegangen wäre. Doch ohne übernatürliche Hilfe fortzukommen, war nicht leicht; überall paßte man ihm scharf auf und hielt seine guten Kleider und Sachen in Verschluß. Diese mußte er auch im Stich lassen, als es ihm endlich durch einen glücklichen Zufall gelang seiner Herrschaft zu entwischen und dann über die Grenze zu entkommen. Wanderer geleiteten ihn in die nächste Stadt. Noch als er im Jahre 1500 Muße für ein bedeutendes Gelehrtenleben gefunden hatte, erinnerte sich der dankbare Butzbach mit inniger Rührung eines Gerbers, der ihn damals

beherbergte und ihm die Füße wusch, wiewohl er ein Ketzer war. Nach langer mühseliger Wanderung gelangte er in Miltenburg an, wo er außer Mutter und Geschwistern auch einen Stiefvater vorfand, der ihn jedoch mit herzlicher Liebe aufnahm. Friedlicher und stiller gestaltete sich jetzt sein äußeres Leben: Pan Hänsle, der Schildknappe, mußte jetzt als Lehrling bei einem Meister zu Aschaffenburg, nicht einem Meister der sieben freien Künste, sondern einem ehrsamen Schneidermeister seine zwei Jahre sitzen, die als Lehrzeit ausbedungen waren. Sie wurden ihm herzlich sauer, er wurde schlecht und hart gehalten, mußte viele leidige Knechtsdienste thun; es war ihm auch gar nicht recht, so der Eitelkeit der Welt zu dienen, und besonders beschwerte es sein Gewissen, daß er so manches gute Stück in den Kasten fallen lassen mußte, der unter dem Arbeitstisch stand und das Auge hieß, damit man den Kunden mit gutem Gewissen beteuern konnte, es sei auch nicht so viel zurückgeblieben, als man im Auge leiden könne. Für alles aber entschädigte ihn der Gedanke: du bist in Deutschland! Endlich ging auch diese Prüfungszeit vorüber; als freigesprochener Gesell besah sich Hans erst die Frankfurter Messe und nahm dann Arbeit in Mainz. Hier suchte und fand er Gelegenheit mit Geistlichen zu verkehren und besuchte fleißig die Klöster, zu denen er sich innerlich hingezogen fühlte. In diesem Umgang steigerte sich der Wunsch, selbst einem Kloster anzugehören, und er war glücklich, als er es dahin brachte, als Laienbruder in St. Johannisberg im herrlichen gesegneten Rheingau aufgenommen zu werden. Den Schnitt der Mönchstracht hatte er in einem benachbarten Kloster in wenig Wochen gelernt, und nun saß er da in einer schönen, über dem Krankensaal gelegenen Werkstatt mit köstlicher Aussicht und schneiderte für die geistlichen Laienbrüder und Dienstleute des Klosters. Außer manchem Kirchendienst mußte er daneben auch im Hospital zur Hand sein, den Küchenmeister bei seinen Markteinkäufen, die Arbeiter im Weinberg und auf den Wiesen unterstützen, den Prälaten auf seinen Reisen zu Pferde begleiten. Er wäre hier ganz zufrieden gewesen, wenn nicht der Trieb zu studieren unbezwinglich sich wieder in ihm geregt und der Wunsch des Vaters, daß er ein Geistlicher werden sollte, ihn wie zu einer Gewissenpflicht gemahnt hätte. Als es beschlossen worden war, ihn zum Schneider in die Lehre zu geben, da war ihm und seinem jüngeren Bruder die Gestalt des Vaters erschienen und hatte ihn wehmütig angeblickt. Und im Kloster kam eine neue Vorbedeutung. Als er einst mit einem armen Kranken von seiner Sehnsucht nach dem geistlichen Stande sprach, löste sich eine Thür von der Wand

und fiel vor ihm nieder, was ihm der Greis nun in prophetischer Verzückung als ein glückverheißendes Zeichen deutete. Auch jüngere Geistliche redeten ihm zu und rieten ihm, in die Schule zu gehen, von der sie kamen, die als die Schule aller Schulen galt, nach Deventer zu Hegius, an den sie ihm Empfehlungsbriefe mitzugeben versprachen. Als Butzbach sich demselben vorstellte, prüfte er ihn und schüttelte den Kopf, denn der neue Schüler wußte auf gar keine Frage Bescheid zu geben; nur weil die Briefe gar zu dringlich lauteten, setzte er ihn zur Probe in die siebente Klasse, wo er mit den Kindern die Anfangsgründe der Grammatik zu lernen hatte. Johannes bestand die Probe nicht, Hunger und Kälte, Scham und Verlegenheit trieben ihn bald, die Schule im Stich zu lassen; er war froh, daß man ihn in sein Kloster wieder als Laienbruder aufnahm. Doch ließ es ihm auch hier bald keine Ruhe, daß er nicht Geistlicher werden sollte. Als er einstmals den Abt nach Frankfurt begleitete, traf er dort seine Mutter. Diese hatte den sehnlichen Wunsch ihres verstorbenen Mannes nicht aus dem Sinne gebracht, auch von einem Priester in Aschaffenburg die prophetische Weissagung erhalten, daß derselbe in Erfüllung gehen werde, und flehte den Abt fußfällig an, er möge ihren Sohn zum Geistlichen sich bilden lassen. Derselbe wies die Frau hart und streng zurück, aber heimgekehrt in sein Kloster, fühlte er sich doch beunruhigt, ließ den Laienbruder kommen und forderte ihn freundlich auf, sich gegen ihn auszusprechen. So ermutigt, legte ihm Johannes seine Not, seine Wünsche und seine Zweifel so aufrichtig dar, daß der Abt nun ihm selbst zuredete, wieder auf die Schule zu gehen und standhaft sein Vorhaben zu Ende zu führen.

Zunächst ging er nach Miltenberg, um mit den Seinigen für den längeren Aufenthalt in Deventer das Nötige zu beraten und zu rüsten. Er fand den biederen Stiefvater bereit, alles für ihn zu thun, was in seinen Kräften stand, ja sein Eifer, ihm zu helfen, führte noch eine heftige Familienscene herbei. Er hatte fünf Gulden für ihn zusammengebracht und verlangte nun von seiner Frau, daß sie einen Gulden, den sie von ihrem seligen Manne als Morgengabe erhalten hatte, ihm auch noch gebe. Als sie sich dessen beharrlich weigerte, weil sie dem Johannes bereits einen heimlich gesparten Gulden zugesteckt hatte, geriet er in solchen Zorn, daß er sich thätlich an seiner Frau vergriff. Johannes, der vergeblich die Eltern auseinander zu bringen versuchte, stürzte auf die Straße hinaus und beteuerte weinend, um solchen Preis wolle er nicht auf die Schule gehen, nicht Geistlicher werden. Der Vater, rasch zur Besinnung gebracht, eilte ihm nach und holte ihn wieder herein; der Friede

wurde hergestellt, und die Mutter rückte mit dem Gulden heraus, den der Sohn ihr beim Abschied schweigend wieder in die Hände drückte.

Den Main und Rhein herab fuhr Johannes zu Schiff bei günstigem Wetter in neun Tagen nach Deventer, wo Hegius den Wiederkehrenden als letzten Schüler in seine Schule aufnahm; schon fünf Monate darauf starb der allverehrte Mann (1498). Die Prüfung führte ihn diesmal in die achte Klasse, wo er bejahrte Mitschüler fand, die zum Teil die Furcht vor den Soldaten in die Schule getrieben hatte; einer mühte sich dort schon vier Jahre lang vergeblich ab, das Lesen zu lernen. Rasch überwand er diese und die folgenden Klassen, und als er die fünfte erreicht hatte, war ihm eine große Hilfe bereit durch die Aufnahme ins Haus der Brüder des guten Willens. Es that auch not, denn fast unausgesetzt war er von schweren Krankheiten heimgesucht, die ihn am Arbeiten hinderten und seinen Mut auf harte Proben stellten. Doch auch in der Krankheit sollte er Gottes Segen erkennen. Schon war er wie viele verzagt geworden, daß er fortzugehen beschlossen und den Tag der Abreise festgesetzt hatte, als er am Abend vorher von einem Fußübel befallen wurde, das ihn zurückhielt. Und wie er so dalag, erhielt er die Nachricht von seiner heißersehnten Versetzung in die vierte Klasse, die seine Zuversicht belebte und ihm neue Kraft gab, daß fortan kein Zweifel an der Fortsetzung seiner Studien mehr in ihm aufkam.

Den kräftigsten Rückhalt gewährte ihm dabei das Fraterhaus der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, die in mehreren wohleingerichteten Häusern Schülern Wohnung, Nahrung und Pflege und sonst herzliche Förderung bei ihren Studien gab. Sie nahm dieselben aber erst auf, wenn sie bis zur fünften Klasse aufgerückt waren, um eine Bürgschaft zu haben, daß sie auch bei den Studien aushalten würden. Hier fand nun auch Johannes Aufnahme; als er bis zur dritten Klasse aufgerückt war, traten Verhältnisse ein, die ihn bestimmten, nach einem Aufenthalte von vier Jahren gegen seine Wünsche die Schule und Deventer zu verlassen und als Geistlicher in den Orden einzutreten. So hoch stand das Ansehen der Schule, daß einer, der auch nur die fünfte Klasse erreicht hatte, für besser vorbereitet zu dem geistlichen Stande galt, als wer sonst irgendwo die höheren Klassen ganz durchgemacht hatte. Seitdem konnte Butzbach denn von seinen Wanderungen im Kloster Laach bei Koblenz ausruhen.

Die unverwüstliche Natur und bewunderungswürdige Thatkraft, die Butzbach alle Fährlichkeiten des Lebens tapfer überwinden ließ, tritt uns in gleichem Maße in einem Schweizerknaben entgegen, der im

Anfang des 16. Jahrhunderts unter die Fahrenden ging und sich am Ende doch auch zu einer angesehenen Stellung emporarbeitete.

Mit einem Gulden Reisegeld in der Tasche war Thomas Platter aus dem Kanton Wallis mit seinem älteren Vetter ausgezogen, um auf deutschen Schulen zu studieren. In Zürich, wo sie sich einige Wochen aufhielten, hatten sich mehrere Genossen zu ihnen gefunden, die mit ihnen nach Obersachsen und Schlesien aufbrachen. Als sie nach mancherlei Abenteuern mit Räubern und anderem Gesindel in Naumburg anlangten, dachten sie allesamt nicht daran, die Schule daselbst zu besuchen und beeinträchtigten mit Betteln und Singen den fleißigen Schülern empfindlich das Brot. Die erbitterten Schüler kamen endlich mit ihrem Meister herangezogen, um die Vaganten mit Gewalt in die Schule zu holen; diese hatten sich indes in der Herberge auf den Angriff vorbereitet und trieben sie mit Steinwürfen zurück. Indes fanden sie es trotz ihres Sieges doch für gut, vor der Obrigkeit aus Naumburg abzuziehen, nachdem sie noch vorher ihrem Hausherrn die Gänse gestohlen. „Da unsere Bacchanten sich so ungebührlich mit uns hielten", erzählt Platter selbst, „so wurden unser etliche mit meinem Vetter Paul einig, den Bacchanten zu entlaufen und gegen Dresden zu ziehen. Doch war daselbst keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitagen (d. h. den Schlafkammern fremder Schüler) alles voll Läuse, so daß wir sie zu Nacht im Stroh unter uns knistern hörten. Als wir nun aufbrachen und auf Breslau zogen, mußten wir viel Hunger unterwegs leiden, also daß wir einige Tage nichts als rohe Zwiebel mit Salz aßen, an anderen Eicheln, Holzäpfel und Birnen brieten, manche Nacht unter heiterem Himmel, da man uns nirgend bei den Häusern leiden wollte, wie freundlich wir auch um Herberge baten. Als wir aber gegen Breslau kamen, da war alles in Hülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Wir gingen zuerst in den Dom zum heiligen Kreuz in die Schule; als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth einige Schweizer seien, zogen wir dorthin. Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Mellingen und andere und viele Schwaben. Und es war kein Unterschied zwischen Schwaben und Schweizern, sie sprachen zu einander wie Landsleute und schirmten einander. Es waren dazumal, wie man sagt, etliche tausend Bacchanten und Schützen in der Stadt, die sich alle von Almosen nährten. Man sagt auch, daß einige davon zwanzig bis dreißig Jahre und noch mehr alt gewesen seien, die ihre Schützen hatten. Ich habe meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule

getragen, wo sie damals wohnten. Man gab mir auch sehr gern, weil ich klein war und ein Schweizer; denn man hatte großes Mitleid mit den Schweizern, weil sie um diese Zeit in der großen Mailänderschlacht übel gelitten hatten, so daß man allgemein sagte: „Jetzt haben die Schweizer ihr bestes Paternoster verloren!“ Denn früher meinte man, sie seien unüberwindlich. Eines Winters ward ich dreimal krank, so daß man mich ins Spital sperren mußte. Die Schüler hatten ein eigenes Spital und einen eigenen Doktor. Auf dem Rathaus gibt man für einen wöchentlich sechzehn Heller, womit man ihn gar wohl hält. Er hat gute Pflege, gutes Bett, aber große Läuse darinnen wie Hanfsamen, so daß ich lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie mancher andere, als in den Betten. Die Schüler und die Bacchanten, ja auch zu zeiten der gemeine Mann sind so voll Läuse, daß es nicht glaublich ist. Ich hätte schier, so oft man wollte, drei Läuse auf einmal aus dem Busen gezogen, bin auch oftmals, besonders im Sommer, an die Oder herausgegangen, hab mein Hemdlein gewaschen, an eine Staude gehängt und getrocknet, dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse hineingeworfen, mit Erde zugedeckt und ein Kreuz daraufgesteckt.

Den Winter über lagen die Schützen auf dem Herde in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; im Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man in den Herrengassen vor die Häuser am Sonntag breitete, und lagen darinnen wie die Säue in der Streu. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn ein Ungewitter war, sangen wir schier die ganze Nacht Responsorien und anderes wie mit dem Subkantor. Hier und da gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, um Bier zu heischen. Da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nicht habe wieder zu der Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf weit von der Schule war. Summa: da war Nahrung genug, aber man studierte nicht viel.

In der Schule zu St. Elisabeth lasen allwege einmal zu einer Stunde in einer Stube neun Baccalaurii, war aber doch graeca lingua noch nirgends im Lande; desgleichen hatte niemand noch gedruckte Bücher, der Präceptor allein hatte einen gedruckten Terentium. Was man las, mußte man erst diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt noch exponieren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heimzutragen hatten, wenn sie hinwegzogen.“

Unter der Führung seines Vetters Paul und anderer älterer Studenten verließ Platter mit noch ein paar jüngeren Genossen Breslau; sie zogen bettelnd und stehlend nach Dresden, wo der Schulmeister selbst die Kleinen auf den Gänsefang ausschickte. Hierauf kamen sie nach Nürnberg, München, Ulm, wo sie einen ganz neuen Industriezweig erfanden. Einer von den Jüngeren hatte nämlich Tuch zu einem Rock geschenkt bekommen, mit dem Thomas unter dem Vorgeben, den Macherlohn nicht zu haben, die Stadt abbetteln mußte. Anstatt in die Schule zu gehen — er konnte noch nicht lesen — brachte er auf solche Weise hübsche Summen zusammen, die seine Bacchanten verjubelten, während sie ihn Hunger leiden ließen. „Meine Bacchanten hatten oft so viel Brot, daß es schimmlicht wurde; da schnitten sie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, darum, daß ich oft bis um Mitternacht in der Finsternis hab um Brot singend umhergehen müssen; ich hab wohl Hunger gehabt, daß ich den Hunden Beine auf der Gasse hab abgejagt, die ich benagte, ebenso Brosamen in der Schule aus den Ritzen gesucht und gegessen." Bald darauf zog die saubere Gesellschaft wieder nach München, wo Thomas aufs neue für sein Tuch um Macherlohn bettelte; nach einem Jahre kehrten sie noch einmal nach Ulm zurück. Da aber machte Thomas mit seinem Tuche schlechte Geschäfte, denn die Leute erinnerten sich an ihn und wunderten sich, daß der Rock immer noch nicht fertig geworden sei. So gingen sie abermals nach München zurück, wo Thomas bei einer mitleidigen Metzgersfrau gute Heimat fand. Damit war aber sein Vetter Paul durchaus nicht einverstanden, er fürchtete seinen Ernährer zu verlieren und suchte ihn mit fürchterlichen Drohungen wieder zu sich zu zwingen. In voller Angst lief nun der Knabe aufs Geratewohl ins Land hinaus, ohne Schuhe, mit zerrissenen Kleidern, in rauher Jahreszeit, nur besorgt, der Rache seines Bacchanten zu entkommen. Nirgends hatte er Ruhe; eben wollte er sich in Freysing niederlassen, da fand sich auch Paul, der ihm überall nachspürte, mit einer großen Hellebarde ein. Kaum hatte er dann wieder in Ulm bei einer Frau als Feldhirte ein Unterkommen gefunden, als er von einem Genossen hörte, daß auch sein Verfolger eingetroffen sei und seinen Ernährer suche. So floh er nach Zürich, wo er sich anderen Bacchanten gegen die Bedingung ihn zu unterrichten zum Betteln anbot. Da diese es aber nicht besser als Paul trieben, so machte er sich mit einem Leidensgefährten nach Schlettstadt auf, wo er die erste Schule fand, auf der es, wie er meinte, ordentlich hergehe. Denn der Präceptor

Johannes Sapidus hatte einmal neunhundert Schüler, etliche feingelehrte Gesellen, die später doctores und berühmte Männer geworden sind. — „Als ich nun", erzählt er dann weiter, „in die Schule kam, wußte ich wenig, konnte noch nicht den Donat lesen und war doch schon achtzehn Jahre alt; ich setzte mich unter die kleinen Kinder wie die Glucke unter die Küchlein. An einem Tage las der Präceptor das Verzeichnis seiner Schüler und sprach: „Ich habe viel barbara nomina (barbarische Namen); ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen." Und wieder las er die neuen Namen lateinisch ab; da hatte er mich vertiert in Thomas Platerus und meinen Gefährten Anton Venetz in Antonius Venetus und sprach: „Wer sind die zwei?" Da wir aufstanden, sagte er: „Pfui, sind das zwei räudige Schützen und haben so hübsche Namen!" Und das war auch zum Teil wahr; besonders mein Gesell, der war so räudig, daß ich ihm manchen Morgen das Laken von dem Leibe abziehen mußte, wie die Haut von einer Geis." — Bei dem großen Zulauf, den die Schule in Schlettstadt fand, wurde es indes für die Vaganten immer schwieriger, ihren Unterhalt zu finden. Darum ging Thomas nach Solothurn, wo gleichfalls eine gute Schule und bessere Nahrung war; hier aber mußte er durch Kirchenbesuch viel Zeit versäumen und zog deshalb seiner Heimat zu, die er erst im Frühling mit zwei Brüdern wieder verließ. „Als wir von der Mutter Abschied nehmen wollten, weinte sie und sprach: „Das muß Gott erbarmen, daß ich soll drei Söhne ins Elend gehen sehen!" Sonst habe ich meine Mutter nie weinen sehen, denn sie war ein tapferes, mannhaftes Weib, aber auch sonst war sie ehrlich, redlich, fromm, das hat jedermann von ihr gesagt und sie gelobt. So kam ich nach Zürich und ging zum Frauenmünster in die Schule; der Präceptor hieß Meister Wolfgang Knöwel; er war Magister der Universität zu Paris, den man zu Paris genannt hatte grand diable; er war ein großer redlicher Mann, kümmerte sich aber nicht viel um die Schule, sondern lugte mehr, wo die hübschen Mädchen wären, deren er sich kaum erwehren konnte; ich aber hätte gern studiert, denn ich konnte merken, daß es Zeit war.

Zu derselben Zeit sagte man, es würde ein Schulmeister aus Einsiedeln kommen, ein gar gelehrter und treuer Mann, aber grausam wunderlich. Da machte ich mir einen Sitz im Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl, und dachte: „In dem Winkel willst du studieren oder sterben!" Als er nun eintrat, mein Vater Myconius, sprach er: „Das ist eine hübsche Schule" — denn sie war erst vor kurzem gebaut — „aber mich bedünkt, es seien ungeschickte Knaben, doch wollen wir zusehen; wendet nur guten Fleiß

an!“ Da weiß ich, hätte es mir mein Leben gegolten, ich hätte nicht ein Wort der ersten Deklination deklinieren können, und konnte doch den Donat bis auf das Tz auswendig. Denn als ich in Schlettstadt war, hatte Sapidus einen Baccalaurius, der traktierte die Bacchanten so jämmerlich mit dem Donat, daß ich dachte: „Ist das ein so gutes Buch, so mußt du es auswendig lernen!“ und indem ich daraus lesen lernte, lernte ich es auswendig. Das bekam mir bei Vater Myconius wohl; er las uns den Terentius, und wir mußten alle Wörtlein in einer ganzen Komödie deklinieren und konjugieren, und oft ist er mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß geworden ist und mein Gesicht verging, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben außer einmal mit der umgekehrten Hand an die Wange. Er las auch in der heiligen Schrift, und in solche Stunden kamen viele Laien; denn es war damals im Anfange, daß das Licht des heiligen Evangelii aufgehen sollte. Wenn er aber auch schon rauh mit mir war, so führte er mich dann heim und gab mir zu Essen, denn er hörte auch gern erzählen, wie ich alles Land in Deutschland durchlaufen und wie es mir allenthalben ergangen war.“

Während Platter so mit eisernem Fleiß die Versäumnisse seiner Jugend nachzuholen begann, hatte er mit bitterer Not zu kämpfen und mußte, schon sechsundzwanzig Jahre alt, gleich einem kleinen Schulknaben noch durch Singen und Knechtesdienste sich durchbringen. Um sich des Schlafes während der Nachtzeit zu erwehren, die ihm allein zum Studieren übrig blieb, nahm er kaltes Wasser, rohe Rüben, ja sogar Sand in den Mund, damit er beim Einschlafen mit den Zähnen darauf stoßen und wieder aufwachen möchte. Um nun nicht immerfort auf den Bettel angewiesen zu sein, lernte er, obschon ein Meister in den Sprachen, nebenbei die Seilerei. Wenn sein Meister längst wähnte, der alte Lehrbursche liege tief im Schlafe, las dieser den Homer und Euripides. Als er ausgelernt, ging er als Seilergeselle auf die Wanderschaft und erhielt endlich unter harten Bedingungen einen Platz in Basel. Da ihm hier die Zeit und Gelegenheit zum Studium mangelte, befestigte er mit einer hölzernen Gabel Bogen für Bogen des Plautus, den er eben geschenkt bekommen, an Hanfbüschel, die er zu Seilen drehte, und las während der Arbeit. Bald unter den Studenten in Basel bekannt, kam der Seilergeselle auch nach und nach mit den Gelehrten der Stadt in Berührung, die seinen Eifer noch mehr anfeuerten; doch erst nach mancherlei Irrfahrten und Mühsalen gelang es ihm am Burggymnasium in Basel als Konrektor und Rektor ein genügendes Auskommen und eine ehrenvolle Stellung zu finden.

Unter den Tausenden, die sich wie Butzbach und Platter zur lateinischen Schule drängten, waren nur wenige, die sich gleich ihnen durch alle Mißlichkeiten des Lebens zu höherer wissenschaftlicher Bedeutung emporzuarbeiten vermochten. Die fahrenden Schüler starben trotzdem nicht aus; auch geraume Zeit nach ihnen gab es noch unzählige, die das Geschäft des Bettelns sogar noch methodischer betrieben. Alle, denen Lernen und Zucht nicht gemundet, die den Donat und den Petrus Hispanus an den Nagel gehangen, traten in den großen Orden der Vaganten ein, um sich mit deren Künsten unter Hinzuthat dessen, was von der Schule an Wissen noch übrig geblieben, weiter durchzuschlagen. Wenn sie in einem Dorfe eintrafen, kündigten sie sich in den Häusern als doppelte Wissende an, als Meister der sieben freien Künste und als Schüler der Frau Venus, aus deren Berg sie zu kommen vorgaben. Andere wollten Adepten der schwarzen Kunst sein, behaupteten in der Teufelsschule zu Salamanca studiert zu haben und wußten weidlich die Leichtgläubigkeit der abergläubischen Bauern und Bäuerinnen auszubeuten.

Eins tages an einem pfinztag spat
ein fahrend schüler zu im eintrat,
wie sie denn umbgingen vor jarn
und lauter baurentrieger warn.
Der sagt her große wunderwerk,
wie er kem aus dem Venusberg,
wer ein meister der schwarzen kunst,
macht den bauren einen plaben (blauen) dunst:

So singt Hans Sachs, und ähnlich urteilt auch der Tübinger Professor Bebel, der im 2. Buch eines lateinischen Gedichtes „triumphus Veneris“ die fahrenden Schüler auftreten läßt: „Sie verlassen die Studien und ziehen in erbärmlichem Aufzuge durch Länder und Städte. Sie machen sich eine eigene Sprache, damit das Volk ihre Lügen und Betrügereien und die Zuchtlosigkeiten, die sie verüben, nicht bemerke. Sie verstehen kaum drei Worte Latein, können keinen Anspruch auf irgend eine Ehre machen, dennoch lügen sie die einfältigen Bauern an, als seien sie Kleriker, die aber aus Armut die Weihen noch nicht hätten empfangen können; es fehle ihnen das Geld, womit wir die Heiligtümer, Rom, Altäre und selbst den Himmel verhandeln. Der Bauer gibt ihnen dann das Geld, was er im Kasten hat, zu essen und zu trinken, weil er glaubt, eine gute That zu thun; noch wohlthätiger ist die Bäuerin, welche sie zu berücken verstehen.“

Bald gaben sie sich auch als Heilkünstler, Stern- und Traumdeuter, bald als Schatzgräber, Taschen- und Gaukelspieler, ja für Wunderthäter aus oder zogen als Musikanten und Sänger, als Klosterbrüder und Schalksnarren umher und bildeten oft ganze Komödiantenbanden. „Eine feine Art von heillosen liederlichen Gesellen", schreibt auch Crusius in den „schwäbischen Annalen" 1544, „kam um jene Zeit zum Vorschein in Deutschland. Das waren ungeschickte und verdorbene Schüler, welche gelbgestrickte Mützen trugen und sich fahrende Schüler nannten. Diese gaben vor, sie wären in dem Venusberge gewesen, hätten da Wunderdinge gesehen, wüßten das Vergangene und Zukünftige, könnten verlorene Dinge wieder herbeischaffen und gegen Hexerei und Zauberei schützen. Dabei murmelten sie seltsame, unverständliche Worte zwischen den Zähnen, geboten Geistern und Menschen und wollten Schätze herbeischaffen. Dabei zogen sie den Degen, machten Kreise in der Luft und auf der Erde und stellten in die Kreise auf der Erde Lichter und geweihte Sachen, Salz, Wasser, Kräuter und glühende Kohlen, alles kreuzförmig, und all der gleichen Dinge. Dabei räucherten sie mit Weihrauch, sprachen fremde Worte, gebärdeten sich seltsam und betrogen die Leute."

Wie viele nun auch verderben mochten, manch einer, der nicht bis auf die Universität gelangte, suchte sich auf ehrenhafte Weise durch Privatunterricht oder als Korrektor bei einer Druckerei durchzuhelfen; hier übernahm einer die Leitung einer Stadt- oder größeren Dorfschule, dort trat ein anderer als gelernter Handwerker in eine Zunft. Bald mischten sie sich auch mit den armen Studenten der Theologie, die sich während der Reformationszeit über alle Länder deutscher Zunge verbreiteten. Wie sie als alte Studenten, die ihren Ovid oder Virgil wohl verstanden, ihren Zunftgenossen in den Trinkstuben die lateinischen Bullen des Papstes erläuterten, so trugen sie als volksmäßige Verkündiger die neuen Lehren unter das Volk, traten in den Heerhaufen der empörten Bauern als Volksprediger auf und erhoben in Rede und Schrift den erbittertsten Kampf gegen die Satzungen der alten Kirche.

Giesebrecht: Allg. Monatsschrift 1851. — G. v. Buchwald: Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Kiel 1885. — Fechter: Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographieen. Basel 1849.

3. Die frommen Landsknechte.

Mit dem Schluß des Mittelalters erhielten die allmählichen Wandlungen, die schon seit lange in dem deutschen Kriegswesen Eingang gefunden hatten, eine bestimmter ausgeprägte Gestalt. Während in den Schlachten des eigentlichen Mittelalters die Entscheidung auf der schwergeharnischten Adelsreiterei beruht hatte, zeigten sich jetzt die alten Formen des Krieges, auch nachdem der Ritterdienst aus persönlicher Lehnsverpflichtung dem Reiterdienst um Sold gewichen war, den Anforderungen der neueren Zeit nicht mehr gewachsen. Wiederholt waren die mühsam aus Soldtruppen oder aus den Hintersassen der einzelnen Stände aufgebotenen Reichsheere bei dem bloßen Anblick der gefürchteten Hussiten in voller Auflösung zurückgeflohen und den Massen des Fußvolks, wie Ziska es ausgebildet, unterlegen. Die nachhaltige Wirkung siegreicher Schlachten trotziger Bauern mit ihren „tiefen wandelnden mauergleichen Schlachthaufen" über die ritterlich gewappneten Mannen Österreichs und Burgunds, die mit ihrem Reichtum an Einfluß gewinnende Stellung der Städte, verbunden mit der rasch sich steigernden Wichtigkeit, die gut geordneten Finanzen auf den Verlauf der Kriege zu erlangen begannen, die Erfindung des Schießpulvers und dessen langsam von den Kanonen auf handliche Luntenflinten übertragene Anwendung, alles dieses mußte zu der Erkenntnis führen, daß die Bedeutung des adeligen Kriegerstandes in demselben Maße sinke, wie das Kraftgefühl der Massen sich hebe, und damit eine Umwandlung des Kriegswesens mit all ihren sozialen Folgen im Geleite haben.

Andere Staaten waren, gestützt auf ihre straffer angezogene königliche Gewalt und mehr und mehr vollzogene Einheit, dem sich zersetzenden deutschen Reiche auch in Rücksicht auf das Kriegswesen weit vorausgeeilt. Insbesondere hatte sich Frankreich in seinen fünfzehn Ordonnanzkompagnien ein besoldetes stehendes Reiterheer geschaffen, statt eines heimischen Fußvolkes die kräftigen Söhne

der Schweizer Berge in Dienst genommen und von Jahr zu Jahr durch Geld und Ehren fester an sich gekettet. Sollte nicht zur schweren Gefährdung des Reichs die Kriegsverfassung schon jetzt zu Zuständen herabsinken, die drei Jahrhunderte später den Spott der Heimischen und der Fremden herausforderten, so galt es ohne Säumen neue Schutzwehren zu gewinnen, die im deutschen Volke schlummernde kriegerische Kraft zu wecken und die entartete auf heilsame Bahnen zu lenken, welche sich in benachbarten Fehden, in Heckenreiterei und Wegelagerei oder auf ausländischen Schlachtfeldern für fremde Interessen erschöpfte.

Da war es denn König Maximilian I., der in der Zeit der Not bereits 1487 nach schweizerischem Vorbild, jedoch mit Rücksicht auf verwilderte deutsche Bildungen die deutschen „Landsknechte" zunächst aus dem rüstigen Landvolk seiner österreichischen Lande ins Leben rief. Von den Landen des Reichs, aus denen sie geworben, nicht von der Lanze oder dem dicken Spieß im Gegensatz zu dem ritterlichen Speer empfingen sie ihren Namen. Die Benennung war neu, in der Sache aber ward nichts Neues geschaffen, sondern uralter Brauch, der altgermanische Fußvolkkampf, der nie völlig untergegangen war, mit den „frommen" d. h. tüchtigen, wackeren Knechten auf mehr als ein Jahrhundert wieder zu Ehren gebracht.

Seitdem sich die Aufgebote der Hintersassen zur Landesverteidigung als unzureichend erwiesen, hatten sich aus der streitbaren Masse des Volkes Kriegerbanden gebildet, die unter selbst erwählten Führern bald hier bald dort im In- und Auslande Dienste nahmen und im Frieden, wenn auch durch strenge Mannszucht einigermaßen gezügelt, doch durch ihre Anzahl und Wildheit der Schrecken des schutzlosen Landvolks waren. Bald zogen sie als „schwarze Garde" gegen die Ditmarsen, bald bildeten sie als „Ruter" die Bemannung der Hansaschiffe, liefen als „Schildknechte" jeder entbrennenden Fehde zu und kämpften als Söldner bei allen größeren Heerfahrten der oberdeutschen Städte. Wundersame Geschichten weiß Leonard Fronsperger von den „Kriegsmetzen" zu berichten, die ihnen auf ihren Zügen folgten. Frau Holtz war ihr berühmtester Hauptmann, und unter ihrer Führung „brannten, raubten, nahmen, stahlen, erschreckten, erstachen, jagten sie und verwüsteten Land und Leute." Vergeblich hatten Reichsbeschlüsse und Landfriedensordnungen dieser Landplage der „Böcke", wie sie auch genannt wurden, abzuhelfen versucht. Erst als Maximilian für den Krieg mit Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben befahl, gelang es ihm einen Neubau aufzuführen, der, ohne in einer festen Verbin-

dung mit dem deutschen Staate zu stehen, doch so viel nationale Züge an sich hatte, daß er die Kriegsführung bis zum Beginn der stehenden Heere beherrschte. Nicht, wie bisher die fürstlichen Kriegsherren, nahm er ganze Fähnlein in ihrer geschlossenen Ordnung in Sold, sondern erteilte wohlbekannten Anführern mit dem Range eines Obersten den Auftrag auf Grund einer Kriegsordnung eine bestimmte Anzahl Volk zum Kampf unter dem Reichsbanner zu werben. Darum preist auch der Landsknecht Jörg Graff in seinem Lied „von dem Landsknechtsorden" den Kaiser mit den Worten:

Gott gnad dem großmechtigen keiser frumme
Maximilian! bei dem ist aufkumme
ein orden, durchzeucht alle land
mit pfeifen und mit trummen,
landsknecht sind sie genant.

Hatte der Oberst an seine alten Genossen, die müßig daheim saßen, die Aufforderung erlassen, in seinem Regiment als Hauptleute zu dienen, so wurden in Stadt und Land die Werbetrommeln gerührt, die Söldlinge mit Laufgeld versehen, um sich an bestimmtem Tag und Ort vor kaiserlichen Musterherren zur Musterung zu stellen. Nicht etwa des Vaterlandes schlechteste Söhne suchten und fanden in den Fähnlein der Landsknechte einen Zufluchtsort. Wissentlich erlangte kein Dieb, kein Verbrecher, kein Sohn unehelicher Eltern Aufnahme; alle mußten makellos und mit reiner Ehre dastehen. Hauptmann, Fähnrich und ein paar erlesene graue Kriegsknechte prüften bei der Werbetrommel das Vorleben jedes Neulings, der sich in Ermangelung glaubhafter Zeugnisse durch Wort und Bürgschaft ehrlicher Landsknechte beglaubigen mußte. Jedes räudige Schaf, das dabei durchschlüpfte, ward aus der Reihe der Krieger gestoßen und zum Troß zu den Buben und Dirnen unter Aufsicht des Profoß verwiesen. Auch konnte nur der, welcher sich selbst mit Schutz- und Trutzwaffen, mit Wams und Schuhen, mit einer Blechhaube, einem Harnisch, gutem Schwerte und tüchtigem Spieße auszurüsten imstande war, auf Aufnahme in das Fähnlein rechnen. In allen Ständen gab es in der Gährung jener Zeit Männer genug, die ihre letzte Habe an die Ausrüstung setzten, um im Kriege den Wettlauf um das Glück von neuem zu beginnen. Da strömten, namentlich aus Oberdeutschland, zahlreiche Gesellen zum Werbetisch, so daß Sebastian Frank schreiben konnte: „Wenn der Teufel Sold ausschreibt, so fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen im Sommer, daß sich doch jemand zu Tod verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur

herkam und sich den Winter erhalten hat?" Einzelne Gegenden genossen wegen ihrer Ergibigkeit an Ersatz großen Ruhm; so ward z. B. schon 1488 das rechte Rheinufer von Feldkirch bis Bregenz das „Landsknechtslandl" genannt, während Feldkirch das „Offizierstadel" hieß, weil der zahlreiche Adel der Gegend sich gern um Führerstellen bewarb. Vorzugsweise aber war es der Mittelstand aus Stadt und Land, den der Kriegsruf anlockte. Nach und nach folgten auch die vornehmen Stände nach. Eitelfritz, Graf von Zollern, war der erste deutsche Edelmann, der, verständnisvoll die Bedeutung des neuen Fußvolks erfassend, den Ritterspeer mit dem Landsknechtsspieß vertauschte. Kaiser Maximilian selbst ging mit gutem Beispiel voran und zog einmal inmitten von neunhundert mit Landsknechtsrüstung versehenen Fürsten und Edelleuten selbst den Spieß auf der Schulter in die Reichsstadt Köln ein. Bald drängte sich der Adel in Menge zu dem neuen ruhm- und lohnverheißenden Waffenhandwerk, meist, um von der Pike auf zu dienen. Aus seiner Mitte ging auch der Mann hervor, dessen kriegerische Gabe der Neuschöpfung inneren Halt und schlagfertige Tüchtigkeit verlieh und die verachteten Rotten verwilderten Gesindels zu kaiserlichem Fußvolk umschuf: Georg von Frundsberg. Unter seiner Führung sollten die langen Spieße und das Feuergewehr, dessen „Gepölder", wie Götz von Berlichingen meint, „nicht jeglicher leiden mochte", bald so sehr das Übergewicht über die oft schlecht genug ausgerüsteten adeligen Vasallenlanzen erlangen, daß sie nur mit Spott und Verachtung auf dieselben herabsahen. Wenn die altfränkischen Eisenmänner so geputzt, feierlich und langsam einherrückten, fragten sie wohl die geharnischten, ob etwa heute ein Festtag wäre? Solche Schmach mußten die Rittersleute verschlucken, weil das Recht des Krieges sichtlich auf den angeblasenen Lunten der Hakenschützen ruhte und Luthers Weltanschauung den Stolz des Landsknechts mächtig gehoben hatte. Als einmal ein frommer Hauptmann ihm seine Zweifel über den Stand eines Landsknechts ausdrückte, beschied er ihn mit den berühmten Worten, die für alle Zeit ihre Geltung behalten: „Waffengewalt in gerechter Sache, nicht des Angriffs oder des Raubes halber, sondern in ehrlicher Notwehr ist vor Gott statthaft."

Jedes Fähnlein, deren ein Regiment zehn bis sechzehn zählte, ward auf neunhundert Mann gebracht, worunter fünfzig geschickte Hakenschützen. Adelige oder mit einem Panzer gerüstete Knechte traten als Über- oder Doppelsöldner in das erste Glied, das bei einem Zusammenstoße am meisten bedroht war. Nach vollendeter Musterung

ließ der Oberst im Ring den Artikelbrief verlesen und beschwören. Denn nicht willenlos waren die Knechte dem Ruf der Werbetrommel gefolgt. Wie sie als wackere Gewerbsgenossen ihre Gerechtsame und Freiheiten dem Rate gegenüber besaßen, so wollten sie sich auch nicht den Kriegsgesetzen ohne Gewährleistung ihrer eignen Rechte unterwerfen. Enthielt der Artikelbrief die notwendigen militärischen Vorschriften, das Gelöbnis des Gehorsams und das Verbot, ohne Erlaubnis Gemeinde zu halten, so betraf er ebenso sehr die Höhe des Soldes und Bestimmungen über bürgerliches und peinliches Recht im Felde. Waren dann ein Stellvertreter des Obersten, der Profoß und der Schultheiß ernannt und den Fähnrichen als bewährten Heergesellen die Fahnen anvertraut, so ordneten sich die einzelnen Fähnlein in ähnlicher Weise und wählten als ein freies Gemeinwesen nach dem Vorbilde der Handwerkerzünfte aus sich die niederen Ämter.

Zur Würde des Profoß ward in der Regel eine Persönlichkeit ernsten Sinnes erhoben, die nicht durch Überstrenge verhaßt war. Wie die öffentliche Anklage des Verbrechers, die Vollziehung des Urteils und die Regimentspolizei zu seinem Amte gehörten, so hatte er auch bei längerem Verweilen an einem Orte für die Bedürfnisse der Knechte einen Markt zu veranstalten, dem als vornehmstes Wahrzeichen der Galgen nicht fehlen durfte. Nach altdeutschem Rechtsbegriff gereichte weder das Schirmgeld, das er von den Marketendern bezog, noch sein Anklägeramt ihm zu irgend welcher Unehre. Er bekleidete Hauptmannsrang und schlug an heißen Tagen tapfer darein, wie jener Klaus Seidenstücker, der bei dem Sturm auf Rom im Jahre 1527 mit seinem zweihandigen Schwerte im Vordertreffen stand und sich mitten durch die italienischen Knechte einen Weg bahnte.

Der Schultheiß war der Richter des Regiments; er empfing den Stab, das Zeichen seiner Würde, aus der Hand des Obersten und hatte die Streitigkeiten zwischen den durch stetes Kriegs- und Lagerleben verwilderten, rauf- und händelsüchtigen Gesellen rasch und unparteiisch zu schlichten. Griff man statt dessen zur Selbsthilfe, um nach altem Brauch im Zweikampf auf Hieb die Späne auszumachen, so war doch dabei die Benutzung von langen Spießen oder Feuergewehren aufs strengste untersagt. Die Strafrechtspflege lag in der Hand des Schultheißengerichts mit seinen zwölf Geschworenen, die man aus jedem Fähnlein wählte. Sobald der Profoß einen Übelthäter vor demselben belangen wollte, riefen Trommelschläge alle Würdenträger auf der Malstatt, die unter freiem Himmel abgesteckt ward, zur bestimmten Stunde zusammen. Hier wurde dann jenes alte deutsche Geschworengericht abgehalten, das damals

dem bürgerlichen Leben schon vielfach fremd geworden war. Hatten sich alle bedeckten Hauptes, das Schwert an der Seite, an „einem nüchternen Morgen“ versammelt, so eröffnete der Schultheiß die Verhandlung mit folgenden Worten:

„Ihr wohlgebornen, gestrengen, ehrenhaften und fürsichtigen Herren und Richter, Hauptleute, Fähnriche, Feldweibel und Gerichtsleute, ich sitze hier im Namen unseres durchlauchtigen Fürsten und Herren, römisch-kaiserlicher Majestät, auch im Namen unseres gnädigen Herrn und Obristen über dies Regiment, auch im Namen meiner Gewalt, als von hochgedachter Obrigkeit verordneter Schultheiß und Statthalter: so bin ich nun schuldig und pflichtig, zu euch allen und ihr samt mir mit aufgehobenen Fingern einen Eid zu schwören, daß wir Recht sprechen wollen und urteilen dem Armen als dem Reichen, dem Reichen als dem Armen, niemand zu Lieb und zu Leid, weder aus Neid oder Haß, Gunst, Freundschaft, Gevatterschaft, weder aus Miet noch aus Gab, sondern wie wir begehren vor Gott dem Allmächtigen am jüngsten Tage gerichtet zu werden, und daß wir solches gegen Gott und die Welt mit gutem Gewissen verantworten mögen, so will ich euch anfangs vorlesen unsern Artikelbrief, worauf wir unserem allergnädigsten Herrn geschworen haben, nachmals die Gerichtsordnung unseres Rechts, auch den Inhalt unseres Eides.“

Hatte die Versammlung mit aufgehobenen Fingern gelobt, den verlesenen Worten getreulich nachzukommen, so begann die Umfrage d. h. die Erledigung aller Förmlichkeiten über Zeit, Ort, Berechtigung des Richters und der Geschworenen, um jeden rechtswidrigen Eingriff in den Prozeßgang, jede Übereilung und Ungerechtigkeit zu verhüten. Nachdem die Anklage geschehen, ward dem Beschuldigten auf Bitten seines Fürsprechers meistens ein zwei- oder dreimaliger Aufschub bewilligt, um Rechtshilfen herbeizuschaffen, und erst am dritten Termin das Urteil gefällt. Wurde er dann für schuldig befunden, so „soll ihm sein Leib mit dem Schwerte entzweigeschlagen werden, daß der Leib der größere und der Kopf der kleinere Teil sei.“

Weniger förmlich, aber schauerlich war daneben die Form „des Rechts der langen Spieße“, dessen barbarische Überreste sich in deutschen Heeren bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts als Spießrutenlaufen erhalten haben. Der Profoß trat mit dem Angeklagten in den von den Knechten gebildeten Ring und sprach: „Guten Morgen, ihr lieben, ehrlichen Landsknechte, Edel und Unedel, wie uns Gott zu einander gebracht hat! Ihr traget alle Wissen, wie wir an-

fänglich geschworen haben, gut Regiment zu führen, dem Armen wie dem Reichen, dem Reichen wie dem Armen, alle Ungerechtigkeit zu strafen, darauf ich, liebe Landsknechte, auf heutigen Tag ein Mehr (d. h. Urteil durch Stimmenmehrheit) begehre, mir zu helfen solches Übel zu strafen, daß wir es verantworten können bei Fürsten und Herren." Danach sprach der Feldweibel: „Ihr habt des Profoßen Wort verstanden; welchem es lieb ist, daß wir demselben nachkommen, der hebe seine Hand auf." Sodann erhob der Profoß die Anklage und beantragte Bestrafung. Dreimal folgte sich auf der Stelle Klage und Verantwortung. War der Klagbestand erhärtet, so rollten die Landsknechte ihr Fähnlein zusammen, stießen sie umgekehrt mit der Spitze in die Erde, und einer derselben sprach: „Liebe, ehrliche Landsknechte, ihr habt des Profoßen schwere Anklage wohl vernommen, darauf wir unser Fähnlein zuthun und es in das Erdreich kehren und wollen es nimmer fliegen lassen, bis über solche Klage ein Urteil ergeht, auf daß unser Regiment ehrlich sei. Wir bitten euch alle insgemein, ihr wollt im Rat unparteiisch sein, soweit eines jeden Verstand ausreicht. Wenn dies geschieht, wollen wir unser Fähnlein wieder lassen fliegen und bei euch thun, wie ehrlichen Fähnrichen zusteht." Drei vereidigte Knechte jeder mit vierzig Genossen gaben nacheinander ihr Urteil ab; erst das dritte ward der Menge zur Bestätigung oder Verwerfung vorgelegt. Die Mehrheit aufgehobener Hände entschied über das Schicksal des Angeklagten. Eine Gasse ward gebildet und deren eine Öffnung dem Rücken der Sonne zugekehrt; Fähnriche mit noch immer verhüllter Fahne verschlossen dieselbe. Aus dem eisenstarrenden Engpaß zu entkommen war unmöglich, denn unerbittlich mußte der, durch dessen Schuld der „arme Mann" etwa entronnen war, in die Fußtapfen des Flüchtigen treten. Nach kurzer Beichte fielen die Fesseln des Verurteilten, er ist frei zum letztenmal. Ein dreimaliger Schlag auf die rechte Schulter im Namen der Dreieinigkeit hieß ihn sich anschicken zum letzten Gang. Noch einmal sprachen die Fähnriche ihm Mut ein, er dulde ja nur um kriegerischer Ehre willen; nach einem letzten Gebet that er, wie es die Soldatenehre gebot, er rannte fest und todesmutig in die Gasse voll entgegenstehender Schwerter und Spieße, um dem Träger der Ehre, dem Fähnrich, sterbend als ehrlicher Soldat in die Arme zu sinken. Um seine Leiche fielen die Waffenbrüder, für seiner Seelen Seligkeit betend, auf die Knie nieder, dann gaben sie ihm drei Ehrensalven aus ihren Feuerröhren; die Trommeln wirbelten, der Gewaltiger dankte für willige, ehrliche Haltung, und die Fähnriche ließen ihre Fahnen wiederum frei im Winde flattern.

Eine besondere Rolle spielte im Lagerleben der Landsknechte der Weibel; im Hauptmannsrang wie der Profoß, hatte er mit dem Rumormeister den Troß im Zaume zu halten, wovon der Heereszug unabläßig begleitet war. Waren doch bei dem Mangel jeder Verpflegung die Söldlinge darauf angewiesen, auf den Schlachtfeldern Europas ihre Familien mit sich herum zu schleppen, die für sie kochten, buken, wuschen, für sie Boten-, und Kundschafterdienste leisteten. So singt Jörg Graff:

Erstlich muß er ein weib und flaschen haben,
dabei ein hund und einen knaben;
das weib und wein erfreut den man,
der knab und hund soll spüren,
was in dem haus tut stan.

Manchmal auch zu Schanzarbeit genötigt, hatten die Weiber ein eignes Fähnlein mit dem Bilde einer Frau und zogen mit Trommeln und Pfeifen ans Werk. Daß dieser lange Schweif der Marsch- und Schlachtordnung so wenig wie möglich hinderlich werde, ja wohl durch seine geschickt gewählte Stellung den Feind verleite, in ihm eine Nachhut zu vermuten, war die schwere Aufgabe des Weibels, und gar oft mußte der „Vergleicher" d. h. der Stock in der Hand der Rumormeister dies lose Völkchen zu Paaren treiben.

Die Bekleidung der Knechte war in der ersten Zeit ihres Bestehens einfach und knapp, aber bunt und verschieden; noch über ein Jahrhundert später tritt nirgends eine Gleichförmigkeit hervor, und selbst die berühmtesten schwedischen Regimenter Gustav Adolfs führten ihren Namen nur nach der Farbe ihrer Feldbinde. Die Fähnlein vollends, die unter Georg von Frundsberg der Franzosen und Schweizer Meister wurden, trugen nur in der Schlacht gemeinsame Abzeichen, meist ein rotes Kreuz oder eine rote Schärpe und suchten sich bei nächtlichen Überfällen durch ein Hemd, das man über Wams und Panzer warf, oder durch ein aufgeklebtes Papier kenntlich zu machen.

Auch eine gemeinsame Ausrüstung ward durch die eingeschränkten Geldmittel, die meist rasche Bildung des Heeres und durch den schleunigen Abmarsch nach seinem Bestimmungsort unmöglich gemacht. Nach jedes Belieben oder Vermögen schmückte Visierhelm, Pickelhaube oder breitkrämpiger Federhut das trutzige, bärtige Haupt; an den eisernen Halsberg schloß sich das bunt ausgeschlitzte, mit Bauschärmeln versehene Wams, bei Überföldnern der Panzer; ungeheure, aus vielen Ellen Tuch gefertigte Pludderhosen, die der „Hosenteufel"

nach dem Berliner Prediger Muskulus erfunden, fielen über die aus Streifen verschiedenartigen Tuchs gefertigten kamaschenartigen Strümpfe herab, die der Bequemlichkeit halber beim Sturm auf die derben Schuhe herunterhingen. Hatten die kühnen Gesellen nun vollends bei Eroberung einer Stadt reiche Beute an Gold und köstlichen Stoffen gemacht, Samt und Seide mit der längsten Elle d. h. mit ihren Spießen gemessen, so wußten sie kein Maß in Behängung und Ausschmückung ihrer im Kriege oft gänzlich abgerissenen Gewandung. Die Trachtenbilder, die dieses Kriegsvolk zur Anschauung bringen, atmen deshalb die allertollste Phantastik, und nie vielleicht hat der deutsche Absonderungstrieb in der äußeren Erscheinung so üppige Blüten getrieben als in den Heeren der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die ausländischen Zeitgenossen überboten sich an Gespött über dieses Treiben, aber leutselig gönnte der Kaiser Maximilian seinen Knechten zeitweilige Pracht und entschuldigte sie vor den scheelen Hofleuten, da er seiner Kriegsgesellen kümmerliches und wechselvolles Leben kannte. Denn

in wammes und halbhosen muß er springe,
schnee, regen, wind, alles achten geringe
und hart ligen für gute speis;
mancher wolt gern schwitzen,
wenn im möcht werden heiß.

Also muß er sich in dem land umb keren,
biß er hört von krieg und feindschaft der herren;
danach ist im kein land zu weit,
darein lauft er mit eren,
biß er auch findt bescheid.

Mit heiligem Eifer spricht sich Sebastian Frank gegen die Landsknechte aus: „Es ist durch die Bank in allweg und allzeit ein bös unnütz Volk, nit weniger denn Münnich und Pfaffen. Ist es im Krieg, so ist unter tausend kaum einer an seinem Sold benügig, sondern stechen, hauen, gottlästern, spielen, morden, brennen, rauben, Witwen und Waisen machen ist ein gemein Handwerk und höchste Kurzweil. — Wer nicht zugreifen und martern kann, der taugt nicht.“ Mit Schaudern erzählte man von ihnen, daß sie mit dem Heiligsten selbst ihren Spott trieben, wie sie während des Gottesdienstes Karten hervorholten oder auf dem Marmoraltar Würfel spielten. In der That, ein Leben unstät und wandernd, in unaufhörlicher Gefahr und fortwährenden Kriegen, konnte keine Männer

von schwächlicher Gemütsart erzeugen; ihrem polternden Auftreten entsprach ein kecker Sinn. Als sie 1527 Rom erstürmt, trieben sie mit den Bräuchen der alten Kirche grausamen Spott. Umringt von einem Troß als Kardinäle vermummter Genossen, die sich beeiferten ihm die Reverenz zu machen und den Pantoffel zu küssen, zog ein adeliger Landsknecht mit der dreifachen Krone auf dem Haupte unter Trommel- und Pfeifenschall auf einem Maultier durch die Stadt. Vor der Engelsburg hielten sie an; einen Pokal schwingend, gab der vermeinte Papst den Kardinälen seinen Segen. Auf den Knieen thaten ihm diese aus vollen Gläsern Bescheid und schwuren, keine Kirche zu bauen, dem Kaiser zu gehorchen und als geistliche Leute der Obrigkeit unterthan zu sein. Dann schrie der landsknechtliche Papst: „Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen und ihm das Papsttum schenken. Wem solches gefällt, der soll mit mir den Finger aufheben.“ Da huben die Kardinäle die Finger auf und riefen laut: „Luther Papst, Luther Papst!“

Der Befehl über ein solches Heer war keine sorgenlose Ehre. Nur Hauptleuten von Ruf, der bewährtesten Uneigennützigkeit und Tüchtigkeit gelang es die Mannschaft zur Ordnung und zum Gehorsam zu bringen und zu opferbereitem Ausharren in Gefahren zu ermutigen. Das Leiden der Landknechtsheere war, daß jeder Kriegführende sie nötig hatte und keiner sie doch zu bezahlen vermochte.

Ein Musketier, der an der Spitze eines Fähnleins marschierte, erhielt monatlich 10, ein Feldwebel 12, ein Fähnrich 20, ein Hauptmann 40, der Oberst gewöhnlich 400 Gulden. Der Sold der Gemeinen, der in der Regel alle drei Monate ausgezahlt ward, richtete sich nach der Art der Bewaffnung. Stockungen in der Auszahlung desselben hatten nur zu oft furchtbare Meutereien zur Folge. Erklärten die Landsknechte den geschlossenen Vertrag für gebrochen, so vermochte nur selten das Wort des Führers die verbitterten, hungernden Haufen im Zaume zu halten. Mochten auch die kaiserlichen Kriegsartikel bestimmen: „Meuterer soll man erwürgen, eilends ohne Gnade“, die Söldlinge hatten demgegenüber ihre Meutereiartikel, die sie aufs strengste befolgten, wenn es zu einer „Veränderung“ kam. Meist in offenem Felde, oft unmittelbar nach einer gewonnenen Schlacht versammelten sie sich auf ein gegebenes Zeichen mit ihren Waffen, setzten alle Offiziere vom obersten bis zum untersten ab, um durch allgemeine Abstimmung einen der Ihren zum General zu erwählen. Demselben ward ein Rat beigegeben, ohne den er nichts vornehmen durfte. Die Reiter erkoren sich einen Gouverneur, das Fußvolk einen Major als Führer, und ebenso bestimmte man die unteren

Offiziere durch freie Wahl. Neugeordnet, bemächtigten sie sich dann der reichsten Stadt, die in der Nähe lag; aber keine Plünderung fand statt, die strengste Mannszucht beherrschte alles. Selbst das, was in dem bestgeordnetsten Heere als erlaubt galt, Kartenspiel, Trunkenheit, Schlägerei, Fluchen und Schimpfen, leichtsinniges Schuldenmachen, ward während einer Meuterei oft mit dem Tode bestraft, um allen Grund zur Uneinigkeit zu vermeiden, jede Dirne aus dem Lager getrieben und der Unterhalt durch schwere Steuern aufgebracht, die man der Stadt und der Umgegend auflegte. War ein Entschluß zu fassen, eine Entscheidung zu treffen, so versammelten sich alle Truppen auf dem Hauptplatze, um die Meinung des Erwählten zu hören, der von dem Fenster eines Hauses zu ihnen sprach. Mißfiel sein Vorschlag, so antwortete man wohl mit Flintenschüssen. Niemals ruhte der Argwohn verraten zu werden; der Erwählte hatte daher stets eine Wache um sich, durfte ohne Genehmigung der Versammlung weder Briefe schreiben noch empfangen; auch jedem andern ward das Briefschreiben untersagt, im Dienste unbedingter Gehorsam gefordert und jedes Versehen wie böser Wille unnachsichtlich mit dem Tode bestraft.

Diese strenge Ordnung und Manneszucht machte die Meuterer so stark, daß Gewalt gegen sie nicht ratsam war. Selbst dem berühmtesten aller ihrer Obersten, Frundsberg, gelang es nicht immer seine Knechte zu beruhigen; sein tragisches Ende wirft ein helles Licht auf die furchtbaren Leidenschaften, die ein Landsknechtsheer jener Zeit beherrschten.

Von edlem, uneigennützigem Sinn, in den gefährlichsten Lagen besonnen und unerschrocken, bürgerfreundlich und von solcher Körperkraft, daß er mit dem Zeigefinger einen feststehenden Mann vom Platze stoßen konnte, hatte Frundsberg „seine lieben Söhne" mit kriegerischem Ehrgefühl und vaterländischem Stolze zu erfüllen verstanden und mit unzerreißbaren Fäden an sich geknüpft. Auf einem wohlgezähmten Maultier trabte der ritterliche Mann gemächlich inmitten seiner „Söhne" umher; an heißen Schlachttagen stand er mit dem Spieß oder mit dem breiten Schwert tapfer kämpfend in der ersten Reihe, im Alter, als er beleibt geworden war, nach jedem wuchtigen Schlage tief Atem holend. Und doch mußte auch er erleben, daß seine „Söhne" gegen ihn ihre Spieße erhoben.

An der Spitze eines stattlichen Heeres, das der Ruf seines Namens wie mit einem Zauberschlage hatte erstehen lassen, war er in beschwerlichem Wintermarsch über die Alpen gestiegen und an gefährlichen Stellen zwischen Schluchten und Abgründen, wo die Knechte

wie die Gemsen Mann hinter Mann einherzogen, kühn den Seinen vorangeschritten. Vereint mit dem kaiserlichen Feldherrn Bourbon galt es die in der Ligue von Cognac verbündeten Mächte, den Papst Clemens VII. und Franz I. von Frankreich, niederzuwerfen. Nach längerem Schwanken hatte der gänzliche Geldmangel der kaiserlichen Kriegskasse den Plan reifen lassen sich und das Heer in Rom bezahlt zu machen. In der Mitte des Monats März 1527 lagen die Fähnlein in der Nähe von Bologna, seit Beginn des Feldzuges unbesoldet, als wahrscheinlich durch die Umtriebe päpstlicher Sendboten und das Gerücht von einem hinter ihrem Rücken abgeschlossenen Waffenstillstand eine furchtbare Aufregung die Söldnerscharen ergriff, die sich um die sichere Beute betrogen glaubten. Bourbon mußte vor der Wut seiner Spanier die Flucht ergreifen, Frundsberg, der hohen Mutes mitten in den Kreis seiner Knechte trat, versuchte vergeblich durch väterliche Worte die tobenden Scharen zu beruhigen. Immer lauter und drohender wälzte sich das Geschrei: „Geld! Geld!“ durch die Reihen der Meuterer. Noch ahnte Frundsberg das Schreckliche nicht. Als aber seine lieben Söhne, mit denen er so oft Leid und Freud, Hunger und Kummer geteilt, als die frommen Landsknechte, die alles, was sie waren, ihm verdankten, die langen Spieße, die er selbst sie führen gelehrt, todverheißend gegen seine wehrlose Brust senkten, da erlag die Natur des furchtlosen Mannes der gewaltigen Erregung, der ungeahnten Enttäuschung. Die Sinne schwanden ihm, die Sprache verging ihm, bewußtlos brach er zusammen. Todkrank mußte er, als nach einigen Tagen Sprache und Besinnung zurückkehrten, den Befehl abgeben und das Heer verlassen.

Konnte Frundsberg als Vertreter der edleren Seite des Landknechtswesens und als eifriger Verfechter der Ehre des Reiches gelten, so trat in einem anderen Führer die Söldlingsnatur um so unverhüllter hervor. Ein Meister in der Kunst des „Finanzierens“ d. h. durch blinde Namen in der Musterrolle den Kriegsherrn zu täuschen, war Sebastian Schärtlin aus Burtenbach, ein tapferer, kriegskundiger, doch leichtsinniger, dem Wohlleben und hohem Spiel ergebener Mann, der in der Regel mit reichem Erwerb aus dem Kriege heimkam. Am glücklichsten hatte er es als Feldhauptmann Kaiser Karls V. gegen Frankreich (1544) getroffen, als er, um der lästigen Aufsicht zu entgehen, eine ganze Reihe von Kriegsämtern in seiner Person vereinigte. Neben den pomphaften Würden eines Großmarschalls Generalkapitäns der Rechtspflege, Musterherrn und Brandschatzherren, hatte er sich den bescheidenen, aber einträglichen Posten eines Proviantmeisters nicht entgehen lassen, um sich dadurch

den Vorwurf zuzuziehen, daß er, der edle Ritter, den Feldzug als Marketender und Garkoch mitgemacht habe.

Unter der Führung Frundsbergs, Schärtlins und anderer war die neue Waffengattung rasch zu hoher Vollkommenheit gelangt. Während noch um 1500 das unfertige Landsknechtswesen seinen alten Meistern, den Schweizern, hartes Lehrgeld hatte zahlen müssen, zeigten die drei ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts es bereits den Eidgenossen ebenbürtig, ja als Überwinder der stolzen Nachbarn. Zwar im Streifen und Scharmützeln thaten es den Deutschen die behenden Südländer leicht zuvor; unwiderstehlich aber war ihr Massenangriff, unübertroffen die eiserne Ruhe, mit der sie, gleich dem Igel in einen Knäuel zusammengeballt, durch einen undurchdringlichen Lanzenwald jedem Angriff Trotz boten.

Der gevierten Ordnung des weltberühmten „Igels" ging der verlorene Haufen voran, verzweifelte Gesellen, bereit ihr Leben gegen besonderen Lohn in die Schanze zu schlagen. Vor der ersten Reihe der Knechte aufgestellt, hatten sie die Aufgabe, im Augenblicke des Zusammenstoßes die Hellebarden in schrägem Hiebe auf die Speerspitzen der Feinde fallen zu lassen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken springen und dem Feind an den Leib kommen konnten. Dem verlornen Haufen folgte der „helle" d. h. ganze Haufen, bei größeren Heeren aus 10 bis 12000 Mann bestehend, in regelmäßigem Viereck, dessen Front nie über 101 Mann betrug. Im ersten Gliede gegen den Feind hatten die meisten Hauptleute und Doppelsöldner ihren Platz. Daran schlossen sich mehrere Glieder langer Spieße in ungerader Zahl, so daß alle Lücken von Lanzen starrten, deren Widerstandskraft man durch Kreuzung der eisernen Spitzen noch zu verstärken suchte. Während mehrere Reihen Hellebardenträger die Fähnlein in ihrer Mitte hatten, waren an beiden Flügeln die Hakenschützen aufgestellt, für die schon früh der Name Musketiere aufkam. In der Rechten führten sie eine Art Bock, auf den die Muskete wegen ihrer Schwere beim Abfeuern gelegt ward, das Gewehr selbst trugen sie mittelst eines Kissens auf der Schulter. Über derselben hing ein ledernes Riemenbandelier, an dem sich ringsherum kleine hölzerne Büchsen mit Pulverladung befanden. Die Kugeln, das Lot, gewöhnlich fünfzehn an der Zahl, enthielt ein hinten am Riemen befestigter Beutel, unter dem eine blecherne Flasche das Kraut oder Zündpulver barg, während die Lunte, von der der Musketier sechs Ellen mit sich führte, um das Bandelier gewickelt war.

In einer größeren Schlachtordnung pflegte mit einem solchen „Igel" ein in gleicher Weise geordnetes Reitergeschwader abzuwechseln;

langsam, in wuchtigem Taktschritt, je drei Schritte auf fünf Trommelschläge, bewegte sich der mächtige Haufen vorwärts, die vor der Front aufgefahrenen, meist nur einmal feuernden Geschütze hinter sich lassend.

Bevor es zum Kampfe kam, ward in der Regel der freie Raum zwischen beiden Schlachtlinien der Tummelplatz ritterlichen Zweikampfes unter hervorragenden Streitern. Als in der Schlacht bei Bicocca 1522 die Schweizer sich den deutschen Linien näherten, stieg Frundsberg vom Rosse, nahm eine Hellebarde und stellte sich in die Reihe der Landsknechte. „Ha, treff ich dich hier, alter Gesell," rief Arnold Winkelried aus, als er seiner ansichtig ward, „so mußt du von meiner Hand sterben!" „Will's Gott", erwiderte Frundsberg, „du von der meinen!" Hier und da hinderte wohl auch ein mißbilligendes Murmeln der deutschen Reihen einen geschätzten Hauptmann sich mit einem unwerten Gegner zu messen; ja es kam vor, daß ein prahlender Herausforderer wie Georg Langmantel aus Ulm vor der Schlacht bei Pavia sofort durch eine Kugel niedergestreckt ward.

Sobald der Kampf begann, fielen die Knechte nach alter deutscher Sitte auf die Knie, sangen ein geistlich Lied oder sprachen ein Gebet; dann schüttelten sie nach ihrem Brauch den Staub von den Wämsern und warfen eine Hand voll Erde hinter sich, gleichsam als entledigten sie sich alles Schlechten und Gemeinen, bevor sie sich dem Schlachtengeschäft weihten. Dann wirbelten die Trommeln, dann senkten sich die Spieße, dann rückten sie zum Angriff vor. Das Feldgeschrei war: her! her! das Handgemenge furchtbar. Oft schwangen sie knieend oder kriechend ihre Kreuzwaffen gegen die unteren Gliedmaßen der Feinde und „schnitten blutige Hosenbänder", oft gingen sie in ähnlicher Weise gegen die Reiter vor, um den Pferden die Füße zu zerschmettern. Während des Kampfes knieten zuweilen ganze Rotten nieder, Gottes Beistand erflehend oder für den errungenen Erfolg dankend. Das geschah auch damals, als deutsche Kriegsvölker bei Ravenna nicht des Soldes, sondern der Ehre wegen fochten und zum Staunen der welschen Genossen, die reiche Beute verschmähend, ausriefen: „Wir stehen hier um Ehre und Ruhm deutscher Nation, nicht um Gewinn!" Als eine Frucht ähnlicher Anschauungen haben wir es auch zu verstehen, wenn Frundsberg bei Pavia, damals auf der Höhe seines Ruhms, zum Spott der Schweizer in der Kapuze eines Franziskaners in den Kampf zog, die nach altem Glauben dem blutigen Handwerk eine sichernde Weihe zu geben schien.

Was sollen wir herausgreifen aus der langen Reihe der Erzählungen, welche die Kühnheit und den Heldenmut einzelner,

kriegerische Tüchtigkeit und Tapferkeit der Massen verherrlichen? Hier berichtet man von einem Fähnrich, der das der abgehauenen Rechten entsinkende Banner in die Linke nimmt, nach Verlust auch dieser Hand den Schaft mit den Zähnen packt und sterbend seine erstarrenden Glieder in die weiten Falten hüllt; dort hören wir von einem tapferen Schwaben, Georg Heerdegen, genannt Faulpelz, der, da er auf der Wacht im Rausch die Losung vergessen, allein sich der überfallenden Türken erwehrt und ihrer neun erschlägt. Niemals aber haben deutsche Landsknechte so grimmig und mit einer solchen Berserkerwut drein geschlagen als in der Schlacht bei Pavia, da sie den „schwarzen Banden" der geldrischen und lothringischen Knechte entgegentraten, die unter der Führung Georg Langenmantels, eines Patriziers aus Augsburg, in französischen Diensten standen.

Vogelfrei, in die Reichsacht und Aberacht erklärt, ihrer Güter, ja ihrer Weiber und Kinder verlustig, waren die hochverräterischen schwarzen Fähnlein auf allen Schlachtfeldern dem Adler Habsburgs und den Türmen Kastiliens gegenüber zu finden gewesen; sie kämpften für den Herzog von Geldern gegen Österreich, sie stritten unter dem Lilienbanner Frankreichs gegen des Reiches Rechte in Italien. Völlig dem deutschen Wesen entfremdet, wurden sie als echte Söldlinge zuletzt von wildem Zorn und Haß gegen ihr eignes Vaterland erfüllt, der sich auf dem Schlachtfelde gegen die reichstreuen Knechte austobte. An demselben Tage, der den wankenden Ruf schweizerischer Überlegenheit für immer vernichtete, traten die Scharen Frundsbergs ihnen gegenüber und hielten Abrechnung mit den ausgestoßenen Verrätern. Fast alle dem Grimme ihrer Gegner erliegend, besiegelten die „schwarzen Banden" mit ihrem Untergange die Treue gegen den fränkischen Soldherrn und sühnten durch ihr Blut die schwere Schuld, daß sie Waffen getragen gegen ihr Vaterland. Das Lied „von der Schlacht bei Pavia", welches ein Landsknecht, der „mit bei der Kirchweih war", gedichtet, weiß daher auch ganz besonders den Kampf mit den Schwarzen des Langenmantel zu rühmen:

An sant Matheystag, da der tag herbrach,
da fing wir an zu ziehen.
Ich weiß, wie denn schweizern die sach gefiel,
sie begunten gar pald fliehen.
Da zugen wir in tiergarten hinein.
darnach stund unser verlangen;
sie hießen uns all got wilkummen sein
aus kartaunen und mit schlangen.

Herr Jörg (Frundsberg) schrie Valtein Koppen an,
sol im das gschütz her pringen.
Velte Kop tet wie ein erlich man
und sich nit lang besinnen.
Er fürts daher mit ganzer macht,
ganz wol tet er sich rüsten.
Wir schußen all zu halben man;
wart den Franzosen verdrießen.

Herr Jörg, ein edler ritter fest,
stand da mit seiner helleparten.
Er sprach: „Es kummen uns fremde gest,
derselben wöll wir warten".
Gegen im zog der Langenmantel daher:
„Herr Jörg, versich dich eben!
Du mußt hie mein gefangner sein,
ob du wilt fristen dein Leben."

Herr Jörg sprach: „Muß ich dein gefangner sein,
oder kost es mich mein leben,
so hab ich getrunken des külen wein;
mein leib will ich dir nicht aufgeben.
Ich hab so manichen landsknecht frisch,
sten da in iren halben Hosen.
Stecht drein, stecht drein, ir frumen landsknecht,
das seind die rechten Franzosen!"

Marx Sitig von Ems griffs zum ersten an
mit seinen frumen landsknechten;
wann er stund selber vornen dran,
gar ritterlich tet er fechten.
Die Schlacht, die wert eine kleine weil,
da wart sie schon verloren;
wurd mancher franzos zu tod geschlagen,
manch küraſſer auserkoren.

Die Landsknechte liebten es, sich im Spiegel der Dichtung zu beschauen, deren Grundton bald mutwillige Lebensluſt, bald rührende Klage über ihr elendes Schicksal ist; sie gehörten so sehr zu den Gestalten des ausgehenden Mittelalters, daß selbst Dichter wie Hans Sachs sie zum Gegenstand ihrer Dichtungen wählten. Wer kennt nicht jenen ergötzlichen Schwank von den neun gartenden d. h. bettelnden Landsknechten, die zufällig an das Himmelsthor geraten und

anklopfen? Da der Herr nicht gewillt ist, sie sofort einzulassen trotz St. Peters Fürsprache, fangen sie draußen an „Marter, Leiden und Sakrament!“ zu fluchen. In der Meinung, dies seien geistliche Reden, legt St. Peter wiederholte Fürbitte für sie ein und erhält zuletzt die Erlaubnis, sie einzulassen. Kaum sind sie im Himmel, so setzen sie sich nieder, nehmen die Würfel hervor, geraten aber bald in Streit, ziehen vom Leder, hauen auf einander ein und lassen auch St. Peter, der ihnen wehren will, nicht ungeschoren. Da erbarmt sich der Herr endlich seines Pförtners und gibt ihm den Rat, einen Engel einen Lerman (= Alarm) mit der Trommel schlagen zu lassen:

Bald der engel den lerman schlug,
loffen die landsknecht on verzug
eilent us durch das himmelstor,
meinten, ein lerman wer davor.

Seitdem blieb allen Landsknechten der Himmel verschlossen trotz all ihrer Tapferkeit, mit der sie die irdische Welt sich zu Füßen legen wollten. Nicht mit Unrecht wunderte sich deshalb der Teufel, daß immer noch kein Landsknecht in die Hölle komme. Neugierig sandte er seinen Diener aus, um einen derselben zu holen. Dieser machte aber so üble Erfahrungen mit ihnen, daß man alle Thüren und Thore der Hölle verschloß, aus Furcht, sie möchten sonst alle Teufel daraus verjagen.

Aus der Lebensbeschreibung des Wilibald von Schauenburg.

Als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht von Sachsen, des kaiserlichen Feldhauptmanns, kämpfte Wilibald von Schauenburg, der Vorläufer Frundsbergs und Schärtlins, mit seinem Gefährten Neidhart Fuchs in den Jahren 1488—1501 in den Niederlanden, wo sich Städte und Landschaften gegen Maximilian, den Gemahl der Maria von Burgund, erhoben hatten. In seinen Schilderungen über die kriegerischen Thaten seiner Landsknechte tritt uns Organisation und Kriegsführung der damaligen Heere anschaulich entgegen. Über ihre Kämpfe in Friesland nordöstlich der Zuider-See wird uns insbesondere folgendes berichtet:

„Als Herr Wilibald und Neidhart Fuchs ins Land kamen, hatten sie nicht mehr als neunhundertdreiundfünfzig Mann. Gegen sie zogen die Friesen bei zehntausend Mann stark. Herr Wilibald aber beriet sich mit Neidhart, Herrn Wilhelm von Harras und anderen

edlen und adeligen Knechten, was vorzunehmen sei. Denn sie wußten nicht aus dem Lande zu kommen, hatten auch keine Speise noch Trank; sollten sie verziehen und würden die Knechte hungrig und matt, so würde noch mehr Volks dem Gegner zugehen; beschlossen daher, den Feinden von Stund an unter die Augen zu ziehen, mit ihnen zu schlagen und dem allmächtigen Gott die Sache zu befehlen. Das war um zwei Uhr nach Mitternacht des Sonntags nach Trinitatis. So machten sie sich auf und zogen bis eine Meile Wegs gegen die Feinde. Und als der Tag hereinbrach, wurden die laufenden Knechte der Feinde, die mit einer großen Macht bei einer Schleuse standen, durch welche man das Wasser ab und in das Land laufen lassen kann, gewahr und sagten das dem Hauptmann. Der besah sie selbst und ließ sich bedünken, er sähe in einen Wald; denn die in dem Lande haben gar viele und vier Schuh längere Spieße als unsere Landsknechte, die nennen sie Schotten; haben am unteren Ende Scheiben, womit sie in die sumpfigen Gräben setzen, wenn sie hinüberspringen, damit sie nicht stecken bleiben. Der Hauptmann sah, daß er sonst an keinem Orte, denn an diesem hinüberkommen, auch nicht lange harren könnte; hätten sie die Schleusen gezogen, so hätten sie sie alle ertränkt. Sagte es deshalb Neidharten und bat ihn, selbst es zu besichtigen, derweilen wolle er die Knechte in die Ordnung stellen. Neidhart besah auch die Feinde, und als die Ordnung gemacht war, kam er wieder und sagte: „Des Ungeziefers ist viel!"

Der Hauptmann fragte Neidhart um seinen Rat, was zu thun sei; er sagte, es sei nichts besseres, als mit ganzer Ordnung gegen sie zu ziehen, kurz vor ihnen zu stutzen und in der Ordnung zu fliehen; die Feinde würden darauf nicht unterlassen, ihnen zu folgen und über die Schleuse zu gehen; dann solle man sich wenden und sie mit Gottes Hilfe schlagen. Diese Meinung gefiel auch dem Hauptmann, aber er besorgte, wenn die Knechte in die Flucht kämen und eine solche Menge nachfolgen sähen, dann würde fürder kein Wenden mehr sein; darum wäre es gut, daß man den Anschlag den Knechten zu verstehen gäbe und ihren Rat darin hörte. Das geschah und Herr Wilibald sprach: „Ihr lieben Brüder, ihr seht den großen Haufen Leute. Nun mag uns niemand als Gott und unsere menschliche Wehr helfen, keine Flucht bringt uns Vorteil, sondern nur Schande, Laster und Tod. Um uns ist die See, hinter uns der Sumpf, vor uns der Feind, da müssen wir durch, haben weder Gedeihen noch Trost, denn daß wir heute sterben oder uns ritterlich wehren müssen. Habt Vertrauen auf Gott! Seid starken Gemütes, das thut Wunder bei den Feinden! Laßt uns getreulich aufeinander sehen und

zueinander halten! So wird dieser Dinge wohl Rat.“ Der Anschlag gefiel allen Knechten wohl, waren getröstet und zogen also mit ganzer Ordnung gegen die Feinde, stießen kurz auf und flohen. Die Friesen aber standen, reckten ihre Hälse wie die Gänse und wollten nicht folgen. Herr Wilibald und Neidhart erschraken hart und wußten nicht, was zu thun. Indem kam ein friesischer Knecht, der sagte, daß er in der Gegend gedient habe und wohl bekannt sei; auf der anderen Seite liege ein schönes Dorf, darinnen sei ein Edelmannssitz; wo man ihm folge, so wolle er sie über den Graben und danach trockenen Fußes zu den Feinden bringen. Der von Schauenburg hatte nun drei Schiffe mit dem Streitgeschütz, mit Bickeln, Hauen, Schaufeln, und was zum Steigen und Stürmen gehört, mit aus Sneek neben ihm auf der See ausfahren lassen. Denen gab er Zeichen; die kamen eilends. Daraus nahm er das Geschütz, Hauen und Schaufeln und gab es den Doppelsöldnern und den großen Hansen in die Hände, gruben mit Eile, warfen den Graben ein, machten dann, daß sie mit allem Geschütz und was ihnen nötig hinüber ohne Not ziehen konnten.

Zur Stunde ward die Ordnung wieder gemacht. Wilibald zog gegen die Feinde, stellte sein Geschütz nach dem Winde und befahl Neidhart, das große Dorf anzuzünden, ob vielleicht die Feinde dadurch bewegt würden, desto eher sich ihres Vorteils zu begeben und gegen sie zu ziehen. Dies geschah; Neidhart nahm etliche von den Büchsenschützen und schoß an vielen Stellen in Brand, die Feinde aber wurden erzürnt und zogen stracks gegen sie. Da die Knechte das sahen, knieeten sie nieder und sprachen ihr Gebet um Glück und Sieg nach ihrer Gewohnheit. Die Friesen aber vermeinten, sie bäten um Gnade und schrien alle, sie wollten sie ertränken. Der Hauptmann sagte den Knechten, sie sollten ihr Gebet sprechen und sich nicht beirren lassen, er wolle das Geschütz in sie abgehen lassen. Doch ehe er solches noch geredet, ging der Friesen Geschütz los, aber viel zu hoch, traf keinen Menschen, denn einen redlichen Knecht, der blieb tot.

Nun ließ der Hauptmann sein Geschütz auch hinstreichen; das ging recht gut in die Feinde. Diese hatten zwei Haufen, in dem unter den Augen bei sechstausend Mann, in dem anderen auf der Seite bei viertausend Mann. Nun hatte Herr Wilibald etliche „Katzbalger“, mit Hellebarden bestellt, die setzten es aufs Glück, schlugen ihnen mit den Hellebarden auf die Spieße, und ehe jene wieder ziehen und zu Stich kommen konnten, traten seine Knechte eilends nach, daß sie an den Feinden standen. Die hintern Knechte

drückten nach, so daß sie zwei Glieder auf einmal umstießen. Alsbald begaben sich die Friesen dieses Haufens in die Flucht. Da schrie Herr Wilibald seinen Gesellen zu, sie sollten sich Ehre und Leben lieber sein lassen als das Gut und in der Ordnung bleiben. Denn sobald sie sich trennten und des Plünderns gedachten, würde der Haufe auf der Seite über sie kommen; er wolle die hintersten Glieder, die Büchsenschützen und die mit den kurzen Wehren vor ihnen her arbeiten lassen und mit der Ordnung folgen. Sie schrieen alle, es wäre gut. Der Hauptmann nahm nun die hintersten zwei Glieder weg, stach die Feinde nieder, die mit den kurzen Wehren folgten, ließen sie nicht wieder aufkommen und schlugen sie vollends zu Tode. Darauf folgte die Ordnung, und als die auf der Seite sahen, daß sich die Deutschen nicht trennen wollten und bei einander blieben, nahmen sie auch die Flucht. Da solches der von Schauenburg sah, schrie er den Seinen fröhlich zu: „Wer nun laufen und was Gutes thun will, der säume sich nicht!“ Die Knechte thaten also, und wurden der Friesen auf den Tag gegen fünftausend erschlagen; es wurde aber unter ihnen mancher ohne Schläge und Wunden gefunden, der sich tot gelaufen hatte. Sie zogen sodann vor ein Städtlein, heißt Sloten, darin lag ein Schlößlein, nicht sehr fest, gehörte einer Herrschaft, die auch ihre Leute bei dem Schlagen gehabt hatte. Das alles nahm Herr Wilibald ein, ließ das Schlößlein mit einem starken Blockhaus befestigen, zog wieder gegen Sneek, und als nach dem Schlagen die vier Wochen aus waren, forderten die Knechte ihrrn Monatssold. Er bat sie, da etliche oder die meisten nicht wohlgekleidet waren, daß ein jeder eine Kleidung, wie zu tragen ihre Gewohnheit sei, für den Sold nehmen solle. Sie sagten zu. Herr Wilibald schickte gegen Antorf zu den Kaufleuten, die mit seinen Herren den Handel hatten; schickten ihm soviel Gewand, daß er alle seine Knechte weiß und schwarz ganz gleich kleiden ließ. Hat nicht übel ausgesehen, wenn sie beieinander in der Ordnung gestanden haben oder einhergezogen sind.

Indem schickte der Graf von Oberemden seine Botschaft zu Herrn Wilibald, ließ ihm sagen, er wäre mit viertausend seines Landvolkes denen von Groningen in ihr Umland gezogen und bitte, ihm etliche von den Seinen zuzuschicken, in der Hoffnung, sie wollten was Gutes schaffen. Und da der gedachte Herr ein friesischer Graf und ihrer Partei war, schickte Herr Wilibald ihm den Neidhart Fuchs mit vierhundert Knechten zu und hätte gern gesehen, daß er zu Schiff über See zu dem Grafen gefahren wäre. Aber wiewohl Neidhart, wie oft gemeldet, ein teuerer Mann war, so vermochte er auf dem

Wasser gar nichts; stiegen Wind und Wellen auf, so lag er als wie ein toter Mann da, war schiffskrank. Darum wollte er vom Wasser nichts wissen und mußte hart bei Groningen vorüberziehen. Das ward denen in der Stadt verraten, daß er zu dem von Oberemden wollte; machten sich deshalb mit achthundert Dienstknechten und vierhundert Bürgern auf und zogen ihm unter die Augen. Zu Neidhart kamen seine Späher und sagten ihm, daß die Feinde daherzögen. Nun lag nicht fern von ihnen ein festes Kloster. Darum begehrte er mit großem Fleiß, daß die Knechte mit ihm zurück in das Kloster ziehen sollten; dort wäre es ohne alle Gefahr. Doch die Knechte wollten nicht, sagten, sie hätten ihn alle Tage für einen redlichen Mann gehalten, sie seien befremdet, was ihm den Tag in den Sinn wolle; vermahnten ihn gegen den Feind zu ziehen. Er aber sagte: „Ihr sollt sehen, daß ich heute unter euch der Feige nicht sein will; es sollen heute vor euch noch viele sehen und bedenken, was ich euch gesagt habe."

Also zog er mit ihnen gegen die Feinde. Und als sie die ersahen, meinten zuerst die Knechte, es wären eitel Bürger und Landvolk, aber sobald sie näher kamen, wurden sie gewahr, daß es eitel Landsknechte waren. Die Knechte wären gern zurückgegangen, aber Neidhart Fuchs, der werte Held, schrie sie an, da wäre kein Weichen mehr, warum sie ihm nicht zuerst gefolgt wären. Saß ab von seinem Pferde, that seinen ganzen Harnisch außer einem Koller, den er anbehielt, von sich ab, schnitt die Hosen ab und trat zu den Knechten vor in die Spitzen. Des Grafen von Emden Räte und Abgesandte hätten ihn gerne mit sich hinweg gebracht, fanden aber an ihm keine Folge. Sie stießen zusammen, und Neidharts Knechte stachen den Groninger Knechten drei Glieder bis an das vordere Fähnlein nieder. Aber, lieber Gott! der Haufe war zu groß, sie sprangen zu beiden Seiten auf Neidharts Knechte los und brachten sie zum Weichen; da ward Neidhart mit einer Büchse geschossen, daß er fiel. Als er da lag, flohen seine Knechte dahin, welche bei ihm blieben, wurden erstochen. Sie führten aber den werten Mann Neidhart Fuchs also tot mit sich gen Groningen und ließen ihn ehrlich begraben."

Im Verlauf des Krieges bekam Wilibald den Auftrag, den Herzog Heinrich, Sohn des Herzogs Albrecht von Sachsen, der von sechzehntausend Friesen in Franeker mit all seinen Grafen, Herren, Rittern und Knechten belagert ward, möglichst rasch zu entsetzen. Um den Johannistag 1501 setzte er sich von Meißen aus in Bewegung und zog durch das Braunschweigische und die Stifter Hildes-

heim und Münster mit seinem ganzen Kriegsvolke „unter viel Aufruhr und groß und merkliches Geschrei unter dem Landvolk.“ Er erreichte glücklich sein Ziel und fand den Feind in einer sehr festen Stellung bei einer Schleuse, woselbst man beim Marsche vorbei mußte. Da er der Ansicht war, daß der König Johann von Dänemark im Jahr vorher die Schlacht bei Hemmingsted gegen die Ditmarsen verloren habe, weil er zugleich gestürmt und gestritten, so beschloß er den Versuch zu machen, die Feinde aus ihrer festen Stellung herauszuschießen.

„Das Geschütz ging an drei Orten in die Feinde. Noch standen die Kerle fünf ganze Stunden, ließen in sich schießen, daß man zu beiden Seiten Köpfe, Beine, Arme von ihnen fallen sah. Da ihnen aber von dem Geschütze so mehr geschah, daß sie es nicht mehr leiden mochten, stießen sie die Spieße in die Erde, daß sie steckten, als ob sie noch in der Ordnung stünden, legten sich auf den Bauch und ließen es lange Zeit über sich weggehen. Da der Hauptmann keine Köpfe und Glieder mehr fallen sah, verstand er, wie sie sich geholfen, und ließ die Büchsenmeister auf den Grund schießen. Indem hatten die Knechte etwas weiter oben an dem Wasser eine Brücke gefunden, die war von den Feinden abgebrochen. Aber die Knechte rissen Häuser in einem Dörfchen, das dabei lag, ab, jedermann trug dann herzu, daß die Brücke gemacht wurde und die Fußordnung wohl hinüber konnte. Sobald die Feinde das sahen und das Geschütz wieder in sie ging, nahmen sie die Flucht. Der Hauptmann ließ die laufenden Knechte laufen und folgte mit der Ordnung nach, suchte die Feinde in Büschen und Gräben bis wohl um Mitternacht. Die verliefen und verkrochen sich bis auf zweitausend, die gefangen und erstochen worden. Der Herzog aber rückte mit dem Zeug in ein Kloster, ließ den Pferden Futter geben, desgleichen konnte essen, wer was hatte und was kriegen mochte; denn die Ruhe währte gegen vier Stunden.

Um drei Uhr war der Herzog mit allem Zeug auf und zog den nächsten Weg auf Franeker, darinnen sein Sohn Herzog Heinrich nun 16 Wochen belagert gewesen war. Die entlaufenen Friesen aber verkündigten ihren Freunden vor der Stadt, daß sie bei der Brücke geschlagen worden und der Herzog herüber wäre. Die waren der neuen Zeitung nicht froh, thaten sich auf einen Haufen zusammen und fingen an sich zu befestigen und zu vergraben, hatten Sorge, sie würden übereilt. Herzog Heinrich und die Seinen hatten Verwunderung, wie die Feinde solches meinten, liefen heraus, kamen über die Feinde, erstachen viele in der Schanze und gewannen zwei

Hauptstücke und etliche Feldschlangen. Als Herzog Heinrich der Stadt genahet, ließ er ein Haus anzünden, den Belagerten zum Trost, damit sie merken sollten, der Entsatz wäre da. Die nahmen aber dessen nicht acht. Als nun der ganze Zug bis auf eine halbe Meile bei der Stadt war, bat der Hauptmann seine Herren ihm gemach zu folgen, nahm zu sich sechshundert laufende Knechte, die Feinde zu besehen, wo sie lagen oder wo er ihnen am besten Abbruch thun könne, unwissend, daß sie aufgebrochen und zusammengezogen seien. Da er niemand von den Feinden fand, ließ er etliche Knechte mit einem aufgesteckten Hut, damit die aus der Stadt nicht schießen sollten, laufen, sie zu verkündigen, daß sie Freunde wären. Damit schrieen sie zusammen und sagten, Herr Wilibald von Schauenburg wäre da. Das wollten sie vor Freuden kaum glauben, bis sie ihn sahen. Er rückte herzu an den Graben, ward bald erkannt.

Nun war es, daß eben der Herzog zu Tische beim Essen saß. Sie liefen zu ihm um das Botenbrot. Der hocherfreute Herr sprang auf, ließ die Thore, die verbollwerkt waren, frei räumen. Das wollte aber dem Hauptmann zu lange währen, ließ sie durch einen heimlichen Ausgang, durch den die Feinde in den Schanzen überzulaufen pflegten, einlassen. Der junge Fürst ging ihm entgegen und sprach mit großen Freuden: „O Herr Wilibald, ich hätte euch weder getraut, noch geglaubt, daß ihr mich so lange verließet!“ Der Hauptmann antwortete: „Gnädiger Herr, es ist ein nicht geringer Weg zwischen dem Lande zu Meißen und hier; es bedarf Weile, sich mit Leuten, Geld und was hierzu gehört, zu rüsten.“ Der junge Herzog fragte bald nach seinem Vater und Herren. Sprach der Hauptmann: „Er ist bei dem Zeug im Feld.“ Da ward der edle junge Fürst über die väterliche Liebe und Treue also bewegt, daß er vor großen Freuden begann zu weinen. Ließ einen gar schönen Hengst aus dem Stalle ziehen, den gab er dem Hauptmann zum Botenbrot; den empfing der auch in Unterthänigkeit und nahm ihn an. Der Hauptmann fragte nach den Feinden, ob die weg, weil sie still wären. Der Fürst führte ihn, die Feinde, die sich, wie gemeldet, zusammengethan hatten, zu besehen. Und als Wilibald alle ihre Gelegenheit erforscht, zog er mit seinen Knechten seinem Herrn wieder unter die Augen, berichtete über alle Sachen und bat, etliche zu sich zu nehmen und selbst in die Stadt, das ohne alle Gefahr und Abenteuer geschehen möchte, zu ziehen, die Feinde selbst zu besehen und zu beratschlagen, was gegen sie vorzunehmen sei. Also nahm der hochgemute Fürst etliche von den Seinen, die ihm dazu gefielen, und ritt in die Stadt; mag leicht-

lich zu denken sein, was für große Freude zwischen Vater und Sohn gewesen, da sie noch einander frisch und gesund sahen."

Erst nach Herzog Albrechts Tod verließ Wilibald von Schauenburg das umstrittene Land. Er zog mit seiner Kriegsbeute nach der verfallenen Schauenburg im Thüringer Walde und stellte den wüsten Bau wieder schöner und größer her, befestigte das Ganze mit guten Mauern, Türmen, Gräben und Basteien und ließ es auch an einer schönen Kapelle nicht fehlen. Dann heiratete er des Hofmeisters Hans Fuchs zu Würzburg Tochter Walpurg und war stolz darauf, „daß bei der Hochzeit sechsundachtzig geschmückte Frauen und Jungfrauen beim Tanze gezählt wurden, daß fünfhundert Pferde zu füttern waren und mit allem Volk vier Tage lang bei tausend Menschen gespeist wurden."

Ulmann: Die deutschen Landsknechte. Braunschweig 1867. — Barthold: Georg von Frundsberg. Hamburg 1833. — Blau: Die deutschen Landsknechte. Görlitz 1882. — H. v. Zwiedineck-Südenhorst: Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte. Stuttgart 1883.

4. Kirchliche Zustände und religiöse Anschauungen vor der Reformation.

Der allgemeinen Zerrüttung und Zersplitterung gegenüber, die das Bild des deutschen Reiches um die Wende des Mittelalters darbietet, bemerken wir nur eine einheitlich gefügte und geleitete Macht, die in der düsteren, von Gegensätzen zerrissenen Zeit, wo alles zu wanken schien, unerschütterlich dastand — den festgefügten Bau der römischen Kirche. Auch sie hatte sich erst vor kurzem aus der Zersetzung, die sie mit der ganzen Christenheit ergriffen, zu der alten monarchischen Straffheit wieder herausgearbeitet. Um der Allgewalt der allgemeinen Kirchenversammlungen, denen sie sich zu Konstanz und Basel hatten beugen müssen, zu begegnen und die Stürme des Schismas und die Erniederungen des Papsttums nicht wiederkehren zu lassen, war es eine Lebensbedingung für die Päpste geworden, im eignen Hause Ordnung zu schaffen. Das Verdienst, dies erreicht, den Kirchenstaat erst eigentlich gegründet zu haben, gebührt denselben Päpsten, die nach Niederwerfung des Baseler Konzils von Nikolaus V. an bis auf Leo X. noch einmal die ungeteilte Herrschaft über die abendländische Christenheit besessen haben. Der Papst galt wieder als der unumschränkte Ausdruck der christkatholischen Einheit; er regierte als Christi und Gottes Statthalter auf Erden über alles Geistliche, stand über Kaiser und Königen, die nach der strengen Lehre und Übung von ihm gleichsam ihre Kronen als geweihte Erbstücke des Himmels empfingen. Seine Legaten, teils reisende, teils stehende Nuntien, verkündigten seine geistliche Allmacht den fernsten Völkern und Regierungen, ohne auf bedeutende Hemmnisse zu stoßen. Als Väter der Kirche galten die Päpste, aber wir finden darunter Männer, deren Andenken wie ein Fluch auf der römischen Kirche lastet, deren unnennbare Laster und Verbrechen gepart sind mit der weltbeherrschenden Stellung und göttlichen Verehrung, die sie forderten und empfingen. Die grauenhaften Zustände, die das Haus

und das Leben Alexanders VI. zeigten, lassen alles hinter sich, was uns von dem verwildertsten Hofe eines römischen Cäsaren berichtet wird: es ist, als ob die Vorstellungen von dem Antichrist, die Luther mit dem Papsttum verband, in diesem „Statthalter Christi" leibhaftig geworden wären.

Aber über diesem Abgrunde sittlichen Todes liegt ausgebreitet die sonnige Blüte der neuklassischen Kunst, die freieste und reinste Schöpfung, welche die Menschheit dem Genius Italiens verdankt. Und die schönste Kultusstätte dieser hoheitsvollen Kunst war das Rom des frevelhaften Alexander VI.! Unter ihm und seinen Nachfolgern kamen die Künstler herbei, welche Rom zur geistigen Hauptstadt Italiens machten und in ihren Werken fast alle die Ideen und Ansprüche verkörperten, welche die Kirche Roms in Vergangenheit und Gegenwart vertrat: eine Verbindung von Heidentum und Christentum, von Laster und Schönheit, Verkommenheit und Genie, die uns völlig unbegreiflich erscheint und nur durch eine noch unbegreiflichere Vorstellung übertroffen wird, daß in jenen Männern, die damals an der Spitze der Kirche standen, Gott der Allmächtige die unfehlbaren Träger seines Evangeliums und die Spender seiner unverdienten Gnade hätte hinstellen wollen. Der kriegerische Papst Julius, sagten die Italiener, hätte die Schlüssel St. Peters in den Tiber geworfen und nur das Schwert St. Pauls zurückbehalten. Unter Leo X. ward der verfeinerte Lebensgenuß, der Kultus des Geistes und der Schönheit zum Programm des päpstlichen Hofes; beim festlichen Umzug des neuen Papstes rühmte die Inschrift eines göttergeschmückten Triumphbogens, auf die Herrschaft der Venus und des Mars sei nunmehr das Reich der Pallas gefolgt. Wie die ehrwürdige alte Basilika St. Peters vor dem Ideal der neuen Baukunst in den Staub sank, so schien allmählich das Christentum selbst vor der Übermacht halbheidnischer Formen und Gewöhnungen den Platz räumen zu müssen. „Wir Italiener", sagt deswegen Macchiavelli mit Recht, „haben es der Kirche und unseren Priestern zu danken, daß wir irreligiös und böse geworden sind."

Wir können heute kaum mehr verstehen, wie in dem von sittlicher Fäulnis zerfressenen Rom das Herz unseres kirchlichen Lebens schlagen konnte, denn wir haben keine rechte Vorstellung davon, in welchem Maße Rom und die römische Kirche das deutsche Leben bestimmten. Bistümer und Abteien bildeten ein Drittel des Reichsgutes, Mönchs- und Nonnenorden, mit den niedrigsten und höchsten Kreisen des Volkes eng verflochten, überspannten in dichten Netzen alle Landschaften. Wenn auch schon lange vor der Reformation der

deutsche Süden weit inniger in das unmittelbare Interesse Roms gezogen war als der Norden, wo das niederdeutsche Bauernvolk in seiner Abgeschlossenheit vielfach altgermanische Überlieferungen festgehalten hatte, so waren doch die mächtigen Ritterorden, die Deutschherren, der preußische Ordensstaat, die Fürsten, die Universitäten auch hier mit den Ketten tausendfacher Interessen an das Zentrum des christlichen Staates gefesselt und suchten und fanden in Rom ihren Mittelpunkt. So war es seit Jahrhunderten gewesen, so die alte geheiligte Überlieferung, die, bisweilen gestört, aber niemals ganz unterbrochen, unzerreißbar schien. Mochten die Päpste aufgehen in dem Glanz und den Lüsten ihres Hoflebens, in deutschen Landen wurde man nicht davon berührt, hier blieb alles in ungestörtem Geleise.

Bischöfe und Äbte zahlten nach Rom ihre Bestätigungsgelder; Erzbischöfe mußten Tausende opfern, um das Pallium zu gewinnen, jene von den Nonnen der heiligen Agnes gesponnene schmale Wollenbinde, die auf den Gräbern der Apostel alle Fülle des hohepriesterlichen Amtes eingesogen haben sollte. Die „halben Früchte" des erstes Amtsjahres aller niederen Geistlichen flossen in die römische Kasse, und Absetzung und Bann traf jeden, der die Leistungen verweigerte. Um die einträglichen Ämter zu erhaschen, drängten sich unzählige Stellenjäger in Rom zusammen, jenem großen „geistlichen Jahrmarkte und Kaufhaus", wo alles feil war. Hier lebten denn jene Gnadenbettler aus aller Herren Ländern, die man mit der Familie des Papstes und der Kardinäle unter dem Namen Kurtisanen zusammenzufassen pflegte, ein herrliches Leben. Bekannt ist die Frage Friedrichs des Weisen an Richard von Trier, was denn ein Kurtisan sei, und die Antwort des Erzbischofs: „Das will ich Euer Liebden wohl sagen, denn ein Kurtisan ist ein Bube, und eine Kurtisanin ist eine Bübin; das weiß ich sehr wohl, denn ich bin auch zu Rom gewesen." Unglaubliche Dinge wissen die Gesandten des deutschen Ordens über die unersättliche Habgier dieser Gesellschaft zu berichten; beim Antritt ihrer Stellung mußten sie jedesmal gegen 1000 Goldgulden aufwenden und die Weihnachtsgeschenke, von denen sie allein das „Konfekt" für die Kardinäle und Auditoren mit 100 Dukaten berechneten, allmählich auch auf alle anderen Feste ausdehnen. Einer der Gesandten meinte in seinem Unmut einmal, man solle sich an das Beispiel der Welschen halten, die sich aus dem Banne des Papstes nicht viel machten; „nur wir armen Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er es fürwahr ist."

Mehr noch als alle Peterspfennige, Kreuzzugs- und Türkengelder brachte der Verkauf der geiſtlichen Gnaden, jener Abläſſe und Indulgenzen, welche die Päpſte als Verwalter der Verdienſte Chriſti aus den überſtrömenden Verdienſten, dem unendlichen Schatz von guten Werken, aus den Fürbitten der Heiligen geſammelt, für Geld jedem zuwendeten. Wohl iſt es wahr, daß mit dem Ablaß urſprünglich nur der Erlaß der von der Kirche auferlegten zeitlichen Strafen gemeint war, aber was war durch habgierige Päpſte, durch ſchamloſe Ablaßprediger und gewiſſenloſe Prieſter aus dieſem Brauche geworden? Der Glaube, daß man für Geld ohne Reue und Buße für jedes ſittliche Vergehen ſich Ablaß erkaufen könne, ja daß im Ablaß auch die ewigen Strafen vergeben ſeien. Über den durchſchlagenden Erfolg, den die römiſchen Ablaßprediger 1488 und in den nächſten Jahren erzielten, ſchreibt ein geiſtlicher Chroniſt: „Die Briefe waren von ſolcher Gewalt, daß man den Menſchen ſollte entbinden von allen ſeinen Sünden, als dick ihm not wäre, ausgeſchloſſen die gen Rom gehören, und am Totenbette ſollte man den Menſchen entbinden von Pein und Schuld, auch ſollte ein jeglicher Menſch, der da ſeine Beichte gethan hatte und da ſein Opfer gegeben hatte, auch teilhaftig werden aller der guten Werke, die da geſchahen, ſo weit als die heilige Chriſtenheit wäre, und auch für die verſtorbenen Menſchen, wer für die ſein Opfer thäte, die ſollten des Ablaſſes auch teilhaftig werden; dergleichen man nie mehr gehöret unter den Leuten.“ In einem Taxenbuche, das bis zur Reformation in vielen Auflagen aus päpſtlichen Preſſen zum Handgebrauch der Geiſtlichen hervorging, waren die Sünden und ihre Bußpreiſe verzeichnet, aus denen Geiſtliche und Weltliche vom Kaiſer bis zum geringſten Bauer herab für alle Irrwege des Lebens je nach Bedürfnis entnehmen konnten. Verletzung der kirchlichen Geſetze, Verrat der geiſtlichen Intereſſen, Unterlaſſung von Pilgerfahrten und Bußübungen, Verkehr mit Ungläubigen und Ketzern, Bruch des Eides, Wucher, Diebſtahl, Brandſtiftung, Mord, ſelbſt Eltermord, alles wurde geſühnt oder demjenigen erlaubt, der die Taxe zahlte. Roms Barmherzigkeit ließ Dieben, Schmugglern, Wuchern und Räubern das erſchlichene oder geraubte Gut und ſprach ſie der Sünden ledig, wenn ſie ihm einen Teil des Erwerbes überließen. „Es gibt nichts“, klagte Äneas Silvius, ehe er Papſt ward, „was die Kurie je ohne Geld verliehe! Denn ſelbſt die Handauflegungen und die Gabe des heiligen Geiſtes werden verkauft und Vergebung der Sünden nur gegen klingende Münze erteilt.“ So täuſchte man immer leichter und leichter den Sünder über jede ſittliche Verant-

wortlichkeit hinweg; dieselbe Kirche, die ihn den ewigen Richter und das höllische Feuer schauen ließ, belehrte ihn zugleich, wie er sich auf das bequemste mit dem Himmel abfinden könne.

In Deutschland herrschten zu einer Zeit, die noch keine Zeitungen kannte, wo nur Reisende und Pilger, Lieder und Briefe, zuweilen ein paar Flugschriften den geistigen Verkehr vermittelten, nicht bloß in der breiten Masse des Volkes, sondern auch in den höheren Kreisen über das Leben und Treiben an dem päpstlichen Hofe nur sehr unbestimmte Vorstellungen. Was man auch rings um sich sehen mochte, Rom blieb trotz alledem die ewige Stadt, der durch die Jahrhunderte geheiligte Sitz der Nachfolger Petri, geweiht durch das Blut einer Schar von Märtyrern, prangend in dem Glanze der ältesten Kirchen, erfüllt von wunderthätigen Reliquien. Unzählig waren die Gelegenheiten zum Ablaß, die sie boten. „Wüßten die Leute", soll einmal Bonifatius VIII. gesagt haben, „die große Gnade und Ablaß, der zu St. Johanns Lateran ist, sie sündigten noch viel mehr." Wenn man dort die beiden Apostelhäupter oder in St. Peter das Schweißtuch der h. Veronika wies, erhielten die Römer 7000, die Landleute 10 000, die Fremden 14 000 Jahre Ablaß, und wer an einem gewissen Altar in St. Peter beichtete, knieend fünf Paternoster sprach und seine Finger in ein Loch des Altarsteins steckte, konnte allweg eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen. Aber alles war noch nichts gegen jenes Gebet des Papstes Gregor mit 20 000 Jahren 24 Jahren und 23 Tagen Ablaß, das der Papst Sixtus um das doppelte vermehrt hatte, oder gegen jenes, das ein Engel einer Jungfrau mitgeteilt und Christus selbst mit 50 000 Jahren Ablaß ausgestattet haben sollte, denn der Papst hatte noch so viel Jahre hinzugefügt, „als Tropfen Wassers regnen mögen auf einen Tag." Es war begreiflich, daß man sich nirgends dem Himmel näher fühlte als in Rom, und Hunderttausende strömten daselbst im Jahre 1500 zusammen, als der Papst Alexander zum Jubiläum der Kirche aufforderte. Noch war das gewaltige Lehrgebäude der Kirche unerschüttert und schien auch unerschütterlich gegründet auf Petri Felsen.

Es ist hier nicht weiter zu reden von den Glaubenssätzen der Kirche, von der gottgleichen Stellung des Papstes, nicht von der Lehre vom Fegfeuer, von den sieben Sakramenten, von der Ohrenbeichte, vom Priesteramte, die nach und nach aufgekommen waren und sich nicht auf den Urquell christlicher Erkenntnis, auf das Neue Testament, zurückführen lassen, nicht auch von der Kelchentziehung, der Brotverwandlung, von der Verdienstlichkeit der guten Werke, wie

Faſten, Roſenkranzbeten, Büßungen: ein anderes iſt es, worauf ſich unſere Aufmerkſamkeit lenkt, jener heidniſche Götzendienſt des Heiligen- und Reliquienweſens, das gerade zu jenen Zeiten, von den Bettelmönchen gefördert, in deren Händen vorzüglich die Seelſorge lag, zu einer unglaublichen Höhe emporſtieg.

Die Verehrung der Maria ſtand in einer Blüte wie nie zuvor; ſie war die „Mutter Gottes“, die „ewige Jungfrau“ und wirkte Wunder aller Art. Sie litt unter dem Kreuze, ward zum Himmel aufgenommen, um hier als Königin zu herrſchen, und als die ewige Tochter des ewigen Vaters, als das Herz der unteilbaren Dreifaltigkeit in den ausſchweifendſten Ausdrücken geprieſen; man ſang Gloria der Jungfrau, dem Vater und dem Sohne, man betete zu ihr wie zu einer Göttin, denn ſie rief alle zu ſich, „die mühſelig und beladen waren“ und erwirkte Gnade, Ablaß und Vergebung von allen Todſünden und ihren Folgen. Wer gar der „Brüderſchaft vom Roſenkranz“ beitrat, der konnte durch die Macht der „Gottesmutter“ niemals verdammt werden. „Wenn mein Sohn“, ſo ließ man ſie ſprechen, „einem derer, die mich in meinem Pſalter verehren, den Himmel verſchloſſen und geſchworen hätte, ihn nimmermehr hineinzulaſſen, ſo will ich eher bei meinem Sohne erlangen, daß er für ihn einen neuen Himmel gründe, als daß ich ſeine Verdammung zugebe.“ Nach einem ſehr verbreiteten Erbauungsbuch erſchien einſt einem Geiſtlichen, der ſehr andächtig ſein Avemaria betete, Chriſtus und ſprach zu ihm: „Meine Mutter hat großes Wohlgefallen an deinem Gebet und liebt dich deswegen gar ſehr, jedoch gedenke daran, auch mich mit Gebet zu begrüßen.“ Und der Geiſtliche erwiderte: „Herr, ich weiß nicht, wie man zu dir beten ſoll.“ „Wir wiſſen alle“, ſagt deswegen Luther mit Recht, „daß wir Maria ſchlecht an Chriſti Statt und Amt zu halten gelehrt waren, hielten Chriſtum für unſern zornigen Richter und Maria für unſeren Gnadenſtuhl, dahin all unſer Troſt und Zuflucht ſtund, ſo wir anders nicht verzweifeln wollten.“ Als eine heitere Satire ernſten Sinnes wagte Erasmus alle Bedenken gegen die ſeltſamen Forderungen, die man an die „Himmelskönigin“ ſtellte, in einem eigenhändigen Briefe derſelben auszuſprechen. „Die gottgeweihte Jungfrau“, läßt er ſie ſagen, „die den Schleier wegwerfend ſich zur Flucht bereitet, vertraut mir den Ruf ihrer Unſchuld, die ſie eben preisgeben will. Der gottloſe Soldat ruft mir zu: „Heilige Jungfrau, verleihe reiche Beute!“ Der Spieler ruft: „Sei mir günſtig, Himmliſche! ein Teil des Gewinſtes ſoll dir zufallen!“ Die Unverheiratete fleht: „Maria, gib mir einen wohlgeſtalteten und reichen Bräutigam!“ die Verheiratete: „Gib mir ſchöne

Kinder!" die Alte: „Verleihe mir lange zu leben ohne Husten und Fieber!" Es ruft der kindische Greis: „Verleihe mir wieder jung zu werden!" der Philosoph: „Verleihe mir unlösbare Knoten zu verknüpfen!" der Priester: „Gib mir eine fette Pfründe!" der Hoffmann: „Verleihe mir wahrheitsgetreu zu beichten in der Stunde des Todes!" der Bauer: „Gib rechtzeitig Regen!" die Bäuerin: „Bewahre mir Schafe und Ochsen unversehrt!" Lehne ich etwas ab, da bin ich grausam; verweise ich es an meinen Sohn, sagen sie: er will, was du willst. So soll ich einzige, ein Weib und eine Jungfrau, Sorge tragen für die Schiffenden, Kriegsfahrenden, die Kaufleute, die Spieler, die Heiratenden, Gebärenden, die Hofleute und die Bauern."

Die gesteigerte Vorliebe, womit man alles, was sich auf Maria bezog, verherrlichte, erklärt auch die merkwürdige Verehrung, die alle Welt gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Mutter derselben, der heiligen Anna, darbrachte. Seitdem Papst Sixtus IV. die unbefleckte Empfängnis der Maria mit besonderem Ablaß begnadigt hatte, gelang es den Franziskanern für die Ehre der „Großmutter" des Herrn die Massen in einem Grade fortzureißen, daß sie eine Zeitlang beinahe den Ruhm ihrer Tochter verdunkelte. St. Anna, allein oder halbdritt d. h. mit der Jungfrau und dem Christkind war die Losung des Tages, und ganz Deutschland überbot sich in Äußerungen der Begeisterung für die neuentdeckte Heilige. Luther rief sie in seiner Not an, sie war sein Abgott; der Bergbau besonders sah in ihr eine mächtige Beschützerin, da sie die Kraft besaß, Reichtum zu verschaffen; ja wer vor ihrem Bild ein Avemaria betete mit dem ausdrücklichen Bekenntnis der unbefleckten Empfängnis, gewann durch Verleihung des Papstes Alexander VI. einen Ablaß von 10 000 Jahren tödlicher Sünde und 20 000 Jahre läßlicher Sünde.

Um diese Zeit fing man auch an die Wirksamkeit der Heiligen mehr und mehr zu verteilen und jedem Geschäfte, ja jedem Leibesübel einen himmlischen Schutzherrn zuzuweisen. „Es gibt Leute", sagt Erasmus, „die mit gewissen Förmlichkeiten gewisse Götter verehren. Der eine grüßt den heiligen Christoph an einzelnen Tagen, aber nur wenn er sein Bild erblickt hat. Wozu sieht er es an? Nur dazu, weil er überzeugt ist, daß er an diesem Tage vor einem bösen Tode bewahrt sein werde. Ein anderer betet einen gewissen Rochus an, aber warum? weil er glaubt, daß er ihm die Pest vom Körper vertreibe. Ein anderer murmelt der Barbara oder dem h. Georg gewisse Gebete zu, damit er nicht in die Hände seiner Feinde falle. Dieser fastet der Apollonia zu Ehren, daß ihm die Zähne nicht wehe thun. Einige bestimmen von ihrem Gewinn einen

gewissen Teil für die Armen, damit ihre Waren nicht durch Schiffbruch untergehen; dem Hieron wird eine Wachskerze anbezündet, um eine verlorene Sache wiederzufinden. Kurz, wir haben auf diese Art so viel Götter den Gegenständen vorgesetzt, als es Gegenstände gibt, die wir fürchten oder wünschen, Götter, die auch bei verschiedenen Völkern verschieden sind, so daß Paulus bei den Galliern das gilt, was bei uns Hieron, und daß teilweise auch Johannes und Jakobus das nicht gelten, was sie an anderen Orten bedeuten. Diese Frömmigkeit ist keine christliche und unterscheidet sich nicht sehr von dem Aberglauben derer, die den zehnten Teil ihrer Güter an Herkules gelobten oder dem Äskulap einen Hahn, von einer Krankheit zu genesen, oder die dem Neptun einen Stier für eine glückliche Seefahrt schlachteten." Und weiter: „Was soll ich von denen sagen, die sich mit der vermeintlichen Nachlassung ihrer Laster auf das angenehmste schmeicheln und die Dauer des Fegfeuers gleichsam nach Uhren ausmessen, da sie, wie nach einer mathematischen Tafel, ohne allen Irrtum für diesen Aufenthalt Jahrhunderte, Jahre, Monate, Tage und Stunden bestimmen? Oder von denen, die mit kleinen Zauberzeichen und Gebetlein, welche irgend ein frommer Betrüger der Seele um des Gewinns willen ersonnen hat, sich alles, Reichtum, Ehre, Vergnügen und endlich einen Christus zunächst befindlichen Platz bei den Seligen zu verschaffen glauben, in den sie jedoch erst sehr spät kommen wollen, d. h. wenn die Wollüste des Lebens sie verlassen haben, dann sollen jene Ergötzlichkeiten nachfolgen." Ähnlich wie der humanistische Spötter sprechen sich auch die ernstgesinntesten Männer aus; ihre Aussagen lassen keinen Zweifel, daß man thatsächlich zu einem neuen Heidentum der rohesten und anstößigsten Art gelangt war. Während einsichtige Kirchenfürsten das Volk gegen die schlimmsten Auswüchse der Heiligenlegende zu warnen und zu wahren suchten, hielten manche Theologen es ganz in der Ordnung, wenn die Gläubigen die Bildnisse der Heiligen, die man als Fürbitter nur verehren sollte, geradezu als Träger geheimnisvoller Kräfte anbeteten. War es so ein Wunder, wenn das Volk sich selbst neue Heilige erfand, wie jenen St. Öker, der bei St. Jakob unter einem Steine liegen, eine Hand hervorstrecken und viel Zeichen thun sollte, wenn Geistliche und Mönche der Wunderneigung durch Betrügereien entgegenkamen, blutschwitzende Kruzifixe, wie zu Stralsund, erfanden oder die Jungfrau Maria erscheinen ließen, wie die Berner Dominikaner?

Mit der Heiligenverehrung, die das Innere der Kirchen mit zahlreichen Bildwerken schmückte, ging der Reliquiendienst Hand in Hand. Kirchen und Kapellen durchdrang mit schwülem Grabgeruch

ein Anbeten toter, wunderthätiger Knochen, deren Echtheit fast niemals beglaubigt war. Es war keine Kirche in der Christenheit, die nicht einen Reliquienschatz bewahrt, keine Andachtsstätte, die nicht ihre Weihe durch Reliquien erhalten hätte, keine gläubige Person von Rang, die nicht im Besitze dieser Schutz- und Wehrmittel gegen innere und äußere Versuchungen gewesen wäre. Freilich half das nicht immer gegen sittliche Anfechtungen; derselbe vornehme Nürnberger Nikolaus Muffel, der wegen Diebstahls gehängt ward, rühmt sich kurz vor seiner Entlarvung, seinen Reliquienschatz auf 308 Stück gebracht zu haben. Aber auch ein so wahrhaft edler und kluger Fürst wie Friedrich der Weise wußte nichts besseres zu thun als in seiner Stiftskirche zu Wittenberg Reliquien auf Reliquien und damit Ablaß auf Ablaß zu häufen. Da fand man neben Schädeln, Haaren und Gebeinen der Heiligen und zahlreichen Gegenständen, die der Heiland berührt, z. B. die ganze Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus, Überreste von der Rute Aarons und der des Moses, sogar vom brennenden Busch, von der Krippe und der Wiege des Herrn, zwei Stückchen von dem Heu und eins von dem Stroh, worauf der Neugeborene gelegen; an die Jungfrau Maria erinnerten Überreste von etlichen Fäden, die sie gesponnen, von dem Haus, worin sie gewohnt, von ihrem Kamme, von ihrer Milch, von ihrem Hemd, Rock, Gürtel und anderen Kleidungsstücken. Wer den sämtlichen Reliquien, 5005 an der Zahl, gebührende Andacht erwies, durfte auf mehr als 500 000 Jahre Ablaß rechnen. Indes reichte Wittenberg doch bei weitem noch nicht an die Schätze heran, die der Kardinal Albrecht von Brandenburg in Halle zusammengebracht und durch ein „Heiligenbuch“ der Gläubigen anpreisen ließ. Die Sammlung enthielt 8933 Stücke und 42 ganze heilige Körper, die 39 245 120 Jahre 220 Tage Ablaß und noch dazu 6 540 000 Quadragenablaß (= einer vierzigtägigen Bußübung) gewährten. Halle besaß den „wahren Fronleichnam Christi, den er im Tode seinem himmlischen Vater geopfert“, eine Statue der heiligen Jungfrau, die eine ganze mit ihrer Milch gefüllte Flasche um den Hals hängen hatte, ein paar Krüge und etwas Wein von der Hochzeit zu Kana, Manna aus der Wüste, ja sogar „Erde vom Acker zu Damaskus, davon Gott den Menschen erschaffen.“ Was sollen wir noch weitere Beispiele aufführen? Man zählte so viel Kreuze Christi, daß man ein großes Schiff daraus bauen konnte, zwanzig und noch mehr ungenähte Röcke — der Trierer ward im Jahre 1512 gefunden —, zeigte ein Stück von der ägyptischen Finsternis, Schwungfedern aus dem Flügel des Erzengels Michael, ja Stücke von der Leiter, die Jakob

im Traume sah. Die Reliquienverehrung, in alten Zeiten auf einen geschlossenen Kreis des geheiligten Herkommens und Gesetzes beschränkt, warf alle Zügel des Anstandes und Schönheitsgefühles ab, nur bedacht auf neue Reizmittel der unstäten, oft rohen und arbeitsscheuen Menge, und nicht immer trat der grobe Betrug so laut als in Bern hervor, wo ein falscher Hirnschädelknochen der heiligen Anna schwere Kosten und zuletzt Gespötte hervorrief. „Wenn Lutherus nicht gekommen wäre", meinte deswegen mit Grund der Abt des Wormser Klosters Neuhausen, „sie hätten die Leute bereden wollen, daß sie Heu gefressen hätten."

Wie viel man nun auch über diese Dinge wetterte und fluchte, der Heiligen spottete, selbst die „Mutter Gottes" nicht schonte, alles blieb doch nur bei Worten; willig und reuevoll zahlte man die auferlegte Buße, entrichtete Geld oder fand sich zu Wallfahrten bereit.

Wie zur Zeit der Kreuzzüge offenbarte sich in den weiten Pilgerfahrten dieser Zeiten noch immer die alte deutsche Wanderlust. Immer neu auftauchende Wallfahrtsstätten mit wunderthätigen Bildern kamen der furchtbaren Erregtheit des religiösen Bedürfnisses entgegen. Vornehme zogen nach Jerusalem, Rom oder St. Jago in Spanien zum Grabe des Jakobus, Ärmere begnügten sich mit einer Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Benno in Meißen oder nach der Marienkirche zu Aachen. Bisweilen wenn blutschwitzende Hostien oder Stigmatisierte auftraten, die alle Wunden des Heilandes am Körper trugen, ergriff der Trieb der Wanderung die Massen mit der Wut der Flagellanten. Scharenweise lief alt und jung aus Thüringen, Franken, selbst aus Österreich und Ungarn zu dem „heieigen Blut" gen Wilsnack jenseits Magdeburg (1475), oder man wanderte zur „schwarzen Mutter Gottes" in Alttötting, zum „elenden Bein" in Dornach, zum „Haupt der heiligen Anna" in Düren u. a. m. Bei einer Engelweihe zu Einsiedeln sollen im Jahre 1466 hundertunddreißigtausend, in Aachen 1496 an einem Tage gar 142 000 Pilger zusammengeströmt sein. Seltsam genug äußerte sich dieses stürmische und unersättliche Verlangen nach Heil und Gnade. Da sah man neben den geordneten Pilgerscharen mit ihren Fahnen und den oft riesenhaften Votivkerzen die Schwärmer, „die es angekommen war"; sie gingen, wie sie der Augenblick der Verzückung überrascht hatte, manchmal kaum bekleidet, ihr Werkzeug noch in der Hand, mit Milchkübeln, Sicheln, Rechen und Heugabeln; dann die Büßer und Büßerinnen, die ihre Sünden auch äußerlich kund machen wollten, entblößt bis auf den Gürtel, mit offenem oder zugebundenem Gesicht, mit bloßen Schwertern, mit Spießen,

Büchsen und Feuerbränden. Viele stürzten beim Anblick der Gnadenstätte wie vom Donner gerührt zusammen, andere warfen sich in Kreuzgestalt auf die Erde oder griffen in ihrer Raserei mit den Händen nach dem hilfebringenden Bild. Noch zu Anfang des neuen Jahrhunderts, als das Mißbehagen durch eine neue, bisher unbekannte Seuche vermehrt ward, flammte die religiöse Erregtheit zu einer unerhörten Macht empor. Um Ostern 1502 setzte das Kreuzwunder in der Diözese Lüttich die gesamten Rheinlande in fieberhaften Rausch, um bald auch Dänemark, Polen und Ungarn zu erschüttern und noch jahrelang im Reiche nachzuzittern. Goldfarbige und blutige Kreuze und Sterne, oft selbst Lanzen, Geißel und Nägel wollte man, wie vom Himmel gefallen, auf den Kopftüchern der Frauen oder der Stola der Priester bemerken. Ein ungeheurer Schrecken ergriff die Menge, man deutete die Flecke auf Pest und Krieg. Um den Zorn Gottes zu versöhnen, gelobten Tausende die Wallfahrt; in härenem Gewand, einen Strick von Weidenbast um den Leib, barfuß, ohne Hut und Wanderstab, nur ein hölzernes Kreuz in der Hand, zogen die „grauen Büßer" von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und überall, wo sie erschienen, erschütterten die Bußprediger die Herzen der Hörer.

Die Italiener hatten wohl Grund sich über die starke Religiosität der Deutschen zu verwundern und die Deutschen nicht weniger recht, sich ihrer Glaubensfestigkeit zu rühmen. Trotz aller Mißstände, aller lauten oder leisen Klagen hielt die Kirche das Sinnen und Trachten des Volkes in den hergebrachten Formen gefangen und wußte es durch die großen Schaustellungen, durch festliche Gottesdienste, Prozessionen und geistliche Spiele ihren Zwecken dienstbar zu machen. Der Glanz und die künstlerische Seite des Kirchenwesens befriedigte nicht weniger den Schönheitssinn des Zeitalters wie die religiöse Erbauung. Mit welcher Liebe schildert nicht ein Erfurter Geistlicher die große Regenprozession im Sommer 1483, der er beiwohnte! Nach vielen Tausenden zählte der Zug, der sich früh um fünf Uhr in Bewegung setzte und mit allen Stationen und heiligen Handlungen erst um 12 Uhr ein Ende nahm. Nach den sämtlichen Pfarrkirchen gingen die Schüler der Stadt, 948 an der Zahl, dann 312 Weltpriester, die ganze Universität, 2141 Personen stark, die Mönche von fünf Klöstern; hinter dem Sakrament, dem man eine große Menge von riesigen Kerzen und Laternen vortrug, folgten der Rat und alle Männer der Stadt, endlich die Frauen und Jungfrauen, letztere 2316 an der Zahl; sie trugen alle die Haare aufgelöst, Kränze auf dem Haupt und Lichter in der Hand und gingen

„ganz gezüchtig und schlugen ihre Augen auf die Erden", an ihrer Spitze zwei schöne Jungfrauen mit Fahnen und vier mit brennenden Laternen, dann eine „schöne Jungfrau" in einem schwarzen Kleide und alle barfuß mit einem schönen großen Kruzifix, neben ihr ein Ratsmeister, „ein demütiger schöner Mann." Wie stark solche Aufzüge auf die Phantasie der Teilnehmer wirkten, sehen wir selbst an den Äußerungen eines so gut evangelischen Mannes wie Johann Keßler von St. Gallen, der sich noch in seinen späteren Rückerinnerungen an die Zeiten der Abgötterei nicht eines gewissen Wohlgefallens erwehren kann, wenn er die Fronleichnamsprozession mit ihren goldgezierten, blumenumwundenen Wandelkerzen, weißgekleideten Schülern, reliquientragenden Geistlichen schildert, wie alle, jung und alt, mit Blumengewinden geschmückt, die Gassen mit Laubästen waldweis besteckt und vom hochzeitlichen Schall der Cymbeln, Harfen, Geigen, Lauten und Orgeln erfüllt waren.

Nimmt man hinzu, daß die Zahl der Kirchenfeste und Feiertage stetig wuchs, das Kirchenjahr sich in eine Reihe von Festen, aufzulösen schien, welche die Leute aus Frömmigkeit faul machten, daß die Mehrzahl der deutschen Laienwelt, zumal in den Städten, zu kirchlichen Brüderschaften zusammengeschlossen war, die, zünftig geordnet, ausgesprochene Versicherungsanstalten für das Seelenheil darstellten, bedenkt man, daß z. B. die Brüderschaft zu den elftausend Jungfrauen zu Köln 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200000 Rosenkränze, 63000 mal je 10000 Vaterunser nebst Avemaria aufgespeichert hatte und ein Laie die Brüderschaft nur erwerben konnte, wenn er das Vaterunser und Avemaria 11000 mal betete, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie sehr das tägliche Leben sich an eine immer dichtere Hülle kirchlicher Symbolik gewöhnt hatte und von kirchlichen Veranstaltungen durchdrungen und getragen war. An den Münstern und Domen, welche die Frömmigkeit früherer Zeiten gegründet, baute man noch fort, und in Städten wie in Dörfern erhoben sich immer neue Kapellen und Kirchlein, mit kostbarem Bildwerk aller Art geziert. Und wer kann noch heute ohne Bewunderung an jenen herrlichen Gotteshäusern vorübergehen, die das lebendigste Zeugnis ablegen für die opferwillige Andacht mittelalterlicher Zeiten? Angesichts der Thatsache, daß die römische Kirche mit all ihren Glaubenssätzen, Vorschriften und Einrichtungen fest gegründet schien, wie nie zuvor, daß sich die Scharen der um ihr Seelenheil bekümmerten Christen in den Gotteshäusern und auf Wallfahrten so dicht wie niemals drängten, daß die Anbetung der Heiligen alter und neuer Zeit so stark im Schwange war, wie nie zuvor, daß der Glaube an wun-

derthätige Bilder und Heiligtümer aller Art so verbreitet, der Name der Ketzerei ein Gegenstand so tiefen Abscheus war wie nie, hat da nicht ein römisch gesinnter Geschichtschreiber unserer Tage mit Recht bemerkt: die Kirche war damals noch in voller Lebenskraft, der christkatholische Sinn und die fromme Andacht bewährten sich glänzend in allen Ständen des Volkes, in den Familien und den Genossenschaften? Muß es nicht als eine der rätselhaftesten Erscheinungen gelten, daß zu solcher Zeit die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes plötzlich der bösartigsten und gefährlichsten Ketzerei verfiel, welche die Geschichte kennt?

Alle Erscheinungen, wie sie uns in der Kirche jener Zeit entgegentreten, waren nicht die Äußerungen ihrer vollen Lebenskraft, sondern die letzten Zuckungen einer absterbenden Glaubensform. Man kann bekennen, daß die Zeit tief religiös gestimmt war, aber die Kirche hatte die Religion verloren, das sittliche Gefühl war ihr entschwunden und der evangelische Glaube tief verdunkelt; auf den äußerlich hervorgerufenen Rausch mußte früher oder später Entnüchterung und Widerwille folgen, das krankhaft erregte und durch die abenteuerlichsten Mittel fort und fort gereizte, aber nicht beruhigte Gefühl in sein Gegenteil umschlagen. Das war ein einziges Gebilde, sagt der größte Kenner des Reformationszeitalters, aus den Keimen, welche die früheren Jahrhunderte gepflegt, eigentümlich herangewachsen, in dem sich geistliche und weltliche Macht, Phantasie und dürre Scholastik, zarte Hingebung und rohe Gewalt, Christentum und Heidentum, Religion und Aberglauben begegneten, mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit für alle Geschlechter und Zeiten, für diese und jene Welt. Ich weiß nicht, ob ein vernünftiger, durch keine Vorspiegelungen der Phantasie verführter Mann ernsthaft wünschen könne, daß dieses Wesen, der Schein höchster Gottseligkeit bei offenbarer Gottwidrigkeit, so unerschüttert und unverändert in unserem Vaterlande sich verewigt hätte, ob jemand sich überreden möge, daß der ernste, die volle und unverhüllte Wahrheit ins Auge fassende Geist, die männliche, der Gründe ihres Glaubens sich bewußte Religion dabei hätte gedeihen können. Da galt es nur ein entweder — oder: entweder die innere Heilsgewißheit oder die von der herrschenden Kirche gewährleistete äußere Sicherheit. Was sollte man wählen? Die Mehrzahl der deutschen Christen arbeitete sich ab in dem unseligen Bemühen zu glauben, daß die Gnadenmittel der bestehenden Kirche die einzig richtigen und die Seligkeit verbürgenden, vom Wesen dieser Kirche aber ihre priesterlichen Ordnungen unter St. Peters Nachfolger unzertrennlich seien. Verstand und Gewissen erkannte, daß

die guten Werke nach kirchlicher Auffassung die innere Stimme im Menschen, die ihn trotz aller Fasten, Wallfahrten und Büßungen mit seiner Verantwortlichkeit vor Gott schreckte, nicht zu beschwichtigen vermöchten. Aber mit um so leidenschaftlicher Hast griff das Volk nach allen diesen Gnadenmitteln, für die es sich keinen Ersatz anders woher verschaffen konnte. Luther hat diese Stimmung der Gemüter, unter deren Druck er aufwuchs, die größte Marter genannt, die je auf Erden gewesen, und sie war es auch, wenn gleich dicht daneben und trotz alledem die unzerstörbare Heiterkeit der deutschen Volksseele in urkräftigem, ja überlautem Gelächter sich erging, gleichsam als bedürfe sie mehr als je eines gründlichen Gegengiftes gegen den Jammer der Zeit, von dem es hieß:

Durch die Lande zog ich klagend,
nur nach Treu und Glauben fragend.
Wo ich will die Treue fassen,
in den Klöstern, auf den Gassen
will sie sich nicht finden lassen:
Trug bei Papst und Kardinälen,
Trug in der Bischöfe Seelen,
Trug regieret die Regenten,
thut Gesetz und Recht umwenden.
Alles muß auf dieser Erden
seinem Wunsche dienstbar werden.

Wer aber sollte den Geist des Truges bannen, der auf Deutschland ruhte, wo war der Arzt zufinden, der das rechte Heilmittel für die religiöse Heilsbedürftigkeit, für diese Seelenkrankheit des deutschen Volkes gewußt hätte? Sollte der Welt unter den kirchlichen Lasten und Mißbräuchen nichts anderes übrig bleiben, als zu „dulden und zu tragen, was man nicht zu ändern vermochte", wie Äneas Silvius, der spätere Papst, meinte? „Ja wer sollte reformieren?" fragte ein vaterländisch gesinnter Mann. „Die es thun sollten, die recht Schuldigen, sitzen zu Gericht und in den Konzilien. Sollen die Wölfe den Wölfen Gesetze fürschreiben? Daher darf sich niemand keiner Reformation versehen, bis der jüngste Tag alles reformieren wird. Denn eben die recht Schuldigen, die man reformieren sollte, die Geistlichen nämlich und die Weltlichen, sitzen in der Reformation. An wem soll man doch anfahen, an Fürsten, Kaiser, Papst, Kardinal, Mönch und Pfaffen? Diese sitzen im Gericht, ja diese sind das Konzilium. Darum läßet es die Bewegung menschlicher Begierde gar nicht zu, höret auch nichts, das recht ist. Soll man

an deutschen Herren anfahen, so muß der Papst hören: „o Hirt, geh voran, so will ich folgen.“ Soll man an Fürsten und Königen anfahen? wer will den Katzen die Schellen anhenken? der Papst? ja wohl, der Papst! Es heißt: beiß mich nicht, so will ich dich auch nicht beißen. Soll man am Papst anfahen? wer wills thun, so kein Kaiser vor seiner Gewalt sicher ist, wo er sich nicht gehorsam vor ihm bücket, und ob es der Kaiser nicht thun wollt, so findet man, die gern Kaiser wären, die nötigen diesen zu Gehorsam oder streben mit der Hilfe des Papstes selber nach der Krone und lassen diesen hinter dem Reich hingehen.“

Längst war ein weltlicher Widerstand im Entstehen, der vor allem die materiellen Verhältnisse ins Auge faßte und nicht genug Worte fand, den Betrug und die Räuberei des römischen Hofes zu schildern. Welch einen Eindruck mußte es machen, wenn die Reichstage nach den mühsamsten Unterhandlungen nur geringe Gelder bewilligten und man dagegen die Summen hielt, die ohne jede Bemühung nach dem gefräßigen Rom flossen, wenn die Reichsstände berechneten, daß die Barfüßer, denen kein Geld anzurühren erlaubt sei, jährlich 200000, daß der römische Stuhl jährlich 300000 Gulden beziehe? Und wozu nütze das alles? fragte man. Trotzdem habe die Christenheit zwei Kaiserreiche, vierzehn Königreiche, dreihundert Städte verloren und sei gegen die Türken in stetem Verluste; behielte die deutsche Nation jene Summen für sich, so würde sie mit ihren gewaltigen Kriegsheeren dem Erbfeinde anders begegnen. Wie verschieden auch die Bestrebungen der weltlichen Stände waren, wie entgegengesetzt ihre Wünsche und Ziele, in dem Hasse gegen den römischen Stuhl, in dem Verlangen sich des römischen Steuerdrucks zu entledigen, waren alle einig. Aber es blieb immer bei bloßen Klagen und Worten; bei dem Mangel einer selbständigen Reichsgewalt mußte jeder Versuch einer ernsten Abwehr schon im ersten Beginnen erlahmen.

Woher sollte gar Hilfe gegen die sittliche Versunkenheit der Kirche in Wandel und Lehre kommen, wenn die weltliche Macht nicht einmal mehr Fähigkeit zum Widerstande gegen die materielle römische Ausbeutung besaß? Von dem geistlichen Stande, der Priesterschaft? Es war so weit gediehen, daß die Verfassung desselben die öffentliche Moral beleidigte. Niemals sind die Klagen über die Unsittlichkeit im Klerus stärker empfunden und einstimmiger erhoben als an der Wende des Mittelalters. Die Verteidiger und Gegner der römischen Kirche, Geistliche und Laien, die höchsten Würdenträger und die Armen und Gedrückten vereinigten sich in den schwärzesten

Anſchuldigungen gegen die phariſäiſche Überhebung und zügelloſe Entartung des geiſtlichen Standes. Die Verweltlichung desſelben hatte einen Höhepunkt erreicht, der eine weitere Steigerung als undenkbar erſcheinen ließ.

Als Landesherren, die ſie zugleich waren, ſtellten die hohen Geiſtlichen Zerrbilder des hierarchiſchen Lebens dar. Sie ſcheuten ſich nicht die Infula mit dem Helm, den Biſchofsſtab mit dem Speer zu vertauſchen, ſuchten ihre Gegner nicht nur mit dem Schrecken des Krieges, ſondern auch mit Bann und Interdikt heim oder verſteckten im gewöhnlichen Leben ihren geiſtlichen Charakter wie einen Makel. Auf dem Nürnberger Reichstag von 1487 galt der Biſchof von Augsburg für einen Sonderling, für einen „Welſchen“ und Streber nach dem Kardinalshut, weil er biſchöfliche Kleidung trug; ſeine ſämtlichen anweſenden Amtsgenoſſen gefielen ſich, wie er ſchreibt, in einem Koſtüm, daß man ſie für Spielleute hätte halten können; bei einem Feſt auf dem Kölner Reichstage von 1505 eröffneten der Erzbiſchof, eine Äbtiſſin und eine Anzahl von Stiftsdamen in Gegenwart des Königs den Tanz, und der Kardinal Matthäus Lang ſoll ſich ſogar den Scherz geſtattet haben, einem Faſtnachtstanz zu Augsburg in der Maske einer Nonne beizuwohnen. War es ein Wunder, wenn die Domherrn auch die „Junker Gottes“ ſpielten? Sie ſtolzierten ritterlich einher in der modiſchen engen Tracht, die Wehr an der Seite und gingen einer blutigen Rauferei ebenſowenig aus dem Wege als einer fröhlichen Jagd oder einem gefährlichen Liebeshandel. An manchen Orten waren die jungen Domherrn der Schrecken der ganzen Bevölkerung; in Eichſtädt z. B. ſchämten ſie ſich nicht nächtlicherweile die Straßen unſicher zu machen und Bürgersfrauen zu verfolgen, Fenſter einzuwerfen, Meßbuden umzuſtürzen, eine Prozeſſion zu verhöhnen; in Öhringen wußten die bürgerlichen Chorherrn keinen beſſeren Spaß als die Bürger halb oder ganz tot zu ſchlagen, wehrloſe Frauen zu mißhandeln und ſich an verrufenen Orten herumzuprügeln. Wie ſchlimm ſie es auch trieben, die Weltgeiſtlichen und die Inſaſſen der Klöſter wußten ſie doch noch an Zuchtloſigkeit zu übertreffen. Trotz mancher ſtrengen Maßregeln blieb das Konkubinat der Geiſtlichen nach wie vor die Regel, die gegen Entrichtung einer Geldbuße von den Biſchöfen geduldet ward. Wir hören, daß ſolche Prieſter ganz öffentlich Kindtaufe hielten und ihren Töchtern die Hochzeit ausrichteten wie irgend ein weltlicher Familienvater; weiter im Norden z. B. auf den frieſiſchen Inſeln gab es ſelbſt noch ganz regelrecht verheiratete Geiſtliche, die ihre Söhne auf deutſche Univerſitäten ſandten. Indes war dies noch eine ziemlich

harmlose Erscheinung neben dem Treiben, das die Klöster zu wahren Hochschulen der greulichsten Unsittlichkeit machte und die Insassen derselben frech alle Rücksichten des Anstandes und des Gewissens überspringen ließ. Dem Benediktiner Nikolaus von Siegen erzählten einmal die Frauen seiner Heimatstadt: „Unserer Termininer vom Orden S. Augustins umarmt alle Mädchen, die ihm begegnen; es kommt nicht leicht eine Dienstmagd ungeküßt an ihm vorbei.“ In den Frauenklöstern gingen die Liebhaber nach Gefallen ein und aus, die Nonnen liefen in enganliegender Tracht umher, machten Tänze mit, besuchten wohl gar die öffentlichen Bäder. Aus dem braunschweigischen Kloster Marienseе entsprang eine Nonne, die Tochter Herzog Wilhelms, in Männertracht, und als ihr Liebhaber, ein Kaplan, sich weigerte mit ihr zu fliehen, zog sie allein in die Welt auf weitere Liebesabenteuer aus. In einem Nonnenkloster in Friesland ließen die Teufel in Gestalt von jungen Männern die Insassen nicht in Ruhe, die Nonnen galten sämtlich für besessen und stießen während der Messe ein so markerschütterndes, wahrhaft dämonisches Geheul aus, daß kein Priester mehr celebrieren wollte. Neben dieser entsetzlichen Verwilderung nimmt sich die Schwelgerei der Mönche fast unschuldig und harmlos aus. Kein Verbot des Fleischgenusses ward mehr aufrecht gehalten, jeder Fasttag durch reichliche und abwechselnde Gerichte erträglicher gemacht. Ein Abt von Volkerode regelte die tägliche Versorgung der „Tag und Nacht in dem Weinberge des Herrn schwitzenden Brüder“ mit Nordhäuser und Mühlhäuser Bier, damit sie nicht zum Chordienst untauglich würden, und im Cisterzienser Kloster zu Leubus wollten die Mönche sich zur Abhaltung der seit 18 Jahren unterlassenen Seelmessen nur dann verstehen, wenn der Abt jedem täglich ein Maß guten Bieres, wie er es selber trinke, reichen würde. Wohl ist es wahr, daß es an Versuchen zur Besserung nicht gefehlt; aber jede Reformation ging nur darauf hinaus, das ganz Äußerliche wieder in das rechte Geleise zu bringen. Wo es sich nur um Farbe und Schnitt der Kutten, um Gleichmäßigkeit des Meßrituals, um Beobachtung der Fasten, pünktliche Entrichtung der Zehnten u. a. handelte, konnte von einer inneren Umkehr nicht die Rede sein. Wie sollte unter der verweltlichten und verwilderten Welt- und Klostergeistlichkeit der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern, in den seit einem Jahrhundert alle Parteien einstimmten, einen Wiederhall finden?

Sollten die Gelehrten und Poeten helfen, die Humanisten, die Vertreter der neuen Wissenschaft, die Wiedererwecker des klassischen Altertums, die aus dem ewig frischen Quell der griechischen und

lateinischen Geistesschöpfungen ihre Nahrung sogen? Von unermeßlicher Tragweite war es freilich, als der Geist des Altertums von Italien her in alle Vorstellungen und die ganze Thätigkeit des lebenden Geschlechts seinen Einzug hielt. Wer ausschließlich in dem Ideenkreise der heidnischen Kulturvölker lebte, wer ihre Meister als Vorbilder, ihre Helden als nachahmenswerte Beispiele betrachtete, die griechische Philosophie zur Führerin des Lebens erkor, dem mußte unvermerkt die Autorität der Kirche und der kindlich fromme Glaube entschwinden. Aus der Stickluft, die sie in Kirche und Wissenschaft umgab, hinweggehoben, schauten die Humanisten mit nahezu religiöser Andacht zu den Heroen des Altertums auf, in denen sie ihre Weltanschauung verkörpert glaubten. Die Poesie und die Sage dieser verklungenen Welt gewannen in ihren Dichtungen neues Leben, den ganzen Olymp führten sie wieder auf die Erde hinab, und vielen verflüchteten sich die christlichen Anschauungen fast völlig.

Und nun mußten sie sehen, wie dieselben Bettelmönche, deren Leben angeblich dem Gehorsam, der Armut, der Entsagung geweiht war, nicht bloß von Kanzel und Beichtstuhl her die Menge beherrschten, sondern auch auf den Lehrstühlen der Universitäten sich breit machten. Wollten die Humanisten ihre Ideale verwirklichen, so galt es Lehrer des Volkes zu werden, die Bildungsstätten, namentlich die Universitäten zu erobern. Wie in den Liedern und Schwänken des Volkes und den litterarischen Erzeugnissen jener Zeit niemand mehr als Pfaffen und Mönche und die leichtfertigen Übungen der Kirche zur Zielscheibe des Spottes gemacht wurden, so richteten auch die Humanisten auf niemand lieber ihre scharfgespitzten Pfeile als auf die Bettelmönche, und mit nichts fanden sie mehr Anklang als mit den Angriffen gegen diese „Nachtgespenster", die „Geschorenen".

Erasmus von Rotterdam, der geistreichste und gefeiertste Schriftsteller seiner Zeit, goß die ganze Bitterkeit seines Geistes gegen die herrschenden Formen der Frömmigkeit und der Theologie in seine Schriften; in dem „Lob der Narrheit" verspottete er mit unerschöpflicher Laune die Unwissenheit, den Schmutz und die Geldgier der Mönche, tastete selber den römischen Hof und den Papst an, der für sich nur das Vergnügen nehme und für sein Amt die Apostel Peter und Paul sorgen lasse. Dem volkstümlichen Angriffe gegen die herrschenden kirchlichen Zustände fügte er noch einen tieferen gelehrteren hinzu. Er war es, der zuerst den griechischen Text des neuen Testaments, der im Abendland noch niemals bekannt geworden war, kurz vor Luthers Auftreten herausgab und dadurch die Möglichkeit gewährte, die Theologie auf die echten Quellen der christlichen Erkenntnis zu-

rückzuführen. Dem weltmännischen, aber furchtsamen und charakterschwachen, kleinen, behenden und schmächtigen Erasmus steht Johann Reuchlin aus Pforzheim mit seiner vierschrötigen Gestalt als ein ernster würdiger Gelehrter gegenüber; begeistert für die Wissenschaft, von einem Durst zu lernen, einem Eifer mitzuteilen erfüllt, die ihresgleichen nicht hatten, galt er als der Wiedererwecker hebräischer Studien und alttestamentlicher Forschungen. Er war es auch, der seinen Verwandten und Schüler Philipp Melanchthon (Schwarzert) zum Lehrer Germaniens heranbildete, mit der Verheißung, welche an Abraham geschah, segnete und nach Wittenberg entließ. Und als dann die Dominikaner seine hebräischen Studien vor ihren Richterstuhl zu ziehen wagten, da begann das lärmende und doch so grundverschiedene Vorspiel jener Erschütterung, die unmittelbar danach von der Wittenberger Klosterzelle her die herrschende Weltordnung aus den Fugen hob, da scharte sich das ganze Heer der Humanisten um den greisen stillen Gelehrten, und eine Wolke tödlich treffender Pfeile der Satire schütteten die Erzürnten über die Dunkelmänner, die das junge Licht der freien Wissenschaft zu bekämpfen gewagt hatten. „Nach langer Blindheit", ruft Ulrich von Hutten, der humanistische Ritter, aus, „ist Deutschland wieder sehend geworden, es erstarken die Künste, es gedeihen die Wissenschaften, die Barbarei ist verbannt und die Geister erwachen. Der Kerker ist gesprengt, der Würfel geworfen. Den Dunkelmännern habe ich den Strick gedreht; wir sind die Sieger." Auf der ganzen Linie hatten in der That die Humanisten den Sieg davon getragen. Freudig sieht Erasmus im Jahre 1517 um sich; allenthalben sind seine Schüler und Anhänger eingedrungen; die ganze, eben erst von Kurfürst Friedrich dem Weisen gegründete Universität Wittenberg ist der humanistischen Richtung zugethan und auf allen Gebieten neues Leben. „O Jahrhundert", ruft Hutten begeistert aus, „die Studien blühen, es ist eine Lust zu leben."

Aber wie wären die Humanisten bei all ihrer Gelehrsamkeit, bei all ihren Verdiensten um die Wissenschaft wohl imstande gewesen, die herrschende Weltauffassung zu zerstören? Von Anfang bis zu Ende finden wir unter ihnen Männer, die in ungezügelter Lebenslust den Freudenkelch bis auf die bittere Neige leerten, manche, die selbst noch Versuche machten, ihre Geistesart mit der kirchlichen Weltanschauung zu vereinigen. Die Jünger des Humanismus füllten die Welt mit neuen Phantasien; sie, denen keine Autorität galt, fesselten den Geist, den sie lösen wollten, in den engen Formen einer untergegangenen Bildung und Sprache; sie verspotteten Standesstolz und Anmaßung, griffen die äußeren Formen der Kirche an, allem, was

tief innerlich die Herzen des Volkes bewegte, ſtanden ſie meiſt kalt und fremd gegenüber. Reformation und Humanismus waren wohl miteinander verwandt, aber ihre Intereſſen fielen nicht zuſammen. Die tiefgehenden Aufregungen der Reformationszeit unterbrachen die Entwickelung, die der Humanismus eingeleitet hatte. Der litterariſche Krieg ſetzte ſich in rückſichtsloſe Thaten um; die Muſen ſchwiegen, die Theologie hatte allein das Wort. Schon in der Mitte der dreißiger Jahre verſtummte faſt plötzlich die im engeren Sinne humaniſtiſche Bildung. Ihre Schüler und Lieblinge ſollten durch Luthers Einfluß die treuen Männer werden, denen Oberdeutſchland ſeine Reformation verdankt.

Wenn ſo alle Kräfte verſagten, Kaiſer und Reich, die Prieſter und Gelehrten, ſollte dann etwa der Bürger und Bauer das Werkzeug einer kirchlichen und ſittlichen Erneuerung werden, der gemeine Mann die „Reformation“ zur Durchführung bringen?

Durch die ganze Nation ging eine hochgradige Erbitterung gegen den Klerus; das alte Wort der Wallfahrer:

Wir wollen Gott vom Himmel klagen,
Kyrie eleiſon,
daß wir Pfaffen nit ſollen zu Tode ſchlagen,
Kyrie eleiſon,

war längſt die Loſung des gemeinen Mannes geworden. Hatte doch der Prophet Hans Böheim, ein einfacher Hirt und Muſikant, 1476 zu Niklashauſen allen „armen Teufeln“ die frohe Botſchaft gebracht, der Kaiſer ſei ein Böſewicht und der Papſt nicht weniger, die Güter der Geiſtlichen und der Herren müßten eingezogen und unter die Gemeinde verteilt, die Pfaffen tot geſchlagen werden, es werde dahin kommen, daß die Fürſten und Herren um einen Tagelohn arbeiteten! Auch war im Jahre 1502 ein neuer Bundſchuh gebildet mit dem Wortzeichen:

Loſet', was iſt jetzt für ein Weſen?
„Wir mögen vor Pfaffen nicht geneſen.“

Aber der ganze Haß der Bauern gegen die Pfaffen hatte keinen eigentlich religiöſen Hintergrund; die von ihnen angeſtrebte „Reformation“ galt auch nicht ſowohl den armen Weltgeiſtlichen, als den „Herren im Prieſtergewand“, den zahlreichen kleinen Kirchenſtaaten, der prieſterlichen Grundherrſchaft und dem kirchlichen Finanzweſen mit ſeinen zahlreichen Steuerſchrauben. Wie die Bußpredigt des jugendlichen Schwärmers von Niklashauſen mit einer feurigen Marienver-

ehrung verbunden war, so erhob auch der Bundschuh im Jahre 1502 in Speier eine blauweiße Fahne, worauf das Bild des Gekreuzigten und die Inschrift: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes“ angebracht war, machte unsere liebe Frau und S. Johannes zur Losung und verpflichtete jedes Mitglied täglich fünf Vaterunser und Avemaria zu beten. Was den gemeinen Mann im Reiche bewegte, waren damals noch nicht dogmatische Fragen; er stand in seiner großen Masse auf dem Boden der alten Kirche, mochte er auch noch so erbittert sein über die sittliche Verwilderung der Geistlichkeit, und seine Forderungen liefen auf materielle Dinge hinaus, auf Abschaffung des ganzen feudalen Wesens, aller Fronden und Abgaben. Wohl konnte er seine Führer finden, wenn die Zeitlage günstig war, um eine soziale Umwälzung ins Werk zu setzen, wie aber hätte er aus sich selbst den Antrieb erhalten sollen, eine Reformation im religiösen Sinne zur Durchführung zu bringen?

Wohin man auch seine Augen richtet, zu einem gewaltigen Ausdruck oder gar gewaltsamen Ausbruch konnten alle diese den bestehenden kirchlichen Zuständen entgegenstehenden Strömungen nicht gelangen; nirgends bot sich ihnen ein Organ dar, das auch nur die Vertreter des herkömmlichen Kirchentums im Gefühl ihres Machtbesitzes zu beunruhigen vermocht hätte. Es mochte gerade scheinen, als ob mit der Länge der Zeit jenes Tragen und Dulden zusamt dem Klagen, Spotten und Zürnen zur Gewohnheit geworden sei. Hegte man in Rom doch nur Verachtung gegen die Deutschen und hielt sie für geistig untergeordnet und demgemäß für ungefährlich!

Nannten sich nun auch die Deutschen selbst die „gottergebene, geduldige und demütige Nation“, keinem einsichtigen Geiste konnte doch ganz verborgen bleiben, daß es Zeiten eines bedeutungsvollen Übergangs seien und Umwälzungen sich anbahnten. Gar manche ahnende, hoffende und fürchtende Stimmen sind darüber laut geworden; was aber aus den Bewegungen geboren werde, was schon in der vorhergehenden Entwickelung vorbereitet sei, das blieb auch für die edelsten Geister, welche die Not und Unhaltbarkeit der Gegenwart fühlten, noch in Dunkel gehüllt. Erst das Licht der neuen Zeit selbst hat die Wege, auf denen die Christenheit neuen Bahnen entgegengeführt ward, heller erleuchten können.

Die evangelischen Lehren Wiclifs, die sich einst von Oxford aus über die lateinische Christenheit verbreitet und durch Johann Huß in Böhmen eine so drohende Entwickelung gewonnen hatten, waren allen Verfolgungen zum Trotz auch in dem eigentlichen Deutschland nicht völlig beseitigt. Die „Ketzerbriefe“, die volkstümlichen Aufrufe

der Taboriten, worin sie alle Christen ohne Unterschied der Nation und des Standes aufforderten den Pfaffen, den stummen Hunden, den Knochen des weltlichen Besitzes aus dem Maul zu reißen, wurden selbst bis nach England und Spanien getragen; wie viel mehr mußten sie in Deutschland wirken, wo taboritische Apostel an den gesellschaftlichen Bewegungen wie an den zahlreichen Waldenser Gemeinden eine Stütze fanden! Und bedeutend war es, als aus den wilden Wogen hussitischer Meinungen und Parteien die Genossenschaft der böhmischen Brüder sich emporgearbeitet hatte, die eine christliche Gemeinde in der Unschuld und Einfachheit ihres ersten Ursprungs darstellte und dem Grundsatz, daß Christus selbst allein der Fels sei, auf dem die Kirche gegründet, ein unerwartetes Leben gab. Von ihren Sitzen, wo sich germanisches und slavisches Volkstum durchdrang, zogen ihre Boten unvermerkt durch die weiten Gebiete ihrer Sprachen bis nach Rostock und Ditmarschen hinauf, um unter den Zunftgenossen der Städte, ja selbst unter den Bauern geheime Gesinnungs- und Glaubensgenossen aufzusuchen und zu erwerben. Aber wenn sich gleich die Waldenser Gemeinden überall ihnen anschlossen oder, wie es um das Jahr 1480 in der Mark Brandenburg geschah, die Reste derselben nach schweren Verfolgungen bei ihnen Aufnahme fanden, so mußten doch die nationalen Gegensätze und die Kluft, welche durch Blut, Eisen und Feuer gebildet war, einer größeren Annäherung derjenigen reformatorischkirchlichen Elemente, die hie und dort gemeinsam vorlagen, hindernd in den Weg treten. Ein Deutscher, der gegen römische Übergriffe und Verderbnisse zeugte, wollte nicht leicht den Schmähnamen eines Böhmen oder Hussiten offen auf sich laden. Luther erwähnt deshalb auch nur ein „Murmeln" von Johann Huß, das an vielen Orten deutschen Landes geblieben sei und zugenommen habe, bis er selbst darin gefallen sei.

So mochten sich in zahlreichen und kaum bemerkbaren Kanälen ketzerische Lehren und Anregungen verbreiten und auch nach ihrer vermeintlichen Ausrottung weiterschleichen, manche Gemüter ohne solchen Anstoß durch eigenes Grübeln nicht nur an der allgemeinen Verderbnis, sondern auch an diesem oder jenem Glaubenssatze irre geworden sein. Auch war die Bibel in der Volkssprache, vielleicht von den Waldensern beeinflußt, schon in siebzehn ober- und drei niederdeutschen Drucken verbreitet; wenn auch nicht die schwerfälligen und teuern ganzen Bibeln, so konnten doch die gesonderten Evangelien und Episteln auch in die Hand des gemeinen Mannes kommen. Der Franziskaner Johannes Pauli erzählt schon von einem Bauern zu Villingen, der schier die ganze Schrift auswendig gekonnt und wo er hin-

gekommen, mit den Priestern disputiert habe. Die Gefahr, daß „das Kleinod der Geistlichen in ein Spielzeug der Laien verkehrt und die Perlen vor die Säue geworfen würden", erschien bereits um 1486 dem Kurfürsten von Mainz so groß, daß er selbst zum Verbot des Bibeldruckes für seine Kirchenprovinz schritt. Zu allem kam, daß im 15. Jahrhundert die strengeren Lehren Augustins in einzelnen Theologen wieder erwachten, sich die Ideen des Widerstandes zu einem wissenschaftlichen Gebäude zu entwickeln begannen und das Ringen nach Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens sich unaufhörlich geltend machte. Wie in den Klosterzellen, den Brüder- und Schwesterhäusern der von den Niederlanden her verbreiteten Brüderschaft „vom gemeinsamen Leben", worin zum großen Ärgernis der Ordensgeistlichkeit Kleriker und Laien ein nicht durch Gelübde gebundenes, aber streng geregeltes erbauliches und arbeitsames Leben führten, Hunderte ernster Christen lebten und wirkten, um abgeschieden von dem Lärm des Tages auf den von der Kirche überlieferten Wegen den Frieden der Seele zu suchen, so sehen wir auch in den Werken einer Reihe von Theologen einen männlichen und wahrheitsliebenden Geist sich losarbeiten von den Banden der herrschenden, aber das religiöse Bedürfnis nicht mehr befriedigenden Überlieferung. „Ich hasse den Papst", erklärt z. B. Johann Wessel aus Groningen; „ich verachte die Konzilien und die Kirche und liebe Christum." Schon er spricht von einer babylonischen Gefangenschaft der Kirche, der Papst ist nach ihm ein bepurpurter Affe. Als Professor der heiligen Schrift bekämpft er die Lehren vom Ablasse, von der Heiligenverehrung, vom Fegfeuer, von den Sakramenten der Beichte, des Abendmahls und der letzten Ölung; die Bibel ist ihm die untrügliche Glaubensquelle, und nur der Glaube rechtfertige den Menschen. Und nicht allein Johann Wessel, manche andere wie Johann Ruchrath, Domprediger zu Worms, befehdeten die Hierarchie, verwarfen die Gelübde und Fasten, leugneten die Unfehlbarkeit der Konzilien und den Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, aber die Wirkungen solcher Lehren wurden nirgends in weiteren Kreisen empfunden, noch weniger für die Kirche im großen offenbar. Glaubenssätze und Verfassung blieben unerschüttert in den früheren Geleisen und Grundlagen. Wohl schwankte einzelnes, aber das Ganze bot immer noch einen Bau von festem Gefüge dar, dem Weisheit, Übereinkunft und Zeit ein, wie es schien, unvertilgbares Gepräge der heiligen Weihe aufgedrückt hatte. Da gab eine Reihe von Zusammenstößen auf deutschem Boden das Zeichen zu einer fortschreitenden Bewegung, welche sofort auch auf Staat, Sitte, Wissen-

schaft und Kunst bald zerstörend, bald schöpferisch einwirkte. Nicht Wiclif und Huß waren imstande gewesen an die Stelle des Alten etwas Neues zu setzen, das Festigkeit und Lebenskraft auf die Dauer besessen hätte, erst von einem Geist, wie Johann Wessel geweissagt, „der sich durch völlige Vertiefung ins Evangelium zum vollendeten christlichen Weisen, zum Propheten im neuen Bunde erhoben", von einem Manne evangelischen Geistes und Glaubens, von dem jene nur die Vorläufer gewesen, von einem Manne deutscher Treue und Ehrlichkeit, der das Volk bei seinem Gewissen zu fassen wußte, wie keiner vor ihm noch nach ihm, ging eine religiöse Bewegung aus, in deren Dienst sich alle edlen Kräfte der Zeit, der Volksgeist, die Wissenschaft und die humanistische Bildung, stellten.

Die bernischen Bettelmönche und der Jetzer-Handel.

Unter den Vorkommnissen, die im Beginn des 16. Jahrhunderts die Fäulnis und die Verderbtheit der Ordensgeistlichkeit vor aller Augen bloßstellten, hat der Jetzer-Handel in Bern eine dauernde Berühmtheit erlangt. Er gehörte zu den Dingen, die, einmal in ihrer Schwäche dargelegt und aufgerüttelt, nicht mehr auf ihrem früheren Stand verharren konnten und vor- oder rückwärts anderen, zum Teil ungeahnten Zielen zustrebten.

Der Glaube an die unbefleckte Empfängnis Mariä, durch den Papst Sixtus IV (1471—84) freigestellt, hatte besonders in dem Orden der Barfüßer oder Franziskaner begeisterte Vertreter gefunden. Durch großen Ablaß und Feiertag geehrt und von dem Volke mit schwärmerischer Teilnahme aufgenommen, war der Mariendienst in der Hand derselben zu einer Macht geworden, die ihren alten Gegnern und Nebenbuhlern, den Predigermönchen oder Dominikanern, einen neuen Grund des Hasses und der Eifersucht gewährte. Um die sinkende Volksgunst wiederzugewinnen, kamen sie auf einem Generalkapitel in Wimpfen zu dem Entschlusse, einen phantastisch-kirchlichen Trug und Spuk ins Werk zu setzen. Als Schauplatz desselben ward Bern ausersehen (1507), wo nach der Meinung des Subprior Ültschi „ein einfaches, wenig gelehrtes Volk wohne, mächtig und handfest, gerade deshalb geeignet, so bald es gewonnen sei, die Sache zu schirmen und zu erhalten." Die Hauptrollen in der Komödie übernahmen der genannte Subprior, der schlaue und nicht ungelehrte Prior Johannes Vater von Marbach, der beredte Lesemeister Doktor Stephan Bolzhurst von Offenburg und der Schaffner Heinrich Steinegger von Leuperswyl. Den leidenden Zwischenträger und Statisten stellte der einfältige, abergläubische Schneidergeselle Hans Jetzer aus

Zurzach dar, der anfangs nur Laienbruder, dann auf sein dringendes Bitten hin halbwegs Ordensmitglied geworden, sich mit seiner ganzen mühsam erworbenen Habe sozusagen eingekauft hatte. Überglücklich, wie der neue Bruder war, ward er jetzt für das Wunderbare förmlich herangezogen und abgerichtet; ein böser, durch Fürbitte aus dem Fegfeuer erlöster Geist, der ihm erschien, vielfache Bußübungen, Fasten, Kasteien und Beten, bereiteten ihn zum würdigen Empfang der heiligen Barbara vor, die ihm in weißer Kleidung, mit bloßem Haupt und blondem Haar, die baldige Ankunft der Himmelskönigin in schwarzem Gewand ankündigte. Von ihrer Dienerin Barbara und zwei Engeln begleitet, tritt dann die „Mutter Gottes" vor den zitternden und verzückten Bruder; sie belehrt ihn weitläuftig über ihre in Sünden geschehene Empfängnis, teilt wunderthätige Blutstropfen des Heilandes mit Brief und Siegel aus, drückt ihm mit schneidendem Werkzeug trotz seines Schreiens das erste Wundermal ein und verschwindet dann vor seinen Augen. Staunend ob des Wunders treten alsbald die vier befreundeten, schlauen Väter ein, trösten und verbinden den hochbegnadigten, aber wehklagenden Bruder, der jetzt mit dem heiligen Franz von Assisi wetteifere, und lassen ihn das anderemal durch die „Mutter Gottes" mit vier neuen Wunden heimsuchen. Jedesmal, wenn der Gequälte von Schmerz aufseufzte, wußte man ihn trotz seines Mißtrauens immer wieder durch die Antwort zu beruhigen, daß man um des Heilandes willen gehorsam sein müsse. Bei dem schlauen Verfahren der Mönche war es kein Wunder, daß sich der Betrogene endlich selbst für einen Heiligen hielt und als solcher gebärdete.

Schnell durcheilte das Gerücht von dem wunderbaren Ereignis Kloster, Stadt und Umgegend. Volk und Vornehme fielen den Predigern zu und wandten den Barfüßern mit ihrem Mariendienst den Rücken. Niemand fast zweifelte an der Wahrheit; selbst der gelehrte Stadtschreiber Thüring Frickart und der verständige Chorherr Wölflin äußerten keine Bedenken. Der Zulauf ward täglich größer, Opfer und Spenden regneten in Menge, doch die habgierigen Väter hatten daran noch nicht genug. Statt sich mit dem neuen Heiligen zu begnügen, erfanden sie alsbald ein blutweinendes Muttergottesbild, vor dem der verzückte gläubige Schneidersknecht knieen mußte. Mochten ihn auch einige handgreifliche Beweise des Betruges einen Augenblick stutzig gemacht haben, immer neue Erscheinungen der Jungfrau und ihrer Begleiterin, der h. Cäcilie, wiederholtes Zureden und Schmeicheleien wirkten so entschieden auf ihn ein, daß er wieder vollkommen gläubig ward und sich für einen wunderbar begnadigten Hei-

ligen hielt. Das Volk strömte, alt und jung, vornehm und gering, in die Predigerkirche, um ehrfurchtsvoll anzubeten; selbst die Boten des Kaisers und der in Bern versammelten Tagessatzung kamen täglich rottenweise, um „die schnell ausgerufenen Wunder zu sehen und zu hören". Einige beredeten sich selber, die „Mutter Gottes" weine Blut als Zeichen nahenden Unglücks, und erhoben klägliches Jammergeschrei, andere wenige äußerten noch Zweifel, ohne Anklang zu finden; ja der Chorherr Wölflin schwur, „wäre die Sache nicht gerecht, so wäre auch seine heilige Messe nicht gerecht." Je mehr die weinende Maria von ihrer Sündhaftigkeit und dem Unglauben redete, desto reichlicher flossen die Opfer.

Der Schultheiß und ein Teil der Ratsherren war gläubig; jeder, der Bedenken zu äußern wagte, lief Leibes- und Lebensgefahr bei dem Glaubenseifer der tobenden Menge. Als die Parteiwut zuletzt den Landfrieden und die öffentliche Sicherheit bedrohte, wollte der Rat den Handel durch ein geistliches Gericht prüfen lassen. Aber der Bischof von Lausanne, der deswegen mit seinem Vikar beordert ward, fand bei den Mönchen keinen Gehorsam. Sie beriefen sich auf ihre Vorrechte und Freiheiten; die heimliche Offenbarung der Himmelskönigin inbetreff ihrer Empfängnis könne überdies nur an den Papst als Stellvertreter Gottes und des Heilandes zur Entscheidung gelangen. Der geistliche Oberhirt, ein andächtiger Benediktiner, ließ sich die Ausrede gefallen, mahnte „zum Innehalten mit der Sache" und kehrte nach flüchtigem Verhör Jetzers, der sich auf die Väter berief, ohne Ergebnis wieder heim.

Endlich erwachte der betrogene Betrüger aus dem Taumel seiner schwärmerischen Verzückung; fünfmal von den Oberen mit Gift, sogar in einer rotgefärbten Hostie, heimgesucht, kam er zur Besinnung, brach mit den geistlichen Gauklern und gestand dem Bischof halbwegs das arge Trugspiel ein. Zu einem unbedingten Bekenntnis konnte er sich indes wegen seiner wundergläubigen Einfalt und wegen seines Gelübdes auf Verschwiegenheit noch nicht entschließen. Mittlerweile aber hatte das monatelang im Kloster mit rücksichtsloser Frechheit fortgesetzte Ärgernis der Obrigkeit endlich die Augen geöffnet; sie war allmählich im In- und Ausland zum Gespött geworden; „die Berner", hieß es, „beteten einen armen Schneiderknecht, ja einen erdachten roten Herrgott (die rote Hostie) an."

Man bat in Rom amtlich um eine strenge Untersuchung. Die Bischöfe von Sitten und Lausanne, denen die richterliche Gewalt übertragen war, nahmen die Hilfe der weltlichen Obrigkeit in Anspruch, unterwarfen die vier Väter und ihren Heiligen selbst der

Folter und preßten ihnen ein vollständiges Geständnis ab. Die vier Hauptschuldigen wurden als Gotteslästerer, Teufelsbeschwörer und Fälscher zum Feuertode verurteilt, unter ungeheurem Volkszulauf von nah und fern ihrer priesterlichen Kleidung und Abzeichen feierlich beraubt und am 31. Mai 1509 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Mit Jetzer ward milder verfahren. Man führte ihn als einen fortan ehrlosen Menschen mit einer papierne Inful auf dem Kopfe durch die Gassen; nie sollte er mehr deutsches Land betreten sondern ewiglich daraus vertrieben und verbannt sein, denn er sei zu einer Fabel und gemeinen Gassenrede geworden. Der Rat verschärfte indes das Urteil der Bischöfe; zwar stand er von der beantragten Todesstrafe ab, unterwarf ihn aber einem dauernden Gefängnis. Auffälligerweise wußte der armselige Bursche aber einige Wochen später aus seiner Haft zu entfliehen, um neuen Abenteuern und Glückswechseln entgegen zu gehen.

Stark und nachhaltig war der Eindruck dieses ärgerlichen Handels. Er deckte den Pfuhl des klösterlichen Lebens auf und steigerte den Haß gegen Schuldige und Unschuldige um so mehr, als eine hochberühmte Stadt monatelang das Ziel und das Opfer des schmählichsten Trugs und Gaukelspiels gewesen war. Nichts konnte fortan in der Schweiz den tief erschütterten, überdies durch vielfache Wahrnehmungen in Italien bei heimkehrenden Kriegern gelockerten Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirchengewalt wieder herstellen und befestigen. Trotz des päpstlichen, in der letzten Stunde berufenen Gerichtshofes und der grausamen Strafe der Übelthäter blieb der innere Widerwille zurück und breitete sich unaufhaltsam weiter aus.

Hottinger: Schweizergeschichte I., 271 ff. — J. Köstlin: Martin Luther. Elberfeld 1883. — L. v. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1868. — Lenz: Martin Luther. Berlin 1883. v. Bezold: Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1886.

5. Deutſches Leben im Volksgeſange der Reformationszeit.

Wer zu erforſchen und zu ſammeln verſuchte, was heute von den Leuten geſungen wird, am Wirtshaustiſch, am Feierabend unter dem Lindenbaum, auf der Bank vor dem Hauſe oder im Winter beim Spinnrad, der könnte unſerem Volke einen Spiegel vorhalten, in dem es ſein getreues Gegenbild erblicken würde. Denn das Volkslied iſt der ſprechendſte Ausdruck der Geiſtesrichtung, die in einem Volke vorherrſcht, das beredteſte Zeugnis von der Eigenart des allgemeinen Gemütslebens; aus den Volksweiſen erklingen die Stimmungen vornehmlich wieder, von denen jede Zeit bewegt wird.

Durch die Reformation, die vom Bürgertum ausging und weſentlich in ihm wurzelte, war der bürgerliche Geiſt noch mehr gekräftigt und geläutert worden. Die bürgerliche Dichtung von Hans Sachs bis zu Fiſchart bekundet ein ebenſo friſches als ernſtes Gepräge, einen warmen Sinn für das Haus, die Gemeinde, das Reich, eine innige, wahrhaft aus dem Herzen kommende Frömmigkeit. Und eben derſelbe Geiſt leuchtet uns auch aus dem Volksliede jener Tage entgegen, von deſſen mächtigem Einfluſſe auf die Gemüter wir uns heute kaum eine rechte Vorſtellung mehr machen können. Schon die Liederſammlungen, die auf uns gekommen ſind, zeigen durch ihre große Zahl, wie beliebt es war, wie gern und viel man es in allen Kreiſen des Volkes anzuſtimmen liebte. Wie an den Marktecken der Bürger ihm lauſchte, ſo trug noch immer der Spielmann, der wandernde Handwerksgeſell, der fahrende Schüler, der reiſende Söldner es von einer Stadt und von einer Burg zur anderen. Allein die großen Herren der römiſchen Kirche waren dieſem Volksgeſang nicht geneigt geweſen, und in den Kirchen hatte die nationale Singweiſe die romaniſche niemals zu verdrängen vermocht. Allein ſo oft irgend eine Not über das Volk hereinbrach, wie ein böſes Sterben, oder wenn es ging zu einer Wallfahrt nach fernen Landen, ſo ertönten

auch die deutschen Lieder. Je weniger sich die Menge außerhalb der Kirche auf Bittgängen Zwang angethan, desto sorgfältiger hatte die Kirche auch diese scheinbar so harmlose Regung des Nationalgefühls von sich fern zu halten gesucht und selbst noch auf dem Konstanzer Konzil bestimmt: „Wenn den Laien verboten ist zu predigen und die Schrift zu erklären, so ist ihnen noch viel mehr verboten in der Kirche zu singen." Indes hatte das 15. Jahrhundert auch hierin eine Wandlung hervorgerufen. Wie z. B. eine Synode in Schwerin im Jahre 1492 den Geistlichen gestattete, nach der Messe ein deutsches Lied zu singen, so wird dies auch anderswo der Fall gewesen sein, wenn Melanchthon in der Apologie der Augsburgischen Konfession unbedenklich sagen kann: „Dieser Gebrauch ist allzeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen werden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen, darum ist's so neu nicht." Indes sieht man hinlänglich schon an dem Widerspruch, den die Neuerungen bei den Römischen fanden, daß die Sache im allgemeinen ungewöhnlich erschien, auch klagt Luther, daß den Deutschen die Gesänge fehlten, die sie unter der Messe singen könnten, und wünscht von Herzen, daß sich Poeten fänden, geistliche deutsche Lieder zu machen.

So war es denn immer ein merkwürdiges Zeichen einer neuen Zeit, als sich der Volksgesang aus dem Banne römischer Satzungen völlig losrang und das geistliche Volkslied in die Kirche eindrang und sie eroberte. Kaum hatte Luther den Anfang gemacht, so blühte ein Wald herrlicher, geistlicher Lieder ringsum in Deutschland auf. Was irgend das religiöse Gemüt bewegte, die Angst des Sündenbewußtseins, die Not des Zweifels, die freudige Ahnung, die Sehnsucht und die Gewißheit der Gnade, die Seligkeit des himmlischen Friedens, das alles kam jetzt zu vollem, wahrem Ausdruck im Liede: die Sprache des frommen Gemütes in Wort und Ton, sowie sie dem Wesen der Deutschen entspricht, war erfunden.

Unglaublich war ihre Wirkung und ihre Verbreitung. Anfangs gingen sie nach damaligem Gebrauche bei weltlichen Liedern auf einzelnen Blättern aus. Bald aber setzten sie eine Menge von Druckerpressen in und außerhalb Obersachsens in Bewegung. Man kann sich von der Begierde, mit der sie gekauft und gelesen wurden, einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß allein in Erfurt vier verschiedene Drucker in den Jahren 1524 und 25 mit der Herausgabe evangelischer Liedersammlungen beschäftigt waren. So gingen sie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund und wurden von Hohen und

Niedrigen, von Erwachsenen und Kindern gesungen. In Magdeburg waren namentlich die beiden Lieder: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ und „Es woll uns Gott gnädig sein“ schon im Jahre 1524 unter dem Volke bekannt. Ein alter Mann, seines Handwerks ein Schuhmacher, hatte sie dort zuerst auf dem Markte feil und sang sie den Leuten vor, die in großer Menge um ihn versammelt waren. Der Bürgermeister Rubin, der das Gedränge sah, ließ den bösen Buben, der „Luthers ketzerische Gesänge unter das Volk brachte“, ins Gefängnis werfen; aber 200 Bürger gingen auf das Rathaus und bewirkten seine Freilassung. Als im Jahre 1529 ein päpstlicher Geistlicher in Lübeck die Predigt geschlossen hatte und für die Toten zu bitten im Begriffe war, stimmten zwei kleine Knaben das Lied an: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein“, und die ganze Gemeinde folgte ihnen nach.

Wenn selbst römische Berichterstatter offen gestehen, daß man Luthers Gesänge in allen Klassen, nicht bloß in Kirchen und Schulen, sondern auch in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern singen höre, so bildet dies ein denkwürdiges Zeugnis, in welchem Grade das geistliche Volkslied die Seele der Massen ergriffen hatte. Zugleich macht es einen rührenden und erhebenden Eindruck zu sehen, wie man nun das Beste und Köstlichste, das dem Volke bis dahin auf dem Gebiete der Tonkunst gelungen war, gleichsam als Ehrengabe auf den Tisch des Herrn niederlegte, und die Lieblingsweisen, die bisher weltlichen Zwecken gedient hatten, als schönsten Schmuck des Gottesdienstes herzubrachte. Die Töne, welche die irdische Minne gefeiert, singen nun Gottes Minne und bringen im geistlichen Gewande ihre ganze Herrlichkeit, Kraft und Fülle, ihre Volkstümlichkeit zur vollen Entfaltung.

Die geistlichen Umdichtungen, die schon früh begonnen, wurden in der Reformationszeit sehr beliebt. Teils benutzte man weltliche Lieder, um deren Texte durch geistliche zu verdrängen oder die Gesangweisen zur rascheren Verbreitung der geistlichen Gedichte wirksam zu machen, teils suchte man ältere Lieder der römischen Kirche durch neue, die ihnen in Form und Inhalt entsprachen, zu beseitigen. „Dichten doch unsere Prädikanten geistliche Lieder von einer wilden Sau, das geistlich wacker braun Maidlein“, sagt Fischart. „So wurden Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein christlich moraliter und sittlich verändert, damit die böse ärgerliche Weise, unnütze und schandbare Liedlein auf den Gassen, Feldern, Häusern und anderswo zu singen abgehen möchten, wenn man christliche, gute, nütze Texte und Wort darunter haben könnte.“ Ein altes Landsknechts-

lied: „Gott grüß dich, Bruder Veit“ ward z. B. zu einem Jubelliede evangelischer Christen. Das Lied vom Lieben und Leiden, vom Scheiden und Meiden, zugleich ein poetischer Niederschlag des Zeitinteresses und der Zeitlage mit ihrer unruhigen Wanderlust, der Unsicherheit des Erwerbes und Besitzes, und der Unstätigkeit des Lebens und Strebens, der Auflösung der altgewohnten Bande in Familie und Gesellschaft und der Hoffnungslosigkeit der Zukunft:

Ich stuond an einem morgen
heimlich an einem ort,
da het ich mich verborgen,
ich hort klegliche wort
von einem frewlein hübsch und fein,
das stuond bei seinem buolen,
es muost geschieden sein,

erfuhr gar vielfache Umdichtung und wandelte sich bald in folgende Form:

Ich stuond an einem morgen
heimlich an einem ort,
da het ich mich verborgen,
ich hort klegliche wort,
wan sel und leip in grozer pein,
die sel sprach zuo dem leibe:
es muoz geschieden sein.

Ein damals vielgesungenes Frühlingslied:

Herzlich thut mich erfrewen
die liebe sumerzeit u. s. w.

ward auf das Vorgefühl des himmlischen Lebens geistlich angewendet:

Herzlich thut mich erfreuen
die liebe Sommerzeit,
wenn Gott wird schön erneuern
alles zur Ewigkeit u. s. w.

Wie lange hatte man die Weise gesungen zu den Worten:

Wie schön leuchten die Äugelein
der Schönen und der Zarten mein,
ich kann ihr nicht vergessen:
ihr rotes Zuckermündelein,
dazu ihr schneeweis Händelein
hat mir mein Herz besessen.

Lieblich,
freundlich,
schön und herrlich,
groß und ehrlich,
in ihr Gnaden
will ich mich befohlen haben,

bis sie schwungvoller und majestätischer mit Orgelklang ertönte zu Nikolais Umdichtung, (geb. 1556 † 1608):

Wie schön leuchtet der Morgenstern,

obwohl auch die Anfangsbuchstaben der Strophen noch den Namen Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck ausdrücken!

Ein echtes frommes Minnelied, in dem die Anfänge der Strophen den Namen Maria ergeben, stimmt in seinen Worten prächtig zur Melodie:

Mein G'müt ist mir verwirret
von einer Jungfrau zart,
bin ganz und gar verirret,
mein Herz das kränkt sich hart!
Hab' Tag und Nacht kein Ruh',
führ' allzeit herbe Klag',
thu seufzen stets und weinen,
in Trauer schier verzag',

und doch kleiden die geistlichen Worte dieselbe noch besser als die des weltlichen Liedes:

Herzlich thut mich verlangen
nach meinem sel'gen End.

Am bekanntesten ist die Melodie, die Heinrich Isaac, Maximilians I. Geschäftsträger in Florenz, zu den Worten des Kaisers setzte:

Inspruck, ich muß dich lasse,
ich fahr dahin mein Straße
in fremde Land dahin;
mein Freud' ist mir genommen
die ich nicht kann bekommen,
wo ich im Elend bin.

Was diese friedvolle, herzliche Weise wert ist, empfinden wir so recht, wenn sie mit dem Liede: „Nun ruhen alle Wälder" zur stillen Abendzeit an unser Ohr dringt.

Eine ganze Reihe von Liedern wäre noch zu erwähnen, deren Weisen früher sehr weltliche Texte gehabt haben; so ist die Melodie

von „Eins ist not“ ein altes Studentenlied, das Lied des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach: „Was mein Gott will, das gscheh allzeit“ ursprünglich ein französisches Volkslied, das der kriegserfahrene Dichter wohl auf einem seiner Feldzüge kennen gelernt hatte. Es genüge an den angeführten Beispielen, um einen Grundzug des deutschen Wesens herauszuheben: das höchste und heiligste Gefühl ist ihm das religiöse; um Gott zu ehren, muß auch das, was auf anderm Gebiete entstanden ist, wenn es edel und schön ist, in den Tempel gebracht werden. Findet so das Beste, was ein Menschengemüt hervorgebracht, erst seine Weihe, so ist andrerseits nichts zu weltlich, nichts zu unkirchlich, daß es nicht Gottes Ehre dienen könnte. Darum ist aber auch alles wahrhaft Menschliche etwas Gott geweihtes, selbst die rein irdische Liebe, die Minne; auch über sie ist in den Volksliedern eine Andachtsstimmung ausgegossen, die ihre Weisen so leicht sich der religiösen Andacht anschmiegen ließen.

So lautet ein altes Minnelied:

Du, mein einzig Licht;
die Lilg' und Ros hat nicht,
was an Farb' und Schein
dir möcht ähnlich sein,
nur daß dein stolzer Mut
der Schönheit Unrecht thut;

und ein anderes:

Ich fahr' dahin, weil es muß sein,
scheid' mich von der Herzliebsten mein,
zuletzt ließ' ich ihr's Herze mein,
dieweil ich leb', so soll es sein;
ich fahr' dahin, ich fahr' dahin!

Gott beschert dir das Lieb, denn:

Selig ist der Tag,
der mir deine Lieb verkündigt hat.
Der liebe Gott hat geholfen mir,
Herzallerliebste, zu Dir!

Gott behütet die Liebe; sie ist ein göttliches Recht trotz der strengen Väter und Mütter, die den armen Knaben verschmähen, weil er nichts hat als Schönheit und Gestalt, trotz der Klaffer und bösen Zungen, die ihn mit feindseligem Geschwätz verfolgen. Die Treue ist eine von Gott geordnete Pflicht; wie er die treulos Liebenden straft, so beschützt er auch die verlassene Unschuld. Beide Züge muß

muß man zusammenhalten, um aus der Naivität, mit der das Volkslied die derbsten Dinge ausspricht, nicht einen falschen Schluß zu ziehen. Man denke an die enge Abgeschlossenheit der damaligen bürgerlichen Kreise, die den freien Herzensverkehr so hart beschränkten; man vergesse nicht, wie sehr in den Tagen Luthers durch das zügellose Leben der Pfaffen und Großen die Schranken der Sitte und Sittlichkeit gelockert waren, und trotz der Freimütigkeit und Offenherzigkeit des Volksliedes wird uns die Festigkeit mit Achtung erfüllen, mit der es auf der Treue besteht:

Laub und Gras, das mag verwelken,
aber treue Liebe nicht;
kommst mir zwar aus meinen Augen,
aber aus dem Herzen nicht.

Nur bei einem Volke, das bei aller Lockerung der Bande der Sittlichkeit doch an Treue und Glauben festhielt, konnte Luther der Reformator des Familienlebens werden und sich ein trauliches Heim schaffen, dessen lieblicher Schmuck Gesang und Musik war.

Der deutsche Geist blickt uns noch aus einem weiteren Zuge an, der dem Volkslied eigen ist. In vielen, gerade den innigsten Weisen der Minnelieder klingt der Ton der Wehmut durch; es ist die Trauerklage um die verlorene Braut, die so lange dauern wird, bis daß alle Wasser zu Ende gehen, und wie alle Wasser nimmermehr vergehen, auch selbst nimmermehr kein Ende nehmen wird; es sind Grüße an die Geliebte zur Bestellung aufgetragen der lieben Frau Nachtigall, die das Bächlein entlang läuft:

Auf dem Kirchhof steht ein Rosenbaum,
drauf setzt sich Frau Nachtigall.
„Frau Nachtigall, klein Vögelein,
willst du Herzliebchens Botschaft sein?"

„Herzliebchens Botschaft kann ich nicht sein,
ich bin ein klein Waldvögelein."
Bist du klein, so bist du hell,
so trag meinem Lieb die Botschaft schnell!

Die Nachtigall ist die Vertraute der Liebenden und weiß ihre Geheimnisse; sie nimmt teil an ihrem Geschicke, erinnert durch ihren Gesang an die Stunde seliger Liebe, ja noch am Grabe soll sie den Liebenden singen; ins freudigste Liebesglück, da der Mensch sich innerlichst beseligt fühlt, klingt so die Ahnung von der Flucht der

Seligkeit an, Scheiden und Meiden, Lieb mit Leid, Sterben und Liebesweh, denn:

Es wohnt Lieb bei Liebe,
dazu groß Herzeleid!

Dieser schwermütige Zug ist ganz besonders der schwäbischen Volksweise eigen; es ist die Wonne der Wehmut, ein Zug, in dem sich vor allem auch offenbart, wie der schwäbische Stamm die Eigentümlichkeiten des deutschen Wesens, die guten wie die schlimmen, am schärfsten ausgeprägt hat.

Preist nun das Volkslied auch mit den zartesten Wendungen die Liebe, so weiß es doch gar gut, daß die Ehe, das Ergebnis derselben, nicht immer sich so gestaltet, wie es die Liebenden träumen; es singt das Volkslied mit schalkhaftem Humor vom enttäuschten Ehemann, der, wenn es möglich wäre, hinterher die Frau umzutauschen, meinte:

so wollt' ich auch die meine
geben um eine Bratwurst
und um einen Seidel Weine!

Wie reizend weiß es die Schattenseiten der weiblichen Natur, zumal den weiblichen Eigensinn zu schildern, wie schalkhaft läßt es uns hinter die Gardinen blicken, wo die große Frau den kleinen Mann mit Stockschlägen auf ihre Meinung bringt!

Aber auch die Männer erhalten ihr Teil; die Seligkeit des reinen Trinkgenusses feiert das Volkslied in jenen unnachahmlichen Lauten auf die Reime „tandarabei, krauseminte, salweie poleyn", die, ohne daß sich ein Sinn darin entdecken läßt, nur eben die reine sorgenlose Trinkerlust ausdrücken wollen; man sieht beim Klang des Refrains die Burschе leibhaftig um den Biertisch sitzen, das Kinn in die Ellenbogen gestützt, ohne viel Gedanken, ins schäumende Glas verloren, das ohne Ende sich füllt und wieder füllt:

O du lieber Stallbruder mein,
krauseminte,
laß dir das Gläslein befohlen sein,
salweie poleyn.
Die Blümlein auf der Heiden,
krauseminte.
Er setzt das Gläslein für den Mund,
krauseminte,
und trank es aus bis auf den Grund,
salweie poleyn.

So sind die Wein- und Gesellschaftslieder voll echter ungekünstelter Lust, voll Witz und Humor, voll aufsprudelnder Fröhlichkeit, voll heiterer Unbesorgtheit. Noch immer stimmte man die alten Trinklieder an, wenn sie auch schon früh in geistliche umgedichtet wurden. Während der lebensfrohe Bursch sang:

Der liebste buolen, den ich han
der leit beim wirt in keller,
er hat ein hölzin röcklin an
und heisst der muskateller,

klang in feierlicher Weise dieselbe Melodie bei den Worten:

Den liebsten Herren, den ich han,
der ist mit Lieb gebunden,
er leuchtet in dem Herzen min
und freut mich zallen Stunden,

und daneben erhob ein anderer die schmerzliche Klage:

Wo soll ich mich hinkehren,
ich dummes Bruderlein?
Wie soll ich mich ernähren?
mein Gut ist allzu klein.

Sowie die Taberne der sangreiche Ort war, besonders den Herbst und Winter hindurch, so bildete der Frühling die sangreiche Zeit, wo die jungen Gesellen mit ihren Liebchen im Freien lustwandelten oder sich zum Tanze versammelten, den sie mit Gesang begleiteten. Der Mai war die Zeit der Freude und der Liebe; da tanzte man singend abends um die Maibäume, die mit buntem Papier und Flittergold verziert waren. Zu anderer Zeit vereinte der Lieblingsbaum der Liebenden, die Linde, zu trautem Sange, und noch gewährten die öffentlichen Belustigungen, vor allem die Kirmessen, das Bild des alten fröhlichen Lebens. Manchen von den Liedern, die dann erschollen, fehlte es nicht an scharfen Ecken und derben Natürlichkeiten, wie dies kaum anders sein kann. Unsittliche Lieder kamen zwar vor, aber im Verhältnis zu der weit überwiegenden Zahl durchaus reiner Lieder verschwinden sie fast vollständig, und eben diese sind es, die in den Büchern der namhaften Musiker allein erscheinen. Wenn nun von den Zeitgenossen vielfach die Volkslieder ungünstig erwähnt werden, so scheint sich ihr Tadel nicht sowohl auf den unsittlichen Inhalt als auf den weltlichen Charakter derselben zu beziehen. Neben Äußerungen wie: „es ist erschrecklich zu gedenken, was Ärgernis bei der

Jugend und andern durch die teuflischen Buhllieder angestiftet wird" oder „die Welt ist voll leichtfertiger, unreiner und schädlicher Lieder" oder „da hört man viel schädliche und unehrliche Buhllieder und Gesang, danach alle Buben tanzen", stehen auch wieder andere Aussprüche, die dem Volkssinn gerecht werden, wie: „es ist gebräuchlich bei allen Fröhlichkeiten und Kurzweil frische deutsche Lieder zu singen, wodurch dann viel unnütz Geschwätz und Zutrinken gehindert werden", oder „ich tadle der alten Meister Gesänge und Bergkreien nicht; denn ich habe viel schöner alter Gedicht, darin man gute und christliche Leut spürt, gesehen, als das vom Pelikan, von der Mühle und andere." Wieviel man aber auch eiferte, waren sie einmal im Munde des Volkes, so ließen sich diese „bösen, ärgerlichen; schandbaren Liedlein auf Gassen, Feldern und in den Häusern" nicht mehr ausrotten, auch wenn man den Melodien geistliche Texte anschmiedete, um sie zu verdrängen.

Schon öfters ist der besondere Umstand geltend gemacht, daß all diese Lieder das unruhige, wanderlustige Leben jener Zeit, den bewegten Sinn und die sorglose Unabhängigkeit der unstäten Gesellen jener Zeit abspiegele, daß diese Volksdichtung fast ganz und gar eine Männerpoesie ist, während die vorangegangene Kunstlyrik, der Minnegesang, vorzugsweise eine Frauenpoesie war. Es ist der Zug eines mächtigen, selbstbewußten Nationalgefühls, der durch die weltlichen Lieder geht. Das deutsche Volk sah in der Reformation seine Sache; das Nationalgefühl war mächtiger angeregt, als wir meist anzunehmen geneigt sind, zwang doch überdies der Türke die deutschen Stämme zur einheitlichen Sammlung. Da mahnt einer:

Frisch auf in Gottes Namen,
du werte deutsche Nation!
Fürwahr ihr sollt euch schämen u. s. w.

Wie lustig und hämisch kehrt sich das bekannte Spottlied auf den entflohenen Polenkönig Heinrich von Bourbon auch gegen den welschen Franzmann:

Euer König läßt euch bitten
an einen Abendtanz,
und thut euch freundlich schicken
von Lilien einen Kranz,
dran dürft ihr Polen riechen.
Euer König thut sich verkriechen,
Joch, Hosko, Howadey!

Des Herzogs Ulrich von Würtemberg Unthaten besang das Volk in Reimen aller Art; man legte ihm ein Vaterunser in den Mund:

„Vater unser:"
Reutlingen ist unser.
„Der Du bist:"
Eßlingen hat nicht lang Frist u. s. w.

Dann ließen sich die Kinder wieder mit Freuden hören, als er heimkehrte, und sangen:

Bide, bide bomp,
der Herzog Ulrich kommt;
er liegt nicht weit im Feld,
er bringt einen Seckel mit Geld.

Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges schlug die Trommel, und das Volk sang dazu:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
didum, didum,
bidi, bidi, bum.
Der Kaiser schlägt die Trum
mit Händen und mit Füßen,
mit Schwertern und mit Spießen,
die Kirchen uns wollt schließen,
didum, didum, didum.

Mit Entrüstung wendet sich das Volkslied gegen die „welschen" Laster, trotzig und bissig greift es die Dirnen an, die ohne Scham die Straßen bevölkern, die es nicht sein wollen, ob man es ihnen doch von weitem ansieht, denn sie so „seltsam bunt und wild in ihrer Kleidung seyn." Zornig gedenkt es der Mädchen von Regensburg, die während des Reichstags „ihr Deutsch verlernt haben" im Umgang mit den Hispanischen, welche Karl V. nach Deutschland gebracht hatte.

Überall sehen wir ein stolzes Nationalgefühl, einen Preis der deutschen Tapferkeit, mag ein Kaiser oder ein frommer Landsknecht den Sangeston erheben. Blieb doch das Lied, welches auf die Eroberung der feste Kufstein in Tirol und die Hinrichtung ihres Befehlshabers Hans Benzenauer durch Maximilian I. im Jahre 1505 gedichtet ward, ein volles Jahrhundert im Munde des Volkes durch ganz Deutschland, gab es doch die Melodie zu vielen andern Liedern her und Anstoß zu Dichtungen ähnlichen Inhalts!

Neben der Freude am Vaterländischen gärte aber noch manch andres in den Herzen und Köpfen der erregten Zeit, das seinen Ausdruck im Liede fand. Die Kirche der Reformation war eine streitende, das Werk der Verbesserung gegen ein weit verbreitetes und festgefügtes System gerichtet, welches durchbrochen werden mußte, wenn die gereinigte Lehre Raum gewinnen sollte. Je mächtiger und gewaltsamer der Widerstand, um so stärker mußte auch der Angriff werden. Die Satire und die Aufrufe an das Volk warfen sich natürlich auf das Sichtbare und Handgreifliche, auf den Ablaßkram, auf die Habsucht und Tyrannei des römischen Hofes, auf die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes. Der Kampfeseifer bekümmerte sich nicht um die Schönheit, sondern um die schlagendste Wirkung seiner Erzeugnisse. Aber noch stärker tritt uns die Bewegung der Geister entgegen in den Liedern, die auf die sozialen Verhältnisse Bezug nehmen; alle gesellschaftlichen Schranken sollten fallen, reich und arm gleich werden. Mit der größten Naivität, in dem Glauben, es geschehe Gott noch ein Dienst damit, übte man hier und da an reichen Kaufleuten uud Krämern das Räuberhandwerk, ja man rief noch die Heiligen um Beistand zu dem Werke an, wie folgendes Lied zeigt:

Vorerst wir wollen loben
Mariam, die reine Magd,
sie sitzet hoch dort oben,
kein' Bitt sie uns versagt,
uns armen Reitersknaben,
die nit viel Goldes haben,
und hin und wieder traben,
sie muß uns gnädig sein,
dieselbig Jungfrau rein.

Sankt Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister sollt du sein,
bescher uns schön Gewitter,
thu uns deiner Hilfe schein'!
Daß wir nit gar verzagen,
das Gütlen zusammentragen,
errett' uns arme Knechte
vor allem strengen Rechte!

Kaufleut' sein edel worden,
das spürt man täglich wohl.
Drum kommt der Reiterorden
und macht sie reyssig voll;

man muß sie außerklauben
aus ihren Marterschrauben
mit Brennen und mit Rauben,
dieselbig Kaufleut gut,
das schafft ihr Übermut!

Es war eine stürmische Zeit, da die Grundfesten der Gesellschaft wankten; der jüngste Tag schien nahe. Das hatte auch ein biederer Pfarrer in Lochau, ein großer Rechner, mit Namen Styfel, verkündigt, er hatte sogar den Tag (19. Oktober 1533) berechnet, an dem die Welt untergehen sollte. Er fand viel Zulauf, die Bauern ließen das Feld brach liegen und harrten feiernd des Tages. Styfel hieß das Vieh aus der Stadt treiben, weil dieses zuerst sterben müsse; manche meinten bereits die Posaune des Erzengels zu hören, und Styfel schloß seine Predigt mit den Worten: Er wird kommen, kommen, kommen, kommen! Aber die Stunde ging vorüber, und die Welt blieb stehen. Während Abgesandte des Kurfürsten, die den ganzen Vorgang beobachtet hatten, ihn in einen Wagen setzten und nach Wittenberg führten, erzählte man später, die getäuschten Bauern hätten sein Haus gestürmt und ihn unter dem Gesang: „Styfele muß sterben!“ nach Wittenberg geschleppt. So entstand der bekannte Sang, der noch jetzt hie und da gehört wird.

Fassen wir alle Züge zusammen, die uns aus den Liedern des 16. Jahrhunderts entgegentreten, so erhalten wir das Bild eines reich bewegten, kräftigen nationalen Lebens. Wohl war es nicht mehr der mächtige Eichwald alter Sagenkunde, der in dem historischen Volksgesang fortwucherte, nur niedriges Gestrüpp, das aus den gefallenen Blättern der alten Heldenpoesie heraufwuchs, aber es grünte lustig, und der Bauer wie der Burgherr trug das junge Reis mit Selbstgefühl an seiner Mütze. Noch immer klang das politische Lied im Volksgesang von Ohr zu Ohr; in dem freien Ditmarschen begleitete es die Bauern bei ihren Tänzen, es folgte dem Siege Luthers über seine Widersacher und den Kämpfen Karls V. ins welsche Land hinein; die Landsknechte sangen es auf die Schlacht bei Pavia, und dieser Siegesjubel und die kecke Fröhlichkeit der Knechte Frundsbergs klang noch lange nach und summte selbst um die Wachtfeuer jedes Söldnerlagers im dreißigjährigen Kriege. Wenn es auch seine letzten spärlichen Blüten noch in den geworbenen Heeren des vorigen Jahrhunderts, in den Zunftstuben der gedrückten Handwerker und unter der Dorfhütte der vielgeplagten Bauern treiben mochte, so war doch mit dem verheerenden Kriege, wo alles im Lande klein und schwach ward, dem Volke die Lust zu singen völlig vergangen.

Seine alten Lieder waren vergessen, die geistlichen allein ausgenommen, und gar manche schöne Weise, die zu Luthers Zeiten in aller Munde war, starrt uns aus den noch erhaltenen Liederbüchern gar fremdartig an; um so üppiger blühte das Unkraut der gemeinen Gassenhauer, die eine verwilderte Soldateska zu erzeugen pflegt.

Köstlin: Deutsches Leben im Volksgesange der Reformationszeit. Leipzig 1874. — Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart 1866. — Hoffmann von Fallersleben: Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Hannover 1861.

6. Aus dem Bauernkriege.

„Sollſt wiſſen“, ſchreibt Luther im Jahre 1523, „daß von Anbeginn der Welt gar ein ſeltſamer Vogel iſt um einen klugen Fürſten, noch viel ſeltſamer um einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgſten Buben auf Erden; darum man ſich allzeit bei ihnen des ärgſten verſehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß. Dieſe Henker und Stockmeiſter Gottes verſtehen nichts als den armen Mann ſchinden und ihren Mutwillen an Gottes Wort auslaſſen; ſolche Leute hieß man vor Zeiten Buben, jetzt muß man ſie chriſtliche gehorſame Fürſten heißen. Aber Gott verblendet ſie und will ein Ende mit ihnen machen wie mit den geiſtlichen Junkern. Denn der gemeine Mann wird verſtändig, und der Fürſten Plage, die Gott Verachtung nennt, geht gewaltig daher unter dem Pöbel und dem gemeinen Mann, und ich ſorge, ihm werde nicht zu wehren ſein, die Fürſten ſtellen ſich denn fürſtlich und fangen wieder an mit Vernunft und ſäuberlich zu regieren. Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht neue Tyrannen und Mutwillen der Länge leiden; Gott will es nicht länger haben. Es iſt jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Vieh jagtet und triebet. Werdet ihr aber viel Schwertzuckens treiben, ſo ſehet zu, daß nicht einer kommt, der es euch hieße einſtecken, nicht in Gottes Namen.“

Das Gefühl von dem Hereinbrechen dieſes Gottesgerichts ging durch alle Klaſſen der Bevölkerung; es liefen Prophezeihungen um, die unerhörte Umwälzungen vorherſagten und begierig und ängſtlich aufgegriffen wurden, weil man alles, was ſie verhießen, ohnehin ſchon fürchtete oder erhoffte. Neben und mit der Erwartung auf den wunderbaren Kaiſer Friedrich ſah alles einem bevorſtehenden Strafgericht über die Kirche und der Erhebung des niederen Volkes wie der Züchtigung der Pfaffen und der Herren entgegen. Immer näher ließen die „Gelehrten“ die Kataſtrophe rücken; 1496 erſchien ein Kupferſtich, der Rom, das Haupt der Welt, als ein

nacktes weibliches Ungetüm mit Tierfüßen, Drachenschwanz und Eselskopf darstellte, um 1500 sollte sicher der Untergang der Welt und der Kirche bevorstehen, 1508 zeigen die Holzschnitte in einer prophetischen Schrift eines Geistlichen das zerschellende Schifflein St. Peters, die Mißhandlung und Tötung des Klerus durch den gemeinen Mann, den Bauern als Priester vor dem Altar, von Weibern bedient, daneben Priester und Mönch am Pfluge beschäftigt. Ein Mainzer Gelehrter verkündete den Sieg der Schrift über das kaiserliche und geistliche Recht, die Predigt des Evangeliums, das Auftreten eines vom Volk vergötterten Propheten und großen Aufruhr gegen die Obrigkeit, und ein Franziskaner berechnete den Fall des Papsttums auf das Jahr 1514 oder 1516, aber weit größere Erregung erzeugte noch das Herannahen des Jahres 1524, für welches eine Vereinigung aller Planeten im Zeichen der Fische und eine Sündflut mit Veränderung aller Dinge, Erhebung des Volkes und Verfolgung der Mächtigen angekündigt ward. Schon wagte ein berühmter Wiener Mathematiker seine Wissenschaft offen in den Dienst der Reformation zu stellen und den Tyrannen, die sich wieder das Evangelium erhöben, ihren Lohn in nächste Aussicht zu stellen; der Himmel weise der Pfaffheit viel Übel, auch sei zu besorgen, ein Bundschuh der Gemeinen wider die Herrschaft und vornehmlich wider die Bischöfe und alle Pfaffen, denen ihre Zinsleute nimmer zinsen würden; der Bundschuh werde sich nicht allein wider einen Herrn, sondern schier wider alle richten, mit ungeschickter Waffe kämpfen und zum Unheil der Bauern ausschlagen. „Große Zettel und Bücher mit vielen wunderlichen und öden Gemälden" fesselten alle Welt. Wie mußte es dem gemeinen Mann behagen, auf einem solchen Holzschnitt Papst, Kaiser und Bischöfe vor den Dreschflegeln und Heugabeln der von Saturn geführten Bauern zittern zu sehen! Welch ein lähmendes Gefühl mag schon die höheren Stände bedrückt haben, als ein schwäbischer Arzt seine „Briefe und große gemalte Bilder mit vielen Tieren und Mühlrädern" zur Ankündigung des Schreckensjahres 1524 auf den Wormser Reichstag zu senden wagte?

Der erste Sturm freilich, der sich mächtig für Staat und Kirche zu erheben schien, ward zur Ruhe gebracht und der Versuch Sickingens, den reichsunmittelbaren Adel der deutschen Nation, der unter den völlig veränderten Kriegs- und Lebensverhältnissen einer gänzlichen Verarmung entgegenging, gegen die geistlichen und weltlichen Fürsten ins Feld zu führen und durch ihn Deutschland zu verjüngen, blutig niedergeworfen. Für das mittelalterliche Rittertum war kein Platz mehr im Reiche vorhanden; entweder den siegreichen Fürsten oder

dem mächtig aufstrebenden Bauernstand, dessen Beistand Sickingen wider Huttens Rat zu seinem Verderben verschmäht hatte, gehörte die Zukunft.

Seit vielen Jahrzehnten gärte es in den Bauernmassen; ein mächtiger Widerwille gegen alle gesetzlichen Gewalten war in ihnen rege; die Hinrichtung ihrer Führer hatte den Groll nur noch gesteigert, und das vergossene Blut schrie nach Rache. Keine von all den Mißbräuchen, mit denen die Bauern von den Landesherrn, der geistlichen Gutsherrschaft und dem Edelmann gedrückt wurden, waren abgestellt und die Zügel mit dem Eindringen römischer Rechtsanschauungen nur noch straffer angezogen. Hatte es im römischen Recht keine freien Bauern, keine Erbpächter und Zinser im deutschen Sinne gegeben und waren die gelehrten Juristen, in der Meinung einer durchgängig ursprünglichen Unfreiheit der Landbevölkerung befangen, nur zugeneigt, die Verhältnisse der deutschen Bauern ganz nach den römischen Gesetzen über die Sklaverei zu beurteilen, so erscheint es begreiflich, daß die Fronden der Zinspflichtigen und Hörigen immer mehr durch rechtliche Künste oder durch offene gewaltsame Willkür gesteigert, Freie zur Leibeigenschaft herabgedrückt und Rechte, die sie ansprechen konnten, ihnen entzogen oder geschmälert wurden. Wohl war es natürlich, daß mit dem steigenden Aufwand auch die Ansprüche an die Bauern wachsen, die Ritter und Herren neue Einnahmequellen haben oder den Ertrag der vorhandenen erhöhen mußten, aber die Vermehrung der Lasten fiel in eine Zeit, wo bei den Bauern ein bisher unbekanntes Selbstgefühl, ein Bewußtsein ihrer Rechte und ein Streben, das alte Joch abzuwerfen, von Jahr zu Jahr mehr erwachte. Die Sittenrichter klagen über die Üppigkeit und die Aufgeblasenheit des gemeinen Mannes, Luther spricht es einmal aus, daß die Bauern nach schönen Hengsten und den goldenen Ketten der großen Herren gafften, sich kleiden und thun möchten, als wären sie allzumal Herren, aber wenn sie an der Lust zu Aufwand in Kleidung und äußerem Prunk und Erwerb der anderen Stände teilnehmen wollten, so war das doch nur ein Zeichen, daß ihr äußerer Wohlstand sich gehoben und trotz der Lasten unter der fortwährend außerordentlichen Steigerung der Kornpreise stetig zugenommen hatte. Trieb dies bei den Wohlhabenden zum Übermut, so mußte bei den anderen, die keinen Besitz hatten oder sich in demselben bedroht sahen, ein Unmut entstehen, der den Drang nach Veränderung stetig steigerte.

Die Bauern gaben Namen und Zeichen für eine Bewegung, die in den niederen Klassen überhaupt gärte; der Bundschuh als die Fußbekleidung des armen, gedrückten, rechtlosen Landvolks ward

im Gegensatz zu dem Reiterstiefel das Panier, um das sich nicht nur die Bauern, sondern auch die kleinen Leute in den Städten scharten.

Waren es auch materielle Interessen, die in den früheren Erhebungen in den Vordergrund traten, so erscheinen doch alle Bestrebungen einerseits von einem Geiste durchdrungen, der seine Spitze gegen die verweltlichte Geistlichkeit richtete, anderseits wieder von Geistlichen gefördert. Schon der rätselhafte, allen Verfolgungen zum Trotz immer wieder auftauchende Jost Fritz, der 1513 den Bundschuh im Breisgau erneuerte, war durch den Pfarrer zu Lehen in seinem Vorhaben bestärkt; man berief sich auf göttliches Recht und göttliche Gerechtigkeit, Gott habe den Stammeseltern die Herrschaft über die Vögel unter dem Himmel, die Fische im Wasser und die Tiere im Walde verliehen; er wolle den Bundschuh, der ein göttlich Ding sei. Um der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte Beistand zu leisten, Freiheit der Marknutzung und Abschaffung der Fronden und Abgaben zu gewinnen, erhob sich auch 1514 der Bundschuh in Würtemberg. Lange war er in tiefem Geheimnis verborgen; keinen Besitzenden, aber auch keinen bettelnden Landstreicher oder übel Beleumteten, heißt es, zog man ins Vertrauen, nur der redliche Tagelöhner, der „arme Konrad" oder „Kunz" ward aufgenommen; in einem zerfetzten Mantel schritt ihr Führer daher und gebärdete sich wie ein kaiserlicher Feldhauptmann. Als das falsche Gericht kam, die Fleisch-, Wein- und Brotsteuer erhöht ward, zogen die verbündeten Brüder mit Trommeln und Pfeifen an die Rems, stellten über dem Wasser eine scherzhafte Probe mit dem Gewichte an, und das Gewicht des Herzogs Ulrich ward zu leicht befunden. Angesichts der immer mehr um sich greifenden Bewegung machte die Regierung einige Zugeständnisse wegen des Wildschadens, bewog die bewaffneten Haufen durch Unterhandlungen auseinanderzugehen, hielt Blutgerichte ab und suchte durch gründliche Entwaffnung jeder ferneren Erhebung des Landvolkes vorzubeugen.

Die Bewegung schien erstorben, aber das Verlangen der süddeutschen Bauern ihre Lage zu bessern, wie die benachbarten Schweizer als freie Leute auf ihrem Grunde und Boden zu wohnen, ward damit nicht erstickt. Es war ein prophetisches Wort, das man dem auf dem Schaffot sterbenden Hauptmann, dem Bürgermeister Hans Ulman von Schlettstadt (1493), in den Mund gelegt hatte, „der Bundschuh müsse einen Fortgang haben, es stünd kurz oder lang." Die allgemeine Abneigung der Herrschenden, von ihren Ansprüchen irgend etwas nachzulassen, sorgte am besten dafür, daß die Ideen

desselben nicht ausstarben, und die schärfsten Maßregeln verfingen nicht, so lange der Glaube an die Unverbesserlichkeit der Herren und an die Zukunft der Revolution lebendig blieb. Schon im Jahre 1514 waren die Obrigkeiten im deutschen Südwesten aufmerksam auf die mannigfaltigen Masken, unter denen die Sendboten des Bundschuhs sich zu bergen wußten; als Priester, Stationierer, Heiltumführer, Aussätzige, teils mit Larven bemalt oder mit Mummerei verdeckt und mit viel seltsamer Gestalt des Bettelordens, zogen sie umher, um unter der geheimen Leitung des unfaßbaren Joss Fritz im Jahre 1517 das ganze Gebiet zwischen Wasgau und Schwarzwald in Bewegung zu bringen. Erschreckend war die Zahl und die Beschaffenheit der Verschwörer, als der Anschlag ans Licht kam. Neben Bauern, Handwerkern, Wirten erscheint die Horde der fahrenden Leute, der Hausierer und Musikanten, der alten Landsknechte, Bettler und Landstreicher; der „lange Hans", „der krumme Peter", „Spielhänslein", „Spitzdenwürfel", das „alte Kunzlein", Gesellen, deren Heiligenbilder, offene Wunder und Bettelsäcke nur das Aushängeschild für Gaunereien jeder Art bildeten, waren gedungen an vielen Orten Feuer anzulegen; Weißenburg und Hagenau sollten eingenommen, alle Rats- und Gerichtspersonen sowie alle Adeligen totgeschlagen, alle Abgaben bis auf die an die Kirche und den Kaiser abgeschafft und die Schweizer um ihren Beistand angegangen werden.

Wieder war der Aufstand mißlungen, aber ungebeugt harrte der gemeine Mann mit verbissenem Ingrimm des günstigen Augenblicks, wo er den Kampf von neuem beginnen könne; „denn es wird nicht gehen wie bisher", heißt es in einer Flugschrift; „des Spiels ist zu viel, Bürger und Bauern sind desselben überdrüssig, alles ändert sich, Umwälzung aller Dinge." Mit der Ausbreitung der evangelischen Lehren schien die Zeit der Erfüllung gekommen; mit ihnen gewann die Bewegung ein neues Leben und nahm nach und nach ein anderes Gepräge an. Die Predigt von der evangelischen Freiheit aller Menschen verstand der gemeine Mann in seinem Sinne. Mehr als früher oder später von irgend einer geistigen Macht ergriffen und zu selbständiger Teilnahme erweckt, hielt er die Tyrannei der Herren für vollends gottwidrig und unerträglich, wenn sie gar den Bedrückten das Brot des Lebens verbot; Christus, der Tröster der Armen, Mühseligen und Beladenen, schien selbst für ihre „Gerechtigkeit" zu streiten. Was Luther seinen Zeitgenossen als die köstlichste Frucht eines zu voller Reife gediehenen religiösen Lebens enthüllt hatte, wurde in eine weltliche Freiheit von Fronden und Steuern umgedeutet und sollte als Schlachtruf zorniger Bauernheere

nicht sowohl die soziale Revolution beherrschen und veredeln, als ihr dienen. Welcher Trost und welche Erquickung mußte überdies für den erwartungsvollen kleinen Mann in der Verkündigung liegen, daß der Papst der Antichrist sei, Könige und Fürsten Tyrannen, die Gelehrten betrogene Betrüger, die Kaufleute Wucherer, die Juristen Räuber, das Wort Gottes alles, für die Einfältigen leichter zugänglich als für den Dünkel der Wissenschaft! Mit welcher Begier mochte er den Worten der „Schwarmgeister" lauschen, wie Luther sie nennt, die sich mit ihren teils streng biblischen, teils mystisch gefärbten Predigten von den Kanzeln, auf den Straßen der Städte oder auf freiem Felde an die Massen wandten! Welchen Eindruck mußte es machen, als Karlstadt sich in einem Dorfe als Bauer niederließ, als „Nachbar Endres" im grauen Kittel umherging, als Jüngster das Bier für die älteren Gemeindeglieder holte und verkündete, arme Arbeiter verständen es besser Gott im Geiste zu dienen als müßige Mönche und Nonnen! Wenn auch Luther erklärt hatte, arme Bauern und Kinder wüßten mehr von Christus als die gesamte Geistlichkeit, so war es kein Wunder, daß selbst die Bauern christlich zu reden und Männer vom Pflug und Dreschflegel die Ideen von dem allgemeinen Priestertum und von der Verpflichtung jedes einzelnen zur Schriftforschung ernsthaft zu nehmen begannen. Laien hoben an, auf offenem Felde vor Hunderten von Bauern zu predigen; ein Bauer Häberlin im Allgäu taufte sein Kind selbst und trug sich mit der Absicht auch das Abendmahl auszuteilen. Geistliche traten als Laien auf, Gebildete als Bauern, um eine größere Wirkung zu erzielen. Der sogenannte „Bauer von Wöhrd" zog in ländlicher Tracht umher, nahm, um seine Ungelehrtheit zu beweisen, die Bücher verkehrt in die Hand und setzte als Zeichen seiner bäuerischen Sitten in guten Häusern die Füße auf die Bank oder auf den Tisch; auch der Zwickauer Prophet Niklas Storch pflegte sich seiner Unkenntnis des Lesens und Schreibens zu rühmen, und ein schwäbischer Arzt, der auf den Gassen Straßburgs die Ausrottung aller Geistlichen gepredigt haben soll, schmückte sich mit dem bezeichnenden Namen Karsthans.

Während manche Prediger die Maske des Bauern ergriffen, andere ganz offen die Aufregung des Landvolks durch scharfe Angriffe gegen die kirchlichen Zehnten und gegen Zins und Wucher steigerten, die armen frommen Menschen auf die israelitischen Jubeljahre als die rechten Jahre, in denen alle Schulden vernichtet seien, hinwiesen, erhob sich Thomas Münzer zum eigentlichen Propheten des „niedrig Groben" und des „arbeitsseligen Bauern". Neben einer tiefempfundenen Entrüstung über die unwürdige Lage der nie-

deren Klassen brannte in ihm die Leidenschaft der Rache, und in der kleinen thüringischen Stadt Alstedt hatte er sich eingerichtet, um sie zum Mittelpunkt für sein himmliches Reich auf Erden zu machen. Während Karlstadt und seine Anhänger noch meinten, der Geist des Mundes werde die Tyrannen erlegen, das Schwert des Evangeliums alles Ungöttliche zerstören, ohne leibliche Wunden zu schlagen, war er durch die Wogen und die Anfechtung der Trübsal zu einer innerlichen Erfahrung Gottes gelangt, die durch den „heiligen Buchstaben" niemals gewonnen werden könne, wenngleich jemand auch hunderttausend Bibeln gefressen hätte. Die äußerste Höllenqual der Verzweiflung galt ihm als unerläßliche Vorbereitung der Auserwählten, und in Träumen und Gesichten sah er als Preis der Weltentsagung die Herrschaft der Welt in Aussicht gestellt. „Der Herr kommt", schrieb er an seine Getreuen; „er stößt die Tyrannen zu Boden und schürzet den mit Kraft, der mit zerknirschten Lenden harret des Herrn."

Die Empörung lag in der Stimmung der Zeit, in dem Blute der Massen. „Von den Geistlichen und Hochgelehrten, von den Hochweisen in den Städten gefördert", wie sich die Allgäuer Bauern einmal ausdrücken, von Flugschriften, die aus städtischen Pressen hervorgingen, nicht weniger als von den zündenden Worten der Prädikanten gesteigert, ergriff sie mit dem längst als verhängnisvoll angekündigten Jahre 1524 auf einmal Stadt und Land, um gemeinsam den Kampf gegen die Herren aufzunehmen und als Folge eines jahrzehntelang angesammelten Übermaßes von wirtschaftlichem Unrecht die Dämme der bestehenden Ordnung zu durchbrechen. Ein geringfügiger Umstand, die Forderung der Gemahlin des Grafen Sigismund von Lupfen in der Landgrafschaft Stühlingen, zur Erntezeit Schneckenhäuschen zum Garnwinden zu sammeln, Erdbeeren und Schlehen zu lesen, sollte in einer Gegend, wo ein harter, die Ernte vernichtender Hagelschlag die argbedrängte, kaum mit Weib und Kind sich vor dem Hungertode wehrende Bevölkerung mit steigender Unzufriedenheit erfüllt hatte, den ersten Anstoß geben zu jener gewaltsamen Bewegung, die sich über ganz Süddeutschland verbreitete.

Am 24. August zog ein Stühlinger Bauer und Kriegsmann, Hans Müller von Bulgenbach, durch sein Äußeres, seine Beredsamkeit und Erfahrung zum Führer berufen, an der Spitze von 1000 Bewaffneten zur Kirchweih in das evangelisch gewordene Landshut ein, um, wie es sich bei allen Bewegungen wiederholt, eine Verbrüderung zwischen Stadt und Land ins Werk zu setzen. Aus der Umgegend strömten die Züge heran, selbst aus Zürich kamen Frei-

willige den Landshuter Brüdern zu Hilfe. „Christus Jesus", schrieben sie, „ein Sohn Gottes, ist unser Haupt und Hauptmann." Der Hegau und der Kletgau war schon voller Erregung, ohne bei der weltlichen Macht einen Widerstand zu finden, als Thomas Münzer, aus Thüringen vertrieben, mitten unter ihnen erschien, um den Brand zu schüren. Nach allen Richtungen zogen seine Prediger und Schüler, „die jungen Münzer", am groben Kleide und breiten grauen Filzhute erkennbar. In St. Gallen, wo sie in großer Anzahl auf den Straßen predigten, riefen die Bauern: „Da! da! das ist das recht Evangelio. Lueg, Lueg! Wie hant die alten Pfaffen gelogen und falsch gepredigt! man soll die Buben alle totschlagen, wie hant sie uns also herrlich betrogen und beschissen!" Hatten die ersten bäuerlichen Widersetzlichkeiten im Stühlingischen sich nicht auf die religiöse Bewegung zu stützen gesucht, so tritt uns fortan die unlösliche Verbindung mit dem „Evangelium" oder jenem „göttlichen Rechte" entgegen, wie es schon in früheren Erhebungen der Fall gewesen. Die Bauern verlangten nach lauterer Verkündigung des Gotteswortes und meinten damit jene Predigt, welche ihnen den Zehnten und andere beschwerliche Dinge als schriftwidrig hingestellt hatte; sie wollten ihren Herren alles leisten, was billig, göttlich und christlich sei, bei dem göttlichen Werke und der Gerechtigkeit verbleiben und faßten ihre Beschwerden in 16 Artikeln zusammen, die sie dem Reichsregiment zu Eßlingen übersandten.

Ungefähr gleichzeitig mit ihnen erhob sich auch der Aufstand im Stifte Kempten, dem Lande hundertjährigen bäuerlichen Elends. Nicht müde, durch immer neue Steuern das Geld zu Bauten und Reisen den Bauern abzupressen, drückten die Äbte die Freien, die noch zahlreich im Stifte saßen, zum Stande der Zinser, die Zinser zur Leibeigenschaft herab; sie nötigten die Hörigen zu Verschreibungen, für den Fall ihres Todes auf die Hälfte der Hinterlassenschaft zu verzichten, beraubten Waisen ihres Erbes, zwangen Kinder unter Vormundschaft sich als Leibeigene zu erklären, zogen lehnfreie Höfe ein, unterwarfen zehntfreie Güter ihren Zehnten, steigerten das Schirmgeld auf das Zwanzigfache und nahmen den Gemeinden die Nutzung des Waldes. Um die Bedrückungen durchzusetzen, scheute man weder vor Eintürmen, Ketten und Banden noch vor Verbot der Kirche und Verweigerung des Abendmahles zurück, und damit die Armen nirgends Hilfe fänden, mußten sie schwören, weder bei dem Kaiser noch bei einem Gerichte zu klagen und ihr Recht zu suchen. Als alle Unterhandlungen vergeblich waren, der Abt mit Gewalt drohte und verlauten ließ, Georg Frundsberg werde über

sie kommen, traten die „Gotteshausleute“ auf ihrer alten Malstätte zusammen und beschlossen ihre Sache vor Richtern und Räten des schwäbischen Bundes rechtlich durchzusetzen, andernfalls die Sturmglocken zu läuten und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Schon sahen sie rings um sich her Verbündete. Ähnliche Beschwerden, die Macht des Beispiels, die Aussicht auf Erfolg brachte über ganz Schwaben die Bauerschaften in Bewegung. Die Allgäuer erhoben sich wider ihren Bischof als „christliche Vereinigung“, in der die Handhabung aller Brüder in Jesu Christo bei dem heiligen Evangelium, dem Wort Gottes und dem heiligen Recht als eigentliche Aufgabe hingestellt ward, traten mit den Gemeinden von Kempten in engen Verein und drohten jedem, der den Anschluß weigerte, zum Zeichen der Friedlosigkeit einen Pfahl vor das Haus zu setzen. Unter „guten Gotteshauptleuten“ reichten ihnen die Seebauern weit und breit an dem Bodensee und über das Gebirge hin die Hand, ließen die Kirchenglocken nur zum Sturme anziehen, der jedesmal, wenn er ertönte, alles Volk auf den Sammelplatz berief. Am Ried bildete sich ein dritter Haufen und bedrohte alle Dörfer, die nicht beitreten wollten, mit Verwüstung. Vereinigt und zu einer furchtbaren Macht angewachsen, traten die Bauernschaften mit ihren Beschwerden vor den schwäbischen Bund, der Fürsten, Adel und Städte in sich begriff. Derselbe hielt einen Ausgleich zwischen Bauern und Herren noch für möglich, bot sich selbst zum Vermittler an und beschied Abgesandte der Bauernschaften nach Ulm. Dieselben nahmen den Antrag an und stellten als Grundlage der Verhandlungen (März 1525) jene berühmten zwölf Artikel auf, die, auf einer Zusammenkunft der Bauernräte unter dem Einfluß des evangelischen Geistlichen Schappeler zu Memmingen entworfen, „aller Bauernschaften und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten Forderungen“ zusammenfaßten.

In der Einleitung wird dem Leser vorgestellt, die Bauern wollten nichts, als was sie auf Grund des Evangeliums verlangen könnten; nicht sie seien Empörer, sondern die, welche wider die Lehre Christi ihnen ihr Recht versagten. Sie wollten nicht Gewalt und Aufruhr, denn sie wüßten wohl, daß das Evangelium die Religion der Liebe und des Friedens predige; komme es trotzdem zu schlimmen Dingen, so sei das nicht ihre Verantwortung. Sie aber vertrauten auf Gott. „Wer will den Willen Gottes tadeln (Römer 11)? Wer will in sein Gericht eingreifen (Jes. 42)? Ja wer will seiner Majestät widerstreben (Römer 8)? Hat er die Kinder Israel, als sie zu ihm schrieen, erhört und aus der Hand

Pharaos erledigt, mag er nicht noch heute die Seinen erretten? Ja er wird sie erretten und in einer Kürze (2. Mos. 3, 14. Luk. 18, 8). Darum, christlicher Leser, lies die nachfolgenden Artikel mit Fleiß und nachmals urteile."

1. „Zum ersten ist unsere demütige Bitte und Begehr, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht haben, den Pfarrer selbst zu wählen und wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte (1. Timoth. 3. Tit. 1)." „Der erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehre und Gebot (Apost. 14)."

2. Nur der im alten Testament verordnete große Zehnt („der rechte Kornzehnt", nach dem Herkommen die 15., 20. oder 30. Garbe von Korn, Dinkel, Weizen, Hafer) soll ferner entrichtet werden, nachdem für das Auskommen des Pfarrers gesorgt ist, der Überschuß den Dorfarmen zu gute kommen und ein Sparpfennig für Kriegs- und Teurungszeiten zurückgelegt werden. Den Viehzehnt (von Füllen, Kälbern, Lämmern u. a.) aber wollen sie nicht mehr geben; er ist ein „unziemlicher Zehnt, den die Menschen erdichtet haben", denn „Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen (1. Mos. 1)."

3. Sie wollen nicht mehr für „Eigenleute" gelten, „welches zum Erbarmen ist, da uns Christus alle mit seinem teuren vergossenen Blut erlöst und erkauft hat." Die Schrift lehrt, „daß wir frei sind, und wir wollen frei sein. Nicht daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen, das lehret uns Gott nicht." Gerne wollen sie ihrer „gewählten und von Gott gesetzten Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein."

4. Wildbret, Geflügel und Fische wird als Gemeingut gefordert. „Es ist bisher der Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildbret, Geflügel und Fische im fließenden Wasser zu fangen." Dieselben sollen frei sein, wie sie Gott der Herr geschaffen. „Auch hegt in etlichen Orten die Obrigkeit das Wild uns zum Trotz und mächtigen Schaden"; sie wollen nicht länger zu leiden gezwungen sein, daß „uns das Unsere, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, die unvernünftigen Tiere zu Unnutz mutwillig auffressen."

5. „Wir sind auch beschwert der Beholzung halb, denn unsere Herrschaften haben sich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann etwas bedarf, muß er es ums doppelte Geld kaufen." „Unsere Meinung ist, was für Hölzer Geistliche oder Weltliche, die sie immer haben, nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheimfallen, und einem jeglichen aus der Gemeinde soll

ziemlicherweise frei sein, daraus seine Notdurft umsonst ins Haus zu nehmen, auch zum Zimmern, doch mit Wissen derer, die von der Gemeinde dazu erwählt worden, wodurch die Ausreutung des Holzes verhütet werden wird."

6. „Es ist unsere harte Beschwerung der Dienste halb, welche von Tag zu Tag gemehret werden und täglich zunehmen. Wir begehren, daß man darin ein ziemlich Einsehen thue und uns dermaßen nicht so hart beschwere, sondern uns gnädig hierin ansehe, wie unsere Eltern gedient haben."

7. Um neben der Arbeit für den Herrn noch Zeit zu behalten, das eigne Gut zu bestellen, wird die Verwandlung der ungemessenen Fronden in gemessene verlangt. „Wir wollen uns von einer Herrschaft nicht weiter beschweren lassen, sondern wie es eine Herrschaft ziemlicherweise einem verleiht, also soll er es besitzen laut der Vereinigung des Herrn und des Bauern." Was darüber hinausgeht, soll „um einen ziemlichen Pfennig geleistet werden."

8. Die Gülte, die auf den Gütern lastet, ist so schwer, daß die Bauern das Ihrige darauf einbüßen und verderben; sie soll nach der Billigkeit und dem Gutachten ehrbarer Leute neu geregelt werden.

9. Es wird gerechte Justiz, Abschaffung des römischen und Wiederherstellung des altdeutschen Gerichtsverfahrens verlangt. „Wir sind beschwert der großen Frevel halb, indem man stets neue Aufsätze macht, nicht daß man uns straft nach Gestalt der Sache, sondern zuzeiten aus großer parteiischer Begünstigung anderer. Unsere Meinung ist nach alter geschriebener Straf zu strafen, je nachdem die Sache gehandelt ist, und nicht parteiisch."

10. Die Wiesen und Äcker, die man den Gemeinden entfremdet, sollen zurückgegeben werden. Ausdrücklich wird aber bemerkt, wenn jemand einen Wald, eine Wiese, einen Acker oder eine Fischerei für sein Geld erworben habe, so solle die Forderung des Rückfalls an die Gemeinde nicht stattfinden, sondern eine gütliche Vereinbarung eintreten.

11. „Wir wollen den Brauch, genannt Todfall (Besthaupt oder Budteil beim Tode eines Hörigen), ganz und gar abgethan haben, nimmer leiden, noch gestatten, daß man Witwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehmen und sie berauben soll, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist."

12. „Wenn einer oder mehrere dieser Artikel nachweislich gegen das Evangelium wären, so wollen wir sogleich und zu jeder Zeit

davon abstehen; auch wenn man solche jetzt zuließe und es fände sich später, daß sie gegen die Schrift seien, sollen sie von Stund an tot sein. Sollten sich dagegen nach der Schrift noch mehr Artikel finden, die wider Gott und zur Beschwerung des Nächsten wären, so behalten wir uns diese vor."

Es waren gemäßigte Forderungen; keine Stelle spricht sich für Gewaltthätigkeit und Aufruhr aus. Wo das Gesetz des Evangeliums auch das Gesetz des Staates sein sollte, aus jenem alle weltlichen Rechte hergeleitet werden, konnten nur Gründe des Rechts und der Billigkeit gelten, durfte nicht sofort an die Waffen geschlagen werden. Freilich bilden die zwölf Artikel immer ein wesentlich agrarisches Programm, dem die religiöse Färbung eine ungeheure Wirkung verlieh; das „göttliche Recht", wie es sich längst in den Köpfen der Bauern festgesetzt, war in Wahrheit der eigentliche Kern des Ganzen. Auch machten die Bauern sich von Anfang an auf eine Verwerfung ihrer Forderungen und die Notwendigkeit Gewalt zu gebrauchen gefaßt; schon die Bundesordnung der drei Haufen hatte die Besetzung aller Schlösser und Klöster vorgesehen, die nicht in die christliche Vereinigung mit einbegriffen seien.

Als Flugblatt gedruckt und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, machten die zwölf Artikel ihren Weg durch ganz Deutschland bis nach Holstein, Esthland und Livland hinauf und wurden im ganzen Westen und Süden, wo schon die Erhebung stattgefunden, das Panier, um das sich nach und nach alles scharte.

Unterdessen hatte Luther, den die Masse des Volkes sich als Führer in ihrem Beginnen träumte, Herren und Knechte zum Frieden ermahnt. Die Hauptleute der „hellen" (d. h. ganzen) Haufen hatten ihm die zwölf Artikel übersandt, und er antwortete in einer Zeit, wo er von dem eigentlichen Ausbruch des Kampfes noch nichts wußte und nichts wissen konnte, in einem offenen Schreiben, worin er Fürsten und Adel scharf ins Gewissen redete und sie ermahnte ihren steifen Mut herabzulassen und ein wenig von ihrer Tyrannei zu lassen. Aber die Bauern mochten nicht ahnen, daß er, der so unerschrocken den Kampf gegen die Mißbräuche der Kirche begonnen hatte, jeden Aufruhr gegen die weltlichen Behörden aufs strengste verdammte. In den Artikeln findet er einzelne Punkte nicht unbillig, wie die Pfarrerwahl durch die Gemeinde, andere erscheinen ihm zu weitgehend, bei noch anderen verweist er auf die Entscheidung von Rechtsgelehrten. Er redet die Bauern „liebe Herren und Brüder" an, ermahnt sie, sich nicht gegen die Obrigkeit aufzulehnen und schlägt vor, Schiedsrichter aus dem Adel und den städtischen Ratsherren zu wählen, die

einen Ausgleich zwischen ihnen und ihren Herren versuchen möchten. Aber sein Rat war nach der Wendung, die inzwischen die Dinge genommen hatten, unausführbar geworden.

Es lag anfangs nicht in der Absicht der Bauern mit Gewalt loszuschlagen; sie dachten mehr durch Beschlüsse und große Versammlungen und Zusammenrottungen Zugeständnisse zu erzwingen und waren bereitwillig auf die Vermittelung des schwäbischen Bundes eingegangen. Allein der Bund verfuhr nicht ehrlich; man versprach Abhilfe, wollte die Beschwerden untersuchen, hielt die Verhandlungen solange hin, bis man vollständig gerüstet war. Schon lange vor der Greuelthat zu Weinsberg schritt der Truchseß von Waldburg zum plötzlichen Angriff (23. März 1525). Trotz alledem ließen sich die Bauern, sogar in dem Augenblicke, da sie den Sieg in ihrer Hand hatten, zu einem Vertrage bereit finden; sie versprachen ihre Verbindung aufzulösen, die Entscheidung über ihre Beschwerden einem städtischen Schiedsgericht anheimzustellen und lieferten sogar eine Anzahl ihrer Fahnen aus, die der Truchseß zerriß. Aber der am 22. April geschlossene Vertrag blieb auf dem Papier, da eben jetzt von allen Seiten her und selbst in weiter Ferne die Feuerzeichen aufleuchteten. Während die Oberschwaben sich anschickten die Waffen niederzulegen, flog der Aufstand hinüber nach dem Elsaß und nach Franken und hinauf nach Hessen und Kursachsen, um mit dem städtischen Pöbel im Bunde den Kampf gegen die Herren aufzunehmen.

Aufgeregt durch die zwölf Artikel, wählten die Bauern eines Thales im Odenwald den Wirt von Ballenburg, Georg Metzler, zu ihrem obersten Hauptmann. Begann man auch hier wie überall damit ein Gelag zu veranstalten, die zwölf Artikel zu verlesen, einen Anführer zu ernennen, rief auch hier anfangs nur die Sturmglocke zur Plünderung eines Weinkellers, zum Ausfischen eines herrschaftlichen Teiches und fanden die Hauptleute ihr Vergnügen daran auf dem Pferdlein des Pfarrers einherzureiten, es dauerte nicht lange, so nahm das Treiben ein ernsthaftes Gepräge an. Zu hellen Haufen versammelt, schwuren sie einander zu weder geistlichen noch weltlichen Fürsten fernerhin Steuern oder Zins, Zoll oder Zehnten zu zahlen, wie einen Gott so auch nur einen Herrn in Zukunft anzuerkennen. Die Neckarthaler führte ein verwildeter Gesell, Jäcklein Rohrbach aus Böckingen, die „schwarze Schar", aus Rotenburger Bauern und Landsknechten gebildet, brachte ein Ritter, Florian Geyer aus Giebelstadt, herbei, der freiwillig von seiner Burg herabgestiegen und in die Brüderschaft der Bauern getreten war. Ein Verdorbener von Adel trug dem Baireuther Haufen die Fahne vor und ließ sich nicht

mehr Junker, sondern Thomas Bauer nennen. Götz von Berlichingen übernahm, mehr freiwillig als gezwungen, neben Metzler die oberste Hauptmannschaft des hellen Haufens. Georg und Albrecht von Hohenlohe bequemten sich vor dem Bauernheer zu erscheinen, um ihm zu huldigen. „Bruder Georg und Bruder Albrecht", rief ihnen ein Keßler von Öhringen zu, „kommt her und gelobt den Bauern bei ihnen als Brüder zu halten, denn ihr seid nun nicht mehr Herren, sondern Bauern." Auch zwei junge Grafen von Löwenstein begleiteten den Haufen der Bauern in Kitteln und mit Stecken in der Hand. Aber nicht bloß der Adel schloß sich ihnen an; manchmal gezwungen, oft genug freiwillig folgten ihrem Zuge die niederen Geistlichen, als der „versammelten Bauernschaft Prediger, Schreiber, Ratgeber, Vorgeher, Heber und Leger." Viele von ihnen kannten die Not des Landmanns und den Hunger aus eigner Erfahrung und wollten sich jetzt schadlos halten an den hochfahrenden Bischöfen und reichen Klöstern; manch einer hatte im Verein mit einer Rotte seinen Weinkeller geleert und dann in voller Trunkenheit eine Fahne ergriffen, um die eignen Bauern zu den Waffen zu rufen.

Die geistlichen Herren hatten den ersten Angriff zu ertragen, und ängstlich mochte ihnen zu Mute sein, wenn sie ihre bisherigen Untergebenen im Harnisch anrücken sahen. Da gab es bilderstürmerische Scenen genug; hier benutzte ein Bauer einen wunderthätigen Schädel zum Kegelschieben, dort ward in den Klöstern alles zerschlagen, Bücher und Urkunden zerfetzt; bald brüllten die Bauern höhnend in die Pfeifen der zerbrochenen Orgel, während die Mönche bebend am Altare ausharrten, bald staffierten sie sich seltsam aus, daß „die Nonnen sich hätten zu Tode lachen mögen."

So lange es über Pfaffen und Klöster herging, „da war es recht, da lachte alle Welt", sagt ein Zeitgenosse, und nicht am wenigsten die edlen Herren, von denen manche es an Mißhandlung der Geistlichen den Bauern noch zuvor gethan. Man glaubte auch anfangs, daß sich die Bewegung im Grunde nur gegen die Geistlichkeit richte, und hatte mit einer gewissen Schadenfreude der Zerstörung von Klöstern und Stiftern zugesehen. Wie lange aber konnte es dauern, daß auch die Burgen an die Reihe kamen? Die Bauern fühlten sich als Herren; gereizt durch den Bruch eines Waffenstillstandes, schwuren sie endlich alles zu töten, was Sporen trage. Als sie Weinsberg erstürmt hatten und des Grafen von Helfenstein mächtig geworden waren, war es vergebens, daß sich seine Gemahlin, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians, ihren Knaben auf dem Arm vor den Führern niederwarf; man bildete eine Gasse, wie bei den

Landsknechten üblich war, und unter Trommeten- und Schalmeienklang ward Helfenstein in die Spieße der Bauern gejagt. Melchior Nonnenmacher, früher des Grafen Pfeifer, blies ihm lustig mit der Zinke zum Todesgange vor, schmierte mit dem Fette des Gemordeten seinen Spieß, während die schwarze Hofmännin, eine Hexe, die den Bauern die Waffen segnete, dem Toten den Leib aufschnitt und sich mit seinem Schmer die Schuhe bestrich. Die jungen Reiterbuben des Grafen wurden an Spießen in die Höhe gehalten und tot gestochen, der Gräfin zweijähriger Sohn mit der Lanze verwundet; ihr selbst riß man Schmuck und Kleider bis auf den Rock vom Leibe und ließ sie auf einem Düngerwagen nach Heilbronn fahren.

Das war der blutige Ostersonntag (16. April) von Weinsberg, der wie der Anfang eines allgemeinen Volksgerichts über die Herren erschien. Unter dem Eindruck des Ereignisses beugte sich jedermann. Der Graf von Henneburg versprach alles frei zu lassen, was Gott der Allmächtige in Christo gefreiet, selbst der Kurfürst von der Pfalz stellte sich in freiem Felde vor ihnen, um Erledigung aller Beschwerden auf Grund ihrer Artikel zu geloben. Indes blieb die Gewaltthat, soviel man auch über die Frevel der Bauern geredet hat, doch vereinzelt und fand bei den süddeutschen Brüdern keine Nachfolge noch Billigung. Der würtembergische Führer Feuerbacher wollte sogar nur Hauptmann sein, wenn man den Weinsberger Haufen fernhalte; er hielt auf scharfe Zucht und schützte adelige Frauen vor Kränkung und Plünderung, und gleich ihm zeigten nicht wenige andere Führer das ernste und erfolgreiche Bemühen unter eigner Lebensgefahr den wildesten Gelüsten ihrer zuchtlosen Gesellen zu steuern.

In wenigen Monaten hatte die Bewegung den ganzen schwäbischen und fränkischen Stamm ergriffen, und es schien, als wenn eine geheime Leitung die Empörten nach einem bestimmten Ziele führe. Schon begannen auch die „Ehrbarkeiten" in den Städten zu zittern, wo das gemeine Volk bäuerisch gesinnt war; schwäbische und fränkische Städte fielen alsbald in Menge den bäuerlichen Brüdern zu, und wie ein Lauffeuer sprang die Verbrüderung von Stadt und Land in den Elsaß, den Rhein hinauf bis Köln; in Westfalen erhoben sich Münster und Osnabrück, in Thüringen Mühlhausen und Erfurt, und überall suchten die Besitzlosen sich der Gewalt in der Gemeinde zu bemächtigen. Neben wilden Gesellen, alten Landsknechten schürten hier besonders auch die Weiber das Feuer; die Windsheimerinnen rüsteten sich mit Beilen und Hackmessern, die Rotenburgerinnen mit Hellebarden und Gabeln zum Sturm auf Klöster und Pfaffenhäuser; in Offenheim halfen die Weiber das

Bündnis mit den Bauern vollziehen, in Heilbronn öffneten sie ihnen die Thore, mit blutigen Spießen und Hellebarden kamen einzelne von Weinsberg zurück, und die unmenschlichsten Reden gingen durch die Stadt, daß alles, was nach einem Sporn schmecke, sterben müsse.

Es ist denkwürdig, wie in einem Augenblicke, da der Erfolg sicher schien, da Reichsstädte und Fürsten den Bauern Geschütze und Waffen lieferten und die Wut der Massen in Stadt und Land immer höher stieg, noch einzelne klare Köpfe unter den Bauernführern, wie der hohenlohische Kanzler Wendel Hipler und Friedrich Weigant, kurmainzischer Keller zu Miltenberg, einerseits zum Einlenken geneigt waren, anderseits an einer „evangelischen göttlichen Reformation" des Reiches weiter arbeiteten. Anfang Mai 1525 brachten sie in Heilbronn, wohin die Kanzlei der Bauernschaften verlegt war, neue Artikel zu stande, in denen sie nur die scheinbar unanfechtbarsten Forderungen wie Aufhebung der Leibeigenschaft, des Todfalls u. a. aufrecht hielten, andere bedeutend ermäßigten und bis zu einer allgemeinen Reformation aufgeschoben wissen wollten. Bis dahin sollten Zinsen, Gülten und Schulden unweigerlich bezahlt, Wiesen, Äcker und Güter, die der weltlichen und geistlichen Obrigkeit gehörten, gehegt und von niemandem geschädigt werden; keiner sollte ohne Befehl plündern oder zum Aufruhr mahnen bei Todesstrafe, die Ordnung bis auf fernere Erklärung gehalten und die Obrigkeit in deren Handhabung von den Hauptleuten und Räten der hellen Haufen unterstützt werden. Allein es war zu spät, die Bauernscharen, die Blut vergossen und im Gefühl der ungezügelten Freiheit geschwelgt hatten, waren nicht mehr zu bändigen und zur Mäßigung zurückzuführen. Sie bedrohten die Urheber der neuen Artikel mit dem Tode und beschlossen alle Fürsten, die ihnen nicht huldigen wollten, totzuschlagen.

Merkwürdige Ideen stiegen in diesem Augenblicke zu Heilbronn auf; dieselben Führer, die eben vergeblich zur Mäßigung geraten, faßten Pläne zu einer völligen Reformation des Reichs, nachdem die Gewalten, die den deutschen Staat bildeten, aneinander und an sich selbst irre geworden waren. Was die Fürsten auf so vielen Reichstagen vergeblich versucht, Sickingen drei Jahre früher mit den Rittern auf seine Weise auszuführen beabsichtigt, das glaubten die weitschauenden Männer, die hinter diesen Entwürfen standen, durchsetzen und im Sturm des Bauernkrieges die Grundlagen zum Aufbau der deutschen Verfassung legen zu können. Auf Grund einer früheren Schrift, der sogenannten Reformation Friedrichs III., ausgearbeitet, lag der Entwurf seit dem 9. Mai dem unter dem Vor-

sitz Wendel Hiplers in Heilbronn tagenden Ausschusse der Bauernschaften zur Beratung und Feststellung vor.

Als Sitz einer vorläufigen Reichsregierung war Heilbronn ersehen. Von hier sollten Befehle ergehen an die Massen, nach Hause zurückzukehren; mit einem Aufgebot im Felde gedachte man alle Fürsten und Herren zur Annahme der zwölf Artikel zwingen zu können. Alle kirchlich Geweihten hohen und niederen Standes werden der Reform unterworfen; ihre Güter verfallen nach Abzug dessen, was zu ihrer Lebensnotdurft bestimmt ist, dem gemeinen Besten. Damit der gemeine Mann nicht über christliche Freiheit beschwert werde, unterliegen auch alle weltlichen Fürsten, Grafen und Herren gegen Entschädigung aus geistlichen Gütern der gleichen Reform. Fiel so alles geistliche und weltliche Gut an das Reich zurück, von dem es ursprünglich genommen, so konnte man alle öffentlichen Bedürfnisse des Reiches vollauf befriedigen. Alle Zölle und Geleite mit Ausnahme des Brücken- und Wegegeldes, alle Steuern auf Lebensbedürfnisse und welchen Namen sie sonst hätten, sollten darum fallen, nur eine einzige, die alte „Kaisersteuer", alle zehn Jahr erhoben werden. An Stelle des römischen Rechts und seiner Rechtsgelehrten will der Entwurf wieder das alte deutsche Gerichtsverfahren einführen; kein Doktor des römischen Rechts kann ein Amt bekleiden, nur an den Hochschulen will man ihn zulassen, um sich in dringenden Fällen Rats bei ihm zu holen, kein Geistlicher darf in des Reiches Rat sitzen und ein weltlich Amt innehaben. 64 Freigerichte, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 kaiserliches Kammergericht, mit Beisitzern aus allen Ständen, auch des Bauernstandes, sollen Recht sprechen, alle Straßen frei, die Wanderung der Kaufleute sicher, aber auch eine Ordnung sein, wie sie die Waren zu geben haben, nur eine Münze, ein Maß und ein Gewicht durch das ganze Reich Geltung haben, gegen den Wucher der großen Handlungshäuser bei Ankauf von Getreide und anderen Waren der Arme geschützt werden. Dem Adel soll Freiheit von jedem geistlichen Lehnsverbande, die Wahrung des Landfriedens nicht den Fürsten, sondern allein dem Kaiser zustehen, überall nur ein Schirm und eine Gewalt sein, die des Kaisers.

Es ist ein denkwürdiger Entwurf, der einen langen Schatten in die Zukunft wirft; aber es waren Gedanken, die selbst einem Luther nicht fern lagen. „Warum thut man nicht", sagt er einmal, „wie im Volke Israel geschah, da nur einer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas und ließ sie den andern im Volke gleich sein. Müssen denn alle Fürsten und Edle bleiben, die fürstlich und

edel geboren sind? Was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm genügen an eines Bürgers Gut? Wiederum auch eine edle Magd nehme auch einen Bürger? Es wird doch die Länge nicht tragen, daß eitel Adel mit Adel heirate. Ob wir vor der Welt ungleich sind, so sind wir doch vor Gott alle gleich, Adams Kinder, Gottes Kinder, und ist je ein Mensch des anderen wert." Spricht aus diesen Worten nicht bereits jener Gleichheitsgedanke, mit dem das moderne Bürgertum die letzten Bollwerke des mittelalterlichen Ständewesens in die Luft sprengte, um aus ihren Trümmern der politischen Freiheit eine neue gesellschaftliche Grundlage aufzubauen?

Während der Entwurf noch in Heilbronn beraten ward, war die Sache der Bauern schon so gut wie verloren. Mißhelligkeiten und Meinungsverschiedenheiten der Führer lähmten die Energie der Kriegsführung und die Ausnutzung des Sieges in Schwaben wie in Franken; die Gewaltthätigkeiten machten selbst einen Teil des Landvolks betroffen und wegen einer möglichen künftigen Verantwortung ängstlich. Zu allem kam die schwärmerische Erregung in Mitteldeutschland, in Thüringen und Hessen, die in Anlehnung an die kirchliche Neuerung ein maßloses, alle Grundlagen der Gesellschaft bedrohendes Gepräge angenommen hatte, den ganzen besitzenden Mittelstand nicht allein, auch die Reformatoren selbst zu heftigem Widerspruch herausforderte.

Schon waren in einzelnen Bauernhaufen radikale mystische Anschauungen hervorgetreten. Den Breisgauern erschien ihr Treiben als der Wille Gottes und seines Geistes, vor den Allgäuern lagerten des Nachts Feuersäulen wie vor den Kindern Israels in der Wüste, in Franken sammelte ein Geistlicher seine Gemeinde zur Gründung eines irdischen Gottesreichs, die Schwarzwälder nannten sich christliche oder gar heilige evangelische Haufen, aber das waren nur vereinzelte Stimmen, überall wurden sie übertönt durch den lauten Ruf nach dem Evangelium, dem geistliche und weltliche Obrigkeit gehorsam sein sollte. Ganz anders in Thüringen, wo Thomas Münzer in erster Linie als Reiseprediger des bäuerlichen Krieges allem, was diesem Stande sonst heilig gewesen war, den Krieg erklärte. Von Mühlhausen aus rief der siebenundzwanzigjährige Schwärmer ganz Deutschland gegen seine Herren auf. Schon durch sein Äußeres suchte er auf die Massen zu wirken. Er ließ den Bart wachsen, trug einen verbrämten Rock oder Prophetenmantel, war von einer Leibwache von 400 Gleichgesinnten mit langen Bärten und „gesalzenen" Gesichtern umgeben. Der Prophetengeist verkündete ihm, was zu thun sei. Mit allem, was bestand, hatte er gebrochen, und mit den Führern der beginnenden Neugestaltung war er zerfallen. Er haßte

Verfassung, Gottesdienst und Lehre der alten Kirche, aber noch mehr die „zahme“ Reformation, die Luther begonnen. Er führte den Sturm gegen Klöster und Heiligenbilder, gegen Priesterrock und Ordensgewand, aber ebenso sehr tobte er gegen Luther und seine Freunde; die Fürsten habe der Herr in seinem Grimm gegeben, er werde sie in seiner Erbitterung auch wieder wegnehmen, alle Kreatur, die zum Eigentum gemacht sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, müsse frei sein, keine Ungleichheit des Standes und des Vermögens gelten, wenn das Werk Gottes aufstehen solle. Alle Begriffe, auf denen der Staat ruhte, stürzte er um, nur die Offenbarung erkannte er an, aber ein neuer Daniel müsse sie auslegen und an der Spitze des Volkes hergehen wie Moses. Im Tone des alten Bundes feuerte er mit flammender Rede zum mörderischen Kampfe an gegen Schlösser und Klöster und bereitete sich von dem festen Mühlhausen aus zum entscheidenden Schlage vor.

Dem vorsichtigen Münzer riet der Geist, auf dessen Stimme er schwärmerisch lauschte, noch zu warten, bis die aufständischen Bauern von Franken herbei drangen, und sich auf die Verteidigung des festen Mühlhausen zu beschränken. Sein Genosse Heinrich Pfeifer dagegen forderte den Angriff; er hatte einen Traum gehabt, in dem er eine Menge Mäuse getötet. So flutete denn die wilde Zerstörung von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster und bedrohte bereits Städte, die sich nicht angeschlossen. Der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhen, bis es in ganz Deutschland nichts weiter gebe als Bauernhäuser, und den Führern schien jetzt die Zeit der allgemeinen Gleichheit und der Ausrottung aller Gottlosen gekommen; sie gedachten wohl ein Reich Christi aufzurichten, wie es ähnlich später die Wiedertäufer in Münster herstellten. Siegesgewiß wollte Münzer von keinem Vertrage mehr etwas wissen, alle Vermittelungsversuche machte er scheitern, nach allen Seiten gingen seine Briefe, bald drohend, bald anfeuernd. An die Bergleute in Mansfeld schrieb er:

„Die reine Furcht Gottes zuvor! Lieben Brüder, wie lange schlaft ihr? Wie lange seid ihr Gott seines Willens nicht geständig, darum, daß er euch nach eurem Ansehen verlassen hat? Wie oft habe ich euch gesagt, daß es das muß sein. Gott kann sich nicht länger offenbaren. Ihr müßt stehen, thut ihrs nicht, so ist das Opfer ein herzbetrübtes Herzeleid, umsonst. Ihr müßt danach wieder in Leide kommen. Das sage ich euch, wollt ihr nicht um Gottes willen leiden, so müßt ihr des Teufels Märtyrer sein. Darum hütet

euch. Seid nicht verzagt, nachläſſig; ſchmeichelt nicht länger den verkehrten Phantaſten, den gottloſen Böſewichtern. Fahet an und ſtreitet den Streit des Herrn. Wo eurer nur drei ſind, die in Gott gelaſſen, allein ſeinen Namen und ſeine Ehre ſuchen, werdet ihr Hunderttauſend nicht fürchten. Nun dran, dran, dran! Es iſt Zeit, die Böſewichter ſind verzagt wie die Hunde. Reget die Brüder an, daß ſie zu Fried kommen. Dran, dran, dran! Laſſet euch nicht erbarmen, ob auch der Eſau gute Werke vorſchlägt, 1. Moſes 33. Sehet nicht an den Jammer der Gottloſen; ſie werden euch alſo freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Laſſet euch nicht erbarmen, wie Gott durch Moſen befohlen hat 5. Moſ. 7., und uns hat er auch offenbart dasſelbe. Reget an in Dörfern und Städten und ſonderlich die Bergleute. Dran, dran! dieweil das Feuer heiß iſt. Laſſet euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; ſchmiedet Pinkepank auf dem Amboß Nimrods. Werfet ihnen den Turm zu Boden. Es iſt nicht möglich, weil ſie leben, daß ihr der menſchlichen Furcht ſolltet leer werden. Man kann euch von Gott nicht ſagen, dieweil ſie über euch regieren. Dran, dran, dran! dieweil ihr Tag habt. Gott geht euch für, folget! Es iſt nicht euer, ſondern des Herrn Streit; ihr ſeid's nicht, die ihr ſtreitet. Stellet euch fürwahr männlich. Ihr werdet ſehen die Hilfe des Herrn über euch. Gegeben Mühlhauſen im Jahre 1525. Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottloſen."

So bildete er eine Meinung aus, die das gemeine Volk zur Vernichtung aller beſtehenden Ordnung aufforderte und die unbedingte Herrſchaft eines Propheten vorbereitete. Indes hatte ſein perſönlicher Einfluß in dieſen Gegenden keineswegs alle Bauern durchdrungen. In ihren öffentlichen Kundgebungen blieben ſie auch hier größtenteils bei den alten Forderungen im Sinne der zwölf Artikel ſtehen. Statt alles gleich zu machen, waren die einen zufrieden, wenn die hohen Herren beſcheiden ſich dem geringen Bruder gleichſtellten und ſich von ihnen die Herrſchaft auf Wohlverhalten wieder übertragen ließen; da ſollte dann ein Fürſt höchſtens noch acht, ein Graf vier, ein Edelmann zwei Pferde halten; andere hielten ſich zurück und ſammelten ſich in Haufen auf den Bergen, erwartungsvoll nach einem erſten entſcheidenden Schlage ausſehend.

Währenddeſſen lag der alte Kurfürſt Friedrich krank auf ſeinem Schloſſe Lochau danieder und ging ſeinem Ende entgegen. Er war den Bauern gegenüber ſehr weich geſtimmt und hatte ſchon am 14. April an ſeinen Bruder Johann geſchrieben: „Die Armen werden in viel Wege von uns weltlichen und geiſtlichen Obrigkeiten be-

schwert; will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht und daß es zu seinem Lob nicht vorgenommen, wird es bald anders; lasset uns Gott bitten um Vergebung unserer Sünden und ihm es heimsetzen." Die Kunde von dem Aufstand seiner Unterthanen, denen er allzeit ein milder Herr gewesen, war ihm schrecklich zu hören; noch bis zu seinem Tode am 5. Mai war er der Hoffnung zu Gott, daß man den Handel mit ihnen noch in Güte werde beilegen können. Auch seinem Bruder Johann ward angesichts des Ungewitters der Tiefe, das sich gegen die regierenden Gewalten erhob und alles Bestehende mit Umsturz bedrohte, seltsam zu Mute; er hielt sich für verloren und rief einmal aus: „Wer weiß, wie lange unsere Herrschaft noch dauern wird?"

Die Flut drang heran, als Luther eben in Eisleben weilte; er sah sich berufen selbst in ihre Wogen hineinzutreten und reiste in der aufgeregten Landschaft umher, gegen die Empörer predigend. „Mitten unter ihnen", sagt er, „bin ich gewesen und durch sie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens; die thüringischen Bauern habe ich selbst erfahren, daß je mehr man sie ermahnet und lehret, je störriger, stolzer und toller sie wurden, und sie haben sich allenthalben also mutwillig und trotzig gestellt, als wollten sie ohne Gnade und Barmherzigkeit erwürgt sein." In Nordhausen wurde er während der Predigt, als er mahnend auf ein Bild des Gekreuzigten verwies, von etlichen verhöhnt, welche dazu mit Glocken klingelten und wenig schien zu fehlen, daß „es los gegangen wäre." So stand Luther mitten in der Aufregung, die ihm und seinen Freunden mit dem Tode bedrohte, mit seinem Worte wie ein Mann von Eisen da, als man fürchten mußte, daß den weltlichen Machthabern das Schwert in Überraschung und Schwäche entsinke.

Kaum war er nach solch bitteren Erfahrungen am 6. Mai aus dem Getümmel der wütenden Bauern nach Wittenberg zurückgekehrt, so schrieb er seine zweite berühmte öffentliche Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern", worin er erst zu einem Kampfe aufrief, dessen Entscheidung noch ganz bei Gott stehe; er will die Erbarmungswürdigen gerettet wissen, die von den Bauern mit Zwang in ihrer Mitte gehalten würden. „Darum, liebe Herren, rettet sie, helft sie, erbarmet euch der armen Leute." Dann aber fährt er fort: „steche, schlage, würge hier, der da kann; bleibst du drüber tot, wohl dir, seliglicheren Tod kannst du nimmermehr überkommen. — Dünkt das jemand zu hart, der denk, daß unerträglich ist Aufruhr und alle Stund der Welt Zerstörung zu erwarten sei."

Es waren die Tage, wo Luther noch mit großer Freude den Vertrag herausgab, den der Truchseß von Waldburg mit den Bauernhaufen vom Allgäu und Bodensee abgeschlossen hatte; er pries ihn als eine besondere Gnade Gottes in dieser wüsten greulichen Zeit, will ihn den Bauern der umliegenden Lande als ein Exempel vorhalten, ob sie vielleicht sich zum Frieden und zu freundlichem Vertrag begäben, ehe Gott selbst komme und ihr Toben mit unbarmherzigem Ernst heimsuche. Es waren aber auch die Stunden, wo Thomas Münzer, nachdem er alle Unterhandlungen mit den Grafen von Mansfeld hintertrieben, jene wilden Briefe ausgehen ließ, die Luther gleich danach herausgab; an Albrecht schrieb er: „Hast du in deinem lutherischen Grütz und deiner wittenbergischen Suppen nicht mögen finden, was Ezechiel in seinem 37. Kapitel Vers 4 geweissaget? Auch hast du in deinem martinischen Bauerndreck nicht mögen schmecken, wie derselbe Prophet weiter sagt 37, 4. Unterscheid, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten und die unvernünftigen Tiere sollen saufen das Blut der großen Hansen, wie in der heimlichen Offenbarung Kap. 18 und 19, 18 beschrieben. Meinst du, daß Gott nicht mehr an uns, als an euch Tyrannen gelegen?“ Der Graf Ernst, der römisch geblieben war, mußte hören: „Siehe ein, du elender dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volkes gemacht, welches Gott mit seinem teuren Blute erworben hat? — Ich fahre daher.“

Noch war Luthers Schrift nicht verbreitet, als schon die Entscheidung auf allen Seiten erfolgt war. Mangel an Reiterei und einheitlicher Leitung, Verrat der Fürsten waren die Haupturſachen des Mißlingens. Dem in langer Knechtung verdumpften, hungernden, zum Rachedurst gepeinigten Volke fehlte es auch an der Kraft der Mäßigung. So lange es noch Klosterkeller auszuräumen, Fleischkammern zu plündern, Fischteiche abzulassen gab, waren die Leute nicht in Reihe und Glied zu bringen. Ohne Kriegszucht, ohne geübte Führer, in Haufen von 5 bis 6000 Mann vereinzelt, ohne den Stützpunkt einer festen Stadt, erlagen sie nach kurzen Kämpfen den besser bewaffneten, mit Reiterei wohlversehenen Fürstenheeren. Die Bauern erfuhren das Verhängnis einer mißlungenen Erhebung in seiner ganzen furchtbaren Härte. Luthers blutige Worte, bei denen er nur an die eigentliche Feldschlacht gedacht, mußten nun so manchen Greuelthaten zum Vorschutz dienen; während Landgraf Philipp und Kurfürst Johann scharenweise die Gefangenen nach Hause ziehen ließen, erhoben sich anderswo „die wütenden, rasenden, unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Bluts satt werden“, zu furcht-

barer Rache. Luther wollte Gnade für die Unschuldigen und auch Verzeihung für die Schuldigen nach der Schlacht, wie er erklärte; aber er verzichtete auf eine Belehrung „dieser Bluthunde, die überhaupt nicht nach Gott fragten und darauf loswürgten, ob's Gott oder dem Teufel gefalle; er lasse ihren Meister, den Teufel, sie führen, wie er wolle." Er erwähnt dabei einer schändlichen Rede, die einer der „großen Hansen" bei Mühlhausen gegen Münzers Weib gethan, und erklärt, das seien Bestien, Wölfe, Säue, Bären und Leuen; er wolle sie nicht zu Menschen machen. Wohl sei er zuvor besorgt gewesen, wenn die Bauern Herr würden, werde der Teufel Abt; wenn aber solche Tyrannen Herren würden, werde des Teufels Mutter Äbtissin.

Unmenschlicher, als einst die Bauern, wüteten jetzt die adeligen und fürstlichen Sieger in den unterworfenen Landschaften Süddeutschlands und des Elsasses. Um ihr Würgen zu begreifen, muß man sich die erschütternden Spuren vergegenwärtigen, welche die Revolution in den von ihr berührten Gegenden als stumme Zeugen des Geschehenen hinterlassen hatte; in Thüringen allein lagen 70 Klöster verwüstet oder verbrannt, in Franken 292 Schlösser und 52 Klöster. Aber was wollte dieses Zerstörungswerk besagen neben all dem Jammer, den zuerst der Krieg und dann die Rache der Fürsten über Bauern und Bürger brachte? Nach der Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai 1525) übergaben der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Georg von Sachsen einen gefangenen Prediger und seinen Kaplan den Frauen dieser Stadt. Sie mußten beide mit Knitteln totschlagen, um ihre Männer am Leben zu erhalten. „Und die Frauen haben sie also zerschlagen, daß ihnen die Köpfe sind gewesen wie ein gesottenes Krauthaupt und daß das Gehirn an den Knitteln gehangen hat. Es haben auch die Fürsten zugesehen, daß solches geschehen ist." Nach der Schlacht von Böblingen (12. Mai) ließ der Truchseß den Pfeifer Nonnenmacher an einen Apfelbaum ketten, anderthalb Klafter von diesem in einem Kreise Holz zusammen bringen und anzünden. Der Unglückliche mußte sich an der Kette langsam zutode braten lassen, und der Truchseß trug selbst Holz zum Feuer. Sigmund von Dietrichsteins Husaren schnitten den Weibern der aufrührerischen Bauern Steiermarks die Brüste ab und den Schwangeren die Kinder aus dem Leibe. Ein Graf Rudolf ließ dem Prediger Hans Rebmann mit einem eisernen Löffel beide Augen herausgraben und die Löcher mit Stroh ausfüllen, der Bischof von Würzburg seine Bauern zu Hunderten an den Bäumen aufhängen und der Markgraf von Kulmbach, dem sie hatten sagen lassen, sie wollten ihn nicht mehr mit

Augen sehen, ihrer 59 die Augen ausstechen und sie dann unter seiner Tafel die Brosamen aufleſen; niemand durfte die Geblendeten führen oder verbinden, „sind umgangen wie unvernünftige Tiere, sind viel von ihnen gestorben;“ er ergötzte sich daran, die Gefangenen aufs scheußlichste zu verstümmeln durch Fingerabschneiden, Brandmarken, lebendig Spießen und Braten; er brachte die Menschen in solche Verzweiflung, daß die Buben ihn auf der Straße fragten, ob er denn alle Bauern töten wolle, und sein Bruder Georg ihm schrieb: „Sollten die Bauern alle erstochen werden, wo nehmen wir andere Bauern, die uns nähren?“

Den katholischen Herren unter den Siegern schien jetzt die Zeit gekommen den Sieg bis aufs äußerste gegen die neue Lehre selbst, der sie die Hauptschuld des Aufstandes beimaßen, und gegen alle ihre Anhänger auszunutzen. „Seid ihr noch martinisch?“ rief ein Vogt zu Scharfenstein den armen Leuten von Lengefeld zu; „wir wollen euch lutherischen Buben jetzt lehren!“ — worauf er die Kirche ausraubte und das Dorf anzündete. Der streng katholische Herzog von Lothringen faßte seine Heerfahrt gegen die elsassischen Lutheraner ganz im Stil eines Kreuzzuges auf. Wallfahrten wurden für den glücklichen Ausgang des Unternehmens veranstaltet, und als man das Bauernheer bei Zabern eingeschlossen, sammelten sich die Prinzen und Edlen zu einer Dankfeier in der mit wunderthätigen Reliquien und heiligen Bildern ausgeschmückten Kapelle des Lagers. Während die verwilderten Stratioten Weiber und Töchter vor den Augen ihrer Männer und Väter schändeten, die sie hernach erstachen, hatte das furchtbare Gemetzel die Toten unter den Thoren der Stadt so dicht übereinander gehäuft, daß man nur mit Mühe über sie hinwegreiten konnte. Überall in den Landschaften wurden Leute mit hingerichtet, denen nichts als der Besitz lutherischer Bücher oder evangelisches Bekenntnis vorzuwerfen war. Der Papst selbst nahm die Gelegenheit wahr dem Landgrafen Philipp seine Freude auszusprechen, daß er „gegen die gottlosen und schändlichen Lutheraner“ für den christlichen Glauben so klug und standhaft gekämpft; Georg von Sachsen schrieb nicht ohne geheime Schadenfreude an seinen Schwiegersohn, die Empörung der Bauern komme allein von den Geistlichen her, „die das lutherische Evangelium so lauter und klar gepredigt.“ Trotzdem aber, daß von allen Seiten die Gegner herandrängten, behielt das Werk der Reformation festen Bestand; keine der städtischen und Landesobrigkeiten, die bisher der Lehre Luthers geneigt oder offen zugethan waren, ließen sich in ihrem Glauben und in ihrer Politik erschüttern. Sie unterschieden streng zwischen der Reformation und jenem Aufstande und

handelten im Sinne Philipps von Heſſen, der ſeinem Schwiegervater auf ſein höhnendes Schreiben erwiderte: „Das Evangelium bringt keinen Bauernaufruhr, welches jetzt muß Luthers Lehr genannt werden, ſondern allen Frieden und Gehorſam.“

Aber auch ſo blieb der Bauernkrieg ein ſchweres Verhängnis für die Entwickelung der Reformation wie für die politiſchen und ſozialen Zuſtände Deutſchlands. Ganz abgeſehen von dem unmenſchlichen Verfahren der katholiſchen Herren, war auch auf den Gebieten, wo die Reformation fortlebte und fortſchritt, doch ihr jugendlicher erſter Aufſchwung, ihre ſchöne Frühlingszeit ſichtlich dahin. In Luther ſelbſt ließen die bitteren Erfahrungen, die er an den Schwarmgeiſtern in Mühlhauſen gemacht, einen ſchweren, unauslöſchlichen Eindruck zurück. So vertrauensvoll er ſich einſt an ſein Volk gewandt und ihm chriſtliche Freiheit und das allgemeine Prieſtertum gepredigt hatte, ſo ſtreng und ſcharf verbindet ſich jetzt mit ſeiner Lehre die Vorſicht und der Argwohn gegen den Herrn Omnes und gegen jede Störung der äußeren Ordnung.

Welch ein friſcher Hauch und Drang nach politiſcher Verjüngung war vor und während der Reformation durch die deutſche Nation gegangen! Alles war jetzt verſtummt, für eine umfaſſende Neugeſtaltung des deutſchen Reichs in Einheit, verbunden mit einer religiöſen Neubelebung des Volkes, wofür auch Luther ein ſo warmes Herz gezeigt und worauf alle patriotiſchen Wünſche ſich gerichtet hatten, war keine Hoffnung mehr vorhanden. Luther äußerte, nachdem die Bauern zur Ruhe gebracht waren: „Das Ausſehen Deutſchlands iſt nie kläglicher geweſen als jetzt.“

Kläglich war die Lage der Unterworfenen. Der Verſuch mit Aufruhr und Gewalt ſich die Pforte zur Freiheit zu öffnen, den Mitgenuß an den Rechten zu gewinnen, die bis dahin nur dem Adel und dann dem Bürgerſtande zuſtanden, war nicht allein geſcheitert: der Druck, gegen den ſie ſich erhoben, ärger als je vorher geworden. Hatte ſelbſt Luther in ſeinem letzten Schreiben kein Wort mehr für die Beſchwerden der Bauern, die er doch für gerecht hielt, was war von den Herren zu erwarten? Nur wenige vom Adel ſuchten der Rachgier der Fürſten zu ſteuern, vereinzelt blieb die Stimme des Nürnberger Rats, der den armen Pinzgauern das Wort redete, wie das Beiſpiel der Markgrafen Philipp und Ernſt von Baden, die ihren Unterthanen Erleichterung gewährten. Meiſt wurden die Bauern, die ſich „vom Karren losgeriſſen, jetzt erſt recht mit Ketten an den Wagen geſpannt“, wenn auch die Reichsabſchiede von 1526 eine mildere Behandlung der armen Leute empfahlen. Indes iſt es

eine eigentümliche Erscheinung, daß eine Verschlimmerung der bäuerlichen Verhältnisse, die zur vollen Leibeigenschaft führte, durchaus nicht zuerst und am stärksten auf dem eigentlichen Schauplatz des Krieges eingetreten ist. Mag man immerhin die auffallende Thatsache, daß mit Ausnahme von Samland der niederdeutsche Bauer des ganzen Nordens trotz mannigfachen Druckes sich ruhig verhielt, durch den Umstand zu erklären suchen, daß hier die Ausbreitung der evangelischen Lehren kein besonderes Hindernis und die Schwarmgeister noch keinen Boden fanden, so muß es doch sehr Wunder nehmen, wenn man hier die wirtschaftliche und rechtliche Lage des Bauern sich bald weit mehr verschlimmern sieht als in dem eben unterworfenen Süddeutschland. Die schwäbischen und fränkischen Adeligen blieben eben ihrer alten Sitte getreu, nicht selbst zu wirtschaften, sondern ließen die kleinen Besitzer ruhig auf ihren Höfen weiter für sich arbeiten, während in Norddeutschland schon hie und da das Auskaufungsrecht der Herrschaft bestand, jeder entwichene Bauer ohne weiteres aufgeknüpft werden konnte, das „Legen" der Bauernhöfe, die Abrundung des Herrschaftsgutes auf Kosten der von Haus und Hof verjagten kleinen Leute immer mehr um sich griff. Für ihre Sicherheit wußten die süddeutschen Herren durch eine strenge polizeiliche Überwachung zu sorgen. Hier und da mußten die Teilnehmer des Aufstandes halbe Bärte oder Weiberschleier tragen, und wie man die zum Sturmläuten mißbrauchten Kirchenglocken zerstören oder ihrer Klöppel berauben ließ, so wurden auch Wirtshäuser und Kirchweihen, Waffentragen und alle verdächtige Rede einer verschärften Beaufsichtigung unterworfen.

Wie groß nun auch die Verluste der Bauern an Gütern und ihre Einbußen an Rechten sein mochten, alles trat vor dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit zurück, das die Masse der Besiegten seitdem moralisch zu Boden drückte. Ein Zweifel an der göttlichen Weltleitung, ja an dem Evangelium, das ihnen christliche Freiheit verheißen, bemächtigte sich fortan der Gemüter und ließ jene sittliche Verwilderung aufkommen, die das Entsetzen der Reformatoren wie ihrer Gegner hervorrief. Angesichts der ungeheuren Roheiten und gotteslästerlichen Reden, wie sie uns in den Berichten der Kirchenvisitatoren entgegentreten, konnte Luther niemals darüber hinwegkommen, daß der große Haufen sich gegen die Segnungen der gereinigten Lehre so schändlich undankbar erzeigte und lieber das Evangelium ein ganzes Jahr entbehren, als einen Verlust an zeitlichem Gut erleiden wollte. Freilich ist der Standpunkt der Bauern zu begreifen, wenn man jene Schilderung liest, die Sebastian Münster

bald danach in seiner „Kosmographie“ von ihnen entwirft: „Der vierte Stand ist der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörfern, Höfen und Weilern wohnen und werden genannt Bauern, darum daß sie das Feld bauen und zur Frucht bereiten. Diese führen gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem anderen abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Vieh. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Holz und Lehm gemacht, auf das Erdreich gesetzt und mit Stroh bedeckt. Ihre Speise ist schwarzes trockenes Brot, Haferbrei und gekochte Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist ihr Trank. Eine Zwilchjuppe, zween Bundschuh und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh, früh und spat hangen sie der Arbeit an. Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bauen, säen, die Frucht abschneiden und in die Scheuer fahren, Holz hauen und Gräben machen. Da ist nichts, das das arme Volk nicht thun muß und ohne Verlust nicht aufschieben darf. Dies mühselig Volk der Bauern, Köhler, Hirten ist ein arbeitsam Volk, das jedermanns Fußhader ist und mit Fronden, Scharwerken, Zinsen, Gülten, Steuern und Zöllen hart beschweret und überladen.“

Böhsle: Geschichte des Bauernkrieges und Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges. — W. Zimmermann: Geschichte des Bauernkrieges. — L. v. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1863. — J. Köstlin: Martin Luther. Elberfeld 1883. — Fr. v. Bezold: Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1889. — Baumann: Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges. Stuttgart 1878.

7. Aus der Zeit des Glaubenshaders.

Mit Luthers Bibelüberſetzung, die als neues geiſtiges Eigentum des ganzen Volkes uns in der Folge wenigſtens an einer Stelle die Einheit rettete, als ſie politiſch und kirchlich verloren ging, war zugleich ein weltgeſchichtlicher Schritt in der modernen Entwickelung des Chriſtentums geſchehen. In dieſem volksmäßigen, allgemein verſtändlichen Gewande ward die Schrift trotz mancher früherer Verſuche, die von den waldenſiſchen Sektirern ausgegangen zu ſein ſcheinen, ſo gut wie zum erſten mal herausgegeben aus den Händen der vorberechtigten Prieſterſchaft in die Hände des Volkes, die unnatürliche Schranke zwiſchen Klerus und Laienwelt durchbrochen und die Idee des allgemeinen Prieſtertums, die in allen lebte, verwirklicht. Das war ein unheilbarer Riß durch das alte Weſen, der von den Gegnern ſchwer empfunden ward, aber zugleich eine der ſegensreichſten Umwälzungen, die je über die Welt gekommen iſt. Gewiß war es viel bequemer, wenn die Kirche die Glaubensſätze machte und die Gläubigen ſie ohne Zweifel und ohne Prüfung einfach hinnahmen, wenn es Meinungskämpfe und Glaubensſtreitigkeiten nicht gab und ſo eine gewiſſe Einheit beſtand. Aber das hörte jetzt auf. Unter Kampf und Sturm machte ſich ein Leben bemerkbar, das man ſo nie gekannt und das manchen unheimlich berührte; an dem Streit der Gelehrten beteiligten ſich die Maſſen, eine religiöſe Bewegung wurde in die tiefſten Schichten der Nation geworfen, ſeit die ſieben Siegel der Offenbarung gelöſt waren und jeder ſich das Recht nahm, die Bibel auf eigne Fauſt auszulegen. Nicht alle waren auserwählt, wenn auch viele berufen, aber die Thatſache, daß die ausſchließliche Deutung der Bibel der Kirche genommen, war etwas Ungeheures.

Am 22. September 1522 ging das Grundbuch der Evangeliſchen mit dem einfachen Titel: „das Newe Teſtament. Deutzſch. Vuittenberg“ ohne Angabe des Druckers (Melchior Lotter), des Überſetzers und der Jahreszahl des Erſcheinens hinaus in die Welt und fand

eine Verbreitung wie noch kein anderes Buch, trotzdem der Preis ($1^1/_2$ Gulden = heute 25 Reichsmark) nicht niedrig gestellt war. Von der Begier, wie dasselbe, wie Luthers Schriften überhaupt, bei der leidenschaftlichen Teilnahme des Volkes an dem Streit seiner Geistlichen aufgenommen ward, können wir uns heute kaum eine Vorstellung machen. „In wunderbarer Weise", sagt Cochlaeus, ein heftiger Gegner der Reformation, „ward das neue Testament Luthers durch die Drucker vervielfältigt; Schuster und Weiber und jeder Dummkopf, der die deutschen Buchstaben nur irgend gelernt hatte, lasen es mit der äußersten Begier als die Quelle aller Wahrheit; jeder Lutheraner lernte es auswendig und trug das Buch mit sich herum. Dadurch sind sie binnen wenigen Monaten so anmaßend geworden, daß sie sich erdreisteten, nicht bloß mit katholischen Laien, sondern mit Priestern und Mönchen, ja mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben zu disputieren; bisweilen sind auch wirklich lutherische Laien im stande gewesen, bei Gesprächen mehr Bibelstellen aus dem Stegreif anzuführen, als Mönche und Priester, und Luther hat dem Haufen seiner Anhänger längst die Überzeugung eingeflößt, das man keinen Satz glauben müsse, der nicht aus der heiligen Schrift stamme. So haben bei jenen nun die gelehrtesten katholischen Theologen doch für Ignoranten in der Schrift gegolten, und Laien haben hin und wieder sogar öffentlich vor dem Volk den Theologen widersprochen, weil diese Lügen und menschliche Erfindungen gepredigt hätten." Dasselbe rühmt ein Zeitgenosse insbesondere von den friesischen Landen: „Es gab kein Land, wo so viel Wissen und Bildung herrschte, wie bei uns; selbst in den friesischen Fischerhütten traf man Leute, die nicht bloß lesen und schreiben konnten, sondern auch über die Auslegung der Schrift disputierten, als ob sie Gelehrte wären."

Um die außerordentlich schnelle Verbreitung der reformatorischen Schriften und Ideen unter dem Volke begreifen zu können, darf man neben dem Bücherdruck die Thätigkeit der Prädikanten nicht zu gering anschlagen. Es waren teils ehemalige Priester, teils Laien, die oft sogar eine gewisse Unbildung heuchelten, um ihres Eindrucks auf die Masse desto sicherer zu sein. In der Regel hielten sie sich nicht lange an einem Orte auf, predigten dort, bis sie für ihre Lehren Boden gewonnen zu haben meinten oder durch Gewalt vertrieben wurden, bald tauchten sie meteorartig auf, verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen, bald fielen sie in die Hände ihrer Gegner und fanden hier ein unglückliches Ende. Das Ungewohnte, Neue und Geheimnisvolle, welches diese Männer umgab, konnte nicht verfehlen einen tiefen Eindruck auf die Massen zu machen. Es gab

unter ihnen edle und gemeine Charaktere, Männer von idealer Lebensauffassung und schwärmerischer Begeisterung, die ihre ganze Persönlichkeit freudig für ihre Sache einsetzten, doch auch niedrige Demogogen, die im Trüben Vorteile für sich erstrebten. Während aber die Prädikanten lediglich geistige Propaganda für ihre Überzeugung machten, gelegentlich durch Verteilung von Flugschriften neue Anhänger für ihre Ansichten zu gewinnen suchten, gab es daneben noch andere, die geschäftlich mit dem Volke verkehrten und mit dem Betriebe ihrer Ware möglichst schnell Geld zu gewinnen suchten.

Es sind die sogenannten Buchführer mit den „Schmachbüchlein und Lästerreden", die nach Cochlaeus „unter das Volk ausgingen wider päpstliche und weltliche Autorität, wider alle, die Macht und Reichthum haben und nicht abfallen wollen vom Glauben ihrer Väter." Flugschriften auf Flugschriften in Reim und Prosa, in lyrischem Erguß und in lebendigem Dialog gaben davon Kunde, daß Luthers Wort an das Ohr des Volkes erklungen und in sein Herz gedrungen war, und verfolgten alle, vom Papste herab bis zum Bettelmönch, mit den Waffen der Polemik, mit sittlicher Verachtung und übersprudelndem Humor und mit derbem und schonungslosem Spott. Anfangs verbot und nahm die Polizei noch solche Schriften in Beschlag, allein vom Wormser Reichstag an war gar kein Halten mehr. Je schärfer und strafbarer eine Schrift erschien, desto leichter ward sie verkauft, desto teurer bezahlt und desto gewinnbringender abgesetzt. Selbst Gefängnis und harte Leibesstrafen vermochten den gewinnsüchtigen Händler nicht abzuschrecken. Wo nur während der Reformationszeit eine starke Volkserregung stattfand, da tauchten auch die Buchführer wie die Sturmvögel auf und wieder unter. Auf Märkten und vor den Kirchen, in Schenken und auf offener Landstraße, in Universitätsstädten an den Thüren der Kollegien und Bursen suchten und fanden sie ihre Käufer. Ihre Gehilfen, Jungen und Frauen, liefen mit den Flugschriften in die Häuser oder verkauften sie, mit unverdächtigen Büchern zusammengeheftet, in den Gassen. Sie lasen den Bauern Kraftstellen daraus vor, machten übertriebene Anpreisungen vom Inhalt, um sie der Anschaffung des neuesten, „in diesem Jahr gedruckten" Büchleins desto geneigter zu machen. War es einem zu teuer, so kauften es mehrere gemeinschaftlich, um sich es in Wirtsstuben vorlesen zu lassen. War der Bürger und Bauer der schweren Kunst des Lesens nicht kundig, so halfen ihm fahrende Leute aus, die vom Vortrage fremder und eigener Werke lebten, als Vorleser der Streitschriften von Landschaft zu Landschaft zogen und das neue Licht in die entlegensten Wald- und Gebirgsdörfer

trugen. Diese Sendboten im verschlissenen Gewand bedeuteten an mancher Stelle des Vaterlandes mehr als der Magister, der sein Wissen auf einer hohen Schule geholt hatte und nun vor seiner ländlichen Gemeinde das schlichte Wort nicht fand, das sie erwartete.

Die große Zahl der volkstümlichen Flugschriften bildet eine der wichtigsten Quellen der Volksstimmung und des innern Ganges der Bewegung. Sie begleiten jedes neue Ereignis mit ihren Erläuterungen und lehren vor allem den Charakter der Reformation viel tiefer denn als bloß einen theologischen Kampf gegen die alte Kirche auffassen. Nicht nur die Abschüttelung des römischen Jochs, sondern ebenso sehr die Beseitigung des weltlichen Drucks war das Streben, welches sich im Volke kund that. In manchen Schriften gehen die weltlichen Beschwerden auch den gegen Rom gerichteten voran; für alle aber ist das Papsttum der Inbegriff aller Art von Gewalt und Niedertracht. Die meisten anonymen Gespräche laufen auf Disputationen und Belehrung hinaus, aber die Einkleidung ist eine sehr mannigfaltige. Bald treffen Luther und Murner bei dem Bauer Karsthans zufällig zusammen, und Murner sucht vor Luther das Weite, bald bekehrt ein Augustiner einen Dominikaner zur neuen Lehre oder ein Bauer einen Mönch. Hier stellen Bauern ihren Pfarrer zur Rede, dort ringt Luther siegreich mit seinen Gegnern, die als Tiere auftreten, oder der Papst verbindet sich mit der Hölle zu einem vergeblichen Sturm auf den Himmel. Auch in Briefform werden die Tagesfragen bearbeitet; eine Nonne gibt ihre evangelische Gesinnung kund, der Austritt aus dem Kloster kommt zur Sprache, der Papst führt einen Briefwechsel mit dem Teufel, Lucifer belobt die Geistlichen, indem er die so verderbte Kirche schildert.

So hatten sich die eigentlichen Disputationen der Gelehrten in anderer Form inmitten des Volkes erneuert. Nicht bloß auf den Kanzeln und den Universitäten, in den Trinkstuben und Weinhäusern in Stadt und Land hallte es davon wieder. Überall begann in dem ehrlichen unbefangenen Gemüte des Volkes das Suchen nach Wahrheit, und damit waren auch erst die Massen eingetreten in die große Kulturbewegung jener Zeit.

Die Tage der stürmischen Erregung aber gingen vorüber, als die evangelische Lehre um die Jahre 1560—70 eine entschiedene Übermacht im Reiche erlangt und selbst in Baiern und Österreich, am Rhein und in Westfalen die größten Fortschritte gemacht hatte. Um das Jahr 1570 war, wie der Herzog Albrecht von Baiern selber an den Papst schrieb, ein großer Teil seines Adels der neuen Meinung so völlig zugethan, daß er lieber ohne Sakrament und Gottesdienst leben,

als zum alten Ritus zurückkehren wolle. Auch in Österreich hatte man Luthers Lehre mit besonderem Eifer ergriffen. Der Adel besuchte in Massen die protestantischen Universitäten; die ersten Jesuitenschulen wurden wieder aufgehoben, weil kein Einheimischer dahin zu bringen war, ihren Unterricht zu besuchen. Von dem Adel eingeführt, von der Regierung geduldet, wenn nicht begünstigt, erfüllten lutherische Prediger beide Österreich und die steiermärkischen Landschaften. Die Domherren, sagt ein Zeitgenosse, waren entweder desselben Glaubens oder kalt und gleichgültig; man erhalte kein Kloster mehr, man stifte keine Messe mehr. Die Mönche hatten nach des bairischen Herzogs Bericht die Klöster verlassen und als Pfarrer Weiber genommen. In ganz Deutschland, behauptet ein anderer, sei unter hundert Priestern kaum ein einziger unverheiratet. In Münster gab es lauter verheiratete Geistliche, und man erlebte hier das seltsame Beispiel von Dompröpstinnen.

Wer hätte da das Volk wider seinen Willen bei dem alten Glauben zurückzuhalten vermocht! Der gemeine Mann wollte von den Ceremonien nichts mehr wissen und verließ die Kirche, sobald die Predigt aus war; konnte er diese nicht nach seiner Meinung haben, so las er zu Hause evangelische Predigten oder hörte denen von seines Gleichen an. Ebenso fand man auch keine Leute mehr für die Klöster; Lehren, wie vom Fegfeuer, konnte man nicht mehr durchbringen, kirchliche Werke, wie die Wallfahrten, nicht länger in Übung erhalten.

Selbst unter den Gewalthabern, die noch katholisch geblieben, war die Ehrfurcht vor Rom völlig dahin. Wie oft spottete selbst König Ferdinand über die Kurie und ihre vergeblichen Reformen! „Vormals", sagt sein Reichsvicekanzler Seld, „ward der römische Stuhl beinahe angebetet, jetzt wird er verachtet; vormals fürchtete man den päpstlichen Bann mehr als den Tod; jetzt lacht man desselben. Das römische Wesen und Leben ist jetzt in der ganzen Welt so wohl bekannt, daß beinahe jedermann, er sei wer es wolle, der alten oder neuen Religion, davor Abscheu hat." Nicht weniger als von Einheimischen ward der große und ungeteilte Abfall der Nation von dem Papsttum in den Berichten der kenntnisreichen Ausländer bezeugt. „Fürsten und Völker von Deutschland", sagt der eine um 1554, „sind beinahe samt und sonders von Ketzereien angesteckt. Die römische Kirche hat wenig Autorität und verliert dieselbe täglich." „Hätte ich ein Urteil zu fällen", berichtet ein anderer um 1557, „so würde ich glauben, daß dieses Land in kurzem der römischen Kirche völlig entfremdet sein werde." Ein dritter findet, daß von den

Deutschen sieben Zehnteile dem Luthertum zugethan und ein einziger Zehnteil katholisch geblieben; die beiden übrigen seien andern Sekten zugefallen.

Auf diesem entschiedenen Übergewicht der Evangelischen beruhte es, daß damals ein innerer Friede in Deutschland eingekehrt war, wie selten zuvor. Beide Teile wohnten untereinander und durcheinander. Von dem wilden Sektenhaß, der später entbrannte, war man noch weit entfernt. Selbst die geistlichen Fürsten dachten nicht daran, ihre Unterthanen um der Religion willen zu bedrängen; die entschiedensten Evangelischen haben die friedliebenden und wohlmeinenden Erklärungen derselben von 1562 nur zu rühmen gewußt, und ihr Verfahren war eine Zeitlang auch diesen Erklärungen gemäß. Unter ihren Räten und Kanzlern galt vielleicht ein einziger noch als römisch, die übrigen waren Protestanten und zuweilen sogar heftige Protestanten.

Unter diesen Umständen sahen auch die kenntnisreichsten Staatsmänner in der religiösen Entzweiung keine Gefahr mehr, die Deutschland zu fürchten habe. „Ein Teil", sagt einer derselben, „hat sich so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den gemischten Orten wenig darauf gegeben wird, ob man mehr protestantisch oder mehr katholisch ist. Nicht allein Ortschaften aber sind dergestalt gemischt: auch die Familien sind es. Es gibt Häuser, wo die Kinder auf die eine, die Eltern auf die andere Weise leben. Die Brüder haben verschiedene Religion, Katholiken und Protestanten heiraten einander. Niemand achtet darauf oder stößt sich daran." Als Sebastian Münster seine ausführliche Beschreibung Deutschlands verfaßte, hielt er nicht mehr für nötig des Unterschiedes der Religion weitere Erwähnung zu thun, so sehr war alles der neuen Lehre verfallen.

Wie im Reiche überhaupt, hatte sich allenthalben, wo nicht der Protestantismus gesetzlich geworden war, in Landschaften, Städten und Häusern eine ungebotene, naturgemäße praktische Duldung eingeführt. Aber nicht lange — so trat der alte Gegensatz in voller Schärfe wieder hervor. Auf der einen Seite begann ein Hader, der die evangelischen Glaubensgenossen zerfleischte. Welch ein trostloser Anblick, jene armen niederländischen Flüchtlinge, welche die katholische Maria eben aus England verjagt hatte, wie sie mitten im Winter aus allen niedersächsischen Städten, dahin sie ihren Fuß setzten, ohne Erbarmen ausgewiesen wurden. Natürlich! sie neigten sich in der Abendmahlslehre zu den Vorstellungen Calvins. Und auf der andern Seite sehen wir im Anfang der 70ziger Jahre zuerst jenen Abt von Fulda die evangelischen Prediger, die unter sechs seiner Vorgänger unbelästigt im Fuldaischen gewirkt, vertreiben, ohne auf Pat-

ronatrecht von Ritterschaft und Städten Rücksicht zu nehmen, und die Zöglinge seiner Jesuitenschule an ihre Stelle setzen.

Um das Jahr 1574 gedenkt ein umsichtiger Staatsmann, wie wir sahen, nicht ohne Genugthuung, des unaufhaltbaren, gleichsam von höheren Geschicken herbeigeführten Fortganges protestantischer Meinungen. So schien es, alles deutete darauf hin; es war die allgemeine Meinung. Allein gerade in diesem Augenblicke setzte sich, durch den Streit der Evangelischen gefördert, das jesuitische Wesen in der Mitte von Deutschland fest und trieb nach allen Seiten geheime Wurzeln.

Von neuem begann der Kampf um den Glauben mit kaum gehörter Erbitterung, als das Zeitalter der Gegenreformation hereinbrach. Er nahm zu einer Zeit, wo der einzelne noch immer einen festen Halt suchte, an den er sich klammern konnte, wieder ein Gepräge an, das er zur Zeit Luthers getragen. Der Inhalt des Glaubens, den jemand bekannte, ward mit Peinlichkeit untersucht, ob er mit dem Wortlaut der Schrift auch genau übereinstimme. Der Katholik nicht weniger wie der Protestant hielt scharf an den Worten seines Lehrbuches fest. Wenn z. B. die katholische Übertragung des Evangeliums vom Zinsgroschen das griechische Wort mit Pfennig statt wie die lutherische mit Groschen übersetzte, so war dies für den Protestanten ein ernster Beweis für die Unwahrheit der katholischen Lehre, weil die Pfennige damals nicht das Bild und die Überschrift eines Fürsten als Prägung enthielten. Noch lange blieb auch dem Volke die lebendige Empfindung für den bildlichen Sinn der Worte, ja auch die spielende Freude am Klange derselben, während unsere Schriftsprache in den Händen der schreibenden Gelehrten sich schnell vergeistigte. Wenn der Jesuit zu einem Ketzer aus dem Volke belehrend sagte, daß der Katechismus Luthers nicht so gewichtig sei als das Lehrbuch des Canisius, so dachte der gemeine Mann bei dem Worte „gewichtig“ immer noch zunächst an Pfund und Wage, und wenn er ein Schlaukopf war, so hatte er sicher die Lacher auf seiner Seite, wenn er Gewicht und Wagschale aus der Tasche zog und die beiden Katechismen vor dem geistlichen Herrn gegeneinander abwog, obwohl er sehr gut wußte, daß jener das Wort nicht im eigentlichen, sondern im bildlichen Sinne gebraucht hatte. Wie man zur Zeit der Gegenreformation, wo die Jesuiten die Bekehrung der Ketzer in die Hand genommen hatten, den Kampf führte, ersieht man insbesondere aus einem „schriftmäßigen Gespräch“ eines Flugblattes, das einem Buchbinder, den man den „kleinen Pommer“ nannte, in den Mund gelegt wird.

„Als die Stadt Schweidnitz zur Zeit, wo die Lichtensteiner in Schlesien die Bekehrung betrieben, ihre Kirche verloren hatte, war auf dem Lande draußen ein Dorf mit Namen Schwenkfeld, wo ein Teil der Schweidnitzer noch eine Weile in die Kirche gehen konnte. Dort half ein Buchbinder, der kleine Pommer genannt, kantorieren und singen. Nun geschah es, daß in der Stadt alle Zünfte auf das Rathaus gefordert und ihnen anbefohlen ward, wer in der Stadt bleiben wolle, der müsse zu dem Jesuiten gehen und sich bei demselben informieren lassen. Wie das dem oben gemeldeten Buchbinder angesagt ward, so sprach er: „Was soll ich die Stadt meiden? Das thu ich nicht. Ich habe einmal der Stadt geschworen, dabei will ich meine Ehr, Gut und Leben zusetzen, und soll mich niemand hinaus treiben.“ Als er nun wegen seines Ungehorsams verklagt wird, schicken die Herren des Rates zu ihm und lassen ihn holen; sie reden ihm scharf zu und befehlen ihm, wenn er in der Stadt bleiben wolle, so solle er zu dem Jesuiten gehen und sich unterrichten lassen. Er aber spricht: „Wenn ich also gehen muß, er wird mich nicht anders machen, als ich bin. Kann er mich bekehren, so soll er es thun, oder ich will es thun. Dieweil es meine Herren so haben wollen, so will ich hingehen und hören, was er sagen wird.“ Indem er aus der Ratstube geht, ist ein abgefallener Seiler mit im Rate, der steht auf vom Tische und geht mit ihm hinaus und redet mit ihm aufs vertraulichste; er solle doch nur dem folgen, was man ihm Gutes rate; er, Seiler, hätte vorhin auch gemeint, er wäre auf dem rechten Wege, nunmehr finde er aber ein ganz ander Licht, das ihm den Himmel bringen werde. Der Buchbinder sagte: „Schweig stille, mein lieber Bruder! Du verstehst dich viel besser darauf ein gut Brunnenseil zu machen, als auf den Glauben“, und geht fort.

Als er nun in des Jesuiten Haus kommt, steht ein Junge vor der Stubenthür, zu dem spricht der Buchbinder: „Ist der Herr Pater zu Hause?“ Der Junge antwortet: „Ja, er ruhet ein wenig.“ Denn es war ein heißer Sommer.

Buchbinder: „Sage mich bei ihm an, Junge!“

Junge: „Ei, wartet nur ein wenig; seine Ruhestunde wird bald aus sein.“

Buchbinder: „Was warten! ich habe zu Hause zu thun, sage mich an, Junge!“

Junge: „Ei, verzieht nur ein klein wenig.“

Buchbinder: „Ich kann nicht verziehen; es ist mir scharf befohlen, hierher zu gehen, sage mich an oder ich sage mich selber an.“

Da ergreift er die Stubenthür mit Gewalt und geht hinein. Der Pater schläft an der hinteren Wand auf einem großen Stuhl und wacht davon auf. Der Buchbinder aber bleibt vorn bei der Stubenthür stehen und sagt nichts. Sie sehen eine lange Weile einander an, endlich spricht der Herr Pater: „Was bringst Du?“

Buchbinder: „Nichts.“

Pater: „Was willst Du?“

Buchbinder: „Nichts.“

Pater: „Von wannen bist Du?“

Buchbinder: „Von meiner Mutter.“

Pater: „Ei mein, sei nicht so spitzig.“

Buchbinder: „Nein, Herr Pater, ich bin mein Lebtag noch niemalen spitzig gewesen, aber alle Zeit so ein kleines rundes Männchen, als ihr hier mich seht.“

Pater: „Ha! Ha! Seid ihr nicht der Buchbinder, der kleine Pommer?“

Buchbinder: „Ja Herr, im Winter wie im Sommer.“

Pater: „Ihr seid eben derjenige, der alle Zeit die Leute nach dem Dorf Schwenkfeld hinaus führt?“

Buchbinder: „Nein, mein Herr Pater, ich habe mein Lebtag niemanden hinaus geführt, sie sind alle von selbst hinaus gegangen.“

Pater: „Ei mein! Wie kommt es, daß die Leute so närrisch sind? sie haben ja das Wort Gottes hier in der Stadt und laufen so weit hinaus, ja zuweilen in gar unheimlichem Wetter.“

Buchbinder: „Ich weiß wohl die Ursache, ich darf sie nur nicht sagen. Aber doch wollte ich dem Herrn Pater einen guten Rat geben, wie es der Herr Pater machen sollte, daß ihm niemand hinaus liefe.“

Pater: „Ei mein! sagt mir das!“

Buchbinder: „So gehe der Herr Pater auf künftigen Sonntag nach Schwenkfeld und predige draußen und schicke den Herrn Pfarrer von Schwenkfeld herein, daß er hier drinnen predige; es wird dann niemand hinauslaufen, sondern jedermann hier drinnen bleiben.“

Pater: „Ei mein! das habe ich ohnedies gewußt. Tretet besser heran zu mir, ich habe etwas anderes mit euch zu reden. Ich habe gehört, daß ihr euch so sehr gesperrt habt zu mir zu kommen und auf eure Religion getrutzt, derowegen frage ich euch: was habt ihr für Grund in der Religion?“

Buchbinder: „Nur des Lutheri Katechismus, der ist ein kurzer Auszug aus der heiligen Bibel, darinnen alles begriffen, was zu meiner Seelen Seligkeit dienlich wie auch nützlich ist.“

Pater: „Mein Buchbinder, der ist nicht tüchtig, er ist nicht gewichtig genug, des Canisius Katechismus ist gewichtiger.“

Buchbinder: „Herr Pater, ich wollte fast wetten, daß der lutherische gewichtiger sei, denn ich habe alle beide zu Hause gehabt, dieweil ich ein Buchbinder bin, katholische, lutherische, calvinische und dergleichen; sie sind mir alle wohl bekannt, ich will sie bald herholen.“

Pater: „Nein, wartet bis zu anderer Zeit! Was haltet ihr von der Verehrung der Mutter Gottes?“

Buchbinder: „Wir halten viel davon, denn sie ist aller Ehren wert, aber ihr betet und ruft sie an als eine Fürsprecherin, die für euch bitten könnte, das können wir nicht thun, wir können sie nicht dafür halten.“

Pater: „Ja, mein Buchbinder, ihr solltet wissen, daß der arme Sünder nicht würdig ist sofort ihren Sohn anzulaufen. Wisset ihr nicht, wie es bei großen Herren zugeht, wenn ein Unterthan was verschuldet, daß er sich um einen guten Patron bemühet und bekümmert, der bei dem Herrn wohl angesehen ist und der ihn versöhnen kann?“

Buchbinder: „Mein Herr Pater, das ist mit dem Weltlichen nicht zu vergleichen. Denn Christus ruft selber: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, item, wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ Ist das nicht Versicherung genug, daß ich mein Bitten und Anliegen ihm selbst vortragen darf? Ich erinnere mich des Evangelii von der Hochzeit in Galiläa, da war Mangel an Wein, die Mutter Gottes wollte auch eine Fürbitte thun bei ihrem Sohne und sagte: „Sie haben nicht Wein.“ Was sagte der Sohn zu ihr? „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ O sie schwieg gern still und sagte wieder den Dienern: „Was er euch sagt, das thut.“ Also glaube ich nicht, daß ihr Fürsprechen was hilft.“

Pater: „Ich muß weiter fragen. Was haltet ihr vom Fegefeuer?“

Buchbinder: „Nichts.“

Pater: „Gar nichts?“

Buchbinder: „Nein, denn in der Bibel finde ich nichts als von Himmel und Hölle. Ich gedenke an den reichen Mann und Lazarum. War der reiche Mann nicht ein großer Sünder, ein Verschwender und Schlampamper? Der hätte billig ins Fegefeuer gesollt, er würde auch ohne Zweifel für Seelenmessen etwas Geld übrig gelassen haben. Der arme Lazarus war ein blattriger Mensch voller Eiterbeulen, er hätte auch billig ins Fegefeuer gesollt, daß er darin rein gewor-

den wäre. Es steht aber im Evangelium: Der Reiche kam in die Hölle, und der Arme ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß."

Pater: „O mein Buchbinder, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

Buchbinder: „O Herr, es sind ihrer noch mehr im Neste."

Pater: „Was für welche?"

Buchbinder: „Ich gedenke jetzt an den Schächer am Kreuze. War das nicht ein Mörder und ein großer Sünder? Der hätte auch billig ins Fegefeuer gesollt. Aber nachdem er sich an Christum hielt, bekam er diese tröstliche Antwort: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Er durfte in kein Fegefeuer. Derowegen ist auch keins; nur Himmel und Hölle."

Pater: „Ja, mein Buchbinder, das ist ein einziges Exempel. Es wird nicht bald wieder einem widerfahren, daß ihn Christus sogleich in den Himmel nehmen wird. Ihr seid nicht recht berichtet, ich will euch anders lehren, aber ich muß mit euch umgehen wie mit einem ABC-Schützen, ich muß euch einfältig und mit wenigem weisen und gebe euch zur Lehre mit, daß ihr das Ave Maria fleißig erlernt, daß ihr es könnt, wenn ihr wieder zu mir kommt, hernach will ich euch ein mehres unterrichten."

Buchbinder: „Herr Pater, das ist ja gar kein Gebet, sondern ein Gruß."

Pater: „Nun geht nur nach Hause und thut, was ich euch befohlen habe."

Nun geht der Buchbinder nach Hause und nimmt des Lutheri und Canisii Katechismus und eine Wagschale unter seinen Mantel und läuft bald wieder hin zum Jesuiten in die Stube, wo gerade viel Volk zum Informieren war. Als ihn der Pater sieht, fragt er ihn, was er wolle. Der Buchbinder antwortet: „Ich will beweisen, daß des Herrn Lutheri Katechismus gewichtiger ist, als des Canisii." Da nun der Pater zu ihm herangeht und bei der Stubenthür ein klein Tischlein stand, nimmt er die beiden Bücher und die Wagschale unter dem Mantel hervor und will sie auflegen. Darauf sagt der Pater: „Ich meine es nicht so." Da antwortet der Buchbinder: „Ja, Herr Pater, ich meine es auch nicht so. Aber der Verstand in dem Katechismus des Herrn Lutheri ist gewichtiger als in dem des Canisii."

Da heißt ihn der Pater fortgehen. Der Buchbinder aber kommt lange Zeit nicht zu ihm, und es wird auch weiter gar nicht nach ihm gefragt.

Es begibt sich aber, daß der Buchbinder einst von ungefähr dem Pater auf der Gasse begegnet. Da fängt der Buchbinder an: „Gott grüße euch, Herr Pater."

Pater: „Gott danke euch."

Buchbinder: „Gott grüße euch, Herr Pater."

Pater: „Gott danke euch."

Buchbinder: „Gott grüße euch, Herr Pater."

Pater: „Gott danke euch."

Buchbinder: „Gott grüße euch, Herr Pater."

Pater: „Ihr seid ein Narr, daß ihr mich so viel Mal grüßt."

Buchbinder: „Herr Pater, ihr wißt, daß ihr mir befohlen habt das Ave Maria fleißig zu lernen, das ist ja auch nur ein Gruß. So denkt doch um Gottes Ehre willen, ich grüße euch nur zwei bis dreimal, und es verdrießt euch schon. Was wird die Mutter Gottes nicht für Verdruß haben, wenn sie des Tages immerzu von so viel tausend Personen gegrüßt wird? Ist das nicht eine Qual und Unruhe, und es steht doch in der Bibel: die Seelen der Gerechten sollen Ruhe haben? Darum halte ich nichts davon, daß der Gruß nütze sei, es ist genug, daß sie der Engel bei ihrem Leben gegrüßt hat."

Pater: „Ei, ihr seid ein Narr, geht von mir und packt euch fort."

Es trägt sich aber zu, daß der Buchbinder einmal an einem Sonntage sich verspätet; das Thor ist zugeschlossen, er kann nicht hinaus nach Schwenkfeld in die Kirche kommen, also geht er in die Stadt zur Kirche und hört des Jesuiten Predigt an und stellt sich mit Fleiß ihm gegenüber. Als nun der Pater das Evangelium vom Zinsgroschen vorliest, wo die Worte stehen: „Und sie reichten ihm einen Groschen dar", und ferner: „Wes ist das Bild und die Überschrift? — des Kaisers", so liest der Pater in seinem Evangelium: „und sie reichten ihm einen Pfennig dar." Das nimmt der Buchbinder genau in acht. Wie die Predigt aus ist, wartet der Buchbinder vor der Kirchthür mit Fleiß auf den Pater, bis er herauskommt. Wie ihn der Pater sieht, redet er ihn an: „Glück zu, mein Buchbinder, seid ihr einmal in unserer Kirche gewesen?"

Buchbinder: „Ja, Herr Pater, ich muß auch einmal Seine Predigt hören."

Pater: „Was habt ihr denn Gutes gelernt aus unserer Predigt?"

Buchbinder: „Gar viel Gutes, ich wollte es nicht um vieles Geld geben."

Pater: „Ei, was ist das Gute? Sagt mir es doch bald her."

Buchbinder: „In eurem Evangelio steht: „Und sie reichten ihm einen Pfennig dar", in unserm aber: „und sie reichten ihm einen Groschen dar." Unser Evangelium ist doch wenigstens elf Pfennige mehr wert als eures. Denn Christus fragt weiter: „Wes ist das Bild und die Überschrift?" Sie sprachen: „des Kaisers."

Pater: „Ja, mein Buchbinder, ihr müßt wissen, daß man zur selben Zeit so große Pfennige machte, welche man hernach Groschen genannt hat."

Buchbinder: „Nein, Herr Pater, euer Pfennig ist falsch, man hat sein Lebtag nicht erfahren noch gehört, daß auf einem Pfennig des Kaisers Bild und Überschrift geprägt worden."

Damit ging der Pater zornig von ihm und der Buchbinder in Ruhe und Frieden nach Hause.

Diese und noch viel mehr kurzweilige Gespräche, so zum Teil vergessen sind, hat der selige Buchbinder gehalten, und er ist einzig und allein übrig geblieben, gut evangelisch bis an sein Ende, und ungefähr zehn Jahre nachher gestorben."

L. v. Ranke: Zur deutschen Geschichte. Leipzig 1868. — G. Freytag: Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1888. — L. Häußer: Geschichte des Zeitalters der Reformation. Berlin 1868. — Fr. Kapp: Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1886.

8. Die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Wir reden von einem „Deutschen Volke“ und denken kaum mehr daran, wie sich erst aus der alten Zersplitterung mühe- und drangsalvoll und durch besondere Fügungen im frühen Mittelalter ein stattlicher Verband hergestellt hat, der die verschiedenen selbständigen Stämme zusammen und zugleich gegen die Nachbaren abschloß; wir nennen uns „Deutsche“ und dürfen nicht vergessen, daß fast ein Jahrtausend unserer Geschichte verging, ehe alle Stämme sich mit diesem gemeinsamen Namen bezeichneten, der ihre Sprache als die „volksmäßige“ der lateinischen der Kirche und der Gelehrsamkeit gegenüberstellte. „Hochdeutsch“ sagen wir und fühlen kaum mehr, daß schon der Ausdruck selbst auf einen scharfen Gegensatz in dem sprachlichen Leben unseres Volkes hindeutet, ja wir reden und schreiben schlechthin „Deutsch“ und haben keine rechte Vorstellung mehr davon, wie sich die heutige Schriftsprache mühevoll aus den Mundarten erhoben und erst nach jahrhundertlangem Kampfe allgemeine und alleinige Geltung sich errungen hat. Eigentümlich ist die Gestaltung unseres politischen Lebens gewesen, eigentümlich der Weg, den in Verbindung damit unsere sprachliche Entwickelung schon während des Mittelalters genommen, wunderbar war der Gang, den sie nahm, als beim Beginn des 16. Jahrhunderts auch für unser Volk eine neue Zeit hereinbrach, um so wunderbarer, als in dem Augenblicke, wo die deutsche Nation religiös durch eine Kluft gespalten wurde, die noch heute jäh vor unseren Augen klafft, eine Stimme, sprachgewaltig und herzerschütternd, wie vom Himmel her über Land und Leute erschallen sollte, um alle Stämme trotz ihrer sprachlichen, politischen und kirchlichen Zersplitterung mit einem neuen geistigen, unzerreißbaren Bande zu umschlingen.

Die sprachlichen Verhältnisse, welche Luther vorfand, waren ein Erzeugnis jahrhundertlanger eigentümlicher Entwickelung. Seine Bedeutung als des Schöpfers unserer Litteratursprache, die besondere

Stellung, die er zu den maßgebenden Kanzleien einnahm, ist nicht zu verstehen und richtig zu würdigen, wenn man sich nicht den Gang der bisherigen Entwickelung und die drohende Wendung vor Augen hält, die ohne sein Auftreten unser Volk sprachlich und national für alle Zeit zerrissen hätte.

1. Die Schrift- und Litteratursprachen während des Mittelalters.

Das ganze Mittelalter hindurch standen sich sprachlich zwei große Hauptgruppen gegenüber, deren Bildung, durch den eigentümlichen Vorgang der Lautverschiebung hervorgerufen, die Einheit des Volkes von vornherein unmöglich zu machen schien.

Von dem langobardischen Oberitalien aus war im 6. Jahrhundert eine Bewegung bestimmter Konsonanten über die Alpen gedrungen, um zunächst die oberdeutschen Landschaften zu ergreifen, hatte die Tenues (k, p, t) aspiriert, wie heute das niederdeutsche „perd", „maken", „water" dem hochdeutschen „Pferd", „machen" „Wasser" gegenübersteht, die Mediae (b, g, d) zu Tenues, wie „don" zu „thun", „bom" zu „paum", „ruggen" zu „rücken", und dann wieder die Aspiratae zu Mediae verwandelt. Langsam setzte sich diese Bewegung aus den Berglandschaften gegen Norden fort, um im Zeitalter der Ottonen beim Eindringen in die niederdeutsche Ebene zum Stillstand zu gelangen. Während Friesen und Sachsen von dieser sprachlichen Neuerung nicht mehr erfaßt wurden, begannen die Bewohner des eigentlichen Thüringens und des Maingebietes gleich den Hessen in der „Daßsprache" zu reden und der Frankenstamm sich sprachlich völlig zu trennen. Indem so auch die Oberfranken der neuen Weise folgten, die Niederfranken dagegen auf der alten Lautstufe der „Datsprache" stehen blieben, wurde damit jene scharfe Sprachgrenze geschaffen, die bis auf den heutigen Tag die niederdeutsche Zunge mit ihren alten Formen von den neugebildeten Mundarten der mittel- und oberdeutschen Stämme scheidet.

Es ist nun eine denkwürdige Thatsache, daß gerade aus dem oberdeutschen, althochdeutsch redenden Teil der Franken der erste Versuch hervorging, die Volkssprache dem herrschenden Latein und dem Romanischen ebenbürtig zu machen und sie dadurch über alle andern Mundarten zu erheben. Indem Karl der Große sie zu seiner Hofsprache erhob und im Dienste der Kirche angewandt wissen wollte, selbst eine grammatische Darstellung des Oberfränkischen versuchte, war der Weg gewiesen, den die Bildung unserer Sprache trotz aller Stürme, denen sie ausgesetzt war, niemals wieder ganz verließ.

Zunächst freilich fand sich keiner unter den Nachfolgern Karls, der ein Verständnis für die Erhebung der Muttersprache zur Sprache einer dem Lateinischen ebenbürtigen Litteratur irgend wie bethätigt hätte. Während die karolingische Hof- und höhere Gesellschaftssprache zurücktrat, die althochdeutschen Töne des Ludwigliedes:

Einan kuning weiſs ih,
heiſsit her Hludwig,
ther gerno Gode thionôt,
ih weiz, her imos lônot,

verklangen und sich nach und nach in eine Art mitteldeutsche Gemeinsprache, das sogenannte Neufränkische, verwandelte, machte sich eine neue Bewegung in gewissen Lauten mehr und mehr bemerkbar, die, von Norden her vordringend, durch nachfolgendes i a in ä, o in ö und u in ü verwandeln ließ und, verbunden mit der Abschwächung der volltönigen Endungen, eine scharfe Grenze des Althochdeutschen gegen die neu entstehende mittelhochdeutsche Gemeinsprache bildete.

Wie die Gemeinsprache überhaupt, so wohnte auch diese in den Höhen der Gesellschaft; Reich und Hof, die im Staat und der Gesellschaft tonangebenden Kreise waren ihre Pfleger, Reich und Hof ihre rechten Heimatstätten. Hier glichen sich die Besonderheiten der Mundart aus, verschmolzen miteinander so sehr, daß es schwierig ist die ursprüngliche Wurzel der neuen höfischen hochdeutschen Sprache festzustellen. Vor allem war es die rheinische und schwäbische Ritterschaft, die trotz aller Abhängigkeit von dem geistigen Leben des romanischen Volkes die heimische Sprache in ihr volles Recht einsetzte und sie zu einer Anmut, Schönheit und durchsichtigen Klarheit erhob, wie wir sie an den Minnesängern bewundern. Hartmann von der Aue gibt uns durch Abstreifung alles Mundartlichen keinen Anhalt mehr in seiner Sprache, um seine Heimat zu bestimmen. Walthers Lied:

Ich hân lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war;
übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder site,

drückt auch in der Sprache das Gepräge eines deutschen Nationalliedes aus.

So hatten wenige Jahrzehnte kräftiger Regung des volkstümlichen Lebens in der Zeit der Hohenstaufen mit den tiefgreifendsten und

vielseitigsten Wandlungen in Sitten, Denkweise und Anschauungen auch die Sprache gründlich umgestaltet und ihr nach Abstreifung der mundartlichen Besonderheiten, „der Dörperheit", das Gepräge einer reinen Schriftsprache verliehen. Indes wurde an den oberdeutschen Höfen und auch auf den Burgen die Sprache der höfischen Bildung nicht aus einem Munde geredet. Ritter und Dichter sprachen Vokale und Konsonanten an den Ufern der Donau anders aus als an denen des Rheins; mit andern Worten, die mittelhochdeutsche Hof- und Dichtersprache ließ den einzelnen Mundarten noch immer einen großen Spielraum. Aus hochdeutscher Wurzel erwachsen und von dem schwäbischen Kaiserhause getragen, erlangte sie auch nur innerhalb der natürlichen, durch die Sprachgeschichte befestigten Grenzen jenen Stempel der Einheit, der sie als eine Gemeinsprache kennzeichnen läßt. Die vornehme Gesellschaft jenseits derselben wurde nur wenig davon berührt. In dem eigentlichen Niederdeutschland blieb die Umgangssprache der höheren Stände auch fernerhin von dem Gepräge ihres sprachlichen Heimatsbodens bestimmt.

Die mittelhochdeutsche Schriftsprache herrschte bis gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts im Zusammenhange mit dem Aufschwunge der nationalen Litteratur als eine über den Mundarten stehende Hof- und Dichtersprache. Sie vermochte sich aber nur so lange auf dieser Höhe zu behaupten, als der Boden, aus dem sie ihre Nahrung zog, seine Beschaffenheit nicht änderte. Sobald die gesellschaftlichen Kreise, denen sie angehörte, das Rittertum selbst, in eine abwärtsgleitende Bewegung gerieten, Sitte und Bildung der Gesellschaft, in der sie geboren und ihre Heimatstätte hatte, sich verlor, mußte auch sie als der Inhalt des höfischen Lebens ins Schwanken und Sinken geraten. Rohe Klänge drangen vom Lande her in die Höfe und begannen das sorgsam umfriedete, mühsam gepflegte Gebilde der echten ritterlichen Bildung und Art in Kunst und Sprache zu verwildern. Überall hatte bald die Sprache des gemeinen Lebens, d. h. die Mundart als der Gegensatz der höfischen Kunstsprache, wieder Platz gefunden.

Im Zusammenhange mit dieser Wandlung wird es auch stehen, wenn am Ausgange der mittelhochdeutschen Sprachperiode, wie beim Beginn derselben, eine dritte Bewegung in gewissen Lauten sich bemerkbar macht, die den Übergang zu dem Neuhochdeutschen ankündigt; es ist die Diphthongierung des alten i, u, iu zu ei, au, eu, die aus min, din, sin mein, dein, sein, aus mus maus, aus hiute heute werden ließ. Nimmt man die Verlängerung der Stammsilben durch Dehnung des Vokals (sägen sagen, väter Väter) oder durch Verdoppelung der Stammkonsonanten (wil will, kan kann), die jetzt

große Ausdehnung gewann, hinzu, so haben wir im wesentlichen die scharfen Kennzeichen des neuhochdeutschen Lautstandes.

Die mundartlichen Einwirkungen, die Schriftsprache zu überwuchern, hatten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht; daß sie nicht völlig zur Herrschaft gelangten, dafür sorgte weniger der Wille und der Verstand der Menschen als die natürliche Schwerkraft der Dinge, der nach einheitlicher Zusammenfassung des nationalen Lebens drängende Zug der deutschen Entwickelung.

Neben der mittelhochdeutschen Schriftsprache hatte sich in Mitteldeutschland als Litteraturdialekt noch jene neufränkische Hofsprache erhalten, die von dem Hofe Karls des Großen ihren Anfang genommen. Als nun die große Kolonisationsarbeit in der Osthälfte des Reiches begann, gewann sie eine solche Verbreitung, daß sie alle anderen deutschen Mundarten überflügelte. Innerhalb zweier Jahrhunderte eroberte sie weite Gebiete zum dauernden Besitz; auf dem Ostabhange des deutschen Tieflandes sowie in den dazu gehörigen Stufenländern, Böhmen, Meißen, Lausitz und Schlesien, zeigt die deutsche Einwanderung immer ein und dasselbe mittelhochdeutsche Gepräge; mochte auch in Schlesien und Böhmen das mainfränkische die Volkssprache beeinflussen, Sprache wie die ganze Volksart dieser Landschaften verschwindet in dieser einen mitteldeutschen Farbe. Selbst in den nordöstlichen Landschaften, wo niederdeutsche Franken und Friesen sich ausbreiteten, gewann die mitteldeutsche Färbung die Oberhand, ja im eigentlichen Tiefland am Laufe der Elbe, wo Niederdeutsch die Volkssprache war, wußte sie sich daneben in schriftlicher Verwendung geräuschlos einzudrängen. Soweit sich die Kolonisation des städtebauenden Bürgertums über die weiten Räume des polnischen Reichs nach Osten ergoß, überall wurden die Stadtrechte, wenn deutsch, mitteldeutsch verfaßt; die lebende Mundart mochte dabei sein, welche sie wollte, für die Schrift galt nur Mitteldeutsch.

So war die einst auf den kleinsten Raum zusammengedrängte Mundart Mitteldeutschlands die ausgedehnteste von allen geworden und damit unter günstigen Verhältnissen befähigt, zur Grundlage einer gemeinsamen Schriftsprache zu werden.

Die sprachliche und nationale Eroberung des Ostens war indes nicht allein von Mitteldeutschland ausgegangen. Noch ehe es gelang, auf slavischem Boden dauernd sich festzusetzen, war schon Österreich und Steiermark von Baiern und oberdeutschen Franken besiedelt und hatte hier die einheitliche Sprache der höfischen Bildung mit oberdeutscher Färbung eine bevorzugte Heimstätte gefunden, die, von dem Baben-

berger Hofe und dem Verkehr auf der großen Weltstraße noch besonders gefördert, sich unabhängig von der mitteldeutschen entwickeln konnte. Seitdem Österreich durch die Habsburger der Mittelpunkt des deutschen Lebens geworden war, machte sich naturgemäß das Bestreben geltend, in den für aller Herren Länder bestimmten Erlassen eine Sprachform zu finden, die allgemein verständlich war. Es bildete sich eine Kanzleisprache aus, die selbstverständlich ein oberdeutsches mundartliches Gepräge trug, daneben aber auch jene neue Färbung der Laute zu zeigen begann, die wir oben als neuhochdeutsch bezeichneten. Als dann unter Karl IV. die königliche Residenz nach dem böhmischen Prag verlegt ward, wo obersächsische und bairisch-österreichische Mundart herrschte, wurde die Kanzleisprache mehr der nördlichen Weise genähert, insbesondere gewann sie durch das Verdienst des Vorstehers der kaiserlichen Kanzlei, des Bischofs Johann von Olmütz, eine so bedeutende Ausbildung, daß man ihn als einen Vorgänger Luthers bei dem Werke der Bildung unserer Schriftsprache bezeichnet hat. Die neuen Diphthonge ei, eu, au sowie u für uo, z. B. Buch für buoch, Bruder für bruoder kamen so zu allgemeinerer Geltung und verbreiteten sich, getragen durch die Kanzleisprache, zuerst in die deutschen Kolonisationsländer nach Schlesien und denjenigen Gebieten, wo sich das Mitteldeutsche mittlerweile gleichfalls zu einer Kanzleisprache ausgebildet hatte.

In der kursächsischen Kanzlei wurde bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts die thüringisch-meißnische Mundart gebraucht, eine Fortsetzung der neufränkischen und mitteldeutschen Hof- und Schriftsprache. Von der kaiserlichen Hofsprache beeinflußt, drangen auch hier die genannten Diphthonge ein; die rein mitteldeutschen Formen wurden durch andere verdrängt, die zugleich mittel- und oberdeutsches Gemeingut waren. So entstand eine Kanzleisprache, die der kaiserlichen ähnlich, aber nicht gleich, durch schriftlichen Gebrauch und Bücherdruck sich zu einer allgemein obersächsischen Schriftsprache erhob und als solche ihre Herrschaft über die angrenzenden nördlichen und östlichen Landschaften ausdehnte. Sie bildete zuletzt eine nicht bis zur Gleichförmigkeit, aber bis zu einem hohen Grade von Gleichförmigkeit gediehene, von der Natur und der deutschen Geschichte selbst vorbereitete sprachliche Zusammengehörigkeit, die von den Grenzen Schlesiens bis zur Maas reichend mehr als zwei Drittel aller hochdeutsch redenden und schreibenden Deutschen umfaßte.

So hatte sich gegen Ende des Mittelalters das Neuhochdeutsche in zwei Richtungen gespalten: in die Reichssprache, die mit Verlegung des Hofes nach Wien unter Friedrich III. mehr und mehr eine

bairisch-österreichische Färbung angenommen hatte, und in die obersächsische Geschäftssprache d. h. die kursächsische Kanzleisprache, die aus angestammten mitteldeutschen Eigentümlichkeiten und der Sprache der Prager Kanzlei zusammengeflossen war. Wie sehr sich auch Kaiser Maximilian bestrebte, die Verschiedenheiten beider Sprachen auszugleichen, so vermochte er doch keine Einigung zu erzielen, und ebenso wenig gelang es seinen Bemühungen, die Reichssprache, die zur neuhochdeutschen Schriftsprache bestimmt schien, zur alleinigen Geltung zu bringen.

Um die Schwierigkeiten zu erhöhen, behaupteten sich neben den beiden Kanzleisprachen noch zwei andere Litteraturdialekte; neben dem alemannischen, das oberdeutsches Sonderbewußtsein von dem Einflusse der kaiserlichen Kanzleisprache sorgsam zu hüten wußte, jenes altertümliche, von der Lautverschiebung unberührte, aus dem altsächsischen des Heliand entsprungene Niederdeutsche, das den weit ausgebreiteten Volksstamm der Sachsen umfaßte, von der äußersten Westgrenze an der Somme bis zur Schlei reichte und sich durch die Ansiedelungen auf slavischem Boden bis zur Oder und darüber hinaus ausbreitete. Indes hatte sich nur an einer Stelle, in dem von der Kultur des Mittelalters so früh gepflegten Abschnitt des Niederlandes am Rhein und an der Maas, eine lebhafte litterarische Thätigkeit entwickelt, die auf mundartlicher Grundlage beruhte; im übrigen Niederdeutschland drohte der Kampf zwischen der Zuhörigkeit der einheimischen Mundart und dem Übergewicht an Bildung und Geist, das dem Mittelhochdeutschen inne wohnte. Wir finden hochdeutsche Sänger an den Höfen der Herzöge in Schleswig die vornehme Sprache des Südens reden, und dann wieder müssen hochdeutsche Denkmale sich ins Niederdeutsche wandeln, um von den Herzögen in Braunschweig verstanden zu werden. Indes vermochte eine Mundart, die zur Zeit der Ottonen die Lautverschiebung abgewiesen, auch in der Folgezeit sich der hochdeutschen Sprachformen zu erwehren. Wenn auch zu keiner poetischen, so erhob sich das Niederdeutsche doch zu großen Leistungen in der Prosa wie im Sachsenspiegel und der Reppowsche Chronik, dem das Hochdeutsche erst ein volles Menschenalter später mit den geistlichen Volksschriftstellern etwas Ähnliches gegenüber stellen konnte; ja im 14. und 15. Jahrhundert vermochte das Niederdeutsche dem Hochdeutschen an innerer und äußerer Vielgestaltigkeit der Litteraturerzeugnisse völlig ebenbürtig an die Seite zu treten. Boden und Volksart rückten hier von selbst alles näher aneinander, der ausgebreitete Seeverkehr der Städte, Handel und Seeleben glichen die kleinen Unterschiede aus und schufen insbesondere

in den Verhandlungen der Hansatage eine große Gleichförmigkeit in der Form der Sprache. Unbekümmert und unbeirrt von allem, was im Süden geschah, ging Norddeutschland in der Politik seine eignen Wege; das Niederdeutsche schien berufen ebenso wie in den Niederlanden eine bleibende Litteratursprache zu werden, hatte es doch den alten Lautstand, das ursprüngliche Wesen der deutschen Sprache am reinsten und treuesten bewahrt und neben glänzender prosaischer Entwickelung endlich auch seine größte litterarische That in dem Reineke Vos vollbracht! Freilich fehlte ihm bald ein Mittelpunkt, der Lübeck und die Hansaverhandlungen zeitweilig gewesen, ein Mittelpunkt, wie ihn der kursächsische Hof der mitteldeutschen Kanzleisprache bot, seitdem die Herzöge von Lauenburg von der obersächsischen Linie von der führenden Stellung verdrängt waren; indem der Kurfürst von Sachsen als Vertreter des Kaisers im Norden seine Erlasse an die norddeutschen Fürsten in seiner Kanzleisprache erließ, wurde es dem Niederdeutschen an den Höfen selbst in seiner höchsten Blütezeit schwer, sich ganz der Führung des obersächsischen Sprachgeistes zu entwinden.

Gegen Ende des Mittelalters war es noch nicht abzusehen, welcher Richtung in der Gemeinsprache der Sieg zufallen werde, ob Deutschland sprachlich auseinanderfallen oder zur Einheit gelangen werde. Eine natürliche Entwickelung mußte voraussichtlich zur Scheidung führen; nur eine Bewegung, welche die Schranken zwischen den einzelnen Stämmen niederriß und ein großes gemeinsames Interesse in den Vordergrund stellte, vermochte die beiden Richtungen der hochdeutschen Gemeinsprache zu vereinigen und zugleich allmählich den Sieg über das Niederdeutsche davon zu tragen.

2. Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Als das deutsche Volk sich von den Lebensformen des Mittelalters loszuarbeiten suchte, bedurfte es einer Sprache, die bloß nach den praktischen Bedürfnissen des Augenblicks den von der Vergangenheit gebotenen Stoff handhabte. Wenngleich damals, wie die ganze Nation auf allen Gebieten ihrer Lebensäußerungen, auch die Sprache von denselben einigenden und ausgleichenden Neigungen ergriffen war, so fehlte doch jede Art von anerkannter Autorität, die den weiteren Weg weisen und alle Sonderbestrebungen unterdrücken konnte. Wohl hatte Deutschland einen Überfluß von großen und reichentwickelten Städten, aber es fehlten ihm jene Knotenpunkte des natürlichen Lebens, die auch im Sinne der Sprachgeschichte dieser Zeit zu Hauptstädten heranzuwachsen berufen waren, wie sie Frankreich an Paris, England an London, selbst Italien an Florenz besaß. Von den

deutschen Großstädten waren mehr als 12 damals einander ungefähr gleich an Bedeutung und Einfluß und darum keine einzige davon zur Hauptstadt befähigt. Eine frühere Sprach- und Litteraturperiode, die mittelhochdeutsche, hatte eines solchen äußeren und mechanischen Einheitsbandes nicht bedurft; ihre Sprachbildung war begrenzt und zusammengehalten durch die allgemein anerkannten Schranken einer besonderen gesellschaftlichen Entwickelung. Jetzt aber, wo die alte ständische Gliederung den revolutionären Strömungen zwar äußerlich noch nicht gewichen, aber jeder lebendigen Beseelung und jeder geistigen Kraft entkleidet war, wo die Nation ein wogendes Meer von innerlich zusammenhangslosen, nur äußerlich durch hergebrachte Formen aneinander gereihte Bestandteile darstellte, fehlte der Sprache dieser gärenden Masse gegenüber jeder feste Boden unter den Füßen. Zu allem kam noch, daß die eigentliche Fachwissenschaft auch der lateinischen Weltsprache treu blieb und die humanistischen Gelehrten trotz all ihres patriotischen Geistes mit ihren eleganten lateinischen Versen nur ein störendes und gefährliches Hindernis eines gesunden und naturgemäßen Prozesses waren, der sich in unserer Sprache zu vollziehen begonnen hatte.

In diese gemischten Zustände, worin sich hemmende und fördernde Einflüsse fortwährend kreuzten, trat Luther als Schriftsteller ein und erfüllte alle Bedingungen, die damals zu einem wahren Nationalschriftsteller aller Deutschen gehörten und von dem Begründer einer von allen nicht bloß erstrebten, sondern wirklich empfundenen einheitlichen deutschen Schriftsprache erfüllt werden mußten.

Die Vorbedingung dazu lag jenseits des Gebietes der Sprache und ihrer Handhabung; es war die Stellung, die Luther sich errungen hatte, schon ehe er Schriftsteller wurde. Hätte er seine schriftstellerische Thätigkeit mit derselben Wucht von Talent und unermüdlicher Schöpferkraft bloß auf seine Feder gründen sollen, so wäre es ihm bei den damaligen Zuständen der Sprache und der Litteratur nimmermehr gelungen, auch nur einen annähernd gleichen Einfluß zu gewinnen. Aber der Mann, der seit seinem ersten zündenden Hervortreten im Kampfe gegen Tetzel und Eck der ganzen Nation als ihr Prophet, als ihr gottgesandter Führer galt zu einer Zeit, wo kein allgemeineres, kein tieferes und kein wärmer empfundenes Interesse als das sittlich religiöse herrschte, hatte damit einen Hintergrund für seine schriftstellerische Thätigkeit, wie er bisher jedem, der in deutscher Sprache geschrieben, gefehlt hatte. Alles, was er schrieb, war eben dadurch, weil er es schrieb, von der rein litterarischen Seite her zum erstenmal mit dem ausgestattet, was bisher

ganz gemangelt: mit der unanfechtbaren Autorität des größten Mannes seiner Zeit.

War Luther durch den Inhalt seines Wesens, durch den Glauben an seine göttliche Mission, die er auch durch das geschriebene Wort zu üben in seinem Gewissen gedrungen war, zum Schöpfer einer Litteratursprache berufen, so standen ihm dafür Eigenschaften zu Gebote, die aus ihm das machen mußten, was die deutsche Schriftsprache dieser Zeit bedurfte, wenn sie in dem Kampf zwischen Tod und Leben, der eigentlich noch immer ihr drohte, den Sieg für eine unabsehbare Zukunft gewinnen sollte.

Das erste ist seine Herkunft nicht aus der armseligsten und zertretensten, aber aus der in der eigentlichen Tiefe lagernden Volksschicht, aus dem Bauernstand. Für den Schriftsteller Luther bedeutete das die Mitgabe eines unerschöpflichen Schatzes der naivsten und gesundesten Sprachbilder, wie sie dieser Stand in seinen sprichwörtlichen Redensarten, seinem überlieferten Gute in Lied, Spruch und Schwank selbst vor dem Bürgerstande voraushatte. Sein vom Knabenalter an auch äußerlich so bewegtes Leben hat Luther dann mit den verschiedensten Menschen- und Gesellschaftsklassen in die engste Berührung gebracht, die seinem empfänglichen Geiste eine Fülle von Stoff in lebendigster Fassung zuführte, wie es keinem andern vor ihm geschehen war. Seine Stellung war auch darin zu einer einzigen geworden, daß er als der Gewissensrat des ganzen Volkes und jeder einzelnen Person in jeder Art von Angelegenheit erschien; er hat dieses Amt unablässig bis zu Ende seines Lebens ausgeführt, um daraus viel Ärger und Ungelegenheiten, aber auch einen Gewinn für seine Sprache davonzutragen, der nicht genug zu schätzen ist: eine ungemein lebendige Kenntnis aller möglichen deutschen Mundarten. Worauf es seiner Sprache ankommen mußte, läßt sich nicht anschaulicher bezeichnen, als er es selbst mit den Worten in seinen Tischreden gethan: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben mit der sächsischen und unseres Fürsten Kanzelei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache." Daß ihn Ober- und Niederdeutsche verständen, daß man in seiner Sprache nichts oder nichts von Belang finden sollte, was hier und dort einen fremdartigen und das Verständnis hindernden Eindruck machte, das war sein Ziel. Er setzte dabei ganz richtig voraus, daß es schon damals viele Niederdeutsche gab, die,

der hochdeutschen Schriftsprache mächtig, sie wenn auch nicht sprechen, doch verstehen konnten; für die anderen sorgte er selbst durch Übersetzungen seiner Bibel, Katechismen und Lieder ins Plattdeutsche.

Luthers Streben war, sich von allen mundartlichen Einflüssen ganz frei zu halten, und man muß sagen, daß von ihm zuerst unter allen deutschen Schriftstellern der Gegensatz zwischen dem Begriffe Mundart und, wie er es nennt, dem Gemeindeutsch der Schriftsprache verstanden und auch energisch ausgesprochen ist. Er erkannte die Nachteile der sprachlichen Zersplitterung Deutschlands recht deutlich, wenn er einmal meint, „daß die Leute in 25 Meilen Wegs einander nicht wohl können verstehen." Dabei ist es nicht bloß eine reine Liebhaberei, sondern sein gewöhnlicher Instinkt, wenn er die oberdeutschen Mundarten entschieden zurücksetzt gegen die mittel- und niederdeutschen. „Die oberländische Sprache", meint er, „ist nicht die rechte deutsche Sprache, nimmt den Mund zu voll und weit und lautet hart." Österreicher und Baiern, besonders die letzteren, „was grobe Baiern sind", kommen sehr übel weg, aber auch die Franken „reden grob mit unbehobelter Zunge." Dagegen behagte ihm der weichere Tonsatz der mitteldeutschen Mundarten, zumal der hessischen, noch mehr aber das Niederdeutsche, wo es, wie z. B. in der damals noch völlig niederdeutschen Mark, so leicht und geschmeidig von den Lippen rollte; „man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet", meint er. Trotzdem sind doch nur wenig Elemente niederdeutschen Stammes in seine Sprache übergegangen, und die vorhandenen fand er auch schon in der Gemeinsprache vor, so daß er sie für ein allgemein verständliches Sprachgut halten konnte.

Drei leitende Gesichtspunkte sind es, die Luther mit mehr oder minder klarem Bewußtsein, immer aber mit unverdrossener Gewissenhaftigkeit bei der Selbstkorrektur oder in der immer größeren Ausbildung seiner Sprache befolgte: die Rücksicht auf die sachliche Richtigkeit seines Ausdrucks, vor allem in dem eigentlichen Bereich des Glaubens, in Bibelübersetzungen und Katechismen, die Rücksicht auf die Gemeinverständlichkeit, der er wieder in den Übersetzungen staunenswerte Mühe zuwandte, und die Verbesserung der äußeren Sprachform, die Veränderungen in dem Lautstand, den Flexionen u. s. w.

Von all dem, was man als die typischen Züge in der Schreibweise des Mitteldeutschen ansehen darf, hat er sich von Anfang an frei gehalten. In seinen frühesten Schriften finden sich keine Spuren mehr von i für ei, u für au wie win für wein, hus für haus, tusent für tausend, die sinnlosen Doppelschreibungen konsonantischer Laute, worin die Gemeinsprache schwelgte, hat er nach und nach

beseitigt, wenn er gleich später wieder Doppelungen am Wortende wie „Mann", „kann" zuließ, auch die Doppelungen im Inlaut vor Konsonanten wie „sollte" statt „solte" fast ganz ausgemerzt, konsequenter daneben als irgend einer „Mann" von „man" und „das" von „daß" geschieden, womit er ja auch durchgedrungen ist. Von eigentlichen, seiner heimischen Mundart anklebenden Besonderheiten suchte er sich mit Bewußtsein los zu machen, und in manchen Stücken wie ver statt vor ist ihm dies auch gelungen. Die Schreibung f und v bedeutet bei ihm und in der ganzen damaligen Sprache dasselbe; er zieht insbesondere vor dem Vokal u f vor wie „voll" und „fülle." Im Inlaute ist schon bei ihm außer in „frevel" überall f die Regel. Nach 1530 hat er seine Feder so sehr gewöhnt, daß kein einziges vor seiner Hand mehr entschlüpft. Anderes hat er weniger streng genommen, hie und da auch am alten festgehalten, ohne damit wie bei „mugen" für „mögen" durchzudringen.

Man kann nicht sagen, daß Luther ein besonderer Liebhaber des h als bloßen Dehnungszeichens sei, wie es seit dem 15. Jahrhundert überall in Deutschland massenhaft wieder hervorbricht, aber er hat doch dabei wenig Konsequenz geübt, dagegen hat er sich von einer andern schwerfälligeren, aber eben deshalb damals gerade sehr beliebten Bezeichnung der Längen mittelst Verdoppelung des Vokals fast ganz frei gehalten, wobei ihm sein ie und sein h zustatten kam. Die Unarten seiner Heimat los zu werden, für die b und p wie d und t gleich klangen, ist er redlich bemüht gewesen, obwohl es ihm hier nicht so wie anderwärts gelang; für die Schreibung „deutsch" steht er fast allein in seiner Zeit, aber sein Ansehn und nichts anderes ist es gewesen, das endlich, freilich erst im 18. Jahrhundert, unbestritten der Form „deutsch" den Sieg verschaffte. In den Anfängen seiner Schriftstellerei wimmeln seine Schriften noch von den stärksten Abkürzungen, synkopierten und elidierten Wortformen, später hat er sie vermieden; auch ist er es gewesen, der die Formen „war" statt „was" und „gewesen" statt „geweſt" zum vollständigen Siege gebracht hat. Selbst in dem unentschiedenen Streit zwischen scheinbar gleichberechtigten Gestaltungen hat er es verstanden auf lange hinaus, zum Teil auf immer den Ausschlag zu geben, wie z. B. in den Diminutivendungen auf lein; später führt er auch die Vorsatzsilbe ge-, die er anfangs verlassen, in Massen wieder ein.

Aber alle diese Dinge waren für Luthers sprachliche Stellung wenig entscheidend; was ihm in den Augen seiner Zeitgenossen maßgebende Autorität verschaffte, war sein Wortvorrat und das, was er sorgfältig sichtend mit Rücksicht auf die Gemeinverständlichkeit dem

Gesamtgut der Gemeinsprache zugeführt hat. Der größte Teil der Worte, die anderen an ihm fremdartig vorkamen, sind mitteldeutsch und nur in diesem lebendig, wenn auch manches wie das vielberufene „Gerüchte“ schon vor ihm bis nach Augsburg gedrungen war. Wir besitzen dafür ein Zeugnis in einem Nachdruck des Neuen Testaments von einem Baseler Drucker aus dem Jahre 1523, worin derselbe alle ausländischen Wörter Luthers auf „unser Deutsch“ d. h. auf Schweizer Deutsch anzeigt; er rechnet dahin Wörter wie: alber, plötzlich, erhaschen, eitel, fühlen, gehorchen, Getreide, Götze, heiraten, Kahn, Morgenland, Schoß u. a.

Unter allen Deutschen, die jemals geschrieben, hat Luther mit der größten inneren Lust und mit sichtbarem Behagen der volkstümlichen Neigung, ohne Hilfe einer deutschen Grammatik ganz seinem Sprachgefühl nachgegeben und damit sich immer mehr dem großen Ziele genähert, eine Sprache zu schaffen, die ein treuer Spiegel des gemeinsamen Sprachbewußtseins der ganzen Nation darstellte. Alles ist bei ihm im Werden, in stetigem Fluß, sein Lexikon, Satzbau und Stil sind in lebendigster Bewegung, wenn auch nach und nach die Strömung etwas gemäßigter wird. So gewaltig erschien seine Schöpferkraft, daß selbst seine Gegner sich vor derselben beugten. Kam es doch bald so weit, daß gerade in den Schulen der Jesuiten diejenige der deutschen Grammatiken mit Vorliebe gebraucht ward, in der zuerst unumwunden Luther als die einzige Autorität der gebildeten Schriftsprache anerkannt ward, daß Jesuiten und Jesuitenschüler nach Beispielen wie: „erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur des Papstes und des Türken Mord“ die Regeln der deutschen Sprache lernten.

Nach und nach wurden auch die ablehnenden Sprachgruppen und Kreise mit in die allgemeine Bewegung hineingezogen. War zunächst der Schweizersprache durch den Gang der Reformation die Möglichkeit abgeschnitten, sich neben der hochdeutschen Gemeinsprache zu entfalten und durch den Calvinismus die zwinglische und Züricher Richtung zu einer landschaftlichen Sonderheit herabgedrückt, so fingen die meisten Schweizer auch bald an sich der Flitter besonderer Eigenart zu entledigen und die Gemeinsprache in mehr oberdeutscher Färbung mit einigen Zugeständnissen an die örtliche Umgebung zu schreiben.

Eine ähnliche Erscheinung trat auch im Norden der hochdeutschen Sprachgrenze hervor. Als der talentvollste Schriftsteller dieser Zeit, Thomas Kantzow aus Stralsund, seine großartig angelegte pommersche Geschichte, statt sie in ihrer Urgestalt niederdeutsch zu lassen, in das

eigentliche Gemeinhochdeutsch lutherischer Fassung umschrieb und so herausgab, da war damit das Schicksal des Niederdeutschen gleichsam im voraus angedeutet. Mochten immerhin unter Luthers Augen und mit Hilfe seines niederdeutschen Freundes Bugenhagen Bibel, Katechismen und Lieder in eine Art niederdeutscher Gemeinsprache umgedruckt werden, mochten viele einzelne und Körperschaften, viele Städte wie z. B. Hamburg noch lange (bis 1603) an ihrer heimischen Sprache festhalten, es blieb dabei, daß die Frage des Zurücktretens des Niederdeutschen in die bescheidene Stellung einer Mundart eine bloße Zeitfrage werden mußte, wenn die lutherische Lehre auf die Dauer den Sachsenstamm gewinnen werde. Eben weil nun dieses Gebiet, das größte Deutschlands, von der Reformation behauptet ward, konnte es zugleich die rechte Heimstätte des lutherischen Neuhochdeutsch werden; auch ist derjenige Schriftsteller, in dem ein Strahl der Geistessonne Luthers unter allen am schönsten und reinsten sich spiegelt, der nächst Luther das beste Neuhochdeutsch schrieb, ein echter Niederdeutscher gewesen: Johannes Arnd. Die Zumutung, des hochdeutschen Schriftausdrucks mächtig zu werden, mochte selbst für einen Niederdeutschen nicht so hart sein, wie man es sich leicht vorstellt, da wenigstens in den Grenzgebieten und an den Höfen der schriftliche Verkehr der gebildeten Weltleute nach dem Süden in der hochdeutschen Gemeinsprache, so gut sie jeder zu handhaben verstand, geführt zu werden pflegte. Als Luther 1531 dem Rat der echt niederdeutschen Stadt Göttingen, der wie fast alle andern Städte des Nordens seinen Briefwechsel mit ihm in leidlichem Hochdeutsch zu führen wußte, einen oberdeutschen Franken als Pfarrer sandte, sagte er dabei: „ob er nicht sächsischer Sprache ganz sein wird, hoffe ich doch, er solle wohl zu vernehmen sein, weil auch zu Braunschweig oberländischer Sprache Prediger angenehm sind."

Um wenigstens ein annäherndes Bild zu geben, wie sich in Niederdeutschland die Sprachverhältnisse entwickelten, wenden wir uns der entlegensten Landschaft, dem Herzogtum Schleswig, zu, wo Niederdeutsch, Friesisch und zum Teil Dänisch von dem Sprachwechsel betroffen wurden und der letztere nach einer Richtung hin d. h. in Bezug auf das Zurückdrängen der dänischen Mundart sehr nachteilig wirken mußte.

Wie überall im Norden, so begann auch hier die Reformation der Sprache von oben, von den Höfen, den eigentlichen Sitzen der Gemeinsprache. Die Fürsten und Beamten, die z. B. in Wittenberg studiert, gaben den Ton an, ihnen folgten Ritterschaft und Prälaten, demnächst veränderten die Gerichte ihre Sprache, dann erst bahnte

sich das Hochdeutsche den Weg zur Kirche und zuletzt auch in die Schule; das eigentliche Volk blieb davon unberührt, lernte es nur zum Teil verstehen, aber nicht reden. Der Sohn Friedrichs I., Christian III., begann schon früh in seinen Erlassen hochdeutsch zu schreiben; 1544 ist noch eine Beschwerdeschrift der Stände niederdeutsch, die Antwort des Königs und seiner Brüder schon hochdeutsch. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, genauer bis zum Jahre 1560, kommt Niederdeutsch noch immer als Regierungssprache vor, nach 1560 verschwindet dasselbe vollständig aus den Erlassen; alle öffentlichen Schreiben, gleichviel ob an friesische, plattdeutsche oder dänische Gebiete gerichtet, sind auf hochdeutsch abgefaßt. Im Jahre 1564 folgten auch die Stände in ihren Verhandlungen dem von der Regierung gegebenen Beispiele und vertauschten das Plattdeutsche mit dem Hochdeutschen. Etwas längere Zeit verging, ehe dasselbe auch von den Gerichten, namentlich von den niederen Hardesthingen angenommen ward; seit 1600 verschwindet jedoch auch hier das Niederdeutsche mehr und mehr, am spätesten in der Harde Tondern, wo es bis zum Jahre 1672 reicht.

Den gleichen Schritt hielten auch die Städte; meist wechselten die Stadtschreiber in den Protokollen die Sprache im Beginn des 17. Jahrhunderts, und eigentümlich ist es zu sehen, wie noch bis in den dreißigjährigen Krieg hinein niederdeutsche und hochdeutsche Formen durcheinander gehen. Erst damals drang auch das Hochdeutsche in die Kirche ein.

Bisher waren nur plattdeutsche Bibeln, von denen die letzte 1621 erschien, im Gebrauch gewesen; noch 1635 gab ein Flensburger Prediger ein plattdeutsches Altarbuch heraus, aber das geschah zu einer Zeit, wo das Hochdeutsche schon nahe daran war, sich der Kirche zu bemächtigen. Aus den Kirchenbüchern läßt sich schließen, daß in dem südlichen Schleswig mit dem Jahre 1645 der entscheidende Wendepunkt eintrat, nachdem schon Jahrzehnte vorher in den Städten mit der Berufung fremder Prediger das Hochdeutsch zu Ehren gelangt war. So weiß man, daß in Flensburg schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts von einem holsteinischen Prediger, Fr. Dame, der zuerst plattdeutsch geredet, Hochdeutsch eingeführt ist. Wo einzelne Diener der Kirche versuchten gegen den Strom zu schwimmen, mußten sie bald dem Drängen der Behörden weichen. So ward 1678 ein Küster in Ostenfeld bei Husum von dem gottorpschen Superintendenten entsetzt, weil er nur plattdeutsch singen konnte und wollte, und dem Prediger daselbst auf Befehl der Herzogin-Witwe Maria Elisabeth von Gottorp, die als kursächsische Prinzessin

des Niederdeutschen nicht kundig war, die Wahl gelassen entweder sein Amt niederzulegen oder hochdeutsch zu reden. Auch der Hofprediger Paysen, ein Friese, wurde 1660 entfernt, da er hochdeutsch nicht zu predigen vermochte, und nach Hattstedt versetzt, wo er bis an seinen Tod 1679 seiner alten Weise treu blieb. So begreift es sich, wie Olearius 1665 sein hochdeutsches „Altarbuch" mit den Worten einleiten konnte: „Die meisten Prediger verrichten ihre Predigten und Gottesdienste jetzo nicht in niedersächsischer, sondern in hochdeutscher Sprache."

Damit war die einst so angesehene Sprache allmählich von den Landesherrn, den Rittern, den Gerichten und endlich auch von der Kirche verstoßen; sie hatte hier wie in ganz Norddeutschland dreihundert Jahre als öffentliche Sprache geherrscht, um jetzt nach und nach die gering geachtete Sprache des niederen Volkes zu werden. Fortan mußte der Bauer und Bürger an Festtagen mit seinen Sonntagskleidern auch die hochdeutsche Sonntagssprache anziehen, um Gottesfurcht für die ganze Woche zu lernen, und er that dies auch bald sehr gern, weil die hochdeutsche Form der gottesdienstlichen Feier, die Sprache seiner Bibel und seines Katechismus ihm vornehmer und feierlicher vorkommen mußte, als seine heimische hinter dem Ofen.

H. Rückert: Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Leipzig 1875. — A. Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. Heilbronn 1888. — F. Kluge: Von Luther bis Lessing. Straßburg 1888. — A. Sach: Zur Frage der Germanisierung Schleswigs. Litter. Beilage zur Hamb. Nachr. 1888.

9. Die lutherische Geistlichkeit im 16. Jahrhundert.

Reich sind die Segnungen, die seit viertehalbhundert Jahren aus den evangelischen Pastorenhäusern in Stadt und Land dem deutschen Volke zugeflossen sind. Abgesehen von dem sittlichen Einfluß, den zumal auf dem Lande das Volksleben durch Lehre, Zucht, Ermahnung und gutes Beispiel von daher empfing, gibt es kein Gebiet, sei es der Poesie, Kunst und Wissenschaft, sei es des Unterrichtswesens, sei es irgend ein bürgerliches Berufsfeld, wo nicht hervorragende Namen glänzen, deren Träger ihre Wiege und ihre erste Erziehung in einem stillen, armen, evangelischen Pastorenhause hatten.

Aber auch dieser Stand hat sich erst allmählich aus dem Schmutz und der Verkommenheit der mittelalterlichen Kirche herausarbeiten müssen. War doch das Material, das Luther und Melanchthon vorfanden, so schlecht als möglich!

Wie übel es um den geistlichen Stand bestellt war, ersieht man aus fast allen zeitgenössischen Berichten. „Nicht die Scheingründe der Prädikanten", sagt der Jesuit Faber, „tragen die Schuld an der Auflehnung so vieler gegen den wahren Glauben; der eigentliche Grund liegt in dem überaus ärgerlichen Leben der Geistlichkeit. Gott weiß, ob sie hier in Worms nur zwei oder drei Priester haben, die nicht in unerlaubter Verbindung leben oder öffentlich anderen Lastern ergeben sind." Mit dem Verfall der Zucht und Sittlichkeit hielt die Lehrpflicht meist gleichen Schritt und neigte, von der Wissenschaft und Berufsweihe verlassen, mehr und mehr zum Gemeinen und Pöbelhaften. Wie konnte auch der oft schuldbewußte, von Kebsweibern, Kindern und habgierigen Verwandten umlagerte Pfarrer mit Eifer und Begeisterung für seine Gemeinde sorgen? Man erschreckte daher entweder die gläubigen Schafe durch das Bild des Teufels, durch Hexen und Unholde oder belustigte sie durch zeitvertreibende Possen und tolle Heiligengeschichten. Der eine erzählte Schwänke von St. Peter, wie er die Wirte betrogen habe,

der andere schrie wie der Kuckuck, der dritte schnatterte wie die Gans. Die Oberbehörden waren blind bei solchem Unfug, teils, weil sie in der Regel den weltlichen Freuden nachjagten, teils infolge des schmählichen und dennoch bequemen Bildungs- und Unterrichtsganges. Denn nur zu oft hatte der künftige Pfarrer als Bachant und Schütze unter Betteln, Stehlen und Betrügen die deutschen Gaue durchzogen, schlecht vorbereitet, die wenig anziehenden Vorträge der Lehrer der Hochschulen angehört und, von den Streifzügen unter Not und Armut zurückkehrend, seine einzige Sorge auf möglichst schnelle Beförderung gerichtet.

Die Berichte der ersten Kirchenvisitationen bieten Urkunden traurigster Zustände und zeugen zugleich von dem Ernste, womit man Wandel zu schaffen bemüht war. Von einem Widerstreben Altgesinnter erfahren wir fast nichts; wo der eine oder andere bei dem Widerspruch beharrte, ward er entlassen, doch für seinen Unterhalt gesorgt. Aber groß war die Zahl derjenigen, die ohne tiefere Erkenntnis und Überzeugung die neuen Formen nur ebenso mechanisch wie vorher die alten handhabten, der Vorbildung für ein evangelisches Predigtamt ermangelten, auch wegen Alters und geistiger Untüchtigkeit nichts Besseres mehr hoffen ließen. In einem Dorfe des Amtes Torgau fand sich, daß der Geistliche, ein alter Mann, der dabei den Ruf eines großen Teufelsbeschwörers genoß, nicht einmal das Vaterunser und den Glauben geläufig hersagen konnte. In einem herzbewegenden Schreiben (1534) bittet Justus Jonas den Kurfürsten die Visitation in Meißen, wo die größte Not vorhanden sei, möglichst zu beschleunigen. „Ohne groß merklich Schaden und ohne Ärgernis kann es nicht abgehen, daß so viele hundert Papistenpfarrer dasitzen gesammelt, Papstes Hefe und Grundsuppe aus allen Ländern, und sind ihrer Lehr und Leben nicht verhört noch examiniert.“ Bekannt ist ja die Geschichte von dem Pfarrer in Rod an der Weil, der zu gleicher Zeit einem protestantischen und einem katholischen Dorfe geistliche Dienste leistete. Früh morgens hielt er im Chorrock eine lutherische Predigt in Rod, und eine Stunde später ging er in das Thal hinauf nach Hasselbach, um dort in der Stola Messe zu lesen. Erst taufte er protestantisch in Rod und dann katholisch in Hasselbach, traute nach Luthers Weise hüben, nach der des Papstes drüben. Und so ging es eine ziemlich lange Zeit. Die Visitatoren, die im Jahre 1536 erschienen, hörten die Geschichte zu ihrer besonderen Erbauung, fragten ihn, warum er solches gethan, und wollten ihm den Dienst aufsagen. Der Pfarrer aber entschuldigte sich damit, das Volk habe ihn gezwungen, auf beiden Achseln zu tragen, und

gelobte Besserung. Darauf ließ man ihm den Dienst. Schlimmer sah es noch anderswo aus. „Es ist große Klage über die Dörfpfarrer", sagt Dr. Cruciger von den Pfarrern um Leipzig; „sie wollen nicht deutsch taufen, wollen nicht Kommunion halten und treiben viel vorgefaßten Mutwillen." „Ihr glaubt nicht", schreibt ein anderer der Visitatoren von Thüringen, „daß wir hier in diesen Orten so viel barsch und grob ungelehrte Leute funden auf den Pfarren hin und wieder. Es sind ganz ungelehrte grobe Gesellen und dazu erzgroße Bösewicht und verzweifelt arge Buben, unter zweihundert kaum zehn gefunden, die nicht in öffentlichem Gefängnis gesessen haben und noch sitzen. Und unter denselben sind viel, welche Eheweiber, so ihren Männern entlaufen, bei sich haben. Etliche sind eine Zeitlang am Evangelio gehangen und um des Bauches und besserer Pfarre willen abgefallen; etliche haben sich zu dem Evangelio gethan und sich in den Ehestand begeben, welches sie danach gereut, haben die Eheweiber von sich gethan, damit sie frei Pfaffenleben führen möchten." Auch der Stand tüchtiger und ehrbarer Pfarrfrauen mußte sich gleichfalls erst bilden, ehe ein geordnetes eheliches Leben und der Segen der Familie ihren Einfluß auf die sittliche Hebung der Geistlichkeit Einfluß gewinnen konnte; anfangs aus sehr gemischten Bestandteilen hervorgehend, konnten sie zur Erhöhung des amtlichen Ansehens des Pfarrherrn nichts beitragen und verleugneten gar nicht, daß sie vom Butterfaß oder vom Waschfaß oder aus der Küche weg zu ihrer Würde befördert waren.

Unwissenheit, Unzucht und Trunk, das waren die drei Hauptgebrechen, die wir zu Anfang der Reformation an den Geistlichen überall hervorgehoben finden. Die unglaubliche Unkenntnis der Religionslehrer in Kirche und Schule veranlaßte die sächsischen Visitatoren, zunächst wenigstens Luthers „Unterricht an die Pfarrherrn" und sein „Taufbüchlein" drucken und verteilen zu lassen. Welch schwere Arbeit und anfänglich erfolgloses Mühen die ersten Superintendenten hatten, sieht man aus allen amtlichen Berichten, die uns erhalten sind. „Etliche leben", heißt es von den Thüringern, „ehelich und ehrlich, etliche unehelich und unehrlich. Der eine lehrt so, der andere so; der eine macht's deutsch, der andere lateinisch." „Sie halten sich", lautet ein Bericht aus Hessen, „in ziemlicher Zahl übel, führen böses, ärgerliches Leben, beladen sich mit Vollsaufen, Spielen, Wuchern, raufen sich in den Zechen mit den Leuten." Und nicht gleich waren diese Laster abzustellen; die Klagen darüber verstummen sobald noch nicht, wenn es auch feststeht, daß von jener anstößigen Lebensweise, womit ein so großer Teil der

römischen Priesterschaft dem Volke Ärgernis gab, die protestantische Geistlichkeit in ihrer allergrößten Mehrheit sich fernhielt.

Noch immer kamen freilich genug Beispiele von Ausnahmen vor bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hin. War es doch sogar Sitte, daß die Landpfarrer den Bierschank betrieben und die Bierwirte abgaben! Im Jahre 1561 legte der Schloßprediger Stigel in einem Schreiben an den Herzog von Sachsen das Bekenntnis ab, der leidige Satan habe, nachdem er 14 Jahre im Pfarramt gewesen, sein Teufelsspiel mit ihm getrieben und ihn zum „Vollsaufen" gebracht, besonders aber in den letzten sechs Jahren, seit er auf dem Grimmenstein gewesen, ihm dermaßen zugesetzt, daß er nun entschlossen sei, Amt und Weib und Kind zu verlassen und nie wieder nach Thüringen zurückzukehren. Er war aber noch nicht weit gekommen, als er wieder umwandte und gelobte, in den nächsten zwei Jahren außer beim Abendmahl keinen Tropfen Wein zu trinken. Noch von Dr. Selnecker († 1592) hören wir über seine Amtsbrüder die erbauliche Schilderung: „der meiste Teil der Wächter ist blind; sie gehen dahin wie eine blinde Kuh, wo sie ihres Herzens Lust treibt, wie man an den Papisten hat gesehen, zur Völlerei und guten Schlampamp, wie man an unsern Herrlein erfährt; denn in den Sünden, die sie am meisten sollten strafen, Ehebruch, Sauferei und anderen Lastern stecken sie bis in die Ohren. So ist das Leben gar fern von der Lehre, daß man schier nicht mehr weiß, wo man einen feinen Mann, Lehrer oder Pfarrer finden solle, der nicht große Laster auf sich hätte."

Wer die damalige Verwilderung in den unteren Schichten des Volkes kennt, die zum großen Teil eine Folge des unglücklichen Bauernkrieges war, wird sich über diese Zustände nicht wundern. Die Reformatoren wie die Fürsten waren gezwungen, von den früher römischen Priestern beizubehalten, was nur einigermaßen brauchbar schien, und auch sonst das Material herzunehmen, wo sie es fanden, um nur das Kirchenwesen auf dem Lande aufrecht zu halten. Da konnte es nicht fehlen, daß es namentlich unter den Dorfpfarrern ein zum Teil armseliges, liederliches und unwissendes Proletariat gab, das ohne akademische Bildung aus allen Berufsklassen sich rekrutiert hatte. So war der Pfarrer zu Moschleben ein Knochenhauer gewesen, der zu Wiegleben ein Leinweber, der Kaplan zu Weimar ein Kürschner, der Pfarrer zu Warza ein Böttcher, der zu Kirschroda ein Ziegeldecker, der zu Tringleben ein Barbiergeselle. Man versteht daher auch, wie Erasmus Sarcerius († 1559) schreiben konnte: „Sonst sind viel Kirchendiener, voraus auf den Dörfern, die wenig oder

gar nicht studieren oder schreiben, trösten sich, daß ihre Zuhörer seien schlecht und einfältige Leute, die mit jeder alten Fabel zufrieden sein müssen." Die Geistlichen standen mitten unter einem rohen und sittlich verwahrlosten Volk, das, wie Luther in der Vorrede zum kleinen Katechismus sagt, als das „liebe Vieh und unvernünftige Säue" dahinlebte. Während des Gottesdienstes ward oft der ärgste Unfug getrieben; man erlaubte sich, dem Prediger laut zu widersprechen, man schloß mitten unter der Predigt einen Plauderkreis und unterhielt sich wie im Wirtshaus. Die Bauern brachten Bierkrüge mit und tranken einander zu. Pastoren, die sich das nicht gefallen ließen oder das unsittliche Wesen auf der Kanzel straften, mußten es oft schon auf dem Wege aus der Kirche büßen. Der Bauer steckte tief in sittlichem und in äußerlichem Schmutz, war von schwerem Frondienst bedrückt und, fast zur Bettelarmut verdammt, für alle höheren Interessen abgestumpft. So kam es, daß die Reformation, anstatt die Zügellosigkeit des Volkes sogleich dämpfen zu können, sie anfangs noch fördern mußte. Es war ihr ja unmöglich, alsbald eine feste evangelische Kirchenzucht zu schaffen als Ersatz für den Wegfall des Bannes und alles dessen, was unter dem Papsttum den gemeinen Mann noch in Scheu gehalten hatte.

Es begreift sich, daß nur unter ungeheuren Schwierigkeiten und ganz allmählich die Dinge besser werden konnten durch Heranbildung eines wissenschaftlich tüchtigen und sittlich gediegenen Pastorenstandes und unter Eingreifen der Fürstengewalt, die das Kirchenregiment in die Hand genommen hatte, Kirchenvisitationen abhalten ließ, Konsistorien und Superintendenturen gründete und für regelmäßige, wenn auch kümmerliche Einkommen Sorge trug. Am wirksamsten für die geistige Hebung und Bildung der Pastoren zeigte sich in der That die Fürsorge einsichtsvoller Fürsten; allen voran suchten das kurfürstliche Haus Sachsen, Würtemberg, Hessen, Braunschweig und die Pfalz auf Schulen und Universitäten durch Stipendien und Stiftungen ein wissenschaftlich geschultes Geschlecht für das kirchliche Amt heranzuziehen. Indes haben auch die besten Fürsten sich nicht gescheut, den Löwenanteil an den geistlichen Gütern in Anspruch zu nehmen; von andern Herren ward vollends geraubt und eingezogen, was nur irgend zu erreichen war. Schon Luther klagte vielfältig darüber, daß die Fürsten und Herren nur darum reformieren ließen, damit sie durch die Klöster sich bereicherten und dieselben zu ihren Domänen schlügen. Wo die guten Stiftungen alle geblieben, sagt ein anderer, möge Gott wissen. Daher die erbärmliche materielle Stellung des größten Teils der evangelischen Pastoren, ein Zustand des Darbens,

des Mangels an dem Notwendigsten, des Kummers und der Sorge um die Erziehung der Kinder, um die Versorgung der Witwen und Waisen, davon so viel tausend evangelische Pfarrhäuser jener Zeiten Ergreifendes zu erzählen wissen. „Man gibt den Pfarrern nicht", sagt der Superintendent von Weißensee, „was man schuldig, entzieht ihnen ihre Pfarrgebühr und Gerechtigkeit. Etliche von Adel nehmen zu sich Pfarrgüter, auch Vikarien, lassen etliche Pfarren wüst liegen; die Klöstergüter werden von den Schlössern eingezogen, aber die Pfarrer unversorgt gelassen. Summa, es geht alles unordentlich zu auf dem Lande in Dörfern, was die Religion betrifft, und ob ichs schon den Edelleuten schreibe, geben sie mir keine Antwort. Auch mit den Kirchengütern wird wahrlich übel gehandelt. Die Obrigkeit in den Städten thut nichts für die Kirchengebäude und Reinigung derselben vom päpstlichen Gerille." So hatte wohl Luther recht, wenn er den Edelleuten, die in der Plünderung der Kirchengüter vorangingen und dennoch von ihm tüchtige Pfarrer forderten, schrieb, daß man nicht Pfarrer malen könne, wie sie gern hätten; sie sollten Gott danken, daß sie das reine Wort Gottes aus einem Buche möchten buchstabieren hören. Wer den Edelleuten eitel Doktor Martinus und M. Philippus auf solchen Betteldienst schaffen könne?

Wie in niederdeutschen Landen es mit einem Geistlichen, der studiert hatte, bestellt war, kann man aus einem höchst merkwürdigen und wenig bekannten Schreiben eines Pfarrers aus der Landschaft Angeln im Schleswigschen sehen, welches derselbe im Jahre 1578 an den Generalsuperintendenten Paul von Eitzen richtetete.

„Würdiger Herr Doctor, gude Herr Superintendens, gude fründt! Würdige Herr Doctor! Ick arme unwürdige diener des göttlichen wordes, wahnhaft tho Leuth, mit nahmen Johannes Christiani, wünsche juwe Würden veel glück unde heil in juwem amte an lief un seel tho erholden in ewigkeit. Unde kan juwe Würden nich bargen, dat ick arme Re, mi, fa, sol, la, Johannes Christiani, hebbe hier tho Leuth eene tidtlang gewahnet unde hebbe 5 söhns unde 3 döchtern, de willen eten, unde tho Leuth is nich veel, brod is da nich, beer is da ock nich, unde de köffte kruck is bald uth; de alles op eenen söfsling hebben schall, de schall ehn tügniss gewen. Mine kinder schölen tho Ostenfeld den luden under de föte liggen, beter konden se nu arbeit dohn. Darum kan juwe Würden mi de karke tho Boël wohl gönnen: truwet juwe Würden mi 2 karken tho, so konden Jy mi ock wohl de eene dar tho truwen. Ick hebbe lange genog twischen Leuth und Tarstede fleuten gahn: latet eenen jungen lecker ock

so lang lopen, denn ick hebbe sowohl tho studium gestahn as der eener. Jy hebben 900 Mk. binnen Schlefswig, da Juw neen schnee edder stoff under de ogen schleit, wenn Jy tho karken gahn. Darum mot ick korte predigen dohn, tweemahl de tein gebade is genog; wenn de weg nich so lang were, wolde ick den glowen unde de Sacramenta dartho seggen. Awerst se hebben mi de tein gebade nimmer bethalet: wat scholde ick thom glowen kamen? doch twischen Midtfasten unde unse lewe fruwen dach will ick den Catechismus in de hast overlopen unde all sünde verbeden. Grötet Barbara (Conjugem): ick will ehr de schokke kreffte (Krebse) schikken tho de 3 stieg eyer, welcke södder nich sint gedacht worden. Datum Leuth den 12. Febr. anno 1578. — Dem würdigen und gelahrten Herrn Doctor Paul von Eytzen, unwürdigem deener des göttliken wordes by Hartog Adolph tho Gottorp by der Schley. Minem günstigen fründ viscere et corde tho händen fründlich geschrewen.

Ein gar wunderliches und abschreckendes Bild von den lutherischen Geistlichen des 16. Jahrhunderts, insbesondere von dessen zweiter Hälfte an, empfängt man beim Einblick in die Sprache und die Kämpfe, die sie auf den Kanzeln und in den Streitschriften führten. Die scharfe, derbe, dabei volkstümliche Weise, die uns in Luthers Streitschriften entgegentritt, fand nur zu gelehrige Schüler.

Die deutsche Predigt hatte seit Berthold von Regensburg nicht geruht, im 15. Jahrhundert außerordentlich an Stoff und Umfang gewonnen und in Geiler von Kaisersberg einen Redner von weitreichendem Ruhme hervorgebracht, der seit 1478 die Kanzel des Straßburger Münsters beherrschte († 1510). Schon er hatte dem Bedürfnis nach drastischem Ausdruck allzuviel nachgegeben und durch schonungslose Satire seine Zuhörer unterhalten; seine Nachfolger teilten seine Fehler und fügten andere hinzu. Spitzfindigkeiten der Scholastiker, Ethik des Aristoteles, Heiligenlegenden, Verdammung der Ketzer, geistliche und ungeistliche Gelehrsamkeit, eine Menge satirischer und novellistischer, frivoler, unterhaltender und komischer Bestandteile, das war das Bild der Predigt, welches Luther vorfand. „Sie handelten auch nicht einen einigen Spruch in der Schrift, ja die heilige Schrift war gar zugedeckt, unbekannt und begraben", hören wir denselben klagen. Inhalt, Geschmack, Vortrag, Haltung, die ganze Persönlichkeit war meist roh und gemein. Da wollte einer das Tanzen als eine Teufelskunst beweisen mit folgendem Schluß: „Der Teufel sagt (Hiob 1, 7): ich habe das Land umher durchzogen d. h. ich bin rund herumgegangen. Das Tanzen geschieht rund her-

um, der Teufel aber gehet rund herum, folglich ist das Tanzen vom Teufel." Ein anderer suchte die Lutherischen wie folgt widerlegen: „Die verdammten Lutheraner wollen nicht glauben, daß der Leib und das Blut Christi in der geweihten Hostie gegenwärtig sei, denn, sagten sie, wenn es gegenwärtig sei, so würde man es ja sehen. Komm doch her, du Rindvieh! Ist es nicht wahr, wenn du eine Pastete mit Wildpret gefüllt vor dir hast, daß du alsdann sagest, das sei Wildpret, ob du gleich nicht siehest, was darinnen ist?" Wie abgeschmackt und lästerlich waren die Fragen, die man in den Predigten aufzuwerfen liebte, z. B. ob Gott auch Sünde thun könnte, wenn er wollte, ob er dasjenige wissen könne, was er doch nicht weiß, ob es ihm möglich sei die menschliche Natur weiblichen Geschlechts anzunehmen? Man denke ferner an die Gewohnheit des risus paschalis, des sogenannten Ostergelächters, wo diejenigen Prediger am gesuchtesten waren, die nach der sauren Fastenzeit am Osterfest das Volk am besten lachen zu machen wußten.

In mühsamer, strenger Arbeit an der Hand der Schrift hat Luther selbst aus den Verirrungen des Papsttums auch auf dem Gebiet der Predigt sich herausarbeiten müssen zu mustergültiger Höhe für sein Jahrhundert. Wie treffend hat er nachher das Richtige getroffen und ein wie feines Verständnis für das Bedürfnis und die Schwächen des Volkes verraten manche seiner Bemerkungen! „Dem gemeinen Mann und Haufen gefällt nichts besser, denn Gesetz und Exempel predigen, ihm ist auch nichts nutzer. Predigt von Gottes Gnade und vom Artikel der Justifikation (Rechtfertigung) ist in ihren Ohren kalt. Wenn man vom Artikel der Rechtfertigung predigt, so schläft das Volk und hustet, wenn man aber anfähet, Historien und Exempel zu sagen, da reckt's beide Ohren auf, ist still und höret fleißig zu." Aber wie schwer hielt es doch bei dem vorhandenen Material, da man sich anfänglich mit ehemaligen Priestern, Schulmeistern, ja mit Handwerksleuten, die nur lesen konnten, begnügen mußte, gute Prediger und erbauliche Predigten zu schaffen! Wie wird es mit deren Predigten ausgesehen haben, da man selbst in den Dörfern oft die Trefflichkeit eines Geistlichen nach der Menge unverstandener lateinischer, griechischer oder gar hebräischer Citate beurteilte? Beschwerten sich doch die Bauern zu Klettwitz in Sachsen über ihren Pfarrherrn, daß er nicht gelehrt genug predige, weil er keine lateinische Sprüche anwende! Als dagegen 1587 zu Langula der alte Pfarrer, der alles abgelesen hatte, gestorben war, baten die Bauern, man möchte ihnen einen solchen wieder geben, denn wenn einer seine Predigten so aus dem Kopfe hersage, so wüßten sie nicht, ob es

wahr sei oder nicht. Um nur ein Beispiel aus jener Zeit anzuführen, so führte der Pfarrer Striegnitz in Meißen in einer Predigt über den Propheten Jonas folgendes Thema aus: Wer dieser Jonas gewesen und woher er den Namen gehabt, wem er angehört und was er für einen Vater gehabt hat. Beim ersten Teil legt er dar 1. die alte Opinion von Jonas, 2. was sein Name bedeute, 3. wie er diesen Namen mit Recht geführt. Da wird denn eine Menge männlicher und weiblicher Namen hergerechnet wie Abraham, Isaak, Jakob, Moses, Gottfried, Ulrich und ihre Bedeutung erklärt, dabei immer die Mahnung hingefügt, auch nach diesem Namen zu leben. Nach einer Erzählung vom Papst Marcellus beginnt der Prediger dann seine Gelehrsamkeit in lateinischen Versen und Redensarten zu zeigen, die wie Kraut und Rüben durch einander wirbeln. Im zweiten Teil führt er aus, daß man die Namen der Voreltern weder verändern noch ablegen solle, wofür er den Beweis von Cicero, Josephus u. a. nimmt. Nach Zugabe mehrerer Historien folgt zuletzt kurz und rund der Schluß: „Genug für diesmal! Ihr habt gehört, 1. wer Jonas gewesen, 2. wem er angehört. Gott helfe, daß wirs behalten und selig brauchen mögen. Amen."

Viel Gutes haben die nach Luthers Vorgang bald auch von einzelnen anderen tüchtigen Lehrern herausgegebenen Predigtpostillen gewirkt, aus denen die Geistlichen, die selber nichts Taugliches leisten konnten, den Gemeinden vorzulesen pflegten. Und doch kamen auch da noch die albernsten Mißgriffe vor, wie z. B. Luther in den Tischreden eines Predigers gedenkt, der vor lauter armen Radspinnerinnen das Thema behandelt, daß es unrecht und wider Gott sei, wenn ein Weib für ihre Kindlein eine Amme nehme, und eines andern, der in einem Hospital für alte Frauen den Artikel von der Ehe ausgelegt. Luther konnte zuweilen ganz sarkastisch werden, wenn man von überall her sich an ihn wandte, um tüchtige Prediger zu erhalten, und noch dazu vorschrieb, was für Eigenschaften sie haben müßten. Er sandte sogar einmal dem Rat einer Stadt einen auf Papier gemalten stattlichen Prediger und schrieb dabei: „er sehe wohl, daß die Herren einen Prediger wollten gemalet haben, da schicke er denn einen, den möchten sie gesund brauchen." Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehren sich, zunächst in den Städten, die Namen beliebter und bedeutender evangelischer Prediger; erst nach und nach konnten die Kanzeln mit einem würdigeren Geschlecht besetzt werden, das nach Luthers Vorbild oder nach Melanchthons Anweisungen predigte und wieder den Nachkommenden treffliche Vorbilder bot.

Der Einfluß der Prediger war groß, aber ihre Kampfeslust, ihre Streitigkeiten über die Lehren vom Abendmahl und von der Rechtfertigung brachten einen gewaltigen Riß in die evangelischen Reihen und gaben zu der unglücklichen Wendung, welche die deutschen Dinge nahmen, die Hauptursache. Er könne so viel Thränen weinen über die Streitwut der Theologen, klagte Melanchthon, als Elbe und Weser Wasser hätten, seinen Schmerz erschöpfe es nicht. „Ihr Krieg", heißt es einmal in einer Denkschrift an den Papst, „ist unser Friede." Angesichts der Fehden erhob die niedergeworfene Kirche wieder ihr Haupt. Was konnten auch evangelische Prediger wirken, die keinen höheren Ruhm erstritten, als daß in ihren Lebensläufen bei der Leichenpredigt von ihnen gerühmt werden durfte, sie hätten die Calvinisten und Sakramentierer von Herzen gehaßt und wider sie gestritten? Nicht unzutreffend für viele damalige Prediger ist die Charakteristik, die der Dresdener Hofprediger und späterer Wittenberger Professer Urban Pierius von einem zelotischen Gegner entwirft: „er trete in der Woche einmal oder zweimal auf die Kanzel, bringe eine halbe Predigt zu mit Lügen, Lästern und Verdammung anderer Christen, schäume für Bosheit wie ein Eber, schnaube, bis ihm der Schweiß ausbreche, schreie, daß ihm der Hals weh thue, so bekomme er von seinen Zuhörern das Lob eines treuen lutherischen Predigers." Es waren eben die Streittheologen, welche jenen Zeiten so besonders charakteristisch sind, die sich selbst als „Organe Gottes", „der Kirche Augen", der „reinen Lehre Schild" bezeichneten, daneben aber den Melanchthon brandmarkten als „die Pest der Kirche" und seine Schriften als „giftig" verschrieen, den Calvinismus als des „Satans Auswurf" ausriefen und das bekannte Wort gegen den Papst, welches Luther den schmalkaldischen Fürsten zurief, nachäffend wiederholten: „der Herr erfülle euch mit dem Haß gegen die Calvinisten!" Es waren Theologen, denen „der heilige Geist nicht in Gestalt einer Taube, sondern als Rabe oder Geier erschienen war."

Seitdem Osiander in Königsberg eine besondere Auffassung der Rechtfertigungslehre kund gegeben, ward die ganze Gemeinschaft der Lutherischen in ungeheure Bewegung gesetzt. Seine Gegner sprengten aus, er werde von zwei Teufeln in Gestalt schwarzer Hunde begleitet, man predigte sogar, in ihm sei der Antichrist erschienen. Seine Anhänger gingen bewaffneter Hand einher, seine Gegner spieen vor denen aus, die in seiner Kirche gewesen, und es waren doch ihre Nachbarn und nächsten Freunde. Allen voran und als Haupt der strengen Richtung erscheint der frühere Freund und nachherige

große Feind Melanchthons, Matthias Flacius Illyricus, dessen ganzes Leben bis zum letzten Atemzuge († 1575) eine theologische Fehde war; dann Tilemann Heßhusius, der Eisenfresser, der, von den Gegnern auch Tollemann Geckhus genannt, überall, wohin er kam, erst mit Begeisterung aufgenommen und dann abgesetzt oder fortgejagt, in Goslar, Magdeburg, Rostock, Heidelberg und Wesel wirkte, von hier mitten im Winter mit den der Mutter beraubten Kindern von dannen zog in dem stolzen Bewußtsein, daß er wegen reiner Lehre und freien Bekenntnisses der Wahrheit halber in so große Beschwerung geraten, in Neuburg, Jena, Braunschweig, Königsberg und Helmstädt weilte, bis er, nachdem er die höchsten Kirchenämter bekleidet, endlich sein ruheloses Haupt zur letzten Stunde neigte und doch noch auf seinem Sterbebette bekannte († 1558): „Ich hätte die Sünder härter strafen und die Rottengeister eifriger widerlegen sollen." Ferner sein Kampfgenosse und Leidensgefährte Johann Wigand, der das theologische Klopffechten für ein Kennzeichen der Kinder Gottes nahm, behaftet mit einer adeligen Ehehälfte, über die er klagte: „mit sieben ihrer Art getraute sich einer die Hölle zu erstürmen;" dann Simon Musäus, zehnmal seines Amtes entlassen und als Meutenmacher von einem Ort zum andern verjagt, bis er bei den verstockten, halsstarrigen Mansfeldern starb (1576); Joachim Mörlin, der Abgott der Flacianer, wegen Streits mit dem Magistrat zu Arnstadt bei scheinender Sonne beurlaubt, nach Königsberg berufen, wo er Blitz und Donner vom Himmel beschwor auf das Haupt seiner Gegner und entweichen mußte, Frauen aber und Kinder für seine Zurückberufung in feierlichen Prozessionen daherwandelten († 1571); Caspar Aquila († 1560), ein ebenso rücksichtsloser Eiferer wider die Bierritter, Weinhelden und Sauköche als abgesagter Feind des Papstes, bei dessen Namen er, so oft er ihn auf der Kanzel nannte, jedesmal mit dem Fuße stampfte und einen Stoß that, daß man es in der ganzen Kirche hören konnte; Joachim Westphal († 1574), der Hamburger Superintendent und leidenschaftlicher Hasser der Calvinisten, den die Schüler Melanchthons einen groben, unbehauenen Klotz und Bärwolf nannten, und noch so viele andere Namen zweiten und dritten Ranges.

Es lebte in diesen lutherischen Pastoren etwas von dem kühnen, unabhängigen, alle Fesseln menschlicher Autorität sprengenden Geiste Luthers, aber freilich in karrikierter Form. Calvin hatte nicht unrecht, wenn er einmal ausrief: „O Luther, wie wenige Nachahmer deiner praestantia, wie viele Nachäffer aber deiner heiligen jactantia hast du nachgelassen!"

Auch bei den Behörden kam man bald über die eifrigen protestantischen Pastoren zu der Ansicht, die der alte Kurfürst zu Sachsen 1551 in einem Brief an seinen Sohn ausspricht: „es ist aber zu merken, daß sie gleich sowohl als andere Leut Menschen und keine Engel sind.“ Die Fürsten, welche es verstanden hatten, Ruhe im Reiche zu stiften, da ihre Übermacht die entgegenstrebenden Leidenschaften zurückhielt, erließen wiederholt auch strenge Erlasse gegen das Eifern und Streiten, namentlich auf den Kanzeln, aber sie vermochten zum großen Schaden der Entwickelung der evangelischen Kirche nicht diesen erhitzten Fehden Einhalt zu thun.

Ängstliche Sorge um der Seelen Seligkeit ist ja ohne Zweifel der aufrichtige Beweggrund bei jenen häßlichen Streitigkeiten gewesen, aber die Geistlichen suchten die Bedingung der Seligkeit weniger im reinen Leben als in der reinen Lehre und verstiegen sich sogar zu der Behauptung, daß gute Werke (im sittlichen Sinn) zur Seligkeit geradezu schädlich seien. „Wie wird sich die Nachwelt wundern“, rief Melanchthon klagend aus, „daß es ein so rasendes Jahrhundert gegeben, wo solcher Unsinn Beifall finden konnte!“ So fielen denn die Zeloten wütend über jeden her, der sich der geringsten Abweichung in der Lehre schuldig machte. Um zu zeigen, wie furchtbar ernst es den Leuten damit war, wollen wir nur ein Beispiel mitteilen, welches sich an jenes berüchtigte Konfutationsbuch der jenaischen Eiferer knüpft. Dasselbe sollte das Handbuch aller Geistlichen werden, mit dem sie die Ketzer widerlegten und wie mit dem Schwerte die hundertköpfige Schlange so vieler Irrlehren töteten. Die Prediger im Lande seien stumme Hunde und Heuchler, die müßten aus dem Schlafe geweckt, den Studenten in Jena ein Haß gegen alle Ketzereien eingeflößt werden, damit sie, wenn sie in Ämter kämen, dagegen zu schreien nicht ermüdeten. Nach diesem Konfutationsbuche, das zum Landesgesetz erhoben ward, mußten die Prediger predigen und die Beichtkinder examinieren, jeder Professor der Universität sollte es unterschreiben oder das Land räumen. Wie die Verfasser selbst sagten, sollte damit allen verdächtigen Theologen das Messer an die Kehle gesetzt, der Fuchs aus dem Loche herausgetrieben und jeder vor die Entscheidung gestellt werden: „friß Vogel oder stirb!“

Das Schicksal der Jenenser Theologen Victorin Strigel und Andreas Hügel, die sich mit der schärferen Fassung, die Flacius dem von ihnen ausgearbeiteten gefährlichen Buche gegeben, nicht befreunden wollten, ist bezeichnend für die Unduldsamkeit und Gewaltsamkeit, die damals selbst die höchsten Kreise erfüllte.

Die jenensischen Eiferer und ihre Gegner.

„Die jungen Fürsten zu Sachsen", schreibt Dr. Justus Jonas am 23. April 1559 an den Herzog Albrecht von Preußen, „haben Victorin Strigel bei Nacht in der Stadt Jena überfallen und samt dem Superintendenten des Orts, Magister Andreas Hügel, gefänglich, wie man Dieben und Mördern thut, wegführen lassen wider aller Universitäten und Gelehrten alte löbliche Privilegien und von allen Kaisern hochbestätigte Freiheiten, welche verordnen, daß ein jeder Gelehrte oder Student vor keinem andern Richter denn vor seinem Rektor anfänglich zu beklagen sei, wenn auch gleich die Verwirkung eine peinliche Klage mit sich brächte. Aus welchem allen klar ist, daß dieses sich nicht mit den Privilegien unseres Standes vereint, daß man bei Nebel und Nacht unerwarteter Sache ohne eine Citation mit gewappneter Hand in eine Universität einfällt, die Professoren schimpft und endlich gar von dannen führt. Am heiligen Ostertage nämlich hat man an die hundert Hakenschützen, desgleichen an fünfzig oder sechzig Pferde, unter welchen jedoch keiner vom Adel gewesen, in Weimar auf den Abend sich rüsten lassen, ihnen aber nicht angezeigt, wem oder wohin es gelte. Denn man hat diese Dinge sehr heimlich gehalten und derenthalben zwei Tage zuvor auf der Straße zwischen Weimar und Jena gestreift, den Boten alle Briefe genommen und erbrochen, auch etliche Wandersleute, unter welchen der junge Dr. Cornarius, untersucht und wieder zurück in die Stadt Weimar geführt, auf daß Victorinus ja nicht etwa gewarnt würde und sich davon mache.

Folgends am Ostertage zwischen zwei und drei in der Nacht sind die Thore der Stadt Jena auf vorangehende Bestellung geöffnet worden, Reiter und Hakenschützen hineingelassen, welche alsbald in die zwei Gassen, darin Dr. Victorinus und der Superintendent ihre Wohnung haben, gerückt, dem Victorinus mit großem Ungestüm die Thür mit Äxten und Zimmerbeilen aufgehauen, und als der fromme ehrliche Mann aus Schrecken samt seiner tugendreichen lieben Hausfrau im Hemde herabgelaufen ist und gefragt: „Was da wäre? ob Feuer da wäre?" haben die Ölberger geantwortet: „Was sollte da sein? Wir sind da und wollen dich losen Bösewicht dahin führen, wohin du gehörst." Als sein frommes Weib diese Worte gehört, hat sie Zeter und Mordio angefangen zu schreien, durch welches Geschrei sie die Judasrotte also erzürnt, das einer unter den Ölbergern, sonder Zweifel ein ehrvergessener Schelm, dem armen, erschrockenen, ehrlichen, frommen Weibe eine Zündbüchse vor den Leib gehalten und gesagt: „Schweig, du —, oder ich will eine

Kugel durch dich schießen!" Welche Schmähung Dr. Victorinus verantwortet, darauf sie ihn einen Schelm gescholten, wodurch er dann nicht unbillig bewegt und wieder gesagt: „Ei, bist du ein Schelm, so bleib, einer, ich bin kein Schelm." Dieser Lärm hat nicht lange gewährt, denn die Ölberger haben sich vor den Studenten und der Bürgerschaft, wo sie des Spiels inne und wach würden, sehr besorgt und deswegen so heftig geeilt, daß sie auch dem frommen Mann nicht Weile gelassen, daß er seine Kleider hätte anziehen können, sondern man ihn im Hemde auf den Weg gestoßen und mit Not so lange gewartet, daß man ihm die Kleider hintennach geworfen. Mit dem Superintendenten hat man etwas gelinder verfahren, und wie der gemeine Laut geht, so werden sie sehr hart gehalten und nicht so traktiert, wie billig solche Leute, ob sie gleich ein Größeres verwirkt hätten, gehalten und traktiert werden sollten. Gott tröste die frommen, heiligen Leute, wehre und steure den Teufelskindern, welche die jungen Fürsten auf solche Wege führen."

„Ich kann E. F. G. nicht bergen", schreibt er dann am 4. Mai 1559, „daß ich seit der Zeit von tapfern, wahrhaften Leuten erfahren, daß man mit dem frommen Mann noch viel grausamer umgegangen ist, als man ihn gefänglich hinweggeführt. So kann man noch diese Stund nicht eigentlich wissen, wo man sie beide gefänglich hält oder was man mit ihnen zu thun willens ist. Die frommen, gottesfürchtigen Männer werden in diesen Landen von jedermann hoch beklagt, so bittet man zu Wittenberg täglich auf allen Kanzeln für sie. Es lassen sich etliche weimarische Räte hören, die Herren von Weimar wollten sich dieser Handlung halber durch einen öffentlichen Druck entschuldigen und die Ursache anzeigen, warum sie zu solchem Ernst verursacht worden. Solches hätte wohl ein Ansehen, wenn man die ehrlichen, frommen Leute auf freien Fuß stellte und zu gebührlicher Antwort und Verhör kommen ließe. Also aber mag man schreiben und drucken, was man will, verständige Leute werden gleichwohl wissen, wiefern solcher Entschuldigung Glauben zu geben. Es sei ihm, wie ihm wolle, so ist es eine res mali exempli, daß man mit gelehrten Leuten und dazu mit so hohen Personen und Dienern des göttlichen Wortes so grausam umgehen und so streng verfahren soll.

Man ist ihm nicht allein bei Nebel und Nacht in sein Haus gefallen, hat Thür und Angel in Stücken zerhauen, sondern die Judasrotte ist dem frommen Mann in seine Schlafkammer gefallen, hat ihn auf einer Seite des Bettes liegen gefunden, ganz bloß und gleich indem, daß er sein Hemd über das Haupt und an seinen

Leib gezogen. Sein frommes, ehrliches Weib, des seligen Mannes Dr. Schnepfs Tochter, haben sie auf der andern Seite des Bettes mutterleibs nackt gefunden, da das fromme, tugendweise Weib stumm und bestürzt gestanden wie ein Stock und sich vor Schrecken nicht regen noch besinnen können. Das alles ungeachtet haben sie ihr Büchsen und Spieße vor das Herz gehalten und sie mit Schmähworten gräulich angegriffen, darob das erfolgt ist, was ich vormals E. F. G. zugeschrieben; dann hat ihr endlich Victorinus, wie einige sagen, selbst ein Kleid übergeworfen, und wie man ihn auch unangezogen auf den Wagen gerissen, ist seine vornehmste Sorge für sein liebes Weib gewesen und hat dasselbige etlichen Bekannten, die in Eile zugelaufen, empfohlen. Man sagt, das fromme ehrliche Weib sei noch diese Stunde etwas bestürzt, auch dermaßen, daß man sich einer andern Beschwerung ihrethalben besorgt. Wem sollte diese unchristliche türkische Tyrannei nicht wehe thun? Wer kann linde Worte in re tam atroci (bei einer so grausamen Sache) gebrauchen? Ich habe Sorge, Gott wird diese Dinge ungestraft nicht lassen."

Es waren die Theologen Flacius und Niklas Amsdorf, welche die Herzöge zu solchen Maßregeln hingerissen hatten. Die Gefangenen, die erst nach der Leuchtenburg, dann auf den Grimmenstein gebracht worden waren, wurden auf herzoglichen Befehl durch Flacius bearbeitet und vergeblich zur Sinnesänderung bezüglich des Konfutationsbuches zu bringen gesucht. Erst im September kamen sie auf Verwendung vieler Fürsten frei, nachdem sie sich schriftlich verpflichtet, über das Konfutationsbuch nicht zu streiten und sich auch von Jena nicht zu entfernen, bis sie auf die ihnen noch vorzulegenden Klagepunkte geantwortet hätten.

Anderswo kam es noch anders. Aus Thüringen z. B. wurden sämtliche Flacianer verjagt und dann wieder aufgenommen, während ihre Gegner weichen mußten. So ging es in Mitteldeutschland vielfach her. Zusammen kamen die Parteien empor, überwältigten ihre Gegner, wurden von andern überwältigt, um dann ihre Besieger wieder vom Platze zu treiben.

Calinich: Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Skizzen. Hamburg 1876. — Jensen: Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogtums Schleswig. Flensburg 1841. — F. Billau: Die lutherische Geistlichkeit Sachsens vom 16. bis 18. Jahrhundert.

10. Der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein am Hofe Karls V.

Es war um das Jahr 1513, wo der junge Pfalzgraf Friedrich mit dem alten Kaiser Maximilian in der Reichsstadt Wesel weilte. Ein vertrauter Freund seines Sohnes Philipp, hatte er nicht weniger dem Kaiser auf seinem Zuge gegen Venedig ausgezeichnete Dienste geleistet. Dem habsburgischen Hause, das ihn stets durch leere Versprechungen zu ködern wußte, auf das treueste zugethan, leichtlebig, aber in allen ritterlichen Künsten ein Meister, stand er nicht umsonst in der Gunst des „letzten Ritters", der ihn für seine Zwecke zu benutzen wußte.

„Ich fühle", sprach der Kaiser zu ihm, „wie ich dem Tode nahe und wie arm ich durch all die Kriege, die ich für das Reich geführt, geworden; ich wünsche deswegen aufrichtig, die Fürsten möchten einen neuen römischen König und Kaiser wählen, der besser als ich eine solche Last auf seine Schulter nehme." Als der Pfalzgraf erwiderte, der Himmel werde ihm gewiß ein langes Leben schenken und sie der Sorge um einen neuen Kaiser überheben, unterbrach ihn der Kaiser: „Ja, ja, damit ich vollends zu Schanden gehe! Da ich indes einmal sterben muß und wenn ich selbst noch zehn Jahre übrig hätte, so sagt mir, Lieber, gleich als ob es schon zu Ende wäre: welchen deutschen Fürsten würdet Ihr an meiner Statt erwählen, der aus eignen Mitteln die Unkosten des Reiches bestritte? Auf eine Beisteuer von dessen Seite kann man, wie Ihr wißt, nicht zählen. Ich wüßte keinen als den Kurfürsten Friedrich von Sachsen oder den Herzog Wilhelm von Baiern anzugeben."

Der Pfalzgraf sah, wohin die Rede ging, und erwiderte, er wisse dennoch einen, stark und würdig genug, eine so schwere Last auf sich zu nehmen. „Wer ist das?" fragte der Kaiser und wiederholte seine Worte, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas eifrig wissen wollte. „Der Erzherzog Karl", sagte der Pfalzgraf, „Ew. Majestät Enkel, König Philipps Sohn, der nicht nur die Herrschaft

über dieses deutsche Reich, sondern über die ganze Welt verdient." Er hätte gewiß noch mehr zu Karls Lob hinzugefügt, wenn ihn der Kaiser nicht so scharf und unfreundlich angesehen, daß ihm die Adern am Halse anliefen, und gesagt hätte: „Wenn es anders Euer Ernst ist, das Ihr geredet habt, so spüre ich, daß Ihr weder mir noch meinem Hause oder meinem Enkel Gutes gönnt und uns lieber insgesamt zu Grunde richtet. Wie? Wollt Ihr, daß mein Enkel eine Bürde auf sich nehme, unter der ich fast erlegen bin und um derentwillen meine Vorfahren ihr fürstlich Haus in solche Schulden gebracht haben, daß wir uns kaum davon befreien können? Man achtet die kaiserliche Würde für eine große Herrlichkeit, die doch nur der Schatten eines Reiches ist, von dem man weder Nutzen noch Ehre und nur der Leute Spott zu erwarten hat? Wie viel besser würde es an Reichtum und Lande um uns stehen, wenn sich meine Vorfahren hätten an ihren väterlichen Erbgütern genügen lassen, ohne ihr Auge auf dies vergängliche Kaisertum zu richten! Was hat uns allein der Krieg gekostet, den wir unlängst des Reiches halber in Italien und insonderheit wider die Venediger geführt haben, und wer hat uns einen Heller dafür zurückerstattet?

Während der Kaiser diese Worte anscheinend mit großem Unwillen sprach, schwieg der Pfalzgraf still; er merkte wohl, es geschehe nicht darum, weil er den Erzherzog Karl nicht auf den Thron gehoben haben wollte, sondern weil er sich von ihm erraten sah. Kaiser Maximilian hielt nämlich jeder Zeit dafür, daß seine Anschläge vereitelt seien, wenn ein anderer mit ihm gleicher Meinung war. Auch Friedrich wußte genau, wie er mit dem Kaiser daran war.

Seit lange vertraut mit den geheimen Wünschen des habsburgischen Hauses, ließ er sich keine Mühe verdrießen, immer von neuem Gunstbezeugungen zu erhaschen; als vollendeter Kavalier seiner Zeit, der in England, Paris und Madrid Bewunderung fand, Abenteuern, Jagd, Turnier und Spiel leidenschaftlich ergeben und wegen verschwenderischen Lebens in steten Geldnöten, konnte er nie den „goldenen Regen" entbehren. Sein Leben in Brüssel am Hofe Karls, dem er als Führer beigegeben war, wie sein Verhältnis zu der Schwester des Kaisers gewährt uns ein bezeichnendes Bild der höfischen Weise jener Zeiten und läßt zugleich jenes spanische Wesen erkennen, das damals in die deutschen Lande einzudringen begann.

Zu Anfang dieses neuen Amtes, erzählt sein Geheimschreiber, betrug sich Pfalzgraf Friedrich so wohl und bescheiden, daß jedermann ihn ehrte und liebte. Wohin er reiste, liefen die Leute

nicht anders, als ob ein Gott angekommen sei, herbei, um ihn zu sehen.

Eines Tages wurden Ritterspiele gehalten, bei denen sich Friedrich vor allen anderen wohl hielt. Es war auch keiner unter den Zuschauern, der nicht wünschte, daß er den Preis davon trüge, und ist nicht zu glauben, wie ihn die vornehmen Frauen und Jungfrauen rühmten, deren aller Gunst er besaß. Der Erzherzog Karl hatte eine Schwester Namens Eleonore, die etwas älter als er war und sich an dem blühenden Alter des Pfalzgrafen, seiner schönen Gestalt, seinem krausen gelben Haare, seiner breiten Brust und seinem tapferen Ansehen eben so wenig satt sehen als genugsam zuhören konnte, was ihre Gespielinnen zu seinem Lobe redeten. Am meisten gefiel ihr von ihm eine Sache, die sich zu derselben Zeit zutrug.

Der Pfalzgraf war ein besonderer Liebhaber der Musik, als welche Kunst des Menschen inneren Sinn ergötze und eben sowohl demjenigen anstehe, der dabei ein rechter Kriegsmann sei. Dagegen behaupteten andere, die es ärgerte, daß man ihn auch dieserhalb lobpries, daß die Kunst die Menschen weich und weiblich mache und nicht leicht einer ihr ergeben und zugleich männlich und herzhaft sein werde. Sobald Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Johann von Brandenburg, die Herren von Correrie, Fiennis, Monjarbin und andere Musikliebhaber hörten, daß man sie damit verachte, beklagten sie sich bei dem Erzherzoge und beteuerten, sie würden ihre Ehre mit dem Degen retten. Sie hätten es auch wohl gethan, wenn der Erzherzog nicht für ratsamer erkannt hätte, den Handel durch ein offenes Turnier zu entscheiden.

Es ward ein Tag anberaumt, an dem sie zu Fuße miteinander fechten sollten, und sie wurden über den ganzen Leib bis an die Kniee mit Rüstungen versehen und ihnen an Wehren eine Lanze, vorn mit einer Krone, sowie ein Schwert gegeben, das zwar nicht scharf und schneidend, aber ziemlich schwer war. Mitten auf dem Platze ward ein Gehege vier oder fünf Schuh hoch gemacht, damit sie nach dem Kampfrechte mit den Leibern nicht zusammen kämen und einander nur oben, nicht unten träfen, und es durfte niemand über das Gehege springen; auch verbot das Turnierrecht, daß keiner vor den Stichen und Schlägen weiche. Wer es that, galt für verzagt und überwunden, und wer an seinem Widerpart die meisten Lanzen oder Schwerter brach und vor ihm nicht wich, ward als Überwinder von den Frauen mit einem Kranze oder sonst womit geehrt.

Auf dieſe Weiſe begaben ſich von jeder Seite drei zum Kampfe, unter denen der vornehmſte der Herr von Moncada war, der ſpäter Vizekönig von Neapel ward; die Muſikverächter wurden aber bald überwunden, da niemand des Pfalzgrafen Streiche aushielt und jedermann, zurücktretend, dem Streich entwich, den er nach ihm that. Dem Herrn von Moncada ſchlug der Pfalzgraf einmal ein Stück vom linken Ärmel, worüber er ſich laut beſchwerte, daß es wider das Turnierrecht ſei und der Gegner nach dem Kopfe ſchlagen müſſe.

Der Pfalzgraf ſah ihn darauf ſcheel an und ſprach: „Warum hältſt du den Kopf nicht zu treffen her, ſondern weichſt jedesmal zurück?“ und gab ihm einen ſolchen Schlag vor den Schlaf, daß es ihm dunkel vor den Augen ward und er ziemlich weit zurück taumelte. Der Pfalzgraf wollte zugleich über die Schranke ſpringen und hatte ſchon einen Fuß angeſetzt. Erzherzog Karl kam aber dazwiſchen und trennte den Kampf, der ſonſt wohl ohne beſondere Gefahr nicht aufgehört hätte. Es war ſpaßhaft mit anzuſehen, wie ſaure Mienen Moncada und ſeine Geſellen machten, als ſie die Rüſtung ablegten und wie ihnen vor Zorn dermaßen die Lippen und Backen aufgelaufen waren, daß ſie mehr Ungeheuer als Menſchen zu ſein ſchienen und von jedermann ausgelacht wurden.

Von der Zeit an durfte niemand am Hofe mehr die Muſik oder deren Liebhaber ſchelten, und blieb doch Pfalzgraf Friedrich ſo freundlich und ſanftmütig wie vorher gegen jedermann, ſogar gegen die, die ihm zuwider geweſen waren, wenn ihm auch der Herr von Moncada, ſo lange er lebte, nicht wieder rechtſchaffen gut ward.

Fräulein Leonore ward von dem Pfalzgrafen täglich mehr entzückt und ließ ihre Liebe, wie gern ſie ſie auch verheimlicht hätte, allen Leuten merken. Bald hieß es bei ihr: „Jetzt nimmt Pfalzgraf Friedrich die Lanze, jetzt legt er ſie hin, jetzt iſt ihm etwas gemeldet worden;“ bald: „er hat etwas am Helm zerbrochen, ſie reichen ihm eine ſtärkere Lanze; ſeht, wie tapfer er ſie führt! wie wohl er ſeinen Widerpart getroffen hat! wie die Splitter vom Speer in die Höhe fahren!“ und ihre Geſpielinnen brachten ihr täglich mehr von ihm zu Ohren und erdichteten auch wohl etwas, wenn ſie von ſeinem Thun nichts wußten, da ſie ſahen, wie gnädig ihnen die Prinzeſſin wurde, wenn ſie von dem Pfalzgrafen das Beſte redeten.

Das blieb dem Pfalzgrafen nicht lange verſchwiegen, und da er gleichfalls von dem Strahl der Liebe getroffen war, that er, was er wußte und konnte, dem Fräulein Leonore angenehm zu ſein und redete, wo er war und ſtand, von nichts als ihrem Lobe.

Wo sie bei Tänzen, Spaziergängen oder Jagden zusammenkamen, sprachen sie sich mit Worten und Zeichen ihre Liebe aus oder sandten sich Grüße und Blumen durch Diener und Dienerinnen zu, und wiewohl dies mit größter Heimlichkeit gethan wurde, nahm doch hier wie allenthalben die Liebe desto mehr zu, je mehr sie verborgen bleiben sollte. Auch sprach man bei Hofe und im Volke fast von nichts als der Liebe des Pfalzgrafen und des Fräulein Leonore und verlieh ihm schon als ihrem Gemahl die Statthalterschaft in den Niederlanden, wann Erzherzog Karl abwesend sei, pries auch das Fräulein glücklich, daß es als eine rechte Fürstin im Vaterlande bleiben dürfe, ohne sich weit weg in die Fremde zu verheiraten. Kurz, es bezweifelte kaum jemand die dereinstige Ehe zwischen beiden. Leonorens Schwester Isabella, die Königin von Dänemark, schrieb ihr deswegen einen Brief, in dem sie ihr zu ihrer Liebe Glück wünschte und sie ermahnte, dem Pfalzgrafen treu zu sein. „Mit Königen und großen Potentaten vermählt zu werden", sagte sie, „mache niemals glücklich, da man gemeiniglich zusammenkäme, ohne einander gesehen zu haben und ohne Liebe zu einander zu tragen. Der Name einer Königin klinge recht schön, ihre Schwester solle aber davor keinen geringeren Abscheu hegen, als daß sie mit bloßen Füßen auf eine Schlange trete. Sie selbst wäre einem Herrn (Christian II.) zugeführt worden, da weder er sie noch sie ihn in der Sprache verstehe. Was für Liebe könne daraus entstehen, wenn die Eheleute nicht anders als durch Dolmetscher miteinander redeten? Auch solle ihre Schwester es sich nicht anfechten lassen, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf sei, dessen Würde die nächste nach der königlichen und der überdies als Sohn eines Kurfürsten, der Kaiser und Könige wähle, ein Herzog heiße."

Solche und ähnliche Ermahnungen entzündeten Leonorens Liebesflamme immer heftiger und bewogen sie, ihm so große Hoffnungen zu machen, daß er zuletzt nicht anders glaubte, als Leonore werde ihm zu teil. Er hielt es auch nicht für nötig, seine Liebe zu verheimlichen und nahm alle Glückwünsche mit Freuden unter dem Zusatze an, daß er allerdings erkenne, solcher hohen Dinge unwürdig zu sein.

Die Herren von Chièvres und Moncada ließen es sich unter solchen Umständen selbst nicht merken, daß sie ihm sein Glück mißgönnten, und stellten sich an, als sähen sie es so gern wie alle anderen. Der letztere konnte ihm aber nimmermehr die Streiche vergessen, die er von ihm empfangen hatte, und ersterer war ihm spinnefeind, weil er ihm in der Führung des jungen Erzherzogs war untergeordnet worden.

Inzwischen war das Jahr 1515 herangekommen, in dem die Spanier mit dem Erzherzoge wieder einen König in ihrem Lande besitzen wollten, und sollten ihm nur noch die Niederlande, als die rechten Erblande, huldigen.

Nach dem etwas entlegeneren Fürstentum Lützelburg trug man dem Pfalzgrafen auf, anstatt des Erzherzogs zu ziehen, und da man dort irrigerweise schon den künftigen Statthalter in ihm sah, empfing man ihn wie einen regierenden Herrn. Er war aber kaum nach Brabant zurückgekehrt, als Neidhart am Hofe, der ihn in Gefahr zu bringen oder zu verderben trachtete, ihn beredete, einen Herrn von Glajon, einen Edelmann von großem Ansehen und eben so stark an Leibeskräften als geübt in Ritterspielen, zu einem scharfen Rennen heraus zu fordern, das als ein gefährlich Thun sehr selten getrieben wird.

Man wählt dabei die besten und stärksten Pferde aus, auf die man hohe, große Sättel legt, und in die man sich mit einem Harnisch und Rüstung bis an den Gürtel setzt, deren Schwere verhindern soll, daß der Reiter nicht so leicht vom Pferde geworfen werde. Dessen Lanze oder Stange, die Plansone heißt, ist von dickem Holze und unglaublich schwer; damit rennt der eine auf den andern zu, und treffen sie zusammen, wie sie können. Wenn einer den andern nicht fehlt oder ihm ausweicht, auch nicht die Zügel verliert, woran zumeist gelegen ist, oder mit dem Rücken nachgibt, muß notwendigerweise und nicht ohne starke Gefährdung des Reiters das Pferd über den Haufen fallen.

Der Herr von Glajon, der kein Arg dabei hatte, bewilligte des Pfalzgrafen Gesuch, und so besprachen beide, wie sie es halten wollten, indem sie deshalb auch dem Erzherzoge Karl ein Wort gönnten, der so etwas mit Freuden zum erstenmale sah und dabei einen Tag anberaumte.

Unterdessen kamen die Freunde des Pfalzgrafen zu ihm und warnten ihn vor der Gefahr, der er sich aussetzte. Ein Alter von Adel, den ihm sein Vater als einen Hofmeister zugeordnet hatte, verbot es ihm sogar von Rechtswegen, weil sein Bruder, wenn es übel abliefe, alle Schuld ihm beimessen werde, und schützte, um ihn auf jede Weise davon abzuhalten, die großen Kosten des Unterhaltes und der Bekleidung der Beiläufer vor, die ihren Gebieter, wenn er zu fallen drohte, auf dem Pferde wieder zurechtzubringen hatten, indem er meinte, daß die in dem pfälzischen Kriege hart angegriffenen väterlichen Güter zu schonen seien.

Es halfen aber alle Gegengründe bei dem Pfalzgrafen nichts, der über den Alten zornig ward und an ein so prächtiges Ausrüsten

ging, daß er weder Gold noch Silber schonte. Auch ritt er in einer stattlichen Gesellschaft zu Fuß und Roß mit Freunden auf den Platz und wußte seinen Gaul zu regieren, als ob er tanze oder fliege, so daß man noch heutigestags von einem guten Reiter sprichwörtlich sagt: Er sitzt wie ein Pfalzgraf zu Pferde!

Zuletzt nahm er die Lanze oder Planson unter den Arm, und rannten beide Herren, unter lautem Trompetenschalle, wie der Wind aufeinander.

Pfalzgraf Friedrich hatte seinen Speer stracks auf den Herrn von Glajon gerichtet, der, um nicht getroffen zu werden, sich ein wenig zur Seite neigte, wiewohl er hernach vorgab, das Pferd wäre daran Schuld gewesen. Pfalzgraf Friedrich fehlte ihn aber nicht, sondern traf ihn von der Seite so kräftig auf den Schild, daß Roß und Reiter miteinander zu Boden fielen.

Die Zuschauer erhoben über diesen Sieg des Pfalzgrafen ein groß Geschrei, in dem Augenblicke aber ließ sich dessen Pferd, entweder von dem erlittenen Stoße erschreckt, oder weil es sich der Last des Speeres ledig fühlte, den der Pfalzgraf sogleich hingeworfen hatte, auf die Vorderbeine nieder und fiel sogar ganz hin, indem es ihn in dem hohen Sattel so heftig drückte, daß ihm ein Teil des Rückgrads verletzt ward.

Fräulein Leonore, die bei ihrem Bruder Karl am Fenster stand, erblaßte darüber so sehr, daß sie, wenn sie sich nicht vor ihm gescheut hätte, gewiß in Ohnmacht gefallen wäre. Es erfrischte aber von neuem ihren Mut, daß Pfalzgraf Friedrich, sobald er wieder auf das Pferd kam, seinen Arm in die Höhe schwang und damit zu verstehen gab, daß ihm nichts mangele. Er stellte sich freilich nur so an und mußte den Schmerz am Rücken so gut verbergen, als er es vermochte.

Es wurden darauf beide Herren nach Hause gebracht, und sie versahen sich erst, wie sie mitgenommen waren, nachdem man ihnen die Rüstung abgenommen hatte und der hitzige Eifer erloschen war. Der Herr von Glajon klagte, daß er am ganzen Körper wie zerschlagen sei, und fühlte den Schmerz nicht allein von Stunde an immerfort, sondern beteuerte noch, sowie seine Ärzte, als er zu sterben kam, daß er dies Turnier für die Ursache seines Todes halte. Pfalzgraf Friedrich lag eine gute Zeit wegen des Schmerzes im Rücken zu Bett, den er bis heute noch nicht überwinden kann und für eine große Beschwerung seines Alters ansieht. Es kam nunmehr die Zeit, da Karl nach Spanien schiffen wollte und sich nach Middelburg in Zeeland begeben hatte, wo auch seine Schwestern

mit einem großen weiblichen Hofstaate waren und die Armada auf ihn wartete. Pfalzgraf Friedrich hatte sich desgleichen ein Schiff ausrüsten lassen und ahnte nicht, mit welcher Hinterlist die von Chièvres und von Moncada ihn von der Reise auszuschließen und die Gelegenheit dazu aus seiner Liebe zu Fräulein Leonoren zu erspähen trachteten.

Leonore hatte eine Frau von Therabis zur Kammerfrau, der sie ihr Vertrauen geschenkt und die sie in das Geheimnis ihrer Liebe zum Pfalzgrafen gezogen hatte. Dieselbe bestachen jene mit Geschenken und Verheißungen, daß sie ihnen verriete, wann ein Schreiben oder eine mündliche Botschaft vom Pfalzgrafen an das Fräulein käme, dem an ihrem Mitwissen nicht minder als dem Erzherzoge gelegen sei.

Man wartete nur auf guten Nordwind, damit die Schiffsleute die Segel lichteten und vom Lande stießen. Mittlerweile ließ Friedrichs Liebe ihn in dem Bedenken nicht feiern, eine wie weite Reise man zu überstehen habe, auf der man so vielerlei Gefahren des Meeres ausgesetzt sei und er, in einem anderen Schiffe, der Geliebten keinen Beistand gewähren könne. Auch machte ihn das umgehende Gerücht besorgt, daß Fräulein Leonore dem Könige von Portugal zur Ehe bestimmt sei, und schrieb er ihr in solchen Ängsten einen Brief, in dem er sie ermahnte, sein nicht zu vergessen, sondern gutes Mutes zu bleiben, da er sie in wenigen Tagen nach überstandener Gefahr im Hafen wieder sehen und sprechen werde. Indem er diese Worte schrieb, besann er sich auf den König von Portugal und fügte hinzu:

„Bedenkt aber, liebste Leonore, ob wir nicht besser thäten, hier zu bleiben und uns nach Deutschland zu begeben. Begehrt das von eurer Base Margareta, wie ich euch so oft geraten habe. Sie weiß um unsre Liebe, und ich habe auch noch ein Mittel ausgefunden, daß wir uns nicht in diese Gefahr begeben dürfen. Wagt es getrost, damit ihr mich und euch erhaltet; es ist sonst um uns geschehen!“

Er ließ diesen Brief durch einen Leibjungen Leonoren hinterbringen, die ihn nahm und in ihrem Busen hinter Gold und Edelgestein barg, wo sie ihn auch so lange anstatt des Pfalzgrafen an sich drückte, bis sie ihn an einem gelegenen Orte lese.

Die Kunde von dem Briefe gelangte durch Frau von Therabis an Herrn von Chièvres, der sie ungesäumt dem Erzherzoge zutrug und bei der Gelegenheit das Verhältnis des jungen Paares nicht allein in das übelste Licht stellte, sondern ihrer Liebe auch dadurch

schadete, daß er die großen politischen Vorteile einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal hervorhob. Karl ging zu seiner Schwester, die in Gedanken vertieft in ihrem Gemache war und noch nicht die Zeit gefunden hatte, Friedrichs Brief zu lesen, und wußte sich desselben, indem er ihr, nach ihrer Gesundheit fragend, an den Busen fühlte, zu bemächtigen. Sie mochte sich sträuben, wie sie wollte, er trug ihn zu Herrn von Chièvres davon, wo er ihn mit diesem und anderen Mißgünstigen las, deren übertriebene Einflüsterungen ihn immer mehr auf die Liebenden erbitterten. König Karl hörte, blaß vor Zorn, was sie sprachen, mit an und verhehlte seine Gesinnungen so viel als möglich, damit er nichts zur Ungebühr vornehme. Nachdem er aber mit denen von Chièvres und von Moncada in ein geheimes Zimmer gegangen war, um ihren Rat zu hören, soll er mit der Hand an den Degen gegriffen, den er seiner Jugend halber noch nicht recht führen konnte, und geschworen haben, den Pfalzgrafen zu erstechen, wenn er ihn in der Kammer seiner Schwester ergreife.

Wiewohl Pfalzgraf Friedrich von all dem verständigt worden war, ging er, von der Liebe angetrieben, doch an den Hof, wo er alles still fand und kaum von dem Thürhüter eingelassen wurde. Als er an das gewöhnliche Fenster kam, sah Fräulein Leonore heraus und forderte ihn auf, einzutreten, es wäre keine Gefahr. Er sagte aber, daß der Weg diesmal nicht sicher sei, wünschte ihr gute Nacht und ging, sein Schwert in der Hand, nach Hause, indem er jeden, der ihm begegnete, für einen ihm von Karl nachgeschickten Mörder hielt.

Unterdes ging das Geschrei vom Hofe und ward noch größer gemacht, als es war: man werde den Pfalzgrafen binnen kurzem zum Tode führen, da man bei Leonoren einen Brief von ihm als Zeugnis gefunden, daß sie sich gegenseitig die Ehe versprochen und eine heimliche Flucht zu Wasser oder zu Lande verabredet hätten. Es waren nur wenige ehrliche Leute am Hofe, die den Pfalzgrafen aufrichtigen Herzens bemitleideten und denen von Chièvres und von Moncada um ihres Neides willen zürnten; alle anderen schalten und schmähten auf ihn oder haßten und verachteten ihn, den sie noch im Augenblicke zuvor so hoch geehrt, gerühmt und geliebt hatten.

Seine Wohnung, zu der sich die Leute um die Mittags- und Abendmahlzeit haufenweise wie ein Bienenschwarm eingefunden hatten, sah fortan wie ausgestorben oder wüst aus, und seine Diener wurden von niemand mehr angesprochen, sondern von jedermann gemieden. Er selbst saß zu Hause rat- und mutlos und vor Liebe

faſt verzückt, indem er bald auf Flucht ſann, bald wieder von dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld zurückgehalten wurde. Seine jungen Diener, die zum Teil die Anſtifter der Liebe geweſen waren, wußten zu all dem weniger als nichts zu ſagen und dachten nur an die gegenwärtige Gefahr. Sein ehrlicher alter Hofmeiſter tröſtete und beruhigte ihn allein ſo weit, daß er ſich entſchloß, den Ausgang des ſchlimmen Spieles geduldig abzuwarten und ſich ſo unbefangen als möglich gegen fremde Anſchuldigungen zu verteidigen, die man ihm keineswegs beweiſen konnte.

Fräulein Leonore vergoß in ihrem Gemache bittere Thränen und hörte in ihrer tiefen Bekümmernis nicht auf die Worte ihrer Jungfrauen, die ſie zu tröſten ſuchten. Der Herr von Chièvres beſuchte ſie, um von ihr zu erforſchen, ob ſich der Pfalzgraf nicht in der That mit ihr verlobt habe oder ſie entführen wolle. Da ſie ſtandhaft alles leugnete, ließ er ſie hoffen, daß ihr Bruder ihr Vergehen mit ihrer großen Jugend zu entſchuldigen geneigt ſein werde.

Zu dem Pfalzgrafen begab er ſich, um ihm mit hochmütigen Worten vorzuhalten, wie er ſich habe unterſtehen können, ſeine Augen bis zu einer ſolchen Fürſtin zu erheben, der kein anderer als ein großer König wert zu nennen ſei, und brachte ihm von König Karl den Beſcheid, daß er fortan ſeines Dienſtes bei ihm entlaſſen ſei und ihn nicht nach Spanien begleiten dürfe. Nach dieſem verließ er ihn mit einem höhniſchen Lächeln und nahm nicht einmal einen rechten Abſchied.

Es war damals an König Karls Hofe eine Prinzeſſin von Oranien, eine verſtändige Frau, die in großem Anſehen ſtand und zu Zeiten in politiſche Geheimniſſe eingeweiht ward. Als ſie erfuhr, welchen Schimpf ſeine Neider dem Pfalzgrafen vom Könige zuziehen wollten, begab ſie ſich perſönlich zu dieſem; ſie fand bei ihm die Herren von Chièvres und von Moncada, die ſich zwar ein trauriges Anſehen gaben, im Herzen aber vor Freuden über den guten Fortgang ihrer Sache hüpften, und redete folgendes zu ihm:

„Ich höre mit Verwunderung, daß Ew. Majeſtät bloß wegen ſeiner Liebe zu eurer Schweſter den Pfalzgrafen Friedrich zu Schaden bringen will, obwohl er um euch und eure Eltern ein anderes verdient hat. Habt ihr nicht wie jedermann am Hofe zwei Jahre lang um dieſe Liebe gewußt, und haben nicht die Kinder auf der Gaſſe davon geſungen? Warum habt ihr euch nicht gleich anfangs dawider aufgelehnt? Worin liegt ſein großes Verbrechen, daß er als ein junger Fürſt eines ſo edlen Stammes Fräulein Leonoren in

Ehren lieb gewann? Wißt ihr nicht, in welchem Garn ihr euch selbst fangen werdet, wenn ihr den Pfalzgrafen Friedrich in der That, sowie die Rede geht, gefangen nach Willword führen laßt? Werdet ihr damit nicht alle Pläne eures Großvaters Maximilian zu nichte machen, der sich schon so lange in der Stille bedenkt, wie ihr nach seinem Tode zur königlichen und kaiserlichen Hoheit befördert werdet? Sehet zu, daß ihr dadurch dem König von Frankreich die Thür zum Kaisertum nicht allzuweit öffnet. Er strebt schon seit lange danach, und soweit ich es verstehe, scheint ihr mir in dieser Sache nicht weislich zu handeln. Ich will dies dem Könige aus Pflicht und guter Meinung gesagt haben; er wird selbst wissen, was er dabei zu thun hat."

Der König sagte nach diesen Worten dem Herrn von Chièvres etwas heimlich in das Ohr und entfernte sich. Dieser nahm die Frau von Oranien bei der Hand, führte sie abseits und fing mit geneigtem Haupte an also zu ihr zu reden:

„Der König hat nicht ungern vernommen, was ihr Pfalzgraf Friedrichs wegen angebracht habt, dankt euch für den guten Rat und will euch nicht bergen, was er vor hat, da ihr, was euch vordem vertrauet ist, so wohl verschwiegen habt. Die Liebe zwischen Pfalzgraf Friedrich und Fräulein Leonore muß um zweierlei Ursachen willen getrennt werden. Wir ziehen mit dem ersten Winde nach Spanien, da uns die Freundschaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, von nöten ist, und wollen dieselbe durch Heiraten befestigen. Wir gehen also damit um, wie wir Fräulein Leonore an den Vater, Fräulein Elisabeth an den Sohn bringen. Der Vater ist ein alter Herr, höckerig, mit krummen Beinen, fast einem Ungetüm gleich. Den würde Fräulein Leonore nimmermehr zur Ehe nehmen, so lange Pfalzgraf Friedrich, ein so schöner und gerader Herr, zugegen wäre. Auch würde der König sich weigern, sie zu ehelichen, erführe er, was für Liebe sie zu solchem jungen Prinzen trage. Darum müssen beide und zwar so weit auseinander, daß keines Hoffnung habe, wieder zu dem andern zu gelangen, auch jedermann erfahre, wie sie nimmermehr zur Ehe zusammen kommen sollen. Die andere Ursache ist diese: der Kaiser Maximilian geht allerdings, wie ihr gesagt habt, damit um, den König Karl zur kaiserlichen Hoheit zu befördern, die von den deutschen Fürsten für Geld zu erwerben ist. Sie wird aber zumal bei dem Pfalzgrafen große Summen kosten, der sich wegen des zuletzt geführten Krieges (gegen die Türken) wird entschädigt wissen wollen. Muß er nun gedenken, seine Gutthaten seien durch die letzte Ver-

gehung verscherzt, so wird er allerlei vornehmen, um beim König wieder zu Gnaden zu kommen."

Die Prinzessin von Oranien sagte darauf nichts, sondern stieß einen schweren Seufzer aus. Einige Tage später hieß sie den Pfalzgrafen zu sich kommen und redete ihn mit den Worten an:

„Ich sehe, daß ihr euch wider euren Brauch betrübt, und weiß die Ursache wohl. Ich bitte, daß ihr euch das nicht anfechten laßt, und will euch, wenn ihr meinem Rate folgt, in Frankreich ein reiches Gemahl aus königlichem Geblüte verschaffen. Sobald ihr es wollt, sollt ihr vom Könige dazu eine ehrenvolle Bestallung haben. Hier werdet ihr nicht das mindeste erlangen."

Der Pfalzgraf erwiderte, daß er sich für jetzt nicht erklären könne, weil er nicht wisse, was er zu thun und zu lassen habe. Doch wolle er in der Folge weiter davon mit ihr reden.

Unterdes hub der Nordwind an zu wehen, und die Schiffsleute meldeten, daß man übermorgen zu Schiffe gehen solle.

König Karl hatte vielleicht von der Unterredung der Prinzessin von Oranien mit dem Pfalzgrafen gehört oder meinte, er werde bei einem anderen großen Potentaten Dienste nehmen. Er sandte also nochmals den Herrn von Chièvres mit dem Bescheide an ihn, daß er ihn zwar seiner Bestallung entlassen, es ihm aber als Pflicht auferlege, vor Ablauf eines Jahres in keines andern Herrn Dienst zu treten. Der Pfalzgraf sagte dieses auch auf der Stelle zu, um wieder auf freie Füße zu kommen und nicht ohne Hoffnung zu bleiben, mit der Zeit an den Hof zurückzukehren und seine vielgeliebte Leonore einmal wieder zu sehen. Doch traute er den höfischen Possen nicht und besorgte, es möge ihm auf dem Wege nachgestellt werden. Er sandte heimlich sein Gesinde und sein Gepäck nach Köln am Rhein voraus, wo sie seiner warten sollten, und fuhr den dritten Tag darauf in einem Schifflein bei Nacht gen Bergen op Zoom, von dannen er auf besonders dazu bestellten Pferden ungesäumt und bloß mit zwei Dienern durch Antwerpen, Diest, Hasselt und Stockheim bis zu einem den Grafen von Neminberg zuständigen Schlosse diesseits der Maas im Fürstentum Jülich eilte. Von hier begab er sich nach Bonn, wo er einige ihm bekannte Grafen fand, und dieselben freuten sich seiner Ankunft um so mehr, als ihm das Gerücht vorausgeeilt war, daß er als Gefangener, wer weiß wohin, geführt werden sollte. Sie brachten eine fröhliche Nacht miteinander zu, und er reiste des folgenden Tages über Köln, wo er die Seinigen abholte, nach Heidelberg zu seinem Bruder weiter.

König Karl verließ mit gutem Winde Middelburg und kam nach wenigen Tagen in Spanien an, wo Fräulein Leonore dem Könige von Portugal beigelegt ward und über dessen gewaltigen Reichtum den Pfalzgrafen ganz und gar vergaß.

Einen solchen traurigen Ausgang sollte die Liebe zwischen beiden haben.

Hubertus Thomas Leodius: De vita et rebus gestis Fridorici II. 1624. — Schippel: Humor großer Potentaten. Leipzig 1629. — E. v. Bülau: Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. Breslau 1849.

11. Ein deutſcher Geſandter auf der Reiſe nach Italien. 1529.

Es war ein banger Augenblick für das Abendland, als der letzte große Kriegsfürſt der Osmanen, Suleiman, ſein unermeßliches Heer gleich einer Völkerwanderung über die Erbſtaaten Karls V. ſich ergießen ließ. Die ganze Chriſtenheit ſollte dem Schwerte des Propheten unterworfen werden, und der Augenblick ſchien günſtig. Die Kirche war zerriſſen durch eine tiefgehende Zwietracht, die zu gewaltſamer Entſcheidung drängte, und der Monarch, deſſen Lande zunächſt auf ſeinem Wege lagen, holte eben aus zu einem Schlage gegen die Abtrünnigen. Die Gefahr, die ganze Bildung des Weſtens, wenn auch nur zeitweilig, den Barbaren des Oſtens unterlegen zu ſehen, war groß genug, um alles, was ſonſt die Chriſtenheit entzweite, zurück zu drängen und die gemeinſam Bedrohten zu einem ungewohnten Kraftaufwande zu vereinigen. Angſtvolle Botſchaften von der äußerſten Gefahr, in der das Bollwerk des Reiches, Wien, ſchwebe, Berichte von den unmenſchlichen Grauſamkeiten der Türken füllten das Land; in Nürnberg war die Reichsregierung verſammelt, um über Rüſtungen zu beraten. Auch Friedrich von der Pfalz war hier als Kommiſſar des Kaiſers erſchienen und ließ ſich durch neue Verſprechungen bewegen, Reichsfeldherr zu werden. Mitten hinein in die bewegten Zeiten führt uns ein Bericht ſeines Geheimſchreibers Hubert Thomas aus Lüttich, den er ſich wegen ſeiner Kenntnis der franzöſiſchen Sprache von ſeinem Bruder aus Heidelberg verſchrieben hatte. Aber unter den gefahrvollen kriegeriſchen Zeitläuften dachte er zunächſt nur an ſich; nicht die Not des Reiches wollte er dem Kaiſer, der in Italien weilte, um ſeine Verſöhnung mit dem Papſte einzuleiten, durch einen Sendboten vor Augen führen, auch nicht die kirchlichen Angelegenheiten zur Sprache bringen, ihm lag nur daran, ſtatt der Leonore eine andere Schweſter des Kaiſers, Maria von Ungarn, als Gemahlin heimzuführen.

„Ich eilte stracks nach Nürnberg", erzählt Thomas, „und hinterließ mein Weib im härtesten und strengsten Winter im Kindbett unter lauter Unbekannten und mit einem Dienstmädchen von kaum zwölf Jahren. Sie war eben einer Tochter gewesen und hatte einen Sohn, nur eines Jahres alt, den die Großmutter, ein Weib, das altershalber nicht mehr fort konnte, an der Hand führte. Wir wohnten in einem kleinen Häuschen zu Heidelberg mit geringem Vermögen, wie es damals meine Gelegenheit gab, jedoch sauber und reinlich, und es ging dabei fröhlicher als jetzt zu. An Geld hinterließ ich ihr soviel, daß mein Häuflein kaum genug hatte sich zu behelfen, bis ich wieder käme, und ich zog traurig von dannen, wie wohl ich immer gutes Mutes sein konnte, weil es in meinem Berufe war.

Als ich zu Nürnberg ankam, waren gerade die Fastnachttage, an denen der Rat den anwesenden Fürsten zu Lust dem gemeinen Volke erlaubt hatte nach Gefallen auf den Gassen umher zu schwärmen. Man konnte sehen, wie die Fleischhauer, Gerber, Gewürzkrämer, Köche und andre Handwerksleute in seidenen Kleidern und mit goldenen Ketten behängt öffentlich umher gingen, Tänze hielten, sangen, sprangen, Gastereien anstellten und mancherlei wunderbare Händel erdachten und vornahmen, um die Fürsten fröhlich zu machen, die doch nicht merkten, daß dieselben mit diesen Griffen ihr Geld an sich brachten und sie alles desto teurer kaufen mußten, je herrlicher und prächtiger sie sich mit den ihrigen verhielten.

Der Pfalzgraf, der zum Generaloberst im Türkenkrieg gewählt war, hatte unterdes den Entschluß gefaßt, mich wegen einer Heirat mit der jungen Königin von Ungarn zu dem Kaiser zu senden, der, wie man sagte, nach Italien zu Wasser und mit vielem Volk gekommen war. Er war nur um des Weges willen besorgt, da in dem Kriege des Kaisers mit den Venedigern, Schweizern und etlichen welschen Fürsten die Straßen verschlossen waren, und sandte mich nach Augsburg zu Anton Fugger, mit dessen Hilfe ich die Reise unternehmen sollte. Der wußte keinen andern Weg als über Venedig und riet mir, mich dahin in Kaufmannskleidung zu begeben.

Während alles von kriegerischen Gerüchten voll war, von dem Vordringen der Türken gegen Wien, von Rauben und Morden der Christen und Sengen und Brennen auf dem platten Lande, auch die einzelnen Haufen des Reichsheers sich sammelten, zog ich meines Weges nach Venedig. Um dieselbe Zeit gab es viel ungestüme Winde und böse Wetter, sowie mancherlei Krankheiten, deren ein Teil in Deutschland unbekannt war. Es herrschte ein pestilenzisch Sterben,

und hielt mehrere Jahre hintereinander eine große Teurung an. Auch gesellten sich dazu als Vorboten des göttlichen Zornes verschiedenene Wunder und Zeichen. In Wien waren eine Zeitlang vorher am Himmel drei Sonnen in einem Kreise den Tag über gesehen worden, der Mond hatte eine blutige Gestalt und gleich wie ein Kreuz darin gezeigt, und in der Kirche des heiligen Stephan wurde um ein Uhr Nachmittags ein feuriger Balken, fast 300 Schritte lang, gesehen, der auf- und niederfuhr. Alles dieses bewog die Menschen aus Furcht sich etwas andächtiger an Gott zu wenden, Betfahrten und Umzüge anzustellen, und dies trug vielleicht dazu bei, sie von dem Verderben zu retten.

Während dieser Vorfälle kam ich in Gestalt eines Kaufmanns nach Venedig, wo ich in der Herberge „zum deutschen Hause" beim Faktor der Fugger einkehrte, und hatte meinen Diener im Hafen zu Mestre mit den Pferden gelassen. Der Faktor war meinetwegen sehr besorgt, weil er wußte, daß alle Wege zum Kaiser, der sich damals zu Placenz aufhielt, voller Kriegsleute und Räuber waren. Er erfuhr endlich, daß ein Kaufmann aus Ulm, Markus Semmler, nach Mantua ziehe und sich nach einem Begleiter umthue. Zu dem gesellte ich mich, und wir fuhren eines Morgens auf einem Schifflein von dannen.

Dies hatte nun dem klugen Rate und der Herrschaft von Venedig nicht verborgen bleiben können, und so waren wir sobald bei einem Kanale, auf dem man nach Padua kommt, ans Land gestiegen, wo wir gern eine andere Barke gehabt hätten, als wir von Dienern und Schergen des Rats ergriffen und in ein Schiff geworfen wurden, auf dem sie uns nach Venedig zurückführten. Bei unserer Ankunft auf dem St. Markusplatze waren einige Ratsherren zugegen, die führten Semmlern aus dem Schiffe und nahmen, was unser war, mit. Ich blieb allein unter sechszehn Bütteln, die mich bewachten und alle Stunden von einer gleichen Anzahl anderer abgelöst wurden. Zuweilen führten sie mich, wie mit Fleiß, bis zu den Galeeren, wo die armen Gefangenen grausam geplagt wurden, und ich mußte fast gewärtigen, zu sehen, daß sie mich eben so behandeln würden. Danach zeigten sie mir den Schnellgalgen, deren des Ortes viele aufgerichtet sind. Mit solchen Spektakeln verbrachte ich die Zeit von sieben Uhr morgens bis um die vierte Nachmittagsstunde, ohne zu wissen, was man mit mir vor habe. Semmler ward gleich wieder losgegeben, da man ihn beim Rate kannte, und berichtete meinen Unfall dem Fuggerschen Faktor, der sich ungesäumt vor die Herrschaft begab und verlangte, daß man mich als einen

Diener seines Herrn entließe. Sie brachten allerlei Einwürfe in der Hoffnung vor, daß ich aus Furcht inzwischen etwas aussage. Um die vierte Stunde kamen vier ansehnliche Männer, ohne Schergen, zu mir in die Barke, die mir sagten, wenn ich essen wolle, solle man mir mein Geld bringen. Ich antwortete, ich wolle lieber von so unverschuldeter Verhaftung erledigt werden; behandelten sie die Kaufleute also, ohne ihnen vorher Fehde anzukündigen, werde keiner mehr hierher kommen. Als sie mich so beherzt reden hörten, sagten sie: wir sollten vor die Herrschaft gehen. Um der großen Menge Volkes halber, das vor dem Palaste stand und mich sehen wollte, ließen sie die Schiffer nach einem Gäßchen lenken, aus dem wir auf das Rathaus kamen. Hier sah ich meinen Wandersack eröffnet vor mir liegen und oben darauf unversehrt das Bündlein Briefe, auf das ich von ungefähr das Fuggersche Schreiben an seinen Faktoren, für den Fall, daß es mir an Geld mangele, gebunden hatte, und wartete nun getroster ab, was daraus werde. Sie geboten mir, mich auszuziehen, was ich that, und ich stund so nackend vor ihnen, als ich auf die Welt gekommen bin.

Sie steckten die Köpfe zusammen, gingen fort und ließen nur den Kanzler bei mir, der mich meine Kleider wieder anziehen und getrosten Mutes zu sein hieß; es werde mir nichts Böses widerfahren. Er fragte mich, in welchem Teile Deutschlands ich zu Hause sei? und als ich sagte: „Nicht weit von Heidelberg, auf dem Gebiete des Pfalzgrafen Kurfürsten", erzählte er, daß er dereinst als Gesandter der Herrschaft zu Heidelberg gewesen sei, wo ihn der Kurfürst so wohl gehalten habe, daß er seitdem allen Pfälzern hold geworden. Ich schwieg still, weil mir Herr Fugger widerraten hatte, aus dem Grunde, daß der Pfalzgraf Friedrich Generaloberster gegen die Türken sei, denen die Venediger 4000 Mann Hilfstruppen zugesandt haben sollten, zu sagen, er habe mich abgeschickt, und weil sie um meiner Beglaubigungsschreiben an den Kaiser willen, die keine Instruktion enthielten, mehr als ich gewußt, von mir begehrt haben würden. Der Kanzler fragte mich weiter, ob der Kurfürst nicht viele Lutheraner auf seinem Gebiete habe, da er dem Landgrafen und den lutherischen Städten so nahe liege, und sagte bei der Gelegenheit: „Wir bedürften hier in Wahrheit ebenfalls eines Luthers, der unsere Stadt reinigte und von der überflüssigen Klerisei erledigte."

Die Ratsherren kamen mit dem Bescheide zurück, sie hätten dem Herzoge eröffnet, was bei mir gefunden worden, und er lasse mich bitten, was mir begegnet sei, nicht übel aufzunehmen. Sie stünden

mit dem Kaiser im Kriege, und es sei ihnen von mir gemeldet worden, ich brächte ihm Wechselbriefe. Sie müßten unter solchen Umständen manches thun, dessen sie gern erübrigt wären. Wenn sie mir in etwas dienen könnten, solle es geschehen. Ich begehrte einen Paßzettel, mit dem ich unbehindert aus ihrem Gebiet käme, und sie versetzten, daß dies nicht nötig sei, ich könne sicher ziehen, wohin ich wolle.

Als ich wieder zu den Deutschen kam, ward ich mit großen Freuden aufgenommen. Sie hatten, als ich zur Hinterthür des Palastes eingeführt worden war, bereits besorgt, ich möge an einem heimlichen Orte zur Marter gebracht werden. Markus Semmler kam uns entgegen und stritt mit uns, welchen Weg wir einschlagen und wie wir uns teilen sollten. Der Fuggersche Faktor war der Meinung, daß wir in unsern Kleidern blieben, weil sie doch allenthalben, wohin wir kämen, acht auf uns haben würden. Mir riet er, die Briefe, die ich bei mir trug, einem Boten anzuvertrauen, den er mir verschaffen wolle, damit derselbe sie in Mantua an einen Mann abliefere, den er mir nannte und der sie mir dort wieder zustelle. Ich folgte seinem Rate und ward mit dem Boten eins, ihm für jede Meile, deren zwölf waren, eine Goldkrone auszuzahlen.

Ich machte mich mit Semmler auf den Weg, und als wir an das Stadtthor kamen, wurden wir vom Kapitän ehrenhaft bewillkommt. Er bot mir mit den Worten die Hand: „Es ist mir lieb, daß du gestern in die Hände der Herrschaft zu Venedig gefallen bist, da ich, wenn du hierher gelangt wärest, Befehl gehabt hätte, nicht so gelinde mit dir umzugehen.“

Er befahl uns in ein Wirtshaus zu führen und ließ dem Wirte sagen, daß er uns wohl bewirte. Er schickte uns auch einen Trunk Malvasier, dessen ich ein gutes Teil zu mir nahm, wiewohl es Semmler nicht billigte, der immer das Verslein des Virgil anführte:

metuo Danaos et dona ferentes.

Als wir den Wirt fragten, ob wir eine Barke nach Legnago haben könnten, sagte er, der Kapitän werde alles bestellen lassen, was und wann wir es bedürften. Wir standen früh auf und wollten mit dem Wirte rechnen, er sagte aber, er dürfe es nicht thun, da die Herrschaft zu Venedig für uns bezahle. Er führte uns zur Barke, in der ein Frühstück und ein Trunk angerichtet war, und dabei stand der Kapitän, der uns sagte, daß er es auf Befehl der Herrschaft thue. Wir baten ihn, ihr in unserem Namen zu danken, segneten ihn und zogen von dannen.

Zu Montechielio ging es uns ebenso. Zu Legnago sagten uns die Soldaten, die am Thore Wache hielten, wir müßten, ehe wir in die Herberge einkehrten, zum Kapitän. Wir gingen zu ihm und fanden ihn sehr geschäftig bei der Tortur eines armen Fleischhauers aus Trident, den er in schrecklichster Weise hoch von der Erde emporziehen ließ, um, ich weiß nicht was, von ihm zu erfahren. Am Ende, da der arme Mensch nichts zu sagen hatte und der Kapitän sich bedünken ließ, wir hätten des Schauspiels genug, stellte er sich, als habe er nichts von uns gewußt, wandte sich um und gebot, uns in ein Wirtshaus zu führen, wo man uns gütlich thun solle.

Des folgenden Tages reisten wir auf gemieteten Postpferden weiter, die sie Märtyrer heißen, und bestätigte sich durchaus nicht Semmlers Befürchtung, daß wir auf der Grenze des Venetianischen und dem Gebiete des Herzogs von Mantua noch etwas zu erleiden haben würden.

Wir konnten uns auf der Reise nicht genug über die Gutthätigkeit der Venediger wundern, und Semmler hielt dafür, sie hätten mich gekannt und dem Fürsten zu Ehren verdeckterweise solche Wohlthaten an uns ausüben lassen. Dagegen sagte ich, es wäre geschehen, damit wir nicht in Deutschland ausprengten, die Kaufleute könnten nicht sicher nach Venedig kommen.

Unter solchem Gespräche erreichten wir die Stadt Mantua, wo ich alsbald vergebens nach dem Manne fragte, der mir die Briefe zustellen sollte, und da sich auch nach einigen Tagen niemand fand, schrieb ich mit der Post an den Fuggerschen Faktor, ob er nichts von dem Boten wisse? Der antwortete, der Bote sei mit den Briefen ergriffen und aufgehenkt worden, und ich möge mich vorsehen.

Da wußte ich nicht, was ich thun und wie ich es anfangen sollte. Ohne Schreiben mich dem Kaiser vorzustellen, der mich noch nie gesehen hatte, wollte nicht ratsam sein, und unverrichteter Sache umzukehren, schien auf eine Schande hinauszulaufen. Ich beschloß also weiter zu reisen, dem Kaiser aber wenigstens, wie es mir ergangen sei, zu sagen, und dingte einen Juden, der Deutsch sprach und mich mit seinen Pferden bis Parma brächte.

Damals war von ungefähr Herr Kaspar v. Fronsberg, Herrn Georgens Sohn, zugegen, der zum Kaiser ziehen wollte. Diesem entdeckte ich, von wannen ich wäre, und bat ihn, mich mit seiner Gesellschaft nach Parma zu nehmen. Er sagte, er wolle es gern thun, dürfe mir aber nicht verhalten, daß die Straßen voll Räuber wären, die ihn für sich selbst fürchten ließen und ihm nicht gestatteten, mir volle Sicherheit zuzusagen. Auch waren noch

zwanzig Kaufleute vorhanden, denen er auf ihre Bitte dieselbe Antwort gab.

Wir machten uns auf den Weg, und als wir etwa zwei Meilen von Parma waren, fielen aus einem Röhricht viele Schüsse auf uns, und riß Herr v. Fronsberg mit den Seinen aus. Wir andern konnten mit unsern schwachen Pferden kaum aus dem tiefen Kote und Schlamme kommen. Einer der Kaufleute ward durch einen Schuß getroffen und fiel, und es wollte ihm niemand helfen. Herr von Fronsberg ritt zu mehrerer Sicherheit dieselbe Nacht fort.

Des folgenden Tages wollte mein Geleitsmann, der Jude, nicht weiter mit mir reisen, weil 200 Pferde gen Mantua zögen, mit denen er sicherer zurück zu kommen hoffe. Doch ließ er mir sein Pferd, das ich so lange brauchen solle, als es mir beliebe.

Ich trat allein den Weg nach Placenz an und war desto getroster, als mir mein Wirt sagte, daß der Kaiser daselbst angekommen sei und viele Straßenräuber habe aufhenken lassen. Mit der anbrechenden Dunkelheit erreichte sich die Stadt, fand darin aber keinen Menschen, der mich beherberge. Endlich stand ich vor einem Wirtshause, das einen Engel zum Zeichen hatte, und als ich nicht wußte, was ich anfangen sollte, wünschte ich auf Deutsch der Stadt alles Böse, die, so groß und geräumig, nicht einmal einen Menschen beherbergen könne.

Das hörte der Wirt, der mich fragte, ob ich ein Deutscher sei? Ich bejahte es, und er sagte, ich solle hineingehen, er wolle uns aufnehmen, und wenn es meiner zehn wären; er sei nur den spanischen und welschen Straßenräubern feind.

Indem wir miteinander redeten, standen einige von den Trabanten des Kaisers, die man Hellebardierer nennt, dabei, und unter ihnen ein Deutscher, der mich fragte, ob ich aus Deutschland käme? Ich antwortete: „Ja freilich und sonderlich vom Pfalzgrafen Friedrich," und er meinte, das werde dem Kaiser lieb zu erfahren sein, der schon seit einigen Tagen keine Post aus Deutschland habe, da die Straßen von den Feinden versperrt seien.

Der Trabant ging fort und hatte dem Kaiser anzeigen lassen, daß einer vom Pfalzgrafen Friedrich angekommen sei, der genaue Kunde habe, wie es um Deutschland stehe. Der Kaiser schickte ihn alsobald zurück, daß ich zu ihm käme, wo mich Graf Heinrich von Nassau mit allerlei Fragen empfing. Ich klagte, wie es mir und den Briefen ergangen sei, und er sagte: „Der Kaiser hat deine Gefangennahme vor drei Tagen erfahren, und du bist noch glücklich gewesen, so davon zu kommen, da die Venediger erst vor acht Tagen einen

Boten Seiner Majestät haben in Öl sieden lassen." Er ging zum Kaiser, um ihm zu berichten, was er von mir gehört habe, und sagte, ich solle gutes Mutes in meine Herberge gehen, des anderen Tages werde mich der Kaiser selbst hören, und solange ich mich am Hofe aufhalte, solle ich, was ich begehre, von seinem Hofmeister erhalten. Er gab mir auch zwei Hellebardierer in das Wirtshaus mit, durch die ich vergeblich um eine eigene Schlafkammer anhielt, da der Wirt vorgab, sie seien alle versagt.

Nach gehaltener Abendmahlzeit ward ich in eine Kammer geführt, in der sechs Betten standen; von denen sollte eines unter der Bedingung mein sein, daß ich alle Nächte einen Schlafgesellen zu mir nehme. Sobald alle schliefen, kam derselbe ohne Licht und legte sich zu mir; früh morgens, ehe es Tag ward, stand er auf und ging davon. Um neun Uhr trat ich meinen Weg nach Hofe an und ließ mich durch den Thürhüter bei dem Kaiser melden. Ich ward bald eingelassen und gnädigst empfangen, und der Kaiser fragte mich zuvörderst, ob der Fürst wohlauf sei, alsdann belachte er meine gefängliche Einziehung und sagte, ich möge mein Anbringen thun.

Der Graf von Nassau hatte mich schon daran erinnert, daß ich mit keiner deutschen d. h. langen und schweren Rede angezogen käme, und so brachte ich meine Sache mit kurzen Worten an: wie der Fürst willens sei, eine Gemahlin zu nehmen und seine Gedanken auf die Schwester Ihrer Majestät gerichtet habe, wenn er deren würdig erachtet werde, sowie andere Dinge mehr, die zur Überredung dienen konnten Der Kaiser antwortete, als ich zu Ende war: „Der Fürst thue weislich daran, zu heiraten, da seiner Jahre immer mehrere würden und er nicht länger anstehen dürfe, wolle er einmal Kindeskinder sehen. Seine Majestät bedankten sich, daß er sein Gemüt lieber auf seine Schwester als auf eine andere richte, und ich solle mit Herrn von Granvella sprechen, der mir an seiner Statt antworten werde." Herr von Granvella war alsbald zugegen und gab mir mit wenigen Worten zu verstehen, daß ich vor dem Gemach seiner warte. Ich hatte ihn vorher noch nicht gekannt, und sein Ansehen war damals nicht so groß bei Hofe, da das Meiste und Vornehmste dem Kanzler zukam. Er empfing mich, als er heraustrat, auf das freundlichste und hieß mich mit ihm speisen. Derweil die Tafel gedeckt ward, mußte ich ihm sagen, was ich bei dem Kaiser vorgebracht habe. Er hörte mich an und sagte nach einigen Fragen: „Lieber Hubertus! eure Ankunft ist dem Kaiser lieb gewesen, der vor allen Prinzen, die ich kenne, dem euren gewogen ist; da ihre Majestät aber mit unzähligen Geschäften beladen sind, müßt ihr euch

nicht verdrießen lassen, einige Tage zu warten, auf daß ihr des Pfalzgrafen Begehren wohl ausrichtet. Was mich betrifft, so hoffe ich ihm in diesem und allen seinen Geschäften darzuthun, einen wie treuwilligen Diener er an mir habe."

Hiernach begab ich mich wieder in meine Herberge und ging nicht aus, da damals in Placenz viele Menschen an der Pest und Hungers starben. Es verging fast kein Tag, daß nicht an dem kaiserlichen Hofe zehn, zwanzig oder mehr, meist junge Leute trotzdem gestorben wären, daß der Kaiser alle möglichen Vorkehrungen hatte treffen lassen. Zu der Mittags- und Abendmahlzeit lud ich allezeit einen oder den andern Trabanten des Kaisers ein, mit deren Gesprächen ich mir die Zeit vertrieb. Mein Schlafgesell kam alle Nächte und ging mit dem frühesten wieder davon, so daß ich ihn kaum ein- oder zweimal sah.

Um dieselbe Zeit zog der Gesandte des Herzogs Wilhelm von Baiern von dannen, und ich erlangte vom Wirte mit vielem Gelde, daß ich seine erledigte Wohnung für mich allein erhielt. Der sehr gelehrte und vieler Sprachen kundige, damals noch junge Mann, Johann Lucretius, der gegenwärtig Kanzler des Kardinals von Augsburg ist, blieb die Nacht bei mir und aß mit mir, reiste aber mit dem frühen Morgen ab. Über eine Stunde oder etwas mehr hernach höre ich, daß ein Tumult im Hause entsteht. Ich gehe hin um zu schauen, was es sei, und finde den Schultheißen mit einer Menge Schergen. Der Wirt hatte das erledigte Bette, in dem ich bisher geschlafen, einem andern eingeräumt, der alsbald tot gefunden worden war.

Der Schultheiß wollte den Thäter haben, und die anderen sagten, ich habe bei dem Entleibten geschlafen, was der Wirt und ich leugneten. Lucretius, der bei mir die Nacht gelegen und meine Unschuld hätte darthun können, war weg, und ich wußte nicht, wie ich mich von dem Verdachte loswirken sollte. Endlich sagte der Schultheiß: „Ich will den Mörder wissen, oder ihr sollt mir, so viel ihrer im Hause geschlafen haben, auf die Marterbank." Mein gewesener Schlafgesell stand bleich und erschrocken weit dahinten; den zeigte ich dem Schultheißen und sagte, daß er einige Nächte in meinem Bette geschlafen habe. Er hub noch ärger an zu zittern und es zu verneinen. Der Beamte fragte: warum er so zittere? und er versetzte: „Weil ich bei diesem geschlafen habe, fürchte ich, man werde mich des Totschlags zeihen." Da rief der Schultheiß: „Stockmeister, verrichte dein Amt, das ist der rechte Thäter!" Er fiel auf die Knie und bat ihn mit den Martern zu verschonen; er wolle die Wahrheit

eingestehen. „So thue es bald!“ sagte der Schultheiß. Er sprach: „Ich armer Schelm, der viel hungernde Kinder zu ernähren hat, hatte gesehen, daß dieser Mann (indem er auf mich zeigte) milde und gastfrei seine Gäste bewirtete, und meinte, er müsse viel Geld bei sich führen, das ich ihm, wiewohl umsonst, schon die vorige Nacht zu rauben suchte, weil er die Tasche fest an den Leib gebunden und so wohl verwahrt hat, daß er, so oft ich daran fühlte, erwachte. Ich habe also auf Eingebung des bösen Geistes die That verrichtet und nur 4 Dukaten bei dem Manne gefunden.“ Er ward durch die Schergen von dannen geführt und gehenkt.

In diesen Tagen hatten die Gesandten der Reichsstände, die man die protestierenden nennt, bei der Kaiserlichen Majestät Gehör und wurden gnädig abgefertigt. Unter ihnen war einer, Michael von Kaden, der verehrte vor seinem Abzuge im Namen des Landgrafen von Hessen dem Kaiser ein Büchlein in französischer Sprache, darin etwas der lutherischen Religion Gleichstimmendes enthalten war. Sobald dies die Spanier erfuhren, die derselben allzeit heftig zuwider waren, wurden sie außermaßen über die Gesandten zornig, die an den nächsten Baum aufgehängt zu werden verdienten, daß sie den jungen Kaiser betrügerischerweise vom rechten christlichen Glauben abzulenken sich unterstanden hätten. Die Gesandten wurden durch Herrn von Granvella zurückberufen und ihnen durch mich als Dolmetscher gemeldet, Kaiserliche Majestät wären sehr erzürnt und beföhlen ihnen nicht fortzuziehen, sondern ihr bei Leibesstrafe gen Bologna zu folgen, wo über sie auf Rat und Gutachten des Papstes geurteilt werden würde. Ihrer zwei, Johann von Ehingen und Alexander Frauentraut, entschuldigten sich damit, daß sie von nichts wüßten, und als Michael gefragt ward, ob er des Büchleins halb vom Landgrafen Schreiben oder Verhaltungsbefehle und Kredenzbriefe habe, verneinte er es und antwortete, daß es ihm der Landgraf beim Abschiede mündlich aufgetragen. Da sagte der von Granvella: „Entweder du hast es von dir selbst und aus Bosheit oder dein Herr, der Landgraf, aus Unverstand und Tollkühnheit“, und fuhr zu mir gewendet fort: „Hubertus, dieser Handel hat den Kaiser so bestürzt gemacht, daß er dich hier nicht abfertigen kann; zieh morgen mit uns nach Parma, dort soll es geschehen.“

Ich war zufrieden und begleitete unterwegs die Gesandten, die sich nicht wenig über Michael von Kaden beklagten und sich mit ihm zankten, daß er sie beim Kaiser in diese Ungelegenheit gebracht habe. Als wir nach Parma kamen, ersuchten sie mich, bei dem v. Granvella für sie zu bitten, und verhießen mir hoch und teuer, mich ohne

Schaden und Gefahr durch das Venediger Gebiet nach Deutschland zurück zu bringen. Ich eröffnete dies dem Grafen zu Nassau und dem Herrn von Granvella, von denen ich wußte, daß sie meiner Abfertigung wegen bemüht wären, und sie behaupteten, es sei der Venediger wegen nicht mehr so gefährlich, da zwischen dem Kaiser und ihnen ein Friede unterhandelt werde.

Ich ward vorgefordert und ihrethalb beschieden, die Kaiserliche Majestät wolle um meinetwillen Johann und Alexander loslassen; dem Michael solle befohlen sein, nach Bologna zu folgen und allda sein Buch von Papst und Kardinälen untersuchen zu lassen. Ich möge binnen einer Stunde wieder zu dem von Granvella kommen, da der Kaiser an den Fürsten schreiben wolle. Ich begab mich mit der guten Botschaft zu den Gesandten, die darüber herzlich froh wurden, sich aber alsbald die verheißene Treue gereuen ließen, indem sie beschlossen, sich auf und davon zu machen, und mich baten, ihnen dies nicht zu verdenken, da der Kaiser seine Meinung ihretwegen ändern könne. Sie wollten mein zu Venedig warten und sich, wenn es nötig wäre, für mich bei dem Rate verwenden.

Es war schon des Abends spät, in der Dämmerung, da der Mond nicht schien, und der Weg des tiefen Kotes halb so böse, daß man selbst bei Tage nicht fortkam; gleichwohl setzten sie sich auf die Pferde und ritten davon. Ich stellte mich um die bestimmte Zeit bei Herrn von Granvella ein und berichtete ihm von dem Vorhaben der Gesandten, denen er darüber alles Unglück wünschte. Zu mir sprach er: „Ich will dir, Hubert, wegen der Lutheraner prophezeien, daß, sobald einmal über die mit ihrer Glaubensvereinigung der ganzen Welt Trotzenden ein Sturmwind kommt, sie sich, ihres Glaubens uneingedenk, wie Tauben von dem Adler aneinander scheuchen lassen werden.“ Ich dachte an diese Vorausſage, als der Kaiser die Protestierenden neuerlich (1547) mit Krieg angriff.

Sobald ich mit der Antwort und allerlei Schreiben vom Kaiser wie vom Grafen von Nassau an den Herzog von Mantua abgefertigt war, der mich sicher und unverletzt nach Venedig bringen lassen solle, kam ich wieder in die Herberge und fand allda Michael von Kaden sehr traurig, daß ihn seine Gefährten dahinten gelassen hatten. Als er mich fragte, was er thun solle, antwortete ich, in einer solchen Sache sei schwer zu raten, ich wisse selbst nicht, wie ich ohne Gefahr wieder nach Deutschland kommen werde. Er sagte: „Ich will Gott walten lassen, dessen Sache ich habe beim Kaiser befördern wollen, und mit nach Bologna ziehen. Nimm du meinen Paßzettel, den ich von den Venedigern habe, und sage den Haupt-

leuten in ihren Städten, du heißest Michael von Kaden, um allenthalben wohl durch zu kommen."

Des Morgens früh reiste er nach Rezzo und ich nach Mantua, wo ich mein Schreiben an den Herzog überantwortete, der mir einen Juden mit dem Bedeuten zum Begleiter gab, daß ich mit ihm auf das beste versorgt sei. Wir erreichten Venedig, ohne daß uns jemand gefragt hätte, und als ich in die Herberge kam, fand ich Michael von Kaden, der sich eben zu Mittag setzen wollte. Ich setzte mich zu ihm und hörte, als ich nach seiner Reise fragte, daß er zu Bologna niemand angetroffen, der in seiner Sache einen Befehl gehabt habe, und also weiter gezogen sei, um, wenn es mir gefalle, in meiner Gesellschaft nach Deutschland heimzukehren. Wir unterredeten uns noch miteinander, als die beiden andern Gesandten dazu kamen, die sich verwunderten, uns sobald des Ortes zu sehen. Wir beratschlagten, welchen Abzug wir von Venedig nähmen, und die beiden wollten durchaus nicht mit Michael durch die Grafschaft Tirol ziehen, weil sie besorgten, der Kaiser möge, sobald man ihn vermisse, mit der Post nachschreiben lassen, daß man auf ihn fahnde und sie aufs neue angehalten werden. Sie machten sich ohne weiteres davon, und wir blieben den ganzen Tag da.

Um Mitternacht fuhren wir auf einer Barke fort und gelangten in den Hafen von Mestre, wo mein Diener vor Kummer über mein sechs Wochen langes Ausbleiben fast vergangen war. Sobald er mein gewahr worden, sprang er wie von den Toten erweckt auf, und nach dem Frühstück setzten wir uns auf die Pferde und eilten nach Innsbruck, wo ich erfuhr, daß Pfalzgraf Friedrich zu Wien mit Abdankung des Kriegsvolkes beschäftigt sei. Ich nahm meinen Abschied von Michael, der seines Weges zog, und fuhr in einem Schiff den Inn hinunter. In der Stadt Scherdingen ging ich aus, um Lebensmittel zu kaufen und in das Schiff zu bringen. Da sagte mir die Wirtin, sie habe nichts mehr, weil Pfalzgraf Friedrich mit seinen hungrigen Kriegsleuten vorige Nacht alles aufgezehrt oder mitgenommen. Ich forschte fleißiger nach, weil Pfalzgraf Friedrich kaum vier Meilen davon liege, ließ mir die Pferde aus dem Schiffe holen, nahm einen zum Wegweiser mit und eilte so rasch zu ihm, daß ich den Fürsten noch vor Schlafengehen erreichte. Er freute sich meiner Ankunft und fragte mich, was ich ausgerichtet habe. Ich wiederholte ihm die Antwort, die man mir gegeben, und stellte ihm das kaiserliche Schreiben zu, worin desgleichen stand, daß Kaiserliche Majestät mein Anbringen lieb gewesen sei und er dafür alle mögliche Sorge tragen wolle. Er gehe nach Bologna, um die kaiserliche

Krone zu empfangen, und komme gleich darauf nach Deutschland, wo diese Sache nicht besser als im Beisein seiner Schwester, der Königin, vorgenommen werden könne und er mit seinem Worte mehr als mit vielen Briefen zu erlangen hoffe. Dem Fürsten mißfiel diese Antwort nicht, und er schwatzte unterwegs mit mir davon, ohne zu ahnen, daß der Kaiser ihn nur hinhalten und für seine Zwecke auf dem Reichstage zu Augsburg benutzen wollte.

Damals wütete die böse Krankheit im Lande, die man den englischen Schweiß nannte, weil sie zuerst in England aufgekommen war, und diese Seuche war durch ganz Italien gegangen. Ich freute mich, daß ich damit verschont geblieben; da ich aber hörte, daß in Heidelberg ihrer viele daran gestorben seien und selbst mein Weib schwer danieder gelegen habe, erbat ich mir schon beim Fürsten Urlaub, als ich unversehens von der Krankheit in einen überaus starken Schweiß verfiel. Es hatten sich fast alle Leute von der Ansicht eines betrüglichen und ungelehrten Arztes einnehmen lassen, der darauf drang, man solle jeden vierundzwanzig Stunden warm zugedeckt schwitzen lassen und ihm nichts zu trinken geben. Ich ward ebenfalls so zugedeckt, daß ich zwischen den Betten fast erstickt wäre, und wenn ich bat, man möge mir zu trinken geben oder ich verschmachte, wollte es niemand thun, so daß ich schon auf das Sterben gefaßt war. Da reichte mir ein altes Weib, als es sah, das niemand zugegen war, eine Kanne Bier und riet mir einen guten Trunk zu thun. Ich folgte, trank die Kanne aus und ward alsbald wieder so stark, daß ich, als ob mir nichts fehle, aus dem Bette sprang.

Hubertus Thomas Leodius: De vita et rebus gestis Fridorici II. 1624. — E. v. Bülau: Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen Friedrich II. Breslau 1843.

12. Fürstenleben und Hoffestlichkeiten im Reformationszeitalter.

Für das Reformationszeitalter ist es eine bemerkenswerte Erscheinung, daß sich zwischen Adel, Fürst und Volk noch nicht eine Kluft aufgethan hatte, wie sie für spätere Zeiten bezeichnend ist; altväterische Verhältnisse, ein glücklicher Zustand einer Vereinigung aller Klassen in gleichem Streben nach Bildung und Einfachheit des Lebens bilden die hervorragendsten Züge jener Jahrzehnte. Wohl sind die herrschenden Leidenschaften und Ausschweifungen allen Kreisen gemeinsam, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Völlerei und Sittenroheit die gewöhnlichen Untugenden des Edelmannes und Fürsten, des Bürgers wie des Bauern, ungebändigt erscheint noch die Natur aller, aber von den künstlichen verfeinerten Formen, unter denen eine spätere Zeit alle Laster als einen Schmuck der Vornehmen barg, ist noch nicht die Rede. Die gleiche Einfachheit und Roheit der Sitten war es eben, welche die Stände einander genähert hatte und die Grenze zwischen ihnen verwischte.

Der allgemeine Aufschwung des geistigen Lebens, den die Reformation erweckt hatte, bemächtigte sich auch der herrschenden Klasse und trieb sie zu einem edlen Wetteifer mit den bürgerlichen an. Die früher weit verbreitete Meinung, daß es einem adeligen Mann nicht gezieme, sich mit Büchergelehrsamkeit zu plagen, daß es für einen Fürsten hinreichend sei, seinen Namen zu schreiben und sein Brevier buchstabieren zu können, wenn er nur in ritterlichen Künsten wohlgeübt sei, begann nach und nach ihre Geltung zu verlieren. Junge Prinzen und Edelleute strömten auf die neuaufblühenden Schulen und Universitäten und suchten, von einem edlen Ehrgeiz entflammt, nicht bloß die für ihren nächsten Beruf notwendigen Kenntnisse, sondern auch möglichst viel Elemente einer allgemeinen Bildung zu erwerben. War doch der junge Moritz von Hessen so

wohl unterrichtet, daß er in seinem fünfzehnten Jahre eine öffentliche Prüfung vor den Professoren in Marburg im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in Poesie, Logik, Ethik, Geschichte und in allen Gebieten der Theologie mit großer Auszeichnung bestand! Auch der älteste Sohn des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen lernte die Bibel in der Ursprache lesen und hielt schon in seinem vierzehnten Jahre beim Eintritt in die Universität Wittenberg vor seinem Vater und den Professoren, worunter auch Luther war, eine lateinische Rede. Der Kurfürst wollte seine Söhne in der lateinischen Sprache um so mehr bewandert wissen, als er selbst, wie er sagte, auf den Reichstagen und sonst viel Geld darum gegeben hätte, wenn er sie verstanden.

Nichts zeugt so sehr von den trefflichen Ansichten des Kurfürsten, als die Anweisung, die er noch als Gefangener des Kaisers für seine heranwachsenden Söhne erließ. Er hatte mit dem ältesten allerlei üble Erfahrungen gemacht; es war ihm hinterbracht, daß er während des Krieges „mit Karten falsch und unrecht gespielt, sich gegen Diener und Fremde leichtfertiger Worte, des Fluchens und seltsamer Gebärde" schuldig gemacht, auch über Tisch und zum Nachttrunk dem Weine über Gebühr zugesprochen hatte. Deswegen war ihm eine strenge Rüge erteilt worden. Nach Weisung des Vaters sollten beide Prinzen gern des Weidwerks pflegen dürfen, doch nicht übermäßig und erst nach der Ernte, wenn das Getreide vom Felde gebracht sei, bei Hirschjagden auch ihre Mutter mitnehmen, dabei nicht über Nacht ausbleiben und die Regierungsgeschäfte über dem Jagen versäumen. Zur Vermeidung von Unkosten für sich und die Unterthanen ward ihnen empfohlen in ihrem Hoflager zu bleiben und nicht von einem Amt zum andern zu ziehen, wegen Verlust der Kurlande den Hofhalt zu beschränken und allen Überfluß an Kleidung, Essen und Trinken und sonst zu meiden; der Gesellschaften in der Stadt sollten sie sich enthalten, nicht die geringste Summe borgen, stets in derselben Stube und Kammer bei einander wohnen und schlafen als einträchtige Brüder. Abends nach dem Essen durften sie, ebenso wie er und sein Vater es gethan, nach Lust in den Garten gehen. Insbesondere aber wird ihnen befohlen, das Trachten nach dem Reiche Gottes nicht zu versäumen, außer Sonntags auch Dienstags, Mittwochs und Freitags zur Predigt zu gehen und daneben tagtäglich zu bestimmter Stunde dem Rate beizuwohnen, dabei die Wissenschaften nicht zu vernachlässigen, sich täglich eine Zeitlang mit den alten lateinischen Historien und Institutionen zu beschäftigen, sich des Zutrinkens und gotteslästerlichen Schwatzens zu enthalten,

fein aufrecht zu sitzen und fürstlich sich zu gebärden und gegen fremde Leute mit Handreichung gnädig und mild sich erweisen.

Neben allem ging der Unterricht in allen ritterlichen Tugenden her. Schon empfand man auch das Bedürfnis, fremde Länder zu sehen, und Reisen erschienen als ein unentbehrliches Mittel für die weltmännische und staatsmännische Ausbildung des künftigen Regenten, Diplomaten oder Hofmannes. Und mochten die jungen Prinzen jener Zeit nach den Niederlanden oder nach Italien und Frankreich ihre Schritte lenken, den vornehmen Reisenden selbst war es damals großenteils um einen wirklichen Gewinn, nicht um einen bloß flüchtigen Genuß zu thun; sie wollten Kenntnisse sammeln, ihren Charakter bilden, ihren Geschmack veredeln, nicht allein in Zerstreuungen und Genüssen fremder Völker schwelgen. Ihr Reiseaufwand und ihre Lebeweise war mäßig, die Zahl ihrer Begleiter und Diener gering, ihr Auftreten einfach und bescheiden. Man pflegte wohl einen jungen Herrn von Stande, „wenn er groß und bengelhaft geworden", mit einem reisigen Knecht auf Reisen zu senden und ihm für den Aufwand eines ganzen Jahres nicht mehr als hundert Thaler mitzugeben.

So fanden sich denn auch die meisten jener reisenden Großen nach ihrer Rückkehr leicht wieder in die alten einfachen Gewohnheiten ihrer Heimat. Bei manchen blieb sogar von den fremden Bildungseinflüssen weniger zurück, als man für sie selbst und ihre Länder hätte wünschen mögen. In Pommern waren trotz mehrfacher Reisen der Fürsten nach Italien und wiederholter Berührung mit Frankreich nach wie vor Jagd, Trinkgelage und die plumpen Späße ungeschlachter Schalksnarren die einzigen Ergötzungen bei Hofe, und der kunstsinnige Herzog Philipp von Stettin stand als eine vereinzelte Erscheinung unter seinen Stammesvettern da. Johann Georg von Sachsen war zwar für einige Liebhabereien eines verfeinerten Geschmacks empfänglich geworden, aber sein Hauptvergnügen fand er doch immer noch gleich seinem Bruder Christian in wüsten Trinkgelagen und Jagden und hatte für ernste Beschäftigungen wenig Sinn.

An manchen Höfen dagegen erblickte man eine dem Auslande abgewonnene höhere Bildung mit unveränderter Einfachheit und Volkstümlichkeit der Lebensweise in wohlthuendem Verein. Die Herzöge von Schlesien ließen noch immer, der alten guten Sitte ihres Hauses getreu, die Unterthanen an den Ergötzungen des Hofes teilnehmen, baten die Bürger ihrer Residenz aufs Schloß, besuchten die Feste der Stadt und tanzten lustig mit den Frauen und Töchtern der Ratsherren. Moritz, der Freund und Vertraute des leichtsinnigen

Heinrich II. von Frankreich, blieb einfach und sittenstreng, und selbst die Prachtliebe, die er an seinem Hofe entfaltete, entsprang mehr politischen Rücksichten als seinem persönlichen Geschmacke. Ein patriarchalisches Bild gewährt auch das Leben des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, der alle Sonnabend öffentliche Audienz gab, wo der geringste seiner Unterthanen seine Wünsche und Beschwerden anbringen konnte. Nicht weniger ausgezeichnet war der Kurfürst Friedrich der Fromme von der Pfalz; ein fertiger Lateiner und ein Meister im Französischen, von fleckenloser Sittenreinheit und großer geistiger Kraft, lebte er geradezu in Dürftigkeit mit seiner Gemahlin. Als er einst sein Gesinde mit nach Frankfurt genommen hatte, waren der Kurfürstin nur noch drei Edelleute und ein Thürknecht geblieben, und auch diese mußte sie ihm nachsenden, wenn er ein Bankett zu geben hatte. Auf hohen Besuch hatten sie sich wenig eingerichtet. Als einmal Kaiser Ferdinand und König Maximilian angemeldet wurden, fanden sich nicht Gemächer genug, um sie mit ihrem Gefolge unterzubringen; Kinder und Edelleute mußten mit Garten- und Dienststuben fürlieb nehmen. Die kümmerlichen Verhältnisse hatten aber des Kurfürsten Herz nicht verhärtet, sondern für die Armut geschaffen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden, der jeden Unterthanen, der sich einer Religionsänderung nicht fügen wollte, zwang mit Weib und Kind auszuwandern, ließ er auf dem Reichstage erklären, es sei der armen Leute nicht zu vergessen, die in dem Abschied sehr übel gefahren; sie seien demnach billig auch zu bedenken ebensowohl als hohe Personen, Fürsten und Herren.

An anderen Höfen ging es freilich glänzender her, aber selbst an dem brandenburgischen bemerkte ein Reisender würdevolle Einfachheit bei gefälligen Sitten. Während an der Tafel des Kurfürsten schon französische Unterhaltung mit deutscher wechselte, das unmäßige Zutrinken und Nötigen der Gäste verbannt war und jeder sich nach eigenem Bedünken einschenkte, sah man die jungen Prinzen mehr als einfach in ihrer Kleidung gehalten, weil nach den Worten der Kurfürstin „man dennoch wohl wisse, daß sie Kurfürstenkinder seien, denen die Tugend und Gottesfurcht viel größere Zier als die Kleidung gebe."

Auch das Leben der Fürstin erscheint noch still und einfach. Schon die häufige und lange Abwesenheit der Fürsten von ihren Höfen, wenn sie auf Reichstagen weilen mußten, Kriegsverhältnisse sie beschäftigten, zwang die Frauen mittlerweile zu einem zurückgezogenen, vergnügungslosen Stillleben, das noch selten durch Lektüre oder Musik verkürzt ward. Manche vertrieben sich die Zeit, indem

sie sich zu tüchtigen Hausfrauen ausbildeten, die sich in alter deutscher Weise, wie heute eine gute bürgerliche, um die Einzelheiten ihrer Wirtschaft kümmerten, selbst die Küche beaufsichtigten, die eingesottenen Früchte und Kräuterweine bereiteten und einem werten Gaste auf silberner Schale tagtäglich ein anderes Frühstück aus der Küche schickten, froh die Kochkunst ihres Hofes zu zeigen. Die Herzogin von Preußen, Dorothea von Dänemark, besorgte noch selbst ihren Flachs und ihre Leinewand aus Litauen; sie selbst bestellte bei dem Burggrafen von Tilsit Garn zu ihren Bedürfnissen, verschrieb ihre Seife aus Polen, ihre Nesselleinwand, ihre Flitter, ihr Gold und Silber, welches sie einnähen wollte, aus Nürnberg, bestellte selbst beim Kaufmann, wenn sie etliche Schleier, schwarzen Samt, Borten und anderes bedurfte, und trug für die Küche Sorge, wenn Lachs und Fische geliefert werden sollten; sie nahm fette Schweine als Geschenk an, schrieb an den Amtmann zu Ragnit um eine Tonne Butter und ließ sich durch Georg Schultheiß in Nürnberg Weintrauben, frische Kastanien und Quitten schicken. Befand sich ihr Gemahl auf einer Reise im Lande, so sandte sie ihm bald allerlei Lebensbedürfnisse nach und freute sich herzlich, wenn er ihr meldete, daß sie ihm wohl geschmeckt; bald ließ sie ihm reine Hemden und andere Leibwäsche, ja sogar eine vergessene Nachthaube nachbringen. Nichts war in ihrem Haushalte so gering, dessen sie sich nicht annahm.

War es bis in das 14. Jahrhundert Sitte gewesen, daß die Frauen regelmäßig das Geschäft des Zuschneidens und des Nähens der Männer- wie der Frauenkleider ausübten, so hatte man jetzt schon längst besondere Schneidermeister, die sich auf die fremde Mode verstanden. Aber noch immer stand bei den Fürstinnen seit alter Zeit die Spindel in Ehren, die sich erst mit dem 15. Jahrhundert in ein Rad verwandelt hatte. Auch erschien die Fürstin mit ihrem Spinnrocken, woran ein silbernes Glockenspiel hing, wohl in der Arbeitsstube ihres Gemahles oder wußte mit ihren Frauenzimmern allerlei feine Arbeit zu bereiten, womit sie sich gegenseitig Geschenke machten. Sie verfertigten gestickte Hauben, Barette, sogenannte Kränze oder Kragen, Halsbinden, Armbänder, Stuhlkissen und Frauenkleider und sandten sich gerne besonders schöne Muster einander zu. Da man es damals liebte die Hauben von Gold- und Silberstoff nebst deren Schlingen und Binden so geschmackvoll und reich wie möglich mit den kostbarsten Perlen zu schmücken, so hatte man stets einen sogenannten Perlenhefter zur Seite, der als fürstlicher Diener am Hofe angestellt war.

Der fürstliche Hofhalt und seine Ordnung verlief im ganzen und großen noch in alter Weise; der Edelknabe, der bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Paggio, eine Guarda von angeworbenen Männern in fürstlichen Farben zog täglich auf und war, wenn es hoch ging, von Trommeln und Pfeifen begleitet; aber zwischen diesen neuen, aus der Fremde eingeführten Bräuchen zeigte sich noch immer der alte Narr, der unangemeldet ins Zimmer seines Herrn lief, die Hofleute, die ihn ärgerten, verspottete und auf einem Eselswagen den Ausflügen des Hofes folgte. Noch immer war der Zutritt bei Hofe mühelos, Etikette oder gar Hoffähigkeit, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert an den deutschen Höfen in widerwärtiger Weise breit machten, kannte man nicht; in kleineren Residenzen kam es wohl vor, daß der Landesherr in den Gasthöfen nachfragen ließ, wer angelangt sei, um irgend einen kenntnisreichen und welterfahrenen fremden Reisenden kennen zu lernen und an seinen Hof zu ziehen.

Inmitten solch einfacher Verhältnisse, wo die Fürsten noch von ihren Frauen als ihren „Wirtinnen" redeten, wuchsen unter Leitung der Mutter und der Hofmeisterin im sogenannten Frauenzimmer die fürstlichen Kinder auf. Während der junge Prinz bald der Pflege der Mutter entnommen und der Führung und Belehrung eines Hofmeisters übergeben ward, schweigend den Verhandlungen über Staatsangelegenheiten zuhören und fleißig in den Schreibstuben der fürstlichen Räte mitarbeiten mußte, um die Kunst des Regierens von unten auf zu lernen, und nach seiner Lehrzeit sich auf Reisen begab, reifte das Fräulein zur „ehr- und tugendreichen Jungfrau" in der weiblichen Umgebung heran, ohne daß an eine gründliche Unterweisung in allerlei Kunst und Wissenschaft gedacht ward. Lesen, Schreiben und Religion, dazu etwas Geographie, deutsche Sprache und etwas Latein waren die einzigen Gegenstände des Unterrichts. Diesem wenig abgerichteten Wesen entsprach denn auch jene leicht und derb spielende, aber immer naturwüchsige Kernhaftigkeit und Schalkhaftigkeit, wie sie uns so anmutend vielfach in der Sprache und in dem geselligen Verkehr der fürstlichen Damen jener Zeit entgegentritt.

Kein Fest wurde im 16. Jahrhundert an Fürstenhöfen mit so großem Aufwande und Gepränge, mit so mannigfachen Belustigungen und Vergnügungen und meist mit so zahlreich eingeladenen Gästen begangen, als eine Hochzeitsfeier. Die Sitten und Gebräuche, wie sie bei solcher Gelegenheit besonders zu tage treten, gehören in ihrem männlich kräftigen, kernfesten, biederen und naiven Wesen halb noch dem Mittelalter und halb schon der modernen Zeit an, als wären

sie als Kinder noch im Mittelalter geboren und zu männlicher Reife in die neue Zeit heraufgewachsen. Selbst ernstere ritterliche Spiele, mitunter durch einen Nachschimmer des poetischen Minnelebens früherer Zeiten verklärt, Turniere zu Roß und zu Fuß mit Lanze und Schwert verherrlichten in ganz romantischer Weise bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein alle fürstlichen Festlichkeiten.

Machte die Verheiratung den töchterreichen Fürstinnen schon früher oft manche Sorgen und Schwierigkeiten, so waren diese jetzt noch durch die Religionsspaltung gesteigert, da Verbindungen zwischen katholischen und protestantischen Höfen fast unmöglich erschienen. Die fürstlichen Familien unterstützten sich gegenseitig und waren einander sehr gefällig, um die Fräulein an den Mann zu bringen. So machte es sich vor allem der Herzog Albrecht von Preußen zum Lieblingsgeschäft, Heiratsverbindungen zwischen befreundeten Häusern zu vermitteln, insbesondere die früher in Klöstern versorgten und durch die kirchliche Umwälzung zur Freiheit gelangten Prinzessinnen zu vermählen. Als z. B. der Graf Wilhelm IV. von Henneberg und dessen Gemahlin Anastasia, Albrecht Achills Schwester, die sehr verschuldet waren und dreizehn Kinder hatten, dringend ihre Tochter Margarete, eine frühere Nonne, an den Mann zu bringen wünschten, wandte sich die Mutter in dieser Absicht an den Herzog; sie will ihm nicht verschweigen, daß der Kaiser und sein Bruder Ferdinand großen Verdruß und Ungnade auf den werfen werde, der eine Nonne zu ehelichem Stande verhelfe; sollte also ihrem Herrn und Gemahl, ihr und ihren Kindern oder der Herrschaft Henneberg daraus Ungutes entstehen, so wäre es ihnen sehr beschwerlich, denn der kaiserliche Fiskal könne sonst nichts mehr, als daß er sich über die kleinen Herren lege, die nicht große Macht hätten, und dieselbe plage. Auch war der Fürstin sehr daran gelegen, daß sie nichts zum Heiratsgut ihrer Tochter geben dürfe, als allein einen ziemlichen Schmuck und die Zehrung, um sie zum Herzog nach Preußen zu bringen. Als mehrere Jahre vergingen und sich noch keine Aussicht für Fräulein Margarete eröffnete, schrieb der Vater noch einmal an den Herzog: „Unsere Tochter hat gar keine Lust, wieder in ein Kloster zu kommen, wiewohl es uns den jetzigen Zeitläuften nach ganz beschwerlich ist, sie so lange sitzen zu lassen, denn Euer Liebden können selbst annehmen, daß solches kein Lagerobst ist. Wo wir nun aber und unsere liebe Gemahlin, da wir beide mit gutem Alter überfallen und oft auch viel krank sind, mit Tode abgingen, so wäre sehr zu bedenken, wie es dem armen Menschc dann gehen möchte, da wir hier außen niemand für sie haben bekommen können, wäre es auch nur

ein schlechter Graf oder Herr gewesen, der sie hätte nehmen wollen, weil sie eine Nonne gewesen ist. Wir haben deren keinen in Sachsen und Hessen finden können. Wiewohl uns viele geraten haben, sie nicht wieder ins Kloster zu thun, so haben sie doch alle Scheu sie zu nehmen, weil sie eine Nonne gewesen ist. Darum, wo Euer Liebden etwas zuwege bringen könnten, womit sie versorgt werde, wollten wir Euer Liebden gern folgen." Albrecht verstand sich nämlich auf Empfehlungen, wie man an folgendem Schreiben sieht, womit er die Heirat zwischen Kurfürst Joachim und dessen Gemahlin Hedwig, einer Tochter des Polenkönigs, vermittelte. „Ich will dir nicht bergen", schreibt er an Joachim, „daß sie nicht alt, sondern hübsch und tugendsam, auch guten Verstandes und Gebärde und Wesens ist, ungefähr um ihr zwanzigstes Jahr. In Summa: ich sage das bei meiner höchsten Treu: wo ich diese jetzige fromme Fürstin, meine liebe Gemahlin, nicht hätte und mir Gott eine solche, wie diese tugendsame Fürstin ist, von der ich schreibe, verliehe, so wollte ich mich selig preisen und haben."

Die nähere Bekanntschaft leitete man durch Einsendung der „Abkonterfeiung" ein, die schon damals nicht immer dem Urbilde entsprach, oder durch eine gelegentliche Besichtigung an drittem Orte. Auf letztere pochte besonders Kurfürst Johann Friedrich, als sein Vater ihn mit der Witwe des Kurfürsten Moritz, die er nicht kannte, zu vermählen wünschte; er habe, schrieb er, elf mal aus seines Vaters Munde gehört, daß es toll wäre sich zu beweiben, ohne vorher die Person gesehen zu haben.

Die Festsetzung des Heiratsgutes und des Ehekontraktes erforderte meist langwierige Unterhandlungen, wozu man beiderseitig besondere Räte bestellte. Dem künftigen Gemahl wurde in der Regel ein gewisses Heiratsgut in der Höhe von 20 bis 40 000 Gulden als bleibendes Kapital gezahlt, während dieser seiner Gemahlin einen ländlichen Besitz mit besonderen oberherrlichen Rechten verschrieb, aus dem sie einen bestimmten Ertrag an Geld und Naturalien für ihre Bedürfnisse und ihren eignen Hofhalt bezog und wo sie als Witwe ihren Sitz nehmen konnte. Die Morgengabe, etwa 4 bis 8000 Gulden, bestimmte der Fürst meist selbst; sie bestand in einem Kapital, dessen Verzinsung erst nach dem Tode des Gemahls anhob. So lange derselbe lebte, ward ihr ein gewisses Handgeld für ihre täglichen Bedürfnisse angewiesen, das uns heute sehr bescheiden erscheint.

Die Verlobung erfolgte in feierlicher Audienz zwischen dem Vater der Braut und den abgesandten Räten des Bräutigams. War nun Rede und Antwort erfolgt, so fragte der Gesandte die junge Fürstin:

„Begehrt Euer fürstliche Gnaden, nachdem Ihr Eures Herrn Vaters gnädigen Willen vernommen und die Erlaubnis empfangen, den Fürsten, der um Eure Hand geworben, zu Eurem künftigen Ehegemahl zu haben?“ Sie antwortete: „Weil es meinem gnädigen Herrn Vater also gefällt, bin ich es wohl zufrieden.“ Dann erfolgte die Brautbescherung, ein prachtvolles Brautkleid, kostbares Pelzwerk, goldene Geschmeide und andere wertvolle Kleinode; auch ward damals schon der Braut- und Bräutigamsring gewechselt. Solange der Brautstand fortdauerte, pflegte man sich fort und fort Geschenke, oft eigentümlicher Art, zu übersenden. So überraschte der Herzog Albrecht von Preußen seine Braut Dorothea von Dänemark einmal mit „etlichen Pumberanzen“, und sie ließ ihm dafür einen Dornenkranz überreichen, worüber sich der Herzog sehr freute. „Wiewohl der Kranz“, schrieb er zurück, „von Dornen ist, so ist er mir doch lieber und soll mir auch lieber sein denn alle Rosen- und Veilchenkränze und wenn sie auch mit den besten Zypressen vermengt wären.“

Mittlerweile ward die Ausstattung der Braut und der gesamten Hochzeitsgeschenke glänzend und kostbar zugerichtet. Die fürstliche Garderobe teilte sich in drei Klassen: da gab es weite Röcke, darunter ein leberfarbener Atlasrock, mit Hermelin gefüttert und goldenen und silbernen Schnüren besetzt, gestickte enge Kleider aus grauem Atlas oder Damast, oben um den Brustlatz mit einem Perlengebräme geziert, sowie Brusthemden aus gleichem Stoff. Erschien eine Fürstin in ihrem Staate, wie das bei Hochzeitsfestlichkeiten der Fall sein mußte, so glänzten auf ihrem Haupte zwei Papageienfedern oder weiße Enten- oder Kranichfedern oder ein Perlenkranz, eine Haube von Gold und Seide mit Perlen und goldenen Schlingen. Den Hals umgürtete ein Halsband, mit Edelsteinen aller Art geschmückt, gewöhnlich ein fürstliches Geschenk. Die Schultern bedeckte ein Koller von Goldstoff und Samt, mit goldenen Borten verbrämt oder mit Hermelin gefüttert und auf der Brust mit einem kurzen Heftlein zusammengehalten. Die Ärmel schmückte künstliche Perlenstickerei, die allerlei Figuren bildete, wie einen Vogelfänger oder eine Jungfrau nebst einem Gesellen mit Reimen in goldenen Buchstaben. Die Finger trugen kostbare Ringe, und spanische Handschuhe schützten die Hände gegen Kälte und Sonne. Den Leib umschloß der prachtvoll mit Gold, Perlen und Ringen verzierte Gürtel. Von schwarzem Samt verfertigt, trug er zuweilen auch den Anfangsbuchstaben der Namen des Brautpaares neben zwei gekrönten goldenen Herzen, mit Laubwerk umschlungen. Er umfaßte bald den weiten Atlasrock, mit Hermelin gefüttert und Schnüren besetzt, bald das engere Kleid von

Atlas oder Damast. Den Fuß bedeckte der gestickte, mit Perlen und Edelsteinen gezierte Schuh.

Um alle Kostbarkeiten an Kleidern und sonstigem Schmuck zuzurichten, waren Goldarbeiter und Schmuckhändler nah und fern beschäftigt. Arnold Wenk, Rüdiger oder Georg Schultheiß aus Nürnberg lieferten die schönsten und kostbarsten Kleinode, Halsschmuck von Paternostern und Bernstein mit Würmlein. Aus Venedig kamen Steine, goldene Ketten und Gehänge, Kreuze und Armbänder für die Damen. In Menge wurden goldene Ringe beschafft, die als Geschenke für die Fremden dienen sollten. Man hing an der Mode des Auslandes, ließ aus weiter Ferne Modelle zu Kopfputz und Kleidung bringen und rief selbst ausländische Putz- und Kleidermacher ins Land. Mit den reichsten und vornehmsten Handelshäusern stand man in enger Verbindung. Lorenz de Villani aus Florenz zu Leipzig, Thomas Lagi oder ein Florentiner Haus in Nürnberg beschafften die goldenen und silbernen Tuche, roten Samt, Damast und Atlas in allen Farben. Wie sparsam man sonst auch haushalten mochte, bei der Ausrüstung der Braut und der Vermählungsfeier ließ man in auffallendem Gegensatze zu der alltäglichen Einfachheit des Hoflebens viel Geld aufgehen, um zugleich alle Fremden, die sich dazu einfanden, nach Gebühr beschenken und bewirten zu können. Oft setzte man sich dadurch in große Schulden, die lange Jahre den Hofhalt drückten. Kaum vermochte man das versprochene Heiratsgut zu zahlen; die Kurfürstin von der Pfalz hatte bei einer Hochzeitfeier zweihundert Gulden auf ihre Kleidung verwendet und vermochte ihre Gläubiger nicht zu befriedigen. Sie klagte dem Herzog Albrecht von Preußen ihre Not: „Ich habe meiner Freunde etliche darum angesprochen und geschrieben, ist mir aber überall versagt worden, und ob ich schon meinen Herrn und Gemahl anspreche, so hat es seine Liebe wahrlich nicht."

Erstaunlich war die Menge des Volkes, die bei solchen Gelegenheiten zusammenströmte. Als z. B. in dem kleinen Würtemberg der Herzog Ulrich 1511 seine Hochzeit mit Sabina von Baiern feierte, waren gegen 7000 Fremde in Stuttgart anwesend; es wurden zu ihrer Bewirtung 136 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet, 6000 Scheffel Getreide verbacken, und Tag und Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren roter und weißer Wein. Auch die Hochzeit Johann Friedrichs von Sachsen mit seiner ersten Gemahlin Agnes war durch die Anwesenheit so vieler Fürsten, Grafen und Herren ausgezeichnet, daß man allein 3700 Reit- und 500 Wagenpferde auf dem Lande unterbringen mußte.

Die vornehmen Gäste wurden durch eigne Hochzeitsbriefe geladen, „am angezeigten Tage und folgends das christliche Fürhaben neben anderen Herren und Freunden in Freude vollbringen zuhelfen.“ Konnte der Eingeladene nicht selber erscheinen, so war es Brauch einen Stellvertreter zu senden, der dann am Feste alle seinem Herrn gebührenden Ehren genoß. Waren die Gäste versammelt, so begann gewöhnlich an einem Sonntage die Feier mit einem glänzenden Auftritt, der sogenannten Auffahrt, oder die fürstliche Braut ward durch einen stattlichen Ausritt in Schmuck und Harnisch bei ihrer Ankunft feierlich eingeholt und mit Ehrenbezeugungen empfangen. Den Zug eröffnete der eingeladene Landadel mit seinen Rossen, die Landjunker mit ihren Dienern; ihnen folgte das Hofgesinde, die fürstlichen Stallmeister mit Knaben auf den Leibrossen, meist alle in schwarzen Samt gekleidet. An sie schloß sich eine Schar von welschen und deutschen Trompetern, Heer- und Kesselpaukern, deren schmetterndes Getön den festlichen Aufzug ankündigten. Da hörte man „köstliche Melodieen“ der Musikanten, da gab es Posaunen mannigfacher Art, Pfeifen und Flöten, oft über die Länge eines Menschen lang und mit einer Röhre versehen, Diskantflöten von Elfenbein und eine Art von Zwergpfeifen, schön beschlagen und vergoldet, oder auch Krummhörner, unsern Waldhörnern ähnlich. Gern wurden Zinken gehört, am meisten geschätzt waren die welschen krummen, die Georg Neuschel in Nürnberg verfertigte. Derselbe stand deswegen auch bei den Fürsten in großem Rufe und rühmte von sich, daß keiner in Deutschland oder Welschland sich mit ihm messen könne.

Einige hohe Hofleute schlossen sich den Musikanten an; ihnen folgte der Bräutigam selbst, entweder von den beiden anwesenden vornehmsten Fürsten oder von Botschaftern des Kaisers geführt, danach die übrigen Fürsten und Herren, Bischöfe und Grafen, je nach ihrem Range. Sodann erschien die fürstliche Braut in glänzendem Gewande auf weißem Zelter mit karmosinroter Sammetdecke, ihr zu einer Seite ein Herzog oder Markgraf und zur andern eine Königin oder sonst vornehme Fürstin, hinter ihr ihre Hofmeisterin und die ersten ihrer Hofjungfrauen, alle in schwarzem Sammet auf weißen Zeltern mit schwarzsamtnen Decken, dann ihr übriges Hofgesinde in Kammerwagen, jeder von vier Hengsten gezogen. An diese endlich schlossen sich hoch zu Roß die Marschälle der eingeladenen Fürsten und die übrige Dienerschaft, deren Zahl sich meist auf mehrere Hunderte belief, ein buntgeordneter Haufe in Reihe und Glied, mitunter auf türkische Weise oder nach Husarenart gekleidet.

Wie die kaiserlichen und königlichen Botschafter den Bräutigam führten, so hatten die beiden vornehmsten Fürsten während des ganzen Festes die Ehre als Brautführer zu erscheinen. Sie traten jedoch erst der Braut zur Seite, wenn durch Trompeter und Pauker das Zeichen zum Kirchgang gegeben war. Den feierlichen Zug eröffnete der Bräutigam selbst mit seinen beiden Begleitern und seinem Gefolge. Voran schritt ein Herold. Hinten folgte eine Schar geschmückter Edelknaben, die hellflammende Windlichter oder Kerzen vortrugen. Erst dann erschien die Braut in weißem Gewande, mit einem Perlenkranze auf dem Haupte, von ihrem Gefolge umgeben, und wurde von den Brautführern an den Brautaltar geleitet. War die Trauung vollendet, geschah der Auszug aus der Kirche wieder in gleicher Weise.

Wenige Stunden danach versammelten sich die Gäste zur Abendtafel. An manchen Höfen war es noch Brauch, daß die Fürstinnen und die Braut während der ganzen Feier in einem Saale besonders speisten; vielfach aber saßen sie schon in gemischter Gesellschaft. Jeder der fürstlichen Tafeln war aus dem Adel des Landes oder aus den Amtleuten der verschiedenen Kreise eine bestimmte Anzahl Truchsesse, Speise- und Trinkmarschälle oder Schenke zugewiesen, die den Gästen Speise und Trank sowie Teller vorzusetzen, das Wasser aufzustellen oder die Handquehlen zu reichen hatten. Ihnen waren Laufbuben zugeordnet, die alles herbei trugen.

Nach aufgehobener Tafel begann der Fackeltanz, eine Sitte, die noch heute an dem preußischen Hofe geübt wird. Zwei Grafen hatten die Leitung; sie gaben zuerst den Fürsten die Tänze auf, dann tanzten vier Grafen mit Fackeln in der Hand dem Bräutigam und der Braut vor und zwei andere Herren denselben nach. War die bestimmte Reihe der Tänze beendet, so führte einer der Brautführer die Braut zu dem sogenannten Beilager. Von einer Dame begleitet, wurde sie in vollem Staate auf ein kostbar zugerichtetes Bett gelegt, der Bräutigam, von einem Fürsten geführt, zu ihr hingewiesen, einen Augenblick die Decke über ihnen zusammengeschlagen und dann beide wieder emporgerichtet. Verbot dem Bräutigam die Sitte wegen seines hohen Standes sich zur Schließung seines Ehebundes ins Ausland zu begeben und ward die Vermählung per procura, durch einen besonderen Vertreter, abgeschlossen, so hatte dieser die Stelle des Bräutigams sowohl bei der Trauung als auch in früherer Zeit bei dem Beilager einzunehmen und leicht gerüstet einige Minuten lang in Gegenwart der Hofleute auf dem Ruhebette neben der jungen Gattin seines Herrn zu ruhen. Es war eine symbolische Hand-

lung, wodurch erst die Ehe als giltig und wirklich vollzogen betrachtet ward. Während uns heute diese Weise als etwas Unschickliches erscheinen würde, trug sie in jener Zeit ohne Frage einen ernsten und feierlichen Charakter. Sicherlich hat niemand zu lachen gewagt, als Pfalzgraf Ludwig, gestiefelt und gespornt, als Vertreter des Erzherzogs Maximilian das Paradebett bestieg, auf dem Maria von Burgund, die Braut desselben, sich niedergelassen hatte, der uralten Sitte gemäß durch ein blankes Schwert von dem Pfalzgrafen getrennt.

Am anderen Morgen erfolgte zuerst die sogenannte Morgengabe. Nachdem sich alle Gäste in einem großen Saale des Schlosses versammelt und die junge Frau auf einem erhöhten Sitz Platz genommen hatte, überreichte ihr zunächst der Gemahl die kostbaren Brautgeschenke; ihm folgten darauf mit ihren Gaben die Fürsten, Grafen, Botschafter, dann die Fürstinnen und die Abgeordneten der Landesstädte. Wie kostbar in den üppigen späteren Zeiten des Jahrhunderts die Geschenke waren, ersieht man aus der Vermählung der Anna von Preußen mit Johann Sigismund von Brandenburg im Jahre 1594. Von den Kleinoden, die ihr zur Morgengabe dargebracht wurden, kostete ein goldenes Halsband mit 18 Rosen von Edelsteinen, von Meister Gabriel Lange in Nürnberg verfertigt, 3750 Mark, ein anderes ward mit 3115 Mark, ein drittes mit 52 Diamanten, Perlen und goldenen Rosen mit 1447 Mark bezahlt; ein viertes, 3000 Mark an Wert, erhielt sie aus dem Schatz der Mutter. Dazu kamen eine goldene Kette für 265 Mark, 36 goldene Ringe, darunter 24 mit Diamanten, für 432 Mark, 60 Ringe mit Rubinen, an Wert 360 Mark, 48 sogenannte Kreuzringe für 396 Mark. Für Perlen zum Schmuck wurden 1745 Mark aufgewendet, so daß mit noch anderen Kleinoden dieser Teil der Ausstattung allein auf 14633 Mark damaligen Geldes geschätzt ward. Silbergerät und anderes brachten dann zahlreiche Hochzeitsgeschenke. Ein hoher fürstlicher Beamter hatte im Namen der Vermählten für alle besonderen Ehrengaben in wohlgesetzter Rede den gebührenden Dank zu sagen.

Vergnügungen, Belustigungen und Ergötzlichkeiten aller Art füllten diesen und die folgenden Festtage aus. Regelmäßig wurden noch Turniere abgehalten, an denen die Fürsten und meist auch der Bräutigam teil nahmen. Man sah dann den Kurfürsten gegen den Ritter, den Herzog gegen den Grafen eine Lanze versuchen. Wer am meisten traf und am wenigsten fiel, galt für den besten Kämpfer. Abends beim Tanze verteilten die Damen die verdienten Belohnungen als „Danke", Kränze mit einer Schmuckzierde oder einem Ringe oder

auch einen goldenen Spieß, ein goldenes Schwert, eine goldene Schaube oder einen goldenen Handschuh.

Wer am Turnier nicht teilnahm, versuchte sich am Gesellenstechen, dem gewöhnlichen Waffenspiele des jüngeren Adels. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung waren bestimmte Gesetze vorgeschrieben, an die sich jeder Kämpfer pünktlich halten sollte; alle mußten einander mit Hand und Mund geloben, keinen falschen oder betrüglichen Vorteil zu gebrauchen, nichts von Zeug, Sattel und Stange zu verändern, nicht vorsätzlich dem andern nach den Fäusten oder dem Pferde nach dem Kopfe zu stechen; blieb einer, wenn er getroffen war, noch am Pferde hängen, so durfte ihm niemand aufhelfen; geschah es dennoch, so wurde es als „Fall" gerechnet. Da während des Stechens selbst die Kämpfer bei geschlossenem Visier nicht immer zu erkennen waren, so wurden gewöhnlich beim Beginn des Spieles ihre Helme mit verschiedenen Zeichen und Farben und ihren Namen bezeichnet und den Ordnern übergeben, die während des Kampfes rechts und links zu beiden Seiten des Helmes Gewinn und Verlust vermerkten. Wer am wenigsten fiel und am meisten traf, errang auch hier den Siegespreis, den die Damen beim Tanze verteilten.

Im Wechsel mit solchen Ritterspielen wurden häufig auch allerlei lustige Mummereien aufgeführt, dramatische Aufzüge mit schnurrigen Possen, wobei die Fürsten oft die ersten Rollen übernahmen. Am Hochzeitfeste des Herzogs August von Sachsen ergötzten der Bräutigam selbst mit den Herzögen Ernst von Braunschweig, Franz von Lüneburg, Hans von Holstein und andere, als Husaren verkleidet, durch eine lustige Mummerei die ganze versammelte Hochzeitgesellschaft und fanden solchen Beifall, daß am folgenden Tage noch eine andere wiederholt, ja noch eine dritte zum besten gegeben ward.

Neben dem ernsten Kampfspiel, dem Turnier und dem Gesellenstechen, waren oft auch schon andere Freudenspiele in Übung, die, mehr der Kriegsführung der neueren Zeit entsprechend, einer andern Geschmacksrichtung huldigten und nach und nach alle Überlieferungen des Mittelalters verdrängten. Nachdem der französische König Heinrich II. an einem im Turnier erhaltenen Lanzenstiche gestorben, die Bräuche der maurisch-spanischen Ritterschaft mit den habsburgischen Prinzen nach Deutschland gekommen waren, wich die schwere Turnierrüstung dem phantastischen Maskenkleid, an die Stelle des Lanzenrennens und des Schwertkampfes trat ein förmliches Ritterschauspiel mit seinen Danksprüchen und Sinnbildern, in die auch die antike Mythologie wunderlich hineinspielte, mit ausschweifender Symbolik und Allegorie, die in der Darstellung künst-

lich mechanische Vorrichtungen und kostspieligen Pomp der Scenerie erforderten. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden dahergefahren, in wunderlicher Pracht erschienen die kämpfenden Parteien, sie stritten gegeneinander als Herausforderer und Abenteurer oder auch als Verheiratete gegen Junggesellen Mann gegen Mann, Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preise. Aber die Waffen waren stumpf, die Speere so eingerichtet, daß sie beim schwachen Anprall zerbrechen mußten, die Zahl der Stöße und Hiebe, die einer gegen den andern thun durfte, genau vorgeschrieben. Da wurde angekündigt, wie z. B. in Wien 1560, daß eine Anzahl von Herren die Undankbarkeit der Jungfrauen gegen jedermann mit einer gewissen Anzahl von Lanzenstößen und Schwertstreichen behaupten wolle, oder daß ein Schwarzkünstler drei treue Helden in einem Berge verzaubert wisse und den König Artus und seine Genossen erwecken werde. Beim Feste zeigte sich ein großer Holzbau, der einen Felsen mit einer hölliſchen Öffnung darstellte; Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geschäftig um seinen Gipfel und warfen mit Feuer um sich; endlich erschien der Zauberer selbst, machte seine Beschwörung, der Berg öffnete sich, die Ritter sprengten in altertümlicher Rüstung ans Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in seltsamen Kostümen gegen sie eilten.

Auf der Hochzeit des Herzogs von Sachsen zu Torgau wurde von den Fürsten, dem Kurfürsten selbst, dem Herzog August, dem Herzog Georg von Mecklenburg und den Herzögen von Braunschweig mit ihren Edelleuten, in eigner Person ein Sturm auf ein Haus ausgeführt, das mit vier Rotten in roter, blauer, gelber und grüner Husarenkleidung besetzt war. Als Feinde lagen vor ihm drei Streithaufen. Die Besatzung machte einen Ausfall und kam mit dem Feinde ins Handgemenge. Lange ward hin und her gerungen, bis es endlich den Angreifern gelang die Besatzung in die Burg zurück zuwerfen. Nun donnerten daraus Feldgeschütze und Falkonette; die Angreifer prallten einen Augenblick zurück, ermannten sich aber bald zu einem wilden Sturmangriffe, und obgleich fünfzehn Hakenschützen mit der ganzen Besatzung sich tapfer verteidigten, ward die Feste unter Kampf und Donner zu großer Ergötzlichkeit der zuschauenden fürstlichen Herren und Damen doch endlich erobert.

Noch mehr belustigte bei dem damaligen Interesse für den Türkenkrieg ein anderes Freudenspiel zur Abendmahlzeit. Auf des Kurfürsten Befehl hatte Herzog Moritz ein schwimmendes Türkenschloß auf der Elbe erbaut, das von vierzig „Türken“ besetzt war. Als

der Sturm begann, flammten hochaufgetürmte Holzhaufen und Pech- und Teertonnen auf, grobes Geschütz und Hakenschützen rückten vor, auf dem Flusse segelten drei wohlausgerüstete Schiffe gegen das Schloß heran. Während des Ringens und Kämpfens ließen die Büchsenmeister fliegende Feuer in die Luft emporsteigen; dort löste sich mitten im Wasser ein laufendes Feuerrad mit Schüssen ab, hier schwärmten aus Röhren im Flusse Raketen auf. Schiffsleute stürzten in die Wogen und wurden von den Türken aufgefangen und aufgehenkt. Dreimal ward gestürmt; fünf sah man, von den Türken erschossen und ins Wasser gestürzt, als Tote von ihren Gesellen ans Land bringen. Ein ganzes Schiff mit 54 Kämpfern gelang es den Türken umzuwerfen. Während die einen dieselben retten wollten, die anderen weiter Sturm liefen, verstand es einer der Büchsenmeister eine Feuerkugel und andere Lauffeuer ins Schloß zu schleudern. Es zündete sogleich an allen Ecken und Enden, und während die Türken eiligst den Flammen zu entgehen suchten, brannte das ganze Gebäude bis auf den Grund nieder — und die Christen hatten über die Ungläubigen ruhmvoll gesiegt.

Gegen Ende des Jahrhunderts verschwanden erst diese noch immer nicht ungefährlichen Spiele. Man begann an die Stelle des Kampfes immer mehr die bloße Gewandtheit von Mann und Roß in den Künsten der Reitbahn zu setzen, und so kam in den letzten zwanzig Jahren des 16. Jahrhunderts die Lustbarkeit des sogenannten Ring- und Ringelreitens auf, die dann bei allen Festlichkeiten des Hofes gegen zweihundert Jahre auch in Deutschland üblich blieb.

v. Weber: Anna, Kurfürstin von Sachsen. Leipzig 1865. — J. Voigt: Hofleben und Hofsitten der Fürstinnen im 16. Jahrhundert. — J. Voigt: Fürstenleben im 16. Jahrhundert.

13. Fürstliches Einreiten und Staatsfeierlichkeiten im 16. Jahrhundert.

Wie zur Zeit der höfisch-ritterlichen Gesellschaft des Mittelalters gaben auch im 16. Jahrhundert die Reichstage, Krönungsfeierlichkeiten und andere Feste reiche Gelegenheit sich in ganzer fürstlicher Pracht zu zeigen. Die Herren erschienen in dem kostbarsten Staatskleide, mit dem schönsten Schmucke angethan; ein stattliches Gefolge begleitete sie, und alles wurde aufgeboten, um den festlichen Auf- und Einzug zu verherrlichen. Aber der Glanz und die Fülle, die bei allen öffentlichen Anlässen sich kundthaten, standen in einem schneidenden Gegensatze zu dem Leben und Treiben, das sich bei solchen Gelegenheiten breit machte.

Reichstage waren noch immer der Sammelplatz von Gesindel aller Art; in großen Scharen zogen Dirnen ein, um unter den vornehmen Herren, die an Sittenlosigkeit dem verrufenen 18. Jahrhundert gleich kamen, zahlreiche Freunde zu finden. Wie im 15. Jahrhundert sich sogar das Reichsoberhaupt und andere Fürsten sich nicht scheuten mit ihrem gesamten Gefolge am hellen Tage die Frauenhäuser zu besuchen, so war es noch im Jahre 1512 in Regensburg vorgekommen, daß eine ganze Schar ausgewiesener Personen mit Kaiser Maximilian dort einzog, indem sie sich am Schweif seines Rosses oder am Saum seines Kleides hielten, um so eine Art von Freiung zu genießen. War es ein Wunder, wenn der Rat der Stadt bei dem feierlichen Empfang solchen Fürsten und Herren nur anrüchige Dirnen entgegen sandte, die sie mit Blumensträußen in der Hand begrüßten, und während der Anwesenheit der vornehmen Gäste seine Bürger ermahnte, ihre Frauen, Töchter und Dienstmädchen von der beginnenden Dämmerung an nicht aus dem Hause zu lassen? Wagte man auch im Jahre 1522 nicht mehr dem sittenstrengen Ferdinand in Wien ein ähnliches Willkommen zu bereiten, so blieb es doch noch lange für anständige Mädchen bedenklich beim Empfange

der Fürſten mit ihrem Gefolge in Berührung zu kommen. Auf den berühmten Reichstage zu Worms, wo Luthers Sache entſchieden wurde, ging es nach dem Berichte eines Augenzeugen auf römiſch zu „mit Morden und Stehlen, und ſchöne Frauen ſaßen alle Gaſſen voll, und es war ſolch ein Weſen wie in Frau Venus Berg.“ „Wehe der Stadt“, ruft ein anderer aus, „welche der Hof eine Zeitlang zu ſeinem Aufenthalte wählt, weil er unfehlbar einen ſcheußlichen Schweif zurückläßt! Nach ſeinem Abzuge erfahren die einen, daß ihre Weiber, die anderen, daß ihre Töchter, die anderen, daß ihre Söhne und Mädchen verdorben ſind.“

Zu aller ſittlichen Roheit der höheren Stände kam die wilde Leidenſchaft des Trinkens, die, nur für einige Zeit von der höfiſchen Zucht gezügelt, jetzt auf den Feſten wieder zum vollen Durchbruch gelangt war. Im Mittelalter hieß nobiliter bibere, zu deutſch adelig zechen, unverblümt ſo viel, als ſich volltrinken. Das hatte bei dem rauhen Waffenhandwerk der alten Degen und der unbeſchränkten Gaſtfreundſchaft auf den abgelegenen Burgen allenfalls ſeinen guten Humor. Wenn aber ſpäter fürſtliche Hofkavaliere ſich etwas darauf zu gute thaten, an der herrſchaftlichen Tafel das Maß Wein auf einen Zug ohne Atemholen hinunter zu gießen, wenn ein kurbrandenburgiſcher Oberkämmerer ſich rühmte, 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit zu trinken, ſo nimmt ſich das in der Umgebung ganz veränderter Sitten eher viehiſch als ritterlich aus. Es war die Blütezeit der Sauferei; der Trunk erhob ſich zu einem Nationallaſter, dem die Gutgeſinnten durch kein Mittel zu ſteuern vermochten. „Es iſt leider ganz Deutſchland mit Saufen geplagt“, klagt Luther im Jahre 1541. „Wir predigen und ſchreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es iſt ein alt böſes Herkommen in deutſchen Landen, wie der Römer Cornelius (Tacitus) ſchreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu.“ Und an einer anderen Stelle drückt er ſeinen Unwillen in den berühmten Worten aus: „Es muß ein jeglich Land ſeinen eignen Teufel haben, unſer deutſcher Teufel wird ein guter Weinſchlauch ſein und muß „Sauf“ heißen.“ Ein großer Trinker zu ſein galt als eine Ehre, und demgemäß rühmte ſich der bekannte Ritter Hans von Schweinichen noch ſpäter: „Habe auf dieſem Ritt im Reich mir mit meinem Saufen einen großen Namen gemacht.“ Die böſe Gewohnheit des halben und ganzen Zutrinkens, gegen die der Reichstag vom Jahre 1495 ſchon geeifert, wurde in immer ſteigendem Maße in gut deutſcher Weiſe geübt. Wohl hatten verſchiedene geiſtliche und weltliche Fürſten Süddeutſchlands im Jahre 1524 dieſe Unſitte abgeſchworen, ſelbſt Strafen, bei Beamten und Dienern ſo-

gar sofortige Entlassung aus den Diensten, auf Übertretung des Gebotes gesetzt, aber zu gleicher Zeit gibt die Urkunde ein Zeugnis von der Schwierigkeit, das Gelöbnis überall zu halten, denn in den Niederlanden, in Sachsen, in der Mark, in Mecklenburg und Pommern, wo Zutrinken Gewohnheit war, wollten sie mit ihrem Hofgesinde nicht an ihr Versprechen gebunden sein.

Wer in kulturhistorischen Sammlungen einmal einen Blick in die Abteilung der damals üblichen Trinkgefäße geworfen hat, wird die eingerissene Sitte erst recht würdigen können. Es handelte sich nicht um Weingläser, wie sie heute im Gebrauche sind, sondern um Krüge und Humpen. Der Zwang auf ein halbes oder ganzes Zutrinken so oft Bescheid zu thun, wie sich dasselbe wiederholte, mußte selbst ausgelernte Trinker zuletzt unter den Tisch bringen. Aber die Übung von Jugend auf machte nach dem Ausspruch der Sittenrichter auch hier den Meister. „Es üben solche Laster", sagt Matth. Friedrich in einer Schrift „wider den Saufteufel" vom J. 1522, „jetzt nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder; die können alle bereits einander ein Halbes zutrinken. Die Eltern lehren es wohl auch ihre Kinder. „Nun laß sehen", spricht der Vater zu seinem Söhnlein, „was du kannst! Bring ihm ein Halbes oder Ganzes!" Und über das alles hat man solchen Lasters der Trunkenheit kein Hehl, sondern man kitzelt sich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja, sie rühmen es auch herrlich, und sagt einer zum andern: „Lieber ich wollte, daß du nächten bei uns gewesen wärest! wir waren recht fröhlich; da ließen wir das Rädlein umgehen, es durfte keiner nüchtern davon kommen. Ich soff sie endlich alle danieder; der fiel auf die Bank, jener gänzlich hinunter. Da solltest du Wunder gesehen haben."

Und die Fürsten machten es nicht besser. Als Kurfürst Friedrich von der Pfalz einmal seinen Sohn Ludwig nach Neuburg zu einem Familienfeste gehen ließ, sprach er die Befürchtung aus: „Wenn nur mein Sohn von Herzog Albrecht zu Baiern und Herzog Christopf zu Würtemberg, beiden meinen Vettern und Brüdern, des Trunkes halb kann gesund bleiben, denn diese Fürsten sollen auch da sein." Und für den anderen Bruder Hans Kasimir fürchtete die Mutter, als er sich zu Ansbach aufhielt: „Ich habe nur Sorge, der Markgraf wird ihn mir krank saufen." Was Wunder, wenn der Kaiser Karl selbst auf dem Reichstag zu Augsburg an die versammelten Fürsten das dringende Gesuch richtete, sie möchten Gott zu Ehren und ihm zu Gefallen so lange wenigstens, als dieser Reichstag dauere, sich mitsamt ihrem Gesinde des Volltrinkens enthalten

und nicht also zu Halben und Vollen trinken; das werde zu ihrer Gesundheit des Leibes, der Seele und des Beutels gereichen!

Es ging eben derb her im 16. Jahrhundert; naturwüchsig, wie es war, stellte sich das Leben mit all seinen Blößen offen dem Auge dar, und selbst die Mächtigsten waren Kinder ihrer Zeit, mit allen Mängeln, Schwächen und Thorheiten derselben behaftet. Wenn Fürsten und Volk bei all dem noch im ganzen gesund blieben, so lag der Grund teils in dem Abscheu vor frühreifen Ausschweifungen, teils in der beweglichen, dem frischen Luftzuge geöffneten Lebensweise. Fehde und Jagd, Ackerbau und abenteuerliches Wanderleben führten böse Säfte ab oder hinderten die Stockung oder den Umschlag der guten. Dazu kam, daß mit Ausnahme von Festlichkeiten trotz der Neigung zur Völlerei täglich Küche und Keller nur sehr einfache Speisen und Getränke lieferten. So blieb dann der schlanke, kräftige, turngewandte Körper aufrecht und ungebrochen, eine wahre Augenfreude selbst für ausländische Frauen. Was einst Lucretia von Siena, unter deren Fenster Kaiser Siegmund mit seinem reisigen Gefolge vorüberzog, voll Verwunderung ausrief: „Wo findet man unter allen Völkern dergleichen Leute? Sie haben noch alle krauses Haar und sind mit aufrechten Achseln geraden Leibes. O, was liebliche Angesichter sie haben, alle milchfarbene Hälse, wohin sie sich kehren! Was starker Brusten! Das ist ein ander Geschlecht der Menschen, denn unser Erdreich thut gebären!“ das alles galt noch von dem Geschlechte des 16. Jahrhunderts, von dem der Venediger Contarini sagte: „Die Deutschen sind von Natur wild, stark und tapfer im Kriege, gleichgiltig gegen den Tod, zwar mißtrauisch, aber nicht trügerisch und falsch.“

Mochten auch nur wenige sein, die wie Johann von Sachsen an rauschenden Festen keine Befriedigung fanden, den Vergnügungen und der Weltlust fremd gegenüber standen, es leuchtet doch selbst aus allen Auswüchsen des Lebens noch immer ein vaterländisches Wesen hervor. Wie nationale Sitte und Lebensweise, eine gewisse rauhe Gemütlichkeit und Einfachheit in den Schranken des Hauses jener buntfarbig aufgebauschten Unnatur und Geziertheit der späteren Zeit gegenüber steht, so zeigte sich auch im öffentlichen Leben die von den Vätern ererbte Sitte in löblichem Gebrauche.

Wohl war auch hier manches wie z. B. die Kaiserkrönung dem deutschen Wesen fast ganz entfremdet, aber in anderen Feierlichkeiten tritt uns doch im wesentlichen noch vaterländische Weise entgegen, bei der man gern verweilt. Auch hier gab es Schaustellungen aller Art; zu den Vorbereitungen des Empfangs wurden Maler und

Bildhauer bestellt, um einen Triumphbogen und Guirlanden zum Festschmuck der Straßen anzufertigen, glänzende Feuerwerke veranstaltet, Fastnacht und Mummereien, aber alles erreichte bei weitem nicht die Pracht und Üppigkeit, wie sie sich z. B. in den französischen und niederländischen Städten breit machten, wo die „schönen Jungfrauenbilder" d. h. allegorische Standbilder bei öffentlichen Anlässen eine besondere Rolle spielten.

Vielleicht die prächtigsten und für die fürstlichen Sitten jener Zeit bezeichnendsten Schauspiele dieser Art, wovon Augenzeugen ausführliche Nachrichten hinterlassen, bieten mehrere Ereignisse, die sich an die Reichsstädte Augsburg und Hamburg knüpfen.

1. Kaiserliches Einreiten in Augsburg. 1530.

Seit Jahrhunderten hatte Deutschland keinen glänzenderen Tag gesehen, als die Bürgerschaft Augsburgs im Juni des Jahres 1530 erlebte. Noch einmal sollte das ganze deutsche Reich in seiner mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit dem Volke vor Augen treten. Und wie anders kam Karl V. daher, als zehn Jahre früher, da er als ein Jüngling von zwanzig Jahren den Rhein hinauf nach Worms gezogen war! Noch kannte man ihn damals nur als den Enkel Kaiser Maximilians, jetzt wußte die Welt von ihm zu erzählen, zweimal hatte er den Stolz des Siegers von Marignano gebeugt, Franz von Frankreich wie den Papst zum Bündnis genötigt, überall hatten seine Feldherren und Staatsmänner den Sieg davon getragen, und der Glanz ihrer Thaten fiel auf ihn zurück. Im Rausch solcher Erfolge glaubte er, um die deutschen kirchlichen Wirren zu schlichten, werde es nur eines Wortes bedürfen, nachdem Italien und Frankreich sich vor ihm gebeugt. Diesmal wollte er blenden, Freund und Feind sollten fühlen, daß er der Kaiser sei, im alten Sinne des Wortes der Herr der Welt und der Vogt der Kirche. Auch in deutschen Landen machte sich eine solche Auffassung geltend, alles, was vom Hofe Gunst und Begabung zu hoffen hatte, war nach Augsburg gezogen, um den Kaiser zu begrüßen.

Mit den weltlichen und geistlichen Großen von Österreich und Baiern langte er am 15. Juni gegen Abend an der Lechbrücke vor Augsburg an. Schon seit ein paar Stunden wartete seiner die glänzendste Versammlung von Reichsfürsten, die man seit langer Zeit beisammen gesehen: geistliche und weltliche von Ober- und Niederdeutschland, besonders zahlreich auch die jungen Fürsten, die noch nicht zur Regierung gelangt, waren ihm mit ihrem gesamten Hofgesinde und den vornehmen Ratsherren der Stadt zu Roß und Fuß

entgegen gezogen. Als der Kaiser sich näherte, begleitet von seinem Bruder Ferdinand, den Herzögen von Baiern und anderen Fürsten, Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen aus Deutschland, Italien und Spanien, sprangen Kurfürsten und Fürsten, alt und jung, von den Rossen, um ihm entgegen zu gehen. Auch der Kaiser wollte vom Roße steigen, geriet aber ins Straucheln. Eiligst liefen die Fürsten hinzu, allein der Kaiser war behende vom Pferde, ebenso der König Ferdinand, und beide reichten mit freundlicher Huld den Fürsten die Hand. Der Kurfürst von Mainz, als Erzkanzler, begrüßte ihn im Namen all dieser versammelten Glieder des heiligen römischen Reichs und wünschte ihm Glück und Heil zu seinem Kommen. Der Kaiser unterredete sich einige Augenblicke mit seinem Bruder und dem Pfalzgrafen und ließ dann durch den letzteren „in einer tapferen und höflichen Antwort" Dank sagen. Auffiel den Berichterstattern, daß bei dem Empfange die beiden Erzbischöfe von Salzburg und Trient auf ihren Pferden blieben; der päpstliche Legat, Kardinal Campeggio, war schon vorher zur Seite geritten und nicht zugegen, weil er besorgte von den lutherischen Fürsten nicht die gebührenden Ehren zu empfangen. Als der Kaiser wieder aufs Roß steigen wollte, griffen die jungen Fürsten von Sachsen, Hessen, Lüneburg, Mecklenburg, Brandenburg und Anhalt an den Zaum, Sattel und Steigbügel und halfen ihm empor.

Nahe vor der Stadt ward Karl von dem Bürgermeister und sechs Ratsherren empfangen; dreimal fielen sie ihm zu Füßen, zogen über sein Haupt einen kostbaren Traghimmel und bildeten dann mit den Bürgern, Kaufleuten, Söldnern und Volk über zweitausend, zum Teil in Harnisch, zum Teil in Sammet und Seide gekleidet, zu Roß und Fuß eine lange Schlachtordnung, während das Geschütz von den Mauern des Kaisers Ankunft verkündete. Es war gegen sechs Uhr abends, als der Einzug begann. Voran zogen, mit ihrem Obersten Max von Eberstein an der Spitze, zwei Fähnlein Landsknechte, je sieben in einem Gliede, etwa tausend an der Zahl, dann der Kaiser, der nun als der Herr der kaiserlichen Stadt betrachtet sein wollte, die Wache derselben anzuvertrauen gedachte. Sie waren erst eben geworben und hatten nicht alle bereits die militärische Haltung, die man in Deutschland forderte, jedoch fanden sich viele unter ihnen, welche die italienischen Kriege mitgemacht, einige die dadurch reich geworden waren. Vor allem bemerkte man einen Augsburger Bürger, Simon Seitz, der dem Kaiser als Feldschreiber gedient und jetzt, prächtig in Gold gekleidet, auf braunem Rosse mit kostbar gestickter Decke, nicht ohne glänzenden Troß zurückkehrte.

Hierauf folgten die reisigen Mannen der sechs Kurfürsten. Die sächsischen führten nach altem Herkommen den Zug an, ungefähr 160 Pferde, alle in ihrem Schießzeug und in Leberfarbe gekleidet, dazu zum Teil das Hofgesinde, Fürsten und Grafen, Vierrosser, Zweirosser und Einrosser, zum Teil die Grafen, Räte und Edelleute, die vom Lande einberufen waren. Den sächsischen reihten sich die pfälzischen, brandenburgischen, kölnischen, mainzischen und trierischen Haufen an, alle in ihrer besonderen Farbe und Rüstung. Nach der Ordnung des Reiches hätten die Baiern nicht hierher gehört, aber ehe man sie hindern konnte, hatten sie sich ihren Platz selber genommen. Vortrefflich stellten sie sich dar. Alle erschienen in lichtem Harnisch, mit roten Leibröcken, je fünf in einem Gliede; große Federbüsche kündigten sie von fern an; es mochten 450 Pferde sein. Hierauf folgten des Herzogs Heinrich von Braunschweig Rosse in 14 Gliedern und 7 Glieder Pommern. Die des Deutschmeisters Walther von Kronberg, mit denen auch einige Spanier ritten, Grafen und Herren, viele von Adel, kaiserliche und königliche Räte, Spanier und Deutsche, beschlossen die erste Abteilung des Zuges.

Man bemerkte den Unterschied, als nun nach dieser so überaus kriegerischen Pracht die Höfe des Kaisers und Königs anlangten. Voran zwanzig Edelknaben, in gelben oder roten Sammet gekleidet auf spanischen Rossen; ihnen folgten in 29 Gliedern des Königs von Ungarn Reiter und Edelknaben in Rot, dann des Kaisers Stall, 23 der schönsten Rosse, darunter polnische, türkische und griechische Hengste, geritten von Edelknaben in gelben Sammetröcken und begleitet von 200 kaiserlichen Rossen und des römischen Königs Hofgesinde in goldenen Stücken und Sammetkleidern. Alsdann erschienen etlicher großer Potentaten Botschafter, mehrerer Fürsten, des Kaisers und des römischen Königs Räte, Herren des kaiserlichen Regiments, Spanier und andere, alle in schwarzen Sammet gekleidet, auch einige Vornehme aus Böhmen, mit großen Goldketten geziert, die ihre stattlichen Hengste wacker zu tummeln wußten. Dem Geleite folgten nun die Fürsten selbst. Mehrere Reihen von Trommlern, zum Teil in des Königs, zum Teil in des Kaisers Farben, Heerpauker mit ihren Trommelschlägern, und neun Herolde in ihrem Habit, denen ein langer schwarzer Pfaffe mit einem großen Kreuze in der Hand sowie die Staffiere des Legaten mit Säulen und Kolben voranschritten, kündigten dieselben an.

Es waren alle die mächtigen Herren, die in ihren weiten Gebieten fast ohne Widerspruch herrschten, deren nachbarliche Entzweiungen Deutschland mit Getümmel und Krieg zu erfüllen pflegten:

Ernst von Lüneburg und Heinrich von Braunschweig, die noch wegen der hildesheimischen Fehde in unausgetragenem Zwiste lagen; Georg von Sachsen und sein Schwiegersohn Philipp von Hessen, die erst vor kurzem in den Packischen Unruhen so hart aneinander geraten waren; die Herzöge von Baiern und ihre Vetter, die Pfalzgrafen, die nach kurzer Freundschaft wieder in Streit lagen; neben den Brandenburgern die Herzöge von Pommern, die jenen zum Trotz auf dem Reichstag zu einer unmittelbaren Belehnung zu gelangen gedachten. Jetzt erkannten sie einmal sämtlich einen höheren Herrn über sich an und erwiesen ihm gemeinschaftliche Verehrung. Den Fürsten folgten die Kurfürsten, sowohl weltliche wie geistliche. Nebeneinander ritten Johann von Sachsen und Joachim von Brandenburg, die einander nicht wenig grollten, nicht bloß wegen der Religion; die Irrungen, welche die Flucht der evangelisch gesinnten Margarete, der Gemahlin des Markgrafen, nach Kursachsen veranlaßt hatte, waren schon bei dem Kaiser zur Sprache gekommen; noch einmal trug da der treffliche Kurfürst Hans seinem Kaiser das bloße Schwert vor. Denn den Kurfürsten folgte ihr erkorener und nun gekrönter Kaiser unter einem prächtigen Himmel aus rotem Damast mit dem Reichsadler, den sechs Herren vom Rate trugen, auf einem polnischen weißen Hengste, mit goldenem Zeuge behängt. Man bemerkte, daß er allein in seiner Umgebung fremd erschien: vom Kopf bis auf den Fuß war er spanisch gekleidet, in einem goldenen Waffenrock und mit einem seidenen Hut auf dem Haupte; vor, neben und hinter ihm liefen 300 Trabanten, Deutsche, Niederländer und Spanier, gelbbraun und aschgrau gekleidet. Der Kaiser hätte seinen Bruder auf der einen und den Legaten auf der anderen Seite neben sich zu haben gewünscht, denn diesem wollte er überhaupt die höchste Ehre erweisen, die geistlichen Kurfürsten sollten ihm den Vorrang lassen. Allein sie waren dahin nicht zu bringen gewesen und erhoben laut Widerspruch, als der Legat während des Zuges einmal versuchte an der Seite des Kaisers zu reiten. Es erschien ihnen schon Ehre genug, daß der gelehrteste aus ihrem Kollegium, der Kurfürst Joachim, der sich im Lateinischen mit hinreichender Geläufigkeit, wenigstens bei weitem besser als die Geistlichen ausdrückte, ihn bei seinem Erscheinen begrüßt hatte. So ritten denn König Ferdinand und der Legat außerhalb des Baldachins nebeneinander, jener in goldenem Kleide, begleitet von hundert rot gekleideten Trabanten. Ihnen folgten die deutschen Kardinäle und Bischöfe, die fremden Gesandten und Prälaten mit 100 kaiserlichen Hatschieren zu Pferde und ihrem Hofgesinde in 99 Gliedern, darunter auch Stradioten und Türken.

An den Zug der Fürsten und Herren schlossen sich aufs neue die Reisigen an: die des Kaisers in Gelb, die des Königs alle in Rot gekleidet, mit denen hier die Reiter der geistlichen und weltlichen Fürsten wetteiferten, jede Schar in ihrer besonderen Farbe, alle entweder mit Harnischen und Spießen oder als Schützen mit Schießzeug gerüstet. Die Augsburger Mannschaften, die am Morgen ausgezogen, um den Kaiser zu empfangen, 1800 Söldner mit Spießen und Harnischen, einige als Küraſſiere, andere in Aschfarbe, 2000 wohlgerüstete Bürger mit Federbüschen und vielem Schmuck, denen zwölf Halbschlangen voraus zogen, machten bei dem Einzug den Beschluß.

Als der Kaiser sich dem Stadtthore näherte, ertönten alle Glokken, und auf den Mauern und Türmen ward von dem Geschütz so gewaltig gefeuert, daß niemand sein eigenes Wort hören konnte. Mitten in der Stadt kam ihm der Bischof mit der gesamten Priesterschaft entgegen und wollte ihn unter einen anderen Himmel nehmen; „allein Ihrer Majestät Hengst hat ob solchem Himmel sich sehr gescheut und wollte mit nichten in und unter der Pfaffen Himmel.“ Unter Gesang und Glockengeläute ging der Zug nach dem Dom; vor dem Eingange fiel der Kaiser auf die Kniee nieder, erhob die Hände und betete in großer Andacht. Noch in den Dom begleiteten ihn die Fürsten, auch die protestantischen nahmen an den geistlichen Zeremonieen teil, als ein Tedeum gesungen und der Segen über ihn ausgesprochen ward; erst als er in seiner Wohnung in der Pfalz angekommen war, verließen sie ihn.

So hatte das Reich anscheinend in völliger Einigkeit seinen Kaiser eingeholt, aber alsbald, nachdem man noch einmal in der Kirche vereinigt gewesen, trat die große, alles zersetzende kirchliche Frage, welche die Versammlung beschäftigen sollte, in all ihrer Schärfe hervor. Die Verhandlungen zeigten, daß sich unter dem mächtigen Einfluß der neuen religiösen Anschauungen, vor allem im protestantischen Lager, fürstliche Charaktere ausgebildet hatten, die an Festigkeit und Überzeugungstreue, an Opferwilligkeit und Glaubensmut für alle Zeiten ein Vorbild bilden.

2. Öffentliche Belehnung des Kurfürsten Auguſt von Sachſen.

Ein anderes, die damaligen fürstlichen Sitten nicht weniger bezeichnendes Bild bot die Stadt Augsburg, als der Kaiser Maximilian II. den Kurfürsten August von Sachsen öffentlich unter freiem Himmel mit dem Erzmarschallamte belehnte. Zum letztenmal

ward damals auf kaiserlichen Befehl vor dem Palaste in der Nähe des Tanzhauses auf dem Weinmarkte der Stadt eine stattliche Bühne errichtet, die man ringsum mit herrlichen Tapezierungen und goldenen Stoffen ausschmückte. Hinter des Kaisers Sitz war ein Gang gebaut, wo die Trompeter und Heerpauker ihren Platz fanden, und vom Palaste bis auf das Pflaster eine Brücke mit Geländer errichtet, auf der man in breiter Ordnung auf den Palast hinaufsteigen konnte.

Als nun der Tag und die Stunde kam, ritt der Kurfürst um zwölf Uhr in prächtigem Kurkleide mit seinen gefreundeten und verwandten Fürsten, mit Grafen und Herren vom Adel und anderem reisigen Hofgesinde bis auf den Platz bei St. Ulrichs Kirche, wo sich der gewaltige Haufe ordnen sollte. Die Rennfahne ward in der St. Ulrichsgasse gegen die Häuser der Fugger geführt und wegen der Enge der Straße, durch die man um den Palast rennen mußte, jedes Glied nur fünf Mann hoch aufgestellt, die Blutfahne, das Symbol des Blutbanns, Christoph von Rogwitz anvertraut, der sie schon bei Kurfürst Moritzens Belehnung und auch sonst im Felde geführt hatte. Unter ihr standen 75 Glieder, alles wohlerfahrene und geübte Kriegsleute, Vornehme vom Adel und treffliche reisige Knechte mit 375 Pferden, mit gelben Federn und samtnen Zeugen musterlich geziert. Jeder Edle trug auf seinem Haupte und vorn auf dem Pferde einen Fendel in schwarzer und gelber sächsischer Farbe mit den beiden Kurschwertern und dem Rautenkranz nebst einer schönen gelben Feder, die dem Haufen „eine lustige Zier“ verlieh. Vor ihnen her ritten zwei Feldtrompeter und drei Vorreiter.

Den zweiten Haufen bildeten die andern Grafen, Herren, Räte, Kämmerlinge, die Ritterschaft und die reisigen Hofleute des Kurfürsten. Ihnen folgten 25 Trompeter mit einem Heerpauker und 12 Grafen und Herren, die, je zwei nebeneinander reitend, dem Kurfürsten die Lehnsfahnen vortrugen. Alle hatten sich ihrem Stande gemäß in schwarzen Sammet gekleidet, sich und ihre Rosse mit gelben Federn, goldenen Ketten und schönem Zeuge köstlich ausgeziert; über ihnen flatterten die Fahnen von gutem Taffet, jede nach ihrer Wappenfarbe merklich gemacht; „alles war ganz manierlich, lustig und prächtig anzusehen.“ Den Fahnen zunächst ritt vor dem Kurfürsten auf stattlichem Rosse Graf Ludwig Kasimir von Hohenlohe, mit dem Reichsschwerte in einer schönen silbernen Scheide; ihm folgte der Kurfürst im Kurkleide von rotem Karmesinsammet mit weißem Hermelin gefüttert, auf einem weißen Rosse mit rotem Sammetzeug und Decke, hinterher sechs Fürsten, die dem Kurfürsten das Ehren-

geleit gaben, in schwarzer Kleidung. Die Gesandten seines Vetters, des Herzogs von Savoyen, die kurfürstlichen Räte, eine Reiterschar von 777 Pferden bildete den Schluß.

Während dessen war auf Befehl des Kaisers „die Session" auf dem Palaste für sich und die Kurfürsten hergerichtet, sein Stuhl mit goldenen Stücken bekleidet und mit einem schwebenden Himmel von goldenem Tuch überzogen. Darauf gebot er Offizieren und Guardeinen das Volk, das den Platz und die Gassen in dichten Haufen ausfüllte, zurückzutreiben und dem Zuge Platz zu machen. Bei dem heftigen Drängen der Zuschauer schien es unmöglich, ohne Lebensgefahr das Rennen und den Empfang der Fahnen auszuführen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, begab sich der Kaiser mit den anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten, die ihm im Dienste aufwarteten, nebst den kaiserlichen Räten, dem Hofgesinde und den Herolden der Krone Böhmen und des römischen Reichs aus seiner Behausung auf das Tanzhaus, worin für ihn und die Kurfürsten verschiedene Gemächer mit Teppichen ausgeschmückt waren. Während die Trompeter tapfer bliesen und die Heertrommel weidlich gerührt ward, schaute die Kaiserin mit ihren Damen, die auf ihren Dienst warteten, aus dem Hause der Fugger dem Auszuge zu. Alle Häuser und Fenster um den ganzen Platz und in den Straßen, soweit man auf jenen sehen konnte, waren bis unter die Dächer mit Menschen angefüllt. Hier hatten auch vieler Potentaten und Fürsten Botschafter und Gesandten, eine große Zahl schöner Frauenzimmer vom Herrenstande, von Adel und Bürgerschaft Platz gefunden.

Nachdem der Kaiser auf dem Tanzhause mit dem kaiserlichen Ornate, den die Kaiser in ihrer Majestät zu tragen pflegten, und die Kurfürsten mit ihren Kurkleidern geschmückt waren, begaben sie sich in feierlichem Zuge wieder auf den Palast. Voran trug der Reichserbmarschall Heinrich von Pappenheim das bloße Schwert; hinterher schritten die vier anwesenden Kurfürsten. Während die Trompeter prächtig bliesen und der Kesselschläger die Trommel rührte, nahm der Kaiser seinen Sitz auf dem Stuhle ein; rechts neben ihm, etwas niedriger, ließ sich der Erzbischof von Mainz nieder, mit dem Neuen Testament in der Hand, und neben diesem der Pfalzgraf Friedrich, dem der Reichsapfel vorgehalten ward; zur linken nahmen der Erzbischof von Köln und der Stellvertreter des Kurfürsten von Brandenburg Platz, während der Erzbischof von Trier dem Kaiser gegenüber seinen Sitz fand. Auf ein Zeichen, daß der Kaiser sich niedergelassen, brachen die Führer der Rennfahnen mit ihren Haufen aus den Straßen hervor. In vollem Laufe der Rosse, je fünf in

einem Gliede, in ihrer Mitte die Blutfahne, von drei Gliedern von Edelleuten umschart wie im Kriege, umrannten sie in musterhafter Ordnung unter dem Jubel des Volkes dreimal den kaiserlichen Palast.

Während die Fahnen nach dem Rennen in die Straße zurückkehrten, rückte Christoph von Rogwitz mit der Blutfahne aus dem Geschwader vor. Von dem Haupthaufen lösten sich die Fürsten, der Herzog von Baiern, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg, der Herzog von Holstein, der Fürst von Anhalt, der Herzog von Liegnitz und andere ab, um im Namen des Kurfürsten von dem Kaiser die Belehnung zu erbitten. Von kurfürstlichen Trabanten begleitet, je drei und drei nebeneinander reitend, zogen sie unter Trompetenschall vor den Palast und stiegen die Treppe hinauf. Als sie den Kaiser erblickten, thaten sie dreimal einen Fußfall, und knieend begann dann der Pfalzgraf Wolfgang im Namen des Kurfürsten in unterthänigster Rede die Bitte um Belehnung: „daß Ihre Kaiserliche Majestät den Kurfürsten von Sachsen mit allen Regalien, dem Kurfürstentum und den Landen, die seine kurfürstliche Gnade von Ihrer kaiserlichen Majestät am heiligen Reiche hätten, allergnädigst beleihen wollten; dagegen sei seiner kurfürstlichen Gnade unterthänigstes Erbieten, Ihrer kaiserlichen Majestät nicht allein gewöhnliche Pflicht und schuldigen Gehorsam zu leisten, sondern solches auch unterthänigst zu verdienen." Auf ein Zeichen erhoben sich die Fürsten; die Kurfürsten traten zu dem Kaiser heran. Nach einer kurzen Unterredung begaben sich alle wieder an ihren Platz, und der Erzbischof von Mainz erteilte als Reichserzkanzler im Namen des Kaisers den Abgesandten folgende Antwort: „da der Kurfürst von Sachsen vor Ihrer kaiserlichen Majestät persönlich erschienen sei, die Lehen selbst anzusuchen und zu erbitten, so wolle er seinem Erbieten nachkommen und ihn gnädigst beleihen." Die Fürsten dankten für die gnädige Antwort, bezeigten ihre Reverenz und ritten unter Trompeten- und Paukenschall zurück, um dem Kurfürsten den Bescheid zu überbringen.

Alsbald rückten die drei Führer des Haupthaufens und das Renngeschwader zu gleicher Zeit aus den Straßen hervor; der ganze Platz war in wenig Augenblicken mit Reitern bedeckt. Als beide Haufen sich mit ihren vordersten Gliedern berührten, sprengten sie in voller Ordnung vor den kaiserlichen Palast. Durch sein rotes Kurkleid und sein weißes Roß vor allen kenntlich, sprang der Kurfürst zuerst vom Pferde. In feierlichem Zuge nahten sie sich dem kaiserlichen Stuhle. Voran schritt Christoph von Rogwitz mit der Blutfahne zur Rechten, und zur Linken stellten sich die übrigen Fahnenträger. Der Graf

von Hohenlohe trug das Schwert dem Kurfürsten vor; hinter ihm folgten die sechs Fürsten, seine Räte und Kämmerlinge. Durch dreimaligen Fußfall bezeugte der Kurfürst mit seinem ganzen Gefolge dem Kaiser seine Reverenz; knieend bat er in wenigen Worten um Belehnung. Der Kaiser sagte zu und hieß den Erzkanzler den Eid verlesen, den der Kurfürst durch Auflegung der Hände auf das Neue Testament beschwören mußte.

Hierauf forderte der Kaiser von dem Reichserbmarschall das bloße Schwert, übergab es dem Kurfürsten, um ihn mit dem Reichserzmarschallamte zu belehnen; der Kurfürst überreichte es sodann Pappenheim, als seinem mitbelehnten Untermarschall. Darauf erfolgte die Verleihung der Blutfahne, womit dem Kurfürsten die hohen Regalien und Herrlichkeiten der königlichen Lehen über alle seine Lande überwiesen wurden; mit der Kurfahne erhielt er das Kurfürstentum, mit anderen das Herzogtum Sachsen und die übrigen Lehen. Bei jeder Belehnung griff der Gesandte des Herzogs von Sachsen, der Vetter des Kurfürsten, wegen der gesamten Hand zugleich mit dem Kurfürsten an die Fahne.

Sobald eine Lehensfahne verliehen war, wurde sie durch kaiserliche Herolde mitten unter die Menge geschleudert. In wildem Kampfe riß sich das Volk um die Fetzen; keine Fahne, kein Spieß blieb unversehrt, die Fahne des Herzogtums Sachsen mit dem Rautenkranze auf fünf schwarzen Balken im gelben Felde allein ausgenommen. Dieselbe erwischte ein Reiterjunge auf einem Rosse und hielt sie davonsprengend so hoch empor, daß niemand sie ihm zu entreißen vermochte. Da diese Fahne auch schon früher, als der Kurfürst die Belehnung zuerst von Kaiser Ferdinand im Jahre 1558 zu Frankfurt empfing, allein von allen unversehrt geblieben und gerettet worden war, so hielt man dies für ein gutes Vorzeichen, „daß das löbliche Haus Sachsen beständig unverletzt erhalten und die edle Raute alle Zeit grünen werde."

Nachdem der Kurfürst dem Kaiser mit gebührender Reverenz gedankt und nochmals schuldigen Gehorsam und getreuen Dienst versprochen, stieg er mit seinem Gefolge wieder zu Roß und begab sich unter Trompetenschall in seine Behausung. Im nahen Gemach legte der Kaiser den kaiserlichen Schmuck ab und zog sich, von Kurfürsten und Fürsten begleitet, in den Palast zurück.

3. König Christian III. von Dänemark in Hamburg. 1538.

Am 1. Mai 1538 war es, da wollte der König Christian III. von Dänemark in Hamburg eintreffen, um die Erbhuldigung des

Rats und der Bürgerschaft entgegen zu nehmen. Da machten sich auf, den Majestäten entgegen zu reiten, sie an der Grenze zu empfangen und herein zu geleiten die Bürgermeister Albert Westede und Johann Rodenborg und mit ihnen vierzehn der angesehensten Bürger, allesamt in prächtigen Rüstungen und Harnischen, und hinter ihnen her ritten noch im besten Waffenschmuck wohl sechzig Reiterdiener und Reisige von den Söldlingen der Stadt.

Als der König auf die Grenze gekommen, haben ihn die Bürgermeister mit einer sehr wohl gesetzten Anrede schön willkommen geheißen, worauf er gar freundlich geantwortet und den Zug fortgesetzt hat. Und gegen 4 Uhr nachmittags ist der hochgeborne und durchlauchtige König Christianus in großer Herrlichkeit und Pomperei durch das Dammthor in die Stadt gezogen. Sein Gefolge war über 400 Pferde stark und meist in Blumengelb gekleidet, die von Adel aber, so darunter, halb in Blumengelb, halb in Sammet, eine Falte so, die andere so. Voran ritten 12 Trompeter und ein Paukenschläger, sodann der Königin Bruder, der junge Fürst Franz von Lauenburg und ein Teil der Ritter und Junker, dann kam königl. Majestät selbst, und ihm zur Seite ritt die Königin, und beide grüßten leutselig rechts und links gegen die vielen tausend Zuschauer, die sie mit Jubel willkommen hießen. Dicht hinter dem Könige ritt sein erster geheimer Rat und Marschall Herr Johann Rantzau zwischen den beiden Bürgermeistern von Hamburg, dann folgten wieder Herren von Adel und die 14 vornehmen Hamburger Bürger, und die Knappen, Trabanten, Reiterdiener und Reisige machten den Beschluß. Und im Thor war ein Stand hergerichtet, da hatte E. E. Rat seinen Platz, und dahinter waren die Spielleute, die machten mit Diskanten, Violen, Positiven und Fiedeln eine gar feine Musik und hießen also den König willkommen. Und zu dieser artigen Musik erscholl das Schmettern der Zinken und Trompeten und das Dröhnen der Pauken, von den Kirchtürmen herab tönte das feierliche Glockengeläute, und von den Wällen donnerten die großen Kartaunen, alles ihren Majestäten zu Lieb und Lust; es war ein herrlicher Ohrenschmaus, zumal bei den Kanonen, für alle, die solch „Gepölder" gut leiden konnten. Also ehrenreich ward der König empfangen, durch die Schmiede- und Reichenstraße zum Rathause geleitet, das mit frischen Maienzweigen geziert war, und von dort unter tapferer Musik der Spielleute und Sänger in die für ihn bereitete Herberge geführt, in Eberhard Huges Hause.

Am 4. Mai kamen nach Beendigung des Gottesdienstes der König und der Rat auf dem großen Rathause zu einem besonderen

Werke zusammen. Auf der einen Seite der Halle saß in einem Armsessel der König, sein geheimer Rat Johann Rantzau stand neben ihm, die übrigen Räte und Ritter dahinter. Auf der anderen saß auf einem Stuhle der worthaltende älteste Bürgermeister Dietrich Hohusen, ein hochbejahrter rüstiger Herr, schon 33 Jahre im Rate und seit 21 Jahren Bürgermeister, und zu seinen beiden Seiten hatten die übrigen Bürgermeister und sämtliche Ratmannen nebst den Sekretären ihren Platz, dahinter standen 80 Bürger, je 20 nach ihren Kirchspielen. Und nachdem des Königs Kanzler die Forderung wegen der Erbhuldigung gestellt und die Väter der Stadt vermahnt hatte, ihre Schuldigkeit zu bedenken und ihre Lehnspflicht zu ihrem Oberherrn, dem Könige und seinen Brüdern, als Herzögen von Holstein, zu genügen, da erhub sich der alte Herr Hohusen, antwortete mit ebenso höflichen und gütlichen als ernsten und festen Worten und zeigte, wie die Stadt eine reichsunmittelbare sei, keine holsteinische, den Herzögen erbunterthänige Landstadt; Rat und Bürger wollten mit Freuden königliche Majestät und deren durchlauchtige Herren Brüder als der Stadt Schirmherren annehmen, als solchen ihnen auch treu und hold sein, wofern königliche Majestät dagegen die uralten Freiheiten und Gerechtigkeiten der Stadt anerkenne und anzuerkennen gelobe. Nach einiger Wechselrede sprach der König: „Ja, ich bin's zufrieden", und stehenden Fußes und entblößten Hauptes sprachen der Bürgermeister und sodann der König die Formeln aus und gaben sich darauf einen ehrlichen Handschlag an Eidesstatt, und alle Ratmannen und Bürger traten zum König, und jeder gab und empfing einen deutschen Handschlag.

So war nun diese wichtige Sache glücklich abgehandelt. Der alte Herr Hohusen strich sich vergnügt den silberweißen Bart und ließ durch die Herrenschenken und die Diener Zuckerkraut und rheinischen Wein umherreichen, und jeder anwesende Mann, Fürst, Ratsherr, Ritter oder Bürger, nahm sein Glas und trank es dem andern zu nach altem Brauch. Und die Bürger traten vor und boten dem Könige Gruß, Glück und Heil. Und der König antwortete: „Dank habet's, ihr lieben Herren und Bürger!" Und darauf lud der König in freundlicher Rede Bürgermeister und Rat sowie alle anwesenden Bürger auf des nächsten Tages Abend zu Gaste.

Selbigen Tages kamen abends gegen acht Uhr die Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge und Hofgesinde aufs Eimbeksche Haus, allwo E. E. Rat sie gar herrlich mit Trompeten und Pauken empfing. Aber in der großen Halle waren die achtzig Bürger samt ihren Frauen, Töchtern und Söhnen in Sonntagsröcken und Fest-

geschmeiden schon versammelt. Und das Traktement, so der Rat auf Stadtkosten den Herrschaften vorsetzte, war über die Maßen gut und machte dem Ratskoch wie dem Ratskuchenbäcker, ingleichen dem Schenken und dem Kellerhauptmann alle Ehre. Und die Königin erfreute bei diesem Traktement ihr Gemüte also, daß sie dem Bürgermeister laut zurief, daß man doch in Hamburg so ausnehmend gut wie nirgend in der Welt zu speisen verstehe.

Nach eingenommenem Mahl spielten die Ratsmusikanten auf mit allen Violen, Geigen, Flöten, Zinken und Trompeten. Der Tanz begann mit der ernsthaften Sarabande, die der König mit der ältesten Frau Bürgermeisterin und die Königin mit dem ältesten Bürgermeister eröffnete, und ferner ward getanzt und hofiert und kourtoisiert, daß es eine Art war, und die jungen Hamburger Bürgerssöhne meinten darin den Rittern und Junkern vom Hofe mit nichten nachzustehen und machten ihre Sache gut, und die Hoffräulein mochten ebenso gern mit ihnen tanzen als die Ritter und Junker mit den schönen Bürgerstöchtern. Und der König, ein in allen ritterlichen Künsten gar gewandter Herr, tanzte so „dannig und drade" mit den Bürgersfrauen als sonst mit den Hofdamen. Also endete denn dieser wichtige Tag mit einem frohen Feste in allgemeiner Lust und Freude.

Zur Mittagstafel in des Königs Herberge kamen geladenermaßen sämtliche Herren des Rates und die Bürger. Da zwar alle achtzig gebeten waren, aber nicht Platz gefunden hätten, so erschienen auf des Rats Anordnung aus jedem Kirchspiel nur fünf, mithin zwanzig zusammen. Die beiden jungen Fürsten waren auch recht lustig dabei. Das Gastmahl fand zur frühen Stunde statt, etwa um 10 Uhr, und als es 11 Uhr schlug, da hob der König die Tafel auf. Denn es sollte nachmittags das Turnier sein, und er mochte lieber die Zeit diesem Vergnügen als den Freuden der Tafel gönnen.

Gleich nach der Mahlzeit ritt der König, in citel Rot gekleidet, nach der Deichstraße an der Ecke des Hopfenmarktes, da war seine Rüstung. Bald darauf kam er ganz in Grün gekleidet auf die Rennbahn geritten und tummelte sein Roß so ritterlich, daß jedermann ob der Reiterkunst Sr. Majestät sich erfreute. Abermals ritt er in seine Herberge und ließ sich einen Stahlharnisch anlegen. Mittlerweile kamen die Königin und die Prinzessin Elisabeth mit ihrem Hofstaate angeritten; die nahmen alle ihren Platz der Rennbahn gegenüber in des Ratsherrn Wetken Hause, in der oberen „Döns" (Zimmer). Auch kam zu derselben Zeit unser Rat mit den Vor-

nehmsten des Adels, die nahmen Platz auf dem Hopfensaal, zur Seite der Rennbahn. Danach kam der König im Stechharnisch angeritten, die beiden jungen Fürsten von Lauenburg und von Lüneburg führten ihm die Schilde vor. Seine Edelleute gingen neben ihm, die trugen weiße Hemden über den Wämsern und goldene Ketten am Halse und Perlenkränze im Haar und hatten ihre Gesichter geschwärzt wie die Mohren. Der König aber war sehr köstlich in Grün gekleidet und forderte ein Stechen mit dem Ritter Christopher von Veltheim, wobei die beiden jungen Fürsten neben dem Könige liefen, und die Trompeter schmetterten, das Stechen begann, die Turnierer ritten aufeinander und trafen sich beide gut. Der König stach Herrn Christopher herunter, fiel aber auch selbst von der Gewalt des Stoßes zu Boden. Schnell halfen seine Junker ihm wieder auf.

Darauf turnierten andere Ritter miteinander; der blieb fest im Sattel, jener ward in den Sand geworfen, oft fielen beide. Nach Verlauf einer Stunde stach der König mit einem anderen Edelmann, den stach er ab, daß er unsanft vom Pferde kam. Danach stach derselbe Edelmann mit Christopher von Veltheim, und beide fielen ab. Darauf stach ein Paar in Küraſſen, der eine kam zweimal zu Falle; ein anderes Paar stach scharf, auch der junge Lauenburger Fürst turnierte im vollen Küraß mit zweien Rittern, und so ging das Turnieren fort, so lange noch einige Ritterbürtige da waren, die solcher Ergötzung zu Liebe Knochen und Haut feil tragen mochten.

Als nun dieser Lust genug gethan war, begann eine andere. Abends gegen 8 Uhr fand abermals auf dem Eimbekschen Hause ein Bankett und Tanzgelag statt; König, Königin und Prinzessin, die jungen Fürsten und alle Ritter, Junker und Hofdamen waren zugegen und tanzten bis 10 Uhr. Dabei ward geschenkt Rheinwein, Eimbeker Bier, Hamburger Bier, so viel man nur trinken konnte und mochte; es ging hoch her, und wohl an 100 Gläser wurden bei dem Vergnügen zerbrochen. Danach auf die Letzt ward der König von all den guten Dingen so ausnehmend lustig, daß er in seiner Fröhlichkeit der Königin die Flege (Haube) vom Kopfe stieß und dann allen anderen Frauen und Jungfern desgleichen, so daß sie alle in bloßen Köpfen und in fliegenden Haaren tanzten, was gar „kürig und spaßhaft“ zu sehen gewesen ist.

Zur Erholung nach verschiedenen Staatsaktionen und zur Verdauung nach eingenommener Mahlzeit turnierte der König am Nachmittag des folgenden Tages von halb drei Uhr an mit den beiden

jungen Fürsten und 15 Herren, alle im vollen Küraß, bis gegen fünf Uhr. Abends gab es wiederum Kurzweil auf dem Eimbekschen Hause, da ward in der Majestäten Gegenwart zu Fuße turniert und getanzt. Da stand auch ein Bankett bereit, da machten sich die Herrschaften fröhlich, so daß die Lustbarkeit gar bis 4 Uhr Morgens dauerte.

Dienstag, den 7. Mai, ruhete der König ein wenig aus. Nachmittags fuhr er auf der Alster in einem kleinen, schön verzierten Ewer spazieren. Hernach gegen 5 Uhr, da er wieder in seiner Herberge war, überraschten die beiden jungen Fürsten von Lauenburg und Lüneburg die königlichen Personen gar ergötzlich; sie kamen nämlich in prächtiger Verkleidung als Mohren und hatten ihre Antlitze schwarz bemalt, so auch die ihrer Diener und ließen vier Geiger vorausgehen und lustig streichen und brachten also dem Könige einen Mummenschanz zum Valett.

Am Donnerstag, als am 9. Mai, erfolgte die Abreise der Majestäten. Nach dem glänzenden Einzuge und dem herrlichen Empfange hatte der König sich alle Feierlichkeiten beim Abzuge verbeten und wollte ganz incognito sich verabschieden. Morgens früh reichte er seinem Wirte zum Abschiede die Hand und ritt mit kleinem Gefolge von fünf Reitern durch die Stadt nach dem Dammthore. Dort sah man ihn in grauem Mantel rasch zum Thore hinaussprengen und nach dem Grindel reiten, wo der Sammelplatz seines Gefolges war. Hier traf auch gleich nach ihm seine Gemahlin ein. Und als vierzig Mann beisammen waren, setzte sich der Zug in Bewegung und verließ bald darauf die Hamburger Grenze.

Kaiserliche Maj. Einreiten zum Reichstage gen Augsburg. Förstemanns Urkundenbuch. — J. Voigt: Fürstliche Festlichkeiten im 16. Jahrhundert. — O. Beneke: Hamburgische Geschichten und Sagen. Berlin 1888.

14. Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V.

Am Ausgang des Jahres 1566 zog der Kurfürst August von Sachsen als Vollstrecker der Reichsacht gegen Johann Friedrich von Sachsen ins Feld, der wiederholten Befehlen des Kaisers zum Trotz den geächteten Wilhelm von Grumbach und seine Genossen in Schutz und Dienst behalten hatte. Gotha und der Grimmenstein, der Herzog und seine Genossen fielen in die Hände eines Siegers, der nach Rache an seinen Gegnern lechzte. Der Herzog war thöricht genug gewesen, den kühnen Anschlägen Grumbachs zu vertrauen und damit seinem Stammesvetter, dem grausamen August, die langersehnte Gelegenheit zu seiner Vernichtung zu geben. Aber der unglückliche Fürst, der, als Gefangener nach Österreich abgeführt, in Wien auf offenem Wagen, einen Strohhut auf dem Kopfe, zum Ergötzen des Pöbels seinen Einzug hielt und 27 Jahre bis zu seinem Tode trotz aller eingelegten Fürsprache daselbst festgehalten wurde, besaß die wärmste Zuneigung all derer, die damals in Deutschland sich für wahrhaft lutherisch hielten. War es doch der Sohn jenes Johann Friedrich, der im Kampfe gegen Kaiser Karl V. die Kurwürde und die Kurlande verloren und seinem Bekenntnis treu mit mehrjähriger Gefangenschaft gebüßt hatte! Galt doch selbst der kühne und verwegene, in allen Künsten diplomatischer List bewanderte Mann, in dessen Schicksal er verwickelt war, Wilhelm von Grumbach, als ein gefürchteter Feind der Pfaffen, der, durch einen „großen Pfaffenbetrug“ in Elend geraten und in seinem Handel wider „den brief- und siegelbrüchigen Würzburger Bischof“ von Kaiser und Kammergericht verlassen, um seines wirklichen oder vermeintlichen Rechts willen die Welt in Flammen hatte setzen wollen und zur verzweifelten Selbsthilfe geschritten war.

Auf Grund der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. sprach Kurfürst August das Urteil. „Obwohl gedachter von Grumbach“, hieß es darin, „eine gar ernste Strafe, als immer zu erdenken,

verdient, so wollen doch seine kurfürstliche Gnade dieselbe aus angeborener Güte also mildern, daß er nur (lebendig) geviertteilt werden soll." Des Kanzlers Brück Urteil lautete: „er hat sich nicht allein seines Leibes, Lebens, seiner Lehen und anderer Güter verlustig gemacht, sondern auch die schärfste und äußerste Strafe verdient und soll deswegen (lebendig) in vier Stücke zerschnitten und geviertteilt werden." Dagegen ward Wilhelm von Stein dahin begnadigt, daß er erst mit dem Schwerte gerichtet und dann in vier Stücke zerschnitten werden sollte, David Baumgärtner wie Oberst von Brandenstein zum Schwerte verurteilt und Hans Beyer mit dem Strange belohnt.

Die Hinrichtung fand am Freitag den 18. April 1567 auf dem Markte zu Gotha im Beisein vieler Fürsten, Grafen, Edelleute und einer zahllosen Volksmenge statt. Der Kurfürst selbst dachte unedel genug, um derselben wie einem erquicklichen Schauspiele beizuwohnen. Morgens 10 Uhr ward der 64jährige, gichtbrüchige Grumbach von acht Stockknechten auf einem Stuhl herbeigetragen. Vor ihm her ritten der Profoß und ein Malifizschreiber. Als er am Schaffot ankam, ward er von acht Trompetern angeblasen. Ein Bube zu Roß verlas noch einmal sein Todesurteil. Als man ihn ausgezogen, niedergelegt und auf einer Tafel festgebunden hatte, rief er dem Henker, der ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und mit den Worten: „Sieh, Grumbach, dein falsches Herz!" ins Gesicht geschlagen, sterbend zu: „Du schindest heute einen dürren Geier!" Dann vierteilte ihn dieser bei lebendigem Leibe und trennte den Kopf vom Rumpfe. Die Marter hatte dem Unglücklichen keinen Laut entlockt. Lautes Geschrei erhob dagegen der Kanzler Brück, als ihm der Leib aufgeschnitten und das Herz herausgerissen ward: „Barmherziger Gott, erbarme dich mein!" Hans Beyer starb „geduldig und nahm ein schönes Ende." Den Obersten von Brandenstein, der nicht zu den Geächteten gehörte und Vater von zwölf lebendigen Kindern war, hatte der Kaiser auf Fürbitte vieler Grafen und Herren unter der Bedingung begnadigt, daß er gegen die Türken kämpfe, aber des Kurfürsten Justiz war diesmal schnell: der Mann war schon abgethan, ehe die kaiserliche Botschaft in Gotha eintraf. Sechs Scharfrichter hatten bei dieser Gelegenheit zwei Stunden lang ihr Amt verrichtet. Die Leichen der Schlachtopfer wurden auf Pfähle gespießt und an den belebtesten Straßen Gothas aufgepflanzt, bis sie verfaulten. So groß war die Barbarei der Zeit, daß ein Landmann sich das ganze Blutgerüst kaufte und sich aus den Brettern eine Wohnstube baute.

Das Schicksal Grumbachs und seiner Gefährten gibt ein bezeichnendes Bild von der Art, wie das peinliche Recht damals auf Grund der Carolina geübt ward. Wer damit noch das Tagebuch des Meisters Franz Schmidt zu Nürnberg vergleicht, der in 44jähriger Amtsführung bis 1617 im ganzen 361 Personen mit Strang, Schwert, Rad und Wasser vom Leben zum Tode gebracht, 345 am Leibe gestraft mit Rutenstreichen, Brandmarken, Ohrenabschneiden und Fingerabschlagen und vielleicht ein volles 1000 „vernünftig" gemartert hatte, kann ermessen, welchen Umfang die grausamen Strafen gewonnen hatten. In der That, „Kaiser Karls V. und des heiligen römischen Reichs peinliche Halsgerichtsordnung" erscheint uns heute als ein Stück mittelalterlicher Barbarei, wie sie schrecklicher nicht erdacht werden kann, und doch bildete das berüchtigte Gesetzbuch für die Zeit seiner Entstehung den alten gerichtlichen Formlosigkeiten, Unordnungen und Grausamkeiten gegenüber eine bedeutende Errungenschaft und einen Fortschritt zum Besseren.

Im 15. Jahrhundert hatte das römische Recht noch keinen entscheidenden Sieg über die altdeutschen Rechte und Gewohnheiten gewinnen können, selbst da nicht, wo dieselben als schreiende Mißbräuche empfunden wurden. Noch immer dauerte unter gänzlich veränderten geselligen Verhältnissen die alte Sitte der gerichtlichen Bußen fort, die der Geldgier nur als Mittel des Erwerbes diente und darum selbst in Fällen geduldet ward, wo die Zügellosigkeit des Faustrechts zur Verhängung härterer, an Leib und Leben gehender Strafen genötigt hatte. Auf der anderen Seite übten zuletzt heimliche und Femgerichte, sowie die von Rittern und Herren in ihren Rechten mit frecher Willkür verletzten Städte eine rein terroristische Strafrechtspflege, die durch Vernachlässigung schützender Formen und namentlich durch rücksichtslose Verhängung der schwersten, durch Blutdurst und Rachgier oft gesteigerten Strafen bezeichnet ward. Welch fürchterliche Rachsucht tritt uns nicht auch zuweilen in der bäuerlichen Rechtspflege jener Zeit entgegen, wenn z. B. ein wetterauisches Weistum vom Jahre 1461 bestimmt: „Wer einen stehenden Baum schält, den soll man die Därme aus dem Leibe ziehen, sie an den Baum heften und ihn dann um denselben treiben, bis die abgeschälte Stelle bedeckt ist, und sollte er keinen Darm mehr haben; wer aber die Mark anzündet, den soll man in einer Kuh- oder Ochsenhaut drei Schritt vor das Feuer legen, so lange bis es dreimal über ihn gebrannt, dann hat er tot oder lebendig seine That gebüßt!" Es ist, wenn auch die Praxis keinen Gebrauch davon machte, eine wilde Phantasie, die sich in solchen oder

ähnlichen Ungeheuerlichkeiten kund gibt; sie ward durch die häufigen Blutscenen des Schaffots nur noch gesteigert, und die wachsende Grausamkeit der Gerichte wetteiferte mit der zunehmenden Roheit und Unbarmherzigkeit der Selbsthilfe, wie sie jenem kraftstrotzenden und heißblütigen Geschlechte geläufig war. Das Augenausstechen galt als eine echt deutsche Strafe, Hände- und Füßeabhauen und gar Entmannung der Priester, die in ihre Hände fielen, als ein besonderes Ergötzen ritterlicher Kreise.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie die Juristen gleich ausschließlich und nachdrücklich alle ihre Anstrengungen dem römischen Recht zuwandten und um jeden Preis die Wirksamkeit und Pflege der heimischen Überlieferungen bekämpften, während zu gleicher Zeit die Theologen mit Eifer und Selbstgefühl den überlieferten Stand der Dinge festhielten. Der Adel verschmähte es nicht, unter dem Banner des römischen Rechts ein höheres Staatsamt zu verdienen und dafür die früher gehässigen Hochschulen aufzusuchen. Manchen mochten auch der Scharfsinn und die Folgerichtigkeit anziehen, welche aus den neuen Rechtsbüchern hervorleuchteten; dem Volke aber wurden die Auslegungen und Praktiken der neuen gelehrten Juristen noch lange Zeit wenig willfährig und wohlthätig. Wie hätte auch das Eindringen des römischen Strafrechts eine Wohlthat für die damalige Zeit werden können, da es meistens durch Richter angewandt ward, deren Mehrzahl die Quellen desselben wegen Unkunde der Sprache und des Altertums unzugänglich waren? Es diente nur dazu, die lange bestehende Ungewißheit des Rechts zu vermehren und die Gerichte, in die es durch gelehrte Beisitzer Eingang gefunden, in dem Glauben des am Vaterländischen hängenden Volkes immer tiefer sinken zu lassen. Man begreift, wie Ulrich von Hutten und später Luther wider den Mißbrauch des fremden Rechtes eifern konnten. „Die Juristen", meint der fränkische Ritter, „schießen jetzt an dem Höfen wie Pilze auf, genießen ausschließlich die Gunst und teilen die Schätze der Fürsten und aller, die reich sind. Wie thöricht, daß man solchen Rabulisten folgt! Als hätte es nicht besser um Deutschland gestanden, ehe diese Menschen mit ihren Bücherballen aufkamen! Denn damals galten hier gute Sitten mehr als anderswo geschriebene Gesetze. Auch noch jetzt wird jedes Gemeinwesen um so besser verwaltet, je weiter diese Glossatoren davon sind. Da sehe man nur auf jene Sachsen am baltischen Meere (Holsten, Ditmarsen), wie sie ohne Aufschub und Gefährde Recht sprechen! Sie befragen dabei nicht die genannten Gesetzkrämer, sondern die althergebrachten Bräuche, während bei uns eine Sache zwanzig Jahre zwischen dreißig Doktoren hängen kann."

Zu der Verwirrung im Strafverfahren trugen am meisten die ersten, man darf sagen, barbarischen Versuche bei, den römischen Inquisitionsprozeß und die Tortur mit den öffentlichen deutschen Gerichten in Verbindung zu bringen. Ein Grundsatz, der dem Richter das Recht einräumte, ohne handhafte That, auf bloßen Verdacht hin, ohne Klage jemand zu verhaften und ihn durch Marter zum Bekenntnis zu bringen, ward nur zu bald in der Hand roher, unwissender und leidenschaftlicher Urteiler die schrecklichste Geißel der Menschheit. Ganz Deutschland hallte wieder von Klagen über unschuldig Gerichtete. Das Unwesen war auf einen solchen Grad gestiegen, daß jeder im Volke sich nach besseren Zeiten sehnte und kein Reichstag verging ohne die dringendsten Wünsche um Abstellung des Notstandes. Es galt in einem Strafgesetzbuche der Verwirrung ein Ende zu machen, durch Verschmelzung des heimatlichen und des eingedrungenen fremden Rechts dem langen Kampf zwischen beiden ein Ziel zu setzen und zugleich den der Rechte unkundigen Beisitzern der Gerichte eine feste Regel bei der Untersuchung und Beurteilung von Straffällen an die Hand zu geben.

Während das Strafrecht im Mittelalter nur in unvollkommenen Aufzeichnungen oft bloß lokaler Natur, in den Reichsgesetzen, in den Rechtsspiegeln, den Stadtrechten oder auch nach mündlicher Überlieferung vorhanden gewesen war, hatten im 15. Jahrhundert die auf das kanonische und römische Recht aufgebauten Schriften italienischer Rechtsgelehrten Eingang gefunden und eine Reihe nach denselben Grundsätzen hergestellter Halsgerichtsordnungen veranlaßt. Ursprünglich nur privatim von einem bambergischen geheimen Rat, dem Freiherrn von Schwarzenberg (1507), entworfen, wurde nun die Bamberger Ordnung der peinlichen Gerichtsordnung zu Grunde gelegt, die auf Anregung des Reichskammergerichts nach langen Verhandlungen endlich auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 zur Annahme gelangte. Die über ihre Gerechtsame eifersüchtig wachenden Fürsten aber bedangen sich durch Hinzufügung einer Klausel aus, daß dadurch die Stände in ihren hergebrachten rechtmäßigen und billigen Gebräuchen nicht beschränkt werden sollten, und wandten dieselbe später auf alle neuen Gesetze an, ja manche, die gleich anfangs die Annahme der Ordnung verweigert hatten, nahmen daraus einen Vorwand, sie noch lange zu ignorieren; erst nachdem die Carolina ins Lateinische übersetzt war, fand sie fast überall Eingang, wenn auch teils ergänzende, teils abweichende Bestimmungen nicht fehlten.

Die Carolina sollte demnach kein neues Recht schaffen, sondern das bestehende bloß ergänzen oder näher bestimmen, ja zuweilen

nur allgemein verständlicher ausdrücken. Von den verschiedenartigen Bestandteilen desselben ward keiner gänzlich aufgehoben, römisches, hier kaiserliches Recht genannt, und altdeutsche Gewohnheit vielmehr mit und nebeneinander als gültig und verbindlich anerkannt. Auch in der Betrachtungsweise der einzelnen Verbrechen und in der Art ihrer Bestrafung mußte der herrschenden Meinung des Volkes nachgegeben werden, wenn das Gesetzbuch anders ins Leben übergehen sollte. Wohl sind manche Bestimmungen geschärft, andere gemildert, im ganzen und großen aber blieb das Herkommen maßgebend, und daher trägt die epochemachende Kodifikation des peinlichen Rechts immer noch die steinerne Fühllosigkeit an sich, wie sie den Anschauungen des 15. und 16. Jahrhunderts entsprach. Das Zeitalter empfand eben anders als wir; da das Menschenleben noch nicht hoch im Preise stand, so glaubte man auch gegen brutale Laster und Verbrechen allein in einer grausamen Justiz Schutz finden zu können. Wer sich das abschreckende Bild damaliger Laster und Frevelhaftigkeit vor Augen hält, wie es uns in einzelnen Tagebüchern von Scharfrichtern jener Zeit erhalten ist, dürfte diese Anschauung auch begreiflich finden.

Über die Art der Strafen ward folgendes festgestellt. Ein Verbrecher konnte mit Feuer, Wasser und dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht, sein Leib in vier Stücke zerschnitten und zerhauen und die Stücke „auf gemeine vier Wegstraßen" öffentlich gehangen und gesteckt werden; man konnte ihn mit dem Rade durch Zerstoßung der Glieder, an dem Galgen mit Strang oder Ketten zu Tode bringen, auf die Richtstatt durch unvernünftige Tiere schleifen oder auf einem Wagen führen lassen, seinen Leib mit glühenden Zangen zwicken, ihn öffentlich an Pranger oder in Halseisen stellen, die Zunge abschneiden, ihm die rechten Finger, womit er beim Meineid gesündigt, abhauen, beide Ohren abschneiden, ihn mit Ruten hauen und des Landes verweisen.

Auch in Bezug auf das Beweismittel schloß sich die Carolina dem Verfahren an, wie es wenigstens schon seit dem 15. Jahrhundert in gerichtlichem Gebrauch gewesen war: der peinlichen Frage.

Die alten deutschen Volksrechte hatten die Tortur nur gegen Sklaven, das eigentliche Mittelalter als Beweisverfahren bloß den Reinigungseid, die Eideshelfer und das Gottesurteil gekannt. Erst als im 15. Jahrhundert die Anschauungen sich änderten, fingen die Gerichte an nach dem Beispiele der geistlichen Richter in übergroßer Gewissenhaftigkeit alles von dem Geständnisse der Angeschuldigten abhängig zu machen, das man nun auf alle Weise herbeizuführen

suchte. Als Mittel hierzu wurde wieder nach dem Vorgange der geistlichen Gerichte und der italienischen Übung zur Folter gegriffen. So fremdartig erschien der deutschen Anschauung dieses Verfahren, daß selbst das Wort Folter aus Italien herübergenommen ward, wo poledrus (vom griechischen polus = Füllen) ein Marterwerkzeug bezeichnete, das ein Gestell mit vier Füßen nach der Art eines Pferdchens darstellte.

Indem die Carolina die peinliche Frage fortan gesetzlich machte, knüpfte sie dieselbe zugleich an bestimmte Bedingungen, die von hoher Bedeutung erscheinen. Nur wo es sich um ein Kapitalverbrechen handelte, auf dem Todes- oder lebenslängliche Gefängnisstrafe stand, sollte sie in Anwendung kommen. Auch mußte der Thatbestand des Verbrechens so weit wie möglich bereits ermittelt sein. „Ein jeder Richter", heißt es, „soll in diesen großen Sachen von der peinlichen Frage, so viel möglich und nach Gestalt und Gelegenheit einer jeden Sache geschehen kann, sich erkundigen und fleißig Nachfragens halten, ob die Missethat auch geschehen sei oder nicht." Es mußten hinreichende Indizien vorhanden sein, die einen dringlichen Verdacht begründeten, auch der Grad der Folter sich nach dem Maß der körperlichen Kräfte des Angeklagten richten. Erst wenn derselbe offenkundige Dinge hartnäckig leugnete, sollte sie beginnen, das während der Tortur abgelegte Bekenntnis keine Bedeutung haben, die Aussagen nicht aufgezeichnet werden; vielmehr war, sobald der Angeklagte sich zu Aussagen bereit erklärte, das Marterwerkzeug zu entfernen, die Scene zu ändern und erst nach einer Zwischenzeit, wenn die schmerzlichen Eindrücke sich verwischt, das Verhör vorzunehmen und die Aussage zu Protokoll zu bringen. Das Geständnis sollte möglichst ins einzelne gehen, durch andere Beweismittel ergänzt und bestätigt werden; auch durften keine entgegenstehende, die Glaubwürdigkeit der erpreßten Bekenntnisse überwiegende Gegengründe vorhanden sein. Endlich mußte der Gepeinigte in einem später erneuerten Verhör seine Aussage bestätigen; nur wenn er dieselbe widerrief, ohne den Widerruf begründen zu können, wenn er offenbare Lügen vorbrachte, durfte man die Tortur erneuern. Überstand der Angeklagte alle Schmerzen, ohne etwas zu bekennen, so war er, wenn nicht neue vollständige Schuldbeweise hinzukamen, als unschuldig zu entlassen.

So hatte denn der Buchstabe des Gesetzes die grausamste Erfindung menschlicher Gerechtigkeitspflege auf ein sehr geringes Maß beschränkt und ihren Mißbrauch durch vorsichtige Bestimmungen zu verhindern gesucht. Wäre nur das Jahrhundert wenigstens so human

wie der Gesetzgeber gewesen, und hätte man auf die Stimme Luthers gehört, der in einem Schreiben an den Bischof Albrecht von Magdeburg die Folter für eine gefährliche Rechtfertigung erklärte, Herren und Richter warnte, Leute von blöder Natur könnten die Marter nicht leiden, bekenneten Unrecht, würden unschuldig hingerichtet, andere stürben unter der Marter und Schuldige bekenneten wohl trotz derselben nicht! Indes das Geständnis heraus zu locken erschien den Richtern jener Zeit nicht minder als eine heilige Gewissenssache als jenen schweizerischen, die noch vor nicht vielen Jahrzehnten hie und da die Anwendung der sogenannten uneigentlichen Tortur handhabten, Hunger und Durst, hartes Gefängnis und Rutenstreich nicht scheuten. Man kümmerte sich wenig um Buchstaben und Geist des Gesetzes: die Tortur, deren mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit erfundene Werkzeuge wir noch heute nicht ohne Schauder in den Museen anstaunen, ward ein willkommenes Mittel für den Haß, die Rachgier, die Habsucht, den religiösen Fanatismus, den finstern Aberglauben und ein mit wahrer Lust gepflegtes Kunsthandwerk der Henkersknechte, wenn auch anerkannt werden muß, daß manche Scharfrichter einen besonderen Ruhm darin suchten, „vernünftig zu martern", damit die Torturleiden ohne schädliche Folgen blieben und etwaige Wunden völlig heilen könnten. Die Carolina hatte zahlreiche Folterwerkzeuge, die vorher in Gebrauch gewesen waren, gesetzlich verboten, wie das spanische Fußband, wodurch die Zehen zusammengepreßt wurden, nachdem man kantige Pflöcke zwischen dieselben geschoben hatte, und die sogenannte pommersche Mütze, einen knotigen, mit eisernen Gliedern versehenen Strick, der um den Kopf gepreßt ward, aber was halfen alle Verbote, wenn die Richter selbst sich immer erfinderischer in der Entdeckung neuer Marter zeigten? Die Untersuchungsrichter behandelten das Foltern als Wissenschaft und prunkten mit den Kunstausdrücken derselben; in den Gerichtsakten ward frevelhafter Scherz mit dem Entsetzlichen getrieben. Wenn auch das Todesurteil schon gefällt war, machte es den Richtern Genuß, oft noch ein paar Tage vorher eine Folterung vornehmen zu lassen, so daß die Verbrecher meist zum voraus geknickt und gebrochen auf dem Richtplatz ankamen.

Im Jahre 1570 wurde in Frankfurt am Main ein Angeklagter, an dem die üblichen Martern wirkungslos erschöpft waren, dadurch zum Geständnis zu bringen gesucht, daß man ihm eine Schüssel, unter deren Höhlung man eine Maus sperrte, auf den bloßen Leib band, 1588 ebendaselbst ein Jude an den Beinen aufgehängt und rechts und links von ihm ein lebendiger Hund. Der

eine Hund starb am sechsten, der Jude am siebenten, der andere Hund am achten Tage. Besonders im 17. Jahrhundert während der Blütezeit der Hexenprozesse kannte die Raffiniertheit in der Anwendung bis dahin unerhörter Marter keine Grenzen mehr. Als im Jahre 1604 in den bürgerlichen Zwisten der Stadt Braunschweig die Genossen der besiegten Partei der Bürgerhauptleute der Tortur unterworfen wurden, befahl man jedem auf alle Fragen, die der Richter an ihn stellte, mit ja zu antworten. Zögerte er, so band man ihm die Hände mit Darmsaiten so fest auf den Rücken, daß das Blut aus den Einschnitten in Strömen herunterfloß und unter den Nägeln hervorquoll. Waren die Antworten auf die zweite Frage noch nicht befriedigend, so ward ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer herabgelassen, der Haken in den Verband der Hände geschlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen. Fiel er dabei in Ohnmacht, die ihm die Sprache raubte, so erhielt er unter dem Vorwande der Verstocktheit die sogenannten spanischen Stiefel angelegt, mit messingenen Schrauben so fest angezogen, daß nicht nur das Fleisch gequetscht, sondern auch die Knochen oft zermalmt wurden. Dann erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus seiner Betäubung und schrie, daß er zu allem ja sagen wolle. Solch ein Verhör war ein Fest für die anwesenden Mitglieder des Gerichts; dieselben saßen auf grünen Polstern an einem grün beschlagenen Tische und thaten sich auf Kosten der Kämmerei an Wein und Kuchen gütlich, wie wütend rasten sie umher oder sanken schlaftrunken auf das Gesicht, während der Gemarterte um der Wunden Christi nur um einen Tropfen Wasser oder um einen Augenblick Erleichterung flehte. Zuweilen blieb er sechs, acht, ja neun Stunden mit kurzen Pausen in den Rollen hängen, bis die Richter vom Schmause heimkehrten. War endlich das Verhör beendet und hatte der Henker die Schulterknochen wieder eingesetzt, so wurde die Frage gethan, ob er beschwören wolle, in dem Verhör nach der Tortur sein Geständnis zu wiederholen. Widerrief er dann, so ward die peinliche Frage in geschärfter Weise dergestalt erneuert, daß man den auseinander gerenkten Leib mit brennendem Schwefel bespritzte und unter die Füße brennende Lichter stellte.

Um an den Graden und der Schärfe der Strafbestimmungen der Carolina für gewisse Verbrechen den Unterschied zwischen der damaligen und heutigen Menschlichkeit zu kennzeichnen, greifen wir einige Einzelheiten heraus.

Es erscheint in der religiösen Anschauung der Zeit begründet, daß man jedes Verbrechen unter dem Gesichtspunkte einer Versün-

digung wider Gott und seine heilige Ordnung auffaßte. Darum finden wir auch an der Spitze der Strafbestimmungen die von der Gotteslästerung. „So einer Gott zumisse, das Gott nicht bequem ist, oder mit seinen Worten Gott, das ihm zustehet, abschneidet, der Allmächtigkeit Gottes widerspricht, seine heilige Mutter, die Jungfrau Maria, schändet, der soll von amtswegen angenommen, eingelegt und darum an Leib, Leben und Gliedern (d. h. der Zunge) nach Gelegenheit und Gestalt der Person und Lästerung gestraft werden. Wir wollen auch, daß die, so bei unseres Herrn und Heilands Wunden, Leiden, Sakrament und dergleichen fluchen, nicht allein vor die Kirchen, Rathäuser oder Schankstätten öffentlich gestellet, sondern auch an Geld oder mit Gefängnis, und wo sie folgends von ihrem Fluchen oder Gotteslästerung nicht abstehen und sich bessern würden, mit Verweisung unserer Lande gestraft werden." Daß in der Corolina die Strafe wider die Ketzer fehlt, versteht sich aus ihrer Bestimmung für das ganze, durch die Reformation bereits kirchlich gespaltene Reich; in der Bamberger Ordnung, die ihr zu Grunde liegt, heißt es dagegen noch: „wer durch den ordentlichen geistlichen Richter für einen Ketzer erkannt und dafür dem weltlichen Richter überantwortet wird, der soll vom Leben zum Tode gestraft werden."

Als Abfall von Gott und Verbindung mit dem Teufel unterliegt die Zauberei ebenso wie die Ketzerei der Feuerstrafe, und nicht weniger werden diejenigen bestraft, die einen Raub in Gottes Tempeln begehen. Wer eine Monstranz stiehlt, „da das heilige Sakrament des Altars innen ist", oder andere goldene oder silberne geweihte Gefäße „mit oder ohne Heiligtümer" oder Kelche von geweihter oder ungeweihter Stätte entwendet, soll mit dem Tode büßen; schon die Entwendung der Almosen aus dem Almosenstock zog die Todesstrafe nach sich. Wie man sieht, verleugnete die Carolina trotz einer gewissen Rücksichtsnahme auf die Protestanten in einzelnen Bestimmungen ihr ursprüngliches Gepräge nicht völlig.

Nur die grausamsten Strafen vermögen auch Verbrechen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu sühnen. Die Münzfälschung bedingt als eine Verletzung des oberherrlichen Münzregals die Feuerstrafe. Wer die Urfehde d. h. das der Obrigkeit geleistete Versprechen, sich wegen eines peinlichen Prozesses nicht zu rächen oder vor Ablauf der Strafzeit nicht aus der Verbannung zurückzukehren, verletzt, „wer gefährlichen, fürsätzlichen und boshaften Aufruhr des gemeinen Volkes gemacht", ist mit Abschlagung des Hauptes zu richten. Boshafte überwundene Räuber sollen dem Schwert verfallen,

„Brenner und Senger“ mit dem Feuer büßen. Jeder Verbrecher gegen die Sittlichkeit wird wie ein Räuber gerichtet; schon die Entführung ist mit dem Tode bedroht. Den Mörder trifft die Strafe des Rades, den bloßen Totschläger die Strafe des Schwertes. Wird bei einer Schlägerei unter mehreren ein Mensch getötet und weiß man den rechten Thäter, so verfällt er dem Schwerte; hat der Ermordete mehrere Wunden empfangen und ist der Mörder nicht festzustellen, so trifft alle Beteiligten die Schwertstrafe. Die Strafe des Giftmordes erscheint besonders verschärft; ist der Verbrecher ein Mann, wird er gerädert, ein Weib, so wird sie ertränkt, doch „sollen solche Missethäter vorher geschleift oder mit glühenden Zangen im Leibe gezwickt werden.“ Für Kindesmord bleibt die früher schon gewöhnliche Strafe des Ertränkens, doch konnte auch, „wenn das Verbrechen an einem Orte sehr überhand nähme“, Reißen mit glühenden Zangen, Pfählen oder Lebendigbegraben in Anwendung kommen. Einen Dieb, den man nächtlicherweile erhaschte, durfte man ungestraft töten. Der erste gemeine große Diebstahl, „fünf Gulden oder darüber wert“, ist mit Leib- und Lebensstrafe nach dem Rat der Rechtsverständigen zu ahnden, der erste kleine gemeine Diebstahl, „unter fünf Gulden wert“, mit dem Ersatz des Doppelten oder mit Gefängnis zu büßen. Der zweite gemeine Diebstahl verwirkt Pranger und Landesverweisung oder lebenslängliche Bestrickung. Beim dritten wird der Mann gehängt, die Frau ertränkt; dasselbe droht dem gefährlichen Dieb, doch konnte nach bewandten Umständen auch auf Ausstechung der Augen, Abhauen der Hand oder eine andere schwere Leibesstrafe erkannt werden. Im Gegensatz dazu zeigen andere Bestimmungen eine große Humanität, wie wenn bei einem Diebstahle, von dem nächsten Erben gegen den Erblasser, von Ehegatten gegen einander begangen, die Strafe dem Ermessen des Richters überlassen und der Begriff des Diebstahls gänzlich ausgeschlossen wird, falls jemand aus Hunger für sich und seine Familie „etwas von essenden Dingen“ gestohlen hat.

Für den Meineid ist die alte Strafe festgehalten; wenn der Eid zeitlich Gut betrifft, so soll der Verurteilte das abgeschworene Gut dem Verletzten wieder zukehren, dazu verleumdet und aller Ehren entsetzt sein. „Und nachdem im heiligen Reich ein gemeiner Brauch ist solchen falschen Schwörern die zween Finger, damit sie geschworen haben, abzuhauen, wollen auch wir dieselbe Leibesstrafe nicht ändern.“ Harten Strafen unterliegen natürlich auch alle fleischlichen Sünden. Der überführte Ehebrecher wird samt der Ehe-

brecherin „nach Sitte der Vorfahren und unserer kaiserlichen Rechte“ gerichtet d. h. der Mann mit dem Schwerte, das Weib mit Ruten und Verstoßung in ein Kloster gestraft, auch ist dem Gatten erlaubt, die Schuldige ohne weiteres zu töten. Dieselbe Strafe trifft die Bigamie; auf Kuppelei steht Landesverweisung, Pranger, Staupbesen, Ohrenabschneiden, je nach Umständen.

Mit all diesen Strafbestimmungen wollte die Carolina darlegen, „wie und welchergestalt in peinlichen Sachen und Rechtfertigungen dem Rechte und der Billigkeit am gemäßesten gehandelt werden möge“, und zugleich verhindern, daß fortan noch wie früher „wider Recht und gute Vernunft gehandelt und entweder die Unschuldigen gepeinigt und getötet oder aber die Schuldigen durch unordentliche, gefährliche Handlung den peinlichen Klägern und gemeinem Nutz zu großem Nachteil gefristet, weggeschoben und erledigt würden.“ Daneben aber enthielt sie noch eine Reihe von Bestimmungen, um „die Mißbräuche und bösen unvernünftigen Gewohnheiten, so an etlichen Orten und Enden gehalten“, ein für allemal zu beseitigen; es sollten danach alle gestohlenen oder geraubten Waren dem Eigentümer wieder zugestellt und nicht von der Obrigkeit eingezogen werden, der Schiffbrüchige nicht mit Schiff, Leib und Gütern, der Fuhrmann, der jemand durch Umwerfen des Wagens getötet, nicht mit Leib, Wagen, Pferden und Gütern der Obrigkeit verfallen sein, Gefängnisse, die nicht zur Verwahrung, sondern mehr zur Peinigung der Gefangenen eingerichtet seien, abgeschafft, keine ehrbaren Personen ohne „vorgehende Berüchtigung, bösen Leumund und andere genugsame Anzeigung“ angegriffen und ins Gefängnis gebracht, alle Urteile durch den Nachrichter und nicht durch den Richter oder Urteiler ausgesprochen werden, auch die Güter eines Hingerichteten nicht mehr dem Herrn verfallen, damit Weib und Kinder nicht an den Bettelstab kämen.

Neben all den scharfen Strafbestimmungen könnte es auffallend erscheinen, daß die Carolina die Beleidigungsklage noch nicht kennt; indes entspricht dies dem mannhaften ritterlichen Geiste der Zeit, der sich selbst Genugthuung verschaffte und es verschmähte vor Gericht sich Ersatz zu holen.

Trotz ihrer Härte und Grausamkeit darf die Carolina den älteren gerichtlichen Formen gegenüber doch als eine bedeutende Errungenschaft eines gesteigerten gesetzlichen Sinnes gelten. Sie blieb auch so lange in Kraft, als ihre Bestimmungen dem Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein des Volkes entsprachen. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in allgemeiner Geltung, unterlag sie erst be-

deutenden Abänderungen, als die Anschauungen über die Strafrechtspflege sich allmählich wandelten, in ihre barbarische Finsternis die humane Philosophie des Jahrhunderts einiges Licht fallen ließ und ihre Angriffe zunächst gegen die Mißbräuche der Folter richtete. Schon war die Strafrechtspflege hie und da durch Erlasse von Gerichtsordnungen dem Bereiche der Willkür einigermaßen entrückt, als auch die Folter nach und nach aus dem Verfahren verschwand. Als Friedrich II. dieselbe 1754 aufgehoben und zugleich auch den Brauch abbestellt hatte, Kindesmörderinnen in einem Sack zu ersäufen, folgten bald andere Staaten seinem Beispiele: Baden im Jahre 1767, Mecklenburg 1769, Dänemark 1770, Kursachsen 1771, Österreich 1776. Vielfach wurde die Tortur stillschweigend außer Kraft gesetzt und erst sehr spät, wie z. B. in Hannover im Jahre 1840, auch formel gesetzlich aufgehoben. Die übrigen Bestimmungen der Carolina blieben indes, wenn auch vielfach beschränkt und verändert, noch mehrfach in Geltung. In den beiden Mecklenburg, in Lauenburg, Bremen und Schaumburg ward sie gar erst im Jahre 1871 mit Einführung des deutschen Strafgesetzbuches beseitigt.

H. Zöpfl: Kaiser Karls V. peinliche Gerichtsordnung. Leipzig 1870. — R. Calinich: Aus dem 16. Jahrhundert. Hamburg 1876.

15. Die Hansen und der Seeraub im 16. Jahrhundert.

Es ist bekannt, wie mächtige Flotten die Städte der deutschen Hansa im Mittelalter auf die Weiten des Meeres hinaussandten und welchen Reichtum kühner Seemannsmut und tapferer Handelsgeist in ihre Mauern führte. Noch immer lebte in den Kaufleuten etwas von jenem Abenteuersinn der nordischen Völker, wenn sie in gebrechlichen Fahrzeugen ohne Kompas, allein geleitet von ihrer unentwickelten und oft versagenden Sternkunde, von der Küste weg sich aufs Meer wagten. Die Nachkommen der alten Sachsen und Friesen hatten in den Mauern ihrer Städte so wenig die Streitbarkeit wie die Seetüchtigkeit ihrer Vorfahren verlernt. Das Siegel, welches die Stadt Lübeck seit den ältesten Zeiten an ihren Urkunden geführt hat, zeigt auf wogenden Wellen ein Schiff mit hohen Schnäbeln, die noch ganz nach der alten Weise als Tierköpfe geschnitzt sind. Im Schiffe sitzen ein Alter, die spitze Kappe über den Kopf gezogen, mit der einen Hand das Steuer führend, die andere wie zur Warnung erhoben; ihm gegenüber ein Jüngling, die eine Hand am Tauwerk, die andere nach oben weisend. Erfahrung, Kraft und Gottvertrauen mußten zusammenwirken, daheim im Regiment, wie auf der Kauffahrt draußen und bei dem Handelsbetrieb in der Ferne, wenn sie die Gewalten bezwingen wollten, die ihnen die freie Fahrt auf der salzigen See, mit den Waffen in der Hand und von gleichem Wagemut beseelt, zu bestreiten unternahmen.

Noch im 12. Jahrhundert hatte der heidnische Seeräuber die ganze Ostsee beherrscht, der Däne vor ihm gezittert und der Deutsche mit dem Wenden um den Besitz der Küste gestritten, aber mit dem 14. auf der Nordsee wie auf der Ostsee die Seemacht der Hansa gegen die nordischen Völker nach schwerem Kampfe den Sieg errungen. Die See begann sich damals mit einer neuen Bevölkerung

zu erfüllen, die, anfangs bald der einen, bald der andern Partei dienend, allmählich ein eignes Reich auf salziger Flut zu begründen trachtete. An den Küsten Frieslands, Schleswig-Holsteins und rings um die Ostsee war für eine Weile der alte Geist der Barbarei zu neuer Kraft aufgelebt und hatte aus dem Ritter der Küste den Seeräuberführer und aus dem Fischer den Seeräuber gemacht. In der That, wie geringer Anlässe es bedurfte, um die alte Neigung der Küstenbevölkerung zum Seeraub zu entflammen und mit den Erinnerungen aus der Vikingerzeit auch echte Seekönige, „Gottes Freunde und aller Welt Feinde", wieder zu erwecken, das hatte die Zeit der Vitalierbrüder gezeigt, die mehrere Menschenalter hindurch Ost- und Nordsee dem Kaufmann unsicher machten.

Aber nicht die heldenmütige Kraftanstrengung, mit der Lübeck die Wacht an der Ostsee gehalten und im Verein mit seinen Genossen Deutschlands Meere von der Seeräuberplage befreite, ist sein höchstes Verdienst: die sittigende Macht seines Handels hat sich ein ungleich höheres um die Kultur des Nordens erworben, indem sie auch die Quellen verstopfte, aus denen die Menge der Seeräuber und die Neigung zum Raube hervorging, und durch Ausbildung der Fischerei zum Großhandel und Herstellung eines geregelten Matrosenwesens die Friesen und mehr und mehr alle Küstenbewohner zu friedlichen Seefahrern und Fischern machte.

Einen unberechenbar großen Einfluß auf die Entwickelung der Ostseeländer hat vor allem der Fang des Herings ausgeübt, seitdem ein großer Teil der skandinavischen Fischerei in deutscher Hand lag und nur durch deutsche Arbeitskraft der steten Nachfrage genügt werden konnte. Die hansischen Vitten an der schonischen Küste waren mehr als ein Salz- und Fangplatz für den Hering gewesen; sie hatten eine große Messe für den skandinavischen Handel und für die Schiffahrt eine wichtige Station gebildet. Es muß ein seltsam reges Leben geherrscht haben auf dem flachen Strande bei Falsterbo und Skanör, das zugleich die Züge in sich vereinte, welche die jüngsten und ältesten am Ende des Mittelalters und beim Beginn der neueren Zeit waren. Sonst war der deutsche Kaufmann gewohnt im fremden Lande, in London, in Bergen und Nowgorod eine eigene kleine Mark mit einem Hofe zu erwerben, in der er nach seinem Rechte oft jahrelang hauste, bis er wohlhabend in die Vaterstadt zurückkehrte: hier aber hatte er sich eine Gruppe von Städten aus Bretterbuden errichtet, die Markpfäle mit den Wappen von Lübeck, Danzig, Rostock und Wismar voneinander abgrenzten. Große Flotten von Heringsschutten fischten am Strande und luden

ihren Fang aus, Hunderte von Händen regten sich, die Fische auszukehlen, einzusalzen und in Tonnen zu verpacken, und große Holke und Kreier nahmen die Tonnen ein. Die Schiffe, die den Hering bergen sollten, kamen mit voller Fracht von Ost und West und durften hier ihre Waren von Bord zu Bord überladen. Neben den Heringsbuden lagen hölzerne Kaufhäuser, in denen Wollstoffe, Leinwand und andere Ware im Groß- und Kleinhandel verkauft wurden. Der Schwede und Däne brachte hier seine Tonnenbutter, sein gesalzenes Fleisch und lebendiges Vieh zu Markt. Handwerker aller Art waren mit Arbeit beschäftigt, und ein Franziskanerkloster sorgte für das Seelenheil, Schenken, in denen Wein, Met und Bier feil war, für das des Leibes.

Je mehr so die Schiffahrt der Hansa an Ausdehnung gewonnen hatte, desto mehr war auch der seelustige Küstenbewohner, der ihre Schiffe bevölkerte, auf den Weg gewiesen, der zu reichlichem und ehrenhaftem Gewinn führte: er brauchte nicht mehr ins Meer hinauszufahren, um als Seeräuber ein gefahrvolles Geschäft zu treiben. An Gehorsam war er gewöhnt, denn der herrschte auch auf den Raubschiffen, aber während es dort nur die Macht war, der er sich fügte, war es auf den hansischen Schiffen das Recht, das gebot. So oft einem Schiffer auf See Kriegsschiffe oder Seeräuber begegneten und er Schiff und Gut verteidigen mußte, waren Bootsleute und Matrosen verpflichtet, treulich mit dem Schiffer zu fechten und Schiff und Gut zu entsetzen. Wer dabei verwundet ward, sollte auf Kosten des Schiffers und der Fracht geheilt werden. Wollte aber ein Schiffer nicht fechten, während sein Volk es verlangte, sollte er nimmermehr ein Schiff führen dürfen noch fortan für einen ehrlichen Mann gelten. So ruhte auf dem Matrosen der Hansa das Vertrauen, daß er seines Schiffes Hab und Gut gegen Sturm und Wetter wie gegen räuberische Menschenhand beschirmen werde. Denn noch immer war die Zeit nicht vorüber, wo der Strandraub am Lande, der Seeraub auf der Flut lauerte.

Es ist bekannt, daß eine große Anzahl von Strandvölkern in verschiedenen Landen und zu verschiedenen Zeiten den Strandraub als ihr gutes Recht betrachtet hat, ja man erzählt, daß auf christlichen Kanzeln noch spät um einen gesegneten Strand gebetet sei. Noch immer war die aus dem Heidentum herübergenommene Anschauung geltend, daß eine Ware, die auf dem Wege, sei es zu Lande oder zu Wasser, verunglückt und damit den Grund und Boden berührt, von dem Inhaber desselben als Eigentum in An-

spruch genommen werden könne. Mochte auch der Kaiser Sigismund im Jahre 1415 insbesondere zu Gunsten der Hansastädte ein Verbot gegen jede Beraubung oder Aneignung schiffbrüchiger Güter erlassen haben, mit einem solchen Gesetze war wenig gewonnen, wenn nicht ein kräftiger Selbstschutz es durchsetzte. Die Rechtsanschauung des Volkes sah darin keineswegs überall einen Akt der Gerechtigkeit. So gut wie der Hanse sein Recht mit Waffengewalt durchzuführen versuchte, ebenso gut glaubte der geschädigte Inhaber es mit dem Schwerte behaupten oder wo ihm dies gewehrt ward, Rache nehmen zu dürfen. Wenn die Städter dieselben Räuber nannten, so fühlten sich die Träger jener uralten Volksrechte, die Strandbewohner und Ritter in abgelegenen Gegenden, tief in ihrem Rechtsbewußtsein gekränkt und beschimpft. Die gesellschaftliche Bildung war überdies zu jener Zeit noch nicht soweit durch alle Kreise des Volkes gedrungen, daß etwa nur eine Fischerbevölkerung fremder Inseln oder ein Junker aus dem entlegensten Teile Mecklenburgs und Hinterpommerns an jenen veralteten Rechtsbegriffen hing: kein geringerer als Herzog Adolf VIII., der letzte Schauenburger, der über Schleswig-Holstein herrschte, trat in einem Streite mit Lübeck offen für den Strandraub als sein gutes Recht auf, und dabei stand ihm ohne Zweifel in weiten Kreisen des Volkes die öffentliche Meinung zur Seite.

Zur Befriedung der See unterhielten die Hansastädte stets eine Anzahl von Kriegsschiffen. Dienten diese mitunter auch zu Handelszwecken oder wurden Kauffahrteischiffe zu „Friedeschiffen" genommen oder ausgerüstet, so kann man doch von einer stehenden Kriegsflotte reden. Die Orlogschiffe oder Friedenskoggen, welche die Handelsflotten begleiteten, führten Büchsen und Bliden (Schleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner im Kettenhemd. Die Kogge, das Schiff der Nordmeere, eine vergrößerte Schute, war ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, in der Mitte mit einem starken Mast. Wurde es zum Kriege gerüstet, so ward über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, worauf sich eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen, für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine befand, bis nach und nach das Kriegsgerüst die Form kleiner Türme annahm und sich einer Galeere näherte.

Das Bedürfnis für Friede- und Wehrschiffe war ein stetiges, und die Friesjacke mußte nur zu oft mit dem Kettenhemd des Wappners vertauscht werden, da jeder Krieg zur See bis in das vorige Jahrhundert hinein nur als Kaperkrieg geführt ward. Wie

die Anfänge der Vitalianer Kaperschiffe gewesen waren, welche die Städte Wismar und Rostock ausgerüstet hatten, um dem belagerten Stockholm Lebensmittel (Vitalia) zuzuführen, so erhob jedesmal, wenn die Seemächte in Streit gerieten, die Seeräuberei von neuem ihr Haupt. Wer in Lübeck heute das Haus der Schiffergesellschaft betritt, kann hier noch ein mächtiges Schwert erblicken, entrungen einem Piraten der afrikanischen Küste, ein Sinnbild dafür, daß der Geist der Seehelden, die im 14. Jahrhundert die Ostsee friedeten, auch noch zu einer Zeit, wo die Geschichtschreibung ein Recht hat von dem Verfall der Hansa zu sprechen, kühn und kräftig unter den Kaufherren der deutschen Seestädte fortlebte.

Es waren schwere Zeiten für den Kaufmann der Ostseestädte, die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, wo Dänen und Schweden in einem harten, nur durch kurze Waffenruhe unterbrochenen Kampfe lagen, denn der alte böse Feind, mit dem die Hansa immer zu kämpfen gehabt, gewann dadurch wie eine Hydra neue Stärke. Hansische Städte waren es in erster Linie gewesen, die den holsteinischen Herzog Friedrich auf den dänischen Thron gesetzt, seinen Neffen Christian II. von glänzender Höhe in trauriges Elend herabgestoßen hatten. Von den Niederlanden aus, wohin er an den Hof der Regentin Margarete geflohen war, suchte er jetzt mit ungemeiner Thatkraft und Ausdauer sein heimisches Reich wieder zu erobern oder wenigstens seine Gegner nicht in ungestörtem Besitz ihrer Erfolge zu lassen. Von seinen alten Freunden bereitwillig unterstützt, gewann er selbst Fäuste für sich, die, bisher nur an Feder und Buch gewohnt, jetzt zu Degen und Enterbeil griffen, um, mit Kaperbriefen versehen, als kühne Seehelden sich an den Hansen zu rächen: so Lambert Andersen, vordem Kanonikus zu Ribe, so die Schreiber Hans Bayrunt und Hans Petersen. In dem seemutigen und seetüchtigen Volke der Dänen war kein Mangel an harten Gesellen, die unter dem Schein des königlichen Rechts bereit waren, die verhaßten hansischen Schiffer und Kaufleute mit Raub und Mord heimzusuchen, und unter der norddeutschen Küstenbevölkerung fanden sich im Zeitalter der Landsknechte waghalsige Genossen genug, die um Beute und guten Lohn ihre Haut wagten, gegen wen es immer galt.

So hatte der hansische Schiffer einen schweren Stand. Am gefährlichsten ward ihm wohl der alte Seelöwe Sören Norby, ein Name, bei dessen Klange auch jetzt noch jedes dänische Herz warm wird. Auf dem festen Wisborg, dicht über dem althansischen Stapelplatze Wisby, hauste er und sandte seine Kaper nach allen Rich-

tungen, „denn es war ihm für ſeine Geſundheit nötig, in den Kramkiſten der Lübecker zu wühlen und an ihren Gewürzballen zu riechen.“ Weder Liſt noch Gewalt hatte ihn ſeinem angeſtammten Herrn abwendig machen können, und erſt drei Jahre nach der Vertreibung Chriſtians gelang es ihn unſchädlich zu machen. Nach einem abenteuerlichen Zuge und harter Gefangenſchaft im Lande der Moskowiter fand er im Heere Karls V. 1530 vor Florenz einen ehrlichen Soldatentod. Trotz all des Rauhen und Wilden, das dieſer derben Seemannsnatur anklebte, kann man ihr noch heute die Teilnahme nicht verſagen.

Eine andere Geſtalt, die uns aus dieſen Kämpfen entgegentritt, iſt der junge Klaus Kniphof, den der König an die Spitze ſeines Geſchwaders geſtellt hatte. Er ſollte die „Gallion“, das Hauptſchiff, einen gewaltigen Viermaſter, den „Bartum“, den „fliegenden Geiſt“ und eine kleine Jacht, den „weißen Schwan“, in den Kampf führen, nach Bedürfnis ehrliche Landsknechte anwerben, Kapitäne, Schiffer und andere Offiziere ernennen und alle Schiffe, Schlöſſer, Städte und Lande, die ihm Gott als gute Priſen verliehen werde, wohl verwalten oder von tauglichen Perſonen regieren laſſen.

Demgemäß ließ Kniphof die Werbetromuel rühren, eine Menge kriegskundiger und ſeegewohnter Leute, ein Volkslied ſpricht von 1000 Mann, Abenteurer und Glücksritter aller Art fanden ſich zu ihm, darunter Edelleute wie Simon Gans von Puttlitz, Jürgen von Sidow, Benedikt von Alefeld, um unter ſeiner Fahne Reichtümer zu gewinnen.

Klaus Kniphof, als guter Leute Kind in Kopenhagen geboren, war ein Mann von 25 Jahren, groß und ſchön, ritterlichen Anſehens, kräftig gewandten Körpers und ungewöhnlich begabten Geiſtes, voll edler Sitte und feiner Lebensart. Sein raſches Aufſteigen im Kriegsdienſt hatte ſeinen Ehrgeiz erweckt, des Königs Auftrag, die Macht der Hanſaſtädte zu vernichten und Norwegen zu erobern, im Verein mit ſeinen hochfliegenden Plänen und ſeiner unbedingten Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, in dem er nur einen Unglücklichen ſah, ließ ihn die Grenze zwiſchen dem ehrlichen Kriege und der Räuberei bald verkennen und überſchreiten. So kam es, daß der kühne Jüngling, der zu edlerem Berufe beſtimmt ſchien, durch Ehrgeiz und Ruhmſucht geblendet, ſo ſchnell die Ehrenbahn des Kriegers verließ und zum Freibeuter herabſank; aber ſicherlich nicht ohne Mitſchuld eines ſeiner Genoſſen, des roten Klaus Rode, der vollſtändig ſein Vertrauen gewonnen hatte und zunächſt unter

ihm befehligte. Erst von der Zeit an, als dieser Mensch, dessen tyrannische Bosheit und Grausamkeit die Volkslieder jener Tage verwünschen, zu ihm gestoßen war, begannen die Frevel und Verbrechen, die man Kniphof selber nachsagte. Die Hansastädte führten am Hofe zu Brüssel Klage gegen den Piraten, der ohne offene Kriegserklärung den Kampf gegen die hansischen Schiffe begonnen. Christian stellte in Abrede, Kniphof zur Seeräuberei vermächtigt zu haben, Margarete erklärte ihn in einem Schreiben an die Städte für einen Piraten und forderte sie auf, ihm und seinen Gesellen, wo sie derselben habhaft würden, der Seeräuber Recht und Gericht widerfahren zu lassen. Als den Freibeutern die seeländischen Häfen und Gewässer verboten waren, gingen sie in die Nordsee, um dort ohne Schonung und Rücksicht ihr Gewerbe zu treiben.

Der Hamburger Zug wider Kniphof. 1525.

Die Notwendigkeit, den eigenen Handel zu schützen, brachte die Hamburger endlich dahin, eine Flotte von 4 Kraffeln auszurüsten. Das waren zweimastige Seeschiffe von mäßiger Größe, etwa wie eine Brigg oder ein Schoner, weit geringer als die Gallion Kniphofs. Die Schiffe gingen gegen Pfingsten 1525 in See, kreuzten die lange Sommerszeit in den Gewässern der norwegischen Küste und suchten den sauberen Gast mit allem Fleiße, konnten ihn aber nicht finden und kehrten unverrichteter Sache gegen den Herbst auf die Elbe und an die Stadt zurück. Das behagte dem Rat übel, denn es sah fast aus wie ein Schimpf für der Hamburger guten Willen und Tapferkeit. Darum ließ er erkunden, wo Kniphof anjetzt zu suchen und zu finden wäre, und gab den Schiffen Befehl, sich alleweil segelfertig zu halten. Schiffspatrone und alles Volk waren das wohl zufrieden, nur zwei Hauptleute wollten nicht wieder mit, darum gab der Rat ihnen den Abschied und setzte Asmus Stolte und Kord Blome an ihre Stelle. Auch vermehrte er die Flotte noch um zwei Bojer, kleine einmastige Seeschiffe, welche Hans Lüders und Jakob Block kommandierten. Kurz darauf erhielt er die sichere Zeitung, daß Klaus in der Osterems liege, unweit des Meerbusens Dollart bei Ostfriesland. Obwohl es nun um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche war, wo schwere Stürme in den nordischen Meeren zu toben pflegen, so beschloß der Rat dennoch, die Flotte auslaufen zu lassen. Denn es galt ein großes und gutes Werk zu verrichten und die Ehre der

Stadt Hamburg vor aller Welt zu behaupten. Darum ließ er sogleich die Trommeln rühren, daß jeder eilends zu Schiffe stieg, und am 3. Oktober segelte die Flotte in Gottes Namen bei frischem Ostwind seewärts dem Kampfe mit Stürmen und Feinden entgegen.

Als nun die Hamburger nach der Insel Neuwerk kamen, ward ihnen dort die Zeitung bestätigt, daß Kniphof in der Osterems liege; da setzten sie noch mehr Segel bei und kamen am 6. Oktober in den Meeresarm, den man die Grete nennt, bei Gretsyl. Da warfen sie vorerst Anker, und die Schiffspatrone und Hauptleute kamen zusammen, um Kriegsrat zu halten, wie Kniphof am besten anzugreifen sei. Und weil jeder der tapferen Männer die Ehre des schwersten Kampfes für sich begehrte, so warfen sie das Los darüber, wer die Gallion angreifen und erstürmen sollte. Und Ditmar Kohl traf es; der sollte mit seiner Kraffel dem riesigen Hauptschiff des Feindes an Bord legen, um es zu entern, und Simon Parseval, der Admiral, und die zwei kleinen Bojer sollten ihm zur Hilfe bereit sein, während Klaus Hasse den „fliegenden Geist" und Dirk von Minden den „Bartum" nehmen sollte. Noch desselben Tages legten sie sich so nahe an Kniphofs Schiffe, daß sie sich einander wohl sehen, aber mit Geschützen nicht bestreichen konnten.

Als nun Klaus Kniphof die Hamburger Schiffe gewahrte, da rief er sein Volk zusammen, um zu beraten, ob es thunlich sei, davon zu segeln und dem Kampfe auszuweichen. Als er sich mit seinem Volke so besprach, da antwortete dasselbe: er möchte nur liegen bleiben und die Hamburger Landratten nur herankommen lassen, sie wollten ihrer wohl mächtig werden, die Hamburger wären doch nur Apfelschützen, derentwegen sie unverzagt seien; wenn sie den Streit nicht annähmen, so würde die Kunde vor Fürsten und Herren kommen, daß sie vor Apfelschützen geflohen wären; solche Schande könnten und möchten sie nicht leiden; sie wollten sich wehren und die kleinen Kraffeln und Bojer mit den Kartaunen und Serpentinen der Gallion leichtlich in den Grund schießen.

Als Kniphof diese mannhafte Antwort seines Volkes vernahm, ward er froh und sprach: „Hei frisch, ihr lieben Gesellen! wir wollen Preis und Ehre gewinnen! Da liegen güldene Berge, die sollen unser sein! Jeder Büchsenschütz und Konstabler lade und schieße aber Büchse und Geschütz nur auf die Kraffeln ab und nicht auf die Bojer, bei Leib und Gut, damit wir unser Kraut und Lot nicht unnütz verschießen!" Daß er somit verbot auf die Bojer zu schießen, das hat ihm nachmals großen Schaden gethan.

Hierauf war Kniphof bedacht den Hamburgern kund zu thun, daß er den Kampf mit ihnen annehme, und sie zu grüßen, wie gute Kriegsleute achtbare Feinde mit Ehren zu grüßen pflegen. Er steckte also auf seinen Schiffen die Fähnlein auf und ließ sie fliegen. Dazu ließ er aus den größten Stücken seiner Geschütze drei Schüsse thun, den Hamburgern zu Ehren und um sie willkommen zu heißen. Solchen Kriegsgruß erwiderten die Hamburger und feuerten auch aus ihren größten Stücken drei Schüsse. Dabei ist es am 6. Oktober geblieben. Und als es dunkelte und die Nacht das weite Meer bedeckte, da lagen die beiden Flotten so friedlich und still einander gegenüber, als wenn sie nimmer morgen auf Tod und Leben kämpfen wollten, und das Volk aß und trank und war guter Dinge und ging schlafen und freute sich auf den Morgen wie auf einen Ehrentag.

Aber Klaus Kniphof dachte nicht an Schlaf; alles zu seiner Rettung versuchend, schickte er mit einbrechender Nacht heimlich seinen Schiffsschreiber mit einem Boote ans Land, damit er noch Volk anwerbe und auf die Schiffe brächte. Der Schreiber war eifrig im Dienste seines Herrn und brachte in der Nacht zusammen, wen er antraf und halbwegs bereit fand; einige holte er aus den Betten, Fischersleute und Bauern, die an dortiger Meeresküste insgesamt der Seefahrt wohl kundig, denen versprach er schöne Dinge und verhieß ihnen reiche Beute, wenn sie nur einige Stunden helfen wollten. Sie ließen sich bereden und gingen mit zu Schiffe und gedachten nicht länger dort zu weilen, als zum Verzehren eines Herings gehört, und bald genug mit Geld und Gut beladen wieder daheim am warmen Ofen zu sitzen. Der Morgen des 7. Oktobers brach an, und jeder verlangte danach, wie der Tag enden werde. Klaus Kniphof, der gewöhnlich einen herrenmäßigen Anzug trug, kleidete sich ganz unscheinbar, zog ein weißes Hemd an, dazu ein blaues Wams und eben solche Hosen. Die Hamburger ließen ihrem Volke einen „zarten" Morgentrunk vorsetzen, Warmbier mit Schießpulver darin, gut durcheinander gerührt; mit solchem Trunk im Leibe konnten die Männer des Tages Arbeit schon tragen. Die Hauptleute redeten ihr Kriegsvolk an und sprachen: „Ihr Hamburger, gute Gesellen, heut nehmt euch zusammen und habt der Feinde acht! Wenn ihr euch von ihnen bezwingen laßt, so wisset ihr, daß es euch Leib und Leben kostet; das vergeßt nicht und schaffet, daß ihr es euren starken Vorfahren gleich thut, die alle Freibeuter aus der See holten; gedenket des tapfern Simon von Utrecht und seiner Mannen, wie sie einst den Störtebeker bezwangen,

und zeiget euch wert, ihre Nachkommen zu ſein, auf daß die ehrenreiche Stadt Hamburg bei ihrem alten Ruhm und Preiſe bleibe! Daran gedenket ihr alle!"

Die Hamburger hatten Glück. Zuerſt ward der „fliegende Geiſt" genommen und deſſen Schiffs- und Kriegsleute in den Schiffsraum geſperrt, ſo viele ihrer nicht im Streit gefallen oder über Bord geworfen waren, ſodann die Gallion mit Sturmleitern und Enterhaken erklommen. Unter den Tritten der kämpfenden Männer erbebte das Schiff, hin und her wälzten ſich die Haufen in mörderiſchem Streite. Unter Kniphofs Leuten waren viele wilde Geſellen, landflüchtige Friedensbrecher, Geächtete, die ihr Leben teuer verkauften. Die Bootsleute, die auf die Gallion gekommen, richteten mit ihren kurzen Handbeilen ein furchtbares Blutbad an; ſie gönnten keinem das Leben, ließen ihre Beile herumtanzen, wo noch ein feindlicher Mann zu ſehen war, ſtiegen ſelbſt in die Maſtkörbe und das Tauwerk, die Flüchtigen verfolgend, bis zum Schiffsraum hinunter. Die Kriegsleute dagegen gaben Pardon allen, die darum baten, und machten alſo Gefangene, die dann eingeſchloſſen wurden. So waren die Hamburger Meiſter der Gallion. Von Kniphofs Geſellen lagen die beſten in ihrem Blute am Boden oder trieben als zerhauene Leichen auf den Meereswogen. Herrn Benedikt von Ahlefeld war gleich anfangs der Hirnſchädel hinweggeſchoſſen; ein anderer vornehmer Anführer, ein früherer Bürgermeiſter von Kopenhagen, und ſeine Geſellen waren wie tolle Hunde erſchlagen. Einen Mann mit roten Haren, den die Bootsleute für den grauſamen Klaus Rode hielten, zerhieben ſie mit ihren Beilen in kleine Stücke, wie man das Fleiſch zerhackt zum Grapenbraten.

Als Kniphof ſeines Genoſſen grauſiges Ende geſehen, da ward er inne, welch ingrimmig Volk die Hamburger Bootsleute wären; von ihren Beilen zerhauen zu werden dünkte ihn widerwärtiger als ehrliche Kriegsgefangenſchaft, auf die er hoffte, wenn er ſich freiwillig ſtellte. Noch einen Blick that er über den Kampfplatz, ob ſich keine Möglichkeit der Rettung zeige; da er alles verloren ſah, brauchte er noch einmal ſein gutes Schwert, um ſich durch die Bootsleute eine Bahn zu den Kriegsleuten zu erfechten, denen er ſich ergeben wollte. Da ihm dies mit Mühe gelungen war und er einen graubärtigen Rottmeiſter ſah, ſprach er zu ihm: „Nimm mich gefangen, lieber Kriegsmann!" Der fragte dagegen: „Wer biſt du? Wie iſt dein Name?" Indem merkte Kniphof, daß die Bootsleute mit blutigen Beilen ihn überall ſuchten, um ihn zu vierteilen, und bat noch dringender: „O lieber Krieger, ich bin

Klaus Kniphof, der Hauptmann der Schiffe; schone meines jungen Lebens und verhehle mich vor den Bootsleuten!“ Und der alte Kriegsmann nahm ihn als Gefangenen in seinen Schutz und nannte ihn laut vor allem Volk „Hinrik Moller“, damit er unerkannt bleibe, und stieß die Bootsleute zurück und deckte ihn vor ihren Beilen und führte ihn aus der Gallion in Ditmar Kohls Schiff hinüber, und Kniphof hatte ihm sein Schwert überliefert und dazu einen goldenen Fingerring geschenkt zum Lohn, daß er ihn vor den Bootsleuten geschützt. Als Ditmar Kohl seiner ansichtig ward, erkannte er ihn sogleich, aber er schwieg und brachte ihn aus dem Wege, denn sein Hauptmann Kord Blome und die Bootsleute rannten umher und schlugen alle tot, auf die sie stießen; insonderheit schrieen sie nach Kniphof, wo der stecke, sie wollten ihm seinen Lohn geben und ihn in Stücke zerhauen.

Das ernsthafte Spiel hatte wohl an die acht Stunden gedauert, von morgens 8 Uhr bis nachmittags gegen 4 Uhr. Kniphof war es dabei sonderbarlich ergangen. Die Kugeln hatten ihm seine Kleider am Leibe durchlöchert und sogar sein Hemde zerrissen, in so dichtem Kugelregen hatte er gefochten, und doch war er unversehrt und unverwundet! Er blieb in Ditmars Schiff, obschon der Admiral ihn bei sich haben wollte, aber Ditmar verwahrte ihn als seinen Gefangenen und behandelte ihn freundlich und mild, wie es dem Sieger wohl ansteht.

Danach als auch der „Schwan“ genommen war, ließen die Hamburger ihre Fähnlein fliegen, löseten alle Geschütze und riefen Viktoria zur Ehre Gottes des Allmächtigen, der den Sieg in ihre Hand gegeben. Am Ufer bei Gretsyl aber standen viele Menschen; die hatten von früh morgens an dem Treffen zugesehen, und weil einige der Ihrigen dabei waren, so trauerten und wehklagten sie sehr, als sie die Hamburger siegen sahen, um das Schicksal ihrer Freunde. Auch Herr Edzardus, Graf von Ostfriesland, war am Ufer und sah dem Kampfe zu. Den hatte Kniphof noch zwei Tage früher am Lande heimgesucht und ihn gebeten, sein acht zu geben, wenn etwa die Hamburger kämen, um zu gewahren, wie kurz und gut er mit ihnen umspringen werde. Da der Graf nunmehr seine Niederlage erfuhr, rief er überlaut: „Daß dich der Teufel hole! keine zwei Tage konntest du dich halten, der du dich doch zuvor berühmtest, du wolltest in zwei Stunden, kurz und gut, mit den Hamburgern fertig werden.“

Anderen Tages wehte ein großer Sturm aus Nordwesten; die Hamburger konnten weder an ihre Heimfahrt denken, noch ans Land

fahren, die Toten zu begraben. Da machten sie es kurz und gut und warfen sie über Bord ins Meer. Dann verteilten sie ihre Gefangenen; wenn irgendwo der Raum zu enge war, schlugen die Bootsleute tot und warfen über Bord, was zu viel war. Danach gingen sie mit den vier genommenen Schiffen mit aller Ladung und 162 Gefangenen unter Segel. Ihnen voraus flog die Kunde von dem Siege nach Hamburg. Der Rat schickte zwei seiner Mitglieder ihnen entgegen, um sie willkommen zu heißen. Da sie in Ditmars Schiff kamen, traten sie in die Kajüte und ließen Kniphof vor sich bringen. Sie redeten ihn freundlich an und sagten: „Willkommen Klaus!“ und hießen ihn sich setzen. Er antwortete: „Freilich, ihr Herren, ihr möget billig mich willkommen heißen, so wie ihr mich jetzt seht.“ Danach setzten sie ihm einen Trunk Weins vor in einem goldenen Pokal, der war des Kniphofs Eigen gewesen, und sagten: „Trinket aus eurem Becher, Klaus!“ Er antwortete: „Es ist nicht mehr mein Becher; er gehört den guten Gesellen, die ihr Leben daran gewagt haben, mich mit Hab und Gut zu gewinnen, und, liebe Herren, das möget ihr wissen, ich hatte nicht geglaubt, daß solche Männer in solch grauen Wämsern stecken! Sie fielen zu mir ins Schiff, nicht wie Menschen, sondern wie die leibhaftigen Teufel!“

Am 22. Oktober wurden die Gefangenen in Hamburg ausgeschifft; die Zunftgenossen und anderen Bürger, allesamt in Waffen, bildeten bis zum Rathause zwei Reihen, durch die der Zug ging. Trommler und Pfeifer und fünf Fähnlein Kriegsknechte zogen voran, dann ging Klaus Kniphof zwischen den vornehmsten seiner Mitgefangenen, den beiden Edelleuten, Simon Gans von Puttlitz und Jürgen von Sidow. Dann kam das geringere Volk seiner Gesellen, paarweise oder zu dreien; ein langes, starkes Tau lief die ganze Reihe der Gefangenen entlang, daran waren sie geschnürt. Die Verwundeten gingen nicht mit, die wurden zu Schiff bis zum Rathause gebracht und daselbst in die Reihe gestellt. Kniphof brachte man auf den höchsten Boden eines Turmes, weil er das Haupt der Freibeuter gewesen war; ein Stockwerk niedriger sperrte man die beiden Edelleute ein und zu unterst die Gemeinen, so viele ihrer dort Platz fanden. Die sämtlichen Fähnlein, die im Seetreffen erbeutet waren, brachte man mit klingendem Spiele und unter Rührung der Trommeln in die Domkirche und hängte sie über dem Predigtstuhle auf als Siegeszeichen und zum rühmlichen Gedächtnis an Ditmar Kohl und seine tapferen Kampfgenossen. Dann ward den tapferen Kriegsleuten wie ihren Anführern der Sold ausgezahlt; sie behielten die selbstgewonnene Beute und bekamen noch dazu als

Belohnung den Wert eines der eroberten Raubschiffe, 2720 Pfund Pfennige oder Thaler.

Auf dem Grasbrook wurden seit uralten Zeiten angesichts des freien Elbstroms die Seeräuber enthauptet, dann die Köpfe auf hohe Pfähle gesteckt, die den Schiffern schon von weitem als Denk- und Warnungszeichen galten. Dorthin ging auch Kniphof seinen Weg trotz aller Verwendungen des Grafen von Ostfriesland, des Königs Christian und seines eignen Stiefvaters, des Bürgermeisters von Malmoe; er ward am 30. Oktober ganz allein hinausgeführt, dies hatte er sich als eine Gnade erbeten, damit es ihm nicht das Herz breche, wenn er etwa die Verwünschungen seiner Genossen vernehmen müsse. Unverzagt und frisch schritt er zwischen den Bütteln und Kriegsknechten durch die Straßen, und in seinem Angesicht sah man kein Zeichen von Todesfurcht und Bangen. Und wer ihn dahin gehen sah, den jammerte es, und manch mitleidig Herz, absonderlich bei den Frauen, konnte sich der Thränen nicht erwehren über das schreckliche Ende des jungen, schönen, ritterlichen Hauptmanns. Auf St. Katharinenkirchhof stand schon der Geistliche, der erteilte ihm hier vor allem Volk, das betend niederfiel, die Absolution und reichte ihm das Sakrament der Versöhnung. Und als Kniphof sich von den Knieen erhob und weiter schritt, sprach er allen vernehmbar: „Herr Jesu Christe, der du dein Blut auch für mich vergossen, erbarme dich meiner und sei mir gnädig!“ Auf der Stelle, wo 123 Jahre früher Klaus Störtebecker und seine Gesellen den Tod erlitten, kniete er nieder und empfing mit gefalteten Händen den Schwertstreich, der sein Haupt vom Rumpfe trennte.

Neben solchen Gestalten, deren Treue und kühner Mut das Harte und Wilde in Leben und Thaten fast vergessen macht, fehlte es auch nicht an gemeinen Raubgesellen, welche die günstige Gelegenheit benutzten, ihr blutiges Gewerbe um so sicherer und ungescheuter zu treiben. Christian II. hat seine Hände nicht rein von ihnen gehalten; ihm lag daran, seinen Feinden zu schaden, und jedes Mittel erschien ihm dazu recht. So haben Männer wie Klaus Rode und Marten Pechlin aus Fehmarn, blutbedeckte Seeräubergestalten, wie sie nur je die deutschen Meere gesehen, nicht weniger die Unterstützung des Königs genossen und in seinem Namen gefochten, als jene Männer, die von edleren Beweggründen in den Kampf für ihren alten Landesherrn getrieben wurden. Gegen sie wandte sich denn auch ganz besonders der Haß der Hansen.

Marten Pechlin, der Schrecken des friedlichen Schiffers und Kaufmanns, hatte in der Ost- und Nordsee gehaust, an einem ein-

zigen Tage zwölf Schiffe genommen und hundert und fünf Mann ohne Gnade über Bord geworfen. Vergebens waren hansische Kriegsschiffe gegen ihn ausgesandt. Da ereilte ihn sein Geschick an der Südwestküste Norwegens, die, klippen-, insel- und buchtenreich, bequeme Schlupfwinkel gewährte und deren Bevölkerung teils aus Neigung, teils aus Furcht den Raub- und Kaperschiffen Vorschub mancherlei Art leistete. Einfache hansische Schiffer unter der Führung des alten Karsten Thode bereiteten ihm in ehrlichem Kampfe ein Ende, das noch allzu günstig war für einen Mann, auf dessen Kopf das Beil des Henkers wartete.

Einer jener „Gesellen von Bergen", die mit auf dem Schiffe Thodes waren, in unserer Sprache zu reden ein deutscher Handlungskommis von Bergen, Gerd Korffmaker, hat in dem schönen Niederdeutsch seiner Zeit von der mannhaften That einen ebenso schlichten wie anschaulichen Bericht niedergeschrieben, der uns in der Chronik seines Landsmanns Hans Reckemann erhalten ist.

Die Lübecker Bergenfahrer und der Seeräuber Marten Pechlin. 1526.

„Im Jahre 1526 hat es sich begeben, daß drei Schiffe von Bergen ausliefen auf St. Michaelistag (29. Sept.). Die Schiffer hießen, der eine Kasten Thode der Alte, der andere Klaus Went aus Wismar, der dritte Michel Kern aus Rostock. Alle drei hatten vor der Trave gefrachtet und miteinander verabredet, sie wollten beisammen bleiben; falls sie voneinander kämen, sollte ein jeder des Nachts eine „Leuchte" aushängen, daran sollte man erkennen, daß sie eines Volkes wären. Guter Wind führte sie bis in das Skager-Rack; sie passierten das Kap Skagen so nahe, daß sie die alte Kirche von Skagen sehen konnten. Da bekamen sie einen Sturm unter die Augen, daß sie aus einander kamen und der eine von dem andern nichts wußte. Vier Tage und vier Nächte kreuzten sie zwischen Norwegen und Jütland umher. Als nun die fünfte Nacht kam, zwei Stunden vor Tagesanbruch, da ward Kasten Thode ein Schiff gewahr, welches auf das leuchtende Signal antwortete. Es war Klaus Went; beide liefen zusammen, bis es Tag ward. Da kamen sie überein in einen norwegischen Hafen einzulaufen, der hinter der Insel Hellöe liegt. Als sie nun anlangten, gewahrten sie hinter einer Klippe einen Stangenkreyer liegen d. h. ein dreimastiges Schiff ohne Stangen. Da sagte der eine zum andern: „Dar lycht eyn schyp, scholde dat ock wol eyn deeff wesen, wente dat is ene devehave, dar he lycht." („Da liegt ein Schiff,

sollte das auch wohl ein Dieb sein, denn das ist ein Diebeshafen, worin er liegt.") „Wat, neen, it mach wol eyn Schotte wesen, de dar holt geladen hefft", („Was! nein, es mag wol ein Schotte sein, der dort Holz geladen hat") lautete die Antwort. Gegen Abend legten sich beide in den kleinen Hafen Hiltunge, und Thode sandte ein großes Boot, einen Esping, an Land und fragte einen Bauern, was das für ein Schiff wäre, das bei Risöe liege. Da sagte der Bauer, es wäre ein Räuber und hätte viel Volk an Bord.

Am folgenden Tage (1. Nov.) um Mittag kamen zwei junge Norweger an Klaus Wents Schiff und boten zwei Hühner zum Verkauf an, aber so teuer, daß man sie nicht kaufen wollte. Als nun der alte Thode in der Kajüte bei der Mahlzeit saß, hörte er die fremden Leute und fragte, was für Volk da draußen wäre. Sie antworteten: „Da sind zwei Jungen, die haben zwei Hühner, die wollen sie verkaufen." Da sagte Thode: „Die laßt hierher kommen, das sind Verräter, die wollen erspähen, wie stark wir sind und was wir an Geschütz haben."

Alsbald wurden sie ergriffen, und da sie nicht gestehen wollten, mit Fußeisen bedroht. Da gestand denn der ältere, daß sie zum Spähen gekommen seien. Auf die Frage, was für ein Hauptmann auf dem Schiffe wäre, wußte er nicht zu antworten, doch sagte er aus, die Seeräuber seien dabei beschäftigt ein hohes Oberverdeck zu bauen, denn sie wollten entern.

Der kleine Junge blieb standhaft und sagte, er sei nicht zum Spähen gekommen, sondern diene einem Bauern; wolle man ihm das nicht glauben, so möge man mit ihm nach dem Bauernhofe fahren und sich davon überzeugen.

So ward denn der größere in Fußfesseln geschlagen, beide Espinge und das Boot der beiden Norweger bemannt und mit Hakenbüchsen und Feuerrohren gerüstet; sie wollten mit dem Jungen nach dem Bauernhofe fahren, um zu erkunden, ob er recht hätte oder nicht. Unterwegs sagte er: „Wollt ihr an das Räuberschiff, so will ich euch wohl dabei bringen; sie sind nicht stark, ihr nehmt sie wohl mit diesen drei Booten." Die Hansen aber merkten die Hinterlist und gaben ihm zur Antwort, das habe ihn wohl ein Räuber gelehrt; er solle sie nach dem Bauernhof bringen, wo er diene, wie er gesagt habe.

Fünf Mann mit Hakenbüchsen blieben bei den Espingen zurück mit dem Befehle zu schießen, wenn sie schnelle Hilfe haben wollten, die anderen näherten sich dem Gehöft. Aus der Stube tönte lauter Rumor heraus, und sie meinten, es sei ein Haufen Seeräuber drinnen,

denn das Seeräuberſchiff lag ſo nahe, daß man die Maſte über die Klippen ſehen konnte. Deswegen umzingelte man das Haus mit Rohren und Haken. Da war nun ein Matroſe, der hieß Peter und war ein nordiſcher Seemann und früher Vogt auf dem Lande geweſen. Derſelbe hatte eine ſtählerne Armbruſt, den Pfeil vor der Sehne, ſo ſtieß er mit der Hand die Thür auf und trat hinein. Da war aber niemand drinnen denn ein Haufen Bauern, die ſaßen und tranken, als ihre Weiſe iſt an allen Feſttagen. „Sieh, Peter", riefen ſie auf nordiſch; „wo kommt ihr her, daß ihr ſo auf uns einfallt mit geſpanntem Bogen?" „Das bringt die Zeit wohl mit ſich", antwortete er. Da kam der Wirt von dem Hofe zu ihnen hinaus und wunderte ſich über die vielen Leute und fragte, wen ſie ſuchten. Die Hanſen antworteten, der Junge habe ihnen geſagt, er diene auf dem Hofe, darüber wollten ſie die Wahrheit wiſſen; auch hätten ſie gemeint, er habe andere Gäſte bei ſich, als ſie nun ſähen. Da der Bauer ſagte, das wäre ſein Junge, ließen ſie denſelben laufen. Der Bauer aber ſchenkte ein und begann Bänke zurecht zu machen, damit die Hanſen ſitzen und trinken möchten; er gedachte ſie zu verraten und um ihren Hals zu bringen.

Wie ſie nun wieder auf dem Wege zum Strande waren, geſellte ſich ein fremder Bootsmann zu ihnen, der mit andern im Hauſe des Bauern wohnte. Der ſprach zu den Hanſen, er wolle ihnen etwas mitteilen, wenn ſie ihn nicht verrieten, denn würden die Bauern gewahr, daß er mit ihnen rede, ſo komme er um den Hals. Er gehöre zur Beſatzung jenes großen Holkes, den ſie zwiſchen dem Bauernhofe und ihren Eſpingen geſehen; denſelben hätten die Seeräuber gekapert und, leck geſchlagen, an den Strand geſetzt. Wenn niedriges Waſſer wäre, liege der große Dreimaſter trocken, ſtiege es, ſo laufe er voll. Der Schiffer gehörte nach Tönsberg bei Chriſtiania zu Hauſe, hatte ſeine Mannſchaft zurückgelaſſen und einen Vertrag mit dem Seeräuberhauptmann gemacht, wonach er hundert Goldgulden als Löſegeld für ſein Schiff bringen ſolle. Dies zu holen war er auf dem Wege, und die Räuber warteten auf ſeine Heimkehr. Er hatte geſehen, wie die Seeräuber ein großes Boot mit Hakenbüchſen und Feldſchlangen ausgerüſtet hätten, um ein Schiff zu verfolgen, das bei Sellöe angelegt. Es war Michel der Roſtocker, der des Morgens vorübergekommen. Der Bootsmann bat ſie, eiligſt zu ihren Schiffen zurückzukehren, denn an Bord des Piraten ſeien achtzig Mann; wenn das Boot zurück käme und ſie treffe, würden ſie den Hals und die Schiffe dazu verlieren. Der große Junge, den ſie gefangen, ſei ihr Küchenjunge, den hätten die Seeräuber mit dem Bauernjungen zum Spähen gezwungen.

Da dankten wir dem Bootsmann und eilten, daß wir wieder zu unseren Schiffen kamen. Sobald wir an Bord waren, kam des Räubers Boot von Sellöe und fuhr an unserem Hafen vorüber wieder nach seinem Schiffe. Da holten wir einen Haufen Steine in beide Schiffe und wanden die Marsen (Mastkörbe) voll Steine. Seine Schießwaffe legte ein jeder sich zur Seite; zwei starke Taue schlugen wir ineinander, denn damit wollten wir, wenn es vonnöten, beide Schiffe aneinander holen, daß einer dem andern zu Hilfe kommen könne, wenn der Seeräuber an Bord käme.

Des Abends kamen die Hauptleute zu Boot vor den Hafen auf eine Klippe und schauten sich unsere Schiffe an, wo und wie sie am besten herankommen könnten, und fuhren dann wieder hin. Des Nachts hielten wir starke Wacht. Als es Tag ward, kam so ein großer Haufen Raben daher, wo der Dieb lag, setzte sich auf unsere Schiffe und bei den Schiffen auf die Klippen und kratzte das Moos auf den Klippen mit Schnabel und Krallen, daß einen davor grauen mochte. (Der Erzähler hielt sie für Teufel.)

Das war des Sonnabends nach Allerheiligen (3. November), und unsere Leute fuhren aus beiden Schiffen ans Land, hieben beide Espinge voll Holz und zündeten Feuer an; ein Teil wusch seine Hemden. So war da ein Geselle — und dieser Geselle ist niemand anders als der Erzähler — der ging spazieren oben auf den Klippen und rief von oben herunter: „Da kommt ein Schiff und eine Schute, segeln des Wegs daher, wo der Dieb liegt!“ Sobald das der alte Thode hörte, blies er in seine Pfeife, daß das Volk hastig zu Schiffe kam und beide Schiffe zusammenhalte. Wir hatten unsere Dinge klar (zum Gefecht), und als jener vor den Hafen kam, ließ er auf uns zudrehen. Da sagte der alte Thode: „In der Schute, die vor ihm läuft, wird er Feuer mitbringen. Rasch bemannt die Espinge, damit ihr dem Feuer, wenn er es ansteckt, unter Augen rudert und es abzieht.“ Und dem geschah also. Da steckte jener sofort die Schute an und ließ sie an uns herantreiben. Alsbald ruderte unser Volk dem Feuer unter Augen und wollte es schräge vorbeisteuern. Da aber hatte der Dieb ein großes Boot bemannt und jagte unserm Volke entgegen, daß es das Feuer verlassen mußte und sich mit den Espingen vor unsere Taue legte, um das Feuer mit Spießen abzuschieben, wenn es herankäme. Als nun das Feuer so nahe kam, daß wir es mit der Feldschlange ablangen konnten, schossen wir da einmal durch, daß die Flammen in die Luft stoben; da warfen sich rasch drei Kerle in ein kleines Boot und ließen die Schute treiben. Da gab Gott Gnade, daß das Segel Feuer fing und die Schute quer

vor uns vorübertrieb. Da ließ der Dieb einen Anker fallen, knüpfte reichlich Taue aneinander und ſegelte, ſo weit ſie reichten, in der Meinung, wenn es ihm nicht glückte, ſo wollte er ſich daran gegen den Wind wieder heranholen. Als er ſo unter Fockſegel ankam, hatte er das Geſchütz auf einer Seite und auf derſelben Seite eine Bruſtwehr von Tonnen gemacht auf der Kuhbrücke (d. h. Oberverdeck) und die Tonnen mit altem Gerät vollgeſtopft. Zwiſchen je zwei Tonnen war eine Hakenbüchſe aufgeſtellt und das meiſte Volk auf der Kuhbrücke. Da ſagte der alte Thode: „Kynder, vorsaget nycht und kryget uns endygen den bulsaen und latet ene flegen und de marsen rade in peeck, dat he se, dat he lude vor syck hefft, de syck dencken to weren!“ („Kinder, verzaget nicht, zieht ſchnell den Wimpel auf und laßt ihn fliegen! richtet die Raaen auf, daß er ſieht, er habe Leute vor ſich, die ſich zu wehren gedenken!“) Auch gebot er, daß ein jeder ſich mit Rohren, Haken und Feldſchlangen bereit halte, aber nicht eher Feuer gebe, als bis er in die Pfeife ſtoße; er wolle wohl ſehen, wenn es Zeit wäre. Wenn er pfeife, ſolle jeder ſein Beſtes thun und mitten in den Haufen auf der Kuhbrücke zielen. Als nun der Dieb ſah, daß unſer Wimpel flatterte, da ließ er ſein Fähnlein auch fliegen und hatte geſagt: „Dar synt lude, de wyllen syck weren; wol an, unforsaget, wy moten dar lyke wol hen an.“ („Da ſind Leute, die wollen ſich wehren; wohlan, unverzagt! wir müſſen da gleichwohl heran!“) Alſo kam er quer angelaufen und lief Klaus Went an. Indes, ehe er hart an Bord kam, da ging Thodes Pfeife. Da ließen wir alle unſere Schüſſe losgehen, alle nach ſeiner Kuhbrücke auf den nackten Haufen, alſo daß die, welche nicht haſtig herunter kommen konnten, auf ihr liegen blieben. Wir aber eilten zumeiſt aus Thodes Schiff Klaus Went zu Hilfe, und die Steine flogen dicht aus den Marſen, alſo daß ſie ihr Fockſegel nicht ſtreichen konnten. Da gab Gott, daß ſich ſein Schiff verkehrt umlegte, daß all ſein Geſchütz von uns ab nach den Klippen gedreht und die Bruſtwehr aus den Tonnen ihm auch nicht zu Nutze ward. So lief er daher, daß ſein Ausleger (eine vorſtehende Stange am Vorderteil des Schiffes) auf Klaus Wents Bord zu liegen und ſein Bugſpriet in deſſen Fockfakelage zu ſtehen kam. Da liefen zwei Bootsleute von den unſeren in die Fockfakelage und hieben ihm die Taue vom Bugſpriet, die auf Wents Schiff fielen und doch feſt in des Räubers Schiffe ſaßen. Dieſelben faßten wir und holten ſie feſt an, ſo daß er quer lag und nicht vor- noch rückwärts kommen konnte. Da bedienten wir ihn mit Schüſſen längs über das Schiff und mit Steinen aus den

Marsen, daß er wohl bessere Tage gesehen hatte. Der Hauptmann stand hinten bei dem Nachthäuschen (Kompaßhäuschen) und hatte ein Rappier in der Hand und trieb sein Volk an, daß sie uns entern sollten. Und in großer Wut stand er da und riß den Mund auf und steckte die Zunge aus und verzerrte die Lippen. Es war da ein Geselle, der wurde das gewahr (d. h. der Erzähler) und konnte wohl mit dem Rohre schießen und schoß den Hauptmann, daß er die Beine in die Luft streckte und sofort tot war. Da mit der Zeit wurden sie zaghaft, und wir bekamen Mut. So war da in des Räubers Schiff einer, der stand vorne im Bug und schoß uns aus demselben wohl acht Mann ab und traf den alten Thode durch den Arm. Da ward Thodes Koch gewahr, daß die Schüsse aus dem Vorderbuge kamen, und lief zu dem Gesellen, der den Hauptmann erschossen hatte, und sagte, daß der Schade aus dem Vorderbuge käme. Derselbe Geselle ging herzu und schoß den im Buge, der unser Volk so geschossen hatte, durch den Kopf. Da ward es besser, daß wir nicht mehr so viel Volk verloren. Indessen begann es an Steinen zu fehlen; da machten wir uns daran und zerbrachen den Herd in Klaus Wents Schiff, wanden die Steine in die Marsen und warfen damit. Da riefen sie, sie wollten sich ergeben.

Nun wollten wir zugleich auf die Räuber einfallen, machten die Taue, welche das Schiff hielten, etwas los und ließen es sich Bord an Bord zu uns legen. Wie wir einfallen wollten, da waren die Diebe unter dem Verdecke und kamen herangesprungen mit Halbspießen und stießen auf uns ein. Sie wollten uns überraschen, aber wir kamen wieder zu Schuß und hielten sie so warm, daß sie in das Boot zu flüchten begannen. Da fielen wir haufenweise bei ihnen ein und ließen Degen und Handbeil wanken (schwangen), also daß nicht mehr als sechs gefangen wurden. Etliche entkamen in ein Boot, von denen erschossen wir da noch einen mit ihrem eigenen Geschütz, aber die anderen kamen aus dem Hafen zu einer kleinen Jacht, die ruderte zu guter Zeit mit fünf Mann von ihnen ab. Die bestiegen sie zusammen und ließen das Boot mit dem toten Mann wieder zu uns in den Hafen treiben. Als wir nun meinten, daß wir es klar hätten, hörten wir, daß da noch Leute unter der Luke waren, und glaubten, es seien Räuber. Da saßen da zwei geschlossen und riefen: „Schonet, leven broder, wy synt arme fangen!“ („Schonet, liebe Brüder, wir sind arme Gefangene!“) Als wir zusahen, waren es Heinrich Stychane und der junge Köpke Tonagel aus Hamburg. Da halfen wir ihnen aus den Ketten und ließen sie hinaufgehen, damit sie sehen möchten, wie da verfahren war. Welch eine Freude ihnen

das war, mag ein jeder sich wohl denken; der Räuber hatte sie fünf Wochen gefangen gehalten. Sie sagten uns, der Schiffer hieße Marten Pechlin und sei aus Fehmarn gebürtig, der Hauptmann über die Knechte hieße Brun von Göttingen. Pechlin war Kapitän und auch Hauptmann. Und sie sagten uns auch, welch verzweifelte Kerle es wären und was für Böses sie während der fünf Wochen ihrer Gefangenschaft angerichtet hätten. Die sechs Gefangenen von ihnen hatten wir zwei Nächte mit uns; dann führten wir sie aus dem Hafen und warfen sie über Bord, ihre Toten wurden geplündert, aus dem Hafen geführt und ins Wasser geworfen. Wir aber hatten elf Mann verloren; von ihnen wurden zehn auf dem Kirchhofe zu Risöe begraben, der elfte war Claus Wents Steuermann, der lebte noch bis vor Wismar, da starb er. Und da wurden auch wohl zwanzig von den Unsrigen verwundet, aber alle wieder gesund. Von denen, die uns mit dem Boote entkamen, fing Michel nachher vier und warf sie über Bord. Die neun übrigen wurden zu Warberg in Halland ergriffen; da mußte der eine Henker werden, den andern acht wurden die Köpfe abgehauen. Wir aber nahmen die Güter und das beste Takelage, Taue, Anker und Segel, verbrannten das Schiff und teilten die Beute. Da waren nun allerlei Waren, von allerlei Getränke, Lebensmittel und Kirchensilber, so daß ein jeder Mann, die Toten sowohl als die Lebenden, siebzig Mark Lübisch zur Beute empfing. Auf St. Martens Abend (10. Nov.) liefen wir aus Hiltung und hatten noch nach der Zeit viel Stürme, aber Gott half, daß wir auf St. Kathrinen Abend (24. Nov.) vor der Trave ankamen. Und wir brachten Marten Pechlins Fahne nach Lübeck; die ward in der Marienkirche über dem Stuhle der Bergenfahrer aufgehangen. Unser aber waren einundneunzig, jung und alt, auf beiden Schiffen. — So gab Gott den beiden Kauffahrern Glück, daß sie den Sieg behielten. Des sei ihm Lob und Dank von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Der dies geschrieben hat, ist mit und dabei gewesen und weiß, daß es so in Wahrheit zugegangen ist."

Von Hans Reckemanns Hand ist dann noch hinzu gefügt: „Dies ist seine eigne Handschrift, wie vorgeschrieben. Sein Name ist geheißen Gerd Korffmaker; er wohnte in der Alfstraße zu Lübeck und war ein Bergenfahrer und starb an der Pest (1548), und dieser selbige Gerd Korffmaker schoß Marten Pechlin mit einem Rohre durch den Kopf."

Das Ereignis verfehlte nicht Aufsehen zu erregen. Es war nach Sören Norbys Vertreibung und nach Kniphofs Vernichtung der gefährlichste Feind der hansischen Schiffahrt, der jetzt den tapferen

uffahrern erlegen war. Kein Wunder, daß die That zu einer Zeit, : an hiſtoriſchen Volksliedern überaus große Freude fand, in Ge= ngen hoch geprieſen wurde:

De Barghervarer synt wol ere wert;
alle wor se sick henne kert,
se doren (dürfen) dat wol fryslich (frisch) wagen,
went se hebben sick wol gewert
und weren darumme nicht vorsaget.

Uns aber iſt der einfache, wahrheitsgetreue Bericht ein wert= lles Zeugnis für die Denk= und Handlungsweiſe des hanſiſchen ürgers auch noch in einer Zeit, die man als die des verbleichen= n und verfallenden Bürgertums zu bezeichnen pflegt. An der üchtigkeit der Männer, wie Karſten Thode und Gerd Korffmaker h uns darſtellen, lag es wahrlich nicht, wenn Deutſchland die alte tellung auf dem Meere verlor. Man muß ſolche Kauffahrer in r Nähe beſehen, um ganz den Geiſt verſtehen zu können, der ſich jenen Verſen ausſpricht, die Reckemann auf die Innenſeite des eckels ſeiner Chronik geſchrieben hat:

Lubeck kleyn und reyn vorsage nicht,
is Holland grot, de boven synt blot, se doet dy nycht.
Wente (denn) twe konynge hefft du gemaket
unde den derden uth deme lande dreven,
nok synt gy weldige heren tho Lubeck gebleven.

Man fand dieſe Inſchrift eines Morgens am Kopenhagener athauſe in jenen Tagen, da Guſtav Waſa, der den Lübeckern ſeine :one verdankte, es ablehnte, mit ihnen gemeinſame Sache gegen e Niederländer zu machen, und Jürgen Wullenwever gedroht haben ll, Lübeck könne die Könige, die es mache, auch wohl abſetzen. ɔpfe, die ſo dachten, und Arme, die ſo fochten, verdienen es wohl, r Gegenwart ins Gedächtnis zurück gerufen zu werden.

D. Schäfer: Die Lübeckiſche Chronik des Hans Reckemann. Hanſiſche Geſchichtsblätter. Jahrgang 1878. — O. Beneke: Hamburgiſche Geſchichten und Sagen. Berlin 1888. — v. Buchwald: Deutſches Geſellſchaftsleben im endenden Mittelalter. Kiel 1887.

16. Ein Fastnachtsfest in Nürnberg.

Die eigentümlichen Gebräuche, die sich an die Fastnacht (mhd. vasenaht = Schwarmnacht), den Vorabend der Fastnacht, knüpfen, ragen weit ins Mittelalter hinein. Altgermanische Frühlingssitte, christliche Anschauungen und Volksaberglaube hatten sich mit italienischen, von den Römern überkommenen Karnevalsfeierlichkeiten gemischt, um allmählich ein Fest zu schaffen, das im 15. und besonders im 16. Jahrhundert vor allem in süddeutschen Städten mit Schmausen, Trinken und Tänzen aller Art verbracht ward. Ratsherren, Beamte und Handwerker sammelten sich dann zu Gastmählern, die Zünfte hielten ihre Schmäuse ab, und die patrizischen Gesellschaften gaben sich tagelang der Lust hin. Schwerttänzer und Fechter zogen umher in die Wirtshäuser und trugen den Gästen ihre belustigenden Spiele vor; in Stadt und Land suchte man sich an Fastnachtsspielen zu ergötzen, die an Roheit und Ausgelassenheit nicht leicht übertroffen werden. Und war das Spiel zu Ende, so folgte Gesang und Tanz, denn Geigen und Flöten, Pfeifen und Pauken hatten Spielleute, welche die umziehenden Schauspieler begleiteten, mitgebracht. Je länger Frauen und Mädchen wie das Gesinde auf diese Lustbarkeit gewartet hatten wegen der Länge des Spieles, um so lauter ertönte jetzt der Zuruf: „Pfeife auf, Spielmann! Mach uns ein Reigen! Pauk auf und mach die Saiten klingen!“

Welch eine Lust die Leute des erregten 16. Jahrhunderts erfüllte, wie sie sich austoben wollten vor der beginnenden Fastenzeit, davon gibt uns der ernste Sebastian Frank eine bezeichnende Schilderung. „Nach Lichtmeß“, erzählt er, „kommt die Fastnacht, der römischen Christen Bacchanalia. An diesem Fest pflegt man viel Kurzweil, Spektakel, Spiel zu halten mit Stechen, Turnieren, Tanzen, Rockenfahrt, Fastnachtspiel. Da verkleiden sich die Leut, laufen wie Narren und Unsinnige in der Stadt, mit mancherlei Abenteuer und Phantasei, was sie erdenken mögen: wer etwas närrisch erdenkt,

der ist Meister. Da siehet man in seltsamer Rüstung, seltsamer Mummerei die Frauen in Mannskleidern und die Männer in weiblicher „waat“, und ist fürwahr Scham, Zucht, Ehrbarkeit, Frumbheit an diesem christlichen Fest teuer, und geschieht viel Buberei, doch verrichts gelt alles in der Beicht, alle Unzucht und Bosheit ist ziemlich an diesem Feste, ja ein Wohlstand. Die Herren haben ihr Fastnacht an einem Sonntage, danach auf den Aftermontag die „Leigen.“ In Summa man fachet daran allen Mutwillen und Kurzweil an. Etliche laufen ohne alle Scham aller Dinge nackend umher, etliche kriechen auf allen Vieren wie die Tiere, etliche brüllen Narren aus, etliche sind Mönche, Könige u. s. w. auf diesem Fest, das wohl Lachens wert ist; etliche gehen auf hohen Stelzen und Flügeln und langen Schnäbeln, sind Störche, etliche Bären, etliche wilde Holzleute, etliche Teufel, etliche tragen einen frischen Menschenkot auf einem Kissen herum und wehren ihm der Fliegen, wollte Gott, sie müßten ihn auch „schneizen und kredenzen“; etliche sind Affen, etliche in Narrenkleidern verbutzt, und zwar diese gehen in ihrer rechten Mummerei und sind in Wahrheit das, das sie anzeigen. Wenn sie ein anderer einen Narren schilt und Eselohren zeigt, so wollen sie zürnen, hauen und stechen und hie beichten sie willig und öffentlich vor jedermann selbst, wer sie sind. Um Ulm hat es einen Brauch an der Fastnacht: wer dieses Tages in ein Haus geht und nicht sagt, er gehe mit Urlaub aus und ein, den fassen sie und binden dem, es sei Frauen- oder Mannsbild, die Hände als einem Übelthäter auf den Rücken, klopfen mit einem „Böcken“ voran und führen ihn in der Stadt herum. Auf diese kommt die Fast. Den nächsten Tag danach läuft das Volk zur Kirche, da streuet der Pfaff einem jeden um einen Pfennig ein wenig Asche auf den Kopf. Auf diesen Tag der „äscherigen Mittwoch“ läuten sie das Fasten ein mit großer Mummerei, halten Bankett und kleiden sich in sonderbarer Manier. Etliche klagen und suchen die Fastnacht mit Fackeln und Laternen bei hellem Tag, schreien kläglich, wohin die Fastnacht kommen sei. Etliche tragen einen „Haring“ an einer Stange und sagen: „Nimmer Würst! Haring!“ mit viel seltsamer Abenteuer, Fastnachtsspiel, Gesang und Reimen, laufen aber etliche gar nackend durch die Stadt. Etliche hängen einen Haufen Buben an sich und singen ihnen vor, etliche werfen Nüsse aus, etliche fassen einander, tragen einander auf Stangen in einen Bach und treiben der Phantasei unzählig viel. Den nächsten Sonntag danach gibt man der Fastnacht Urlaub, verbutzt und verhüllt sich aber, trinken sich voll, spielen und „rasslen“ zuletzt. — An dem Rhein, in Frankenland und

etlich anderen Orten sammeln die jungen Gesellen alle Tanzjungfrauen, setzen sie in einen Pflug und ziehen ihren Spielmann, der auf dem Pflug sitzt und pfeift, in das Wasser. An anderen Orten ziehen sie einen feurigen Pflug, mit einem Feuer angezündet, bis er zu Trümmern fällt. Halten auch ihrer vier ein Leintuch bei den vier Zipfeln und einen strohernen angemachten Butzen in Hosen und Wams mit einer Larven, wie einen toten Mann schwingen sie ihn auf die Höhe und empfangen ihn wieder in das Leintuch; das treiben sie durch die ganze Stadt, und mit viel anderen Figuren gehen die römischen heidnischen Christen in der Fastnacht um, als unsinnig mit großer Leichtfertigkeit."

Liebte die alte Zeit in deutschen Landen überall die Mummerei, so fand die Ausgelassenheit bei dem lebhaften Wesen des Volkes doch in Süddeutschland vorzügliche Pflege. Hierhin weisen uns die ältesten Nachrichten, hierin gehören auch die berühmtesten Dichter der Fastnachtsspiele, Hans Rosenblüt, der Schnepperer, und Hanz Foltz, der Barbier, nicht weniger als Hans Sachs, und alle zählt Nürnberg zu seinen Söhnen. Nirgends gelangte wohl auch die Feier zu solcher Höhe, als in ihrer Heimat, und nicht leicht tritt uns die überschäumende Fröhlichkeit mit größerer Lebhaftigkeit entgegen und gewährt uns einen erschöpfenderen Einblick in alles, was damals das Volk bewegte und ergötzte, als die Belustigungen, welche die freie Reichsstadt um die Zeit der Reformation veranstaltete. Vor allem dürfte das „Schembartlaufen" (Schembart = bärtige Maske), das bis zum Jahre 1539 reichte und dann auf Betrieb des dabei verspotteten Predigers Osiander vom Rate aufgehoben ward, in Bezug auf tolle Ausgelassenheit, auf den Wechsel der Aufzüge und Trachten auch nicht von dem glänzendsten Karneval der heutigen Zeit übertroffen werden.

Von Karl IV. mit der Erlaubnis begabt, für ewige Zeiten auf Fastnacht einen Tanz halten und im Schembart laufen zu dürfen, hatten die Metzger und Messerer lange ihre Tänze mit verschlungenen Schwertern und in künstlichen Reigen abgehalten, als endlich die lebenslustigen Söhne der Geschlechter ihnen fast alljährlich die Erlaubnis zu freier Ausnutzung abkauften und damit dem Feste im Beginn des 16. Jahrhunderts ein neues glänzendes Gepräge gaben.

So hatte Nürnberg denn auch im Jahre 1523 seinen Festschmuck angelegt; vergoldete Fähnlein auf den Firsten und Türmen der hochgiebeligen Häuser, weite strahlende Teppiche aus den zierlichen, in reicher Steinmetzarbeit ausgeführten Erkern verkündeten den Beginn der Feier. In dem stolzen venetianischen Bau des rei-

chen Viatis, mit seinen vier Türmen am Dach und dem geflügelten Löwen von St. Markus an der Ecke, herrscht ein emsiges, wenn auch heimliches Treiben; der lustige Handlungsdiener Ulrich Wirschung, dessen ausführlicher Schilderung des Festes wir in unserer Darstellung folgen, ist mit seinen Genossen eben beschäftigt, im weiten Hofe unter Fässern und Waren einen Narrenwagen auszurüsten, auf dem Ärzte und Apotheker, mit großen Spritzen bewaffnet, den Augenblick erwarten, wo das Glöcklein von St. Sebald den Beginn des Schembarts ankündigen soll. Neugierig schauen die Töchter des Kaufherrn dem Treiben der fröhlichen Gesellen zu und vergnügen sich daran, den Ulrich, der gravitätisch in seinem Doktorkleide einherschreitet, ein wenig zu hänseln.

Von fern her kommen sie herangezogen, die Fremden, um dem weitberühmten Feste beizuwohnen; in majestätischem Glanze strahlt ihnen die herrliche Stadt entgegen, immer zu neuen Bildern schieben sich Türme und Mauern vor das Auge, und in das großartige Gesamtbild mischen sich Winkel und Ecken von lieblicher malerischer Anmut, die alten Wallgräben, angefüllt mit blühenden Bäumen und Sträuchern, der Epheu, der an den Mauern emporklettert, hier das Wappenschild der Stadt, dort ungefüge Mauerblöcke mit seinen Ranken umspannend. Dann wieder öffnet sich die Mauer mit einem mächtigen Bogen, um Wasser und Kanäle durchzulassen. Dort führt ein schmaler geschlungener Weg um das Thor, an dem sich kunstvoll die Türme zusammenschieben, um jeden Schritt des Einganges mit Geschossen von oben herab verteidigen zu können. Heute aber ist Frieden; Fürsten und umwohnende Edle wollen auf einige Zeit die Fehden vergessen, die sie mit den Bürgern und Kaufherren geführt, und durch die geöffneten Thore, welche die doppelten Mauern mit ihren Laubgängen unterbrechen, zieht manch wetterharter fehdelustiger Rittersmann auf seinem mageren Klepper, um sich beutegierig nach den Schätzen der verhaßten Krämer umzusehen. Von den städtischen Söldnern unbelästigt, die, mit Partisanen und Hakenbüchsen ausgerüstet, auf Ordnung sehen, kann er ruhig, ohne den Galgen zu fürchten, seines Weges zur Herberge ziehen, die sich ihm mit einem niedrigen Thorwege am Weinmarkt öffnet. Aber auch vornehmere Gäste wollen heute die Gastfreundschaft der ihnen sonst so verhaßten Stadt in Anspruch nehmen. Lauter Trompetenschall ertönt an den Thoren und läßt das Volk zusammeneilen, als der Kulmbacher Markgraf in Begleitung des feisten Bischofs von Bamberg mit schimmerndem Gefolge einreitet. Heute sind die Nürnberger seine lieben Herrn, und nach allen Seiten grüßend trabt er

mit seinen Begleitern der fürstlichen Herberge zu. Dem Zuge folgen fahrende Schüler in Menge; in zerrissenen grauen Röcken, barfuß oder in groben Bauerschuhen schreiten sie daher, gierig nach einer Gabe spähend, den hungernden Magen zu stillen. Bei einem Bürgerhause bleiben sie stehen und beginnen eben mit hell schallender Stimme ein neues Lied zu Ehren Luthers und der neuen evangelischen Lehre anzustimmen, als plötzlich das Glöcklein von St. Sebald ertönt und Ratsdiener in rot und weiß geteilter Tracht mit lautem Ruf den Beginn des Schembarts ankündigen. Aus allen Häusern springen sie hervor, die vermummten Gestalten: Mohrenweiber und Heidenmänner, fahrende Weiber, einige als Vögel, Meerweiber und heidnische Prinzessinnen, andere als Schäferinnen, Zauberinnen, Nonnen oder Klausnerinnen gekleidet. Zwischen Pfeifern, Leiermännern, Bauern und Mönchen schreiten gravitätisch Sänger daher, um die alte Weise: „Jungfer Bäschen, wo gehst du hin?“ anzuheben. Pikelhäringe und Markolfe tanzen mit Feuerkolben, in Form eines großen Tannenzapfens, mit Wintergrün umwunden, einher und lassen die darin verborgenen Raketen ihren Feuerregen über die Menge ausstreuen. Mitten in das Gedränge schießt dann plötzlich die Narrenfuhre, die Ulrich Wirschung im Hofe des Viatis vorbereitet, hinein; zu ihm haben sich die fahrenden Schüler gesellt, um die Wirkung zu erhöhen, und stimmen laut das alte Schelmenlied an:

Die Filia zur Mutter sprach ꝛc.

So bewegt sich der Zug vorwärts. Voran reitet ein Handlungsdiener auf grauem Esel; er führt das Narrenpanier, das Viatis' schöne Töchter gestickt und mit Spitzen und Bändern geschmückt haben, und wirft mit dem Rufe: „Herbei, ihr Schlenker!“ Gebäck unter das Volk. Hinter ihm gehen zwei prächtig herausgeputzte Schreiber mit riesengroßen Tintenfässern und Schreibfedern, sodann zwei lustige Dirnen, die allerlei Brezelwerk ausstreuen. Zwölf Männer aus der eben erst neu entdeckten wundersamen Welt machen einem Reiter Platz, der auf einem prächtig gezierten Zelter sitzt. Es ist der junge Hieronymus Viatis, der als Thorheit einhergeritten kommt und von den Jungfrauen aus den Fenstern mit dem Gesange begrüßt wird:

O liebe Thorheit schön und fein,
zur Fastnacht komm' zu uns herein!

Mit einem Luchsauge auf der Stirn, mit Schellen und Pfauenfedern geziert, trägt er einen mit Narrenköpfen eingefaßten mächtigen

Spiegel in der Hand, womit er die lachenden Jungfrauen blendet. Auf dem Drachenſchwanze des Wagens ſieht man einen Kranken zwiſchen zwei Meßpfaffen liegen, welche plärren: „St. Urbane, da nobis vinum et eripe aegrotum“ — „Heiliger Urban, gib uns Wein und rette den Kranken!“ Hoch oben ſteht Ulrich, von allerlei vermummtem Volk umringt, und lockt durch ſein Doktorſprüchlein alle Kranken und Elenden an:

Willkommen, werte Schlemmerzunft,
voll Aberwitz und Unvernunft!
Wer krank iſt, den kurier' ich gleich
allhier in meinem Narrenreich.
Ich häng' ihm ſeine Schelle an,
ſei's Bauer, ſei es Edelmann.

Hinter dem Drachenſchwanze aber ſprengt auf ſchwarzem, wildem Roſſe eine volkstümliche Geſtalt aus dem Aberglauben des Volkes, das ſich noch lebhaft die Erinnerungen aus dem Heidentum bewahrt hat, Frau Holda, die wilde Jägerin, daher, ſtößt ins Horn und ſchwingt, ihre ſchwarzen Haare wild ſchüttelnd, die knallende Peitſche. Ihr nach trabt das wilde Heer, gehörnt, geſchnäbelt, geſchwänzt, ſauſend und brauſend, ſchnalzend, pfeifend, ziſchend, ſchnarrend, blökend und brummend. Unter den fröhlichen Geſellen erregt beſonderes Aufſehen eine Maske des Freundes Klapperbein, der mit einem meckernden Ziegenbock die zierlichſten Reigen tanzt. Beide Geſtalten ſind jedem Nürnberger als Schüler Albrecht Dürers wohlbekannt, denn unter der grinſenden Totenmaske lachen die klugen Augen Hans Schäuffeleins, des Holzſchnitzers, hervor, während unter dem gehörnten Ziegenhaupte das bartloſe Geſicht Glockentons ſich verbirgt. Beide Schelme ſingen alsbald in der ſüßen Vogelweiſe des Meiſterſängers Niklas Vogel zu den Fenſtern der Herberge hinauf, wo der Brandenburger Markgraf mit dem Biſchofe dem fröhlichen Getümmel zuſchaut:

Trara! trara! trara!
Der wilde Schatz iſt da!
Kommt ihr ein Freier nah,
den ſie ſich gern erſah,
führt ſie ihn fort, trara!

Der Biſchof droben lacht: „Das iſt Eure Jagdgöttin, Markgraf; hütet Euch vor ihren Netzen!“ „Bannt das Ungetüm!“ erwidert der Fürſt; „aber nur heute nicht, damit die Narren nicht irre wer-

den. Bibamus!“ Darauf neigen beide den vollen Pokal gegen Frau Hulda und leeren ihn bis zum Grunde.

Da tönt plötzlich von der Narrenfuhre der Ruf: „Fastenfleisch! Fastenfleisch!“ mehreren Schembartläufern entgegen, die als Beguinennonnen vermummt sind.

„Für Narren ist's zu teuer!“ ist ihre Antwort.

„Das ist Bischofsfleisch!“ ruft Schäuffelein unter seinem Totenschädel zum Prälaten hinauf.

„Wir lassen dir's, Klapperbein! wir lassen dir's!“ erwidert der Bischof; „sind gar nicht neidisch darauf!“

Mitten aus dem Gedränge taucht plötzlich eine schwarze ehrbare Gestalt auf; ein jugendlicher Prädikant mit tief ernstem Antlitz beginnt mit eindringlichen Worten seine Stimme gegen das tolle Treiben zu erheben, das aus dem Lande des päpstlichen Antichristes ins deutsche Land gedrungen. Kaum hat er mit der Mahnung, im Lichte des Evangeliums alles weltliche Gelüste abzuthun, seine Predigt geendet, als zwei Bettelmönche mit angeröteten Gesichtern sich durch die Menge drängen, um sich auf den lutherischen Sendboten zu stürzen. Aber schon ist die neue Lehre zu tief ins Volk gedrungen, zu sehr verhaßt und verachtet sind die Mönche: derbe Fäuste werfen sie in den Straßenstaub, und der junge Prädikant verschwindet mit einem Bürger unter dem Thorbogen des nächsten Hauses.

Trompetengeschmetter verkündet einen neuen Schembartzug: es sind die Patrizierssöhne, die durch das Spittlerthor dem Platze nahen. Vermummte werfen Nüsse unter das Volk und suchen mit Peitschen und Feuerkolben dem Zuge Platz zu machen, den Reiter in reicher orientalischer Tracht eröffnen. Sie halten nach italienischer Sitte bunte Körbchen mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt sind, und schleudern sie zu den Fenstern den Damen entgegen. Ein Regen von Zuckerkugeln ergießt sich wieder von dort auf die Köpfe der Reiter hinab. Wechselnde Bilder aller Art folgen. Bald erscheint ein Schalk, dessen Kleid aus lauter Ablaßbriefen mit daranhängenden Siegeln besteht, bald ein Teufel, der die bösen Weiber frißt, bald ein Backofen, in dem allerhand Narren gebacken werden, oder eine Kartaune, die böse Weiber schießt, und es fehlt auch nicht die volkstümliche Alte-Weibermühle.

Sechs Springer mit Panflöten, zwölf Hirten mit Schalmeien und vierundzwanzig Mädchen, welche das Lied singen:

O daß mein Liebchen ein Rebelstock wär',

vier als Hirtenmädchen verkleidete St. Lorenz-Schüler, die das alte:

Hoc in monte (Auf dieſem Berge)
vivo fonte (aus lebendiger Quelle)
potentur oviculae etc. (mögen trinken die Schäfchen)

anſtimmen, künden einen neuen, in Gold und Seide ſtrahlenden Zug an, in deſſen Mitte der Venusberg ſamt dem ganzen Venushofe ſich darſtellt, wie er in der mittelalterlichen Dichtung geſchildert wird. Auf einem mit Tauben beſpannten, vergoldeten Muſchelwagen, von ſchönen Jungfrauen umgeben, ſitzt in ſilberſchimmernder Tracht, mit lang herabwallendem gelbblondem Haar, das mit einer diamantenen Agraffe zuſammengehalten wird, Frau Venus und zu ihren Füßen der edle Ritter Tannhäuſer. Luſtige Zeiſige umlagern den Venushof und Tannhäuſer und ſingen fröhlich in die Welt hinein:

Bibant, bibant, (Trinken mögen),
vivant, vivant (leben mögen)
omnes aeternaliter (alle ewiglich).

Noch iſt der Zug nicht vorüber, als zwölf Metzgergeſellen, wie Pfaffenköniginnen in gelbe Schleier gehüllt, dazwiſchen treten, die eine Rieſenwurſt, mit Grün verziert, an einer langen Stange tragen. Ulrich, der mit ſeiner Fuhre bald hier, bald dort erſcheint, kann die Störung des Zuges nicht dulden. Auf ſeinen Wink greifen die Apotheker und Bader auf ſeinem Wagen zu ihren großen Spritzen und ſpritzen ſo kräftig in die Pfaffenköniginnen hinein, daß dieſe ſchnell das Weite ſuchen.

So kann denn der „Zwergenkönig“ vom Kornmarkte her erſcheinen. Auf einem mit roter Seide ausgeſchmückten Wagen, inmitten von Roſenbüſchen, die den Roſengarten darſtellen, ſitzt Laurin, der Zwergenkönig. Anmutig grüßt er Fürſten und Herren, lächelt holdſelig den Geſchlechtertöchtern zu, und als alles, was vornehmen Standes iſt, ſich an der Fürſtenherberge verſammelt hat, erſcheint der als Bacchus vermummte Schenkwirt der Herrentrinkſtube und trägt einen goldenen Stern als Weinzeichen ſeinen Herren voran. Venuswagen und Roſengarten ziehen ſeinem Sterne nach, voran die Fürſten mit ihren Schenken, die Becher und Kannen tragen; auf einem Wagen werden zwei ſchwere Fäſſer mit dem edelſten Wein nachgeführt, die heute der Rat den Fürſten als Gaſtgeſchenk geſpendet hat.

Noch bleibt das Volk zurück, um das übliche Schlußbild des Schembarts abzuwarten. Es ist die sogenannte „Hölle." Von Sprühfeuern aller Art umgeben, steht ein dicker Pfaff inmitten derselben und hält statt eines Meßbuchs ein Brettspiel in den Händen. Ein Doktor in rotem Talar, ein Narr in buntem Lappenkleide, sowie allerlei Teufelsgestalten umlagern ihn und unter den Klängen der Stadtpfeifer geht der Zug zum Rathause, wo die „Hölle" nach alter Sitte vom Volke gestürmt und verbrannt wird.

Nach und nach werden die Straßen stiller, aber desto lauter geht es in den Herbergen und Trinkstuben her; spät in der Nacht sieht man den Patrizier, begleitet von bewaffneten Knechten, mit Leuchten in den Händen, seinem burgähnlichen Hause zuschreiten, während der Metzger sich von der Herberge von Spielleuten begleiten läßt, die auf der Sackpfeife noch immer lustig aufspielen müssen. Dann hört man den Tritt der Nachtrunde und ihre auf dem Pflaster nachschleifenden Partisane wiederhallen. Aus einer Gasse aber rollt zuletzt ein Wagen herbei, den ein weiser Rat bestellt hat, um die von Wein allzu sehr bewältigten Bürger auf der Straße aufzulesen und in ihr Heim zu bringen.

K. Überhorst: Nürnbergs Volksbelustigungen. Leipzig 1876. — S. Franks Weltbuch und Narrenschiff, Kapitel 10 mit den Anmerkungen Zarnckes.

17. Eine Festschule der Meistersinger.

Wer um das Jahr 1550 nach Nürnberg kam, konnte um die Pfingstzeit ein Seil von St. Sebaldus nach dem Rathause gezogen erblicken, woran in der Mitte ein bemaltes Schild hing. Jedes Nürnberger Kind wußte, daß die wohllöblichen Meistersinger wieder eine Festschule in der St. Katharinenkirche veranstalten wollten und durch das Schild jeden, der daran teilzunehmen gedachte, dazu laden ließen. Auch aus weiterer Ferne waren diesmal manche Genossen herbeigekommen, um sich an dem Hauptsingen berühmter Meister und an ihren neuen Tönen zu ergötzen. Denn in Nürnberg ward seit langen Zeiten die holdselige Kunst besser gepflegt, als sonst in deutschen Landen. Wie vor Jahren hier der Barbier Hans Foltz und der Briefmaler Hans Rosenblüt sich einen Namen gemacht, so war jetzt Hans Sachs, der Schuster und Schüler des Leinwebers Nunnenpek, schon seit einem Menschenalter und länger das Haupt und das leuchtende Vorbild aller kunstreichen Meister. Überall, wo die Singerschulen blühten, in allen süddeutschen Reichsstädten, in Mainz und Straßburg, in Kolmar und Frankfurt, in Augsburg und Regensburg, in Ulm und München, in Würzburg, Zwickau, ja in Prag, Breslau und in dem nordischen Danzig pries man seinen Namen, und dichtete man in seinen Tönen. Selbst aus sächsischen Landen, wo sonst keine Schulen blühten, hatten sich Liebhaber des Sanges eingestellt, deren Väter einst auf der Wanderung durch Süddeutschland Mitglieder einer Singschule geworden waren und auch nach der Rückkehr in die Heimat die in der Fremde gelernte Weise noch fortgeübt hatten.

Schon war ihnen daheim manche Belehrung über die löbliche Kunst geworden, die nicht allein zur Freude und Ergötzung der Menschen, sondern auch zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens dienen sollte; hier aber in Nürnberg fand jedermann reiche Gelegenheit, die Weise und die Ordnungen der berühmten Meister genauer kennen zu lernen und sich in der Kunst weiter zu

bilden. Wer deren noch unkundig war, ließ sich wohl zunächst die Bedeutung der Tafel mit ihren Figuren erklären, die frei in der Luft auf dem Seile schwebte.

Oben sah man einen gevierten Schild, der in zwei Feldern den Reichsadler und in der Mitte die Königskrone trug; das war der Meistersinger Wappen; darunter waren zwölf Männer sichtbar, wie sie einen Garten bestellten, aber dabei von einem wilden Tiere gestört wurden. Sie stellten die zwölf berühmten Sänger dar, welche die erste Singschule eingerichtet, und das wilde Tier war der Neid, der von außen her, und die Zwietracht, die von innen her ihrem Gedeihen schade. Von heiligem Ernst durchdrungen, erzählte man, sangen die zwölf Männer Lieder, Gott wohlgefällig und den Menschen zum Frommen. Da sie aber des Papstes und der Geistlichen übles Leben in ihren Gedichten geißelten, wurden sie denselben sehr verhaßt und zuletzt der Ketzerei beschuldigt. Von dem Kaiser Otto I. berufen, legten sie jedoch in seiner Gegenwart vor dem päpstlichen Gesandten und vielen Edlen und Gelehrten so herrliche Proben ihrer Kunst ab, daß sie einstimmig von dem bösen Verdachte freigesprochen wurden. Der Kaiser bestätigte ihren Bund und schenkte ihnen ein Wappen mit der Krone, das ihre Genossen noch nach vielen Jahrhunderten in hohen Ehren hielten. Wer dann fragte nach den Namen dieser Wundermänner, erhielt von einem kundigen Meister zur Antwort, was die sagenhafte Überlieferung, ohne sich um geschichtliche Widersprüche zu kümmern, weiter berichtete.

„Es waren teils Gelehrte, teils Ritter und Bürger. Einer war ein Glasbrenner, einer ein Schmied, einer ein Musikant, einer ein Fischer, einer ein Seiler, aber von diesen ist nichts weiter zu erzählen, desto mehr aber von dem Ritter Wolfram von Eschenbach, von Nikolaus Klingsor, der freien Künste Magister, von Walther von der Vogelweide, von Heinrich von Ofterdingen aus Eisenach und von Heinrich Frauenlob aus Meißen, der heiligen Schrift Doktor zu Mainz. Dieser erhob mit unsterblichen Gesängen der Frauen Schönheit und Sittigkeit, und zum Dank trugen ihn dieselben in Mainz zu Grabe, denn nicht dem Lebenden allein, sondern auch dem Toten sollte ihre Tugend offenbar werden. Im Dom zeigt man noch seinen Leichenstein, den die Frauen mit Thränen und Wein benetzten. Von ihm leiten wir unsere Kunst her, denn er stiftete einen Verein von Dichtern und Freunden des Singens, unterrichtete Schüler, und die Schüler wurden wieder Meister und so bis auf den heutigen Tag."

„Ja, so ist es", fuhr wohl ein anderer fort; „wir sind Bürger und Handwerker und treiben nebenbei die Kunst; zu Singerge-

sellschaften vereinigt, haben wir unsere Regeln und richten uns nach den Vorschriften unserer löblichen Zunft. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewann, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, wie wir die Gesetze unserer Singkunst nennen. Hat er sich wohlgehalten, die Lehrsätze und eine ziemliche Anzahl von Tönen, insonderheit die vier gekrönten, begriffen, so wird er auf der Zech oder in dem Wirtshaus, wo die gewöhnlichen Zusammenkünfte geschehen, gemeinlich am St. Thomastage, der Gesellschaft durch den Lehrmeister vorgestellt mit der Bitte, ihn aufzunehmen. Darauf stellen die „Merker" eine Prüfung mit ihm an und erforschen, ob er ehelicher Geburt, stillen und ehrbaren Wandels sei und die Singschule stets besucht habe; sie machen eine Probe mit ihm, ob er die Kunst genugsam gelernt und wisse, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe, ob er mit der gehörigen Zahl von Tönen bekannt sei und im Notfall ein Lied „merken" könne. Man gibt ihm dabei im Singen sieben Silben vor; wenn er darüber versingt, kann er nicht aufgenommen werden, gelingt ihm aber die Probe, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlich gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum besten. Hat er sich eine Zeitlang auf den Schulen zur Zufriedenheit der Meister hören lassen und auch sonst untadelhaft verhalten, kann er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, daß er auf offener Singschule freigesprochen und für einen Meister erklärt werde. Mit einem Gruß stellt er sein Begehren, und der Meister begrüßt ihn wieder mit einem Gruße und Gesang und legt ihm dann Fragen vor über den Ursprung der Kunst und ihre Gesetze. Hat er hierauf genügend geantwortet, so singen ihm die Meister zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meisterschaft und den Kranz zu empfangen."

„Wie nun die Bräuche der Meister sind, wirst du bei der Singschule erfahren; da geht es anders her, als bei den gewöhnlichen Zusammenkünften, wenn wir uns in den Schenken versammelt haben; da könnt ihr auch manch herrliches Lied hören, aber in den Festschulen werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder aus den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird mit einer goldenen Kette geschmückt, wer nach ihm am

besten besteht, erhält einen Kranz zum Lohn; wem aber grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es mit Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abberufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied."

Der Nachmittag des Pfingsttages rief alles zur Festschule zusammen; die Meistersinger, ehrwürdige alte Herren, junge Schüler, welche die Tabulatur noch studierten, Schulfreunde, welche die Poetik und Metrik der Meister schon inne hatten, Singer, die bereits einige fremde Gesänge schulgerecht vortragen konnten, Dichter, die nach den Tönen der Meister einen eignen Gesang zu dichten verstanden, zogen festlich geschmückt der Katharinenkirche zu. Am Eingange derselben hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze hin, um das Gesindel abzuhalten, das ehrbare Leute in der Erbauung stören könnte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chore, wo die Vornehmen Platz fanden, hingen kostbare Decken herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meister aus, die umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, teils jugendliche Männer, alle so still und ernst, als wenn sie zu den Weisen Griechenlands gehörten. Sie prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzkragen. Unter ihnen fehlte auch nicht der ehrwürdige Hans Sachs, noch immer in jugendlicher Rüstigkeit.

Neben der Kanzel war der Singstuhl errichtet, nur kleiner, sonst wie die Kanzel selbst und heute mit einem bunten Teppich geschmückt. Vorn im Chor sah man ein niedriges, mit schwarzen Vorhängen umzogenes Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand; eine Kette mit vielen Schaustücken und ein Kranz aus seidenen Blumen hing an der Seite desselben. Das war das Gemerke, wo diejenigen Platz fanden, welche die Fehler der Singer gegen die Gesetze der Tabulatur anmerken mußten. Es waren vier an der Zahl. Der älteste hatte die Bibel nach Luthers Übersetzung vor sich auf dem Pult liegen, um die von dem Sänger angegebene Stelle, woraus sein Lied genommen, aufzuschlagen und fleißig aufzumerken, ob dasselbe mit dem Inhalt der Schrift und den reinen Worten Luthers auch übereinstimme, der zweite, der dem ersten gegenübersaß, auf die Gesetze der Tabulatur zu achten und die Fehler wie die Strafen, deren Höhe in Silben angeschlagen wurden, auf dem Pulte mit einer Kreide anzuschreiben. Der dritte sollte

eines jeden Verses und Reimes Endsilbe merken und die Verstöße gegen den Reim notieren, der vierte wegen des Tones Sorge tragen, damit man den recht halte und nicht verfälsche, auch ob in allen Strophen, die jedesmal den Text zu zwei sich wiederholenden und einem dritten selbständigen musikalischen Satze bildeten, immer die beiden Stollen und der Abgesang die Gleichheit bewahrten. Die Merker sollten treu und fleißig nach Inhalt der Kunst und nicht nach Gunst merken einem wie dem andern, nach dem ein jeder sang, nicht anders, als ob sie dazu vereidigt wären, ob man zwar darüber nicht schwören sollte noch konnte. Wenn eines Merkers Vater, Sohn, Bruder, Vetter oder Schwager sang, hatte er sein Amt, so lange jener sang, einzustellen und ein anderer Gesellschafter an seine Stelle zu treten. Fehler konnten dem Singer nach dem Gutachten der Merker entweder sogleich nach dem Singen oder erst nach gehaltener Schule besonders, damit ihn andere nicht verhöhnten, angezeigt werden. Neben den Merkern saß ein Meister, der in der vorigen Singschule den Preis davon getragen, um sie zu erinnern, wenn sie etwas überhört, und bei allen Streitigkeiten sein Urteil abzugeben.

Als alles geordnet war und die Genossen still und geräuschlos dasaßen, erhob sich ein fremder Gesell, der aus Straßburg herüber gekommen war, setzte sich fein züchtig auf den Singstuhl, zog sein Barett ab, und begann nach einer kurzen Pause zu singen ein schön Lied „von dem Streite gegen die Türken, den Feind der Christenheit"; gar zierlich setzte er seine Weise und ohne Tadel nach der „Hammerweise" Lienhart Nunnenpeks mit siebenundzwanzig Reimen. Die Merker horchten auf, aber bemerkten nichts, denn bei dem „Freisingen" konnte man außer dem Ruhm nichts gewinnen, man machte es auch noch so gut. Ihm folgten noch mehrere andere nach; der eine sang „ein schön Lied von dem Pfarrer im Federfaß" im grünen Ton, ein anderer „ein schön Lied von den drei löblichen Bäuerinnen" im Rosenton, ein vierter ein „neu Lied wider das große Fluchen und Gotteslästern, so jetzund in deutschen Landen gemein ist", in des Frauenlob blühendem Ton.

Damit schloß das Freisingen; alsbald begann einer der Meister ein Lied, in das alle anderen einstimmten, um den Beginn des eigentlichen Hauptsingens anzukündigen. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und nach kurzer Pause erscholl vom Gemerke der Ruf: „Fangt an!" Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit recht führte. Von dem himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und

Redensarten. Jedesmal wenn er einen Abgesang vollendet, hielt er inne, bis der Merker wieder rief: „Fahret fort!“ Nach ihm kam die Reihe an einen jungen Meister, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstande seines Gesanges gewählt. Aber hier hieß es nicht: „und Gott sah, daß alles gut war.“ Der Arme war verlegen, er stockte, und eifrig sah man die Merker Striche machen; er hatte Silben versungen und mußte zuletzt auf Geheiß des Merkers den Stuhl verlassen. In der „Hageblüten Weise“ ließ sich dann vom Singstuhl herab vernehmen der würdige Hans Sachs; sein Kopf war schon glatt, und nur das Kinn schmückte ein voller Bart. Alles horchte voll Andacht auf, als er in einem neuen Ton gemäß der Offenbarung den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und ein Engel Preis, Ehre und Dank sangen. Als er geendet, da waren alle voll Entzücken, und kaum konnte noch nach ihm ein junger Meister Niklas Vogel von schwäbischer Herkunft, der im Hofton des Schillers „ein neu Lied von dem verlorenen Sohn“ anstimmte, die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesseln. Auch bei ihm sah man eifrig die Merker ihre Striche machen und die Silben zählen, die er versungen.

Als er sein Gedicht beendet, verließen die Merker ihren Sitz, um zu Rate zu gehen, wie ein jeder bestanden. Die beiden jungen Meister hatten manche Fehler gegen die Tabulatur begangen; der eine hatte eine „blinde Meinung“ verbrochen und war durch Auslassung von Worten unverständlich geworden. So viel Worte blind d. h. ausgelassen waren, für so viel Silben sollte er bestraft werden; ein Merker warf ihm auch „Laster“ vor d. h. unreine Vokalreime, vor allem aber wurde dem einen der „Stutz“ schlimm angerechnet, weil er still gehalten, wo er nicht anhalten durfte. Niklas Vogel hatte seine schwäbische Aussprache noch nicht ganz abgelegt, aber doch die Reinheit der Vokale beobachtet; schlimm aber war es, daß er sich der „Klebsilben“ nicht enthalten, „keim“ für „keinem“, „im“ für „in dem“, „vom“ für „von dem“ gesungen, auch „Milben“ gebraucht und statt „singen“ „singe“ gesagt, um auf „Dinge“ zu reimen. Am Ton war weniger zu tadeln; keiner hatte denselben durch und durch anders gesungen, als ihn der Meister gedichtet. Sonder Zweifel hätte Nachtigall den Preis gewonnen, wenn nicht nach ihm Hans Sachs gesungen; nur einmal wollte der Merker eine „falsche Blume“ gehört haben, wodurch an einer Stelle der Ton unkenntlich geworden sei.

So trat denn der erste Merker an Hans Sachs heran und hing ihm eine lange silberne Kette von großen, breiten, mit den Namen

der Geber bezeichneten Gliedern um, woran eine Menge von Pfennigen verschiedener Art gebunden war. Konrad Nachtigall ward der zweite Preis zu teil, ein von seidenen Blumen verfertigter Kranz, den ihm der andere Merker aufs Haupt setzte.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nachgelegene Schenke begaben, wo in demselben Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier sollte ehrbare, ehrliche, friedliche Zech gehalten und ein Zechkranz zum besten gegeben werden, damit, wer wolle, darum singen möge. Alles Spielen, unnützes Gespräch und überflüssiges Trinken, alle Strafer und Reizer (Straf- und Reizlieder), woraus Uneinigkeit entstehen könne, waren untersagt; keiner durfte auch den andern auffordern um Geld oder Geldeswert zu singen. Der den Kranz gewonnen hatte, mußte aufwarten und fürtragen; konnte er es allein nicht bestreiten, so hatte ihm der, so auf vorhergegangener Schule den Kranz davongetragen, dabei zu helfen. Wer die Kette oder den Kranz gewonnen oder glatt gesungen, erhielt zwanzig Groschen, ein Merker zwanzig Kreuzer. Die Zeche ward von dem Gelde bezahlt, das man auf der Schule erhoben; war nicht genug zusammengekommen, so ward das fehlende aus der gemeinen Büchse entnommen.

Die Meistersinger, mehr als zwanzig an der Zahl, gingen über die Gasse paarweise hintereinander von der Kirche bis zur Trinkstube. Der bekränzte Konrad Nachtigall eröffnete den Zug, hinter ihm her schritt würdig Hans Sachs, mit der Kette geziert. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Stube ab, die von außen und innen gleich beräuchert erschien. In dem langen Zimmer standen hölzerne Tische und Bänke, einige mit geschnitzten Tierköpfen versehen. An den Wänden war Getäfel angebracht; auch fehlten daran nicht allerlei Sprüche, die auf die Kunst der Genossen Bezug hatten. Tisch an Tisch ward zusammengeschoben, das „Gewehr" der Sitte gemäß zur Seite gelegt, und zu beiden Seiten setzten sich die Singer; nur die Merker hielten sich gesondert, damit sie nicht gestört würden. Niemand durfte sich unaufgefordert an ihren Tisch setzen. Oben an nahm Hans Sachs Platz. Würdig sah er aus in seiner festlichen Tracht. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemd hindurch schimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheidenförmig umschloß. Die Ärmel, mit Fischbeinstäbchen gesteift und von schwarzem Atlas, worin zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingesetzt waren, ließen überall das helle Unterzeug hindurch blicken.

Mitten auf der Tafel stand ein Weinfäßchen, und einer der Meister hatte das Geschäft des Zapfens. Als alle Becher gefüllt waren, erhob Hans Sachs die Frage, wer außer ihm singen wolle. Zwei Meister reckten die Hand empor; es waren Georg Wachler, ein Zimmermann, und Ludwig Binder, ein Steinmetz, die nach der Ehre strebten mit dem Altmeister der Kunst zu wetteifern. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen und hob an:

Ihr Freunde, saget mir, wenn ihr wißt,
wer wohl der künstlichste Werkmann ist?

Zuerst erwiderte Georg Wachler:

Das ist fürwahr der Zimmermann;
Wer hat es ihm jemals gleichgethan?
Durch Schnur und Richtscheit ward ihm kund
die höchste Zinn und der tiefste Grund;
ihn loben stattliche Lustgemächer,
hoch strebet sein Ruhm, wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserwerk ihn preist;
er schützet durch Bollwerk Deich und Schanz,
die heilige Schrift weiht ihm den Kranz;
er zimmerte die starke Arch,
darin Noah war, der Patriarch;
wie rings auch brauste die Flut,
er ruhte in ihr in sicherer Hut;
mit den seinen er gerettet ward,
mit allen Tieren jeder Art.
Er zimmerte nach weisem Rat
Jerusalem, die Gottesstadt,
des weisen Salomo Königshaus,
das führte er mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Als er geendet, sah man den zweiten Merker mit einer Kreide einen großen Strich wegen der Klebsilbe auf den Tisch malen. Dann begann sogleich Ludwig Binder folgenden Spruch zur Erwiderung:

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein:
Der Steinmetz muß der erste sein
Ringmauern baut er, kühne Türme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,

Gewölbe pflanzet er, die ſich kühn
aufrankend in die Lüfte ziehn,
ſchwindliche Gänge, durchſichtig und feſt,
mit Säulen und Bildwerk geſchmücket aufs beſt.
Den ſchiefen Turm von Piſa ſchaut,
den Wilhelm von Nürnberg hat erbaut,
zu Jeruſalem, den hohen Tempel,
der trug der Vollendung Stempel;
der himmelhohe Turm zu Babel,
das Grab des Mauſolus iſt keine Fabel,
die Pyramiden, die künſtlichen Berg,
ſie überragen weit alle Werk.

Er bekam einen Strich von dem zweiten Merker wegen der Hebſilbe und von dem dritten wegen zweier unreiner Reime zwei. Alles war geſpannt auf Hans Sachſens Erwiderung, als er ſich in folgendem Spruche erhob:

Vermag auch Beil und Meißel viel,
ſchwach ſind ſie gegen den Pinſelkiel.
Er bringt nicht nur Häuſer und Städte hervor,
türmt Schlöſſer und ſchwindlichte Warten empor —
nein, was zu Anfang Gott erſchuf,
durch ſeines göttlichen Wortes Ruf,
das ſchaffet der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid,
den Vogel, wie in der Luft er ſchwebt,
des Menſchen Antlitz, als ob er lebt.
Die Elemente beherrſchet er all,
des Feuers Wut, des Meeres Schwall.
Den Teufel malt er, die Höll und den Tod,
das Paradies, die Engel und ſelbſt Gott,
das macht er durch Farben, dunkel und klar,
mit geheimen Künſten euch offenbar.
Das hebet ſich mächtig durch die Schattierung
nach ſchön entworfener Viſierung.
Er kann euch alles vor Augen bringen,
nicht ſchöner möget ihr je es ſingen.
Wie muß er ſinnen Tag und Nacht!
In Traumgebilden ſein Geiſt ſtets wacht.
Er iſt an Phantaſieen reich
und faſt dem kühnen Dichter gleich;

um alle Dinge weiß er wohl,
wie er sie alle bilden soll:
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
den rühmet die höchste Meisterschaft.

Trotz des Beifalls, den Hans Sachs von den Genossen davon trug, gab sich der Steinmetz noch nicht verloren; er begann wieder:

Du lobst den Maler mir zu sehr,
der Steinmetz bringt uns Nutzen mehr.
Des Malers können wir entraten,
er schafft von jedem Ding nur Schatten:
sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
seine Sonne spendet nicht Schein noch Licht,
sein Obst hat weder Schmack noch Saft
seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
seine Tiere haben nicht Fleisch noch Blut,
sein Wein verleiht nicht Freud und Mut.

Wie er geendet, erhob sich Hans Sachs noch einmal leuchtenden Auges zur Lobpreisung der Malerei und eines längst dahingeschiedenen Freundes:

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
so nenn ich euch jetzt nur der Dinge drei:
Was bewahrt die Geschichte als teures Vermächtnis,
das prägt sie uns ein in unser Gedächtnis:
wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte.
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
des Malers Schrift ihm nicht entgeht;
er lehret, wie Bosheit uns Mißgeschick,
wie Frömmigkeit bringet Ehr und Glück.
Was verscheuchet mehr denn die Malerei
uns der Einsamkeit Tochter, die Melancholei?
sie lichtet der düsteren Schwermut Schmerz,
verkläret das Auge durch Lust und Scherz.
Zuletzt doch jegliche Kunst erkennt
in des Malers Kunst ihr Fundament:
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Hornschneider, Weber, der Werkmeister, keiner

entbehret sie je, weshalb die Alten
sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlte der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell!
Gott hat zu Heil dem deutschen Land
der Künstler manchen mit hohem Verstand
wie Albrecht Dürer uns gegeben,
des Kunst verschönernd schmückte das Leben.
Was er mit Fleiß gesäet, wachs
dem Volk zu reichem Segen, sieht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Alle zollten ihm reichen Beifall, und Ludwig Binder war nicht der letzte. Auch Konrad Nachtigall begrüßte herzlich seinen alten Freund, nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.

A. Hagen: Die Meistersinger. — Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart 1866. — Goedeke und Tittmann: Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig 1876.

18. Ein Schützenfest im 16. Jahrhundert.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Schießen veranstaltet, wo mit Armbrust und Büchse gestritten und ein Glückstopf ausgespielt werden sollte. Aus den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz waren bereits Schützen in Menge eingetroffen, um die fast zwei Monate langen Festlichkeiten mitzubegehen, als sich in der Frühe des 20. Juni noch weitere vierundfünfzig Armbrustschützen aus Zürich auf der Limmat einschifften und abends gegen neun Uhr in Straßburg landeten, um einen Hirsebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeisters zu liefern. Sie zeigten damit, daß sie aus vier Tagereisen eine machen und im Notfalle den Freunden Hilfe bringen könnten, ehe noch ein Brei kalt werde.

Das große Volksfest mit seinem Zwischenspiele, das ein ähnliches Unternehmen der Züricher vom Jahre 1456 wiederholte, ward in mannigfacherweise in gebundener und ungebundener Rede, in deutschen und lateinischen Versen, durch Steininschriften, Mauergemälden und Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und kostbares Trinkgeschirr von den Zeitgenossen gefeiert, um es im Andenken der Nachwelt festzuhalten. Selbst ein Johann Fischart konnte es sich nicht versagen, das „glückhafte Schiff von Zürich" in einem deutschen Gedichte zu verherrlichen; er betrachtete jene deutsche Schützenlust, an der er selbst ohne Zweifel mit der Büchse in der Hand eifrig teilgenommen, als etwas Ernstes und Würdiges, da sie auch politischen und kirchlichen Zwecken diente, und war ungesäumt mit einem heftigen und handgreiflichen „Kehrab" bei der Hand, als ein Spötter mit einem Schmachspruche die Sache zu verunglimpfen wagte.

In der That bildeten die Waffenfeste zu einer Zeit des Genusses und der Verwilderung, die mit der Mitte des Jahrhunderts

über Deutschland hereinzubrechen begann, noch immer eine der hervorragendsten und erfreulichsten Belustigungen des deutschen Bürgers. Sie hatten sich um so freudiger und glänzender erhoben, als die alten Turniere mit dem Zerfallen des Rittertums, mit der durch Erfindung des Schießpulvers umgewandelten Kriegskunst und der steigenden Bedeutung des Fußvolks allmählich zu bloßen höfischen Prunkfesten herabgesunken waren.

Lange hatten die Schützenbrüderschaften, die als ihren Patron den heiligen Sebastian verehrten, mit landesherrlichen Freiheiten begabt, nach eignen Willküren in voller Kriegsrüstung, in Eisenkappe, mit Streitkolben, Picke und Schild den grünen Vogel um einen geringen Gewinn, um eine Hose oder eine zinnerne Kanne oder um ein Stück englisch Tuch, mit der Armbrust von der Stange geschossen und im Norden ihr „Papageienfest" gefeiert, der Schützenkönig mit dem Strohhute, den der Rat gespendet, auf dem Kopfe bei allen Gelagen den silbernen Vogel oder die Ehrenkette getragen und den Schützenältesten der Gildestab geziert. In Körperschaften zusammengeschlossen und in norddeutschen Städten noch weit über das Mittelalter hinaus der alten einfachen Sitte getreu, machten die Genossen die Aufnahme in ihrer Zahl in der Regel von ehrlichem Geschlecht und Herkommen, einem ungetrübten Leumund und dem Besitz des städtischen Bürgerrechts abhängig. Als oberstes Gebot galt gesittetes Betragen und friedliches Verhalten den Genossen gegenüber auf dem Schießplatze wie im Gesellenzelte. Noch immer pflegte man am Sonntage zu Übungen zusammenzutreten und das Fest am Pfingsttage zu begehen; hatte man auch in den evangelischen Gegenden keinen Altar und keine Kapelle mehr in der Kirche, wie in mittelalterlichen Zeiten, so blieb es doch ein feststehender Gebrauch, die Leiche eines verstorbenen Bruders in die Kirche zu führen und feierlich zu Grabe zu tragen. „Wenn aber der Vogel geschossen wird, heißt es in einer niederdeutschen Satzung der Stadt Schleswig vom Jahre 1541, sollen alle Gildebrüder ordentlich und zierlich gehen und ein jeder nach dem Alter und Stand dem Könige auf das Rathaus folgen und daselbst mit den Gildeschwestern, Frauen und Jungfrauen, und geladenen Gästen ohne allen Argwohn, Haß und Zank fröhlich sein, mit Lust und Freude sich ergehen, und zu solcher Versammlung und Gastmahl soll der König den Gildebrüdern, Schwestern und dazu geladenen Gästen geben eine Tonne Kakebille (Bier), zwei Schinken Speck, für sechs Schilling Brot, zwei Lammsbraten und vier Pfund Butter: wer mehr gibt, der bricht in der Gilde sechs Tonnen ungebrauten Bieres, und wer mehr trinken

will, soll besonders bezahlen. Wer aber den Vogel abschießt, der gewinnt zwei Ellen englischen Tuches und soll den Vogel alle Sonntage und hohen Festtage bei Verlust einer Tonne Bier sichtbar tragen. Wenn der König an den Feiertagen ins Gelage kommt und sitzt mit zwei Brüdern und trägt den Vogel, so sollen sie ihn freihalten; hat er aber den Vogel nicht, so hat er der anderen Zech und Gelag zu zahlen."

Im Gegensatz zu diesen einfachen Verhältnissen war mit dem 16. Jahrhundert fast überall in den größeren Städten Süddeutschlands eine desto größere Wandlung der Schützenfeste eingetreten, je mehr sich der aufstrebende Bürgerstand der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigte und der Adel wie die Fürsten sich mit ihm zu großen Schützenübungen zu vereinigen begannen. Nicht nur, daß die Landesherren die Gründung von Schützengesellschaften selbst in die Hand nahmen, sie begabten dieselben auch häufig mit besonderen Gerechtsamen, befreiten den Schützenkönig z. B. für das ganze Jahr von öffentlichen Lasten, ordneten selbst große Feste an und suchten durch Aussetzung von Preisen die Lust und den Eifer für derartige Übungen zu erhöhen.

Die Fürsten kamen mit Hunderten von Dienern und Pferden; Grafen und Herren erschienen mit stattlichem Gefolge und standen einträchtig neben den Vertretern der Städte. So trat der ursprüngliche Zweck der Gilden, den Bürger für den Krieg tüchtig und geschickt zu machen, nach und nach gegen das persönliche Interesse, das sie den Teilnehmern gewährten, zurück, und ein übermäßiger Aufwand machte sich bald so sehr fühlbar, daß sich eine Reihe von Fürsten bereits im Jahre 1523 bei Gelegenheit eines Armbrustschießens in Bruchsal dahin einigte, alle Jahr ein Fest zu veranstalten, aber nur mit 26 Pferden dabei zu erscheinen, nicht mehr als acht Gerichte auf der Fürstentafel zu dulden und alles Zutrinken zu meiden.

Trotz aller Wandlungen, die mit den Schützenfesten vor sich gegangen, war ihr Wert für die damalige Zeit doch nicht gering anzuschlagen. Bildete schon die Verbindung aller waffenfähigen Bürger einer Stadt eine in ihren Folgen wohlthätige Einrichtung, insofern sie ein festes Band in allen Lebensverhältnissen um die Genossen schlingen mußte, so wurde sie durch die Teilnahme von Schützen anderer Städte an der gemeinsamen Übung auch ein mächtiger Hebel zu wechselseitigem Verkehr nach allen Richtungen des Lebens. Gegenseitiger Austausch von Ideen und Erfahrungen mußte doppelt fördernd sein in einer Zeit, wo der Strom der Kultur noch

Mühe hatte, sich durch die gezogenen Schranken sein Bett zu reißen. Daneben bildeten die Schützenfeste ein beliebtes Mittel, der Politik nachzuhelfen und ihr Nachdruck zu verleihen; auf dem Schießplatze wurden gemeinsame Angelegenheiten besprochen, selbst Reden gehalten, die auf die öffentlichen Verhältnisse Bezug nahmen.

Ward ein Schießen ausgeschrieben, so wurden in der Regel zugleich die näheren Bestimmungen mit verkündet. Gedruckte Briefe meldeten alle Veranstaltungen, die man zu der Feier getroffen, verzeichneten die Zahl der ausgesetzten Preise und unterließen fast niemals denjenigen, der aus weitester Entfernung herangezogen kam, noch besonders zu bedenken. Überall war man bemüht, so viele Schützen als möglich mit Preisen zu versehen; der beste Schuß jedes Rennens, der „Zweckschuß", erhielt seinen Preis, wie derjenige, der die meisten Schüsse am Nagel gethan; die Hauptgewinne aber waren für die ausgesetzt, denen am Ende des Schießens die meisten Zirkelschüsse zusammengerechnet wurden. Welche die gleichen Schüsse gethan, hießen Ritterschützen und mußten um den Preis noch miteinander ein Stechen versuchen. Da konnte denn einer wohl einen Widder, einen Ochs, ein Pferd als Hauptpreis oder als Nebenpreis einen kleinen Becher, eine Silberschale, einen Gürtel, eine Armbrust und namentlich Stoff für ein Paar Hosen davontragen. Später lockten ihn meist Geldpreise an, die, bis auf 101 Gulden steigend, oft jedoch nicht in Geld, sondern in besonderen Festmünzen oder Medaillen von der verschiedensten Größe und Gestalt den Siegern ausgezahlt wurden. Noch immer aber erhielt der letzte Schütz, der auf einen Gewinn Anspruch machen konnte, außer der kleinsten Geldprämie unter vielen Glückwünschen eine Sau und eine Fahne mit dem Bilde derselben, die er auch beim Einzuge unter Hohn und Gelächter in die Stadt führen mußte.

Nicht weniger teilten die Schützenbriefe über die Größe der Scheiben, die Stärke und den Umfang des Bogens, die Schwere der Kugel, die Anzahl der abzugebenden Schüsse (12—40) wie über die Entfernung des Schützenstandes von der Scheibe genaue Bestimmungen mit, wobei die Länge des üblichen Maßes in schwarzer Linie dem Briefe aufgedruckt ward oder die eigne Breite desselben als Maßstab für eine halbe Elle galt und ein aufgeklebter Pergamentenring die Stärke der erlaubten Bolzen bezeichnete. Wie der Schütze beim Beginn des Festes einen Geldbeitrag erlegen sollte, dessen Höhe bis auf zwölf Reichsthaler steigen konnte, so war er auch verpflichtet, seine Waffen sowie Bolzen und Kugeln von Beamten, welche die gut befundenen durch eine Inschrift kenntlich mach-

ten, besichtigen zu lassen. Über die Art des Schießens gibt ein Schützenbrief von Halle aus dem Jahre 1560 belehrende Aufklärung. Es sollte danach jeder Schütz mit schwebenden Armen ohne allen Vorteil, die Büchsenschützen mit abgetrennten Ärmeln schießen, die Armbrustschützen auf einem freien Stuhl oder Schemel, ohne sich anzulehnen, sitzen. Ein Zeiger, der bei jedem Umlauf eins, zwei, drei schlug, gab den Augenblick des Schusses an. Wer dann säumte und erst nach vier Schlägen schoß, dem sollte sein Schuß nicht angerechnet werden.

Schoß man nicht nach dem grünen Vogel, wie in Norddeutschland die Regel war, so ward die Zielstatt namentlich für den Armbrustschützen oder Stahlschützen vielfach geschmückt, als Holzbau mit Türmen und Stockwerken, mit Triumphbögen, einem Tempel mit Kugeltürmen, mit Wappen und Figuren, ja zuoberst mit einem künstlichen Uhrwerk geziert, worauf eine bewegliche Uhr stand, die Fortuna auf einer Kugel darstellend.

Neben den beiden Arten von Wettschießen pflegte man auch offene Spiele zu veranstalten. Man stieß mit Steinen, sprang und lief um kleine Preise, woran Gesellen und auch Frauen sich beteiligten; selbst Rosserennen kam schon vor, und Ringen und Tanzen erhielt seine Auszeichnung, in Augsburg gewann im Jahre 1508 gar derjenige einen Preis, der dem Volke die größte Lüge zu erzählen wußte. Früher spielte bei dem Freischießen auch der Glückstopf oder die Glücksfahne eine Rolle, und nicht leicht ward ein Fest ohne dieselben angekündigt. Auf dem großen Schießen zu Hof im Jahre 1540 befanden sich fünfundzwanzig Gewinne darin, „etliche silberne Becher, sechshalb Elle schwarz lundisch (englisches) Tuch, ein rotsamtener Gürtel, mit Silber beschlagen, sechs Ellen Doppeltaffet, ein Stoßdegen, mit Silber beschlagen.“ Der 23. Gewinn hieß hier „Sau“ und bestand in drei Ort an Gold; den 24., eine Flasche für zwölf Groschen, erhielt, wer die meisten Zettel gelöst, den 25., eine zinnerne Flasche von gleichem Wert, wer den letzten Zettel gezogen hatte. Außerdem waren noch Buden aufgeschlagen, in denen Silbergeschmeide, goldene und seidene Borten, allerlei Messinggerät und Zinn die Fremden zum Würfeln anlockten. „Bei diesen Buden da lief jedermann zu, spielte und suchte sein Glück, beides Manns- und Weibspersonen, Knaben und Mägdlein, und wurden dreihundert Gulden in die Brendten (d. h. beim Würfeln) verspielt.“ Während des Schießens hielt man die Schützen überall frei; „auf den Wiesen ward gesotten und gebraten, Wein und Bier geschenkt; allezeit schaffte man Bier und Brot hinaus, da

aßen sie Vesperbrot und tranken, so viel sie wollten, auch andere, so zu ihnen hielten, und solches ohne alle Bezahlung." Abends am Schlusse des Festes fand dann auch hier eine ehrliche Mahlzeit statt mit Wein und Bier, und die vornehmen Bürgertöchter sammelten sich zum Tanz, damit es nicht an Fröhlichkeit und ehrbarer Kurzweil mangele.

In der inneren Einrichtung der Schützengesellschaften hatte sich noch manches von ihrem ursprünglichen Zweck, der in der Vorübung zum Kriege lag, bis in diese Zeit erhalten. Da gab es noch immer Hauptleute, Leutenants, Fähndriche, aber auch Kleinodienmeister, welche die Schützenbecher zu verwahren hatten; neben alten mittelalterlichen Gestalten wie Spruchdichtern und Spielleuten traten Narren auf, deren Späße zur besonderen Ergötzlichkeit der Feste dienten. In ihrer Schellentracht, die ursprünglich von christlichen Priestern wie von weltlichen Großen bis ins 15. Jahrhundert hinein als Auszeichnung getragen war, mit geschorenem Kopf, in der Kappe mit Eselsohren oder dem Hahnenkamm und mit dem Kolben ausgestattet, waren sie überall zu finden und erregten nur zu oft den Neid der Dichter wegen ihrer Gewinnsucht:

Gewinnt einer schon den besten Fahnen,
so trägt der Gauch viel mehr von dannen;
er kann allweg das Best erschnappen,
das gewinnt er mit seiner Narrenkappen.

Außer ihnen bildeten auf allen Schießfesten die Pritschenmeister eine eigentümliche Erscheinung, die in gewisser Weise die Rolle der Herolde bei den Turnieren fortsetzten. Von ihrem Werkzeug, einem klatschenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Messing so benannt, ahnten sie mit den Schlägen der Pritsche die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielten auch die Zuschauer in Ordnung. Auf dem Festplatze war oft zwischen Buden und Zelten ein „Rabenstein" errichtet, „worauf man die, so es verdient, es wären gleich Adelspersonen, Schützen, Bürger oder Bauern, gestrafet und ihnen die Pritschen geschlagen hat." Da es der Fröhlichkeit solcher Feste angemessen war, daß auch die Zucht- und Strafgewalt, so weit als möglich, nur ein scherzhaftes Gepräge trug, stellte der Pritschenmeister zugleich auch den Lustigmacher der Gesellschaft dar. Pries der Herold einst die Großthaten der Wettkämpfer auf den Turnieren, so hatte der Meister jetzt die Mißgriffe der Kämpfer zu verspotten. Um auf die Festlichkeiten,

denen er diente, Spruchgedichte verfertigen oder bei Abstrafungen herkömmliche oder aus dem Stegreife verfaßte Verse hersagen zu können, mußte er stets reimfertig, gewandt und geschickt sein und daneben niemals einen guten Trunk verschmähen. Wie früher die Herolde, so pflegten sie ihre Kunst anzupreisen:

Ich Johan Holand,
ein ernholt, weit erkannt
von sechs sprachen, die ich kan,
latein, deutsch und holan,
französisch und engelisch,
daneben guot ungarisch,
geborn aus Baiern zu Ekhenfelden,
ich hab mein tag gefastet gar selten,
denn von natur iß ich gern frue
und, ob's mich lüst, drink ich dazue.

Besonders fleißig zeigte sich damals in diesem Fache Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg; als ein erfahrener Meister besuchte er, eingeladen oder selbst seine Dienste anbietend, die bedeutendsten Schießen seiner Zeit, ward bei denselben angestellt und beschrieb sie dann mit mäßigem Humor in Reimsprüchen, die er den Veranstaltern der Feste und den vornehmsten Teilnehmern überreichte. Da die Pritschenmeister überall, wo Fürsten und Adel dem Schießen beiwohnten oder dasselbe ausschrieben, die Heraldik zu ihrem Berufe rechneten, so schmückte Flexel auch seine Bücher mit Bildern und Wappen aufs schönste aus. Vielleicht aus einem alten Heroldsgeschlecht stammend, nun aber, wie er bescheiden von sich sagt, „ein einfältiger Pritschenmeister", rühmt er doch von sich, daß der Adel ihn gut kenne, und richtet auch sein Absehen durchaus darauf, sein Werk den Herrschaften, denen es gewidmet ist, mundgerecht zu machen, um den gebührenden Lohn zu empfangen.

Eine seiner Beschreibungen mag uns ein Bild von einem fürstlichen Freischießen jener Zeit geben.

Zu der Zeit, als man eifrig mit dem Plane beschäftigt war, die evangelischen Fürsten und Stände zu einer neuen Unterschrift des augsburgischen Bekenntnisses und zu einer festeren Verbrüderung dem Tridentiner Konzil gegenüber zu gewinnen, schrieb der Herzog Christoph von Würtemberg ein großes Stahlschießen aus, um unter Schützenlust und heiterem Vorwande ernste Verhandlungen zu pflegen. Weit hinaus in die deutschen Lande, selbst in die Eid-

genossenschaft hinein gingen die Schützenbriefe, um vor allem die evangelischen Reichsstädte, Fürsten und Stände auf den 23. September 1560 nach Stuttgart zu einem Freischießen einzuladen. Als ersten Preis hatte der Herzog hundert Dukaten ausgesetzt, während die Schützen einen Dukaten einlegen sollten. Eben befand sich Lienhard Flexel auf dem Wege nach Kolmar, wohin man ihn auf ein Büchsenschießen geladen, als er einen alten Mann traf, der ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigte und ihm riet dorthin zu ziehen. Flexel ließ sich überreden und brach mit seinem Sohne gen Stuttgart auf. Aus seiner Beschreibung sieht man, daß er daran wohlgethan, denn er weiß Stadt und Land nicht genug zu rühmen.

Zu Stuttgart steht ein fürstlich Haus, überaus wohl gebaut, mit welschen Gängen und weiten Schnecken. Flexel steigt dieselben hinauf und kommt in einen langen großen Gang mit schönen steinernen Säulen, aus denen man in alle Zimmer gelangen kann. Im Rittersaale findet er einen Herrn, den er gesucht, einen von den vier Ordnern des Festes, die der Herzog aus dem Rate der Stadt bestellt. Bald lockt ihn aber der Kredenztisch an, besetzt mit goldenen Pokalen, aus denen er mit Vergnügen den ihm dargebotenen Wein trinkt. Auch zahlreiche silberne Schüsseln, viel tausend Gulden an Wert, sind vorhanden, auf die man die Speisen legt. Eine weite Schnecke geht er hinab und gelangt dann in einen großen Saal mit weitem Thore, worin bei neunzig bedeckte Tische stehen, an denen das Hofgesinde speist. Nie hat er eine größere Türnitz (Zimmer) gesehen; mit Roß und Wagen könnte man hineinfahren. Die Wißbegierde treibt ihn indes weiter, besonders trägt er nach dem Keller Verlangen, wo er denn auch die großen Fässer, deren Boden er nicht erreichen kann, wohl zu probieren nicht unterläßt. Vom Keller geht er in die Küche und schaut nicht ohne Lüsternheit, wie dort Wildbret, Kapaunen, Hühner und Hennen, Fische, Krebse und Gänse mit schwarzem Pfeffer und eine Spansau gebraten werden; der seltsamen Gerichte sind so viel, daß er auf eine Beschreibung verzichtet. Daneben ziehen die Gerätschaften, eiserne Haken, Kessel, Pfannen, wie die schönen Löffel seine neugierigen Blicke an; frisches Brunnenwasser sieht er aus einer Säule laufen und Hirsche, Rehe und wilde Schweine auf dem Hofe umherliegen. Alsdann begibt er sich in den fürstlichen Lustgarten, wo das Schießen abgehalten werden soll. Vor dem Thore stehen viele Trabanten mit Spießen und Hellebarden; am Eingang befindet sich eine künstliche Mühle, aber er sieht kein Wasser und

hört kein Rad, erst als er ganz nahe tritt, vernimmt er Geräusch. Dann fesselt das fürstliche Lusthaus mit seinem schönen Saal, seinen welschen Kaminen und Gemälden seine Neugierde, und auch den Irrgarten nimmt er in Augenschein. Derselbe hat schöne Gänge und gewölbte Bogen, alle überwachsen und bezogen mit Blumen und welschen Bäumen; in der Mitte ist ein Vogelhaus mit eisernen Gittern, worin Vögel ein- und ausfliegen. In den wohlgepflegten Wintergarten mit welschen Bäumen und dem Vogelherd kann er zu seinem Leidwesen nur einen Blick werfen, denn er muß eilen, um zu den drei Schießbergen zu gelangen, die man für das Fest hergestellt hat. Sie sind schön bemalt, mit dem fürstlichen Wappen geschmückt und mit goldenen Knöpfen, worauf die Fahnen stecken, auch mit Schranken und Zielhäusern, dahinter die Zieler sich bergen können, und anderem Zubehör wohl versehen. Besonders der mittlere nimmt sich stattlich aus; er ist mit Kupfer bedeckt, Glocken hängen daran, auch sieht man eine Uhr angebracht. Dann wird das Schießhaus mit seinen Sälen für Fürsten und Herren besichtigt; die fürstliche Rüstkammer enthält die Stähle und eine Menge von Stühlen, mit Samt oder schwarzem Tuch überzogen. Hinter dem Hause dehnt sich ein Irrgarten aus mit einem Sommerhäuschen, unter dem sich ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel befindet, worauf man mit Steinen schießen kann.

Vor einem der drei Thore des ringsummauerten Gartens stehen zu beiden Seiten viele schöne Krambuden, unter denen Flexel sich fast verirrt; Samt, Seide, goldene Borten, Silbergeschirr u. a. gibt es hier zu kaufen, auch Küchen sind aufgeschlagen sowie zwei schöne Zelte, das eine für die „Provosaner", welche die Nacht über wachen, das andere für die Würfelbrette, wo man sein Geld loswerden kann. Daneben liegt der Kegelplatz, wozu auch Gewinne gegeben sind, so wie der „Hahn", wo es oft lächerlich genug zugeht. Die Preise hängen überall dabei. Auch die beiden anderen Schießberge enthalten manch Sehenswertes, vor allem eine lange Hütte, worin geschossen werden soll. Alsdann wirft er noch einen Blick auf die „Pritschenbank", wo er seine Kunst zeigen soll, aber mehr ziehen ihn zwei Gezelte mit Tischen und Bänken an, worunter nachher ein guter Vespertrunk gereicht wird.

Am bestimmten Tage, Montag den 23. September, sind die Schützen mit Macht eingezogen. Große und kleine Reichsstädte haben ihre Genossen gesendet: Straßburg 14, Augsburg 17, Worms 4, Nürnberg 24, Stuttgart 27, Tübingen 10; Regensburg, Frankfurt, Speier, Hagenau, Lindau wie Zürich, Basel,

Schaffhausen, St. Gallen, Mühlhausen, München, Ingolstadt, Landshut, Freisingen, Passau, Ens, Ansbach, Heidelberg, Freiburg und manche andere sind nicht weniger vertreten; 14 Grafen und Herren, 40 von der Ritterschaft und dem Adel wollen das Spiel verherrlichen helfen. 505 Schützen werden in ihre Herbergen geleitet, wo man ihnen alle Zucht und Ehre erbietet. Abends reiten die Fürsten ein: der Kurfürst, Pfalzgraf Friedrich samt seinem Sohne Johann Kasimir, mit ihnen Johann Wilhelm, Herzog von Sachsen, Herzog Reichart, Pfalzgraf am Rhein, und Philibert, Markgraf zu Baden. Zwei andere Fürsten, Herzog Karl und Markgraf zu Baden und der junge Pfalzgraf Johann Georg, haben sich verspätet und treffen erst bei dem Nachschießen ein. Herzog Christoph reitet den Fürsten mit seinem Adel und den reisigen Knechten entgegen, von seinem Sohne Eberhard begleitet, und führt sie in sein Schloß, wo ein jeder sein eignes Zimmer erhält. Der Adel bringt ihnen Wasser auf die Hände, dann setzt man sich zum Nachtessen und wird von edlen Knaben mit Windlichten auf die Schlafgemächer geleuchtet.

Am Morgen läßt man ausrufen, daß die Schützen sich zur Wahl der „Neuner" sammeln sollen, und zieht nach der Morgenandacht aus dem Schlosse in den Garten, wohin außer Trabanten vier Trompeter und drei Spiele von Trommlern und Pfeifern den Zug begleiten. Sie sind von Leonberg, Pforzheim und Göppingen eigens zu dem Feste verschrieben und ausgekleidet, da der Herzog infolge der damaligen Einrichtung des Aufgebots gewöhnlich nicht damit versehen war. Ein fürstlicher Rat verliest die Artikel und verkündet den Burgfrieden. Dann schreitet man zur Wahl der „Neuner", der Preisrichter, denen allein die Entscheidung über die Kunst der Schützen zustand. Den ersten wählen die Fürsten, den zweiten Ritterschaft und Adel, den dritten die Reichsstädte, den vierten die Fürstenstädte, die übrigen der Herzog aus den Räten der Stadt Stuttgart. Die Erkorenen nehmen sofort die Dienerschaft an, bestellen Schreiber, Bolzenträger, Zieler, Messer und Pritscher. Anfangs sind von den letzteren nur drei auserwählte Meister gegenwärtig, darunter auch Flexel und sein Sohn. Nachher finden sich aber noch viele Pritscher ein, die ihre Eifersucht erregen:

die wollten all sein in dem Spiel,
der Pritscher waren schier zu viel,
der nie keinem Schießen war nachzogen.

Hatte alsdann der Herzog die Neuner mit schönen neuen Hofkleidern aus Londoner Tuch und auch die Diener, die der Hofmarschall und der Haushofmeister in Pflicht genommen, auf „lundisch“ ausstatten lassen, so traten jene zusammen, um das Schießen zu ordnen, und bildeten sechs Viertel, von denen jedes seine Fahne, nach Farben verschieden, erhielt. Wegen des Anschießens ward gelost. Am Donnerstag begann das Fest, und die Fürsten unter roter Fahne machten den Anfang. Zwei schöne Scheiben sind dazu aufgesteckt, und jeder muß 24 Schüsse thun. Dazu werden die Bolzen ausgeschrieen und eingeschrieben im Beisein der Neuner, die großen Fleiß anwenden, daß keinem Unrecht geschieht.

Während des ganzen Festes übt der Herzog die vollste Gastfreiheit und läßt jeden Tag zwei der Viertel zu Morgen und Abend ins Schloß laden, wo sie mit dreizehn Gerichten gespeist werden. Den Anfang machen die „Neuner“; sie ziehen mit Trommeln und Pfeifen aufs Schloß, erhalten sechzehn Gerichte und trinken aus goldenen Bechern; keine Kurzweil wird gespart, und der Kuchelmeister trägt selbst auf. Überall tritt uns noch eine patriarchalische Stellung des fürstlichen Wirtes entgegen; er verkehrt mit allen in gleicher Weise, der einfache Bürger wie der vornehme Ritter steht ihm gleich nahe. Wohl behauptet der Hof seine Etikette, der Adel hat das Vorrecht, den Fürsten Handwasser zu reichen, Windlichte vorzutragen, mit dem Frauenzimmer in das Lusthaus zu fahren, aber dabei steht er als solcher meist außerhalb des Schießens und hat lediglich nur die Vorrechte des Hofdienstes.

Am Sonntag hält der Fürst ein Laufen, wozu ein „lundisch“ Paar Hosen, ein Wams und ein schöner Hut mit einer Feder als Preise ausgesetzt sind. Auch Flexel beteiligt sich an dem Wettkampfe, gewinnt aber zu seinem großen Leidwesen nichts. Danach beginnt das Fechten im Schloßgarten, dem neugierig die Fürstin mit ihren fünf Töchtern aus den Fenstern des Lusthauses zuschaut. Ein Wams von lauter Tafft gibt der Herzog zum besten, auch läßt er dem Sieger zu jeglicher Wehr zwei Thaler reichen; doch Flexel hält es nicht der Mühe wert, darum zu kämpfen.

Nach dem Fechten geht es wieder ins Schießhaus, wo man den Schützen wacker einschenkt:

Mir war gar wohl mit diesen Dingen;
kehrten die Becher das Unter über sich,
das war fürwahr ein Spiel für mich.
Gut Äpfel und Birnen lag'n daneben,

gar gut frisch Nuß thät man auch geben,
darauf da schmeckt ein Trunk gar wohl,
seit ich die Wahrheit reden soll,
dann welcher gewinnt, der lebt in Saus.

Hierauf sammelt sich alles zu einem Umzuge; unter Vortritt der Pritscher mit ihren Kolben, der Trompeter und im Gefolge der Neuner tragen hundert weißgekleidete Knaben, mit goldenen Ketten und schönen Schnüren geziert, schwarze und gelbe, mit Wappen geschmückte Fahnen, darunter auch die Ritterfahnen, die nächsten nach dem Hauptpreise, sowie eine Stange, woran die Beutel mit den Gewinnsten hängen. Die letzte ist die Pritschenfahne. So geht der Zug nach der Stange, worauf die Fahnen gesteckt werden. Voll Erwartung sind die Schützen, was jeder gewinnen werde. Um den ersten Preis, eine große seidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die hundert ungarische Dukaten stehen, müssen zwei Männer noch besonders fechten. Wendel Stettner aus Nürnberg gewinnt den Preis und erhält von dem Fürsten noch außerdem einen samtnen Seckel geschenkt. Der zweite Preis, ein Seckel mit fünfzig Gulden, fällt Melchior Straub von Dingdorf zu. Auch den anderen Siegern überreichte man mit dem Gelde die Fahne, die man als Beweis erprobter Kunstfertigkeit in die Heimat mitnahm und auf der Schützengilde oder dem Rathause aufzubewahren pflegte. Zuletzt erschien, von dem Marschall, vier Trompetern und zwei Grafen geleitet, die dreizehnjährige Tochter des Herzogs, Jungfrau Hedwig, um der Hofsitte gemäß dem Vornehmsten der Gesellschaft, dem Kurfürsten von der Pfalz, einen schönen Kranz von Gold und Perlen aufzusetzen.

Noch war ein Nachschießen in dem Ausschreiben angesagt, wobei ein Ochs, dreißig Gulden an Wert und mit einer kostbaren Wappendecke bis auf den Boden verhüllt, das Beste sein sollte. Ein Gulden ist das Leggeld auf fünfzehn Schüsse; von drittehalb hundert Schützen, die um den Preis ringen, gewinnt ihn Peter Spieß von Neuenstadt an der Hardt mit neunzehn Schüssen.

Mit großen Ehren werden die Schützen verabschiedet, und dann treten die Neuner vor den Fürsten, um ihm gebührendes Lob und reichlichen Dank für Speise und Trank abzustatten:

und wolltens auch ihren Kindern sagen,
daß sie bei allen ihren Tagen
kein köstlicheres Schießen hant gesehen.

Selbst die Knaben, welche die Fahnen getragen, singen sein Lob; sie werden auf den Hof geführt, wo der Fürst ihnen mit Speise und Trank ein Gedächtnis macht:

und hatten gar ein fröhliches Leben,
einem jeglichen hat man sein Besoldung geben;
der Fürst thäts ihnen aus Gnaden schenken,
über hundert Jahr werdens sein gedenken.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart 1876. — Brückner: Das große Schießen zu Hof. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 1858. — A. Sach: Geschichte der Stadt Schleswig. Schleswig 1875.

19. Der Student des sechzehnten Jahrhunderts.

Das ganze Reformationszeitalter kennzeichnet ein lebensfreudiger Zug, und inmitten dieser allgemeinen Richtung ist die religiöse Bewegung nur eine einzelne Erscheinung; nicht sie allein bildet den großen Gegensatz zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit, sondern der neue Grundsatz der unendlichen Berechtigung des menschlichen Geistes und des diesseitigen Lebens. Eine solche Richtung mußte eine durchgreifende Änderung aller Anschauungen mit sich bringen und damit auch den Geist des akademischen Lebens umwandeln. Wie eine Frühlingssonne schien die heitere Weltlichkeit, welche die Vertreter der klassischen Studien verkündigten, in die düsteren Gänge und Höfe der Kollegiate und ließ die schwarzbraunen Insassen derselben lebhafter als je zum Spaziergang in bunten Modekleidern Verlangen tragen, lauter und lauter denn je die Zither schlagen, häufiger zu Spiel und Tanz ausziehen und fleißiger vor den Fenstern der Bürgerstöchter Parade machen. Es waren junge Leute in verjüngter Zeit und darum doppelt frisch und jugendlich.

Wie wenig nach den klösterlichen Bursengesetzen, wie munter und weltlich klingt es, wenn Rollenhagens „Froschmeuseler“ wohl von Wittenberg, wo der Dichter kurz nach der Mitte des Jahrhunderts studierte, erzählt:

Wie auf den Schulen die Studenten
baden und tauchen gleich den Enten,
schwimmen künstlich wie Gäns' und Schwanen,
fischen, fahren in Schiff und Kahnen,
fechten, schlagen Ball, springen's Kleid,
wissen von keiner Traurigkeit,
singen auch ihre vielstimmigen Reigen
in Pfeifen, Zithern, Lauten und Geigen
fein kunstreich nach der Musen Art:
kein fröhlicher Volk erfunden ward.

Und wie überaus anmutig ist der Eindruck geschildert, den die flotte und dabei artige Weise der feiner gesitteten unter den damaligen Studenten auf das schöne Geschlecht machte, wenn wir in dem Liede: „Ach Mutter, liebste Mutter mein", die Goldschmiedstochter den Antrag, einen Kaufmann zu freien, mit folgendem Preis der studierenden Welt ablehnen hören:

Ich acht keine reiche Tag oder viel Geld,
der Student mir besser gefällt,
niemand soll mich abwenden
wohl von der ehrlichen Brüderschaft,
die allenthalben wird groß geacht't
in allen Landen und Stätten.

Der Studenten Weise gefällt mir wohl,
denn sie sind aller Ehren voll,
mit Zucht sind sie gezieret.
Daneben sie viel Tugend han,
mannichfalt übertrifft ihre Gestalt,
den Ruhm muß man ihnen geben.

Ach wenn sie kommen spazieren daher,
so leuchten sie wie der Morgenstern!
Wem thun sie doch nicht gefallen!
Wem ist nicht lieb ihr Lautenschlagn,
wenn sie daher modieren gan
mit Saitenspiel und Schalle?

Den Studenten geb' ich allein den Preis,
ihnen singe ich Lob mit allem Fleiß,
sie führen ein zartes Leben.
Bei den Studenten ist gut sein,
mit Worten können sie scherzen fein,
lieblich und freundlich reden.

Hatte sich schon früher in dem Thun und Lassen der hohen Schulen trotz aller Verbote und wiederholter Unterdrückung immer aufs neue die Lust an weltlichen Freuden eingeschlichen, so war sie jetzt für die Vorsteher und Leiter unüberwindlich geworden. Bis dahin den Studenten etwas angenehmes Verbotenes, ward sie ihnen nun ein Natürliches und Erlaubtes; war sie bis jetzt bei Nacht und Nebel durch ein Hinterfenster ein- und ausgestiegen, forderte sie nunmehr, daß man ihr bei hellem Tage die Hausthür offen halte.

Der Geist der Freiheit, der in diesen Tagen den einheitlichen Bau der Kirche sprengte, die Mönche ihrer Gelübde entband, sich gegen alte Autoriäten auflehnte und selbst den gedrückten Bauer versuchen ließ, seine Kette zu brechen, der Geist der Gleichheit vor Gott, der alle zu Priestern erklärte und auch den Armen mit Selbstgefühl erfüllte, ergriff auch mit Macht die Lehrlinge und Gesellen der gelehrten Zünfte, gab ihnen eine stolzere Haltung und verdoppelte in ihnen neben dem natürlichen Hang zum Schwärmen in die Ferne hinaus, der den fahrenden Schüler beseelte, die ebenfalls der Jugend eigne Neigung zu unbotmäßigem Gebahren und keckem Auftreten. Der klösterliche Zwang der Bursenregeln ließ sich nicht mehr aufrecht halten; von Jahr zu Jahr mehrten sich die Ausnahmen, die man gestatten mußte, und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren die Bursen der meisten Hochschulen entweder eingegangen oder, soweit sie öffentliche gewesen waren, zu bloßen Versorgungsanstalten für den ärmeren Teil der Studierenden umgewandelt. Die inzwischen neuentstandenen Universitäten hatten deshalb auch derartige Gründungen meist gar nicht mehr ins Auge gefaßt.

Wie dem Herbergszwang, so machte die neue Zeit auch dem Zwang der scholastischen Übungen ein Ende. Erst einzeln, dann in Menge blieben die Scholaren von den dürren Disputationen der alten Magisterschaft fern und liefen den „Poeten" oder den neuen Schulmeistern zu, um gutes Latein und das vornehme Griechisch zu lernen. Aus dem niederen Volke heraus strömte es in Gestalt von kleinen bettelnden Schützen und alten handwerksburschenhaften Bacchanten nach derselben Richtung.

Der Protestantismus war die streitende Kirche jener Zeit; auch die Studenten, die sich ihm anschlossen, hatten an diesem Verhältnis teil, ganz besonders aber, wie sich bei der raschen und unüberlegten Jugend von selbst versteht, an den Schattenseiten und Ausschreitungen derselben. Wohl begleiteten sie mit hellem Jubel Luther in Wittenberg vor das Elsterthor, als er die päpstliche Bulle zu verbrennen ging, aber ebenso frisch waren sie mit Aufständen bei der Hand, wenn es nur gegen vermeintliches Unrecht anzulaufen, nur angemaßte Freiheiten zu verteidigen galt. Zahlreich wagten sie sich als tapfere Prädikanten aus der nordischen Tiefebene hinauf in den katholischen Süden, um hier dem Volke die evangelischen Lehren zu verkündigen, aber nicht weniger zahlreich kühlten sie ihren Mut in Raufereien unter einander, in Zusammenstößen mit Bürgern und Bauern, in Störungen von Hochzeiten, in Fenstereinwerfen und nächtlichem Toben und Tumultuieren. In Tübingen schlugen sie sich des

Nachts unter einander mit Degen, verbotenen langen Schwertern, und Hellebarden, lieferten der Scharwache Scharmützel, störten den katholischen Gottesdienst in den Nachbardörfern, warfen einem Kardinal, der die Stadt besuchte, die Fenster ein oder verschanzten sich in ihren Häusern mit Büchsen, während die Bürgerschaft auf dem Markt mit Wehr und Waffen zusammen trat, und ähnlich ging es überall. In Erfurt war gar 1510 ein Student, der Kirchenraub verübt und gehängt werden sollte, von seinen Genossen unter großem Hallo und Gelächter des Volkes samt Leiter und Gürtel, in dem sich der Lohn für die Hinrichtung befand, unmittelbar vom Galgen entführt und in Sicherheit gebracht.

Aber noch niemals vorher hatten die Chronisten der Universitätsstädte so viele und so schwere Gewaltthaten, Totschläge und Friedensbrüche zu verzeichnen gehabt als in der ganzen zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wobei fast immer der Adel den Reigen führte. Manche Professoren leisteten dabei den Studenten, die bei ihnen Wohnung und Kost genommen, oft Vorschub, und selbst die obersten Universitätsbehörden sahen häufig durch die Finger und nahmen Partei für die Frevler gegen die städtische Ordnung, um ihre hohe Schule nicht in den Ruf zu großer Strenge und dadurch in Abgang zu bringen.

War schon früher unter den Studenten scharf getrunken und hatte der humanistische Professor, der rotbärtige Zecherkönig Eoban Hesse in Erfurt, ihnen mit hocherhobenen, auf einen Zug geleerten Pokal zur Nachfolge gewinkt, so erscheint doch, je weiter wir uns von der Reformation entfernen, mit den Saufturnieren der Fürsten und des Adels alles frühere Zechen der Studenten nur als ein Kinderspiel. Fechtübungen und Duelle, Lärmen und Toben, Tanzen und mit Würfeln spielen, aller Welt Trotz und Fehde bieten, mit dem Bürger anbinden, mit dem Bauer draußen, „dem groben Filz", Händel suchen, das war es, was mehr als eine der deutschen Universitäten in diesem lebensvollen, mächtig aufgeregten, kampfbereiten Jahrhundert zuzeiten eher wie ein Feldlager als eine Stätte stiller Studien erscheinen ließ. Wie prächtig keck und trutziglich klingt es, wenn diese Studenten, das Barett auf dem Ohr, den Degen an der Seite, in die Welt hinaus singen:

Frisch auf mit tausend Freuden,
wer's mit der Feder kan!
Wir wellen manchem laiden,
was er uns hat getan.

Wir wellen's ihnen sagen,
daß sie vorhin wol wist:
Den Nächsten well wir schlagen,
kommt er auf unsern Mist.

Wir wellen nit mer leiden
den großen Übermut,
den gegen uns tut treiben
ein jeklich grober Filzhut.

Darumb, ihr lieben Brüder,
last's euch bevolhen sein!
Last's euch sein bester lieber
und schlagend tapfer drein.

Dazu helf uns Fortuna
und das ganz Firmament,
ut fiat illi bona,
der sich nennt ein Student.

Studenten Art ist kluge,
vil edler als das Gold,
darumb seind sie nit fuge
kain groben Paure nit hold.

Das Liedlin ist gesungen
von einem Studenten sein;
es hat ihm wol gelungen:
Paur, wett! wer mag er sein?

Eine nähere Betrachtung des Studentenlebens im Zeitalter der Reformation zeigt, daß man an den alten Universitäten im ersten Drittel des Jahrhunderts die mittelalterlichen Ordnungen noch mit ziemlicher Kraft zu wahren suchte; zuweilen ergingen selbst Erlasse, welche die Studenten wie Knaben behandelten. Im allgemeinen hing auch das Leben der Studentenschaft noch mit dem mittelalterlichen zusammen und begann erst allmählich aus demselben herauszuwachsen und neue Gestalt anzunehmen.

Überall schlossen sich die Studenten aus den mittelalterlichen Nationen zu landschaftlichen Verbindungen zusammen, um sich gesellig zu unterhalten und gegenseitig zu unterstützen. Mit der Aufhebung des Bursenzwanges traten aber auch die Klagen auf, daß sie Schulden machten und ihren Gläubigern als schlechte Zahler Sorge und Verlegenheit bereiteten. Frühzeitig ergingen daher Erlasse, die diesem Unwesen zu steuern versuchten. In Königsberg

stellten die Universitätsgesetze dem säumigen akademischen Bürger zuerst eine Frist, und kam der lockere Gesell innerhalb derselben seiner Verpflichtung nicht nach, so erhielt er unter Auflegung einer Geldstrafe nochmals eine Frist; ließ er auch diese verstreichen, so wurde er ins Karzer geschickt. In Wittenberg waren die Studiosen gehalten, ihren Speisewirten jeden Freitag gerecht zu werden; wer ihnen längere Frist gewährte, sollte als Beförderer der Liederlichkeit bestraft werden. Ganz besonders richtete sich ein Wittenberger Erlaß, der die Geldverhältnisse der dortigen Musensöhne in eine feste Ordnung bringen sollte, gegen die hohen Schneiderrechnungen wegen der kostspieligen, spanischen Trachten, die mit Karl V. sich nach Deutschland verbreitet hatten. Eine Verordnung vom Jahre 1568 setzte zuletzt genau den Macherlohn fest, den die Schneider für einzelne Kleidungsstücke fordern durften: für einen Mantel höchstens 2 Thaler, für einen Rock von Lundener Tuch 15, für ein paar Hosen „mit kurzen Schnitten vier in einer Hose und mit Harras überzogen" 10, für ein Wams ebenfalls 10 Groschen. Ähnliche Vorschriften und Verbote ergingen in Leipzig und anderen deutschen Hochschulen immer wiederholt, ohne daß damit die Prunksucht und Verschwendung gehindert ward. Aus den Stammbüchern, die um diese Zeit in Brauch kamen, sieht man, wie sich namentlich der Adel, der sich an keine Vorschriften zu binden hatte, auf den Universitäten vollkommen in der Tracht der Kriegsleute kleidete. Der flotte Bruder Studio, wie Kurfürst Johann Friedrich zuerst bei seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft seine Jenenser Studenten nannte, ging einher in Spitzbart und langem Haar, auf dem er den Schlapphut mit Federbusch trotzig in die Stirn drückte. Ein breiter Halskragen war über das geschlitzte Wams geschlagen, über den ein weiter Ärmelmantel geworfen ward. An die weiten Pluderhosen mit durchlüpftem, reichem Unterfutter schlossen sich kurze Stiefel mit weiten, die Waden zeigenden Stulpen. Ein Stoßdegen oder Hieber von gewaltiger Länge und mit enormem Stichblatt vollendete die Ausrüstung des stattlichen Burschen. Die ungeheuren Hosen, die, von den Landsknechten angenommen, oft über hundert Ellen Tuch oder Seidenzeug erforderten und arme Studenten die ganze Baarschaft kosteten, waren ein besonderer Gegenstand der Klage der Prediger. Aber weder ihr Eifern wider den Hosenteufel, noch Verbote aller Art vermochten etwas gegen diese hölliſche Tracht, deren Blütezeit bis gegen das Ende des Jahrhunderts andauerte.

Neben diesen äußeren Abzeichen hatten die Studenten ihre eigenen Satzungen, ihre selbstgewählten Vorstände, eigentümliche Feste

und besondere Rangunterschiede nach den Altersstufen. Da die Neulinge nach Auflösung der Bursen ihre bestimmten Aufseher oder Präceptoren haben mußten und diese oft aus den älteren Genossen gewählt wurden, so fühlten sich dieselben bald als die unbeschränkten Herren und standen als Schoristen (sogenannt wohl vom Scheren der Haare der Füchse) den Pennälen (von der Federbüchse der Schulknaben) wie einst der Beane dem fahrenden Schüler gegenüber.

Wie früher der Beane, so hatte auch jetzt der Neuling in lächerlicher und täppischer Weise seine Hörner öffentlich abzulegen und ein alter Student, der dazu aufgeschworen war und eine Vergütung in Bier und Geld erhielt, die ganze Handlung zu leiten. Im wesentlichen hielt man dabei die herkömmlichen Formen fest; doch machte sich auf protestantischen Universitäten bald auch der neue Geist in eigentümlicher Weise geltend.

In phantastischer Kleidung, mit einem Sack, der Axt, Hobel, Schere, Schermesser, Ohrlöffel, Seife u. a. barg, trat der Schorist an die Füchse heran, die in ihrem Bacchantenrock, mit Hörnern auf dem Hut, mit Zähnen im Munde, daß sie nur wie die Schweine grunzen konnten, und mit geschwärztem Gesicht wie Tiere erschienen. In feierlicher, mit biblischen und klassischen Citaten gespickter Rede ermahnte er sie, sich an dem bevorstehenden Akte der äußeren Reinigung und Säuberung eine Nutzanwendung für ihre innere Umkehr zu nehmen. So ward ihnen zunächst der Bacchantenrock ausgezogen, zum Zeichen, daß sie jetzt mit der Schul- und Kinderkappe füglich die Narrenkappe abdankten, sodann Kamm und Haarscheere angewendet, um anzudeuten, daß sie Haare und Kopf sauber halten und weder zum stolzen Überfluß noch zum abscheulichen Greuel die Haare ziehen sollten; davon habe schon Paulus die Korinther abgemahnt, und der alte Pythagoras würde sonst, wenn er wiederkäme, nur in seiner Lehre von der Seelenwanderung bestärkt werden und glauben, die Seelen der Pferde, Löwen oder anderer zottichter Tiere seien in diese Menschenleiber gekrochen. Waren ihnen die Ohren mit dem Löffel gereinigt, um ihr Gehör für Lehre der Weisheit und Tugend aufmerksam zu machen und aller Unsauberkeit der Narrenteidungen und schädlichen Reden ganz entziehen, ward ihnen mit einer langen Zange der Eberzahn aus dem Munde gezogen, damit sie alle Zänkerei und Verläumdung ablegten. Die Reinigung der Hände und Nägel mit einer Feile bedeutete, daß sie dieselben niemals zu Waffen der Ungerechtigkeit, zum Raufen, Stehlen und Morden, sondern nur zum Lesen, zum nützlichen Bücherschreiben und zu studentischen Arbeiten gebrauchen sollten; die Anmalung des Bartes

wies darauf hin, daß sie sich jetzt als geweihte Männer benehmen und von solchen bestimmen lassen müßten; das Abschlagen der Hörner geschah zum Zeichen, daß der vorige Bacchantentrotz und das alte störrische Wesen gänzlich erstorben sei. „Wir haben in unserem Christentum diese Lehre, daß der alte sündliche Mensch in uns soll absterben und täglich wieder ein neuer Mensch auferstehen, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit lebe. Eben dergleichen wird auch in der Deposition gewiesen. Darum hütet euch mit allem Fleiß, daß euch nicht durch Fahrlässigkeit oder durch sündhaftes Schandleben die alten Bacchantenhörner wieder hervorwachsen, sondern sehet vielmehr zu, daß ihr, wenn ihr euch jetzt auf die Erde legt, vollends als Bacchanten sterbet und hernach als Heilige und wohlgefällige Studiosi wieder aufstehet." Hatten sie sich nun auf den Boden hingeworfen, wurden sie mit einem Beil behauen, mit dem Hobel geglättet, mit Spänen bestreut, mit dem Zirkel abgemessen und mit einem Bohrer angebohrt. „Weil ihr euch also müßt niederlegen, so wisset, daß darinnen das Hauptwerk bestehet und hiervon das Deponieren eigentlich seinen Namen habe. Ihr lieget da als Bauhölzer, zu deren Zubereitung das Beil oder die Zimmeraxt, der Grob- oder Schichthobel, der Zirkel, der Bohrer, der Maßstab, alle nötigen Instrumente gebraucht werden, damit man daraus erkenne, was für Mühe es kostet, ehe daß ein Student wohl zugerichtet ist und von euch all dasjenige, was euch übel anstehet, es sei am Leib oder am Gemüte, abgehauen, abgehobelt und mit allem Fleiß abgeschafft werde. Es sagen zwar die Lateiner: Non ex quovis ligno fit Mercurius, „man kann nicht aus jedem groben Holz ein künstlich Bild schnitzeln;" es ist wahr, denn es ist mancher Klotz und Block so hart und so grob, daß er sich nicht wohl behauen läßt und nirgends zu taugt als zum Ofen. Allein es ist auch wahr: Malo nodo malus est quaerendus cuneus; „auf einen harten Knoll gehört ein harter Keil." Ihr aber sollt keine so grobe Klötze sein, sondern sollt lassen an euch handtieren und arbeiten, auf daß ihr heute oder morgen taugliche Bauhölzer und Bilder werdet, die man zum Bau des gemeinen Wesens oder zur Zierde desselben in verschiedenen Ständen nach dem Maß der erlangten Geschicklichkeiten füglich gebrauchen kann. Sehet wohl zu, daß euch hinfort keine Bacchantenspäne ankleben, sondern meidet alle ehrenrührigen Dinge, alle Unhöflichkeit und schändlichen Werke, machet euch vielmehr durch angenommene Tugend und Weisheit geschickt zu gewissen Ämtern, darinnen ihr dermaleinst stehen und dienen sollet." Hierauf durften die Studenten sich wieder erheben und wurden während des Aufstehens mit einem kurzen Sermon

über den Nutzen der Demut erbaut. Um nun gleichsam zu prüfen, ob sie wahrhaft deponiert d. h. auch innerlich erneuert und gebessert seien, legte man ihnen Karten und Würfel vor, ob sie danach langten, zugleich ward ihnen ernstlich alles Spielen abgeraten und statt dessen die Musik, die fromme und ehrbare Musik im Gegensatz zu unzüchtigen Sirenenliedern, als eine Ergötzlichkeit und Ermunterung des Gemütes anempfohlen. Allerlei possenhafte Fragen traten hinzu, wobei der Depositor dem Neuling jedesmal, wenn er nicht nach seinem Geschmacke antwortete, mit einer mit Sand oder Kleie gefüllten Wurst hinter die Ohren schlug, daß dem armen Burschen nicht selten die hellen Thränen in die Augen traten. Auf der Universität Erfurt ging es dabei so her: „Der Depositor gibt dem Knaben eine Ohrfeige und fragt: „Hast du auch eine Mutter gehabt?“ Auf die Antwort „Ja“ erfolgt eine zweite Ohrfeige und die Belehrung: „Nein, Schelm, sie hat dich gehabt!“ Er fragt weiter: „Wie ist die Erbse auf die Welt gekommen?“ Der Knabe bekennt sein Nichtwissen; eine Ohrfeige erklärt ihm: „Du Schelm, sie ist rund auf die Welt gekommen.“ Sage mir ferner: „Wie viel Flöhe gehen in einen Scheffel?“ Der Knabe antwortet mit Zittern und Beben: „Ach, das hat mich mein Präceptor nicht gelehrt; ich habe nur die Grammatik und ein compendium logicae et rhetoricae gelernt.“ „Was?“ sagt der tyrannische Pedell; „du mußt mehr wissen, wenn du nicht mehr ein Bacchant sein willst. Lerne das heute von mir, daß die Flöhe nicht in den Scheffel gehen, sondern hüpfen.“

Den Schluß des Aktes bildete eine Anrede des Depositors an den Dekan, worin er ihm den Deponierten empfahl und um die Erteilung des Depositionsscheines für ihn bat. Der Dekan antwortete darauf lateinisch, erläuterte die vorgenommene Zeremonie, erklärte die Ankömmlinge für echte Studenten und schloß seine Ermahnungsrede mit der Überreichung von Salz und Wein als Zeichen der Weisheit und der Fröhlichkeit.

Merkwürdig ist, wie verschieden die Zeitgenossen über die Deponierung urteilten; die einen sahen darin eine lächerliche, läppische Posse, andere wie Luther und Melanchthon sprachen sich sehr anerkennend darüber aus. „Der Depositor“, sagte Luther einstmals, als er als Dekan bei der Feierlichkeit anwesend war, „legt dir auf eine halbe Stunde die Hörner an, aber es werden größere Depositionen über dich kommen, mein Sohn. Zunächst dein Lehrer, der täglich an dir deponieren wird, was in Sitten und Religion ungeschliffen ist, bis er dich tüchtig abgehobelt dem Pastor übergeben

wird; auf den wird die Obrigkeit folgen, und dann wirst du ein Weib nehmen, die dich auf ihre Weise deponieren und leutseliger machen wird; dann wirst du in ein Staats- und Kirchenamt kommen: was werden dir nicht da Bauern, Adelige und Bürger für Hörner aufsetzen? — Leidet solch Kreuz mit Geduld ohne Murmelung; gedenkt daran, daß ihr in Wittenberg geweiht seid zum Leiden und könnt sagen, wenns nun kommt: Wohlan, ich habe zu Wittenberg ernstlich angefangen deponiert zu werden, das muß mein Lebelang währen. Also ist unsere Deposition nur eine Figur und Bild des menschlichen Lebens in allerlei Plagen, Unglück und Züchtigung." Nach diesen Worten goß er ihnen Wein auf den Kopf und befreite sie damit vom Beanentum.

Ob der eigentliche Pennalismus, der im siebzehnten Jahrhundert seine höchste Blüte erlangte und dem Studenten das erste Jahr seines akademischen Lebens zur Hölle machte, schon bald nach der Reformation zu krasser Gestalt ausartete, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, wenn auch unzweifelhaft die Anfänge dazu reichlich vorhanden waren. Sicher dagegen ist, daß gewisse Zechergesetze, von denen einige sich bis auf unsere Tage vererbt haben, schon im 16. Jahrhundert ihre Ausbildung erhalten haben. Wohl sind die schönsten und gemütvollsten Trinklieder der deutschen Volkspoesie Kinder dieser Zeit, mehrere Rundgesänge wie: „Nun grüß dich Gott, du edler Saft!" oder „Wir haben ein Schifflein mit Wein beladen", Lieder wie: „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein?" und „Wohl auf, wohl auf, gut Gesellen, die heut noch nüchtern sein!" eben damals entstanden, aber daneben stehen jene zahlreichen Predigten und Flugschriften, welche die namentlich im Norden Deutschlands herrschende Zechsucht zu bekämpfen suchten. So erschien 1521 Sebastians Franks Strafrede „Von dem greulichen Laster der Trunkenheit", so 1523 die kleine Schrift eines Unbekannten „Vom Zutrinken. Neue Laster und Mißbräuche, die erfolgen aus dem schändlichen Zutrinken, damit jetzt die ganze deutsche Nation befleckt und verachtet ist", so eiferten ferner alte Innungsartikel gegen übermäßigen Genuß von Bier und Wein, und so hallten die Kanzeln wieder von den kräftigsten Worten gegen das wütende Zechen. Es entstand sogar in Süddeutschland eine Art Mäßigkeitsverein, dem Kurfürsten, Markgrafen und Bischöfe beitraten, und selbst in den Kreisen der Studenten scheint damals eine Gegenströmung gegen die allgemeine Tollheit Platz gegriffen zu haben. Ein außergewöhnlich sanftes und sittsames Lied vom Jahre 1588 gibt davon ein sprechendes Zeugnis:

Gottesfürchtig sein und streben
den freien Künsten nach,
in Fröhlichkeiten leben,
mit Jungfrauen scherzen auch,
ist der Studenten allen
höchstes und bestes Gut,
darob sie auch gefallen
viel manchem jungen Blut.

Derwegen laß ich fahren
viel Geld und Reichtum groß,
Gott auch allein bewahren,
nehm mich in seinen Schooß.
Frau Sophi will ich folgen
durch mannichs schöne Land
und geben alles Sorgen
dem Reichen in die Hand.

In Fröhlichkeiten scherzen
keim zu verkehren steht,
beim Wein sich auch ergetzen
in Mäßigkeiten stets,
kann Gott nicht mißgefallen,
welcher den Rebensaft
zu Nutzen unser aller
reichlich erschaffen hat.

Aber die Poesie, die der Humanismus mit seiner Bildung in das Leben der höheren Kreise brachte, war nur für edel und feiner angelegte Geister geschaffen. Die große Mehrzahl der Vornehmen und Reichen versank immer tiefer in Krug und Faß. Den Sittenrichtern gegenüber pries der Humor des Weinkellers das Zechen förmlich als Kunst und die Trunkenheit als empfehlenswerten Zustand. Im Gegensatz zu jener Mäßigkeitsgesellschaft erstand der „Sauforden", im Gegensatz gegen die Gesinnung des obigen Liedes brauste derb, ungestüm und trotzig ein Turnierlied damaliger Bierschwelger durch die wiederhallenden Keller:

Kein kleinen Trunk man da nit sieht,
man will ihn auch nit haben,
nur: schling das Bier und käu es nicht!
Laß frisch, frei von dir traben,
so lang bis man den Boden sicht,
das will man von dir haben!

Der Teufel „Sauf", wie Luther ihn nennt, trieb namentlich an den Höfen sein Wesen, aber auch anderswo war er ein willkommener Gast. In den Zechstuben der Bürger rief er: „Ein Märtenstrunk, ein pommerscher Trunk! Neun Zug' und beide Backen voll!" An die Bauernhäuser schrieb er unsaubere Sprüche wie:

Sauf dich voll und leg dich nieder,
steh früh auf und füll dich wieder:
so vertreibt ein' Füll' die ander,
schreibt der fromme Priester A—lexander.

Alle Welt diente dem bösen Geiste im Fasse in Saus und Braus, soweit der Beutel reichte und der Wirt borgte, vornehm und gering, weltlich und geistlich, alt und jung; ja was schlimmer war, man rühmte sich ihm zu dienen, und es war überall eine Ehre, oft Erfordernis möglichst viel Getränk mannhaft hinunterschütten zu können, ohne vom Dämon im Humpen übermeistert zu werden. „Man findet auch immer eine neue Weise über die andere, heißt es in dem „Saufteufel" des Matthäus Friedrich vom Jahre 1552; „etliche spielen den Wein oder das Bier einander zu, die anderen singen's (in Rundgesängen) einander zu, etliche fluchen's einander zu, etliche liegen's einander zu, etliche füllen's einander mit Füllhälslein oder Trichtern ein. Also hat man auch den Willkommen erfunden, damit man die Leute empfangen und den lieben Gast will fröhlich machen, den darf keiner niedersetzen, er saufe ihn denn zuvor ganz aus."

Diese und ähnliche Gebräuche waren allgemein und entwickelten sich nach und nach zu einem förmlichen Zecherrecht, welches unter der studierenden Jugend schon früh Züge zeigt, die der Trinkkomment einzelner Universitäten noch heute in Resten bewahrt. „Danach fangen sie an", sagt bereits Geiler von Kaisersberg von den Studenten, „saufen einander zu, und welcher am besten saufen mag, der wird Magister oder Doktor." Ja Hans Sachs erzählt uns schon nach eigener Anschauung von einem Zechturnier:

Eines Tages am Harz bei dem Bier
da hätten ihr zwölf ein Turnier.
Diese Bierhelden sah ich streiten
mit Stutzen und Kannen zusammenreiten.
Einer schrie: Gut Gesell, es gilt dir!
Der andre schrie: Frisch, her zu mir!
Der dritte schrie: Bring frisch Bier herein!
Das Bier, das floß über den Tisch.

Die Erd ward naß wie ein Badstuben,
zu saufen sie wieder anhuben.
Auf sechs Stunden währt das Turnier:
ausgetrunken war eine Tonne Bier.

Doch erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts scheinen sich unter den Studenten feste Regeln des Trinkens, die bei Strafe zu beobachten waren, ausgebildet zu haben, wie sie in einem Zecherrecht vom Jahr 1616 zusammengefaßt sind. Das Saufen oder Zechen wird darin als „ein tapferes rittermäßiges Scharmützel" erklärt, „welches mit Kannen, Gläsern und dergleichen Gefäßen, damit man frisch auf einander zusegelt, vor die Hand genommen und verrichtet wird." Aufs gründlichste erklärt der Verfasser dann, wie es zu Gelagen komme. Man wird von einem Wirt oder Kirmisvater zum Schmaus geladen oder ein guter Freund von der Studentenschaft will etwas drauf gehen lassen oder ein Pennal muß sich dazu bequemen; oft erfordert es auch die Notwendigkeit, z. B. das Wetter gibt unverhofft Ursache und Gelegenheit dazu, die Bibel oder das Corpus juris wiederum ins Repositorium zu stellen, vom Studieren einen Feiertag und dann dem freundlich anlachenden Gesellen Baccho ein nasses Fest anzustellen, welches dann gemeiniglich geschieht, wenn der Himmel gleichsam die Stirne rümpfet, trübe und nebliche Wolken uns die Augen dunkeln und ein Regenwetter nach dem andern herzunahet, dadurch denn der arme Mensch gar verdroßen und laß wird, und wenn er dann so allein sitzen und Grillen fangen wollte, so dürfte er leicht in eine schädliche und unheilbare Melancholei geraten." Auch in den warmen Sommertagen, „wo einem die liebe Sonne heiß durch das länglich geschnittene Goller auf die Haut sticht", muß man „zuschauen, wie man etwas Nasses und Feuchtes in den Bauch bekommt." Für „nicht gar gefährlich und schädlich" achtet es der Verfasser, wenn sich Herr Urban in den Hundstagen des Morgens früh aus dem Neste macht und nach Lesung von Herrn Habermanns Morgensegen ein Stündlein oder zwei die Bücher vor die Hand nimmt und also ein Weilchen studiert, aber, so fährt er fort, „daß er solches nach Mittag thun sollte, da behüte mich der liebe Gott, daß ich ihm solches suadieren und raten sollte." Bei dem eigentlichen Zechrecht unterscheidet er Tränke, „die man totales, und solche, die man partiales nennt." Wenn man den ganzen Becher auf einen Zug leere, geschehe dieses entweder floricos oder hausticos: floricos trinken heiße, wenn man die ganze Lippe oben um des Glases Mundloch herumzerre und auf einen Satz den ganzen Trunk in die Gurgel gieße, wodurch das

Glas mit weißen Giſchtblaſen, die man flores nennt, gefüllt werde; hausticos, wenn man den ganzen Pokal mit einem Zug oder Atem leere.“ Mit ſittlicher Entrüſtung, die ſich im Tone der Zeit äußerſt kräftig und unſauber ausdrückt, werden diejenigen verurteilt, die „hausticos aus Speiſeſchüſſeln, darinnen noch wohl Stücklein Fleiſch oder ein Ziemliches von der fetten Suppe vorhanden, oder aus des Hausknechts lauſigem Filzhut oder aus alten ſchlimm getretenen Schuhen trinken.“ Bei Zechgelagen, wo man in die Runde trank, durfte keine anweſende Perſon übergangen, der vollgeſchenkte Pokal mußte von allen auf die Geſundheit eines guten Freundes ſtehend und entblößten Hauptes ausgetrunken werden. Wollte jemand auf Brüderſchaft oder auf den Dutz trinken, was bei einem Pennal für eine unſchickliche Erniedrigung galt, ſo hatte er zu ſprechen: „Wenn ich dem Herrn nicht zu jung oder zu gering ſcheine, wollte ich ihm eins auf gute Kundſchaft und Brüderſchaft bringen.“ „Darauf antwortet der andere: „Trink her in Gottes Namen! es ſoll mir ſehr lieb und angenehm ſein.“ Dann trinkt jener aus, ſtellt das wiedergefüllte Glas ſeinem neuen Bruder mit den Worten hin: „Mein Name iſt N. N.; ich will thun, was dir lieb iſt, und laſſen, was dir leid iſt.“ Darauf antwortet der andere: „Und eben desgleichen will ich in allem auch thun.“ Dann ſchweigen beide ein wenig ſtill und bitten danach die Brüderſchaft durch öfteres Beſuchen zu beſtätigen und zu vollziehen.“

Höchſt ſonderbar erſcheint uns, was der Verfaſſer über zahlreiche andere Arten des Trinkens berichtet: „Etliche faſſen und heben das Glas mit dem Munde auf, etliche faſſen die eine Lippe, damit ſie alſo mit zur Erde geſtürztem Kopfe trinken können, andere nehmen zwei Gläſer zuſammen und trinken ſie miteinander zugleich aus. Andere faſſen das Glas nicht mit der Hand, ſondern mit dem Arm, andere ſtürzen es an die Stirn, damit alſo das liebe Getränk allgemach an der Naſe wie in einer Rinne zum Munde herabfließe. Über dies alles finden ſich noch andere, die ihrem Trinken wegen allerlei ſeltſame Geſtikulationen und Zeremonieen, deren ſie dabei gebrauchen, ſonderbare Namen zueignen, als da ſind: Kurl — Murl — Puff, wo der Bart bald da, bald dort gewiſcht, bald da, bald dort, jetzt mit den Fingern, jetzt mit den Armen, jetzt mit den Füßen getappt, bald mit den Fingern geſchnippt, bald eins gepfiffen und ſonſt viel ſeltſame phantaſtiſche Poſſen gebraucht werden. Item, da findet ſich auch das Poculum latinum, dazu gar ſonderbare Worte mit einer vierfachen Propination (Zutrinken) gehören, item: das Rößlein verkaufen, den Unbekannten bringen, item: ohne Duck,

ohne Schmuck, ohne Bartwisch, woran sich dann die gelehrte Frage knüpft, ob ein Bartloser ohne Bartwischen trinken könne." — „Wenn nun die Herren Gäste einen solchen Sauf-Finem erlangt, so fangen sie allererst tolle Händel und wunderliche Possen an, schwärmen, jauchzen und schreien mit allen Stimmen. Sie lassen sich dann mit allerlei artigen Liedern z. B. „Ich fuhr wohl übern Rhein", „Nachbar, Gott geb euch einen guten Tag", „Bonum vinum post Martinum", „Ein Hirsch sprung aus dem Brunnen", „He sett den Berkenmeyer wol an syen Mund", „Der tolle Hund", „Es fuhr ein Bauer ins Holz", „Der Kuckuck auf dem Zaune", „Bacchus nobiscum et cum suo dolio", „Hänselein, mein Brüderlein", vernehmen, welches dann so lieblich zu hören, daß einem die Ohren wehe thun, das Gesicht vergehen und das Leder davon zerbersten möchte." Sie beginnen zu disputieren „von dem Ente und non Ente, von dem Ente Quidditativo und dessen Notionibus primis et secundis und was des subtilen Gebäcks mehr ist." Dabei thun sich besonders die Füchse hervor, die dazu „die kleinen neulich gewachsenen Zweigbartspitzen mit den Fingern artig hin und herstreichen" und von den älteren Genossen „oftmals mit starken und wohlbegründeten Ohrfeigen artificiose widerlegt werden. „Ihrer viel haben auch den Brauch, daß sie Fenster ausschlagen, Tische und Bänke in Stücke brechen und dergleichen mehr. Ja es hat uns unser lieber Getreuer, der Pebell, berichtet, daß sie wohl die Öfen stürmen und die zerbrochenen Kacheln hernach aus den Fenstern hinauswerfen."

Wenn nun auch viele es wie jener tolle Student getrieben haben mögen, der von Helmstädt relegiert werden mußte, weil er in zwei Jahren nichts gethan als den „Gesäufeden" obliegen, so darf demgegenüber nicht vergessen werden, daß es daneben so manche ernste Geister gab, denen die Studien allein die „Lust und die Freude des Lebens" waren. Deutet doch selbst jener Verfasser des Zechrechts einmal an, „es könne einer wohl viele Jahre auf der Universität zugebracht und so stetig und fleißig seines Studierens abgewartet haben, daß er dergleichen Saufgelage zu besuchen keine Gelegenheit und Zeit gehabt!" Das waren wohl meist jene armen Gesellen, die sich in der Stille kümmerlich durchschlugen und nicht bloß wie die flotten wohlhabenden Burschen des Studierens halben auf der Universität aufhielten, sondern wirklich studierten und es dabei, wenn nicht immer zu Großem, doch in den meisten Fällen zu etwas Tüchtigem brachten.

Wohl zeigen uns die ersten Jahrzehnte nach der Reformation das studentische Leben derb, oft grob und unsauber nach heutigen

Begriffen, aber doch auch von einer gesunden Frische und durch die großen Gedanken und Bestrebungen des Anbruchs einer neuen Zeit gehoben und verklärt. Die späteren sanken und verdunkelten sich wieder. Auf den Kathedern nahm eine neue Scholastik Platz, auf den protestantischen ganz ebenso wie auf den katholischen, wo jetzt die Jesuiten sich einzunisten begannen. Der Humanismus flüchtete vielfach vor dem finstern, bittern, trockenen Gezänk nur um Glaubensformeln von den hohen in die Mittelschulen, die dann länger als ein Jahrhundert seine eigentliche Wohnstätte waren. Trägt die erste Hälfte des Jahrhunderts der Reformation noch im Leben der Studenten im großen und ganzen ein gewisses morgendliches Gepräge, so zeigt das zweite schon, daß es Abend werden will. Der Geist ist wieder im Entfliehen, von dem Gewaltigen, welches die neue Zeit heraufrieb, ist nur die Gewaltthätigkeit geblieben.

Mohl: Sitten und Betragen der Tübinger Studenten während des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1840. — Keil: Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858. — Busch: Bilder aus dem deutschen Studentenleben. Leipzig 1864. — Huber: Kleine Schriften. Leipzig 1871. — Oberbreyer: Deutsches Zechrecht. Heilbronn 1878.

20. Aus dem Leben der Professoren an den Universitäten des 16. und 17. Jahrhunderts.

Wie es an den mittelalterlichen Universitäten keine Studenten im heutigen Sinne gab, die auf ein paar Jahre die Hochschule beziehen, um die etwa für ein Staatsamt erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, so hatte man auch keine Professoren wie heute, keine bestimmte Anzahl von festen, besoldeten Lehrstühlen für die verschiedenen Wissenschaften, jede mit einem Fachmann besetzt; ebensowenig gab es einen Professorenstand, der als ausschließlichen Lebensberuf die akademische Lehrthätigkeit betrieb. Der ganze Unterschied von Studenten und Professoren, von denen diese bloß lehren ohne zu lernen und jene bloß lernen ohne zu lehren, war noch gar nicht vorhanden, sondern der vollständige Universitätskursus des Mittelalters umfaßte lernen und lehren gleichmäßig. Lernend fing man ihn an, lernend und lehrend setzte man ihn fort, bloß lehrend schloß man ihn ab, um schließlich in der Regel in einem geistlichen Amt dem praktischen Leben zurückgegeben zu werden.

Die völlige Verwandlung ungeschlossener Meisterschaften in Fakultäten im heutigen Sinne d. h. in geschlossene Professorenkollegien mit einer bestimmten Anzahl fester Stellen, die vom Staate besetzt werden wie die übrigen Staatsämter, ging von den Besoldungsverhältnissen aus und erreichte ihr Ende erst lange nach der Reformation. Seitdem die Landesherrschaft die Stellen mit Gehältern ausstattete, erwarb sie sich denselben Einfluß auf die Besetzung derselben, den die Kirche in der Form des Patronats ihr längst bei den eigentlichen Kirchenämtern eingeräumt hatte. Auch mit der Artistenfakultät, die den übrigen drei Fakultäten nicht nebengeordnet wie gegenwärtig die philosophische, sondern untergeordnet war und oft zahlreiche Magister zählte, ging bald eine ähnliche Veränderung vor, die im 16. Jahrhundert gleichfalls mit der Abschließung in eine bestimmte Anzahl von Stellen endete.

Aus der engen Beziehung der mittelalterlichen Universität zur Kirche ergab sich von selbst, daß die Lebensordnungen ihrer Mitglieder denen der Angehörigen der Kirche nachgebildet wurden. Die Professoren hatten fast ohne Ausnahme kirchliche Präbenden inne; die Universitätsfeste waren kirchliche Feste; mit einer Messe begann regelmäßig die Eröffnungsfeier, und ein langer Rock von einfarbig dunkler Farbe unterschied den Jünger der Wissenschaft von den Kindern der Welt. Die eigentlich entscheidende Einrichtung für das kirchliche Gepräge der Universitäten war aber der Cölibat der Lehrer; derselbe brauchte nicht geboten zu werden, weil es für Personen, die sich den Eintritt in ein kirchliches Amt offen hielten, selbstverständlich war. Die Universität beschränkte sich deswegen darauf von ihrem Rektor zu fordern, daß er unbeweibt sei. Ein Umschwung in dieser Beziehung scheint von den Ärzten ausgegangen zu sein, die am meisten innerhalb des bürgerlichen Lebens standen. Ihnen folgten allmählich auch Juristen und Artisten, so daß am Ende des Mittelalters ein verheirateter Magister keine Seltenheit mehr war. Die Reformation endlich löste die ganze Einrichtung, indem sie die Auffassung, von der sie getragen ward, vernichtete.

Auf dem Cölibat waren auch die weiteren Lebenseinrichtungen gegründet gewesen. Im Hause des Kollegiums, in dem auch die Räume für die Verlesungen, für Universitätsakte, für Bibliothek und die Wohnungen der Studenten sich befanden, wohnten die Magister nach klösterlichem Zuschnitt beisammen. Die Wohnung eines damaligen Professors bestand in einer Stube; gemeinsamer Tisch vereinigte alle zu den Mahlzeiten. Dann wurde vorgelesen, damit „nicht bloß der Magen Speise empfange, sondern auch die Ohren an dem Worte Gottes sich sättigten"; erst nach der Lektion war ein ehrbares Gespräch gestattet. Kam es dabei zu Streitigkeiten, so hatte der Präpositus an die Betreffenden eine dreimalige sanfte Abmahnung ergehen zu lassen. Fruchtete das nicht, so befahl er Silentium oder der älteste Magister sagte mit weniger ernsten Worten etwa: nolumus hoc habere, dasselbe. Wer dann noch nicht gehorchte, verlor seine Portion, bis er sich fügte.

War die ganze Lebensstellung des mittelalterlichen Professors, verglichen mit den heutigen Ansprüchen, eine klösterlich einfache, so zeigt die Universität des 16. Jahrhunderts, von dem Humanismus und der Reformation beeinflußt, ein wesentlich anderes Gepräge. Die Stellung der Professoren der Kirche gegenüber war eine freie geworden, den Studenten gegenüber waren sie Lehrer, vom Staate erhielten sie bestimmte Besoldungen und lebten mit ihren Familien gesondert.

Die Zahl der ordentlichen Universitätslehrer war anfangs noch eine sehr beschränkte. Während Wittenberg im Jahre 1536 zweiundzwanzig, Jena 1564 sechzehn zählte, hatte Königsberg bei seiner Stiftung nur dreizehn aufzuweisen, und demgemäß mußte auch der Kreis der Universitätsstudien nur ein kleiner sein. Einen gewissen Ersatz bot die große Zahl von jüngeren Männern, die privatim lasen und allein von dem Honorar ihrer Zuhörer lebten. Noch immer war auch die vorreformatorische Sitte in Brauch, daß die Professoren an den Hundstagen die Bakkalaren für sich lesen ließen. Ja, es kam vor, daß die Universitäten gegenseitig ihre Lehrkräfte auf einige Jahre voneinander leihen mußten.

Da die Gymnasien bis ins 17. Jahrhundert herein nur eine sehr mangelhafte humanistische Vorbildung gaben, so wurde dieselbe großenteils in das Universitätsstudium mit aufgenommen. Im 15. Jahrhundert hatte die Aufgabe für die Gymnasien sich dahin erhöht, daß die Bildung in dem Trivium, in Grammatik, Logik und Rhetorik, von ihnen erwartet ward; auf der Universität sollte das Quadrivium, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie und außer diesen die Historie und die Poesie hinzukommen. Das Gebiet dieser Wissenschaften, zu denen weiter noch Ethik, Physik und Geometrie hinzutraten, war es, auf der sich der jugendliche Geist in aller Freiheit der Wissenslust jahrelang tummeln konnte, bevor er an eine bestimmte Fachwissenschaft dachte. Die Rektoren und Dekane gaben in der Form leiser Ratschläge hie und da Studienanweisungen, aber auch das nur für die Anfänger. In wie weit die Schüler diesem oder jenem Teil der vorbereitenden Wissenschaften Aufmerksamkeit schenkten, hing lediglich davon ab, ob ein Dozent Interesse dafür zu erwecken wußte. Auf den meisten Hochschulen hatte der neu eintretende Student vor dem Hören der Fachkollegien in den sogenannten Pädagogien eine Lehrzeit durchzumachen, die insbesondere lateinisch-grammatische Studien auszufüllen pflegten. Waren diese überstanden, so empfing ihn in den eigentlichen Fakultäten eine ziemlich große Dürre.

Vorlesungen, Disputationen und Repetitionen waren die drei Studienmittel, die um diese Zeit den Studierenden sich boten. Den öffentlichen und privaten Lektionen legte man ein Textbuch zu Grunde, welches der Vortrag dann zu erläutern hatte. Schon der Ort unterschied beide Arten von Vorlesungen; während die öffentlichen im Kollegium selbst abgehalten wurden, durften die privaten nur in den Häusern der Lehrer stattfinden. Im Durchschnitt las jeder Lehrer täglich drei Stunden. Der ordentliche Professor war nur zu vier

wöchentlichen Lektionen, der außerordentliche zu zwei verpflichtet. Dabei blieb der Sonnabend den Disputationen vorbehalten und die Mitte der Woche, Donnerstag oder Mittwoch, als dies Academicus von Vorlesungen frei. Für seine öffentlichen Vorlesungen erhielt der Professor seine Besoldung, die privaten waren seinem Belieben überlassen und mußten honoriert werden. Daher begreift es sich, daß es auch so fleißige Dozenten gab, die ihre Privatvorlesungen auf 8, 12, ja 13 Stunden täglich steigerten, während die Regel nur zwei Stunden täglich erforderte. Das Honorar pflegte durch einen Vertrag zwischen Lehrern und Schülern festgestellt zu werden und erreichte oft eine ansehnliche Höhe.

Das Einkommen der einzelnen Professoren war unter diesen Umständen ein sehr verschiedenes. Während Theologen, Juristen und Mediziner noch einträgliche Nebenstellungen als Pfarrer, Richter und Ärzte hatten, sahen sich die Professoren der philosophischen Fakultät außer ihrer geringen Besoldung auf die privata, den Ertrag von Promotionen und den Gewinn von Kostgängern und von Schriftstellerei angewiesen. Durch die Widmungen ihrer litterarischen Erzeugnisse an hohe Standespersonen flossen ihnen manchmal ansehnliche Summen zu, und diese Art von Gelderwerb erschien bald so einträglich, daß einstmals Wittenberger Studenten die Werke anderer unter ihrem Namen, mit eigenen Widmungen versehen, umherschickten und sich dadurch schönes Geld verdienten.

Erwägt man, daß für die Unterhaltung der Universität Königsberg nur 3000, für Wittenberg nur 3795 Gulden ausgesetzt waren, so begreift man die verhältnismäßig geringe Besoldung der Professoren. Luther und Melanchthon bezogen jährlich 200 Gulden, und höhere Gehalte gab es nicht. Der erste Professor an der juristischen Fakultät war ihnen gleichgestellt, der zweite erhielt 180, der dritte 140 und der vierte nur 100 Gulden; der erste der Mediziner bezog 150, der zweite 130, der dritte nur 80, und in der artistischen (philosophischen) Fakultät brachten es allein die beiden Lehrer der hebräischen und griechischen Sprache auf 100, die übrigen mußten sich mit 80 Gulden begnügen. Mit solchen Gehältern und ihren übrigen Nebenverdiensten hatten die Professoren nicht bloß sich und ihre Familien zu unterhalten, sondern daneben auch ihre Bedürfnisse an Büchern zu bestreiten, da für die öffentlichen Bibliotheken sehr wenig geschah. Erleichtert ward ihre Existenz in etwas durch mannigfache Freiheiten, welche die Landesherrschaften ihnen eingeräumt hatten. Von den allgemeinen Landsteuern, von Zoll und Einquartierung größtenteils befreit, hatten sie z. B. in

Jena das Recht in dem Kollegenbrauhause, so viel Bier sie für ihren Hausbedarf und ihre Tischgenossen bedurften, trankſteuerfrei zu brauen. Auch konnten sie von dem der Universität eigentümlich gehörigen Rosenkeller fremde und einheimische Getränke, die sie daselbst niedergelegt, ohne Verpflichtung zur Steuerzahlung für sich beziehen. Von dem Einlegen des Bieres und Weines zum eignen Bedarf war aber nur ein Schritt zum Verkauf auch an fremde, der Familie oder der sonstigen Hausgenossenschaft gar nicht angehörende Personen. Manche Professoren Jenas benutzten daher die ihnen gewährte Trankſteuerfreiheit in der Weise, daß sie mißbräuchlich das Gewerbe des Bier- und Weinschenkens übten und eine offene Weinstube hielten, wo die Studenten sich zum Zechen einzufinden pflegten.

Nicht mit Unrecht wirft der Sittenrichter Meyfart daher den Regenten des 17. Jahrhunderts vor, daß sie die Professoren gewissermaßen gezwungen hätten wegen Broterwerbs den Studenten durch die Finger zu sehen. Zu den großen Trinkfesten, Jagden, Theateraufführungen und ähnlichen Dingen wurde selbst in der Zeit des großen Krieges gewöhnlich das Geld beschafft, für die Wissenschaft hatte man ebenso häufig weniger übrig als für den Hofnarren. Die Rentmeister zahlten den Professoren keine Besoldung mehr, und so mußten diese sich dadurch zu unterhalten suchen, daß sie Studenten in ihr Haus und an ihren Tisch zogen. So wurden sie Gastwirte und nahmen damit die Grundsätze von Gastwirten an. Recht viele Tischgänger zu haben, ward als ein vorteilhaftes Geschäft ein Hauptbestreben der zoll- und steuerfreien Professoren und Rektoren, und dieser Wunsch bedingte vor allem Duldsamkeit. Nachsichtiges Verhalten gewann viele Kunden, und flotte Studenten, denen man gestattete, was ihnen beliebte, brachten mehr ein als ordentliche. Daher erlaubten sie, wie Meyfart klagt, „fattes Fressen, volles Saufen, schrieben reichliche Zechen auf, gaben den bösesten Gesellen die süßesten Worte, fuchsschwänzelten und suchten ihnen, als ihren Ernährern, in unwürdigster Weise bei Anklagen und Strafandrohungen durchzuhelfen."

„Haben die Professoren", seufzt der würdige Meyfart weiter, „zuvor dem Rektor einen Dienst gethan, ehe er Rektor geworden, so muß jetzt der Rektor sprechen, was die Professoren wollen. Die Gewaltigen, Ältesten und Dekane, raten nach ihrem Mutwillen, Schaden zu thun, und drehen es, wie sie wollen. Wenn der Rektor der akademischen Teufelei ernstlich zu steuern gedenkt, wird er von seinen Kollegen daran gehindert. Haben dieselben dem Professor, der jetzt Rektor ist, früher auf seine Bitten gewährt,

daß ein böser Bube nicht weggeschafft werde, so muß er jetzt diesen oder jenen Buben, den er gern mit Schanden und der hohen Schule mit Nutzen austriebe, länger bei der Universität leiden. Oftmals geschieht es, daß sie dem Rektor einhellig beipflichten, den Bachanteneſel, der nichts andres gelernt und getrieben denn rechte und gelehrte Studenten mit seiner Henkersrotte zu plagen, als ein stinkendes Glied von dem gesunden Körper der Universität abzuschneiden. Das Urteil ist von den Sekretären, Syndiken und Notarien gefaßt und niedergeschrieben, ein Professor sitzt daneben und fertigt das Patent aus. Siehe, da bricht jemand hervor, nicht wie die Morgenröte, nicht schön wie der Mond, nicht auserwählt wie die Sonne, sondern schrecklich wie Heeresspitzen, mit trüben Augen, vernebelter Stirn und stammelnder Zunge und nach erzählten Titeln bekennt er: Bachanteneſel habe die Relegation mehr denn wohlverdient; er sei ihm aber für Tisch und Essen über die sechzig oder achtzig Thaler schuldig, und wo das Dekret vollzogen würde, könne er sich keines Hellers versichern, zumal weil er ohnedies noch stärkere Bären bei anderen angebunden. Bittet deshalben um Gotteswillen seiner als eines armen Professors, auch seiner kleinen und unerzogenen Kinder, die dadurch nach des Vaters Tode an den Bettelstab geraten müßten, zu verschonen und einen gelinderen Weg zu gehen. Nun, das Wort ist gehöret und zugleich erhöret worden. Sind ihrer mehr in der Verdammnis, und sie haben es zu genießen." Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn der Briefwechsel der Gelehrten jener Zeit, insbesondere während des dreißigjährigen Krieges, von Klagen über Armut, Hunger und Schulden wimmelt und die ganze gelehrte Welt einen Anstrich von Bettelhaftigkeit erhielt. Wer zu ehrlich war, an fürstlichen Höfen den astrologischen oder alchemistischen Charlatan zu spielen, suchte sich mit den genannten Dedikationen zu helfen. Freilich gewann er dabei niemals eine so angenehme Lebensstellung, wie z. B. Leonhard Thurmeißer mit seinen seltsamen Künsten, der, von Kurfürst Georg von Brandenburg zu seinem Leibarzte bestellt, ein Jahresgehalt von 1352 Thalern bezog und sich daneben durch Nativitätstellen, Kalendermachen und Goldmacherei so viel verdiente, daß er in prächtigen Kleidern umherging, Edelknaben in seinem Dienste hatte und in Berlin ein glänzendes Haus machte.

Wie die Rangunterschiede der Fakultäten im Mittelalter noch nachwirkten und die Professoren der Theologie, der Jurisprudenz und der Medizin den Vortritt vor den philosophischen hatten, die noch immer nicht als ebenbürtig galten, so machte sich auch in

Bezug auf Zeit und Stunde der Vorlesungen die herkömmliche Anschauung geltend. Nur diejenigen, welche zur Vollendung des Kursus nötig waren, wurden in den Frühstunden, die weniger wichtigen privaten des Nachmittags gehalten; selbst die Reihenfolge der Stunden war nicht zufällig und richtete sich gewöhnlich nach dem Dienstalter und dem Range der Professoren, so daß die ältesten und hervorragendsten die ersten für sich in Anspruch nahmen. Noch immer begann wie im Mittelalter der Tag sehr früh. Gedenkt doch von Osse der Zeit, da er Lektor der Rechte in Leipzig war (1540), „wie damals ein Ordinarius, wenn man auf die Glocke schlug, um 5 Uhr oder bald danach in der Schule war und zu lesen anfing! Da mußten die Scholaren schon früh um 2 oder 3 Uhr aufstehen, wollten sie anders die Lektion hören."

Statt des freien erläuternden Vortrags über das zu Grunde gelegte Textbuch schlich sich allmählich auf allen Universitäten nach dem Vorgang der Jesuiten der Unfug des bloßen Diktierens ein. Kein Wunder, wenn die Jugend wenig Gefallen an dieser Art des Unterrichts hatte und auch kein Gegengewicht gegen die Verlockungen zu einem ausgelassenen Treiben erhielt. Lebhaft beschwert sich Heyder am Beginn des 17. Jahrhunderts darüber, daß die Räte der Fürsten ungelehrte Leute und solche von groben Sitten den Universitäten als Professoren aufdrängten. Trug doch Landgraf Moritz von Sachsen, obwohl für seine Person ein Muster von Mäßigkeit unter den deutschen Fürsten, im Jahre 1615 kein Bedenken seinen etwas vertrunkenen Privatsekretär den Professoren in Marburg zu empfehlen und, als dieselben ihn zurückwiesen, dem Antwortschreiben eigenhändig beizufügen: es sei ihm ihre abschlägige Antwort, den Sekretär Thesius betreffend, unvermutet gewesen, gleichwohl habe er deswegen ihn durch seine Räte vernehmen lassen; es sei freilich etwas Hoffrankheit an ihm gefunden, doch habe er sich zu allem unsträflichen Wandel erboten. „Sollte es aber allein etwa auf unnötigen Trunk gemeint sein, tragen wir die Vorsorge, er würde zu Marburg viele Brüder finden, die mit ihm eure Weigerung zum Thor hinaustragen müßten, denn uns ist leider zu viel bekannt, daß fast in allen Fakultäten guter Zechbrüder und Lukubranten viel unterlaufen."

„Welche als Professoren auf den Akademien lehren sollen", erzählt Heyder weiter, „sind oftmals ganz unerfahren der Dinge, die sie vorzutragen haben, und vermögen dieselben nur aus fremden zusammengestohlenen Heften und das nicht einmal ohne Stocken zu lesen. Dergestalt begibt sich's nicht selten, daß die Gunst die Kunst überwiegt und daß der zur Ausübung der Arznei berufen

wird, der selbst von Schwären wimmelt." „Sehr häßlich steht es, wenn jemand", meint Meyfart, „als Professor der griechischen Sprache angestellt und darin schlecht beschlagen ist, diktiert den Studenten: „Est Aoristus, est Aoristus — tertia — est tertia persona singularis." Warum bestellt man nicht Lahme zu Postboten und Blinde zu Kupferstechern?" „Andere Professoren", berichtet Heyder, „sind langsam und faul, als ob sie in den Irrgarten des Minos geraten und jenem nachäfften, der zweiundzwanzig Jahre über dem ersten Kapitel des Propheten Jesaias arbeitete und nicht vollendete." Dieser gründliche Lehrer war der Wiener Theologe Thomas Hasselbach; derselbe fand aber einen würdigen Nachfolger in dem Tübinger Kanzler Pregitzer, der seine öffentlichen Vorlesungen über den Daniel am 21. März 1620 begann und in 312 Lektionen am 13. August 1624 beendete. An diesem Tage ging er zu Jesaias über und „durchschiffte, wie es heißt, diesen Ozean des Propheten in 1509 öffentlichen Vorlesungen im Verlauf von 25 Jahren. Nachdem er am 1. Juli 1649 den Beschluß gemacht, begann er an demselben Tage den Jeremias und erklärte die erste Hälfte in 459 Vorlesungen bis zum 10. April 1656, an welchem Tage er, 80 Jahre alt, in dem Herrn entschlief." Ein anderes Beispiel der Art war der Marburger Professor Crocius, der volle dreizehn Jahre, von 1660 bis 1673, mit Erläuterung der Psalmen zubrachte; zur Erklärung des Quintilian brauchte Ammianus in Zürich sieben Jahre, und die Professoren Rungius und König in Wittenberg lasen während ihrer ganzen Lehrthätigkeit überhaupt nur über das erste Buch Moses. Begreiflich erscheint unter diesen Umständen, daß die Behörden endlich einschritten und auf gewaltsame Weise dem Unfug zu steuern suchten, ja zuletzt so weit gingen, eine bestimmte Stundenzahl festzusetzen, innerhalb welcher ein Kapitel oder ein Buch beendet werden solle.

„Andere Professoren", klagt Heyder weiter, „eilen zu geschwinde, brauchen weder Zeit noch Fleiß, und was am notwendigsten ist zu erklären, pflegen sie zu überschlagen. Wieder andere sind zwar nicht ungelehrt, auch wohlgeschickt, aber sie führen eine gemeine Art zu lehren und bleiben auf der alten Geige, welche ihre Voreltern gestimmt, verachten, was recht akademisch, behelfen sich mit Lumpereien der Schützen und Plackereien der Abcdarien. Noch andere endlich setzen bei seite, was nützlich, nötig und ziemlich ist, und verlieben ihre Seelen in schlimme Albernheiten. Stets brauchen sie während des Lehrens das Wort Heraklits: es ist dunkel, oder stellen sich, als ob sie so tiefe Gedanken hätten, daß sie sie nicht

aussprechen könnten, sondern bei sich behalten müßten. Und damit sie sich in kindischen Fragen und nutzlosen Träumereien recht gehen lassen können, wühlen sie alle die längst begrabenen Träume der alten Sophisten und Scholastiker wieder auf und setzen sie als Geburten in Scene, nachdem sie dieselben gleich den Dieben, welche die Zeichen auszukratzen pflegen, ein wenig verändert haben."

Daß diese Sittenprediger nicht übertrieben haben, läßt sich aus den Universitätsakten jener Tage hinlänglich nachweisen. Wird doch den Helmstädter Professoren im Jahre 1614 vorgeworfen, daß sie samt und sonders mit zwei oder drei rühmlichen Ausnahmen in sechzehn, zwanzig und mehr Wochen, ja in Jahresfrist keine einzige Vorlesung gehalten hätten. In Tübingen gab es 1618 im ganzen Halbjahr keine sechs öffentlichen Vorlesungen; die nichtigsten Gründe wurden aufgesucht sich dem Lesen zu entziehen, und in Basel mußte 1581 die Verordnung erlassen werden, daß die Professoren nicht wegen Mangel an Zuhörern zu Hause bleiben, sondern sich zur bestimmten Stunde einstellen und etwa eine halbe Stunde warten sollten, ob sich jemand einfinde.

Die Theologen gingen in all diesen und andern Dingen mit schlimmem Beispiel voran: die protestantischen Hörsäle hallten lange Jahre hindurch von den widerwärtigsten Zänkereien wieder. Sie griffen sich nicht selten in ihren Vorträgen an und machten sich übereinander lustig. Statt die Hauptfächer in den öffentlichen Vorlesungen vorzutragen, behandelten sie mit Vorliebe besondere Lieblingsstoffe; protestantische Theologen redeten gern vom Papst, stellten Vergleiche zwischen ihm und Petrus ein, um durch die Neuheit des Stoffes die Studenten anzulocken. Mit großer Ruhmredigkeit kündigten sie in ihren Programmen an, was jeder der Jugend darzubieten hatte. Kleinlicher Brotneid, Titelsucht und Eitelkeit kannten oft keine Grenzen. Als ein Muster derselben kann der Professor Seger in Wittenberg betrachtet werden, der sich und Christus am Kreuz nebeneinander in Kupfer stechen ließ. Aus seinem Munde gingen auch einmal die erstaunlichen Worte: „Domine Jesu, amas me?" und die Antwort: „Carissime, pereximie nec non doctissime domine Magister Segere, poeta laureate, caesarie scholae Wittenbergensis rector dignissime, ego amo te!"

Neben all diesen leuchtet aber um so mehr eine Anzahl pflichtgetreuer, anspruchsloser Männer hervor, die vor allem noch die Universitäten des 16. Jahrhunderts zieren. Um nicht Melanchthon zu erwähnen, der nur an seinem Hochzeitstage seine Vorlesungen aussetzte: Bohl in Rostock wußte für das hebräische Studium eine

solche Begeisterung zu erwecken, daß sein Schüler Junge die ganze hebräische Bibel auswendig lernte, um, „wenn Antiochi Verfolgung hereinbrechen würde, dieselbe in memoria mit sich zu nehmen.“ Ja, Crusius in Tübingen konnte sich rühmen während seiner Lehrthätigkeit 20 000 Disputationen neben seinen Vorlesungen gehalten und in der Kirche 7000 Predigten nachgeschrieben zu haben, und manch einer mochte sich ihm an die Seite stellen, welcher fleißig seine Folianten zusammenschrieb und daheim in seiner Familie, bei Weib und Kind, ein stilles, ruhiges und ehrbares Leben führte.

So viele wahrhaft rührende Beispiele christlicher Ehen die Professorenfamilien auch darboten, eine nicht minder beklagenswerte Verwilderung brach mit der Verderbnis der Zeiten auch über dieses Verhältnis herein. Wunderlich genug kommt es uns vor, wenn ein alter Professor im Heidelberger Kirchenrat 1598 bei Gelegenheit der Beratung über die Berufung eines neuen Lehrers sich dahin ausspricht: er rate, Sachsen zu nehmen, die vielleicht in der Lehre nicht gar so rein, „aber prächtige Weiber haben.“ Ebenso seltsam erscheint es, wenn Heyder in Jena 1590 in einer amtlichen Rede unter den Vorteilen einer Universitätsstadt auch den anführt, „wie prächtig die Bürger ihre Töchter an den Mann bringen könnten! Seit der Errichtung der Jenenser Akademie sei keine Provinz in Deutschland zu finden, wohin nicht Jenenserinnen mitgenommen oder abgeholt würden.“ Und wie wahr der Professor gesprochen, beweist ein bekannter Studentenspruch aus jener Zeit:

Von Jena und Leipzig ohne Weib,
von Wittenberg mit gesundem Leib,
von Helmstädt ungeschlagen,
weiß wohl von Glück zu sagen.

Für die Wiederholung der Vorträge, worauf viel Zeit verwendet ward, waren an manchen Universitäten auch eigne Repetenten angestellt. Dieselben hatten aber nicht die Anziehungskraft bei den Studenten als die Disputationen, die besonders im 16. Jahrhundert aufs eifrigste betrieben wurden. Die Normen derselben legt die Disputierordnung dar, welche seit 1536 in Wittenberg gesetzlich eingeführt war. Danach mußte in allen drei hohen Fakultäten, der Theologie, Jurisprudenz und Medizin, alle Vierteljahr einmal disputiert werden; jeder besoldete Lektor hatte, wenn ihn die Reihe traf, dieselbe abzuhalten. Für seine Mühe erhielt er für jede zwei Gulden, der Respondent einen Gulden, wogegen jedem Opponenten, „wo sein Fleiß gespürt ward“, fünf Groschen zufielen. In der

artistischen Fakultät war der Sonnabend für Disputation und Deklamationen vorbehalten, woran alle Magister und Professoren teilzunehmen hatten. Der Präses erhielt für jede Disputation fünf, der Respondent vier und jeder Deklamant zwei Groschen; wer von den Professoren seine Pflicht versäumte, sollte um einen halben Gulden gestraft werden. Man disputierte dabei in allen möglichen Sprachen, stritt sich auf lateinisch, griechisch und hebräisch; von einem Professor wird sogar berichtet, daß er eine samaritanische Disputation gehalten habe. Nicht selten führte der Kampfeseifer zu rohen Auftritten. So erzählt der Tübinger Theologe Gerlach im Jahre 1581: „der Kanzler ist am 23. Januar von Wittenberg zurückgekehrt und hat mir von der dortigen Disputation dies erzählt: Dr. Pinsheim, der Schulrektor, habe die Thesen „de majestate Christi et coena domini" angegriffen und angefangen: „Ihr tragt eine gotteslästerliche Lehre vor und wollt Luther vorschützen; ihr verwirrt unsere Schule." Schon seien die Studenten zu einem Aufstande bereit gewesen, als Pinsheim mit der Hand und mit Zischen ein Zeichen gegeben sich wieder niederzusetzen und einige Zeugnisse aus Luther beigebracht. Darauf habe der Kanzler geantwortet, das seien eben dieselben, welche auch die Jesuiten und Calvinisten für sich anführten, dann selbst einige Stellen aus Luther vorgelesen und mit „langsamer und scharfer Betonung" an den Rektor die Worte gerichtet: „Hör, du Sau, du Hund, du Narr oder wer du bist, du grober Esel!", das Buch zugeschlagen und den Rektor gefragt, ob er noch etwas einzuwenden habe. Auf seine Antwort, er sei zufrieden, hätten die Studenten ein lautes Gelächter erhoben und der ganze Akt sich in Lärm verloren." Manch einem erging es bei diesen dialektischen Kämpfen wie dem Hamburger Meyer, der als Bakkalar einem armen Schächer einmal so zusetzte, daß diesem ein quid mihi cum tibi? entfuhr. Voll Zorn über den Hohn, der sich deswegen über ihn ergoß, schleuderte der Gehänselte erst dem Bakkalar sein Buch an den Kopf, sprang dann vom Katheder herunter und warf mit starker Faust den ihm an Wissen überlegenen Gegner aus dem Auditorium.

In den Thesen machte sich auf den protestantischen Universitäten gerade wie im Mittelalter noch immer stark der biblische Geist geltend. Während einstmals Fragen wie: ob Christus bei der Allmacht Gottes die Welt auch in Gestalt eines Steines hätte erlösen können? ob in der eines Esels? ob in der eines Kürbisses? und wie dann der Stein die nötigen Wunder gethan, wie der Esel gepredigt haben würde, wie der Kürbiß zu kreuzigen gewesen wäre? Katheder und Bänke der Auditorien mit dem starken Ton, den man in der

Magisterschaft auf ihre Entscheidung legte, erschüttert hatten, lesen wir jetzt in den Annalen des protestantischen Wittenberg, daß über die große kananitische Traube, über das Fellkleid des Adam, über die Möglichkeit, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, Disputationen zur Erlangung der Doktorwürde geschrieben und gehalten wurden. Man mahnte wohl, die Disputation mit Gebet zu beginnen, durch Bescheidenheit die Gunst der Zuhörer zu gewinnen, aber das Wichtigste, sich dem Wahrheitssinn nicht zu entfremden, vergaß man. Die Widerwärtigkeit des Eindrucks, den solch gelehrte Klopffechtereien oft hinterließen, gibt Valentin Andrä in den Worten wieder: „Was für ein Unstern, den ganzen Tag mit Zänkereien zuzubringen und noch dazu vorher überlegten! Wehe, wie schmerzen mich die Ohren nach so viel Geschrei!"

Erst nach und nach schliefen die Disputationen an den Universitäten ein, da selbst hohe fürstliche Personen mit Eifer an denselben teilzunehmen pflegten. Noch im Jahre 1746 wußte eine Fürstin von Thurn und Taxis den Rektor Mauchardt bei seiner Antrittsrede eine Stunde lang mit vieler Fertigkeit zu opponieren, und auch der Prinz Günther von Schwarzburg-Sondershausen hatte sich als eifriger Disputator großen Ruhm erworben.

Wie in alter Zeit, so zog auch im 16. Jahrhundert die formale dialektische Übung mehr als die realen Wissenschaften die jugendlichen Geister an, und der logische Schematismus beherrschte alle akademischen Reden und wissenschaftlichen Erörterungen. Bemerken wir auch bereits im 17. Jahrhundert einen Umschwung, der vielfach gerade ins entgegengesetzte Extrem umschlug, so war es doch erst die Naturwissenschaft, die auch in dieser Hinsicht geradezu umgestaltend wirkte.

Nach Beendigung des großen Krieges waren die Oberbehörden allgemein bemüht, die Ordnung auf den Universitäten wieder herzustellen und den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Den Dekanen ward zur Pflicht gemacht, die Studierenden ihrer Fakultäten von Zeit zu Zeit zusammenzurufen und zu vernehmen, wie sie lebten, bei wem sie wohnten, welche Vorlesungen sie hörten und welche Privatlehrer sie genommen; bisweilen wurden sogar die Hefte eingefordert, die sie nachgeschrieben hatten. Aber so gut die Absicht dabei war, so gering war in den meisten Fällen der Erfolg. Weder in den Sitten noch in den Studien ward der Barbarei wirksam gesteuert; blieb dieselbe doch auch in den Kreisen der Professoren bis zu Ende des Jahrhunderts fast allenthalben und in vielen Fällen bis weit über diese Grenze hinaus herrschend!

Erſt mit der Bewegung, die zur Gründung der Univerſität Halle führte, mit Thomaſius und den Pietiſten, kam neues Leben in die Erſtarrung der deutſchen Hochſchulen. Erſt mit Leſſing und einigen ſeiner Zeitgenoſſen begann der Humanismus, und zwar in edlerer, freierer und feinerer Geſtalt, in heftigem Kampf mit der Scholaſtik ſich von den ihm aufgelegten Feſſeln zu befreien und die Univerſitäten von neuem zu erobern. Halle war zu der Zeit in gewiſſem Maße das, was anderthalb Jahrhunderte vorher unter Melanchthon Wittenberg geweſen. Unter dem Schutze eines duldſamen Regenten erfreute ſich hier der aus Leipzig vertriebene Thomaſius der Freiheit, „der Wahrheit ohne Furcht nachzutrachten.“ Von Halle verbreitete er ſeine neuen Gedanken über Natur- und Kirchenrecht, von hier aus führte er den Kampf gegen den Glauben an Hexen und Teufelsbündniſſe und gegen die überall ſich noch breit machende ſcholaſtiſche Philoſophie, hier verdiente er ſich den Lobſpruch des großen Königs: „Von allen Weiſen, die Deutſchland berühmt gemacht, haben Leibnitz und Thomaſius dem menſchlichen Geiſte die größten Dienſte geleiſtet.“

Huber: Kleine Schriften. Leipzig 1871. — Buſch: Deutſche Studenten in alter Zeit. Leipzig 1866. — Tholuck: Das akademiſche Leben im 17. Jahrhundert. Halle 1853.

21. Die Kunst des 16. Jahrhunderts.

„Renaissance" sagt man und verbindet damit zunächst die Vorstellung von einer Wiedergeburt der Kunst des Altertums, wie sie in Italien aus der Begeisterung für die Überbleibsel der klassischen Vergangenheit hervorging und gleichsam in einem neuen Wellenschlage sich über das übrige Europa verbreitete; im weiterm Sinne aber denkt man dabei an die Wiedergeburt der Natur, an das Erwachen der Erkenntnis, daß die Natur die alleinige, ewig gültige Lehrmeisterin der bildenden Künste sei. Aufgekommen in einer Zeit, wo ein lebensfreudiger Zug alles beherrschte, wo die einen eine tiefe Sehnsucht nach den neuen Quellen der christlichen Erkenntnis trieb, die anderen sich gleichsam der wiederentdeckten Natur freuten und sich ihr in frohem Genusse hingaben, erstarkte sie und gewann ihren Höhepunkt, als Deutschland nach allen Richtungen seines Daseins in Verfall geraten war und trotz langer Friedenszeiten und äußeren Scheines jeden Patrioten trostlos in die Zukunft blicken ließ. Ähnlich wie bei der italienischen Renaissance tritt uns die denkwürdige Erscheinung entgegen, daß die höchste Blüte des Kunstgewerbes und auch der Baukunst sich nicht deckte mit dem sittlichen Höhepunkt unseres Volkslebens, daß vielmehr allein behagliches Wohlleben und glänzende Prunksucht ihr den Boden bereitete, worauf sie aufs schönste gedieh. Nur wer sich die trübseligen und niederschlagenden Zeitverhältnisse vor Augen hält, wird auch für das Kunstleben jener Zeit erst ein richtiges Verständnis gewinnen können.

Die neue Kunstblüte war ein ganz anderes Erzeugnis jener mächtigen Kraft, die einst die hohen romanischen Dome schuf. Bei Betrachtung ihrer kunstgewerblichen Leistungen jeglicher Art tritt uns der gewaltige Abstand sichtlich vor Augen, der das 16. Jahrhundert vom Mittelalter trennt; wir erkennen aufs deutlichste, daß die durchgreifende Umgestaltung des Kunstwesens, die völlige Verwandlung der Formenwelt nicht allein auf dem durch innere Gründe vorbe-

reiteten und durch äußere Einflüsse zur Reife gebrachten Wechsel des Geschmacks, sondern ebenso sehr auf dem Umstande beruht, daß die künstlerische Thätigkeit jetzt nicht mehr in erster Linie von dem religiösen Bedürfnis geleitet wird. Die Kunst änderte ihren Schauplatz und erweiterte ihn, indem sie ihm ihre Reichtümer bot. Bisher waren es vorzugsweise die Kirchen gewesen, die man mit bildlichem Schmucke zierte, jetzt umfaßte sie das ganze Leben des Menschen, drang in die Bürgerhäuser und gewann einen Spielraum, sich zu bethätigen, wie er ihr bis dahin niemals geboten war. Verweltlicht und vorzugsweise auf die Verschönerung des Lebens gerichtet, entsprach sie dem Sinne der Zeit; denn alles, was dem Schmuck des Hauses und Gartens, der Kleider und Geräte diente, erfreute sich zumal in den reichen prachtliebenden Städten und an den üppigen Fürstenhöfen der Förderung und Pflege.

Die Erkenntnis, daß in der Natur auch die Schönheit zu finden sei und die Wahrheit nicht mit der Schönheit im Streite liege, brach sich im Norden völlig selbständig Bahn und ohne das vermittelnde Vorbild, welches Werke antiker Bildhauerkunst den Italienern zur Wiederbelebung der alten Kunst gewährt hatten. In der flandrischen Schule, mit den Brüdern Hubert und Jan van Eyck, gewann sie zuerst eine lebensvolle Gestaltung und verbreitete sich von hier über Deutschland. Erst mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts trat ein neues Geschlecht von Künstlern auf, die ihre Anregungen direkt aus Italien holten und so der Renaissance den Eingang in die deutsche Kunst bahnten. Auch jetzt ging die Malerei allen Künsten voran. In ihr gebührt der Vorrang der Augsburger Schule, wo Hans Burgkmaier einer der ersten ist, der die Kunst des Südens nach dem Norden zu verpflanzen sucht. Ihm schließt sich die Familie Holbein an; von dem ältern geleitet, bricht der jüngere vollständig mit dem Mittelalter und wendet sich in seinen Gemälden, Malereien, und Gegenständen des Kunstgewerbes dem neuen Stile mit Entschiedenheit zu. Die aus dem ewig jugendfrischen Quell der antiken Kunst hervorgegangene neue Formengebung fand in ihm wie in Albrecht Dürer ihre meisterhaften Vertreter; sie verdrängten bald nach Beginn des 16. Jahrhunderts aus der deutschen Malerei durchweg die gotischen Architekturen und Ornamente, und überall ging mit der größeren Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit, Fülle und Rundung des Beiwerks eine gleiche Lebendigkeit in der Darstellung des Körpers und der Gewänder Hand in Hand. Wenn nun Dürer, dessen Kupferstiche und Holzschnitte damals eine große Verbreitung fanden, als einer der vornehmsten Begründer der eigentlichen Renaissance in

Deutschland erscheint, so war er es auch wieder, der am meisten dazu beitrug, der neuen Kunst ein vaterländisches Gepräge zu geben. Mit voller Lust bemächtigte er sich der reichen Formen, die der künstlerischen Gestaltungskraft einen weit größeren Spielraum boten, als die Gotik; aber für seine Gestalten suchte er die Quelle der Freiheit nicht in italienischen Vorbildern, sondern in der Natur. Zwar blieben Dürer und Holbein nicht unberührt von der gefälligen Auffassung des menschlichen Körpers der Italiener, aber sie bildeten ihre Gestalten nach ihrem eignen Ebenbilde. Das urdeutsche Wesen der Schöpfungen Dürers konnte infolgedessen der starke Damm werden, welcher die deutsche Kunst ein halbes Jahrhundert vor der Verwelschung schützte.

Gleichzeitig mit der Malerei wandte sich die Plastik dem neuen Stile zu, und gerade in einem der größten Meister läßt sich der Umschwung der Anschauung deutlich nachweisen. Es ist Peter Vischer von Nürnberg mit seinem Hauptwerk, dem Sebalduskrab in St. Sebald, welches so vollständig wie kein anderes die Verschmelzung des neuen Stiles mit der Gotik zeigt. Während die Erzarbeit durch dieses Meisterwerk rasch und entschieden der neuen Weise zugeführt ward, verharrte die Steinskulptur und mehr noch die volkstümliche Holzschnitzerei bis tief ins 16. Jahrhundert hinein bei den Formen der Gotik. Die Altarschreine, wie sie so glänzend in dem Marienaltar in Lübeck in der Bergerfahrerkapelle, in Brüggemanns Altar in Schleswig und in zahlreichen Werken in Kalkar vertreten sind, behielten durchweg den gotischen Aufbau bei, aber innerhalb dieses Rahmens bewegten sich die Bildwerke mit einer Freiheit, die genau der der Malerei entspricht. Veit Stoß in seinen Schöpfungen und Adam Krafft in seinem Sakramentshäuschen und seinen Reliefs blieben dagegen unbewegt auf den Bahnen des Mittelalters, wenn sich gleich in ihren Werken ein erfreuliches Ringen nach Naturwahrheit kund gibt. Am entschiedensten drang der neue Stil in Grabmälern vor, die zugleich die zunehmende Verweltlichung der Kunst zeigen. Schon am Denkmal Kaiser Maximilians hatte die kirchliche Auffassung kein Wort mehr mitzureden; die Reliefs erzählen nur von kriegerischen und politischen Thaten.

Während in den bildenden Künsten die Renaissance bereits festen Fuß gefaßt, blieb die Baukunst noch völlig in den alten Fesseln; es war damit zwischen Malerei und Baukunst ein scharfer Gegensatz entstanden, der noch bis ins 17. Jahrhundert hinein fortdauerte, da der Kirchenbau mit seinen gotischen Konstruktionen und Formen völlig in den Dienst eines handwerksmäßigen Schematismus geraten war. So ward der Kern der Bauten, die Gliederung und der Grundriß nicht von dem neuen Stil berührt, aber die innere Ausstattung

begann sich ihm nach und nach gänzlich hinzugeben. Alles, Kirchen und Paläste, Wohnungen und öffentliche Gebäude, füllte sich damit, und eben darin liegt der größte Reiz der deutschen Renaissance. Haben wir doch erst in der Gegenwart der reichen Gerätewelt derselben die Aufmerksamkeit zugewendet und, nachdem diese unser Herz gewonnen, auch ihre Bauweise schätzen gelernt!

Der völlig ungezwungenen Entwickelung des Kunsthandwerks kam der Umstand entgegen, daß es jetzt mehr von dem wohlhabenden und kunstliebenden Bürgertum und von den weltlichen Großen in Anspruch genommen ward. Der großen Zeit der klassischen Studien und der religiösen Erregung im Beginn des Jahrhunderts folgte seit dem Augsburger Frieden eine Zeit des Friedens und damit des üppigsten und behaglichsten Lebensgenusses. Namentlich in den freien Reichsstädten, wo der Handel unermeßliche Reichtümer aufgehäuft hatte, entfaltete sich ein unglaublicher Aufwand. Dieser vornehmen Verschwendung, die mit feinem gebildetem Kunstsinn gepaart erscheint, zu dienen, war die hauptsächlichste Aufgabe des Kunstgewerbes. Demgemäß bildete die Zeit des höchsten weltlichen Prunkes, die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des folgenden, auch die Zeit ihrer höchsten Blüte.

In den kunstgewerblichen Museen, vor allem in den fürstlichen Schatzkammern, die zum großen Teil dem Sammeleifer fürstlicher Kunstfreunde jener Zeit zu verdanken sind, können wir die künstlerische Pracht und den künstlerischen Sinn in zahlreichen und herrlichen Beispielen bewundern.

Es gibt wohl kaum ein Gerät und ein Möbel aus jenen Tagen, das ohne künstlerischen Wert wäre. Das 16. Jahrhundert besaß einen so bewunderungswürdigen Schönheitssinn, eine so allgemeine Freude an der Kunst und ihren Werken, daß sie in dieser Beziehung nur mit dem klassischen Altertum zu vergleichen ist. Die Kunst bemächtigte sich aller Gegenstände, und was sie erfaßte, mochte es das Kleinste und Unbedeutendste sein, bearbeitete sie mit gleicher Liebe und Vertiefung.

Die Goldschmiede entfalteten in Trinkgläsern, Pokalen u. a. eine bisher unbekannte Pracht mit aller Mannigfaltigkeit der neuen Formengebung. Mit den Kastenmachern vereinigt, schufen sie zur Aufbewahrung von allerlei Kostbarkeiten Kunstschränke mit dem erdenklichsten Aufwande von wertvollem Material und sinnreicher Arbeit. Das Schreinerhandwerk lieferte zur Ausschmückung der Kirchen hölzerne Kanzeln; Beichtstühle, Orgelgehäuse, Thüren prangten in gleich üppigem Formenreichtum. Selbst die Wangen der gewöhnlichen Bänke wurden mitunter prächtig gestaltet; in der Täfelung anspruchs-

loser Wohnräume, wie sie im 16. Jahrhundert sich allgemein verbreitete, herrschte ein künstlerischer Geschmack; in dem Tafelwerk festlicher Prunkräume aber entfaltete sich die herrlichste Fülle von Reichtum und Schönheit. Da traten reiche Säulenarchitekturen aus den Wänden hervor, in den Feldern zwischen den Säulen breitete sich ein vielgliederiges Nischenwerk aus; die Nischen und alle geeigneten Stellen prangten in mannigfaltigem, phantasiereichem Schmuck, halb erhabene Bildtafeln und vollrunde Figuren kamen hinzu, um das Ganze zu vollenden. Mit außerordentlichem Aufwand ließen die reichen Handelsstädte ihre Ratshäuser ausstatten, wovon die sogenannte Kriegsstube zu Lübeck und der Rathaussaal in Lüneburg berühmte Beispiele bilden. Mit den öffentlichen Versammlungsräumen der Städte wetteiferten die Festsäle der Adelsburgen und der städtischen Geschlechter, wie das Fredenhagensche Haus in Lübeck, der Jenaer Schloßsaal, das Fürstenbergische Schloß in Heidelberg und der Saal des Ehinger Schlosses in Ulm.

Mit der künstlerischen Schönheit des Holzwerkes stand die gesamte bewegliche und unbewegliche Einrichtung der Räume in vollem Einklang. Alles, was zur Ausstattung derselben gehörte, erfreute sich einer um so lebendigeren Pflege, als in Deutschland der Sinn für häusliches Behagen vorzugsweise ausgebildet war. Selbst die größten Meister verschmähten nicht dem Kunstgewerbe Vorbilder zu schaffen. Unerschöpflich war Holbein in der Erfindung schöner Formen und figürlicher Darstellungen, von dem Großartigsten bis zu dem Drolligsten herab; er zeichnete, wie auch Dürer, selbst ganze Alphabete, bei denen er den Buchstaben die klassischen Formen der antiken Schrift gab.

Die Marmorkamine mit reicher Bildhauerarbeit oder an dessen Stelle der hochaufgebaute farbig glasierte Kachelofen, die Fenster mit gemalten Wappenscheiben, die Teppiche an den von Holzgetäfel nicht bedeckten Teilen der Wände, die sämtlichen Möbel und jegliches Geschirr und Gerät, alles harmonierte miteinander, und alles zeugte von künstlerischem Geiste sowohl derjenigen, die diese Räume benutzten, als auch derer, welche die Einrichtung in ihren verschiedenen Bestandteilen gefertigt hatten.

Die Zinngießer wußten nicht bloß für den alltäglichen Gebrauch bestimmte Geräte, sondern auch Schaugefäße zu schaffen, die auf Schrank und Wandsims prangten und mit den Erzeugnissen der Goldschmiedekunst in Gestalt und Schmuck wetteiferten. Das Eisen nahm unter den Händen kunstfertiger Schlosser Formen an, die sich dem Geschmack des neuen Stils harmonisch anschlossen. Mit echt künst-

lerischer Freiheit wurde das damals aufkommende Stabeisen zu bewunderungswürdigen Werken verarbeitet: an Gittern, Grabkreuzen, Leuchtern, Trägern zu Ausbangeschildern und dergleichen fügte sich dasselbe in prächtigem Linienschwunge zu reizvollen, blatt- und blumengeschmückten Arabesken zusammen. Die Töpfer bauten die großen Öfen und farbig glasierten Kacheln mitunter in reichen Architekturformen und mit Anwendung von halberhabenem und vollrundem figürlichem Bildwerk auf. Die genußfrohe Zeit bedurfte eines außerordentlichen Vorrats an Trinkgeschirren aller Art. In Gestalt von Brunnen, Burgen, Schiffen, von Damen mit aufgebauschtem Reifrock wurden die Gefäße mit Vorliebe dargestellt und das ganze Reich der Mythologie und Allegorie neben üppigem Pflanzenschmuck hervorgezogen, Kränze mit manchem Reliefschmuck versehen, bunt glasiert oder bemalt und vergoldet und auf Schüsseln, Tellern und Schalen eingebrannte Malereien angebracht. Wo so allgemein ein schmuckvoller Sinn herrschte, war es kein Wunder, wenn selbst die Kleidung Gegenstand prächtiger Ausstattung ward: nicht bloß Ringe, Ketten, Gürtel, Spangen gaben Anlaß zu künstlerischer Behandlung, auch Röcke, Mantel, Hüte wurden mit Zierat bedeckt, zu dessen Erfindung selbst ein Holbein Hand und Kopf willig hergab.

In der Renaissanceperiode erscheint Deutschland, den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechend, als ein offenes Land, den verschiedensten Einflüssen zugänglich. Während von Süden der italienische Einfluß vordrang, machte sich im Westen die Einwirkung französischer und niederländischer Werke geltend. Schon dadurch wird es begreiflich, daß von einer einheitlichen deutschen Renaissance im Baustil nicht gesprochen werden kann und diese in den einzelnen Landschaften ein verschiedenes Gepräge aufgedrückt empfängt. Dazu kommt, daß je nach der Natur der früher in den Landschaften herrschenden Bauweise auch die Renaissance, stellenweise eine bloße Umformung der ersteren, einen anderen Charakter annimmt. Im ganzen darf Norddeutschland, insbesondere das Gebiet des Backsteinbaues, den Ruhm in Anspruch nehmen, daß sich hier die Renaissance stetiger entwickelt, weniger schroff mit der Vergangenheit bricht, weniger fremdartige Bestandteile in sich birgt und am meisten noch als der Ausdruck nationaler Empfindung gelten darf.

In kirchlichen Anlagen hat die deutsche Renaissance keine zahlreichen Proben ihrer Wirksamkeit geliefert. Die Begeisterung für prächtige Kirchenbauten war schon vor Beginn der Reformationsbewegung im Erlöschen, die großartigen Dome des Mittelalters blieben infolge des Mangels an Beiträgen durch Ablaß unvollendet

liegen; der religiöse Hader trug vollends dazu bei, einen Stillstand in der kirchlichen Bauthätigkeit hervorzurufen. Die Renaissance mußte sich hier mit einer neuen Ausstattung der inneren Räume, mit Grabmonumenten, Kirchenstühlen, Altargeräten, Kannen und Schüsseln begnügen. Dagegen äußerte sie sich zu derselben Zeit, wo das Kunstgewerbe seine glänzendste Fülle mit erstaunlicher Üppigkeit zur Schau trug, in stolzen weltlichen Gebäuden, welche der Reichtum und die Prachtliebe der Fürsten und Bürger allerwärts entstehen ließ, mit der höchsten Frische und Lebendigkeit.

Überall in Deutschland sind in den alten Städten Denkmäler der Renaissance erhalten, bald vereinzelt, bald zahlreicher, unerschöpflich an Mannigfaltigkeit und Reiz. Prächtig ist ihre Erscheinung, wenn ein Fürst den veränderten Anschauungen der Zeit gemäß statt der mittelalterlichen Burg weitläuftige Schloßanlagen in seiner Residenz errichten ließ, wie in dem Schlosse zu Heidelberg, das selbst in seinen Ruinen nicht seinesgleichen hat und in seinen verschiedenen Teilen fast die ganze Entwickelungsgeschichte der deutschen Renaissance verfolgen läßt; herrlich sind auch die Rathäuser, wie zu Lübeck, Bremen, Paderborn, Lüneburg u. a., aber am wirkungsvollsten treten die baulichen Schöpfungen der Renaissance uns da entgegen, wo sie in größerer Zahl beisammenstehen oder gar ganze Straßenfluchten und Stadtteile von ihr den baulichen Charakter tragen, wo die hohen schmalen Giebelhäuser, welche in dichtgeschlossenen Reihen auf die Gassen blicken, sowie stattliche Innnungshäuser mit den stolzen Patrizierwohnungen an Glanz der Ausstattung wetteifern, die zierlich und reich geschmückten Brunnen, die starken und doch nicht schmucklosen Mauern und Türme der Befestigung von Gemeinsinn und Selbstgefühl der Bürger ein glänzendes Zeugnis ablegen. Beleuchtung und Umgebung wirken mit, die Erinnerung an die Vergangenheit der Städte erhöht die Stimmung, zum ästhetischen Interesse gesellt sich das geschichtliche, um den Eindruck zu steigern.

Das vollständigste Städtebild aus der Renaissancezeit bietet das alte fränkische Rotenburg an der Tauber, wo mit Ausnahme der gotischen Kirchen fast alle öffentlichen und privaten Gebäude den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts angehören. Die Mauern, Thore und Türme, das Rathaus und die hochgiebeligen Fachwerkhäuser, die zierlichen Brunnen auf den Straßen, die hier wie anderswo ganz besonders den künstlerischen Trieb der Zeit vergegenwärtigen, schaffen zusammen ein Bild, das den Beschauer der Gegenwart entrückt und ebenso malerisch wie in kulturgeschichtlicher Beziehung fesselnd ist. Den größten Reiz aber besitzt Rotenburg darin, daß in öffent-

lichen und Privatbauten auch die innere Ausstattung vielfach noch unversehrt erhalten ist, daß man hier an einer Menge von Beispielen, wie wohl nirgend anderswo, die Einrichtung von Bürgerhäusern jener Zeit mit dem reichgeschnitzten Holzwerke, zu dem seit Ende des Jahrhunderts mannigfaltiges Stuckwerk hinzukommt, in frischer Ursprünglichkeit kennen lernen kann.

Zwar nicht in gleicher Geschlossenheit, aber in großartiger und glänzender Weise führt uns das stolze Nürnberg die Renaissance vor Augen. Vereinzelt trat sie hier trotz der prächtigen Durchbildung, die der Privatbau in der spätgotischen Zeit erfahren, schon früh auf. Das berühmte Tucherſche Haus ist im ganzen und großen noch gotisch, aber mit einem Erker, einem Hofthor und mancherlei Einzelheiten im neuen Stil geschmückt, der sich bald über die ganze Stadt hin in üppiger Weise geltend machte. Die hohen und breiten Fassaden mit ihren gewaltigen Giebeln und Erkern, die turmartigen Dacherker und vor allem die Höfe mit ihren übereinander gereihten Laubengängen und Treppentürmen gaben demselben Gelegenheit zu ebenso großartiger wie malerischer Entfaltung seiner Vorzüge. Das Prellersche Haus am Ägidienmarkt mit seiner mächtigen fünfstöckigen Fassade vom Jahre 1605 und seinem wunderbaren Hof, dessen prächtige Pfeilerarchitektur jederseits durch einen Erker unterbrochen wird, ist ohne Frage eine der schönsten Schöpfungen, welche die Renaissance hervorgebracht hat.

Ein anderes Gepräge trägt Augsburg, dessen Beziehungen zu Italien besonders lebhaft waren. Die reichen Fugger ließen schon früh in ihren Wohnungen, die an Glanz und Pracht der Einrichtung das stolzeste Fürstenschloß weit übertrafen, Marmorsäle und Säulenhallen nach Art italienischer Paläste herstellen und riefen Künstler von jenseit der Alpen zur Ausschmückung ihrer Gemächer herbei. Äußerlich ist das heute als ein Schatten ehemaliger Herrlichkeit dastehende Fuggerhaus wie die meisten Augsburger Häuser ganz schlicht; das Äußere der Bauwerke zu schmücken, blieb hier bis ins 17. Jahrhundert hinein der Malerei überlassen, und in wie glänzender Weise diese ihre Aufgabe löste, davon legen noch einzelne erhaltene Reste Zeugnis ab.

Wieder anders und in umfassender Weise tritt uns die Renaissance im Norden in den Städten der Hansa und ihrer Genossen entgegen. Danzig, das gotische, gestaltete sie um zu einer heiteren malerischen Stadt voll von interessanten Einzelheiten und überraschenden Straßendurchblicken, baulich zu einem unvergleichlich schönen und anziehenden Städtebild. Über das ernste Backsteingemäuer, die Spitzbogen, die Baumstümpfe, Häusergiebel und Beischläge wucherte ein üppiges Gewebe, die heitere Formenwelt der Spätrenaissance. Jedes Bau-

werk ward da überkleidet mit Zierwerk; Statuen edler Männer erhoben sich auf gotischen Kragsteinen, und zu dem geschmückten Alten gesellte sich manch üppig verzierter Neubau. Alle größeren Privatwohnungen der reichen Kaufherren wurden verschwenderisch mit spielenden Ornamenten und Zierwerk überkleidet, Steinbilder, mit leicht vergoldeten Waffen, Rüstungen, Widderhörnern und Blumenkelchen geziert, überall angebracht. Bis ins einzelne hatte die Renaissance hier ihre Blüten getrieben und sich so eng mit der Gotik verbunden, daß man sie heute oft kaum zu unterscheiden vermag.

Viel nüchterner, äußerlich unscheinbarer tritt uns der Privatbau in Lübeck und den westlichen Hansastädten entgegen; erst im Innern enthalten die Häuser der bedächtigen Kaufherren einen gediegenen Glanz, wie in dem Hause der Kaufleute in Lübeck. Die tiefer im Binnenlande liegenden niedersächsischen Städte, von dem großen Weltverkehr abgeschnitten und damit dem Wechsel der Sitten weniger unterworfen, haben auch im Privatbau den konservativen Sinn treuer bewahrt.

Hier blüht der Fachwerkbau. Die Konstruktion schließt sich freilich noch unmittelbar an die in der gotischen Zeit übliche an. Da aber die Gotik als eine ihrem Wesen nach durchaus kirchliche Bauart hier gewissermaßen nur äußerlich geherrscht hatte, so kam das bürgerliche Haus der Renaissance entgegen, um in seinen Ornamenten sich ganz derselben anzuschließen. Wie die mit Ziegeln und Lehm ausgefüllten Zwischenräume Raum für Schmuck boten, so füllten sich auch die Balkenköpfe, Konsolen, Sparrenhölzer und Füllbretter mit Schnitzwerk aller Art. Vor allem bieten die alten Städte Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim u. a. eine reiche Gelegenheit die malerische Schönheit und das behaglich anmutende Wesen dieser Bauart kennen zu lernen. Als ein wahres Kleinod der Holzarchitektur muß das Knochenhaueramthaus zu Hildesheim vom Jahre 1579 hervorgehoben werden; über fünf Stockwerke steigt noch ein mächtiges Dach empor, das selbst wieder mehrere Stockwerke hoch ist; Holzschnitzerei und Malerei wetteifern miteinander die Fassade mit Schmuck zu bedecken. Auch der Humor kommt dabei in verschiedenen figürlichen Darstellungen zu seinem Rechte, der überhaupt dem Volkscharakter entsprechend an den niederdeutschen Holzbauten in Bildern und Sprüchen sich gern Luft macht.

So sehr war die Renaissance über Deutschland verbreitet, daß sie ein Gemeingut der ganzen Nation genannt werden kann; heimisch in dem glänzendsten Palast wie in dem geringsten Haus galt sie als ein Schmuck des Bürgers nicht weniger wie des Fürsten und

Edelmanns und veredelte die alltäglichsten Dinge. Und doch war sie nur eine äußere Zier, welche die unendlichen Schäden des Volkslebens, insbesondere in den höheren Schichten der Gesellschaft, dürftig verdeckte, ein prunkender Schein, hinter dem sich eine sittliche und moralische Verkommenheit barg. Wie hätte sie Bestand haben können, als der große Krieg mit der Vernichtung des Wohlstandes, auf dem sie allein beruhte, ihr den Lebensfaden abschnitt und zugleich die bauwerklichen Überlieferungen zerriß? Wie die Thätigkeit in den Maler- und Bildhauerstätten eingestellt und auf gewöhnliche Handwerksarbeiten beschränkt ward, so lernte auch das Volk vor den furchtbaren Schicksalsschlägen auf künstlerische Genüsse verzichten. Die heimischen Kunsttriebe waren verdorrt, und die meisten Künstler, die in den Diensten deutscher Fürsten standen, gehörten dem Auslande an. Mehr als Italien gab jetzt Frankreich den Ton an, Deutschland beugte sich in Sitte, Sprache und Politik nicht bloß, sondern auch in der Kunst den Launen des französischen Geschmacks.

Ein Patrizierhaus in Augsburg und ein bürgerliches Wohnhaus in Zürich im 16. Jahrhundert.

„Welch eine Pracht", schreibt der gelehrte Beatus Rhenanus im Jahre 1531, „ist nicht in Anton Fuggers Haus! Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit steinernen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläuftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinette des Herrn selbst sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälkes als der übrigen Zieraten und der nicht gemeinen Zierlichkeit seines Bettes das allerschönste ist? Es stößt daran eine dem h. Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren vortreffliche Malereien von außen und von innen. Raymund Fuggers Haus ist gleichfalls köstlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind! Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Teile des Hauses! Mir gefielen die königlichen französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläuftige Säle und Zimmer, die mit Kaminen, aber auf sehr zierliche Weise zusammengefügt waren. Alle Thüren gehen aufeinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch

mehr ergriffen uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so zahlreiche und große Denkmale des Altertums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehr bei einem Manne finden: in einem Zimmer die ehernen und gegossenen Bilder und die Münzen, im anderen die steinernen, einige von kolossaler Größe. Man erzählte uns, diese Denkmale des Altertums seien fast aus allen Teilen der Welt, vornehmlich aus Griechenland und Sicilien, mit großen Kosten zusammengebracht."

Einfacher, aber im ganzen nicht weniger gediegen lebte man in der Schweiz mit Ausnahme des üppigen Basel, wo sich der Reichtum bereits früh nach derselben Richtung geltend gemacht hatte. Was uns Aloysius von Orelli zwischen 1550 und 1575 von Zürich berichtet, dürfte im ganzen auf den mittleren Bürgerstand Deutschlands jener Zeit anwendbar sein.

„Wahr ist es, kein öffentliches und Privatgebäude ist nur nach einer mittelmäßig guten Architektur aufgeführt, und solche Häuser fallen schlecht in die Augen, allein die innere Reinlichkeit in jedem Fleckchen dieser schlechten Häuser, selbst des Ärmsten, ist eine Vergütung für das äußere ärmliche Ansehen und wäre den italienischen Palästen zu wünschen, wo man sich allenthalben zu besudeln fürchten muß. Nach dem Morgengebet ist hier durchgehends in allen Häusern das Ausscheuern der Wohnzimmer, Gänge und Bänke, vor den Thüren und alles Gerätes das erste Geschäft der Mägde, und wo keine sind, der Hausfrau selbst. Die Verzierung der Zimmer ist äußerst einfach und prachtlos, bei vielen reinliche Ordnung die ganze Zierde. Teppiche habe ich nur in zwei Häusern gesehen; diese kamen aus Mailand. Die vornehmste Bekleidung der Gemächer ist Getäfel mit gotischem Schnitzwerk; jede einzelne Tafel hat die Form eines Porträts, Fensters oder dergleichen, mitunter sieht man auch Figuren, Fruchtschnüre u. a. mit Fleiß aus Nußbaum geschnitzelt. Diese Vertäfelung der Wohnzimmer in vornehmen und gemeinen Häusern hat ihren Grund in der Strenge des Winters. Aber die braune Farbe des Nußbaumes und des Firnisses auf Tannenholz macht diese Gemächer düster, wozu die engen niedrigen Fenster und die geringe Höhe der Stockwerke auch beitragen. Da an den Außenseiten nicht auf Symmetrie gesehen wird, so fehlt sie auch im Innern der Häuser; da ist selten etwas ganz regelmäßig. Die Fußböden sind nur von einfarbigen gebrannten Steinen; wenn sie sich ausnehmen sollen, so ist auf jedem Stein eine erhöhte Blume oder andere Zeichnung. Das ist der Fall in Prunksälen; das Gehen auf diesen unebenen Zieraten ist unangenehm. Die Boden der Schlafzimmer sind fast alle

mit Steinen ohne Zierate besetzt, die der Wohnstube aber, um sie warm zu halten, mit Holz belegt, ganz einfach ohne die mindesten Verzierungen. Diese werden an den Zimmerdecken angebracht, wenn es recht stattlich aussehen soll, und bestehen aus hölzernem Schnitzwerk mit vielfältigen Farben bemalt und hin und wieder etwas vergoldet oder aus massivem Gipswerk (Stuck), das allerlei, am liebsten aber Waffen und Harnische vorstellt. An den Wänden werden Denksprüche in großen Charakteren hingeschrieben und mit gemalten Blumenkränzen eingefaßt. Solche Sprüche liest man bisweilen auch an den Decken, von denselben habe ich aber keine anderen als lateinische gesehen, alle mit goldenen Buchstaben. Der strenge Winter macht Wärme notwendig, man bedient sich daher der großen Öfen. Außer Porträten und Landschaften sieht man in den Zimmern selten Gemälde, denn durch die Religionsveränderung wurden alle religiösen und heiligen Bilder verdrängt. Statt dessen sind die Wände der Wohnstuben in mittleren und vornehmen Häusern nach alter Art mit zinnernen Trinkgefäßen von allen Größen und Formen behängt, die immer wie neu aussehen müssen. Die Gerätschaften sind auf Dauer gemacht, wenig zahlreich, viel weniger prächtig, aber oft von gutem Geschmack. Für den täglichen Gebrauch sind in den Wohnzimmern längs der Wand und um einen großen Tisch herum lange Bänke für die Haushaltung hingestellt, wovon die oberste, für den Herrn und die Frau des Hauses bestimmt, mit Tuch ausgeschlagen ist. Kommt Gesellschaft, so werden in den reicheren Häusern hölzerne Stühle hingestellt, deren Sitze mit Sammet beschlagen und mit seidenen, auch, wenn gleich selten, mit silbernen und goldenen Fransen geziert sind. Weniger Reiche begnügen sich mit Stühlen, mit gefärbtem Tuch oder Leder ausgeschlagen, oder mit Polstern darauf, die von den Frauen und Töchtern im Hause gestickt sind. Mit dergleichen und auch mit gestickten Teppichen werden bei festlichen Gelegenheiten die Tische bedeckt. Lehnstühle hält dies rüstige Volk nur für Kranke oder Greise tauglich. Reiche Leute haben ein großes Kapital an einer Menge von silbernen und vergoldeten Trinkgefäßen, Pokalen, Schüsseln u. a. und darunter viele von vortrefflicher Arbeit. Die großen Trinkgefäße haben die Figuren von Kriegern, Pferden und andern Tieren, die etwa der Besitzer in seinem Wappen führt. Unter den Pokalen gibt es viele große und schwere, daß nur ein handfester Mann, wenn sie gefüllt sind, sie behaglich mit einer Hand halten mag. Statt der krystallenen kostbaren Gefäße der Italiener hat man die silbernen und vergoldeten für mancherlei Gebrauch, aber sie kommen nur an festlichen Tagen zum

Vorschein. An solchen Tagen wird alles Silbergeschirr an dem auffallendsten Ort des Zimmers symmetrisch aufgestellt, einem aufgerüsteten Altar nicht unähnlich. Alles muß glänzen. Zum Gebrauch der Gäste stehen schon Becher, Kannen und Schüsseln auf der Tafel, aber doch ist es so eingerichtet, daß auch etliche von den zur Schau gestellten Geschirren auf den Tisch gebracht werden zum Zeichen, daß den Besuchern alles zu Diensten steht; es wird aber so eingerichtet, daß die Symmetrie darunter nicht leidet. Auch die Bibel, in Sammet gebunden, schwer mit silbernen und auch vergoldeten Schlössern, Platten und Figuren geziert, habe ich in mehreren reichen Häusern wie ein anderes Prunkgerät aufgestellt gesehen. Die Gefäße, auf die man am meisten Kunst und Pracht verwendet, sind die Eß- und Trinkgeschirre, denen sich die reichen Frauen in den Wochen für sich bedienen oder in denen dem neugeborenen Kinde seine Bedürfnisse gereicht werden; sie sind immer von stark vergoldetem Silber und meist von getriebener Arbeit, die biblische Geschichten vorstellt. So einfach und haushälterisch die Speisen im täglichen Leben sind, so einfach ist auch das Tischgerät. Die Löffel sind durchweg von Holz oder Horn, nur bei reicheren Leuten die des Hausvaters und der Hausmutter mit ein wenig Silber verziert. Von gleichem Gehalt sind auch die Teller der Gemeinen, die der Reichen von Zinn, wenigstens die des Hausherrn und der Hausfrau, die Schüsseln von verzinntem Kupfer, von Zinn oder gebrannter Erde, so auch die Trinkgefäße. Glas hat man nicht zum täglichen Gebrauche, deshalb sind die Flaschen von hartgebranntem Thon, die Becher hölzern oder von Zinn. Überall wird auf diesen Vorzug gehalten, daß des Hausvaters und seiner Frau Tafelgerät sich in etwas von dem der übrigen unterscheide, es mag auch sonst noch so schlecht sein. Die Speisen bei festlichen Gelagen sind von den italienischen verschieden; man kennt z. B. die ausgestopften versilberten und vergoldeten Vögel nicht, noch die in Pasteten eingeschlossenen versilberten und vergoldeten Fische, die als Schaueſſen nur das Auge belustigen sollen und viel teurer sind als die besten Speisen. Was aufgetragen wird, muß eßbar sein."

Lübke: Geschichte der deutschen Renaissance. — Knackfuß: Deutsche Kunstgeschichte. Bielefeld und Leipzig 1888. — Springer: Kunstgeschichtliche Abhandlungen.

22. Zeitstimmen aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts.

Wie die Flugblätter des Reformationszeitalters, die Mutter der „neuen Zeitung“ und der Zeitung überhaupt, eine der wichtigsten Quellen der Volksstimmung und des inneren Ganges der Bewegung bilden, so legen sie auch nach in späterer Zeit von all dem Zeugnis ab, was bei einem verminderten geistigen Interesse wenigstens die Neugier der Leser zu befriedigen vermochte. Hatte die Zahl derselben in den zwanziger und vierziger Jahren ihren Höhepunkt erreicht, so läßt sich mit der Mitte des Jahrhunderts, den ruhigen politischen Verhältnissen entsprechend, eine rasche Abnahme bemerken. Nur einzelne Begebenheiten, wie die Türkengefahr, welche die öffentliche Meinung tiefer erregten, riefen zeitweise wieder zahlreiche Erzeugnisse hervor. Während sie für die Kunde des staatlichen Lebens nur dürftig fließen und von dem politischen nur da sprechen, wo der kirchliche Zwiespalt mittelbar eine Art politischer Parteigruppen beim Volke gebildet hatte, beleuchten sie die gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit von allen Seiten und bilden für die Lage der Gewerbe, des Handels und Ackerbaus, für die Verhältnisse des Adels, des Bürgertums, selbst für die der unteren Volksschichten eine reich strömende Quelle.

Noch immer ging bei den „neuen Zeitungen“, wie sie namentlich die Druckerstätten zu Straßburg, Basel, Augsburg und Nürnberg meist in Klein-Oktav verbreiteten, der prosaische Bericht und die dichterische Einkleidung Hand in Hand: eine große Zahl von Liedern, an denen einmal das Volk hing, knüpfte an jedes Ereignis der Geschichte und der Natur an und wurde noch zu einer Zeit mit Vorliebe verbreitet, als man schon versuchte, die Flugblätter durch periodische Hefte zu ersetzen. Baseler und Straßburger Druckereien traten mit numerierten fliegenden Blättern hervor, die man wie alles zu jener Zeit eifrig nachdruckte; 1595 lieferte Michael Eytzinger zu Köln eine Tagesbeschreibung „allerley gedenkwierdiger

Händel"; seit 1591 erschienen in Frankfurt am Main halbjährige Berichte unter dem Titel relationes historicae, die in monatlichen Übersichten die wissensbedürftige Leserwelt über alle möglichen Ereignisse zu belehren suchten und den Grund zu den Frankfurter Meßrelationen bildeten, die bis zum Jahre 1792 fortdauerten; andere Monatshefte unter verschiedenen Titeln, von dem Augsburger Samuel Dilbaum 1597 herausgegeben, halbjährige Hefte von fünf bis acht Quartbogen aus dem Verlage von Christian Egenophs Erben zu Frankfurt, welche die ungarischen und siebenbürgischen Kriegshändel behandelten, allerhand historische Relationen und Beschreibungen der glaubwürdigsten Geschichten folgten rasch aufeinander, um dann mit Beginn des neuen Jahrhunderts zu der ersten wöchentlichen Zeitung zu führen, die der Frankfurter Buchhändler Egenoph Emmel im Jahre 1605 herausgab.

Während die so entstehenden periodischen Zeitungen ihre Leser in den gebildeten Kreisen suchten und fanden, waren die gleichzeitig auftauchenden Postreiter mehr auf das eigentliche Volk berechnet. Oft mehrere Bogen in Quart umfassend, stellten sie gewissermaßen eine Reihe von Flugblättern dar und machten in der Weise der Bänkelsänger und Spruchdichter dem Volke gewöhnlich in Knittelversen die Ereignisse des verflossenen Jahres mundgerecht. So führt einer derselben (vom Jahre 1590) folgenden Titel:

Der post Reuter bin ich genant,
dem hinkenden boten wol bekant,
dieweil er ist mein gut Gesell;
darumb bin ich kommen auch zur stell
und wil auch machen offenbar,
was sich das Neun und achtzigste Jahr
vor Wunder ferner hat verlauffen.
Lieber, ließ mich und thu mich kauffen.

Ein Holzschnitt stellt einen Postreiter mit Horn und Federhut dar, der im Gespräch mit dem hinkenden Boten begriffen ist, einem Bauern mit einem Klumpfuß.

Zunächst begrüßen sich beide in einigen Versen; hat der Postreiter dann seine Reise und die Lande beschrieben, aus denen er seine Neuigkeiten mitbringt, so berichtet der hinkende Bote die Ereignisse des Jahres 1588, wobei er z. B. die Hinrichtung der schottischen Maria Stuart uud den Untergang der spanischen Armada, wie folgt, erzählt:

Ein Königin aus Schottland gut
muß auch vergießen all ihr Blut:
in Engelland brach man den Stab,
der Kopf ward ihr geschlagen ab.
Spanisch Armad ihr meist verderbe
viel tausend Spanier mußten sterbe,
welche durch Gottes grausam Wind
schrecklich in Grund gestürzet sind.

Ausführlicher laßt sich dann der Postreiter uber die Begebnisse des Jahres 1587 aus: er verfehlt auch nicht sein eignes Urteil einzuflechten und macht in der Weise der alten Flugblätter seinen Unmut über die boisen Kunste des Papstes, der Jesuwider und Calviniſten in scharfer Weise Luft. Wie er das ganze theologische Gezänk seiner Zeit über Taufe, Abendmahl u. s. w. zur Darstellung bringt, so sucht er auch durch Erzahlungen von großen Brünsten, seltsamen Lufterscheinungen, wunderbaren Geburten u. a. die Neugierde des gemeinen Volkes zu befriedigen.

Weit mehr aber als alle diese erst am Schlusse des Jahrhunderts auftretenden litterarischen Erzeugnisse kamen der Neigung des Volkes jene „neuen Zeitungen" in Form der alten Flugblatter entgegen, woran man sich einmal gewohnt hatte. Stehen dieselben auch meist an Frische des Tones und der Darstellung weit hinter denen des Reformationszeitalters zurück, so geben sie uns doch ein bezeichnendes Bild von dem, was damals das Herz des Volkes bewegte. Die Zeitverhältnisse boten wenig Anlockendes: das offentliche Leben der Nation war im Sinken, das geistige Interesse erlahmt, was Wunder, wenn auch die „neuen Zeitungen" diese Erscheinung widerspiegeln? Wir hören in Versen und Prosa berichten von den Kämpfen der Niederländer, den Belagerungen der Stadte, dem Wuten der Spanier, dem Tode Oraniens und können daran die Teilnahme des evangelischen Volkes für ihre Glaubensgenossen erkennen, die das Reich im Stiche ließ; die Kämpfe gegen die Turken, die Schlacht bei Lepanto, die Verheerungen der Moskowiter, der grausamen Feinde der Christenheit, nicht weniger, wie die Bluthochzeit in Paris und die Ereignisse des französischen Bürgerkrieges, das Schicksal der Armada und die Kämpfe mit den Ungläubigen bis zum Schluß des Jahrhunderts werden mit Begier aufgenommen; von allen Seiten sieht man die Stoffe aus fremden Landen herbeigeholt, aber den inneren Verhältnissen des Reiches wenig Aufmerksamkeit zugewandt. Wohl ist noch vielfach von den Jesuwidern und deren Tucken die Rede, der

Papst und sein neuer Kalender wird grausam verspottet, aber das Hauptinteresse bringt man doch Dingen entgegen, die dem öffentlichen Leben ferner stehen.

Mitten in einer Zeit, wo das Kunstleben blühte, wo Üppigkeit und Wohlleben mehr als je im Schwange war, tritt uns in immer steigendem Maße jene Wundersucht entgegen, die an den seltsamsten und abenteuerlichsten Dingen ein hohes Gefallen fand; schon ein Anzahl von Titeln der „neuen Zeitungen", wie sie unten aus den beiden letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts zur Kennzeichnung der Anschauungen zusammengestellt sind, läßt hinlänglich erkennen, wie der Aberglaube als ein tiefer Schatten auf dem Volksleben ruhte und eine dunkle Ahnung von kommenden schrecklichen Tagen die Herzen bedrückte. Da werden Wunderzeichen über Wunderzeichen am Himmel gesehen, da regnet es Korn und Mäuse; seltsame Vögel erscheinen, und erschreckliche Fische speit das Meer aus. Aus der Erde wird Mehl zu Knödeln gegraben, Brot gewinnt man aus Sandgruben, und selbst die Steine beginnen zu schreien. Kein Wunder, wenn der Teufel das Regiment auf Erden führt, die Unholden nicht bloß, sondern auch Buben und Dirnen in sein Reich nimmt; Propheten treten auf und verkünden den Untergang der Welt, Blutzeichen an Menschen und Tieren, in Brunnen und an Bäumen zeigen, daß erschreckliche Dinge bevorstehen; Stumme beginnen zu reden, Tote stehen auf und stimmen in der Kirche Gesänge an, ja der wilde Mann läßt sich blicken, und vom Morgenlande her kommt die Kunde, daß der Antichrist geboren ist. Wenn so alles in der Welt sich verkehrt, warum sollte dann nicht ein Bauer aus Käse ein Kalb brüten und ein Bergbauer aus dem „Catellerland" sich eine Jacke machen lassen, woran zwölf Tausend Schneider sechs ganze Jahre arbeiten mußten?

Neue Zeitungen von 1580 — 1600.

Gründliche und Warhafftige newe Zeitunge, wie das es zu Wüstenhausen in der Mark Brandenburg Korn vom Himmel geregnet. Anno 1580.

Erschröckliche Newe Zeytung Von einem Müller und seinem Sohn, wie sie Mummerey gangen und der Sohn sich in Teufelsgestalt verkleidet, wie es ihm darinnen ergangen. Auch wie am Heimweg sie dreyer armer Sünder am Galgen gespottet und sie zu Gast geladen, wie sie Gott gestrafft.

Drey newe Zeitung. Die Erste. Beschreibung des großen Wunderzeichens, welches den 13. Januar dieses 1580 Jars am

Himel geſehen worden iſt, Von den dreyen Sonnen und dreyen Regenbogen; Inſonderheit aber von dem großen erſchrecklichen Wind und Erdbeben, auch Wetter, welches zu Rom drey Tag nach einander geweſent.

Warhaftige Wunderzeychen dreyer Sonnen, vier Regenbogen und darinn zweyer Lichter klarheyten, auch großen weißen Creutzes am Himel, an vilen Orten geſehen worden.

Zwo Newe Zeittung. Was man für Hexen oder Unholden verbrendt hat, von dem ſiebenden Hornung an biß auff den zwentzigſten Höwmonat diß M. D. LXXX. jars, auch darbey angezeigt, an was ohrt und enden, auch was ſie bekendt haben.

Neue Zeitung von der Mauleſel Auffrhur zu Rom. 1580.

Wunderzeitung von Meuſen, ſo in Norwegen aus der lufft auff die Erde und Heuſſer gefallen und geregnet ſind Anno 1579.

Gantz frembde, Wolbedenckliche und zu Beſtättigung Chriſtliches Glaubens dienende Neue Zeitung Von der Abſchrifft oder Copei des vom Pontio Pilato über Chriſtum unſeren Herren gefallten Urtheyls zum Tod. Erſt Neulicher zeit diß M. D. LXXX. jar inn der Statt Aquila in eynem Felſen eingegraben gefunden. Jetzt erſtmals auß italieniſcher Sprach im Teutſche gebracht. Anno M. D. LXXXI.

Newe Zeitung. Eine Warhafftige Hiſtoria, ſo ſich am heiligen Oſtertage dieſes LXXXI. jars zu Alberhofen, zwiſchen Kitzingen und Tettelbach gelegen, bey dem Gottes Acker auff den Abend umb ſieben Uhr mit einem jungen Geſellen, Jacob Weiſſel genannt, und zweyen Männern, von Angeſicht und weiſſen Kleidern gantz ſchön und herrlich anzuſehen, begeben und zugetragen.

Erſchröckliche newe Zeytung Von einem Mörder Chriſtman genandt, welcher iſt gericht worden zu Bergkeſſel den 17. Junij deß 1581 Jars, welcher von ſeiner Jugent auff, 964 Mördt begangen und geſtifft, auch wie man in gefangen und getödt hat, iſt ordenlichen beſchriben, wie hernach bemelt und angezeygt. Durch Caspar Herber von Lochem an der Muſſel, in Druck verfertigt. 1581.

Ein neuw Lied von der Jeſuitiſchen auferweckung der todten zuo Wien in Öſterreich geſchehen; New Zeitung hab entnommen ꝛc.; „in der Narren kappen weiß“ zu ſingen.

Denckwürdige und warhafftige, doch ſchröckliche und Erbärmliche Zeytung auß Prag, vom 16. Januarij und 17. Februarij 1581. Von den inn Lüften fliegenden und ſchwachheyt halben herab in Schnee fallenden Raben. Von des Pantherthiers und Löwen grauſamen und erſchröcklichen, an etlichen Menſchen bewiſenen

grim und schaden, den sie gethon haben. Von dem gehörten Donnerklapff und darauff volgendem gehörten Weheklagen ob der Statt und Schloß Prag. 1581.

Erschreckliche Zeitung, so in der Marggrafschaft Baden geschehen in einem Dorff Knylingen von einer alten Zauberin. Im Thon: Kompt her zu mir, spricht Gottes Sohn.

Erschreckliche, Warhafftige Zeitung von einem Bawern, welcher seinen Juncker umb Korn zu leihen gebeten, das er ihm thet versagen, und der Bawr darüber in verzweifflung gefallen, wegen hungers nott sich selbst sampt seinem Weib und Kinder erhengt, auch wie hernach der Edelmann versunken. Im Thon: Kompt her zu mir, spricht Gottes Son. 1581.

Warhafftige Newe Zeittungen, Erschröcklich und erbärmlich, so all Kurtzlich in disem 1581. jar geschehen seind und auff das kürzest verfasset. Die erst von der Statt Han, inn der Schlesy gelegen, die hat den XXVIII. Augsten eine schwäre Brunst erlitten; deßgleichen zu Arnstatt inn Thüringen den VI. Herbstmonat auch beschehen. Demnach zu Sulz im Wirtenberger Landt den XXVIII. Herbstmonat und den XXIII. Höwmonat ist zu Brägentz am Bodensee auch ein grosses Fewer auffgegangen. Auch hat sich zu Strasburg ein schnell urblötzlich Fewer den XXVIII. Wintermonat erhebt von Büchsenpulver und grossen schaden gethan, wie ir hören werden. Unnd letzlich von Peter Niers, dem grewlichen, erschröcklichen Mörder, wie und wo der ist gericht worden sampt einem seiner gesellen, den XVI. Herbstmonat im 81. Jar. Anno M. D. LXXXI.

Warhaftige und erschröckliche Newe Zeyttung, so sich am Himmel erzeyget hat, den 6. Martij Anno 1582 Jar, ungefährlich von 9 biß auff 12 Uhr gestanden, (mit einem Holzschnitt, eine große weiße Kugel mit roten, weißen und gelben Strahlen darstellend).

Eine warhafftige und erbermliche newe Zeitung Von dem newlichen Fewer und Blutzeichen, so den 6. Martij in vielen Landen nahe und weit am Himel ist gesehen worden. Auch von dem schrecklichen Wasserguß und Wolkenbruch, welcher gefallen ist auff Keyser Carles Bad in diesem 82. Jahr, darinnen es mehr dan 30 Heuser weggerissen, auch über 100 Menschen ertrenket, sampt 2 kleine Kinder in Wiegen u. s. w. In ein Lied verfasset. Im Thon: Ich stund an einem Morgen. Gedruckt im Jahr 1582.

Warhaftige und Erschreckliche Newe Zeittunge von einer Jungen Diernen, welche sich dem Teuffel auff sechs Jarlang ergeben und von ihm ehe die Zeit verlauffen weggeführt worden ist.

Item: Von einem Studenten, welchen der Teuffel gleichfals in grewliche Sünden gestürtzt und letzlichen mit umbdrehunge des Halses erwürget hat. Anno 1582.

Warhafftige Newe Zeitung Und kurtze Anzeigung, wie Gott durch sein Wunderwerk in Meychsen bey Zwickaw Solche wunderbarliche Gewächß auff den Eychbeumen sich erzeigt hat. Im Thon: Ach Gott thu dich erbarmen. Das Ander: Von den jetzigen schweren, vor Augen schwebenden gefehrlichen und gestrengen Zeiten. Im Thon, Ich ruff zu dir. 1582.

Warhaffte Newe Zeitung und erschrocklich geschicht, die zu Andorff geschehen, von eines Kauffmans Tochter, so großen Übermut mit dicken Krössen getrieben. Im Thon, Hilff Gott, das mir gelinge. Ein ander Lied: Von dem jetzigen Pracht etlicher Jungkfrawen und Mägden. Im Thon, Nun laßt uns frisch und frölich sein. 1582.

Warhafte und glaubwirdige Zeyttung Von Hundert und vir und dreyßig Unholden, so umb ihrer Zauberey halben diß verschinen LXXVII Jars zu Gefencknus gebracht und den 15. 19. 24. 28. October auff ihr unmenschliche thaten und grewliche Aussag und Bekandtnus mit rechtem uhrteil zum Fewer verdampt und verbrennet worden. Gedruckt zu Straßburg M. D. LXXXIII.

Wunder newe Zeitung und warhafft Geschicht Von der Nunnen heiligkeit und reinigkeit, welches sich zugetragen in einem Kloster im Etschlandt gelegen, genannt Münster im Münsterthal 1583.

Newe Zeytung. Warhafftige Geschicht dieses 1583 Jars zu Beylstein bey grossen Botmar im Land zu Wirtenberg Blut aufgequollen und geflossen ist. M. D. LXXXIII.

Klägliche newe Zeitung Von einem reichen Burger, Wolff Breymüller genandt, so geschehen ist zu Auffkirchen im Bayerlandt, wie er sich dem bösen Geist ergeben und mit gifft 27 Personen vergeben hat. Ein ander new Lied von einem Bawren im Schwabenland, wie er auß einem Käß ein Kalb hat brüten wollen.

Warhafftige Erschreckliche Newe Zeitung oder Wunderzeichen von einem Teiche, welcher die Wecht genennet wird, gelegen auf dem Schlosse der Stadt Cranich, ins stift Bambergk gehörig, welcher sich durch Göttliche krafft in rotes Blut verwandelt hat und solches Blutzeichen zu vielen benachbarten Stedten, wie hernach folget, gezeiget worden. Geschehen den 15. Decembris Anno 1583.

Neuwe Zeytung Warhafftige und eigentliche Beschreibung von den vier geistlichen Meudtmachern und auffrürischen Jesuzwidern

und Pfaffen, So den Newen Calender erdacht und zugericht haben, die gantze Welt damit in unruh zu bringen. 1584.

Augspurgische Calender Zeitung. Kurtze historische erzälung deß Calenderstreits und daraus entstandennen Entpörung zu Augspurg 25. Maij 1584. Darunter der Weiber Krieg wider den Bapst, darumb das er zehen tage aus dem Calender gestolen hat. 1590.

Newe Zeyttung auß Lyfland, wie allda einer vom Moßkowiter verwüsten Kirchen ein Musica von Menschenstimen und Instrumenten, von dreyssig Newlicher zeyt Gestorbene personen gehöret worden.

Der Liifländische Todten Gesang. Warhafftige Zeitung, wie zu Rosiden in Liffland Todten Aufferstanden. 1584.

Newe Zeyttung auß Calabria Auff das 1585 Jar Prognostication, was sich ungefarlich auf das 87. jar zutragen soll.

Warhafft Zeitung auß Stettin inn Pommern von einem newen Propheten, welcher sich den ersten Herbstmonat biß 1585 jar erzeigt hat.

Warhafftige Newe Zeyttung Von zweyen Jungkfrauwen, Wie dieselbigen in iren schweren Krankheyten angefangen zu Tantzen bey zehen Tagen und Nächten, und in disen tagen mehr nit gessen und getrunken, dann etliche Welsche Nüsse und für 6 Heller Bier getruncken, darneben wunderliche Ding geredet, auch seltzame Geberden sich gebraucht, von disen zweyen ist die eine gestorben, die ander aber verschwunden. 1585.

Newe Zeittung. Warhafftige erbermliche und unerhörte Mörderliche Thaten, so durch die Jesuwiter ist geschehen zu Cracaw in Polen gefangen unnd nach Nilo geführt, alda ihren rechten lohn entpfangen, mit dem Schwert und Radt gericht worden dieses 1586. Jar.

Newe Zeitung. Warhafftige und eygentliche beschreibung der Person und Gestalt, auch aller Wort, der Propheceyung und Predigt des newen Propheten, So in der Marck, vor der Statt Stetin erschienen, und das Volck mit grossem Ernst zur Bus vermanet und erschröckliche Ding, so die fünff Jar nach einander über die gantze Welt kommen und ergehen sollen, Propheceyet und Verkündiget hat allen Christen zur vermanung in Truck gegeben. 1586.

Newe Zeittung Und erschreckliche Propheceyung oder Weissagung über Teutschlandt, Polen, Niederlandt, Brabandt und Franckreich, so sich uffs 88. Jar anfangen werden zu geschehen neben vormeldung, was für zeichen fürm Jüngsten Tage hergehen werden, neben einem Bericht, was sich itzt in Franckreich zugetragen. Diese

Propheceyung ist gefunden worden in Mastrich bey einem Gottesfürchtigen Mann, Wilhelm de Frieß, nach seinem Todt. Anno 1587.

Newe Zeytung auß Märingen im Bayrland, zwey Meyl wegs von Augspurg gelegen, darinn ein unnatürlich Kalb gefallen und von vilen Personen und sonderlichen von Jacob Ulrich, Wohnhafft in gemeltem Orth, item von Ursula Gründlerin von Aychen gesehen worden ist. (1587, mit einem Holzschnitt, ein Kalb mit zwei Köpfen und acht Füßen, wovon zwei auf dem Rücken, darstellend.)

Unerhörte greuliche und erschröckliche Newe Zeyttung und gesicht, so im Bhömerlandt in der Statt Tachen in des Wolgebornen Herren Christoffer Popels gebiet Anno 1586 am Simon Judas tag von villen Hundert Personen gesehen worden ist. Dardurch sie ain solliche Forcht ist an kumen, das sie nit anderst vermeindt haben, der Jüngste tag sey vorhanden oder einbrochen, derwegen sie in die Kirchen gelauffen und Gott umb abwendung dises gesichts mit Fasten und beten versuchet und geflehet haben, wie er sie dan auch gnedig erhöret hat. (1587; mit einem Holzschnitt, zwei Pferde und einen Löwen am Himmel darstellend.)

Newe warhafftige Zeitung Von dem erschröcklichen Zeichen, welches Gott am Himmel hat lassen erscheinen über die ungehewren Papistischen Kriegsleute, welche das Evangelium Jesu Christi und desselbigen Verwandten zu Brysich am Rhein am Ende dises ablauffenden 1587. Jars grewlich verfolget, abgeschaffet und an statt desselbigen die Päpstischen Grewel widerumb angerichtet.

Unnatürliche Zeitung von siben wunderbarlichen seltzamen Vögeln, so in Engelland den 27. Decembris Anno 1586 gefangen worden. 1587.

Warhafftige Newe Zeittung auß dem Land Westvahlen vor der Stat Ossenbruck, wie man da hat auff einen Tag 133 Unholden verbrendt. 1588.

Warhafftige Contrafactur und Newe Zeyttung eines Kneblins welches Jetzunder etlich wochen her unnatürlicher weyß Blut Schwitzet. 1588.

Warhaffte Newe Zeitung und Contrafactur zweyer frembden wunderbahren Fische, der eine Schwerdt, der ander Hornfisch genannt, in Dennemarck und zum Gribßwalde gefangen.

Wunder newe Zeitung, die uns ein Häring aus dem Meer bracht, allen Menschen zur Warnung und Besserung beschrieben durch Jacobum Colerum, der heiligen Schrift Doctoren und Probst zu Berlin.

Schröckliche newe Zeytung auß Augspurg, so man an dem Himmel gesehen und appendtlich vernommen hat, wie solliches mit etlich hundert Menschen zu Probieren und beweysen ist (1590).

Warhafftige Newe Zeytung Von einer großen unnd zuvor weil die Welt steht nit erhörter Wunderthat: Wie Gott der allmechtige einen armen Menschen, wohnhafft inn der Statt Kaurschim im Königreich Böheim, 5 Meil von Prag gelegen, da er seiner Kinder hungers halben bey einer Straffen in der Erde Leim graben wolte, gar ein schönes Mehl gezeiget hat, daraus vil Leuth das Brot gebachen, die Knödl und Brey den Kindern gekocht haben, in disem jetz lauffenden 1590 Jar den 22. tag Maij.

Wunderliche Zeittung Von zweien Kriegsleuten und einem Schiffman, welche sich so weit verfaren, bis sie in eine heiße siedende See komen, was wunder Teuffelsgespenst sie auff einer Insel dar gesehen, und wie sie endlich in und aus dem Venusberg durch zulaßung Gottes wider entkommen sein. 1590.

Erweytterte Unholden Zeyttung. Kurtze Erzelung, wie viel der Unholden hin und wieder inn dem Obern Teuschland gefängklich eingezogen, was für grossen schaden sie den Menschen vermög ihrer urgicht zugefüget und wie vil ungefehrlich deren inn diesem 1590 Jar biß auff den 21. Julij von dem leben zum Tode hingerichtet und verbrandt worden seyen.

Newe Zeytung Oder kurtzer Discurs von dem jetzigen Zustandt in der gantzen Welt und was endtlich darauff erfolgen werde. 1591.

Warhafftige Neuwe Zeitung auß dem Landt Westphalen von der Statt Ossenbruck, allda hat man den 9. Tag Hornungs in dem 1591 Jar auf einen Tag 133 Unholden verbrandt. Anno 1591.

Warhafftige Zeittung von einer Frawen sampt dreyen Kindern, wie sich selbst durch Hungersnoth erhangen, geschehen in Brabant, in einer Statt Löwen genandt, den 4. Martij Anno 1591.

Erschröckliche Newe Zeittung Von der Grausame übernatürliche Wundergeschicht deß Blutbrunnens zu Görlingen im Landt zu Wirtemberg Leonberger Vogtey, welcher vom 28. Junij biß auff den 9. Julij dieses 1592 Jars gantz trawrig und kläglich mit Blutfliessen sich erzeiget hat, allen frommen Christen zu trewhertziger warnung in Druck verfertiget. M. D. XCII.

Ein lang verkündte Newe Zeyttung, Wie nämlich der Antechrist und das Kindt deß Verderbens inn disem jetzt lauffenden 1592 Jahr inn dem äusserſten Lanndt Babyloniä in einer Statt, Cousa genandt, auff dise Welt endtlich Geboren seye, Was zu der

Zeit seiner Geburt sich für Wunderzeichen begeben unnd verlauffen, Wie auch gemeldtes Kind allbereidt sich erzeige, Was es für Wunderwerckh gebe und deßwegen auch Angebettet werde. Wie sollichs auß Malta an etliche Christliche Fürsten und Potentaten geschriben unnd von Venedig auß auff den 11. Aprilis ettlichen Herren inn Teutschlandt kundt than worden. Alles trewlich und gründtlich verfasset und in Truck verordnet.

Warhafftige Newe Zeitung, Wie sich der Engel Gottes eim Weib, da die in irem Gebet sampt iren Kindern verharret, erschienen, und was er zu ihr geredt und ihr angezeigt, wie erschreckliche sachen als bald in der Welt ergehen sollen, daß sie es allen Leuten verkündigen solte. Geschehen in einem Dorfe Olschnitz genandt hinder der Statt Nachod im Gebiet der Edlen unnd gestrengen Herrn Christoff und Sygißmundus Gebrüder von Regern ꝛc. den 5. Tag Novembris Anno 1591.

Newe Zeittung Unnd Abcontrafactur der Stadt Creutznach sampt einem Wunderzeichen, so alda am Himmel gesehen worden den 15. Martzii Anno 1592. item Newe erfundene Prophecey von Jahren 90. biß ins 99.

Zeittung aus Wittenberg. Dises 1593 Jars den 25. Januarij seindt diese drey Regenbogen Sampt dreyen Sonnen umb 1 uhr Nach Mittag gerad Ob der Statt stehend gesehen worden. 1593.

Newe Zeitung und Wundergeschiecht, so zu Constantinopel den 10. Februarij dises 1593. Jar offentlich am Himmel gesehen worden. 1593.

Zwo warhafte Newe Zeittung Und gründtliche Geschicht, sich den achten Januari zu Läbach hat zugetragen, das ein klein Kind ist gefunden worden zunechst bey der Stadt inn schneeweissen Kleidern, welches alda geredet und wunderbarliche ding hat angezeigt. Die Ander Von erschröcklichen und erbärmlichen Wunderzeichen und Mißgeburt zweyer Kinder, Geschehen inn der Steyermark zu Räckerspurg den 8. Januar dises 1593 jars.

Erschröckliche Zeitung und geschicht, wie man so vil Unholden oder Hexen hin und wider an vilen Enden und orten hatt abgethan und verbrent, was sie getriben und bekennt haben, männigklichen zur trewer warnung beschriben. Item ein prophecey eines Bawren Tochter, welche XXII stund ist verzuckt worden, unnd was sie hernacher geredt hat. 1594.

Zwo Warhafftige Newe Zeittung; die erste von Zweyen Engeln, welche man für der Stadt Oppenum an dem Reinstrom bey einem Bildstock drey Tag und Nacht nach einander gesehen hat,

Auch wie sie Männiglich zur Busse vermahnet, Auch angezeigt, was von dem 94 Jahr biß auff das 1600 Jahr geschehen soll. 1594.

Zwo warhafftige newe Zeitung; die erste von einer Magd von 24 Jahren, welche in 7 Jahren viermal gestorben ist und schröckliche Sachen prophezeiet hat, geschehen zu Raumburgk, 2 Meil wegs von Speyer. 1594.

Schreckliche Zeitung von einem Huter Gesellen Gabriel Kummer genant zu Spandau, zu welchem der Teuffel in Gestalt eines Menschen gekommen den 15. Nov. 1594.

Ein wunderbarliche Newe Zeytung, Wie auff den 5. tag des abgelauffenen Weinmonats in diesem 1595 Jar auf des Fürsten auß Sibenbürgen Veldläger ein Comet etlich stund lang erschienen und volgends ein fliegender Adler sich erzeigt, welcher auf des Fürsten Gezelt gesessen und ohne wider streben sich von dem Fürsten fangen lassen, darauf ihr fürstl. G. gleich bald den Sinan Bassa aus zwei Festungen und über die Schiffbrücken bei S. Georgio getrieben.

Zwo Warhafftige Newe Zeittungen. Die Erste: Von den erschröcklichen Wunderzeichen, so Erschienen sindt über der Statt Münster in Westpfalen, Wie in der Nacht drey Sonnen am Himmel gestanden durch jede Sonn ein Blutig Schwerdt; Auch wie ein Fraw in einer Statt vier erschröckliche Kinder geboren, die vil Wunderbarliche Sachen Geprophecyet haben, geschehen den 2. Februarij disen 95. Jahrs. Die ander Zeittung Ist von dreyen Spilleuten, wie sie sich bey einer Hochzeit verschworen han, wann sie mehr ein Tantz machen oder Spilen wöllen, das drey Teuffel komen sollen und sie all drey in die Lüfft führen und zerreißen, auch wie es inen ergangen sey. Geschehen den 10. Februarij disen 1595. Jars.

Seltzame Widernatürliche, Doch Warhaffte gründliche Zeitung auß Rom Von einer newen Wundergeburt, Jüngsten Von dem allerheiligsten Bapst allda inn dise Welt selbsten erzeugt und geboren. Trewlich verdeutscht durch Johann Suevum, Licentiaten. 1596.

Warhafte Wunder seltzame neuwe Zeitung, Wie hundert mal tausend und sechs und neuntzig tausend Juden vom Berg Caspie dem Türken in das Landt gefallen, auß Venedig, Rom, Constantinopel im Julio und Augusto deß 96. Jars warhaftig geschrieben.

Warhafftige newe Zeittung Aus Venedig dis 1596 Jars, Wie drey Legion rothe Juden auß dem Gebirg Caspis hinter dem

rothen Meere jetzundt gerüst herfür kommen, welche Keyser Alexander Magnus hinder sich im Gebirg verschlossen gelassen hat.

Newe Zeittung, Ein erschröckliche, doch warhafftige Geschicht, so sich im Landt zu Poln hat zugetragen, nicht weyt von der Stadt Thorn, alda ein Bawer hat Korn inn die Statt führen wollen, wie ihm ein Eyßgrauer alter Mann begegnet, inn einem langen weißen Gewandt, auch was wunders ihm der alt Mann gepropheceyet hat, geschehen den 10. Januarii dises ietztschwebenden 1596 Jahres.

Wahrhafftige erschreckliche Newe Zeitung, so sich außer und in der Stadt Stralsund dieses itzlaufenden 97. Jahres der Minderzahl zugetragen und begeben, als daß es zu unterschiedenen Mahlen Blut und Schwefel geregnet, auch Feuer vom Himmel auf St. Marien Kirche daselbst gefallen.

Zwo warhafftige new Zeitung. Die Erste, so sich in disen itzigen 97. Jahre zugetragen zu Langenberg im kölschen Lande, Wie ein schwanger Weib vom Teuffel besessen, die iren Eheman, mit dreyen Kindern sampt ihrer Leibesfrucht jämmerlich ermordet; die Ander, Von einem Gewitter und Fewersnoth, auch Blutregen, so Gott über die Statt Schilbrick in der Schlesien ergehen lassen.

Seltzame unerhörte newe Zeytung, Weß gestalt Georg Hanober von Olmitz, vermeinter Alchimist und Goldmacher, zu Stuttgart ist hingerichtet worden. 1597.

Newe Zeitung. Von einer unerhörten Geschicht, so geschehen ist im Fürstenthumb Zweybrück, wie allda eim Meßner morgens frue in der Kirchen erschienen ist eine schöne Jungfrawe, Ochs und alter Mann, welche Jungfraw wunderbarliche sachen Prophezeyet und angezeiget hat, auch wie man ein Stein in der Stadt hat rufen hören, nach solchem ruffen seind in 5 Tagen neun hundert Menschen gehling gestorben. Also seiend in zweyen Monat in der Stadt neunzehen hundert Menschen gestorben, geschehen den zwölfften Februarij Anno 1597.

Warhaftige Newe Zeitung, Wie zu Königsberg in Preußen der böse Geist einen Schumacher Jungen hinweg geführt mit Namen Martin Ferber, auch wie ein Engel zu ihm kommen, ihm wunderliche Sachen verkündiget und anzeiget. Geschehen den 2. Augusti dieses 1597. Jahrs.

Zwey warhafftige newe Zeitung. Die erste geschehen binnen Berwold von einem großen Wunderzeichen, einer Edlen Frowen widerfahren, geschehen 1598. Die ander Zeitung. Von einem stummen Mann von zwey und achtenzig Jahren, der Stumm und Taub geboren worden ist, drey tage vor seinem Tode hat er gesprochen.

Warhafftige Newe Zeitung Von einem Reichen Bawren, welcher vil Korn hat außgesehet, drey Leyb Brodt auß der Erden gepflüget zu Bilssen ihm Böhmerland. 1599.

Zwo Newe Zeitungen; die Erste, welcher gestalt zween falsche Juden durch Zauberey zuwegen gebracht, daß vil tausent Stück Vihe hingefallen und gestorben ist. Welche auch in disem Monat Junij dises 1599. Jahrs ihren gebürenden Lohn derentwegen empfangen haben.

Gründtliche und Warhafftige Newe Zeitung von einer unerhörten mißgeburt, so zur Liben in Ober Lausitz eines armen Hirten Weib geboren den 10. Novembris Anno 1598.

Eine warhafftige zuvor unerhörte neuwe Zeytung von einer wunderbaren Geburt. Geschehen den 12. Tag Mertzen deß 1599. Jars.

Zwo warhaffte, erschreckliche newe Zeitungen. Die Erste von einem Alandt, so zu Holstein 1599 gefangen. Die Ander Von einem übel gerhatnen Son, so nach seiner Eltern todt sich ins Teuffels gestalt gekleidet. Erdfurt 1599.

Warhafftige newe Zeitung, welche ist geschehen in dem Magdeburg von einem ungezognen Sohn, der nach seiner Eltern Todt sich in Teuffels Gestalt gekleidet und die Leute Nächtlicher Weile Geld abe zu schrecken. Geschehen 1599.

Zwo warhaftige Newe Zeitung. Die Erste von den Grausamen Wunderzeichen, so man in der Nacht vor dem Tag Maria Geburt in den Lüfften gesehen, als nemlich an dem gantzen Reinstrom hergegen, auch widerumb von den grausamen Erdbidemen, so sich darauff erhaben. Die andre Zeitung Ist von einem Wilden Mann, so sich in dem Landt zu Holstein hat hören und sehen lassen.

Newe Zeitung Von einer Juppen, welche im ein Berck-Bawr in dem Catellerland newlich hat machen lassen; dar an 12 Tausend Schneider 6 gantzer Jahr gearbeitet, biß sie vollendt ist worden.

E. Weller: Die ersten deutschen Zeitungen. Tübingen 1872. — R. Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus.

23. Die Verweichlichung vor dem großen Kriege und ihre Folgen.

Es hat keine Zeit gegeben, wo unser Volk Luthers bitteres Wort: „Wöllen wir deutschen doch bestien sein“, in aller Unschuld und mit unbegrenztem Behagen so wahr gemacht hätte, als in dem letzten Viertel des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts. Man kann der Kunstblüte, die sich zu gleicher Zeit mit Wohlleben und Üppigkeit über Land und Leute verbreitet, bewundernde Anerkennung zollen, der schaffenden Arbeit in Stadt und Land gebührende Würdigung zuteil werden lassen, aber unwillig wendet sich der Blick von den sittlichen Zuständen in den tonangebenden Kreisen ab, die selbst bei zeitgenössischen Fremden nichts als höhnende Worte fanden. Wenn auch der höchste Adel des Reiches sich bei Hof und Gericht, bei Mahlzeiten und Lustbarkeiten nicht mehr in so pöbelhaften Scherzreden und Handgreiflichkeiten erging als vor einigen Jahrzehnten, ein Fürst nicht mehr wie einst der Herzog von Liegnitz auf dem Reichstage zu Nürnberg am hellen Tage völlig betrunken, ohne Schuhe, unter dem Vorantritt von Musikanten durch die Straßen taumelte, so glaubten sich doch noch immer selbst die viel roheren Halbwilden des Ostens zum Spotte über das Vollsaufen der meisten Fürsten des heiligen Reichs berechtigt. Noch immer stellte sich der Adel selbst bei all seinem Rangstolz in seinen Sitten unter das gemeine Volk herab. Dasselbe „Gotteslästern, Fluchen, Saufen, Fressen der lotterbübischen und zotischen Junker“, welches Moscherosch zur Zeit des großen Krieges schildert, erkennen wir in grausiger Wirklichkeit in den Aufzeichnungen des Ritters Hans von Schweinichen (1552—1616), der als Hofmarschall, Kammerjunker und Schenk den Herzog Heinrich von Liegnitz auf seinen Bettel- und Saufreisen durch Deutschland begleitete. Wenn es zum Saufen ging, so mischten sich die Stände frei, denn der Kaiser zechte ebenso gemein und vielfach mit dem Grafen wie der Graf mit dem Weiß-

gerber. Das wilde Treiben schien den Deutschen so sehr zur anderen Natur, so zur Stammeseigentümlichkeit geworden, daß jeder, der sich davon abwandte, ohne weiteres große Gefahr lief, der Ausländerei zu verfallen, da er die angestammte Erbsünde in sich trug und die Zeitverhältnisse für Verwelschung in Sitten und Sprache verlockender waren als je zuvor.

So lange noch der Trieb eines geistigen Lebens von der Reformation her auch in den höheren Ständen gelebt, hatte die alte Sitte der Reisen in fremde Länder gleich den Reisen der Gelehrten auf auswärtige Universitäten manch schöne Frucht der Bereicherung heimischer Sitte und Bildung eingetragen. Selbst ausländische Schriftsteller wußten von dem Fürsten Ludwig von Anhalt zu rühmen, daß er italienische Leichtigkeit und Anmut mit deutschem Ernste vereine. Zu einer Zeit, wo Johann Georg von Sachsen die reine Tonkunst der Italiener, Moritz von Hessen den edlen Baustil nach Deutschland verpflanzte und eine Ritterakademie gründete, um den Adel seines Landes der bäuerlichen Roheit und des Junkerübermutes zu entwöhnen, hatten die Prinzen von Weimar an dem glanzreichen französischen Hofe noch einfach und sparsam gelebt und sich mehr den Zwecken ihrer weltmännischen Ausbildung als dem Genusse höfischer Lustbarkeiten hingegeben. Allein nach und nach machten sich in den fürstlichen Häusern die schlimmen Folgen dieser Besuche geltend, da an all den Punkten, wohin sich die Reisen vorzugsweise richteten, sich Ansichten und Gewohnheiten ausgebildet hatten, welche mit denen, die in Deutschland bisher geherrscht, in schroffem Widerspruche standen. Bisher hatte man den Pomp weltlicher Würde, wie er in Spanien, noch dazu mit dem Glanze religiöser Weise umstrahlt, die Majestät des Herrschers umgab, nicht gekannt, nichts von der unumschränkten Machtvollkommenheit gewußt, womit das französische Königtum alle Stände des Volkes unter seine Füße gebracht und den Hof zum Mittelpunkt des ganzen geselligen Lebens und zum Ziel alles ehrgeizigen Strebens gemacht hatte; noch huldigte man nicht jenen Grundsätzen der Politik, die in den italienischen Freistädten und Fürstentümern zur Herrschaft gelangt waren; aber wie lange konnte es dauern, daß auch in Deutschland jene Anschauungen einzogen, die man in den mächtigsten und blühendsten Staaten in voller Geltung fand, seitdem bereits an den rheinischen Höfen wie in Düsseldorf unter Johann Wilhelm III. und seiner verrufenen Gemahlin Jakobäa italienische Üppigkeit mit französischer Leichtfertigkeit eingedrungen war, in der Pfalz eine stetig steigende Nachahmung französischen Wesens die früher altväterischen Sitten verdrängt

hatte und sich die deutschen Landesherrn, die sich bisher nur als Stände des Reiches betrachtet, von den ersten Fürstenhäusern Europas aus politischen Gründen herangezogen, mit Ehren und Gold überhäuft und als ihresgleichen behandelt sahen?

In der Vorliebe für das Fremde gab auch der Adel bald den Fürsten nichts nach; er begann schon damals ohne bestimmten Zweck sich auf Reisen zu begeben, um sich in der großen Welt mit Anstand zu zeigen, sich Artigkeit der Sitten und feine Lebensart anzugewöhnen und die Kunst der angenehmen Unterhaltung zu erwerben. Von manchem konnte man bereits sagen, was in späteren Zeiten ein Spötter ausruft:

So gehn Sie nach Paris, nach Rom und London? „Ja."
Warum? „Mein seliger Papa, mein Oheim und mein Bruder waren da."
Die Herren kamen wohl gelehrt von ihren Reisen?
„O ganz gewiß! sie fehlten keinem Schmaus;
es ist in ganz Paris kein einzig Kaffeehaus,
das sie nicht auf der Karte weisen."

Der Adel lernte fortan von seinen Standesgenossen in der Fremde den Rangunterschied in schrofferer Weise geltend zu machen, begann sich einzureden, daß die strengeren Begriffe von Ehrbarkeit mit dem weltmännischen Wesen und einer freieren Geistesbildung unerträglich seien, wodurch die höheren Stände sich vor den niederen auszeichnen sollten, scheute sich nicht mehr die vaterländische Sitte als beschränkt zu bespötteln und die bürgerliche Moral des gemeinen Haufens gering zu schätzen. Wo fand sich noch ein Fürst, der wie Friedrich der Fromme von der Pfalz trotz seiner Geldbedrängnis nichts borgen wollte, „wenn es wider Gott, Ehre und Reputation zum Nachteil gereichte?" Wo waren die Landesherrn noch geneigt, sich in Fragen der Moral und Politik dem Richterspruche schlichter Gelehrten und Theologen, wie ihre Vorfahren es den Reformatoren gegenüber gethan, zu unterwerfen? Schon kam es vor, daß ein protestantischer Fürst, um den unbequemen Mahnungen eines gewissenhaften Beichtvaters zu entgehen, sich auf sein Recht als oberster Landesbischof berief und für sein sittliches Verhalten niemandem als seinem eignen Gewissen verantwortlich sein wollte. Wo waren die Männer aus dem Adel, die wie Hutten und Sickingen vertrauensvoll zu dem bürgerlichen Luther emporgeblickt und ihn als ihren Führer und Meister anerkannt? Die Reformation hatte Adel und Bürgerstand in schöner Eintracht gesehen; mit dem lebendigen Mittelpunkt, der alle Kräfte an sich gezogen, war auch die

Einigkeit und Gemeinsamkeit derselben verloren gegangen: der Adel zog sich in seine bevorzugte Stellung wieder zurück, um sich bald dem Glanz und dem Genuß der von den Landesherrn in dem ständischen Gemeinwesen deutscher Nation gewonnenen Machtstellung anzuschließen. Dazu kam noch ein anderes, um die Stellung des Adels zu verändern. Früher hatte man wohl lächerlich spitzfindige Hof- und Rittersitten, aber daneben doch auch adelige Politik, höfische Kunst und ritterliche Waffentüchtigkeit gekannt; jetzt begannen die Fürsten jenen unheilvollen Gedanken, der in dem Adel bloß den Rang erblickte, nach Kräften zu unterstützen, das Unwesen des Briefadels durch Verschleuderung desselben zu fördern und so die Meinung herrschend zu machen, der Adel habe keinen gesellschaftlichen Beruf mehr.

Die Verhältnisse nahmen eine um so schlimmere Wendung, als mancherlei Umstände zusammenkamen, die früher achtunggebietende Stellung des Bürgerstandes, von dem die ganze geistige Bewegung des Jahrhunderts ausgegangen war, nach und nach zu untergraben.

An den Universitäten war von jenem höheren Schwung der Reformationszeit wenig mehr zu spüren; mochte auch noch zu Helmstädt der freiere Geist der Melanchthonschen Richtung eine Pflege finden, die meisten waren wieder zu Tummelplätzen geistiger Beschränktheit, trockner Buchstabengelehrsamkeit und scholastischer Spitzfindigkeit geworden und hatten die Gelehrten, die eine Zeitlang sich mitten unter das Volk gewagt, wieder in ihre Studierstuben und auf ihre erhabenen Katheder zurückgetrieben, wo sie die vaterländische Sprache, die Luther zu Ehren gebracht, aufs neue mit der lateinischen vertauschten. „Deutsche Bücher", meinte einer der Wortführer der neuen Richtung, „könne jeder Dorfküster schreiben." Wo war jene begeisterungatmende Jugend geblieben, die das kräftigste Werkzeug der Reformation gewesen? An die Stelle ernster, sittlicher und geistiger Bestrebungen hatte sich rohe Unfläterei und läppische Zierlichkeit in Putz und Lebensweise breit gemacht, und selbst die Professoren scheuten sich nicht ihren Schülern das böse Beispiel der Unmäßigkeit und Gemeinheit zu geben. Gerade zu einer Zeit, wo Tübingen mit Wittenberg im Rufe reiner Lehre wetteiferte, hatte hier eine sittliche Verwilderung unter den Lehrern der Jugend Platz gegriffen, die fast einzig in der Geschichte der Universitäten dasteht.

So kann es auch nicht Wunder nehmen, wenn das religiöse Leben, das die Reformation entzündet hatte, selbst in dem protestantischen Teile Deutschlands überall wieder in Verfall geraten war und einem dürren Buchstabenglauben und einem äußeren Formen-

dienste Platz gemacht hatte. „Man kümmerte sich", bekennt ein Theologe jener Zeit, „weit mehr darum, wie Gott von Ewigkeit her, als er die Menschen erwählt, gehandelt als um das, was die Menschen nach deutlicher Vorschrift Gottes thun sollten." „Die Religion scheint ganz unterzugehen", sagt ein anderer; „es ist zu beklagen, daß der Satan es so macht, daß, wenn das Leben leuchtet, die Lehre verdunkelt, wo die Lehre rein, das Leben unflätig wird; unsere Lehre ist vom Menschen und unser Lebenswandel vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz, Faulheit, damit jetzige Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt nicht von Gott, sondern von dem Teufel." Hatten die Machthaber früher ihr Leben und ihre Politik nach den Mahnungen ihrer geistlichen Ratgeber eingerichtet, so begannen jetzt, je weiter von der Reformation entfernt, die Geistlichen immer mehr ihre sittlichen und religiösen Überzeugungen den Wünschen und Interessen ihrer gebietenden Herren anzubequemen, aus Gewissensräten Schmeichler und feige Höflinge zu werden und um den Preis einer Verfolgung Andersgläubiger, besonders der verhaßten Calvinisten, die größten Ausschweifungen zu verzeihen. Zum Verderben der Kirche eiferten die Zeloten, deren Kampfwut selbst die Fürsten nicht zu dämpfen vermochten, mit blindem Haß gegen ihre eigenen Glaubensgenossen, gegen das Teufelswerk derer, die noch von Frieden und Versöhnung mit den Calvinisten zu reden wagten, und in wilder Freude hörte die Menge dem lärmenden Kampfe zu. Mit gleicher Erbitterung schürten von anderer Seite den Glaubenshaß die Verfechter der alten Kirche, die Jesuiten. In diesem Kampfe verzehrte man auf beiden Seiten die besten Kräfte und untergrub zugleich die Empfindungen der Vaterlandsliebe wie den Aufschwung des Nationalgefühls. Schmerzlich erkennt auch schon in den 70. Jahren der Verfasser einer Staatsschrift die Entwickelung, welche die Ereignisse in Deutschland nehmen würden. „Wenn die Dinge einmal zur Thätigkeit und zu innerlichen Kriegen geraten", meldet er dem Kaiser Maximilian II., „was für ein jämmerliches Wesen würde daraus folgen und wie würden die fremden Nationen Öl ins Feuer gießen, damit wir einander selbst aufnützen, und der Türke, der solche Gelegenheit auch nicht verschlafen wird, in die Hände und in den Rat kommen! Die Dinge haben auch desto mehr Gefahr auf sich, weil man beiderseits dermaßen im Reiche gefaßt ist, daß ein Teil den anderen würde austilgen mögen und daß, wenn der eine Teil fremder Hilf und Anhang wird brauchen, der andere Teil nicht weniger dazu wird bedacht sein." Der Gegensatz der verschiedenen Stände in Kirche und im

Staats- und Volksleben war allmählich so stark geworden, daß die Deutschen aufgehört hatten sich als ein Volk zu fühlen. Mit dem fressenden Wurm der Ausländerei im Herzen, dem Wohlleben und der Üppigkeit ergeben und einer sittlichen Erhebung unfähig, erschien Deutschland dem fremden Zuschauer fast nur als ein großes Kriegslager kirchlicher und politischer Parteien, die sich in Streit- und Schmähschriften, auf Kanzeln und Kathedern, mit Rechtsdeduktionen und diplomatischen Künsten unablässig und mit wahrer Leidenschaft befehdeten. Wo es für den Volksgeist keine großen erhebenden Ziele mehr gab, alles sich verzettelte in kleinen Interessen und inneren Spaltungen, was half es, daß ein langer Friede das äußere Gedeihen begünstigte, eine hohe Kunstblüte entwickelte und Wohlleben unter allen Klassen verbreitet hatte?

In den großen Handelsstädten hatte der Wohlstand noch nicht gelitten. Nürnberg und Augsburg erschienen noch immer als zwei der einflußreichsten Brennpunkte materieller und geistiger Kultur und hatten ihre Bedeutung als Vermittler des Morgenlandes und Italiens mit dem Norden noch nicht eingebüßt. Die Zeit lag noch nahe, wo Sebastian Münster von Augsburg rühmen konnte, daß „die glücklich und tugendhaft lebenden Bürger ihren Handel in die Ferne trieben bis in die weitesten Länder, gegen die vier Winde der Welt gelegen." Die Städte an der Ostsee und an der östlichen Ausbiegung der Nordsee, Lübeck, Hamburg und Bremen, behaupteten als Führer der Hansa noch 1560 in Dänemark ihre althergebrachten Freiheiten, waren Herren des Handels in Schonen und des Heringsfanges an der norwegischen Küste, hatten den Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden großenteils in Händen und bauten in Antwerpen noch ein prächtiges Residenzhaus; mochten sie auch in Gefahr sein von den holländischen Hafenplätzen überflügelt zu werden, von dem Mitbewerb der Engländer draußen und daheim sich bedrängt fühlen: es war kein wirtschaftliches Unterliegen, welches das Sinken der hansischen Macht bezeichnet; es gebrach ihr nur an einer politischen Macht, an einem Länderbesitz, um ihre gewonnene Stellung unter ganz veränderten Zeitverhältnissen auch fernerhin zu behaupten.

Die Bergwerke lieferten bis in die siebziger Jahre noch einen erstaunlichen Ertrag, und die Masse der im Weltverkehr befindlichen edlen Metalle wurde von ihnen um nicht viel weniger vermehrt als von Amerika in den ersten fünfzig Jahren seiner Entdeckung. Nach allen Berichten zu urteilen, hatte sich über den ganzen Boden des Reiches Behagen und Wohlhabenheit, eine allgemeine, nach Neuem

suchende kunstfertige Regsamkeit ausgebreitet. Der Einfluß derselben äußerte sich denn auch nach allen Richtungen.

Ein üppiges, schwelgerisches Leben nahm in allen Ständen überhand. Wie sich die Vornehmen untereinander an Pracht und Nachahmung ausländischer Sitten überboten, so begann auch das Bürgertum ihnen darin nachzueifern. Wenn schon Luther klagt, daß es mit Trinken und Luxus schlimmer geworden als in seiner Jugend, während er erwartet hatte, das Evangelium werde das sittliche Leben heben, so begreift es sich, wie mit dem steigenden Wohlstande und den hereinbrechenden fremden Sitten jene Polizeiordnungen gegen Kleiderluxus und übermäßige Verschwendung bei Gastmählern und Familienfesten, die zur Zeit des lebhaftesten Aufschwungs der Reformation verstummt waren, von neuem wieder auflebten. Wie in kurzer Zeit Prunksucht und Luxus bei dem Adel mancher Gegenden gestiegen war, zeigen z. B. die Lebensverhältnisse zweier Herren von Schomberg, Vater und Sohn, aus der Pfalz. Der Vater, der auf einem Hugenottenfeldzuge reiche Beute gemacht, hinterließ an Silbergerät eine Kanne, einige Becher, zwei Salzfässer und etwas über zwei Dutzend Löffel, der Sohn brachte auf seine Erben an verarbeitetem Silber, Leuchtern u. a. 532 Mark. Der Vater besaß außer zwei goldnen Ehrenketten etwa $^1/_2$ Dutzend Ringe und einiges Perlengeschmeide, bei dem Sohn füllte das Verzeichnis der Perlen allein zwei enggeschriebene Bogen. Des Alten Kleidung bestand aus einem Paar seidenen Wämsern und samtnen Hosen, das übrige war Wolle, höchstens mit Samt und Seide besetzt; die Kleider des Sohnes mit ihren 22 vollständigen Prachtanzügen fanden auf zehn langen Bogen kaum Raum, ohne zu rechnen die Hüte mit Federn, die gestickten Gürtel mit Degengehenken, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Rosen, die silber- und goldgestickten Handschuhe. Statt der einfach getäfelten Zimmer und der Holzstühle, woran sich der Vater begnügt, hatte der junge Schomberg buntgewirkte, seidene oder vergoldete Ledertapeten und gepolsterte Samtsessel. Die Bibliothek des Alten enthielt eine Bibel, einen deutschen Livius, Postillen von Luther und Melanchthon, Fronspergs Kriegsrecht, einige Chroniken und ein altes Turnierbuch; die des Sohnes zeigte schon englische und französische Bibeln, Wörterbücher fremder Sprachen, französische Übersetzungen von Klassikern, kriegswissenschaftliche Werke, jedoch noch keine französischen Romane und Poesien.

Wie man an diesem Beispiel sieht, war Üppigkeit und Verwelschung mit reißenden Schritten hereingebrochen, nachdem das nationale Empfinden dahin war. Es ist keine Erscheinung, die,

wie man wohl sagt, bloß der Zeit des dreißigjährigen Krieges angehört, wenn der Stolz nationaler Eigenart einem großen Teil des Volkes fehlt und Zierde und Ehre im Anschluß an fremde Kulturformen, an fremde Tracht und Sitten, Sprache und Litteratur gesucht ward, vielmehr geht durch das ganze Reformationszeitalter der Kampf der Prediger gegen den Luxus neuaufgekommener Sitte in Tracht und Lebensweise, der Kampf gegen den Kleiderteufel, den Modeteufel, den Hosenteufel, den Tanzteufel. „Wenn man sich in der weiten Welt umsieht und Achtung darauf gibt", sagt einer, „so wird man finden, daß fast alle Völker, Länder und Nationen ihre eigne besondere gewisse Tracht, Art und Form der Kleidung haben. Allein wir Deutschen haben nichts gewisses, sondern mengen alles durcheinander, tragen Welsch, Französisch u. s. w., ja nahe allerdinge Türkisch dazu. Denn wer wollte oder könnte wohl erzählen die mancherlei wunderlichen und seltsamen Muster und Art der Kleidung, die bei Manns- und Weibspersonen oder Volk in dreißig Jahren auf und wieder abgekommen ist, von Ketten, Schauben, Mänteln, Pelzen, Körsen, Röcken! Jetzt hat man den Schweizerschnitt, bald den Kreuzschnitt, den Pfauenschwanz in die Hosen geschnitten und eine solche schändliche, gräuliche und abscheuliche Tracht daraus geworden, daß ein fromm Herz dafür erschrickt und seinen großen Unwillen daran siehet. Denn kein Dieb am Galgen so häßlich hin- und herbommelt, zerludert und zerlumptigt, als die jetzigen Hosen der Eisenfresser und Machthansen, pfui der Schande!" Schon im 16. Jahrhundert war allem Fremden Thür und Thor geöffnet; von allen Seiten schoben sich so mannigfache Elemente in das deutsche Leben ein, daß nicht bloß dessen äußere Erscheinung die Entlehnung und Nachäffung des Verschiedenartigsten darbot, sondern daß auch das unmittelbare Kleid der Gedanken, die heimische Sprache, wo man es nicht lieber ganz fallen ließ, im geselligen und schriftlichen Verkehr das buntscheckigste Aussehen erhielt.

Bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der kurze, meist dunkelfarbige spanische Mantel, mit Samt und Pelz verbrämt, die alte deutsche Schaube mehr und mehr verdrängt und die ganze spanische Tracht von den höchsten Spitzen der Gesellschaft aus in immer weiteren Kreisen Eroberungen gemacht; doch gab es noch einen langen Kampf, ehe jene Greuel der Geistlichkeit, die in den fünfziger Jahren von den Landsknechten erfundenen „Pluderhosen" mit ihren Wülsten verschwanden, zu deren Füllung im äußersten Falle bis zu 200 Ellen Zeugstoffe erforderlich waren. Vergeblich war, daß der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg einst mehrere

Lumpenhösler aufgreifen, in einem Käfig drei Tage öffentlich ausstellen und Musikanten davor aufspielen, daß er einigen Edelleuten auf offener Straße heimlich den Hosengurt öffnen ließ, so daß das „Zottengelump" zu Boden fiel und sie entblößt der Belustigung des Volkes ausgesetzt wurden. Um dem „gotteslästerlichen Ärgernis" ein Ende zu machen, mußten selbst Wunder geschehen. Um 1580 sollte in der Uckermark ein Schaf zwei Lämmer nebst einem Stück Fleisch in Gestalt einer Pluderhose geworfen haben und ein Kind mit fleischigen Pluderhosen geboren sein. Wie sehr auch dies alles von der Kanzel herab zur Warnung und Ermahnung mit allem Eifer gedeutet ward, so erhielten sich doch die „unzüchtigen Teufelshosen" in den Kreisen der Studenten, Handwerker und Landsknechte bis gegen Ende des Jahrhunderts; sie reichen fast in jene Zeit hinein, als mit dem Beginn des folgenden die Sturmvögel eines neuen Geistes erschienen, der im Laufe weniger Jahrzehnte in Monsieur Alamode seinen vollkommensten Ausdruck fand und an die Stelle des unbequemen „Mühlsteinkragens", der ausgepolsterten Hosen und Wämser, des kegelförmig aufgesteiften Hutes und des knappen Rückenmantels an den meisten Höfen die französische Tracht setzte.

Wie mit der Kleidung, so ging es auch mit der Sprache; für ihre Verwelschung kann man ebenso wenig den dreißigjährigen Krieg verantwortlich machen, der nur geerntet hat, was früher gesät ward.

War die deutsche Sprachgeschichte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Blatt voll der ruhmreichsten Erinnerungen, so fügte es sich durch ein Zusammentreffen verschiedener ungünstiger Umstände, daß die Sprache mit einer Menge äußerer Hemmnisse und Gefahren zu kämpfen hatte, die mehr als einmal die ganze Zukunft derselben in Frage zu stellen schien. Selbst in dem glänzendsten Aufschwung konnte sie die welsche Krankheit nicht loswerden. Luthers Sprache genügte nicht für alles; sie befriedigte nur, was mit der Kanzel zusammenhing, was näher zu der Kanzlei stand, hielt sich fortwährend an die Kanzleisprache mit ihren Latinismen und ihren dem Lateinischen nachgeahmten Satz- und Periodenverbindungen.

Als mit Karl V., dem verwelschten Fläming, der, wie er selber bekannte, nur mit seinem Pferde seine niederdeutschen Brocken redete, das fremdländische Wesen an die deutschen Höfe kam, verstanden die Fürsten und ihre Diener noch nicht französisch und hatten vor den Sorgen der politischen und kirchlichen Wirren und den Anforderungen der Jagd und des Trinkens auch keine Zeit es zu lernen. Einige pflichttreue, arbeitsame Geschäftsmänner, Rechtsgelehrte und Politiker, dann allerlei verwelschte Abenteurer mußten

in die Lücken eintreten, aber es dauerte nicht lange, so gewöhnte sich die ungeschickte Zunge und Hand dieser sonst so schwerfälligen Herren, wenn auch nicht ohne Widerstreben, an die Fremdsprache. Während unsere ältere Ritterschaft oftmals eine Wächterin des Deutschtums gewesen war, führte der Hofadel dieser Zeit das fremdländische Wesen ein; er wurde verwelscht nach allen Seiten im Gegensatz zu dem Landadel, der, noch lange beschränkt und abgeschlossen, ganz wie der Bauer und Bürger in den Reichsstädten der vaterländischen Weise treu blieb. Bei alldem ist aber nicht zu vergessen, daß in der deutschen Sprache selbst gewisse Ursachen lagen, die das Verwelschen fördern mußten. Schon Leibniz hat bemerkt, daß das Deutsche ausgebildet sei in allem Leiblichen und Sinnlichen, wo die Natur auch die Ungelehrten unterrichte, in allen Ausdrücken für Lebensart, Kunst- und Handwerkssachen, Jagd, Schiff- und Bergbau u. a.; für das Übersinnliche dagegen, für alles, was die Seele, die Wissenschaft, Moral und Politik angehe, für die noch abstrakteren Erkenntnisse in der allgemeinen Lehre von den Dingen, der Logik und Metaphysik sei das Deutsche arm, weil sich die Gelehrten nur des Lateins bedienten. Sollte aber unsere Poesie und in weiterer Ferne unsere Wissenschaft deutsch reden, so mußten notwendig für das mangelnde Übersinnliche die fremden vorgerückteren Sprachen zu Rate gezogen werden.

Eines der einflußreichsten Werkzeuge für die Befestigung des Französischen auf deutschem Boden ward die Verbreitung des Calvinismus an so vielen deutschen Fürstenhöfen; er war im Gegensatz zum Luthertum exklusiv, weil etwas Ausländisches, und eben deshalb vornehmer, und jedermann strebte danach. Wo die neue Modereligion Eingang fand, da mußte die zügellose Frivolität, die von dem französischen Hofe her rasch und kräftig Nachahmung fand, sich hinter etwas züchtigeren Formen verstecken. Aber die wunderliche Mischung verschiedener Elemente, von religiösem Fanatismus und von Prüderie, französischer Galanterie und dem noch nirgends überwundenen Cynismus des alten deutschen Hoflebens, brachte ein Neues hervor, das zu den unerquicklichsten Erscheinungen in der deutschen Geschichte gehört.

Wohl ist es anzuerkennen, daß die französische Bildung jener Zeit der gleichzeitigen deutschen überlegen war, daß in dem Glanz des französischen Geisteslebens, in dem Reichtum der Gesamtkultur, in den feineren Formen des Lebens Bestandteile einer höheren Entwickelung gegeben waren, deren teilweise Aneignung sehr ersprießliche Wirkungen auf das deutsche Geistesleben üben konnte und auch

geübt hat, aber zunächst traten doch die verderblichen Folgen mehr in den Vordergrund. Die vornehme Litteratur des Calvinismus wurzelte in der französischen Sprache, wie der Calvinismus in französischem Geiste: statt der deutschen Bibeln, Gesang- und Gebetbücher brauchte man französische; es ward französisch gesungen und gepredigt und damit der Faden der lebendigen Überlieferung, der die deutsche Kirchensprache an Luther band, vollkommen zerschnitten. Keiner der vornehmen Herren empfand etwas von der Unlust, mit der die deutschen Fürsten und ihre Umgebung fünfzig Jahre früher sich dem Gebrauche des Französischen in der Diplomatie anbequemt hatten. Jetzt schrieb man französisch viel geläufiger, als je eine fürstliche oder andere vornehme Feder ihre Muttersprache zu handhaben verstanden hatte; man schrieb es auch überall und ohne thatsächliche Nötigung, denn wenn die fürstlichen Kinder ihren erlauchten Eltern französische Geburtstagsverse vorsagten, wenn deutsche Fürsten und Fürstinnen ihren vertrauten Briefwechsel nur französisch führten, so war das alles eine Sache des freien Entschlusses und der Liebhaberei. Und wie der Herr, so der Knecht; aus dem calvinistischen Hofadel sind jene viel angestaunten und gepriesenen Tausendkünstler hervorgegangen, denen man nachrühmte, daß sie französisch so rein und geläufig sprächen, besser als ein geborener Pariser. Es dauerte nicht lange, so thaten es ihnen auch gewöhnliche Sterbliche nach, strebsame Kandidaten geistlichen und weltlichen Standes, die sich durch ihre galante „Prolatz", wie das Tschudi einmal nennt, eine sichere Anwartschaft auf eine fette Pfründe in der Kirche oder in der Ratsstube eroberten.

Es war ein wundersames Wesen, das durch die stetige Verwelschung auf den deutschen Höfen sich breit machte. Spanische Sitte und spanische Sprache herrschten als besonders vornehm am kaiserlichen Hofe, womit wegen der engen Verbindung mit Rom und den Jesuiten das Italienische abwechselte; an den süddeutschen katholischen Höfen, wo belgisch-französische und italienische Jesuiten die Herren und Gebieter waren, kreuzte sich Spanisch, Französisch und Italienisch eine Zeitlang in wunderlicher Mischung; das Spanische wollte indes auch hier nicht recht aufkommen, seitdem es infolge des schmalkaldischen Krieges dem Volksgeiste so gründlich verhaßt worden war. Im Norden griff das Niederländische ein und am denkwürdigsten die widerwärtige Posse, das Polnische, als Hofsprache in dem deutschen Königsberg bei den blödsinnigen Nachkommen des Herzogs Albrecht von Preußen. Aber alle diese fremden Sprachen an den deutschen Höfen blieben doch immer nur bloße

Näschereien; auch wenn einige fürstliche und adelige Damen italienische Madrigale und Sonette brechselten. oder welsche Arien sangen, für welsche Kantoren und Musikmeister schwärmten, die deutsche Schriftsprache, die Poesie wie die Volkssprache, ward dadurch nur in geringem Maße berührt; das Gefährliche dieses Unwesens lag nach einer ganz anderen Seite: es war die wahrhaft heillose Abkehr vom Vaterländischen, die Entfremdung so vieler und im besonderen Sinne berufener Lehrer, die darin ausgedrückt liegt; es konnte den Anschein gewinnen, als wenn Höfe und Adel, Beamte und Gelehrte in dem Bestreben galant zu erscheinen und die fremden Sitten und Manieren zur Schau zu tragen, kaum mehr zur deutschen Nation gerechnet werden wollten oder konnten und nur noch in den tieferen Schichten des Volkes die „ehrlich deutsche Sprach", die heimische Lebensweise und die einfache Sinnesart eine bleibende Stätte finde.

So war in Sitte und Umgangssprache längst der Boden geebnet für das Eindringen des Fremdländischen, das im Laufe des 17. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte. In den Schriftwerken ist es in und nach dem großen Kriege nicht ärger geworden, als es jetzt schon war; die Musterstücke der Kanzleien konnten nicht schlimmer mit lateinischen, und wenn es Aktenstücke waren, mit französischen Brocken überstopft werden, als es schon vorher geschehen. Selbst in „deutschen Liedern", um das Jahr 1611 zu Wien herausgegeben, machte sich schon das französische Wesen geltend, wenn es z. B. heißt:

Drum will nun ich ganz fleißiglich
Venus Schul visitieren,
ob ich möcht doch erlernen noch
höflich gallanisieren.
O Amor frei, Präzeptor sei
und lehre mich vernünftiglich
allzeit gallanisieren.

Wenn man, wie Moscherosch später, eines neusüchtigen Deutschen Herz untersucht hätte, so würde man es schon damals $^5/_8$ französisch, $^1/_8$ spanisch, $^1/_8$ italienisch und kaum $^1/_8$ deutsch gefunden haben.

Angesichts des fremdländischen Wesens in der tonangebenden Gesellschaft erschien den wärmsten und verständigsten Patrioten jener Zeit das Dasein des Volkes in einem Maße angefressen und erschüttert, daß sie oft an der Zukunft verzweifelten; alles, was einer Nation Lebensberechtigung verleiht, stand in jenen Tagen am tiefsten, weil es zu-

gleich die Zeit war, wo sich die gemeinste Sinnlichkeit am behaglichsten fühlte und die Pflege des eigentlichen Bauchgötzentums, wie Luther es einmal nennt, ihre gröbsten Orgien feierte. Den Hauptgrund für die Veränderung der Sitten fand man in dem Geiz, der Zanksucht und dem Faulwitz. „Wenn freilich unartige Regenten und Obrigkeit die Ordnung Gottes mutwillig zerstören, dann verändert auch wohl Gott selbst das Regiment. Fürsten und Herren kommen in Verachtung, welches allezeit die erste Strafe pflegt zu sein, wenn Regenten sollen zu Boden gehen. Denn wo dieses überhand nimmt und im Schwange geht, da ist gewißlich das Ende nah und vor der Thür, Gott erweckt dann gemeinlich benachbarte Könige oder die Unterthanen selbst, damit die Tyrannei gestraft, Gesetz, Fried, Zucht und Ehrbarkeit wiederum gestiftet und angerichtet werde." Es ist keine Frage, wenn das Leben und Treiben der tonangebenden Klassen allmählich das Volk ungehindert ergriffen, wenn sich nicht eine Umkehr des Nationalgeistes angebahnt und nicht vorher schon neue Bestrebungen Wurzel gefaßt hätten, Deutschland würde sich an den tausend Wunden des Krieges und den empfindlichen Schlägen der späteren Zeit haben verbluten müssen. Daher kann die Thatsache nicht stark genug betont werden, daß der Niedergang der deutschen Volksgesinnung weder im 16. noch im 17. Jahrhundert mit dem Niedergang der deutschen Politik und der Höfe gleichen Schritt gehalten hat und zu allen Zeiten einer völligen Lähmung des Nationalgefühls auf der einen, eine starke, oft überreizte Anspannung desselben auf der anderen Seite gegenüberstand.

Trotz aller Verwelschung der höheren Stände war das eigentliche Volk sich im großen und ganzen treu geblieben. Man darf behaupten, daß die Schilderung Münsters von „den treuherzigen, in ihren Sitten und dem Ruhm alter Tugend beharrenden tapferen Deutschen" auch bis an den Krieg ihre Geltung hatte. Wie der Bauer im Norden sich noch als freier Mann fühlte, in Wehr und Waffen ging, das „kalte Eisen" nicht aus der Hand ließ, selbst wenn er in die Kirche ging, so war auch das Gefühl der Selbständigkeit unter den Bürgern und der Gemeinsamkeit der verschiedenen Stände nicht erloschen. Manche altertümliche Lustbarkeiten, die den Zusammenhang aller Kreise vermittelten und die Abschließung der höheren Stände verhinderten, erhielten sich noch immer und schlossen hie und da selbst die Höfe ein. Noch 1615 fanden in Dresden Hoffeste statt, die in ihrem volkstümlichen Gepräge allen Klassen Zutritt gewährten. Trotz der veränderten Kriegsweise und der Ausrüstung

hatte das Volk in den größeren Städten sich noch nicht des Gebrauchs der Waffen zur eignen Verteidigung entwöhnt, und die Schützengilden und andere freie Vereinigungen der Bürger zur Waffenübung, die vielfach noch fortbestanden, waren nicht überall zu einem bloßen Spiel geworden. Noch 1614 und 1615 wurden stark besuchte Schützenfeste zu Koburg und Dresden, ja in dem kleinen schlesischen Löwenberg in alter fröhlicher Weise abgehalten. In Koburg stand auf dem Scheibenbau ein Männchen, das nach einem guten Schusse eine Fahne schwenkte, bei einem Fehlschusse gegen den Schützen eine höhnende Bewegung machte. Noch immer trieben dort die Pritschenmeister in seltsamer Verkleidung ihr Wesen, hieben auch den harmlosesten Störer des Festes auf einem besonderen Gerüste, einmal sogar einen Bären des Herzogs, nachdem sie ihn an die Kette gelegt. Als das lange, ernste Schießen des Krieges diesen friedlichen Festen ein Ende machte, so daß sie sich fortan auf Vergnügungen und Schaustellungen von Glückstöpfen und allerlei Seltsamkeiten beschränkten, da bewährte sich in den Verteidigern Magdeburgs, Freibergs und anderen Orten die alte tüchtige Schule bürgerlicher Wehrbarkeit und Wehrhaftigkeit. Das Bürgertum hielt noch etwas auf seine Rechte und verfocht dieselben gegen Fürsten und Adel zuweilen recht mannhaft. Selbst ganz kleine Städte wie Delitzsch wagten Verletzungen ihrer bürgerlichen Ordnung durch übermütige Glieder des benachbarten Adels mit Verhaftung der Schuldigen zu bestrafen, und Zittau setzte es durch, daß der letzte Sproß eines vornehmen Geschlechts, der einen Bürger im Trunke tödlich verwundet, auf offenem Markte den Tod durch das Schwert erleiden mußte, trotzdem daß der ganze lausitzische Adel sich für seine Befreiung verwendet und ein hohes Lösegeld angeboten hatte. Und nun erst die reichen mächtigen Reichs- und Hansastädte! Als der König Christian IV. von Dänemark 1603 seinen Einzug in Hamburg hielt, von den Ratsherren hoch zu Roß in silberheller glänzender Rüstung und 19 Fähnlein wohlbewaffneter Bürger in blanken Harnischen empfangen ward, das grobe Geschütz von den erst kürzlich mächtig verstärkten Wällen donnerte und 600 versuchte Musketiere, die der Rat in Dienst genommen, ein Freudenschießen begannen, „da konnte er wohl merken, was es mit der Stadt und Festung Hamburg auf sich habe.“ Noch immer redete hier der Bürgermeister „auf gut Niederdeutsch“ den königlichen Kanzler an, der hochdeutsch sprach; noch immer gaben zur Sicherheit des gegebenen gegenseitigen Gelöbnisses König und Herzog den Bürgermeistern, Ratmannen und hundert Bürgern einen feierlichen Handschlag, und bei all den

glänzenden Festlichkeiten, Turnieren, Ringelrennen, woran der König sich lebhaft beteiligte, war, wie der Rat sich rühmte, niemals die öffentliche Ruhe und Ordnung gestört, in den acht Tagen kein Brand, kein Frevel, Diebstahl, Raub, Mord, Totschlag, sogar keine Zänkerei und Prügelei vorgekommen.

Der vaterländische Sinn war in den Kreisen der Bürger und Bauern nicht erstorben, sondern regte sich oft recht lebhaft. Wie in manchen unabhängigen Geistern, so ging auch durch das ganze Volk in seinem Empfinden und Sprechen eine tiefe Verachtung gegen das welsche Wesen und über die Ehrlosigkeit der Sprachmengerei. Die Gelehrten wußten alle, daß das „Welsche in Gallien ein gebrochen Latein sei, das die Nachkommen der alten Gallier von ihren Besiegern erlernt, aber aus Grobheit und barbarischer Art nach rechter Eigenschaft nicht begriffen hätten." Je übermütiger die wirklichen Franzosen und die französischen Gelehrten in Frankreich, welche die deutsche Sprache im Vorbeigehen berührten, sich gebärdeten, je mehr sie das Deutsche als echte Barbarensprache verachteten, desto gröbere Trümpfe wurden auf deutscher Seite ausgespielt. Der stärkste von allen ist die Schrift eines Ingolstädter Professors, worin das Französische als ein bloßes Plagiat des Deutschen dargestellt wird (1560). Aber dabei blieb es nicht. In den Jahren 1600 bis 1617 fand ein ungeheurer Aufschwung des deutschen Buchhandels statt, den selbst der Krieg nicht sofort zu vernichten im stande war. Wohl drängte sich massenhaft ausländische Poesie in Übersetzungen ein, aber man begann auch wieder zu wetteifern mit allen europäischen Völkern auf dem Gebiete der nationalen Litteratur. Nicht bloß das Drama hob sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege, in allen Zweigen der Wissenschaft und des Geschmacks war ein Fortschritt zu spüren. Am Stuttgarter Hofe schrieb um 1617 Rudolf Weckherlin schmuckreiche Trink- und Liebeslieder, in Heidelberg sammelte Zinkgraf eine gleichstrebende Jugend um sich; selbst im Herzen Deutschlands regte sich der Anteil an vaterländischer Sprache und Dichtung.

Auch ein Teil der Vornehmen blieb nicht hinter den Bürgerlichen zurück; in manchen von ihnen weckten die schändlichen Unbilden, welche die Unachtsamkeit der Einheimischen und der freche Übermut der Fremden der Muttersprache anthun durften, ein Gefühl der Scham auf; sie wurden sich der Gefahr der Abwendung von der vaterländischen Sitte und Sprache, in die ihre Standesgenossen verfallen waren, mehr und mehr bewußt und versuchten durch ihr Ansehen und Beispiel eine Besserung der Zustände herbei-

zuführen. Gegen Ende des Jahrhunderts bildete sich in Kreisen der Studenten ein Mäßigkeitsverein gegen das viehische Trinken; in der Pfalz trat selbst der Kurfürst um 1601 an die Spitze eines solchen Ordens; im Jahre 1618 vereinigten sich im Braunschweigischen mehrere vornehme Familien zur Einschränkung des Luxus, aber ihre Bestimmungen, wonach keiner dem anderen mehr als acht Essen bieten, keiner ein Kleid tragen, das über 200 Thaler wert sei, keiner mehr als vier Pferde vor die Kutsche spannen sollte, beweisen zur Genüge, wie schwer es war, zu einer natürlichen Einfachheit des Lebens wieder von der herrschenden Üppigkeit herabzusteigen. Neben diesen geringeren Anzeichen eines besseren Geistes ging von vornehmer Seite noch ein anderer Widerstand gegen das fremde Wesen aus, der von weit nachwirkenderer Bedeutung werden sollte.

Während von den katholischen Höfen, die dem Vaterlande völlig entfremdet waren, schon lange nicht mehr gesprochen werden durfte, wenn es sich um ein deutsches Interesse handelte, die lutherischen meist in Roheit versunken schienen, der sächsische seinen Ruhm in besonderer Trinklust suchte und bei siebenstündigen Mählern aus ungeheuren Bechern um den Preis rang, hatten sich die calvinistischen als eine Wirkung des französischen Wesens noch Verstand, Ehrgefühl und einen gewissen Sinn für das Wohlanständige, eine Art von weltmännischer Bildung im guten und im schlimmen Sinne bewahrt.

Daß der Askanier Ludwig von Köthen ein Jahrhundert nach Luthers Auftreten und ein Jahr vor dem Kriege (1617) den Anstoß zu der „fruchtbringenden Gesellschaft" gegeben und dreiunddreißig Jahre ihre eigentliche Seele geblieben ist, wird ihm immer von der dankbaren Nation unvergessen bleiben. Nach dem Muster der Florentiner Akademia schuf der neue Orden zum erstenmal den Begriff der gebildeten Gesellschaft, indem er über die Schranken der Fürsten und des Adels hinaus auch in den gelehrten Mittelstand hineingriff. Die hervorragendsten Namen der damaligen Schriftsteller bürgerlichen Standes stehen als Mitglieder neben Kurfürsten, Herzögen, Fürsten, Grafen, Freiherrn und Rittern, Professoren, Rektoren und Konsulenten neben Feldmarschällen, Obersten und Ministern. Ganz abgesehen davon, daß der Orden die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande ohne Einmischung fremder Wörter erhalten, sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reimdichten befleißigen und damit die plebejische Sprache wieder salonfähig, zur Sprache der höheren Stände erheben wollte, setzte sich der Orden über die religiöse Scheidung

hinweg und enthielt sich all und jeder Andeutung konfessioneller Beschränkung. Lutheraner und Calvinisten und dazu, wenn gleich gering an Zahl, auch Katholiken hatten sich doch einmal wieder in dem Augenblicke, wo das Unheil hereinbrach, zu einem gemeinsamen nationalen Werke zusammengefunden, das wenigstens den Zusammenhang in dem sprachlichen Leben unseres Volkes auf die überlebenden Geschlechter rettete. Daß das litterarische Leben nicht erlag, zeigt eben, welche Kraft schon früher dafür eingesetzt war.

Schon in der ganzen Periode vor dem Kriege treten uns zwei einander bekämpfende Richtungen entgegen: die steigende Verwelschung in den höheren Ständen und die erbitterten Fehde gegen deren weitere Ausbreitung; wir erkennen schon manche Anzeichen zum Bessern, selbst ein zielbewußtes und nationales Streben in Kreisen, die schon der Verwelschung verfallen schienen. Beide Richtungen sind in gleichem Maße dem deutschen Leben jener Zeit eigentümlich und nicht erst die Folge des Krieges, sondern alles, was im 17. Jahrhundert an Nationalgefühl und deutschtümlichen Bestrebungen der durch den Niedergang der deutschen Politik geförderten Verwelschung gegenübertritt, bildet nur eine Fortsetzung früherer Zeiten.

Rückert: Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache. Leipzig 1875. — Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1883. — Ranke: Zur deutschen Geschichte. 1868. — Erdmannsdörffer: Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Berlin 1888.

24. Die Kipper- und Wipperzeit oder die Geldnot bei Beginn des 30jährigen Krieges.

Der erste Akt des dreißigjährigen Krieges hatte begonnen; eine schwüle Stimmung lagerte über Mittel- und Süddeutschland, seitdem der Herrgott den Kriegsmantel heruntergelassen über die böhmischen und pfälzischen Lande. Noch war der niedersächsische Kreis von den kriegerischen Wirren verschont. Nur Durchzüge von kleinen Truppenabteilungen hatten die Bewohner vorübergehend aus ihrer Ruhe gestört; auch ließ sich wohl hie und da abenteuerndes Gesindel blicken, das den Werbeplätzen zueilte und nach Böhmen durchzukommen suchte. Im ganzen schaute man dem Kampfe, der sich von Böhmen nach dem Rhein hinzog, mit einiger Ruhe zu, wenn auch Handel und Wandel hin und wieder schon eine Stockung zeigte. Nur wenn der Bürger oder Bauer mit Münzen vom Markte nach Hause kam, betrachtete er wohl mit einiger Verwunderung die rötliche Farbe derselben; auch kam ihm vor, als wenn die alten feinen Joachimsthaler seltener würden und alle Lebensbedürfnisse immer höher im Preise stiegen. Vertrauensvoll nahm er indes noch das sonderbare Geld entgegen; es ging unbeanstandet von Hand zu Hand, und niemand hatte eine Ahnung von den wahren Gründen, welche die ungewöhnliche Bewegung im Geldwesen hervorriefen.

Die Münzordnung vom Jahre 1559 hatte die aus den politischen Verhältnissen entspringende Verwirrung im Münzwesen nur teilweise geregelt; wohl wurden die groben Sorten wie Gulden und Thaler bis zum Eintritt des großen Krieges im allgemeinen nach dem Erlaß Kaiser Ferdinands I. geprägt, wenngleich ihre Ausmünzung nicht mehr auf die Besitzer von Bergwerken beschränkt, sondern allen Münzberechtigten frei gegeben sein sollte, aber gerade die Münze, die hauptsächlich den Verkehr des gewöhnlichen Lebens vermittelte, die Land- oder Scheidemünze war fast ganz dem Belieben der Landesherren überlassen und zeigte eine bunte Mannigfaltigkeit, die uns noch heute einen klaren Einblick in das damalige Münzwesen

so sehr erschwert. Jeder dünkte sich in seinem Lande als eigener Richter; bald verlor sich selbst der Reichsadler, ja der Name des Kaisers von den Münzen derjenigen Stände, die sich zur Annahme der Zeichen einer Reichsgewalt noch bequemt hatten. Die zahlreichen kleineren Reichsstände, die keine eigenen Bergwerke besaßen und doch münzen wollten, aber bei dem hohen Preise des Silbers das Metall von fremden Bergwerken nicht ohne Schaden beziehen konnten, begannen die alten und guten gröberen Sorten einzuschmelzen, um schlechte Scheidemünze daraus zu prägen. Durch üble Finanzlage gedrängt, sahen sich bald auch größere Reichsstände veranlaßt, zu demselben Mittel zu schreiten.

Um ihre freilich verderblichen Maßnahmen richtig zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß man damals allen Ernstes glaubte, mit der Münzverschlechterung eine der größten Krisen in der Entwickelung unseres Volkes überwinden zu können; man muß erwägen, wie die Landesherren gerade damals in eine Geldnot geraten waren wie nie zuvor. Jetzt zuerst nahm die Herstellung einer wirklichen Staatsverwaltung wie die Gründung von Universitäten ihre Kassen in steigendem Maße in Anspruch; Vorliebe für stehende Heere und große stattliche, bisweilen nach Art von Befestigungen angelegte Schlösser, kostspielige Hofhaltung, der herrschende Luxus mit allen Ausschweifungen in Spiel und Trunk neben schlechter Verwaltung der Domänen riefen in den landesherrlichen Kassen eine fortdauernde Ebbe hervor, die man durch künstliche Mittel in eine Flut wandeln zu können glaubte. So begann namentlich in Ober- und Niedersachsen ein lebhafter Geldhandel, der sich mit fieberischer Hast der alten, den Reichsordnungen gemäß geprägten Thaler bemächtigte, um sie zum Umprägen auf die Münzen zu bringen und einen hohen Gewinn daraus zu schlagen. Da gab es bald Landmünzen, die gar nicht den Zweck hatten im Lande umzulaufen, sondern sobald wie möglich über die Grenze wandern sollten. Während einige landesherrlichen Kassen ihre eignen Münzen als verrufen behandelten, ließen andere wenigstens die schlechte Münze einstweilen in niedrigem Kurse im Verkehr, ohne sie sofort zu unterdrücken, und schlugen dann sogenannte Interimsmünzen, um das Abströmen des Geldes aus ihrem Lande zu verhindern. Zum besseren Betriebe des lohnenden Gewerbes wurden die Münzen oft auch verpachtet; es entstanden neben den gesetzlich berechtigten Münzstätten sogenannte Heckenmünzen, die vorzugsweise der unersättlichen Privatindustrie anheimfielen.

Während nach der Ordnung Maximilians I. vom Jahre 1571 jeder Münzgeselle seine „vier Lehrjahre, und was ihm das Münz-

werk auflegt, auf einer redlich bewährten Münze überstanden" haben sollte, um in die Brüderschaft der geheimnisvollen Kunst eintreten zu können, nahmen jetzt die Münzmeister jeden leichtfertigen Gesellen auf, mit dem sich alle betrügerischen Künste frei und ungescheut treiben ließen. Verhehlten sie auch nur einen geringen Teil der Summe der gemünzten Marke, wovon jede dem Münzherrn einen Schlagschatz einbrachte, so konnte das schon wöchentlich zehn Thaler abwerfen. „Ich kann auch", sagt ein Münzmeister jener Zeit, „das Geld am Korn $^1/_2$ Gran zu gering machen; es hat seine rechte Gestalt und ist nur etwas scharf, das kann wöchentlich auch zehn Thaler einbringen. Gleichfalls kann ich jede hundert Mark an Schrot um etwa vier Lot zu leicht wiegen, was niemand spüren kann, gleichwohl kann es doch wöchentlich an die vierzig Thaler austragen. Wenn man aber weiß, daß das Geld sogleich weit weg, etwa nach Polen geführt wird, kann man wohl jede Mark bis zwölf oder mehr Lot zu leicht machen, und das trägt ein Erkleckliches." Zu allem kam, daß zwischen den Münzmeistern und ihren Silberlieferanten ein beständiger Wetteifer herrschte, sich einander zu übervorteilen. Brachten diese unter 100 Mark Species eine Mark falscher Thaler, streuten sie feinen Sand dazwischen oder tauchten sie unterwegs den Sack mit dem Silber in Wasser, um das Gewicht zu erhöhen, so suchten die Münzer sich wieder durch falsches Wiegen schadlos zu halten. Alle guten Stücke, die den Münzern in die Hände fielen, wurden eingeschmolzen, um daraus geringhaltige zu prägen, „Roß und Mann mit Spießen und Schwertern, Löwen, Schaf und Bär, alle insgesamt ins Feuer geschickt, ja man schonte auch die Heiligen nicht; Lutherus mußte als ein Ketzer mit ins Feuer gehen, der Maria wollte ein mit sonderbarer Kunst an dem Rande herum geprägtes decus et tutamen nichts helfen; das sonst in den Rechten hoch befreite Frauenzimmer mußte gleichfalls mit fortwandern, kurz, es war kein Erbarmen, ganze Städte mußten in den Tiegel kriechen." Im Lande Braunschweig erreichte dieses schamlose Gewerbe eine unglaubliche Ausdehnung; 1620 ward hier bereits in 17, später in etwa 40 Münzstätten leichtes Geld geprägt, in den Klosterräumen von Amelungshorn, wo 300 bis 400 Menschen ihre Beschäftigung fanden, das Geschäft förmlich fabrikmäßig betrieben; kein Wunder, daß das Land damals als eine rechte Mord- und Räubergrube erschien.

Angesichts des steigenden Wohlstandes der Wechsler und Münzer ergriff das Volk ein wahrer Taumel sich auf diesem neuen Wege gleichfalls zu bereichern. Vergeblich suchten verschiedene Landesfürsten durch

scharfe Strafandrohungen den Silberhandel und die Geldausfuhr zu hintertreiben: Ratsherren und Richter in den Städten, Vögte und Schöffen auf den Dörfern, sogar Geistliche trieben sich ungescheut als Aufkäufer umher; Ärzte und Juristen stellten ihre Beschäftigung ein und ritten auf Wechsel, ja bis in die unmittelbare Umgebung der Fürsten drang diese gewinnbringende Spekulation. Mit Reisigen, Knechten und Einspännern zogen Juden und Judengenossen im Dienste der Auftraggeber aus, um die Beute sicher davon zu bringen; einige hielten sich Wagen mit doppelten Boden, andere verschickten das Silber als Bleiweiß, noch andere führten es in Fässern mit Pfeffer und Weinstein oder in Rauchwerk fort. Arme Edelleute machten ein Geschäft daraus trotz der Turnierartikel die Geldwagen der Juden mit reisigem Zug zu begleiten oder auf eigne Faust ihren Erwerb in dieser unehrlichen Hantierung zu suchen. So heißt es in einem „Kolloquium und Judicium der Götter durch Christian Friedrich im großen Jammerthal (1522)“: „Sind auch Ritterstandes unter euch? Lasset sehen, die lasset erst herfürkommen.“ Sie traten demütig herfür, thäten tiefe Reverenz, hingen die Häupter auf die Seiten, stellten sich, als ob ihnen Gott nicht helfen wolle. Juppiter sagte: „Seid ihr edelgeboren?“ Sie sagten: „ja!“ Juppiter sagte: „Seid ihr denn auch Kipper?“ „Nein“, sagten sie, „den Bescheißern sind wir niemals günstig gewesen.“ Das Wort verdroß die anderen Kipper, sagten: „Wir sind keine der Art; wenn wir das sind, so seid ihr so gut als wir. Ist es doch wahr, habt ihr doch lange Zeit mit uns gezogen, geritten und gerennet, ja ihr habt euch auch von den Juden bestellen lassen, in derselben Gesellschaft zu wachen, ihr Geld zu verwahren, der garstigen stinkenden Juden Diener und Trabanten zu sein.“ „So haben wir um unsern Lohn geritten“, sagten die Edelleute.“ Eine Reihe von Zeitgenossen schildert, wie die Unterhändler anfangs in förmlicher Soldatenmontur mit roten oder blauen Binden um den Leib den Degen an der Seite und die Feder auf dem Hute im Magdeburgischen und Halberstädtischen umherstreiften, wie man an grauen niedrigen Hüten mit einem langen Federbusch und breiten Bändern „die Kipper und Wipper“ erkennen wollte, die auf der Schnellwage die leichten gegen die schweren Stücke prüften und die, welche die Wagbalken niederkippten, zu ihren Kunststücken zur Seite wippten.

Angesichts des Verschwindens des Silbers und der ungeheuren Ausdehnung der schlechten Ausmünzung war es natürlich, daß auch das Kupfer über die gewöhnlichen Preise stieg. „In gegenwärtiger Zeit“, sagt ein Zeitgenosse, „werden die Blasen, Kessel, Röhren,

Rinnen und was von Kupfer ist, ausgehoben, in die Münze getragen und zu Gelde gemacht. Ein ehrlicher Mann darf sich nicht mehr getrauen jemand zu beherbergen, denn er muß Sorge tragen, der Gast breche ihm des Nachts die Ofenblasen aus und liefe davon. Wo eine Kirche ein alt kupfern Taufbecken hatte, das mußte sofort der Münze zu und half ihm keine Heiligkeit, verkauften es, die darin getauft worden waren." In der That lohnte es sich, eine Ofenblase von Kupfer zu stehlen und in die Münze zu verkaufen, denn als 1622 einige Reichsstände aus Mangel an Silber Kupfergeld als Scheidemünze prägen ließen, konnte hierzu der Zentner für 500 Gulden vermünzt werden, ja in der Stadt Kamenz ward damals der Zentner zu 910 Thaler 4 Groschen 6 Pfennig ausgebracht! So war bei den geringeren Sorten von Silbergehalt gar keine Rede mehr; man hängte den roten Füchsen einen weißen Mantel um d. h. man suchte durch Weinstein dem Kupfer auf einige Zeit den täuschenden Schein von Silber zu geben; aber bereits nach Verlauf von 8 Tagen verwandelten sie ihren glänzenden Silberblick in ein erschreckendes Hochrot. Bald suchte man auch den neugeprägten mit einem oft ein volles Jahrhundert zurückliegenden Datum den äußeren Schein einer vollwichtigen alten zu geben, bald prägte man das Wappen so undeutlich wie möglich oder ließ es ganz weg. Merkwürdig, daß trotz der immer steigenden Überschwemmung mit dergleichen Geldsorten es hie und da an kleiner Scheidemünze zu mangeln begann, daß man klagte, man könne keinem Bettler ein Almosen reichen, Handwerker und Tagelöhner vermöchten nicht mehr etwas um einen Pfennig Wert zu kaufen! Weil man eben Kupfer höher verwerten konnte, stempelte man mit oder ohne landesherrliche Bewilligung Scheidemünze aus Eisen, Zinn, Blei und Messing; in Leipzig trafen selbst die Innungen die Abrede gezeichnetes Leder unter sich in Umlauf zu setzen.

Wie eine Pest hatte die Entdeckung, Geld ohne große Kosten zu machen, um sich gegriffen. Daß reines Silber und altes Silbergeld in kaufmännischem Verkehr unaufhörlich teurer wurde, die Preise der Waren und Lebensmittel langsam höher stiegen, das kümmerte die Menge nicht, so lange das neue Geld willige Annahme fand. Alle Welt legte sich auf Geldhandel, um ohne Arbeit schnell reich zu werden. Der Kaufmann machte Geschäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Wem der gefällige Münzer den alten Braukessel in Geld umschlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen; wer Gehälter, Sold und Löhne auszuzahlen hatte, fand es bequem in weißgesottenem Kupfer seinen

Verpflichtungen nachzukommen; wer einige alte Thaler oder Goldgulden in der Truhe verwahrte, der holte sie hervor und setzte sie vergnügt in das neue Geld um, da der alte Thaler merkwürdigerweise vier-, ja sechs- und zehnmal so viel zu gelten schien als früher. Hatte ein Schuldner noch einige Mittel, so beeilte er sich alles in dem neuen Gelde abzuzahlen. Selbst für die Geldleute trug die Zeit viel Verlockendes; es war so angenehm das Doppelte, Dreifache, Vierfache und mehr zu gewinnen, wenn man die guten groben Sorten in die neue schlechte Landmünze umsetzte; es schien auch wenig Gefahr dabei, so lange diese ohne Anstand in Umlauf blieb. Wie aber, wenn die Stimmung umschlug? wenn das Volk die Praktiken der Münzer und Juden zu durchschauen begann? Erst leise, dann immer furchtbarer kündigte sich eine Gegenströmung an. Mit einem Schlage stieg die alte grobe Sorte der früheren Zeit zu einer nie gekannten Höhe, und in demselben Maße hoben sich die Preise für alle Bedürfnisse, als man nicht mehr den aufgeprägten Wert der Geldstücke achtete, sondern sie nach guten Reichsthalern berechnete. Von dieser ungeheuren Bewegung mögen die Angaben der Gerichtsschreiber und Rechenmeister in Hildesheim eine Vorstellung geben. Noch im Juni 1618 galt hier der Reichsthaler einen Zahlthaler und 12 Groschen, um bis Michaelis 1619 auf einen Thaler 19 Groschen zu steigen. Weihnachten 1619 hatte er bereits die Höhe von 2 Zahlthalern erreicht und erhob sich um die Mitte April 1620 zu 3 Thalern. Von da an stieg er in ganz unerhörter Weise. Schon am 23. Mai 1621 war ein alter Reichsthaler gleich 4 Thalern leichtes Geld, am 30. Juli hatte er die Geltung von 4 Thalern 15 Groschen erreicht, stand am 1. Aug. 1621 6 Thaler, am 19. Aug. 7 Thaler, am 16. Oktober 8 Thaler und blieb bis in den Februar 1622 in ununterbrochenem Steigen, so daß er zuletzt 10 Thaler Wert gewann, und ähnlich ging es überall.

Zu der unheimlichen Entwertung des Geldes kam nun noch der Druck der Teuerung, unter dem das ganze Volk seufzte. In Thüringen waren anfangs noch Lebensmittel und einheimische Landware im alten Preise geblieben. Als aber im Jahre 1621 die Münze von Monat zu Monat immer höher verpachtet ward und der Thaler auf 7 Gulden kam, stiegen plötzlich alle Landwaren um das Vierfache. Wer 300 Gulden nach altem Schrot und Korn besaß, hätte dafür nach den gewöhnlichen Preisen 15 Erfurter Malter Weizen kaufen können, während er für 300 neue im besten Falle 3 Malter, im schlimmsten gar nichts erhielt. Für eine Elle meißnisch Tuch zahlte man bisher in Erfurt 16 bis 18 Groschen, im

Jahre 1623 galt sie 6 Gulden. Im September 1622, wo der Reichsthaler in Leipzig auf 11 Gulden gestiegen war, betrug hier der Preis für einen Scheffel Weizen 33 Gulden, für einen Klafter Holz 32 Gulden, für einen Scheffel Hafer 12 Gulden und für ein Pfund Butter 1 Gulden. Für ein Hufeisen ließ sich ein Schmied einen Gulden zahlen, und der Preis für den Beschlag von vier Wagenrädern betrug 60 Thaler. An einigen Orten klagte man sogar über unerschwingliche Papierpreise; in Erfurt konnte in den Druckereien Ende 1621 nur halb gearbeitet werden, und nach Ostern 1622 standen viele ganz still.

Wie war da zu helfen? Man fing an das leichte Geld ganz zurückzuweisen; Bäcker, Fleischer, Wirte, Brauer und andere Genossenschaften hörten auf gegen leichtes Geld ihre Erzeugnisse und Waren zu verabreichen und mußten vielfach durch ernste Zwangsmittel zum Verkauf angehalten werden. Vom Lande her die Zufuhr begann zu stocken und blieb häufig ganz aus, weil niemand seine Erzeugnisse anders als gegen wirklich gutes Geld abgeben wollte. Kaufleute hielten ihre Läden geschlossen und verkauften nur auf Rechnung, Handwerker verweigerten die Annahme von Geld und forderten Lebensmittel als Zahlung, Dienstboten ließen in Hoffnung auf bessere Zeiten ihre Löhne stehen, Arbeiter und Tagelöhner erklärten geradezu lieber betteln zu gehen, als für den alten Lohn in so entwerteten Sorten zu arbeiten, vergeblich war es, daß man Taxordnungen für den ganzen Handels- und Gewerbestand veröffentlichte und die Übertreter mit Verlust des Bürgerrechts, ja mit Gefängnis in Ketten und Banden bedrohte; sie blieben im Anfang ohne jede Einwirkung auf den Verkehr, da man sich nicht getraute auch höchste Sätze für Getreide- und Fleischpreise zu bestimmen. An den Grenzen nach Polen, Pommern und Mecklenburg zu hörte jeder Kauf und Verkauf, soweit er durch edle Metalle als Wertzeichen vermittelt ward, zuletzt so vollständig auf, daß man sich wieder zu der ursprünglichen Form alles kaufmännischen Verkehrs, zu dem Tauschhandel, bequemen mußte.

Aber noch härter als die Handel- und Gewerbtreibenden wurden alle diejenigen betroffen, die auf eine feste Besoldung angewiesen waren und dieselbe nach dem Zählwert in schlechter Münze empfingen, vor allem Beamte, Geistliche und Lehrer. Ein großer Teil von ihnen sah sich plötzlich durchschnittlich auf ein Fünftel ihres bisherigen Gehalts herabgesetzt. Die geistlichen Herren schlugen wegen dieses unerhörten Wesens in der Bibel nach, fanden darin einen offenbaren Widerspruch gegen alle Heckenmünzerei und begannen gegen

das leichte Geld auf den Kanzeln zu Felde zu ziehen. Wenn selbst die theologische Fakultät zu Jena in heftigster Weise gegen den Unfug ankämpfte, so begreift es sich, daß zuletzt auch die Massen des Volkes von der Bewegung ergriffen werden mußten.

Nicht viel besser als die Beamten waren jetzt trotz alles scheinbaren Gewinns auch die eigentlichen Geldmänner daran; sie sahen sich mit Schrecken an den Bettelstab gebracht, da die Zinsen kaum hinreichten, das Leben zu fristen; vor keinem Gerichte vermochten sie den Schuldner zur Verantwortung zu ziehen, der statt des alten guten Geldes in leichter Münze zurückzahlte. Verweigerten sie die Annahme des Geldes, so ließen es die Schuldner gerichtlich niederlegen, und die Gläubiger verloren auch noch obendrein die Zinsen. Aus all diesen Verhältnissen erwuchs eine Unzahl Prozesse, für deren Entscheidung sich die Richter vergeblich nach einer festen gesetzlichen Bestimmung umsahen. Und noch mehr als dies. Städte und Landesherren gerieten in Bestürzung, als das versilberte Kupfer in ihre Kassen zurückzufließen begann; sie suchten sich anfangs vergeblich durch Zwangskurse zu helfen, verweigerten in der äußersten Not sie anzunehmen und verboten ihr eignes Geld für Steuern und Abgaben.

Anfangs hatte das Volk dem ganzen Treiben mit einer gewissen spöttischen Verachtung zugesehen; man bemerkte höhnisch, daß die Groschen so dünn geworden, daß sie wie Zauberinnen die Wasserprobe aushalten, oder so leicht, daß sie mit einem Atemzuge hinweggeblasen werden könnten. Und als sie von Monat zu Monat noch immer mehr an äußerem Umfang verloren, schien es, als ob selbst der Mond am Himmel nicht geschwinder abnehme. Man konnte nun in Wahrheit mit dem Propheten sagen: „Unser Silber ist zu Schaum geworden.“ Erst nach und nach begann man die Gefahr zu erkennen: plötzlicher Schreck, Angst und Verzweiflung, dann Ingrimm und Empörung bemächtigte sich der Gemüter; die ganze Wut wandte sich endlich gegen die Münzer, Geldwechsler und Geldhändler, gegen die Kipper und Wipper. Man zeigte mit Fingern auf sie, verfolgte sie mit Verachtung und Abscheu, weil sie sich von dem Schweiße armer Leute mästeten; eine große Zahl der ärgsten Schmähschriften steigerte von Tag zu Tag den Ingrimm gegen die „Teufelsbürger“ und „Gottdiebe“; alle Höllenstrafen wurden „der Brut und Frucht des Teufels“ angedroht, keiner sollte zum Abendmahl zugelassen, keinem ein ehrliches Begräbnis gestattet werden. In Gassenliedern und fliegenden Bilderbogen wurden sie dem Volke als der Abschaum der Menschheit dargestellt, unermüdlich abgebildet

mit Höllenflammen an Haupt und Füßen, auf einer schwankenden Kugel stehend, von Strick und Raben umgeben, alles im Geschmack der Zeit mit allegorischen Figuren verziert und durch zornige deutsche Verse für jedermann verständlich gemacht:

Fragt jemand, wer dieser ist,
er ist auf deutsch ein falscher Christ,
sein Nam' heißt Müntzer Wippr,
sein Diener wird genannt ein Kippr,
der Belial ist sein Patron,
der nimmt sein Seel zum G'winn davon,

oder:

Ratten und Mäus,
Flöh und auch Läus,
falsche Müntzer und böses Geld
führt der Teufel in alle Welt.
Soll man ihrer nur quitt werden,
das beste Mittel wär auf Erden,
daß man sie samt ihrem Stempel
andern zur Scheu und zum Exempel
mit Feuer verbrenn' oder aufhenk,
damit man ihrer nimmer gedenk.

Berühmt war ein Pamphlet, worin Luzifer, der oberste Fürst der Hölle, in Form eines Schreibens an seine Lieben und Getreuen redet und sie mit folgenden Namen belegt: Junker Wolf von Kipperch, Laux von Wipperheim, Wucherhausen und Schindeberg, Fuchs von Gebhard und Hebfest und die wohledlen Herren und Brüder der von Schacherhausen und Müntzberg.

Bei dem Unvermögen der Regierungen, die ganze, allen gesetzlichen Bestimmungen zuwiderlaufende Bewegung zu bewältigen, kam an vielen Orten der lange verhaltene Ingrimm endlich zum offenen Ausbruch. In Halberstadt stürmte am 26. Dezember 1621 der Pöbel das Haus des Münzmeisters Cyriakus, plünderte und raubte mit solchem Behagen, daß dasselbe in wenig Stunden aller fahrenden Habe ledig war; in Magdeburg kam es zu einem förmlichen Aufstande, wobei 200 Menschen ihr Leben verloren. In Dessau mußte man den Bürgern der Sicherheit wegen die Gewehre abnehmen, und auch in Erfurt ereigneten sich ähnliche Aufläufe, während der Rat zu Leipzig durch kluge Maßregeln den Ausbrüchen der Volkswut zuvorkam. In Freiberg stürmten die „Bergheuer" ebenfalls die Häuser der Kipper, sogar die in der Lausitz

stehenden Truppen des Kurfürsten Johann Georg, die mit leichter Münze bezahlt wurden, ließen sich nur mit Mühe von aufrührerischen Bewegungen abhalten.

Wohl hatten die Kipper den allgemeinen Fluch des Landes auf sich geladen, ihre Ehre und Redlichkeit verloren und waren durch Richterspruch für infam erklärt, aber nicht weniger als sie trugen die Regierungen die Verantwortung für das hereinbrechende Verderben. Nur wenige waren bemüht, gestützt auf die Erbitterung des Volkes und die Gewissenhaftigkeit einzelner rechtlich denkender Münzstände, der Verbreitung der schlechten Münze Hindernisse in den Weg zu legen. Derjenige deutsche Fürst, der den Ruhm davon getragen hat, eine heilsame Reformation zuerst und zwar ganz selbständig durchgeführt zu haben, ist der Herzog Christian von Braunschweig. Bereits am 14. September 1621 ließ er eine Münzordnung von allen Kanzeln des Landes verkündigen, durch die dem Unwesen Einhalt gethan ward. Von den Städten ging Frankfurt, der Hauptsitz für die reichsgesetzlich verbotene Umwechselung der Münzen, mit gutem Beispiele voran; Rat und Kaufmannschaft reichten sich hier die Hand, um auf den großen Messen dem verderblichen Treiben der kleinen Landesherren ein Ende zu machen.

Im Februar 1620 war Hans Adam von Hammerstein, der Rat des Grafen Simon zur Lippe, im Auftrage desselben nach Frankfurt gekommen, um daselbst und in der Pfalz verschiedene Geschäfte zu betreiben. Als ihm zu diesem Zweck von den gräflichen Kammern 17 000 Thaler, in eiserne Kisten und Weinfässer verpackt, nachgeschickt wurden, schöpfte der Rat Verdacht und ließ die ganze Summe auf den Römer bringen; eine Untersuchung ergab, daß der größte Teil in schlechten, reichsgesetzwidrigen Münzen bestand, die gegen bessere ausgewechselt werden sollten. Alle Gegenvorstellungen Hammersteins blieben erfolglos; man drohte ihm selbst als Münzverbrecher den Prozeß zu machen, dem er sich nur durch schleunige Flucht zu entziehen vermochte. Vergeblich war der Versuch des Grafen ein Urteil des Kammergerichts zu seinen Gunsten zu erwirken. Um sich zu entschädigen, ließ er drei Frankfurter Bürgern, die, um Leinwand zu kaufen, nach Detmold gekommen waren, 2500 Thaler abnehmen; die Frankfurter belegten dafür wieder zwei Lemgoer mit Gefängnis. Der Graf zu Lippe erfuhr gleichzeitig noch andere Unfälle. Gegen seine Münzmeister wurden schwere Anklagen erhoben, in Korbach die lippschen Münzen mit Beschlag belegt, in Leipzig einem Juden, der im Auftrage Hammersteins handelte, 5680 Reichsthaler abgenommen, endlich ward

ihm vom Reichskammergericht mit Entziehung des Münzrechts gedroht.

Begreiflicherweise suchte man sich anfangs durch Beschlagnahme der schlechten Münzen zu helfen; aber der Thatsache gegenüber, daß schon im Jahre 1601 fünfzehnhunderterlei besondere Gepräge von Gulden, gegen fünfunddreißighunderterlei Gepräge von groben und kleinen Münzen, 1621 allein dreiundachtzig Arten von kleinen Batzen im Umlauf waren, mußten selbst noch so große Beschlagnahmen völlig unzureichend erscheinen. In Kursachsen versuchten die Stände lange vergeblich, den Landesherrn zu einer Reformation der Münzverwaltung zu bewegen; erst nach längerem Schwanken schritt man zu ernsteren Maßregeln. Aber die Herabsetzung des „Schaums", der „Dickbeine" und „Plätzer" auf ihren wirklichen Wert war mit einer Revolution verbunden, die in alle Verhältnisse schmerzlich einschnitt. Ein Adeliger erhielt aus 500 Gulden der leichten Münze gerade so viel, daß er damit einen silbernen Löffel und einen kupfernen Kessel bezahlen konnte, ein Bauer für die gleiche Summe keine höhere Silberzählung, als wenn er die Münzen für altes Kupfer verkauft hätte. Und doch war das erst der Anfang der schmerzlichen Heilung.

Vor allem kam noch zur Frage, wie es mit den zur Kipperzeit gemachten Schulden und Verschreibungen gehalten werden solle; waren diese nach dem Nennwerte in der neuen Münze voll zu entrichten oder hatte man die Schuld der schlechten Münze auf die neue zu reduzieren? Indem fortan der Schuldner verpflichtet sein sollte dem Gläubiger die in der Verschreibung angegebene Zahl von Thalern in derselben Münze zu entrichten, wie sie fortan gangbar sein werde, ergriff allgemeine Bestürzung das Volk; nur die Finanzer frohlockten. Die Gläubiger machten einen ungeheuren Gewinn und erhielten nach Umständen zehn-, ja fünfzehnfach das Geliehene zurückbezahlt.

So sah denn dasselbe Volk, das in der Kipperzeit so unsäglich gelitten, seine Not noch auf viele Jahre verlängert; hoffnungslos, trostlos schauten sich die Menschen an, wie nach einer großen Pest. Wer sicher auf seinem Reichtum gesessen, war heruntergekommen, und mancher Abenteurer stolzierte jetzt als vornehmer Herr in Samt und Seide.

Die Kipper- und Wipperzeit stellt die schrankenloseste Herrschaft der landesherrlichen Gewalten im Verkehrsleben vor Augen; alle führten gegen einander einen Kampf auf Leben und Tod, und jeder suchte dem andern die Lebensader abzubinden. Es gibt keine Erscheinung des

öffentlichen Lebens damaliger Zeit, die den niedrigen Stand der öffentlichen Moral so klar vor Augen führte: Fürsten nicht bloß, auch Bürger und Bauern waren dem Leichtsinn, abenteuerlichem Trachten und ruchloser Geldgier verfallen. Die zerstörenden Gewalten des Krieges hatten einen ihrer bösen Geister vorausgesandt, um das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft zu lockern und ein arbeitsames, ehrliches Volk an ein Heer von Leiden und Verbrechen zu gewöhnen, das kurz darauf über Deutschland hereinbrach.

Müller: Die Kipper und Wipper des dreißigjährigen Krieges. Braunschweig 1862. — Opel: Deutsche Finanznot beim Beginn des dreißigjährigen Krieges. Histor. Zeitschr. 1866.

25. Aus der Zeit der Gegenreformation.

Der langgefürchtete Ausbruch der Krisis, die Jahrzehnte schwer auf Deutschland gelastet hatte, war erfolgt, das Übergewicht des Kaisers Ferdinand II. durch die Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) entschieden und ein Haupt des deutschen Protestantismus, der Winterkönig Friedrich, kläglich unterlegen.

Mit der grausamen Hinrichtung der vornehmsten böhmischen Führer in Prag begann eine furchtbare Schreckensherrschaft, die Jahre lang das unglückliche Volk bis aufs Blut peinigte; die lutherische Predigt ward bei den strengsten Strafen verboten, jede ketzerische Schrift, insbesondere die Bibel, weggenommen und verbrannt und den Jesuiten Kirche, Schule und Erziehung eingeräumt; aber man blieb dabei nicht stehen.

Ein großer Teil der vornehmen protestantischen Familien ward der Güter beraubt, kein Akatholik konnte Bürger werden, keiner ein Gewerbe treiben, eine Ehe schließen, ein Testament machen, wer einem protestantischen Prediger Aufenthalt gewährte, verlor sein Eigentum, wer protestantischen Unterricht duldete, ward mit Geld gestraft und zur Stadt hinausgepeitscht; die protestantischen Armen, die nicht übertraten, sollten aus den Spitälern vertrieben und durch katholische Arme ersetzt werden, wer freie Äußerungen über die Religion that, dem Tode verfallen. Im Jahre 1624 erging an alle evangelischen Lehrer und Prediger der Befehl binnen acht Tagen bei Gefahr des Lebens das Land zu verlassen, wer bis 1626 nicht katholisch war, sollte auswandern. Licht und Luft zum Leben war freilich den Protestanten entzogen, aber trotzdem blieben Tausende im stillen ihrem Glauben treu, andere Tausende wanderten arm wie Bettler ins Ausland, 30000 Familien, darunter 185 vom Adel, gingen in die Verbannung. Vertriebene Böhmen waren in ganz Europa zu finden und fehlten in keinem der Heere, die gegen Österreich fochten.

Gegen die, welche nicht auswandern konnten oder wollten, brauchte man Dragonaden; Soldatenabteilungen wurden in die Ortschaften gelegt, um die Bewohner so lange zu drangsalen, bis sie gläubig waren. Die „Seligmacher" zogen durch Böhmen, Schlesien und die Lausitz, plünderten, mordeten und brandschatzten; es kam zu blutigen Auftritten, an einzelnen Orten verschanzte man sich und wehrte sich aufs äußerste. Aber es erschien den Unglücklichen keine Hilfe. Es erfüllte sich das Wort, welches Ferdinand einst gesprochen: „ich will lieber über eine Wüste herrschen als über ein Land voll Ketzer." Alles sollte vernichtet werden, was an die früheren Zeiten erinnerte. Die gleichzeitigen Nachrichten geben ein Bild der Gegenreformation, wie sie in keinem deutschen Lande in so furchtbarer Gestalt sich wiederholte.

1. Wüten gegen Kirchen und Kirchhöfe.

„Wenn auf den Kirchhöfen oder auch in den Kirchen in Stein eingehauen war ein Bildnis eines ehrwürdigen evangelischen Predigers oder Kelche und dergleichen, haben sie solch Bildnis entweder mit Kot beworfen und besudelt oder mit Steinen zerschmissen und verdorben, die Augen ausgeschlagen und das ganze Gesicht zernichtet und endlich den Stein selbst zerbrochen, das Gebein wieder ausgegraben und außer dem Kirchhofe in eine Grube geworfen an einem Orte, der von ihnen nicht geweihet war. Unter vielen anderen Exempeln, welche in meinem Beisein zu Prag verübt sind, ist es geschehen, daß die Mönche, als sie die alte Kirche zu St. Ägidi einnehmen und ihre Höhlen weiter machen wollten, den schönen Kirchhof neben der Kirche verderbt und umgekehrt haben; alle Steine, Grabschriften und Gedenkbilder haben sie hinausgeworfen, den Ort ganz eben und gleich gemacht, daß sie darauf Kegel schieben möchten. Ja, sie konnten kaum warten, bis alles zurecht gemacht war. Da waren sie mit ihren Kegeln und Kugeln schon darüber her und trieben allda ihre Kurzweile, wie ich armer Sünder denn zu der Zeit auch nicht weit davon war, sondern Gleiches mit ihnen that und verübte. Als sie nun also den Grund des Kirchhofes aufgerissen, damit sie eine neue Mauer aufbauen möchten, haben sie viel Gräber und Särge gefunden, in welchen viel tausend Totengebeine gelegen. Diese haben sie in großer Furie in eine große Grube zusammengeworfen, auch zu manchen Schädeln gesagt: „Ha, ha, das wird gewiß ein großer schelmischer Ketzer und vielleicht ein Prädikant gewesen sein, weil er so einen großen Kopf gehabt." Der beste Ehrentitel, der diesen Gebeinen zugelegt ward, war: „das ist ein

böhmischer Schelm, ein Ketzer, ein Rebell" und was dergleichen Lästerungen mehr waren. Auf eine andere Zeit, da ich zu Nikolsburg im Mähren mit einem Kapuzinermönche in der großen Kirche, die Lauretana heißt, herumspazierte, und wir an eine derselben Kapellen kamen, darin viele Fahnen und andere Zieraten, als ein Schwert, oder Degen, Hut mit Federn, vergoldete Spornen, Harnisch u. a. aufgehängt waren, fragte ich diesen Kapuziner, wer allda begraben läge; da sagte er mir, es wäre ein General oder vornehmer Kriegsbedienter in des Königs von Schweden Diensten. „Ich höre", sagte er, „daß die folgende Woche der Verstorbene nebst Fahnen, Zierat und Schmuck hinausgeworfen werden soll. Weil aber diese Kapelle durch das Begräbnis dieses Ketzers verunreinigt, kann darin keine Messe gehalten werden, bis sie von einem Bischofe wieder eingeweihet ist, welcher von Olmütz deswegen aufs eheste dahin kommen soll;" wie denn auch ohne Zweifel nach meinem Abzuge wird geschehen sein. Und viel tausend dergleichen Exempel wären zu erzählen, wie sie mit den Toten umgegangen und wider sie gewütet haben."

2. Wüten gegen die Prädikanten.

„Paul Woller, Stadtpfarrer zu Zrutschen, stand oben auf der Kanzel, als die Kaiserlichen einbrachen. Von einer Flintenkugel getroffen, sank er in der Kirche tot hin. Den Pastor Martin Marosch im Dorfe Krzassin hatte sein Patron, von den herumschweifenden Kaiserlichen alles fürchtend, an einen sichern Ort gebracht. Da bemächtigten sie sich des Schulmeisters, banden ihn mit Stricken und forschten ihn aus, wo der Herr Pastor wäre und wo er sein Geld versteckt hätte. Jener versicherte, keins von beiden zu wissen; aber desto heftiger setzten sie ihm zu, und da er nichts von Geld wußte, bedeckten sie ihn mit Knittelhieben. Endlich entblößten sie dem Unglücklichen die Seite und brannten ihn mit Feuer so grausam, daß er vor Schmerz zusagte ihnen den Schatz zu zeigen. Bald wurden die Geldgierigen mit der Räumung fertig, da sie aber keinen Schatz fanden, wüteten sie wieder mit Prügeln gegen ihn, bis er gestand, daß er nie von einem Schatze gewußt und nur wegen der Heftigkeit des Schmerzes davon geredet habe. Jetzt durchbohrten sie ihn mit mehreren Kugeln, warfen ihn in eine Grube, legten dann Steine darauf, und das war sein Begräbnis.

Am dritten Tage wurden die Blutmenschen des Pastors selbst habhaft. Sie wendeten auch bei ihm Martern an, quälten ihn fürchterlich und ließen ihn halbtot liegen. Er ist jedoch wieder zu sich gekommen und hat fünf Jahre noch gelebt; aber er hatte zwei Töchter,

die haben sie geschändet, und nie hat der Vater sie wiedergesehen. Wenzel Jacksch war Prediger zu Kauniz, den nahmen sie gefangen, quälten ihn länger als einen Monat mit mancherlei ausgesuchten Plagen, nahmen einen knotigen Strick und schnürten mit Hilfe eines Holzes ihm den Kopf dergestalt zusammen, daß die Augäpfel heraustraten. Darauf führten sie ihn auf einen freien Platz und ließen ein wildes Roß auf ihn los; doch als es hinkam, sprang es seitwärts und schadete ihm nichts. Endlich kam er mit Mühe los, doch nur gegen ein Lösegeld von 500 Gulden. Andreas Stemberg von Budin ward von 15 Reitern weggeholt und durch Einschnürung seines Kopfes mit einem Strange gepeinigt, dann banden sie ihm mit Riemen die Hände auf den Rücken, die Füße mit einem Stricke und warfen ihn rücklings hin, um ihn zur Tortur mit Feuer bereit zu haben. Doch ward er um Mitternacht wunderbar befreit. Beim Gebet: „Auf dich hab ich gehofft, o Herr!“ fühlte er seine Bande lockerer werden und bald sich losgemacht. Da richtete er sich auf, ging zur Thür und durch die drei Wächter hindurch, entweder weil sie schliefen oder weil sie wegen eines plötzlich entstandenen Windbrausens nichts hörten. Doch am Stadtthor ward er von dem wachhabenden Musquetier erkannt. Zum Glück war dieser ein eingeborner Böhme, ließ durch Bitten und Mitleid sich überwältigen, gab ihn frei und führte ihn über eine Brücke ans jenseitige Ufer der Elbe.

Den Pastor von Königin-Westiz, Johann Moyses, nahmen sie nebst seiner Gattin gefangen und marterten ihn mit grausamster Feuerqual zu Tode. Der Pfarrer von Nimes ward von plündernden Polen in Stücken gehauen. Adam Pisek, Pastor in Mähren, dessen Patron dem Ferdinand treu geblieben war, glaubte nichts fürchten zu dürfen, empfing die Soldaten, die bei ihm eintraten, mit Gruß und Hand und leistete alle Pflichten der Gastfreundschaft. Sobald sie aber erfuhren, er sei ein protestantischer Prediger, wurden sie wütend, richteten ihn übel zu, hieben ihn nieder, zogen ihn nackt aus und plünderten das ganze Haus. Da aber einige religiöse Männer ihn ehrlich begraben wollten und ihm ein Gewand angethan hatten, liefen die Soldaten sogleich hinzu, nahmen es weg und rissen es in Stücke. Von neuer Wut entbrannt, fielen sie dann über seine Bibliothek her, schleppten sie zusammen, machten Feuer unter die Bücher und verbrannten sie. Da nun, so lange diese Bande hier war, niemand weiter hinzugehen wagte, so ward der arme Mann erst nach fünf Wochen von einigen Schülern zur Erde bestattet.

Am 14. Januar 1621 wurde der Pastor von Ratin, Lorenz Kunz, ein Mann von 60 Jahren, und seine Gattin von einem Soldaten so grausam mit Flammen geglüht, daß beide bald entseelt waren, der Stadtpfarrer von Lohdalow, ein Greis von 70 Jahren, in abscheulicher Weise aufgehängt und mit Flammen gesengt, die man durch seine Bücher nährte. Er flehte unter solcher Qual um Erbarmen. Da durchbohrte ihn einer mit einer Kugel; das galt als ein Werk der Barmherzigkeit und endete seine Qual. Ebenso ward der würdige Pastor Johann Baranek mitten auf dem Markte seines Wohnortes auf einem Feuer langsam gebraten am 17. März 1622."

3. Vertilgung ketzerischer Bücher.

„Als die Kommissarien nebst den Jesuiten angekommen waren, ließen sie die Leute durch ein gewisses Zeichen mit den Glocken zusammenrufen, und wenn sie nun alle sich versammelt hatten, erklärten sie die Ursache ihrer Ankunft und ermahnten das Volk erstlich mit süßen und sanftmütigen Worten, daß ein jeder seine Bücher, soviel er derselben hatte, herbeibringen solle. Etliche nun, so zu furchtsam waren und sorgten, sie möchten verraten und gestraft werden, so sie solches nicht thäten, brachten alle hervor. Etliche aber brachten sie nicht alle, wiewohl es ihnen wenig half. Denn da ließen sie bald alle diejenigen, so herbei gebracht waren, durch bestellte Leute mitten auf den Markt zusammentragen, wo ein großes Feuer gemacht war, in welches sie alle geworfen wurden. Unterdessen aber gingen sie von Haus zu Haus, durchkrochen alle Keller, Kammern und Winkel. Da mußten alle Kisten und Kasten aufgemacht werden, und wo sie über die vorigen noch andere ertappten, wurden sie zornig und schalten den Wirt des Hauses, daß er solche behalten. Bald ließen sie ihn auf des Richters Befehl ins Gefängnis werfen, bald nicht nur an Gelde, sondern auch an der Haut mit härterem und längerem Gefängnis strafen. Wenn sie nun einen gar großen Haufen Bücher bei einander hatten, unter welchen viele hundert Bibeln in böhmischer Sprache und schön gebunden, machten sie hernach ein großes Feuer, warfen solche da hinein und zerrissen sie mit vielen gotteslästerlichen Worten, welche sie lateinisch sagten, ich aber, zu der Zeit ein Knabe und der Sprache unkundig, noch nicht verstehen konnte. Doch einer aus ihnen sagte: „Siehe, siehe, wie schön brennen diese ketzerischen Bücher mit den falschen Lehren! Dies geschieht nur jetzt an den Büchern, wird nachmals jemand gefunden werden so halsstarrig, daß er sich nicht zum wahren römisch-katho-

lischen Glauben bekehren wolle, der soll ebenso wie diese Bücher verbrannt werden."

Geschah es, daß an einem geringen und schlechten Orte man der Bücher nicht gar viel zusammenbringen konnte, wurden solche nicht für würdig geachtet, daß sie öffentlich verbrannt würden, sondern man that solches in ihren Häusern, als des Dechants oder Pfarrers, wo man sie hernachmals durchs Feuer jagte oder auch zu andern heimlichen Sachen austeilte. In den Mönchsklöstern geht es also zu, daß man die Bücher zerschneidet und zerreißt, den Band, so etwas wert ist, behält und die Blätter in die Kanzlei der kleinen Häuschen legt. Ach, wie viele habe ich derselben stets weggenommen und heimlich dieselben in meiner Zelle mit allem Fleiß durchlesen, und nachdem ich etwas daraus aufgezeichnet, habe ich sie notwendig und gezwungen, damit ich nicht darüber ertappt werde, wieder an den vorigen Ort legen oder in meiner Kammer verbrennen müssen. Wenn sie aber jetzt einige größere bekommen, so noch etwas wert sind, zerreißen sie solche nicht, sondern heben sie an einem sonderlichen Orte in ihren Bibliotheken und Bücherstuben auf, verschließen sie aber wohl, damit niemand von den fratribus, wenn sie nicht lectores theologiae oder ordentliche Prediger sind, eins herausnehmen und lesen könne, es sei denn, daß er solches sonderlich erhalte von seinen vorgesetzten Oberen. Ich habe solche gesehen in der Jesuiterbibliothek zu St. Clemens, wo ich unter sehr vielen und großen Büchern welche bemerkte in Gittern verschlossen, die meisten in schwarzes Leder gebunden. Als ich bei den Jesuiten fragte, was es für Bücher wären, hat man mir geantwortet, es wären eitel Ketzerbücher, lutherische, calvinische, und zwar wären sie darum schwarz eingebunden, weil sie verdammt, verboten und teuflisch wären. Es ist kein Ende mit der Inquisition und Verfolgung dieser Bücher, denn in den großen Städten, wie auch in Prag, sind zwei Priester als Inquisitoren und Ausforscher bestellt, welche zweimal in der Woche auf alle Trödelmärkte umhergehen, wo man stets Bücher feil hat, wie es denn auch Leute gibt, welche mit alten Büchern Handel treiben, und dieselben wissen nicht allzeit, was es für Bücher sind. Wenn nun diese bestellten Kundschafter kommen, durchsehen sie alle Bücher und zeichnen ihre Namen in diejenigen, welche nicht evangelisch oder öffentlich ketzerisch sind. Finden sie aber evangelische darunter, dieselben nehmen sie entweder weg oder zerreißen dieselben. So wunderseltsam sind diese tollen Leute, daß sie heidnische, fabelhafte und andere schändliche und ärgerliche Bücher unberührt liegen lassen, solche öffentlich verkaufen, hingegen gottselige, heilige und

geistliche Bücher, auch Gebetbüchlein, obschon nichts darin vorhanden, was wider den Papst oder die päpstliche Lehre wäre, wenn sie nur in einer evangelischen Stadt als Wittenberg, Leipzig, Nürnberg u. a. gedruckt sind, nicht ersehen können, sondern zerreißen und verbrennen."

4. Die „Seligmacher."

„In Glogau hatten 140 katholische Bürger 7 Kirchen und 967 evangelische nur eine Kirche; die sollte ihnen auch weggenommen werden. Da war das Lichtensteinische sehr starke Regiment, welches nimmer vor einigen Feind geführt, sondern bloß und allein in Mähren wider Evangelische, solche zum Papsttum zu zwingen, gebraucht worden, in die Lausitz geführet zu sonderbarem Fleiß, daß man dadurch die armen Leute in Schlesien auch reformieren sollte, weil diese „Seligmacher", wie sie genannt wurden, gar einen besonderen Griff und Kunst aus langer Übung erlangt hatten. Als nun Dohna und Oppersdorf ihre rechte Zeit ersehen, ward solch Regiment wieder in Schlesien ins Fürstentum Liegnitz erfordert, von da ins Großglogauische neben der Stadt hingeführt, daß es den 26. Oktober 1628 nicht weit von dieser Stadt logierte. Da waren viele sehr geschäftig und unruhig. Der Abrede gemäß wurden die Soldaten in der Nacht eingelassen, da sich die armen Leute im Schlafe gar nichts versahen. In der Stadt aber war es schon also angestellt, daß niemand anders dieselbe Nacht als Papistische die Wache hielten, also die Soldaten, von den Evangelischen unbemerkt, nicht allein in die Stadtmauern, sondern auch auf alle vier Gassen und Ecken in der Stille geführt wurden. Es ward auch genau auf alle Häuser Achtung gegeben, daß kein Bürger zum andern kommen oder Nachricht erhalten könne, woher das Volk eingelassen oder was es bedeuten würde. Man fragte nun nach den Evangelischen unter den Bürgern und wo die wohnten. Auf diese wurden die Quartiere gegeben, diese sollten den Soldaten nach seinem Willen und Belieben traktieren, mit Geld, Wein, Konfekt und dem besten Traktament kontentieren. Die Katholischen blieben von Soldaten unbelegt, frei und verschont. Es wußten's auch die Soldaten gar wohl, weil sie zuvor allzeit dazu gebraucht worden und solch Handwerk aus der Maßen wohl verstanden, wozu es angesehen und was hiedurch versucht wurde; derowegen sie nicht allein mit großem Ungestüm, Fluchen und Schelten als leibhafte Teufel in die Häuser einfielen, sondern zugleich die Wahl dazu setzten: wolle er quartierfrei sein und nicht so übel geplagt und behandelt werden, so solle er beichten oder nur Beichtzettel holen und sich katholisch erklären, sonst wäre ihm

nicht zu helfen. Dannenhero ihrer viele aus Furcht, Angst und Schrecken, viele aus Unverstand und Unwissenheit, viele aber auch aus Leichtsinnigkeit hinliefen, sich beim Herrn v. Dohna, als Generalseligmacher, angaben, der ihnen dann alsbald einen Beichtzettel unterschrieben erteilte. Wenn der vorgezeigt wurde, räumte der Soldat das Haus und logierte sich bei einem andern, der noch keinen Beichtzettel genommen, ein. Und nun ward die Menge solcher, die Beichtzettel holten, in einer dergleichen volkreichen Stadt so groß, daß sie sich um die Zettel schlugen und drückten und unterschiedene Geistliche, die auf den Seiten saßen, nicht genug schreiben und Dohna nicht genug unterschreiben konnte. Aber je mehr sich die Zahl der Abgefallenen vermehrte, je mehr vergrößerte sich die Angst, Qual und Pein der anderen, so beständig vermeinten zu bleiben, denn so viele Soldaten von jenen weggenommen, so viele wurden diesen auf den Hals gelegt; also daß zuletzt denjenigen, die sich eifrig und beständig zeigten, wohl ganze Kompagnien und mehr einquartiert wurden. Nur war dies nicht Einquartierung, wie sonst gebräuchlich, da der Soldat muß zufrieden sein, wenn der Wirt gibt, was er vermag und so viel erhält, sondern, wenn hier ein Mann schon alles gab, was er hatte und was er zu borgen vermochte, half es ihm doch nichts, wenn er dabei nicht sagte, katholisch zu werden. Inzwischen ward er geprügelt im Haus und auf den Gassen auf- und niedergejagt, daß er Wein, Traktament und Geld schaffen mußte, so lange, bis er bewilligte zu beichten oder einen Beichtzettel zu holen. Doch das war noch nicht alles.

Weil zuvor, als der Landshauptmann v. Oppersdorf den Lutheranern die Nikolaikirche wegnehmen wollte, diese solchem Unternehmen sich widersetzt hatten, so mußten jetzt etliche dafür mit dem Leben zahlen, denn es wurde zu Glogau eine öffentliche Exekution gehalten und zwei oder drei Bürger, die fürnemlich sich der Übergebung der Kirche widersetzt hatten, hingerichtet. Wie grausam man hernächst mit dem damaligen Pastor Valentin Preibisch verfahren, ist auch noch beizufügen. Bald nach Ersteigung der Stadt setzte man ihn gefangen und legte ihm ein Schwert und ein Kruzifix vor, um entweder den Tod oder den Abfall zu wählen. Er ist auch wirklich standhaft geblieben. Aus dem allen sieht jedermann genugsam ein, daß keine Art von Gewaltthätigkeit gespart worden ist, um die evangelischen Glogauer zu bekehren. Und gleichwohl mußten hernach Rat und Gemeinde unter ihrer Hand und Siegel den 2. April 1629 einen Revers von sich stellen, als ob sie unbezwungen und ungedrungen also wie freiwillig zur katholischen Religion zurückgetreten wären, und schon am

4. November 1628 ein Statut unterzeichnen, durch welches allen Evangelischen auf immer Bürgerrecht und Nahrung in ihren Mauern untersagt ward, worüber sie auch die kaiserliche Bestätigung in Wien erbitten mußten. Es verließen daher viele, sobald sie nur konnten, Haus und Hof, Habe und Gut und flohen nach Polen."

Ein lebendiges Bild von dem Verfahren der Lichtensteiner geben auch Aufzeichnungen, welche die Vorgänge in dem schlesischen Grünberg schildern.

„Vor allen Dingen riefen die Soldaten in den Pfarrhäusern: „Katholisch! Katholisch! oder fort!" Zu Mitternacht suchten sie den Pastor auf und nannten sich Seligmacher und sagten, sie könnten die Leute selig machen.

Nachdem der 8. November angebrochen, kamen Pastor Willich und Diakonus Nippius zusammen und beeilten sich dem Bürgermeister solches Beginnen zu melden und um Schutz zu bitten, aber vergebens, weil Gewalt vor Recht ging. Als sie zurückkamen, wurden sie von den Soldaten angefallen und beschuldigt, sie hätten etwas weggetragen und das Quartier spoliert; deswegen sie auf jeglichen Einquartierten sogleich zwei Thaler ohne Widerrede zahlen mußten mit dem Bedrohen, wenn sie noch einmal aus den Quartieren gingen, solle es ihnen noch schlimmer ergehen. Insonderheit haben sie bei der Abforderung dieser zwei Thaler dem Diakonus das Schwert auf die Brust gesetzt und gedroht: „Pfaffe, gib's Geld her, oder wir wollen das Schwert an deinem Leibe wetzen." Nun ließ der Rat zwei Wagen vor die Thüren der Prediger führen, damit sie nur aus dem Labyrinth kommen möchten. Da wäre es Zeit gewesen in die Kirche zu gehen, aber da schrieen die Belialskinder in den Priesterhäusern: „Fort, fort, Fressen her, Saufen her! Pfaffe, gib's Frühstück her!" Viele hundert Menschen standen auf dem Kirchhofe, der wollte beichten, der weinte bitterlich, der wollte seinen Selsorger noch einmal sprechen u. s. w., aber da war es aus. Die Priestenplacker thaten unterschiedliche Schüsse, damit sie das Volk vom Kirchhofe abtrieben. Jedoch ermunterte der Pastor Willich, ließ sich die Kirchthür aufmachen und ging mit etlichen hundert Personen da hinein. Es folgten auch zum Teil Soldaten nach. Der Pastor fing von dem Altar an aus dem Liede: „In dich hab ich gehoffet, Herr" die zwei letzten Verse: „Herr, meinen Geist befehl ich dir u. s. w." zu singen. Als er sich zurückwandte, sagte er vor der Kanzel: „Bei einem guten Liede pflegt man auch sonst eine gute Predigt zu hören. Das aber wird mir anstatt eines Valets nicht gegönnt. Jedoch merket zum Beschluß diesen Spruch aus Gal. 1, 8: „So euch jemand

ein anderes Evangelium predigen wird, anders, denn wir euch gepredigt haben: der sei verflucht, sollte es auch ein Engel vom Himmel oder ein Jesuit sein.“ Hierauf ging er in die Schule, zeigte dem Rektor Philipp Walter seine Pressuren und seinen Abzug an und befahl ihm die Jugend treulich mit Bitten, sie beständig in der evangelischen Religion zu erhalten. Er ließ auch die zwei Wagen aufladen unter vielem Jubilieren der Soldaten, gab die Schlüssel zum Pfarrhause, zur Bibliothek und Sakristei den Kirchenvätern mit kurzer Valediktion und ließ seine Frau mit den Wagen fortrücken. Da sie unters Thor kam, wurde sie angehalten, endlich aber doch fortgelassen. Pastor Willich und Diakonus Nippe gingen nicht ohne Wehmut mit einem grünen Stäblein aus der Stadt unter Begleitung etlicher hundert Seelen. Da aber dem Pastor von den Soldaten zu verstehen gegeben ward, daß sie Befehl hätten, wo das Volk würde mitlaufen und die Priester begleiten, sie auf der Straße anzugreifen und zu berauben, so wies er das arme, betrübte Volk, das ihn bis an den Hohnberg begleitet hatte, zurück.“

5. Das Landvolk.

„Die Bauern wurden in die Städte entboten. Erschienen sie nicht, so ließ man sie durch Soldaten oder andere dienstwillige Helfer gefangen einführen. Man überfiel und holte sie nachts aus ihren Betten und trieb sie haufenweise wie das Vieh auch in schärfster Kälte ein und erfüllte mit ihnen die öffentlichen Gefängnisse, die Türme, Keller, Ställe, da Hunger und Durst, Gestank, Kälte und Hitze sie dem Tode nahe brachten. Zu Plumbari ward ein Wundarzt, Namens Joachim, nebst andern in einen Turm voll Schlangengewürm geworfen. In Prostanna sperrte man etliche Hunderte auf dem Schlosse in einen Stall, dessen Fenster alle verriegelt waren. Diese wurden aus Mangel an Luft zum Atmen alle ohnmächtig; unter andern ward ein achtzigjähriger Greis wie tot herausgezogen. Der Präses der Gegenreformationskommission, Kunasch, hatte damit nur seinen Spott und sagte, er wolle die Kerls schon von den Toten erwecken. Da er sie nun mit kaltem Wasser begießen ließ, kamen einige wieder zu sich; jener Greis aber gab in seiner Gegenwart den Geist auf, worauf er ihn einscharren ließ. Die noch Lebenden entließ er nur unter dem Versprechen der Bekehrung. An andern Orten ging die Barbarei so weit, daß man die Menschen in Abtrittsgruben that, um sie durch ihre eigne Qual zu überwinden.

Die Mittel, das Volk zahm und gehorsam zu machen, waren zum Teil sehr eigentümlich. Nicht allein, daß die in den Städten

wirksamen, in denen die Soldaten Meister waren, angewendet wurden wie z. B. die Entfernung der Säuglinge in der Wiege von den wo anders von fern angebundenen Müttern: es gab auch auf dem Lande ganz besondere Zwangsmittel. Man ließ nämlich auch die Ochsen mit reformieren. Wenn die Zeit kam, wo man für jene Futter holen wollte, besetzten die Soldaten die Wiesen, und ließen keins nehmen. Da entstand nun den ganzen Tag ein fürchterliches Gebrüll in den Ställen, daß den zweiten Tag die Bauern sich gezwungen erachteten, einen Beichtzettel zu holen, weil dann sogleich die Wiesen wieder freigegeben wurden. So mußten die Bauern sich ihres Viehes erbarmen. Als der Erzbischof auf seinen Gründen die Unterthanen durch allerlei Mittel, Gefängnis, Geldstrafen und Eheverbietungen nicht zwingen konnte, ließ er im Amte Stirol durch seine Beamten dieses vornehmen, daß, wenn die Bauern im Winter sich nicht bekehrten, ihnen im Sommer, da sie nicht in die katholische Kirche krochen, die Viehtrift verboten ward. Weil nun das Vieh keine Fütterung hatte und das Geschrei derselben in den Bauerhöfen sehr groß ward, nötigten sie hiemit die Leute zum Abfall. Dannenhero einige Bauern gesagt haben: „Unsere Kühe, Schweine, Ochsen und anderes Vieh sind gelehrter als die Jesuiten und Pfaffen, denn sie haben nun viele Jahre an uns vergebens gepredigt, uns aber nicht können katholisch machen, welches durch unsere Kühe, Ochsen, Schafe und Schweine in vier Wochen ausgerichtet."

Pescheck: Geschichte der Gegenreformation. — Hauser: Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Leipzig und Heidelberg 1862.

26. Die Städte im großen Kriege.

An äußeren Gütern reich gesegnet, konnten die Städte beim Beginn des großen Krieges als die vornehmsten Sitze der deutschen Kultur gelten. Noch waltete hier ein fröhliches Bürgervolk, eifersüchtig auf seine Rechte und Freiheiten, oft von kräftigem Selbstgefühl erfüllt. Handel und Wandel ging, ohne große Erschütterungen zu erleiden, in seinen alten Bahnen fort; die Industrie hatte eine hohe Blüte erlangt und ein behäbiger Wohlstand sich über alle Kreise verbreitet.

Kaum aber waren die böhmischen Landschaften und die Pfalz von dem Kriege heimgesucht, so spürten schon die deutschen Städte sein leises Wehen: das Kipper- und Wipperwesen, das in raschem Schritt seinen Rundgang durch das Reich gehalten, begann Wohlstand und Sittlichkeit in gleichem Maße zu untergraben; Nahrungslosigkeit und Teuerung, die mit der allgemeinen Unsicherheit der Verhältnisse sich über die Lande verbreiteten, ließen die Leute in den Tag hineinleben, rohe und wilde Schwelgerei setzte ihr Wesen fort, das Nachäffen fremder Sitten und Trachten, die man an dem wandernden Kriegs- und Hofmann gewahrte, trieb immer neue Blüten, und im buntesten Strudel drängte sich Fest auf Fest, Gelage auf Gelage, Schnitt an Schnitt, Tracht an Tracht; dawider half kein Verbot der Obrigkeit, keine Polterrüge der Kanzel. Wohl ward das schwelgerische Leben, der ausschweifende Luxus nicht viel ärger als in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege, aber wahrhaft entsetzenerregend muß die sittliche Verwilderung erscheinen, die diesen prunkenden, in Saus und Braus dahinlebenden Leichtsinn gleichsam wie zur Verhöhnung des allgemeinen Elends neben den Scenen des Jammers und des Schreckens sich spreizen ließ. Materiell wohlbestellt, aber in sittlichen Dingen übel beraten, gingen die deutschen Städte in den Krieg, der ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in einem Grade umkehren sollte, wie kein anderer vor ihm noch nach ihm.

Die Städte bildeten mit ihren steinernen, in spitzen Giebeln zulaufenden und mit Ziegeln gedeckten Häusern, mit ihren weiten Marktplätzen, ihren gepflasterten, reinlichen und mit Wasserleitungen versehenen Straßen den Stolz des Landes. Schon gab es Löschanstalten, wenn auch unvollkommen, wohl eingerichtete Wirtshäuser, und in Kellern schenkten die Stadtgemeinden für die Bürger Wein und Bier, zahlreiche Badstuben mit warmen und kalten Bädern sorgten für die Gesundheit. Von ihren Mauern und Zinnen, Türmen und Thoren und tiefen Gräben umringt, trugen sie sich mit dem Gefühl der Sicherheit und glaubten sich für den Krieg genug gerüstet und der Welt Trotz bieten zu können. Sie besaßen auch wohlgefüllte Zeughäuser, und die Wälle waren von schweren Geschützen besetzt, welche die Bürger selbst bedienten, aber der Krieg fand die meisten doch seinen Schrecknissen nicht gewachsen; ihre Mauern, Wälle und Türme, in mittelalterlichen Zeiten errichtet, vermochten den verbesserten Kriegswaffen keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Nur selten mit Befestigungen neuerer Kunst umgürtet, sahen sie sich jedem Wechsel des Krieges preisgegeben, der sich wie eine Schlange bald in einem Landesteil zusammenballte, bald sich giftaushauchend durch die entlegensten Winkel hinzog. Nahte sich der Feind, so wurden die Thore geschlossen: mit einem Schlage von allem Verkehr mit der Umgegend abgeschnitten, waren die Bewohner allein auf die vorhandenen Vorräte angewiesen. Befand er sich auch nur auf dem Durchzuge und galt die Stadt nicht als ein wesentlicher Punkt seiner kriegerischen Zwecke, so harrte doch alles mit Schrecken seiner Ankunft; selbst neutrale Orte hatten von Wunder zu sagen, wenn sie mit einfachen Schatzungen und Einquartierungen davon kamen; es fehlte nicht an Fällen, wo Städte von denselben Feldherrn, die ihnen um hohen Preis Schutz gewährt, hinterher eine Behandlung erfuhren, wie sie nur der erbittertste Feind verdiente. Waren sie, wie die größeren Reichsstädte, durch gute Befestigung gegen plötzliche Überfälle und Erstürmungen gesichert, so füllten sie sich alsbald mit zahlreichen Flüchtlingen, die, obwohl zur Verteidigung willkommen, doch dem raschen und furchtbaren Ausbruch des Hungers Vorschub leisteten; sie wurden oft Opfer der äußeren Dränger und des Würgengels im Innern. Führten sie den Kampf in Verzweiflung bis zu Ende durch, so war ihnen meist das Schicksal Magdeburgs gewiß.

Wohl war es möglich, daß einzelne sich trotz harter Unfälle bei längerer Ruhe wieder erholten, aber das bildete eben das Furchtbare dieses Krieges, daß es seine Opfer zu wiederholten Malen peitschte, bis nahezu alles Leben aus ihnen entwichen war. Magde-

burgs Belagerung und Verwüstung im Jahre 1631 ist zwar geschichtlich die denkwürdigste, aber darum nicht die einzige während des langen Krieges; fünfmal noch hatte es außerdem die Schrecken derselben zu kosten. Eine Partei nach der andern übte an den Gegnern schonungslos die Rechte des Siegers aus. Von keinerlei höherem Interesse für die Sache beseelt, der sie ihren Arm und ihr Leben weihten, fanden auch die geworbenen Söldlinge der Heere die einzige Entschädigung für die Mühseligkeiten, die sie ausstanden, und für das Blut, welches sie auf den Schlachtfeldern vergossen, in der zügellosesten Befriedigung ihrer rohen Begierden auf Kosten der wehrlosen Bevölkerung der reichen Städte, die in ihre Gewalt gerieten. Gab doch auch selbst der Kaiser seinen Generälen die Weisung durch Kontribution in städtischen Gebieten ihre Heere nicht allein zu ernähren und zu besolden, sondern auch zu ergänzen und womöglich von neuem zu beschaffen! Den immer aufs neue anstürmenden Gefahren und Verlusten gegenüber mußte endlich auch die tüchtigste Kraft, die noch in dem Bürgertum ruhte, rasch zusammensinken und, zu Tode verwundet, zusehen, wie man fortkommen möge durch den Lauf der Zeiten.

Selbst wenn man die Berichte der Zeitgenossen für stark übertrieben hält, erscheint es fast unmöglich, sich heutzutage auch nur annähernd eine Vorstellung von der Größe des Elendes zu machen, welches ein großer Teil der Städte an Schatzungen, Erstürmungen und Plünderungen, an Brand und Mord durchzumachen hatte.

Hatte man von ferneher das Donnern der Feldschlangen und das Geknatter der Musketen, von den Türmen der benachbarten Dorfkirchen klagendes Gewimmer vernommen, so war alles auf den Beinen; die einen machten sich zur Flucht bereit, die andern ergriffen Wehr und Waffen. Die Zünfte, die Bäcker, die Schlachter, die Schmiede, die Schlösser und Brauer standen auf den halbverfallenen Mauern und an den geschlossenen Thoren. Die Zimmerleute und Maurer hatten an den Straßenecken, wo die großen Ziehbrunnen waren, ihren Platz, um, mit Eimern in der Hand, die erste Feuersbrunst im Entstehen zu dämpfen. An allen Fenstern erschienen Lichter, wie es Abend ward; drinnen in den Häusern kauerten sich Weiber und Kinder ängstlich zusammen und harrten zitternd der Dinge, die der folgende Tag bringen werde.

Am Morgen wird es ruhiger; der Türmer meldet, daß keine neuen Flammen in der Umgegend auflodern. Man öffnet ein Thor, um die flüchtigen Landleute einzulassen und ihre Berichte von den durchlebten Drangsalen zu vernehmen. Unterdessen hat der Rat der

Stadt beschlossen, eine Botschaft an den feindlichen Obersten zu senden, um ihn mit reicher Geldspende gütlich zu stimmen. Nach wenigen Stunden ängstlichen Harrens nähern sich die feindlichen Haufen. Bald sind es Kaiserliche, Fußvolk des Gallas, Jäger von Holck, Schwadronen von Isolanis Kroaten oder von Pappenheims Küraſſieren, bald schwedische Reiter, Fußvolk von Bernhard von Weimars oder Banérs Veteranen, die, von Scharen von Weibern und Buben begleitet, Kontribution und Proviant fordern. Noch von dem Staube des Gefechts bedeckt, reiten oder marschieren sie ein in die freiwillig geöffneten Thore; die Palasche und Schwerter sind noch gerötet von Blut, die Köpfe zum Teil verbunden, die Arme oft in Binden hängend, durch die das Blut herabtröpfelt. Die Bürger haben alles herbeigeschleppt, was in ihrer Macht steht: Brot und Fleisch, Wein und Bier. Die wilden Gesellen lagern in den Straßen, in den Kirchen, in den öffentlichen Gebäuden; hier lassen sich einige scharf zugehauene Burschen von dem Bader verbinden, dort sieht man sie mit wilder Gier über die Nahrungsmittel herfallen. Noch herrscht Ruhe in der Stadt. Die regelmäßigen, in Regimenter eingeteilten Soldaten sind noch zu dulden, selbst die verrufenen Kroaten nicht die schlimmsten; es gibt noch schlimmere Gesellen, die eben unter dem Gequike und Gesumme eines Dudelsacks einziehen. Es sind die sogenannten „Ledigen", unregelmäßige Banden, die der große Heereszug wie Ungeziefer mit sich an seinem vielgliedrigen Bauch herumschleppte. Statt der Fahne haben sie einen Fledermisch auf der Stange; ihre Offiziere sind mit Federn in allen Farben geschmückt. An ihren Namen hängen sich die grausigsten Schand- und Freveltaten des Krieges. Wehe der Stadt, wenn die Regulären zur Plünderung schreiten, aber dreimal Wehe, wenn sie ein Opfer der „Ledigen" werden! Was halfen da den Bürgern die rostigen Hellebarden und Schwerter? es galt kein Erbarmen, keine Schonung, ohne Unterschied der Religion fiel alt und jung, Mann und Weib der Mordlust und Geldgier zum Opfer.

„Wie tyrannisch und teuflisch man zu Striegau gehauset", erzählt ein Zeitgenosse, „will ich verschweigen, aber was des Obersten Scharrens Leute, der sich doch evangelisch nennt, auch bei den vergangenen Traktaten seine Wohlmeinung gegen das evangelische Wesen sonderlich gerühmet hat, den 4. und 5. Oktober 1633 in der ganz unschuldigen Stadt Goldberg verübet hat, kann ich ohne Konsternation und Schrecken nicht erzählen. Adel und Unadel ward geprügelt und gepeitscht, an die Pferde gebunden und fortgeschleppt oder was ihnen begegnete, des Raubens und Plünderns ungedacht,

niedergeschossen, ermordet, vielen Stränge um den Hals gelegt, Weibern die Brüste angeschnürt und teils aufgehängt, teils entblößt angebunden und in der Stadt umhergeführt, geschraubt, gedreht, daß ihnen Augen und Gehirn aus den Köpfen gegangen, brennende Schwefellichter an den Leib geworfen, die Daumen eingeschraubt, mit Füßen getreten, daß das Blut zum Halse herausgelaufen, einige in die Brunnen gejagt, in Backöfen gebraten, Weiber gemartert, ihnen die Kinder aus den Armen genommen und wider Gottes Boden geschmissen, im Beisein ihrer Männer und Eltern in Häusern, auf dem Markte und Gassen, auf dem Kirchhof und in den Kirchen bis auf den Tod verunehrt, daß viele, um solcher bestialischen Grausamkeit zu entgehen, sich von den Dächern, den Fenstern, den Mauern herabgestürzt; vornehme Frauenzimmer, über 300 an der Zahl, sie mit Bastonaden wie das Vieh neben sich hergejagt oder an einem Seile um den Hals neben den Pferden fortgeschleppt, und was dergleichen mehr ist, welches Türken und Tataren, geschweige den Christenmenschen und Landsleuten zu hören ein Greuel und Abscheu ist."

Wie hier Glaubensgenossen gegen Glaubensgenossen, ebenso hausten die Kaiserlichen in demselben Jahre in den gewonnenen Städten.

„Sobald die Kaiserlichen die Stadtmauer von Kempten erstiegen und in die Stadt gekommen, haben sie alle Manns- und Weibspersonen, so sie in den Gassen ersahen, jämmerlich niedergemacht, folgends der ganzen Stadt und Vorstadt alle Häuser rein ausgeplündert, auch der Herren Prediger und Kirchen so gar nicht geschont, also daß man gar nicht ein paar Schuhe mehr darinnen gefunden; die Bürger, so sich in die Häuser versteckt und zu salvieren gemeint, sind erbärmlich mit Beilen und Hämmern zu Tode geschlagen, inmaßen dem Herrn Bürgermeister Zachariä Jentischen geschehen, dem etliche Soldaten in das Haus gelaufen, Geld von ihm begehret, und als er ihnen Kisten und Kasten aufgeschlossen, und alles rauben und plündern, auch einen Trunk auftragen lassen, hat ihm bei demselben ein Soldat hinterwärts mit einem Beil in den Kopf geschlagen; ebenso haben sie den Stadtamtmann Martin Geiger, als er sich auf die Burghalde reterieren wollen, aber seines hohen 74jährigen Alters halben nicht eilen können, mit einem Beil zu Tode geschlagen; viele Bürger, denen sie Quartier gegeben und gefangen genommen, haben sie um etliche 100, teils um etliche 1000 Gulden ranzioniert, ihnen Pistole und geladene Gewehre an das Herz gesetzt, Stricke um die Hälse gelegt und sie genötigt anzuzeigen, wohin sie Geld und Geldeswert verborgen, alle Truhen,

Kisten und Kasten, wenn schon die Schlüssel darin gesteckt, aufgehauen und zerschlagen, die Betten zerschnitten und alles in Grund verderbt, viele Frauen schmachvoll traktiert wie gezwungen, ihren eignen Mann mit einer Axt zu Tode zu schlagen; in Summa, sie haben keines Alters, noch Standes verschont, einen alten 70jährige Prediger ohne alle gegebene Ursach drei- oder viermal mit einem Strick vom Boden aufgezogen und jämmerlich ermordet; einen Barbier, der etliche kranke Soldaten verbunden, haben sie zu Tode geschlagen, seine Tochter verunehrt, ihr die Augen ausgestochen und mit ihrem ermordeten Vater zum Fenster hinaus auf die Gasse geworfen; etlichen Frauen haben sie auch die Hände abgehauen, einer, so warm Wasser gesotten, erst die Hände abgeschlagen, hernach kopfüber in das siedende Wasser im Kessel gestürzt, darauf dieselbe wieder herausgezogen, ihr den Kopf abgehauen und also vollends jämmerlich hingerichtet."

Von Jahr zu Jahr stiegen die Grausamkeiten, die gräßlichen Mißhandlungen an friedlichen Bürgern, aus rohem Mutwillen nicht weniger als aus viehischer Leidenschaft und Geldgier verübt; von Jahr zu Jahr steigerten sich auch die furchtbaren Kontributionen und Erpressungen, und mit stetig vermehrten Opfern mußte Gnade um Gnade erkauft werden; die Städte verloren damals ihre Silberschätze, ihre Glocken, die eingeschmolzen, ihre Waldungen, die niedergehauen wurden; sie verloren, was noch mehr bedeutet, auch ihre Gewerbthätigkeit, ihren Handel, worauf ihr Wohlstand beruht hatte. Eine kleine Stadt wie Eßlingen berechnete ihren Schaden auf über zwei Millionen Gulden, Göttingen schon 1629 seine Verluste auf 523 000 Thaler. Hier, wo die einst so mächtige Zunft der Wollenweber so gut wie vernichtet war, begann die allgemeine Verarmung zu solcher Höhe zu steigen, daß zur Zeit der Steuererhebung die Thore geschlossen werden mußten, um die Flucht der Bürger zu wehren. Wismar, das 1632 von 3000 wehrhaften Bürgern nur mehr 300 zählte, verlor in 5 Jahren mehr als 170 000 Thaler und hatte seit sechs Jahren keinen Anker mehr gelichtet. Danzigs Getreideausfuhr, die noch 1619 102981 Last betragen, war gegen Ende des Krieges auf 10 000 Last gesunken, Erfurts Handel mit Samen und Blumen gänzlich dahin, der Betrieb der berühmten Brauereien wie die Färberei durch Vernichtung des Waidbaues eingegangen, Soest, verwittert und menschenleer, zu Westfalens größtem Dorfe herabgesunken, ein Haupterwerbzweig Hessens, die Glasbereitung, dergestalt zu Grunde gerichtet, daß von 16 Hütten nach dem Kriege nur zwei in kümmerlichem Betriebe

blieben. Schwer erscheint auch der Bergbau betroffen in Böhmen, Schlesien, Österreich, Steiermark und im Harz; an vielen Stellen ward der Betrieb ganz eingestellt, an andern kam er in die Hände fremder. Gleiche Verluste erlitt die Thonwarenfabrikation; Gruben, die noch 1621 2200 Gulden Pacht gebracht, stiegen erst 1651 wieder auf 85 Gulden Zins. Mit der Vernichtung der Schafherden ging auch die Tuchmanufaktur zu Grunde; Augsburgs Webestühle waren von 6000 auf 300 gesunken, Nürnberg, das noch 1612 sein prächtiges Rathaus und 1621 seine neue Börse errichtet, berechnete seinen Schaden in dem einzigen Jahre 1632 auf fast zwei Millionen Gulden. Ulm bewahrte nur noch Reste seines Leinwandhandels nach Italien, Ravensberg sah seine vormals blühende Leineweberei völlig vernichtet. In Meiningen waren von Hunderten von Webern nur fünfzig arme Meister übrig, selbst in München, an dem der Krieg so schonend vorübergegangen, von 1769 Gewerbtreibenden 1649 nur noch 1091 thätig, die Leinweber von 161 auf 82, die Schneider von 118 auf 64 herabgesunken. Wohin man sieht, erscheinen die Gewerke, die vor dem Kriege geblüht, völlig geknickt oder hatten sich in die Grenzländer zurückgezogen, wo sie in größerer Sicherheit arbeiten konnten. Am härtesten von allen war jedoch die Leineweberei und Tuchmacherei betroffen, die nicht nur vor dem Kriege in den westfälischen und märkischen Städten den deutschen Markt beherrscht, sondern auch ein weites Absatzgebiet im Auslande gehabt hatten und jetzt den Holländern und Engländern den Platz räumten.

Der wirtschaftliche Niedergang, ja Untergang der meisten deutschen Städte war aber nicht allein durch Brandschatzung, Plünderung und Brand neben der Verwüstung des platten Landes, sondern ebensosehr, wenn nicht mehr, durch Hunger und Seuchen hervorgerufen, die in ihren Mauern entsetzlicher gewütet hatten, als Kugel und Schwert. In Augsburg schoß man bei einer Belagerung 1634 jeden Vogel aus der Luft, der zur Stadt flog. Als alle gewöhnlichen Nahrungsmittel aufgezehrt waren, verkaufte man auf den öffentlichen Brücken Fleisch von Pferden, Hunden und Katzen. Die armen Leute, denen auch das noch zu kostbar war, kochten sich Leder, speisten Ratten und Mäuse. Der wütende Reiz des Hungers vertilgte zuletzt den Schauder vor faulendem Aas, und die Gier verschmähte selbst das Fleisch menschlicher Leichname nicht. Es wandelten lebendige Gerippe in verblichener Menschengestalt auf den Gassen und priesen das Glück der Toten; manchen Tag starben Hunderte und mehr jedes Alters und Standes, und die un-

begrabenen Leichen in Häusern und Gassen verpesteten die Luft. Unbeklagt verschied der Vater unter verschmachtenden Kindern, und ohne Thränen legte die Mutter den verhungerten Säugling von der Brust in die Erde. Zu all dem kam die furchtbare Seuche, die in dem Jahre 1635 ganz Baiern mit unerhörtem Jammer erfüllte. Ein frostiges Schütteln, mit innerem Fieber und Blutvergießen verbunden, ergriff und ermattete die Menschen, dann traten als Vorboten des Todes Pestflecken und Beulen an den Leibern hervor. Das Übel war schnell und heftig, keine Vorsicht rettete vor Ansteckung. In München raffte es in der kurzen Frist eines Jahres Tausende hinweg, das weiland blühende Eichstädt mit seinen Vorstädten, größtenteils Trümmer, glich in seinem Gebiete einer Wüste; da lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer das Licht noch schaute, stillte den Hunger mit Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürm und den Leibern der schon Verhungerten. Auch in Dresden starben an derselben Seuche in drei Jahren so viele, daß kaum noch der fünfzehnte Hauswirt übrig war. Entstellt und bleich vor Hunger, Ermattung, Furcht und Schrecken, ja zum Teil „schwarz im Gesicht, als wären sie vom Feuer verbrannt", schlichen die Menschen taumelnd umher. Manche töteten sich selbst, um den namenlosen Peinigungen, mit denen jeder Tag drohte, auf einmal zu entgehen. Andere versanken in Schwermut und wähnten sich vom Teufel verfolgt und versucht. Sogar fromme Geistliche hatten Anfechtungen dieser Art, da sie selber die Tugendhaften so namenlos leiden, so rettungslos untergehen sahen.

Was braucht es mehr Beispiele, um die Verödung zu begreifen, die über die Städte gekommen war? In Augsburg z. B. standen nach dem Kriege 2216 Wohnungen leer, Ravensberg zählte von seinen 1400 reichen Bürgern nur 400 mehr; in Freiburg waren 1630 von 1700 Häusern kaum noch 500 übrig; in dem neutralen Schleswig standen nach einer kurzen Besetzung der Wallensteiner 224 Häuser, in dem kleinen Tönning 128 herrenlos und unbewohnt. In Belgern, das früher 4 bis 5000 Einwohner gezählt, hatten sich im Jahre 1643 nur noch 7 Paar Eheleute und drei Kinder gerettet, der größte Teil der Einwohner war seit zwei bis drei Jahren in alle Winde zerstreut und auf allen Gassen und auf dem Markte hohes Gras wie auf einer Viehweide gewachsen; 1645, wo 16 Häuser, 8 Anspänner und 30 Kühe vorhanden waren, konnte nur der fünfzehnte Teil des Ackers wegen Mangel an Gespann und fünf bis sechs Weinberge wieder angebaut werden. In Nordheim, wo die Zahl der Bürger 1637 auf 150 Köpfe herabgesunken

war, wurden 300 leerstehende Häuser von den Überlebenden abgebrochen und zu Brennmaterial benutzt. Wer nach dem einst blühenden Wiesbaden kam, fand Straßen und Marktplatz mit Hecken und Sträuchen überwachsen, in denen Hasen hausten und Feldhühner ihre Nester bauten, hier und da Gassen vollständig verschwunden und mit Gebüsch so bedeckt, daß die noch übrigen Bürger bei drohenden Plünderungen ihre Habseligkeiten darin bargen.

So stand es nach den zeitgenössischen Berichten in Gegenden, wo der Krieg jahraus jahrein gehaust; das Schwert, die Pest, der Hunger hatte überall wenigstens das Drittel einer auch sittlich gebrochenen Bevölkerung verzehrt. „Wie jämmerlich stehen eure großen Städte", ruft ein Zeitgenosse aus; „da zuvor tausend Gassen gewesen, sind nun nicht mehr hundert! Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken! da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstreut, daß weder Dach, Geschirr, Thüren oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken hinweggeführt, sie zu Kloaken, zu Pferdeställen, zu Marketenderhäusern gemacht und auf den Altären ihren Mist gelegt."

Wie schauerlich auch die gleichzeitigen Nachrichten zu uns herübertönen, es lag in der Natur der Sache, daß trotz alledem die Städte und die städtischen Bevölkerungen, wie erschöpfend auch immer, doch nicht so völlig vernichtend von den Verwüstungen des Krieges betroffen wurden, wie an vielen Stellen das flache Land und seine Bewohner: den verschollenen Dörfern stehen keine ganz verlassenen Städte gegenüber; aber manche einst wohlhabende und volkreiche deutsche Gewerbstadt ist doch damals und für alle folgende Zeiten ihres Wohlstandes beraubt und auf den Rang eines kümmerlichen Ackerstädtchens herabgedrückt worden; Armut und Verschuldung lastete auf ihnen, die noch viele Geschlechter hindurch ihre Nachwirkung ausübte, und ihr äußeres Aussehen war vollständig verwandelt. Heruntergeschossen und ausgebrannt starrten die stolzen Türme und Münster empor; die Straßen waren versumpft unter Trümmerhaufen, nackte Festungswerke oder wüster Schutt und Feld füllten die Stätten, über die einst sich prächtige Landhäuser, Ziergärten, Schießräume und Tummelplätze behaglicher Lust ausgebreitet. Es wurden wohl aus der Asche neue Gebäude errichtet, wenn der Besitzer wieder etwas zu Kräften gekommen und ihm der Mut gewachsen war, an der Stätte, wo Eltern und Großeltern gewohnt, einen neuen Wohnsitz zu bauen für Kinder und Enkel; aber er konnte nicht daran denken, das alte wieder herzustellen. Wo er

sich anbaute, hatte vor zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht noch eins jener prangenden Bürgerhäuser der Renaissancezeit gestanden mit seinem ragenden Giebel, mit dem kunstvoll bearbeiteten Steinwerk und dem bunten, sinnreichen Bilderschmuck der Fassade. Was er jetzt errichtete, war ein solider Bau, mit dürftigen Mitteln für die Dauer geschaffen, aber kahl, nüchtern, schmucklos, nur dem Bedürfnis genügend. Das Leben geistreich zu schmücken, dazu fehlten dem gedrückten Geschlecht das Verständnis und die Mittel.

Schwer lastete auf allen Städten der allgemeine Rückgang von Handel und Industrie, dem durch den Krieg die verderblichste Förderung zu teil geworden war. Im Laufe desselben öffnete politische Ohnmacht und Unfähigkeit des Mitbewerbs überall der fremden Vorherrschaft die Thore, und auf allen Wegen begann sie bis zu den entlegensten Stellen vorzudringen. Der deutsche Kaufmann war in die zweite und dritte Reihe zurück getreten, wenn er sich auch nicht völlig vom Schauplatz hatte verdrängen lassen. Am wenigsten waren von den Schäden des Krieges die großen niederdeutschen Reichs- und Handelsstädte an der Nord- und Ostsee betroffen, die durch ihre feste Lage Erstürmungen und Plünderungen hatten Trotz bieten können. Obwohl sie ihre Neutralität durch große Opfer erkaufen, Hamburg allein an die Schweden 230 000, an die Dänen 280 000, Bremen 100 000 und Lübeck 72 000 Gulden zahlen mußten, so hatten sie doch selbst nach Auflösung des Hansabundes im Jahre 1632 in den schlimmsten Kriegsläuften einen gewissen Anteil an dem großen Weltverkehr festgehalten, wenn auch in wachsender Abhängigkeit von Engländern und Holländern, und einige von ihnen, wie Hamburg und Bremen, tauchten aus der allgemeinen Trübsal nach und nach wieder zu Macht, Ansehen und Reichtum empor. Während überall sonst die Städte verödeten und die Bevölkerung dahinschwand, selbst Lübeck für immer seine alte Größe verloren hatte, nahmen jene beiden Städte durch zahlreiche Flüchtlinge aus den umliegenden Landen, die hinter ihren festen Mauern Schutz und Erwerb oder auch sichere Anlage eines geretteten Vermögens suchten, stetig an Einwohnern zu; als mit dem Frieden die Sicherheit der Meere und besonders der Landwege zurückkehrte, bewegten sich bald ihre Handelsverhältnisse in langsam aufsteigender Richtung. Freilich die See gehörte fortan den Fremden, und keine deutsche Kriegsflotte schützte mehr die Bremer und Hamburger Kauffahrer, aber trotz alledem gelang es ihnen, zwischen Dänen und Schweden, Engländern und Holländern eine achtungsvolle Stellung zu behaupten.

Nicht minder wie die Norddeutschen haben auch die Oberdeutschen durch die ganze Kriegszeit die alten auswärtigen Handelsbeziehungen aufrecht erhalten, aus denen in früheren Zeiten ihre Macht und Größe erwachsen war. Mit Schutzbriefen des Kaisers oder des Schwedenkönigs, freundlicher und feindlicher Kriegsobersten, versehen, bahnten sich die Warenzüge der Nürnberger, Augsburger, Ulmer u. a. durch das Kriegsgetümmel den alten Weg über Tirol nach Welschland und von dort zurück, und noch immer war in Venedig das altberühmte Kaufhaus der Deutschen am Rialto der wichtigste Mittelpunkt des deutsch-italienischen Handels. Wie sie ihre Beziehungen zu Frankreich durch die sogenannte Jakobiner Brüderschaft in Lyon festhielten, so blieb auch der Verkehr mit Österreich, Ungarn und Böhmen ein ausgibiger. Der Krieg ließ den Waffenhandel blühen, den die Nürnberger und Augsburger besonders schwunghaft betrieben, und der Vertrieb der Eisenwaren aus Steiermark brachte ihnen bedeutenden Gewinn. Für die Vermittelung zwischen Norden und Süden, Osten und Westen nahm der Leipziger Handel auch während des Krieges eine weithin herrschende Stellung ein. Von den Jahren 1642—1650 von den Schweden besetzt und von Torstenson in Bezug auf ihre Messen in Schutz genommen, konnte die handels- und gewerbreiche Stadt alle Stürme bestehen, und während Land und Städte des Kurfürstentums schwer danieder lagen, in den schlimmsten Zeiten als des Landes „bestes Asyl und armer Verjagten, Dürftigen und Kranken Apotheke und Brotkammer" gelten. Ein rühriges Treiben, von wachsenden Erfolgen gekrönt, herrschte in diesen obersächsischen Gebieten, und schneller als in manchen anderen Landschaften erholte man sich von den harten Leiden des Krieges. Nicht weniger stand unter den Rheinstädten namentlich Straßburg noch immer in hoher Blüte und behauptete seine alte Stellung auf der Rheinstraße und sein Monopol des oberrheinischen Handels, und für die niederrheinischen Gebiete nahm Köln eine ähnliche beherrschende Stellung ein. Aber alle diese rheinischen und oberdeutschen Städte waren doch fortan nur auf Zwischenhandel aus zweiter Hand beschränkt, da die Mündungen des Rheins, den Weg zur See die Holländer sperrten und noch dazu mit ihren „Dickbäuchen" den Fluß weit hinauf befuhren und dem deutschen Handel die drückendste Konkurrenz machten.

Eine wichtige Aufgabe war den kommenden Geschlechtern gestellt; es galt die deutsche Arbeit von neuem zu Brot und Ehre zu bringen und ihr den heimatlichen Boden wieder zu gewinnen. Aber je enger die Mittel und Ziele der Arbeit waren, umsomehr brei-

tete sich zunächst kleinlich beschränkter Sinn, zähes Festhalten an dem Hergebrachten, dumpfes Behagen am Niedrigen, harter Zunftzwang lähmend über diese Gebiete aus, und es gab in Deutschland als Ganzem kein Organ, dieser Verkümmerung zu wehren. Ausgespielt war damit das geschichtliche Drama, in dem das Bürgertum seit vier Jahrhunderten eine so glänzende Rolle übernommen hatte; seine Politik bestand fortan nur in Fügsamkeit und ohnmächtiger Protestation, jedes Selbstbewußtsein, jedes Gemeingefühl war unter der Trostlosigkeit der öffentlichen Zustände verloren; von wenigen Reichsstädten abgesehen, ließen sich die einst auf ihre Freiheit so eifersüchtigen Städte eins ihrer Rechte nach dem andern widerstandslos in fast sklavischer Unterwürfigkeit von der landesherrlichen Gewalt rauben; wie ihr Anteil am Kriege zuletzt fast nichts als Leiden, geduldiges Ertragen und willenlose Aufopferung der Reste früheren Wohlstandes gewesen war, so zerstörte die Not der Zeit nicht bloß die gemeinsamen Waffenübungen, in denen sich so lange die Wehrbarkeit des Bürgertums und das Recht des Selbstschutzes lebendig erhalten hatte, auch der größte Teil der altherkömmlichen Lustbarkeiten, bedeutsame Kundgebungen eines fröhlichen und kräftigen Volksgeistes, selbst die schönste Blüte der zu Ernst und Frohsinn verbundenen Gemeinschaft aller Stände, die Gesangvereine, waren vergangen, wie denn auch Logau sagt:

Die Alten konnten fröhlich singen
von tapfern, deutschen Helden-Dingen,
die ihre Väter ausgeübet.
Wo Gott noch uns ja Kinder gibet,
die werden unser Zeit Beginnen
beheulen, nicht besingen können.

Der Größe des Elends und der Verwüstung der Städte entsprach auch die tiefe sittliche Verderbnis eines großen Teils ihrer Bevölkerung. Gewaltsam in Sitte und Leben, verlogen und selbstsüchtig in Handel und Wandel, in jämmerlichem Formelwesen geistig gefesselt, dem Taumel des Leichtsinns, ausschweifendem Luxus und geziertem Geckentum nicht weniger als Schwelgerei und Völlerei ergeben, dem alten Erblaster des Trunkes nach Gewohnheit und dem Beispiel des Lagerlebens fröhnend, aller Schönheit bar und aller edleren Lebensgestaltung, so stellt sich das Bürgertum nach dem Kriege dar. So wenig die verödeten Ortschaften, welche die schwedischen und französischen Heerhaufen bei ihrem Abzuge hinter

sich ließen, jenen blühenden und volkreichen Handelsstädten entsprachen, in die sie einst den Fuß gesetzt, so wenig war in dem halbverwilderten, halb verweichlichten, der Fremdländerei verfallenen Geschlechte, dem die Sonne des Friedens endlich wieder aufging, dasjenige wieder zu erkennen, welches einst in den Kampf getreten.

Die Schicksale der kursächsischen Stadt Belzig.

In dem dänisch-niedersächsischen Kriege (1625—1629) wurde Kursachsen von Durchzügen und Einquartierungen unaufhörlich heimgesucht. Nachdem Waldstein am 25. April 1626 den Grafen Ernst von Mansfeld an der Brücke bei Dessau geschlagen und dieser sich mit dem Rest seines Heeres nach Brandenburg hatte werfen müssen, gingen die Truppenmärsche durch das Amt Belzig unausgesetzt hin und her, und Freund und Feind suchte sich durch Plünderung zu helfen. Namentlich zeichneten sich die Wallensteiner aus, die meist aus „Kroaten und Zigeunern" bestanden und in einzelnen Abteilungen umherzogen, um die Dorfschaften zu brandschatzen. Es war das Vorspiel des Verderbens, welches im Verlauf des Krieges über das Städtchen Belzig hereinbrach. Es kam die Zeit, wo Kursachsen und Kurbrandenburg ihren Frieden mit dem Kaiser geschlossen (1635) und ihre Glaubensgenossen verlassen hatten. Aber der Prager Vertrag brachte weder dem Reiche noch auch nur den Staaten Heil, die für sich selber wenigstens gut gesorgt zu haben glaubten. Für Kursachsen und Brandenburg begann nun erst die Zeit der furchtbarsten Leiden, beide Länder wurden mit einer gewissen raffinierten Brutalität gedrangsalt und ausgesogen, die Kaiserlichen behandelten sie trotz des Friedens wie Feindesland und die Schweden mit der rachsüchtigen Schadenfreude, mit der man Abtrünnige heimsucht.

Der fähigste Mann, den Schweden jetzt aufzuweisen hatte, war Banér, ein Kriegsmann durch und durch, gestählt und abgehärtet in allen Wettern, aber auch allen Lüsten und Ausschweifungen ergeben wie die Söldner unter seinem Befehle; ein wilder zügelloser Geselle wie sein Heer und seine Zeit, aber auch von der ganzen militärischen Tüchtigkeit eines Geschlechts, das den Frieden kaum mehr dem Namen nach kannte und in der rauhen Luft eines fürchterlichen Kampfes groß geworden war.

Der Krieg hatte inzwischen einen Charakter angenommen, vor dem manchmal auch einem Banér graute. Selbst er sagte einmal von seinen eignen Landsknechten, es wäre kein Wunder, wenn die Erde sich aufthäte und durch ein gerechtes Verhängnis solch ehrver-

gessene Frevler verschlänge. Er war es, der die Geißel des Krieges im Anfang des Jahres 1636 in das unglückliche Kursachsen trug.

An einem Montage, am 4. April 1636, zeigten sich zwischen zwei und drei Uhr nachmittags dreißig schwedische Reiter vor Belzig auf der Straße nach Magdeburg und verbreiteten Furcht und Entsetzen unter den Einwohnern. Man hörte, daß sie einen Edelmann, der sich vor ihnen hatte flüchten wollen, ausgeplündert und den Scharfrichter, der seine Frau nach Brandenburg über die Grenze schaffen wollte, erschossen hätten. Da sie vorgaben, sie bildeten nur den Vortrab eines größeren Heeres, versuchte man nicht erst die Thore zu schließen und ließ sie in der Hoffnung auf eine mildere Behandlung einziehen. Aber man hatte sich sehr getäuscht. Das Rathaus ward sofort gewaltsam erbrochen und die daneben liegenden Kramladen geplündert. Dann stürmten die Feinde in das Haus des Bürgermeisters und nahmen mit, was sie fanden. Alle Pferde, die sie antrafen, wurden aus den Ställen gezogen und weggeführt. Nachdem die Plünderung etwa zwei Stunden gedauert, ritten sie mit ihrer Beute davon.

Kaum waren sie aus der Stadt, so verordneten die Bürgermeister die Schließung der Thore und boten die Einwohnerschaft auf, dieselben in Eile zu verrammeln. Die Nacht verging ohne Störung. Aber am Dienstag den 5. April gegen Mittag erschienen wieder 30 bis 40 Reiter vor den verschlossenen Thoren und forderten für den General Wrangel Kontribution. Die Bürgermeister ließen der Sitte gemäß die Glocken läuten, um die Bürgerschaft auf den Markt zu rufen und ihre Meinung zu hören. Die Schweden, welche das Läuten unten vor den Wällen hörten, glaubten, die Bürger machten sich zur Verteidigung bereit, und da sie zu gering an Zahl waren, um den Einlaß zu erzwingen, riefen sie der Wache am Thore zu, sie würden ihre Dragoner holen, und jagten von dannen. Nach einer guten Stunde sah man von den Mauern in der Ferne einen dunklen Schwarm heranziehen; nach kurzer Zeit stand eine Schar von hundert Mann vor den Thoren und drohte mit Gewalt, wenn man dieselben nicht öffne. Der Sturm begann. Nach kurzem Kampfe drangen sie am Sandberger Thor ein. Dort erschossen sie einen Mann im Alter von einigen sechzig Jahren. Ohne sich bei der Plünderung der Häuser aufzuhalten, eilten sie durch die Straßen nach der Kirche U. L. Frauen, öffneten sie mit Gewalt und versuchten in die Sakristei zu gelangen. Da sie dieselbe jedoch mit einer eisernen Thür verwahrt fanden, brachen sie neben derselben eine Öffnung durch die starke Mauer, zertrümmer-

ten Schränke und Kasten, raubten die Kirchengeräte, plünderten den Gotteskasten, und dann ging es auf die nahe Oberpfarre, wohin die Bürger wegen ihrer versteckten Lage einen großen Teil ihrer Habe geflüchtet hatten. Die Ernte war ergibig; alles, was sie suchten, fanden sie dort in den Kellern aufgespeichert, dann drangen sie auch in die niederen Häuser ein, plünderten alle Schlupfwinkel durch und ritten gegen 3 Uhr mit ihrer Beute davon.

Eben waren diese Gäste abgezogen, als schon wieder durch ein anderes Thor vier Regimentsquartiermeister mit ihren Fourieren einritten, im ganzen etwa 80 Mann, um für ihre Regimenter Kontribution zu fordern. Anfangs zeigten sie sich nicht so roh, als ihre Vorgänger, versprachen vielmehr den geängstigten Einwohnern ihren Schutz, verschlossen die Kirche und die Oberpfarre und nahmen dann Quartier bei den Bürgern. Da sie aber hier kaum noch die dürftigsten Lebensmittel vorfanden, vermuteten sie, dieselben seien versteckt, und forderten mit Lärmen und Toben die Auslieferung derselben. Die Leute hatten keinen Bissen Brot und sollten doch beständig Nahrung schaffen. Der Hunger steigerte die Wut der Feinde. Zunächst erbrachen sie noch einmal die Kirche und die Oberpfarre, um nach Schätzen zu suchen. Das verschüchterte Volk, das sich dort versteckt hatte, ward jetzt hervorgeholt und aufs gräßlichste bedroht, Geld und Speisen herauszugeben. Ein Mann floh vor seinen Verfolgern die Treppe zum Turme hinauf; aber sie stiegen ihm nach und stürzten ihn aus der Fensteröffnung auf den Kirchhof, so daß er kurz darauf starb. Gegen Abend versammelten sich die Schweden wieder vor dem Pfarrhause, wohin sich besonders die Alten, Frauen und Kinder geflüchtet hatten. Frauen wurden unter den gräßlichsten Qualen zu Tode gemartert, Kinder mit den Köpfen gegen die Mauern geschleudert, daß das Blut umherspritzte. Andere nagelte man lebendig an die Thorwege und benutzte sie als Zielscheibe für die Pistolen. Die ganze Nacht hindurch ertönte das Wehgeschrei; erst am Morgen hatten die Feinde ihre Mordlust gesättigt und zogen von dannen.

Die aufgehende Frühlingssonne schien freundlich wie sonst in die Straßen von Belzig. Aber kein Fenster öffnete sich, den jungen Tag hereinzulassen, keine Thür knarrte; menschenleer und öde blieb es auf den Straßen und Gassen, denn alles, was noch unbeschädigt den 6. April erlebte, hatte sich in die Keller und auf die Böden verkrochen. Nur um die Kirche her zwischen Kreuzen und Gräbern und im Pfarrhaus konnte man einzelne Laute hören, die letzten Seufzer von Sterbenden.

Kaum war der Tag angebrochen, so vernahmen die Leute in ihren Verstecken schon wieder das Fluchen und Lärmen von einer neuen Schar von Feinden, die Haus auf Haus nach Raub durchsuchten. Zwei Bürger, die sie in ihren Schlupfwinkeln fanden, wurden erschossen. Einem Schmied wurden die Nägel mit der Zange abgekniffen, einen alten Mann hing man an den Beinen auf. Vielen schlug man Holzflöcke zwischen Nägel und Fleisch an den Händen und Füßen und kreuzigte sie zu Ehren der heiligen Passion. In dieser Weise ging es acht Tage fort; immer löste eine Abteilung die andere ab, und eine trieb es noch schrecklicher als die andere. Zog ein Trupp ab, so zündete er jedesmal einige Häuser in den Vorstädten an, um sich den Rücken gegen einen Überfall zu decken. Endlich in der Nacht vom Montag auf den Dienstag (11. bis 12. April) ward die Stadt selbst an verschiedenen Stellen zugleich in Brand gesetzt. In der Zeit von wenigen Stunden war die größere Hälfte derselben mit der Kirche U. L. Frauen, beiden Pfarrhäusern, der Schule und dem Rathaus ein Raub der Flammen geworden. Auch die Vorstadt vor dem Brandenburger Thor ward eingeäschert, zwei Hospitäler mit ihren Kapellen stürzten brennend zusammen.

Von nun an wurden die Überfälle seltener. Was sollten die Feinde auch in der halbverbrannten und ausgehungerten Stadt? Die armen Leute, welche geflohen und sich in den Wäldern verborgen hielten, ließen sich dadurch verleiten, zurückzukehren, um zu sehen, ob ihre Häuser noch ständen. Alles drängte sich in den Wohnungen zusammen, die noch übrig waren. Aber die Ruhe dauerte nur wenige Tage. Schon am 27. April ritten wieder zweihundert schwedische Reiter ein. Wo sie einen Menschen fanden, fielen sie über ihn her, metzelten ihn nieder oder marterten ihn auf die qualvollste Weise. Sie sägten Männern und Frauen die Kniescheiben ein, anderen füllte man den sogenannten Schwedentrank d. h. Mistjauche ein, bis sie eines elenden Todes starben. Selbst eine Greisin von 106 Jahren verschonten die Henker nicht; sie wurde erschossen.

Allmählich ging auch die Zerstörung an die übrigen Wohnstätten. Im Mai ward das Schloß Eisenhardt angezündet und verwüstet, und in kurzem erinnerten innerhalb der Ringmauern mit ihren Thortürmen nur noch einzelne Giebel unter rauchenden Trümmern und Schutthaufen an die Stadt, die hier gestanden. Bloß in den Vorstädten ragten noch wenige kleine Häuser aus der Asche hervor.

Als die Not am höchsten gestiegen war, hatten sich die beiden Bürgermeister, der Amtsschöffer Martin Arnold und der Superintendent M. Blume mit hundert anderen Leuten aus dem Bürgerstande und dem Adel vereinigt und waren nach dem auf einer Havelinsel gelegenen Städtchen Verden geflohen, in der Meinung dort sicher zu sein. Aber inzwischen war General Banér auch in das Brandenburgische eingerückt, um den Kurfürsten zu bedrängen. Am Morgen des zweiten Osterfeiertages (18. April) sah man etwa 200 schwedische Reiter über die Brücke nach Verden ziehen. Einige wohlmeinende Einwohner beeilten sich ihre Belziger Gäste zu wecken. Glücklich und unbemerkt kamen sie auch aus der Stadt und flohen auf achtzig Wagen, die ihnen von den freundlichen Bürgern geliefert waren, nach Trebbin. Auf dieser Fahrt starben manche der Alten und Kinder vor Anstrengung und Angst. In Trebbin trennten sie sich, um auf den umliegenden Dörfern hie und da ein Unterkommen zu suchen. Viele sahen sich und ihre Heimat in ihrem Leben nicht wieder.

Erst im Jahre 1637 wagten einige der geflüchteten Einwohner Belzigs zurückzukehren und sich in den übrig gebliebenen Häusern am Sandberg einzurichten. Langsam erhoben sich wieder einzelne Häuser in der wüsten Stadt; denn jeder mußte sich das Baumaterial selber herbeischaffen und nur zu oft die Arbeit vor drohenden Scharen wieder einstellen. Dazu kam die Pest, die sich auch nach Belzig verbreitete. Im Jahre 1637, wo nur 7 Kinder getauft wurden, starben von den Einwohnern 64 Personen; im folgenden, wo nur ein Kind geboren ward, wurden 20 Menschen hingerafft. Da bis 1641 nur der kleine Krieg mit einzelnen Streifzügen Sachsen heimsuchte, kehrten immer mehr Einwohner in ihre Ortschaften zurück. Doch Belzig erstand erst nach und nach aus seiner Asche. Von 1641 bis 1643 konnten erst neun Bürger wieder notdürftig ihre Geschäfte einrichten. Und noch einmal wurden sie aufgescheucht, als im Jahre 1646 eine schwedische Abteilung unter dem General Wittenberge den ihr gestatteten freien Durchzug zum Plündern benutzte.

Hauser: Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Leipzig und Heidelberg 1862. — Mühlmann: Wanderungen durch die Geschichte der Stadt Belzig. — Erdmannsdörffer: Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Berlin 1888.

27. Die ländliche Bevölkerung während des großen Krieges.

In der langen Friedenszeit des 16. Jahrhunderts hatte auch die Landwirtſchaft ſich von den Wunden, die der Bauernkrieg ihr geſchlagen, langſam wieder erholt. Wo der Bauer ſeine Freiheit behauptet und noch behauptete, war er wieder rüſtig bei der Arbeit und führte in ſeinem Dorfe im allgemeinen ein behagliches Daſein, wenn auch minder von geiſtigen Trieben berührt, als das des Städters. Im Norden insbeſondere hatte der Sachſe ſein Dorf vielfach mit allerlei Schutzwehren, Zäunen und Gräben umſchloſſen; ſein Haus war in Fachwerk mit Lehm gebaut, mit Stroh gedeckt, ohne Küche, Keller und Schornſtein, aber mit ſeiner großen Diele, ſeinem offenen Herde am Ende derſelben, ſeinen engen niedrigen Wohnräumen, worin er mit ſeiner Familie und ſeinem Geſinde an einem Tiſch aß und trank, für den Betrieb der Ackerwirtſchaft wohleingerichtet. Die Ställe an der Seite der Diele bargen wohlgenährte Rinder und ſtattliche Roſſe, auf dem Hofe flatterte das Federvieh. Geſchnitzte Truhen und Schränke füllten die Stube, Würſte und Schinken hingen an den Balken der Diele. Die Schafe lieferten Wolle für ſeine ſelbſtverfertigten Kleider, Schweine in Menge trieb er auf die Maſt in die Wälder. Meiſt kannte er nur die Dreifelderwirtſchaft; er baute Getreide aller Art, auch Waid und Saflor, Rübſen und Raps in einzelnen Gegenden und weit mehr als heute Hopfen zur Bierbereitung und ſelbſt ſauren Wein. Nach allen Nachrichten zu rechnen, war Deutſchland ein blühendes, wohlangebautes Land, da traf es der Krieg mit ſeinen Verwüſtungen, die den Lebensnerv der Urproduktion angriffen und dergeſtalt auf ihn einwirkten, daß er ſich ganze Menſchenalter nicht davon erholen konnte.

Im Anfang des Haders konnte der deutſche Landmann noch gemütlich einem Wanderkrämer, der durch ſein Dorf zog, mit offenem Munde zuhören, wie er von dem böhmiſchen Winterkönig erzählte und wie die „Seligmacher“ die abtrünnigen Ketzer in die Meſſe trieben;

er kaufte auch wohl dem Handelsmann ein paar volkstümliche Holz- und Kupferschnitte oder ein Lied vom „pragischen Hofkoch", „von des Pfalzgrafen Urlaub" u. a. ab. Bald aber sollte das, was er im Bilde geschaut und im Liede gesungen, ihm in die nächste Nähe gerückt, zur furchtbaren Wirklichkeit werden. Erst kamen ihm die roten Münzen zur Hand, die nach kurzer Zeit so wenig galten als Spielpfennige. Dann sah er mit Staunen einen Boten seines Landesherrn ins Dorf einreiten, mit der Weisung, Beiträge an Geld und Getreide für neu geworbene Truppen zur Stadt zu liefern. Erschreckt von den unheimlichen Vorzeichen, hatte er kaum seine teuerste Habe geborgen, wohin keines Spürers Hand noch Verstand zu reichen vermochte, als schon die Kriegsbanden sich an seine Gefilde, Hütte und Stallung heranwälzten. Trompeter mit Schnellbriefen, frisch angeworbene Kriegshaufen, verdächtiges Gesindel strich durch sein Dorf. Nachbar vereinigte sich mit dem Nachbar, Dorf verbündete sich mit Dorf, um die räuberischen Rotten von den Höfen zu jagen. Wohl gab man ihnen „Defensioner" zur Hand, aber dieselben erwiesen sich als ein eben so schlimmes Gesindel wie die, vor denen sie ihnen Schutz schaffen sollten. Der Bauer versah sich mit seinem Feuergewehr; er stellte Turm- und Feldwächter auf, die Bericht und Zeichen geben sollten von heranziehenden verdächtigen und feindlichen Rotten; nur bewaffnet ging er mehr aufs Feld, um seine Saaten, seine Weiden und sein Vieh zu besichtigen und im Notfall gegen räuberische Streifbanden zu schützen. Gegen größere feindliche Scharen war es indes völlig machtlos; ohne Widerrede mußte er Obdach und Nahrung gewähren, Keller und Kisten ihrem wütenden und erbarmungslosen Heischen und Schinden öffnen. Jede neu heranwogende Kriegsschar schien noch besser geschult in den Teufelskünsten des Krieges als ihre Vorgänger. Weib und Kind, Buben, Knechte und Vieh, alles ward verloren und verdorben, und in einsamer, halbverbrannter Hütte und Stallung unter wüsteliegenden Feldern stand der Bauer allein da, mit Not nur sein Leben fristend. Es war kein Wunder, daß manche den Tod vorzogen, andere in die Wälder flohen, noch andere sich dem Heuschreckenschwarm des Krieges anschlossen und zur Muskete griffen. Am Ende lagerten sich Hunger und Seuchen als letzte Werkzeuge elendester Vernichtung über die ausgesogene, gemarterte und gepeinigte Landbevölkerung.

Auch wo der Krieg nur kurze Zeit dauerte, wie in den Grenzprovinzen des Reichs, ward das platte Land stark mitgenommen. Ein englischer Oberst, der unter Christian IV. den Krieg in Holstein mitmachte, berichtet über die Folgen des Einfalls der Wallensteiner:

„Das Land Holstein war voll Segen und schwamm in Überfluß, die Adeligen lebten wie der hohe Adel in England, die bürgerlichen wie der niedere Adel, doch binnen sechs Monaten kam Verderben über das Land und aller Wohlstand war dahin.“ Aber wie sah es erst in den Landschaften aus, in dem der Krieg seit 1635 jahraus, jahrein gewütet hatte? Seitdem ergossen sich die räuberischen Banden wie wandernde Nomaden und Heuschrecken über die Länder, und die Gegenden, die sie durchzogen, wurden zur Wüste. Der Soldat fühlte sich als der eigentliche Herr des Landes, der Krieg erweckte in ihm einen Übermut, der in noch erhaltenen Liedern seinen dämonischen Ausdruck fand:

Sobald ein Soldat wird geboren,
sind ihm drei Bauern auserkoren:
der erste, der ihn ernährt,
der andre, der ihm ein schön Weib beschert,
der dritte, der für ihn zur Hölle fährt.

Seinem Zuge folgten die Freibeuter und Marodeure und ein unermeßlicher Troß von Weibern, Marketenderinnen, fahrenden Dirnen und Soldatenjungen; wo sie ihr Lager aufschlugen, das von halbwilden Buben und Hunden umschwärmt ward, verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden. Gegen Ende des Krieges berichtet ein bairischer General, daß sein etwa 40 000 Mann starkes Heer von einem Troß von 140 000 Personen begleitet sei; er fragt, wovon derselbe leben solle, wenn er nicht Beutezüge mache, zumal da es in der ganzen Umgegend keinen Ort gebe, wo der Soldat ein Stück Brot kaufen könne.

Am 6. September 1634 war die schwedische Armee bei Nördlingen völlig geschlagen, und in unaufhaltsamer Flucht eilten die Trümmer derselben jetzt dem Rheine zu. Die Auflösung aller Ordnung, die Mißhandlung an Person und Eigentum, die Verwüstung des kaum aus früherer Verheerung angebauten Landes überstieg alle Begriffe. Die Reiter Horns und Bernhards von Weimar hinterließen die greulichsten Spuren; an der Bergstraße allein hausten die zuchtlosen Reste von 17 Regimentern und gaben, wie ein Zeitgenosse sagt, der Pfalz die letzte Ölung. Man mordete aus Genuß und zum Zeitvertreib, man suchte alle Arten schrecklicher und bis jetzt unerhörter Marter hervor, um das arme Volk zu quälen. Selbst der Pfalzgraf und seine Räte konnten sich nicht eine halbe Meile von Heidelberg ohne Bedeckung entfernen, wenn sie vor den Mißhandlungen ihrer Beschützer sicher sein wollten. „Das Land ist völlig

ruiniert, alle Lebensmittel sind aufgezehrt; die Unterthanen trostlos und in Verzweiflung, das Land gleicht einer arabischen Wüste. Alle Liebe der Unterthanen gegen ihre Fürsten, aller Gehorsam ist dahin, weil sie sehen, daß man sie vor Mord, Peinigung und barbarischer Gewaltthat nicht schützen kann. Wir selbst hören nichts als täglich Jammern und Wehklagen; die armen Leuten rufen unsere Hilfe bei Gott und allen Heiligen an, aber wir können nichts als mit Thränen und Seufzen ihnen Trost zusprechen." Unglaublich erscheint es, wenn berichtet wird, daß in der Pfalz im Jahre 1636 nur mehr 200 Bauern vorhanden gewesen seien. In Schwaben lagen neben 8 Städten 45 Dörfer mit 65 Kirchen in Asche, 40 195 Morgen Rebenland, 248 613 Morgen Acker und Gärten, 24 503 Morgen Wiesen unbebaut. Wohin man nach den Zügen Johann von Werths sich im Lande umsah, war beinahe alles vernichtet: die Wohnhäuser verbrannt, die Brunnen verschüttet, selbst die Kirchen ihres Schmucks, ihrer Kanzeln und Altäre beraubt oder auch gänzlich zerstört, das Haus- und Feldgerät sowie die Vorräte an Wein und Früchten verderbt, das Vieh hinweggeführt, Reben und Obstbäume umgehauen. Die Einwohner selbst wurden aufs unmenschliche behandelt, man hieb einigen die Glieder ab, stach andern die Augen aus, goß ihnen siedendes Blei in die Nasen, in Mund und Ohren, gab ihnen den schwedischen Trank, manche wurden an die Schweife der Pferde gebunden oder zur Zielscheibe der Schützen gemacht, Kinder gespießt und gebraten, vornehmlich aber erfuhr das weibliche Geschlecht ohne Unterschied des Standes und Alters die Mißhandlungen dieser Unmenschen. Da entfloh, was noch fliehen konnte; die meisten gingen in die Schweiz, wo man sie gastfreundlich aufnahm. Viele verbargen sich in Wäldern, Höhlen und Klüften, und man traf im ganzen Lande fast nichts als leere, halb oder ganz verbrannte Ortschaften. Wer geblieben, fiel der schrecklichsten Hungersnot anheim; Arme schlugen sich um das Aas des gefallenen Viehes, selbst Wohlhabende aßen Brot aus Eicheln und Baumrinde.

Der ganze Januar und Februar 1635 war auch eine Schreckenszeit für die nassauischen Gebiete. Aus Mainz gingen starke Parteien über den gefrorenen Rhein, um aus den umliegenden Ortschaften Fenster, Thüren, Öfen, Heu und Stroh herbeizuschaffen; fast täglich kamen 40 bis 50 Wagen über den Fluß, um alle Dörfer und Höfe auszuleeren. Als am 25. Januar 1635 in dem Dorfe Breithardt die Leute eben in die Kirche gehen wollten, kam ein schwedischer Oberst mit Dragonern vor dem Schlage des Ortes an

und forderte Brot für die Soldaten und Futter für die Pferde. Schultheiß und Gericht baten inständigst, nichts Feindseliges gegen sie zu unternehmen und erklärten sich zu allem bereit. Mittlerweile hatten die jungen Leute ein Zeichen mit den Glocken gegeben, um den benachbarten Ortschaften die drohende Gefahr, worin sie schwebten, anzuzeigen. Zugleich traten sie unter das Gewehr, um sich gegen einen möglichen Angriff zu schützen. Kaum hatte der Oberst dies bemerkt, als er mit lauter Stimme seinen Soldaten zuschrie: „Schießt drauf! Gebt Feuer auf die Bauern!“ Sogleich stürzten mehrere tot zur Erde nieder und andere krümmten sich in Blut. Einer, der mit einem Laib Brot herbei eilte, um die Aufgeregten zu besänftigen, wurde sogleich tot nieder gestreckt, die Ortschaft ganz ausgeplündert; 12 schöne Pferde und 120 Stück Schafe trieben die Soldaten aus den Ställen.

Durch die Grausamkeit des Kriegs war auch die Mark ganz verwüstet und zu einer Einöde geworden. Man konnte meilenweit reisen, ohne einen Menschen oder ein Stück Vieh anzutreffen. Die Felder waren unbebaut, die Menschen zur Verzweiflung gebracht und geflüchtet, selbst in Festungen die Flüchtlinge sowie die Besatzungen und Einwohner in Gefahr zu verhungern; im Ruppinschen fanden sich nur noch vier Dörfer einigermaßen geschont und unzerstört. Demgemäß schrieb denn auch Banér an den Rat der Stadt Erfurt (25. April 1638), „daß der Feind wegen Hungers, Sterbens und Weglaufens seiner Soldaten ihn hätte ganz in Ruhe lassen müssen; er hätte ihn auch schon verfolgt, wenn nicht alle Länder vom äußersten Pommern an bis an die Elbe so devastiert und verwüstet wären, daß darin weder Hund noch Katze, geschweige denn Menschen und Pferde sich aufhalten könnten. In solchem Lande, die der Feind Hungers und Jammers wegen hätte verlassen müssen, eine zahlreiche Armee einen so weiten Weg bis nach Thüringen und Erfurt durchzuführen, hätten die Kriegsräson durchaus nicht zulassen wollen; ein so unbesonnener Marsch hätte ihm so viel als eine verlorene Hauptschlacht schaden können.“

Als das kaiserlich-baierische Heer gegen Schluß des Krieges auf den Feldern von Dehrn stand und sich zu einem Kriegslager einrichtete, verschwanden die Dörfer der Grafschaft Hadamar wie durch Zauber vom Erdboden. Die Gebäude wurden abgebrochen und ins Lager gefahren, um daraus Hütten zu bauen oder das Holz zu verbrennen; alles, was an Vieh vorhanden war, fiel den Soldaten zum Opfer; 532 Stück Rindvieh, 308 Schweine, 3239 Malter Früchte und 341 Fuder Heu wurden entführt; dem Grafen kam die Botschaft, er werde sein leeres und in Grund verderbtes Land in einem

erbärmlichen Zustande finden; es sei nicht zu glauben, wo man es nicht mit eignen Augen sehe. Selbst die Feinde waren oft erstaunt über die verheerenden Wirkungen des Krieges. Als ein französischer General durch die Herrschaft Idstein zog, die niedergebrannten Dorfschaften, wüste liegende Felder, halb einstürzende Häuser, menschenleere Flecken sah, auf deren verödeten Brandstätten sich Füchse und Hasen umhertrieben, äußerte er sich darüber gegen den Landgrafen Ernst von Hessen: „Eure Gnaden sollten sich doch den großen Landesruin ansehen, den diese Herrschaft erlitten hat; ob man mir wohl viel davon gesagt, habe ich es doch nicht geglaubt, daß dieses Land so verderbt sein konnte, wenn ich es nicht mit eignen Augen gesehen.“ Nicht weniger wunderte sich ein anderer, als er einmal von Dresden in die Landschaft hinaus schaute und kein Haus, keinen Hof, keinen Menschen, kein Vieh, überall weit ausgebreitet freies ödes Feld erblickte. Im Jahre 1647 gab der welfische Gesandte zu Osnabrück die Erklärung ab, daß in den braunschweig-lüneburgischen Landen über 100 Städte, Flecken und Dörfer niedergebrannt seien, an deren Aufbau man zur Zeit nicht habe denken können. In der Grafschaft Ruppin (32 □ Meilen) standen beim Friedensschluß nur noch 4 Dörfer, und die Grafschaft Henneberg, die einst 177 reiche Ortschaften gezählt, hatte 70 Prozent der Familien und 60 % der Wohnungen verloren. Armselige Hütten, die notdürftig aus den Trümmern zusammengeschlagen waren, bargen die Überlebenden. Im Amte Belzig stand nach Berichten der Chronisten fast nichts mehr; das Dorf Kuhlowitz lag fast zehn Jahre unbebaut, Prebitz hatte nur noch 4 Bewohner, Linthe war völlig niedergebrannt; in Niederwerbing blieben nur 5 Hauswirte übrig; in Mörz fand sich 1648 auf den Trümmern des Dorfes ein einziger Mann ein, um sein Haus wieder aufzurichten; in Dahnsdorf, das vor dem Kriege 34 Einwohner gezählt, fristeten 4 Unterthanen und eine Witwe kümmerlich ihr leben; die Dörfer Büssow, Buchholz, Grube, Bergholz und andere konnten erst nach zehn Jahren wieder bebaut werden. Ebenso waren in Nassau manche Dörfer auf ein oder zwei Familien gesunken. Ein Pfarrer, der zu Anfang des Krieges von seiner zahlreichen Gemeinde ein Gehalt von 300 Gulden bezogen, fand bei seiner Rückkehr nur eine Witwe und ein Mädchen an der alten Stätte lebend, die ihm für das ganze Jahr kaum einen Heller zu spenden vermochten; er meinte aber noch glücklich zu sein, da andere seiner Genossen beim Wiederschall des Friedensrufes keine Spur lebendigen Odems in ihren Gemeinden angetroffen hätten. Manche Häuser hatten so lange unbewohnt gestanden, daß Kirschbäume vom

Feuerherde aus durch den Schornstein hindurch gewachsen waren und Äste und Zweige über dem Dache gewonnen hatten. Es war für manche Landschaften Wahrheit, was ein patriotischer Mann jener Zeit klagt: „Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden sind. In allen Dörfern sind die Häuser voller toten Leichname und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe, Ochsen neben- und untereinander von der Pest und dem Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen, weil niemand da gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat."

In der That nicht bloß in den Städten, auch auf dem Lande hatten noch mehr als das Schwert des beuteluſtigen und ohne Sold sich ernährenden Soldaten Hunger und Seuchen zur Verödung beigetragen. Keine Ernte, so reich sie auch sein mochte, kam dem Landmann zu gute. Die Soldaten, die selber oft dem Verhungern nahe waren, hatten Posten aufgepflanzt, um jeden niederzuschießen, der auch nur gewagt hätte, sich auf seinem eignen Acker blicken zu lassen, um eine Handvoll Getreide abzuschneiden. „Die Soldaten, so wird berichtet, sind in alle Orten rottenweise eingefallen, haben allein die Ähren obenher abgeschnitten, ganze Karren und Säcke voll weggeführt. Andere haben die Ähren gleich mitten auf dem Acker ausgedroschen und zehnmal mehr verderbt, als ihnen zu Nutzen kam, welches die armen Leute in solche Armut, Angst und Not gebracht, daß sie vor großem Hunger und Kummer erkranket, die abscheuliche Pest und andere Angelegenheiten bekommen, daß viele Tausende sind davon umgekommen. Der grausame und unerhörte Hunger nahm mit den Jahren mehr und mehr zu, sonderlich in dem Jahre 1647, da er in der Pfalz und um Worms so erschrecklich hart war, daß der Jammer mit keiner Feder kann beschrieben werden. Dieses Elend aber vermehrte sich noch mehr durch die einquartierten Soldaten, als welche unter dem Vorwande rückständiger Schatzungen dem armen Mann alle Lebensmittel, sonderlich die überbliebenen Früchte des Weinstocks ohne Gnade wegnahmen, und mußten die armen Leute, die nicht vor schwarzem Hunger ihren matten Geist aufgeben wollten, sich von Gras, Kraut, Wurzeln, dürren und grünen Baumblättern, ohne Brot, Salz und Schmalz ernähren, und dies war noch ziemlich erträglich. Viele waren froh, wenn sie nur Ochsen-, Kühe-, Pferde-, Schaf- und andere Häute bekamen und verzehren konnten;

ja der grausame Hunger trieb sie noch zu anderen Dingen, wovor auch die menschliche Natur nur Ekel und Abscheu zu haben pflegt, daß sie nämlich Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, Frösche und andere Tiere, den bittern Hunger damit zu stillen, gegessen. Auch scheute man diejenigen Tiere nicht, die schon etliche Wochen lang in den Wegen, in den Pfützen und Wassern gelegen und einen entsetzlichen Gestank von sich gaben, und hatte man sich also über die Menge Mäuse und Frösche nicht zu beschweren, weil sie der arme Mann allerorten fleißig aufsuchte und verzehrte, weshalb jener vornehme Mann damals sehr wohl gesprochen: „die Frösche wären in Ägypten eine Plage gewesen, nun aber würden sie ein Geschenk Gottes sein, wenn man eine große Menge haben könnte, und würden unsere Landleute gern der vom Himmel zur Speise geschickten Wachteln entbehren, wenn sie nur der Frösche stets genießen könnten." Um das Pferdefleisch haben sie einander auf den Tod geschlagen und gar ermordet. Die verhungerten Leute schlugen gar einander tot und verzehrten die Ertöteten hernach, erstiegen Galgen und Rad und nahmen die Toten zur Speise weg. Unweit Worms hat man eine Anzahl Bettler gefunden, welche die vorübergehenden Menschen grimmig angefallen, erwürgt und bei einem Feuer unter freiem Himmel gekocht und grimmig gefressen, wie in den Häfen noch übrige Hände, Arme und Füße ein unfehlbares Zeichen davon ausliefern konnten." Man mußte zuletzt die Kirchhöfe mit Soldaten umstellen, wo hungernde Menschen begierig nach den halbvermoderten Körpern ihrer Mitbürger schmachteten. Kein Gesetz galt mehr; rücksichtslos überließ man sich jeder angepflogenen Neigung, nährte sich von Plündern, Rauben und Morden.

Den furchtbaren Menschenverlusten entsprach die Verödung des Landes. Wenn es auch nur annähernd auf Wahrheit beruht, was eine Liste der „abgebrannten Städte, Schlösser und Dörfer" in Zahlen aufführt, daß im ganzen Reiche von den Schweden neben 1976 Schlössern und 1629 Städten 18310 Dörfer zerstört seien, so begreift es sich, daß ein großer Teil des früher angebauten Landes vollständig wüste liegen mußte. Es war, als wenn in manchen Gegenden die elementaren Gewalten wieder zur Herrschaft gelangen sollten, seitdem des Menschen Hand erlahmte. Über den Acker setzte sich Gestrüpp, über weite Flächen sprießten Holzungen auf; wilde Tiere, die man seit Menschengedenken nicht mehr gesehen, zeigten sich, von Osten her hereinströmend, in Massen in den verlassenen Einöden. Wölfe zogen selbst in Landschaften, die weniger vom Krieg heimgesucht waren, aus den Schlupfwinkeln hervor und durchwühlten die

Brandstätten nach Leichnamen. In Sachsen hatten sie sich zuletzt so vermehrt, daß sie truppweise zu 15 bis 20 Stück in die Dörfer und die kleinen Städte einbrachen, ja im Fichtel- und Erzgebirge tauchten selbst Bären wieder auf.

In dem Wittenberger Kreise zählte man auf 74 □ Meilen nicht weniger als 343 öde Marken, in den 14 Dörfern des Amtes Westerhof im Grubenhagenschen 287 wüste Stellen, im Hannoverschen um 1651 in 19 Dörfern 287 neben 279 bewohnten, in Duderode 52 neben 21. In einem baierischen Dorfe blieben von 140 Pferden nur 3, von 400 Stück Hornvieh nur 4 übrig, Schafe, Schweine, Geflügel waren gänzlich verschwunden, kein Wagen, kein Pflug im ganzen Dorfe. Im Dorfe Mundingen im Breisgau gab es:

	1624.		1653.
Bürger	72	jetzt	7
waren Reben im Bau	70 Joch	jetzt	7
Acker im Bau . .	700 „	jetzt	160
Matten im Bau .	166 „	jetzt	66
standen Häuser . .	85	jetzt	30
standen Scheunen .	43	jetzt	29.

In siebzehn Dörfern im Hennebergischen fanden sich:

	1634	1649
Rinder	1402	244
Pferde	485	73
Schafe	4616	—
Ziegen	158	26.

Man kann zugeben, daß ein großer Teil der uns überlieferten Angaben über Verheerung und Verwüstung des Landes sich nicht auf ihre Richtigkeit prüfen läßt und die Schilderungen von Blut und Brand, von Trübsal und Hunger unter der Feder der theologischen Berichterstatter immer schauerlicher werden und die Wirklichkeit übertreffen, man kann z. B. jenem bekannten Volksliede:

Die Schweden sind kommen
mit Pfeifen und Trommen,
hant alles mit g'nommen,
hant d' Fenster ausg'schlagen,
hant's Blei davon g'nommen
hant Kugeln daraus gossen
und d' Bauern erschossen,

den Bericht eines thüringischen Geistlichen aus dem Jahre 1645 gegenüberstellen: „Der schwedische Oberstleutenant war ein gottselig

Mann und war Beten und Lesen seine tägliche Arbeit, wenn er Kriegsgeschäfte halber Ruhe hatte. Er ließ auch hier nicht zu, daß einem Bauern eine handvoll Früchte verderbet würde, denn Gott gab mir Gnade für ihn, daß er alles that, was ich von ihm bat", immer aber bleibt genug übrig, um ein übermächtiges Maß allgemein nationalen Unglücks und Verfalls vor Augen zu führen.

Wo so alles und jedes dahin war, woher sollten die Mittel zur Wiederherstellung kommen? Es fehlte nicht bloß an Bewohnern, es fehlte an Händen landschaftlicher Arbeiter, an Vieh, an Samengetreide, an Werkzeugen, an Ställen, Scheunen, Wohnungen, selbst oft an Holz, um dieselben wieder zu errichten, kurz an allem. Und ferner: Wie gering mußte der Ertrag von Feldern sein, die erst wieder urbar zu machen waren? Wo gab es noch Abnehmer der ländlichen Erzeugnisse, nachdem die Städte mit ihren der Landwirtschaft bedürfenden Manufakturen in Trümmern lagen und damit der innige Verkehr, der zwischen Stadt und Land bestanden hatte, unterbrochen, jener Kleinhandel, an dem selbst der ärmste Bürger und der kleinste Bauer sich beteiligt, gewaltsam vernichtet war? Wie mußten auch trotz des geringen Ertrages die Kornpreise sinken, seitdem durch die starke Silbereinfuhr aus Amerika der Wert des Geldes sich bedeutend gemindert hatte!

Für den Bauern waren unter diesen Umständen die Friedensfeste, die 1650 überall in den Prunksälen der friedeschließenden Generale und Gesandten nicht weniger als auf den in Trümmern liegenden Dörfern angeordnet wurden, ein erbärmlicher Trost. Gelehrte Pfarrer, die zu ihren verlassenen Gemeinden heimgekehrt waren, veranstalteten musikalische Aufführungen von Chorälen auf den Kirchtürmen und ordneten allegorische Aufzüge auf den Dorfkirchhöfen an; Frauen und Männer, festlich gekleidet, die „Gerechtigkeit" in einem schönen weißen Hemde begrüßte und umarmte den „Frieden", der in grüne Seide gehüllt war, und „Mars", als Soldat in Wehr und Waffen, ward mit Schmach entwaffnet, gebunden und fortgetrieben — aber das alles blieben Schaustellungen, deren eitler Schein die unheure Trübsal nicht decken konnte. Wie laut auch die Rufe des „friedejauchzenden Volkes" erklangen, ein Friedensschluß nach dreißigjährigem Weltwirren vermochte nicht mit einemmale die ganze Wirrsal zu glätten, den Frieden im Herzen wieder herzustellen. Von dem schwedischen General Gustav Wrangel wird erzählt, er habe auf die Kunde von dem Frieden seinen Hut auf die Erde geschleudert und mit Füßen getreten; nirgends in den Hauptquartieren und in den Feldlagern der bunt zusammengewürfelten Massen, die noch jetzt

mit den Waffen in der Hand weithin über den Boden des Reiches zerstreut dastanden, ward die allgemeine Freude geteilt; es kam hie und da selbst zu wilder Gärung unter den Truppen, die eine Geldentschädigung verlangten. Und wie stand es in den bürgerlichen Kreisen? Als an jenem festlichen Sonntag in Osnabrück von den Treppen des Rathauses herab der Stadtsyndikus der versammelten Bürgerschaft die frohe Botschaft verkündete, da traten, so wird berichtet, vielen die Thränen in die Augen; aber es war nicht Freude, sondern bange Sorge für die Zukunft, welche sie weinen ließ; sie fürchteten den harten Bischof, der ihnen nun wiederkehren sollte. Und diese Stimmung des ersten Tages am Orte des Friedenskongresses bemächtigte sich dann immer weiterer Kreise; der völlig Befriedigten gab es doch nur wenige unter denen, welche die Gegenwart zu überblicken und in die Zukunft zu schauen vermochten. In vielen Schriften jener Zeiten tritt uns daher auch eine tiefe Schwermut, eine fromme Sehnsucht nach dem Tode, eine düstere, an der Gegenwart verzweifelnde Stimmung entgegen. In der That glaubten manche die Stunde gekommen, wo das deutsche Volk aus der Reihe der selbständigen Nationen verschwinden werde und die deutsche Geschichte sich schließe. Aber trotzdem bewährte sich wieder die große Nationaltugend der Deutschen, sich aus dem tiefsten Verfall durch angestrengte Arbeit und heißes Bemühen mit neuer Kraft und Stärke zu erheben. Und nicht am wenigsten ist es der Bauer gewesen, der dies im Laufe der folgenden Jahrhunderte bewiesen hat.

Die alte Seßhaftigkeit des Landmanns war im Sturme der alles durcheinander rüttelnden Zeit verschwunden. Wohl hatten sich massenhaft die Bewohner des flachen Landes und der offenen Flecken in die befestigten Städte geflüchtet, um entweder dort zu bleiben oder bei wiederkehrender Sicherheit die alten Sitze wieder aufzusuchen; heißt es doch in einem Berichte von dem Herzogtum Berg aus dem Jahre 1646: „die Leute dieses Landes sind des Krieges dermaßen gewohnt, daß sie denselben weniger als nichts achten, ihre Äcker sind besät, das Getreide haben sie ausgedroschen und weggeflüchtet!“ Tausende mögen sich auch in Waldungen und Gebirgen bis auf bessere Zeiten verborgen gehalten und eine Art Hin- und Herwandern zwischen Stadt und Land, Gebirge und Ebene in einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholt haben: viele aber waren im Gefolge der Heere zu Marodeuren geworden. Zur Arbeit zurückzukehren in alter Weise, dazu fehlte den in kümmerlicher Gedrücktheit lebenden Alten der Mut, auch wenn sie Lohn verheißen hätte, der ohne geordnete Erziehung, ohne Schule, ohne den Trost der Religion, ohne die An-

schauung eines geregelten Lebens und einer gesicherten friedlichen Thätigkeit, im täglichen Anblick der Zügellosigkeiten und Greuel eines ununterbrochenen Kriegszustandes aufgewachsenen Jugend die Gewöhnung. Viele trugen daher lieber als Bettler ihren Spruch in die Ferne; andern behagte nur wegelagerndes Leben; sie mischten sich unter die Scharen des entlassenen Kriegsvolks, das raubend und plündernd, mit Zigeunern, Strolchen und Gaunern gemischt, durch die Lande zog und scharenweise vor den Thoren der Städte, an deren Bewohnern sie oder ihre Genossen einst Plünderung und Schändung verübt hatten, an Galgen gereiht oder mit zerschmetterten Gliedern zum langsamen Verschmachten auf Räder gelegt wurde. Das waren die Elemente, die erst nach mehreren Menschenaltern wieder durch die erstarkende Polizeigewalt der Staaten zur Seßhaftigkeit gezwungen werden konnten.

Wohl sind die so furchtbar gequälten evangelischen Geistlichen zu rühmen, die immer von neuem die Zersprengten um die zerstörten und zerfallenen Kirchen sammelten, auch haben die kirchlichen Oberbehörden alles daran gesetzt, die Sprengel und Kirchspiele in ihrem alten Bestande zu erhalten oder wiederherzustellen, die Landesherren im Interesse ihrer Finanzen alles gethan, die verödeten Landschaften wieder zu bevölkern, die Ausgewanderten in die Heimat zurückzurufen und durch besondere Vergünstigungen Fremde aus den Grenzländern heranzuziehen; aber trotzdem konnte es nur langsam vorwärts gehen. Wo natürlicher Reichtum des Bodens, günstiges Klima und die Aussicht auf bald lohnenden Arbeitsertrag zur Wiederaufnahme des Ackerbaus ermutigten, wie in den rheinischen Landen, in der Pfalz oder in Schwaben, da erstanden bald die Dörfer von neuem, und der Pflug ging wieder über die lange verwilderten Felder; wo aber die Natur spröder und das Leben härter war, da bedurfte es, wie in den meisten norddeutschen Landschaften, im besten Falle langer Jahre und nachdrücklich fortgesetzter Bemühung der Regierungen, um der Ackerscholle wieder zu ihrem Arbeiter zu verhelfen. Überdies hatten, nach allem zu rechnen, die evangelischen Lande die Leiden des Krieges in weit höherem Grade getroffen, als die katholischen.

Vor allem lagen in all den Gegenden, wo der Krieg die Viehherden vernichtet, die Wiesen vernachlässigt da, weil man für den geringen und sehr allmählich und sparsam anwachsenden Viehstand des Futters genug hatte. Auch bezüglich des Weinbaus, der vor dem Kriege in Übermaß auf unfruchtbarem Boden betrieben war, sowie der eigentlichen Ackerwirtschaft beschränkte man sich auf den Anbau der nächstliegenden und ergibigsten Grundstücke, ließ die an-

deren als Außenfelder zur Weide liegen und steuerte nur selten der immer mehr einreißenden Verwilderung, da alle Mittel zu einer größeren Wirtschaft fehlten. Wo gar die nicht mehr geregelten Wasserläufe ihr wildes Wesen getrieben, in den Niederungen der Oder, Havel, Spree u. a. durch wiederholte Überschwemmungen weite Ackergebiete in sumpfige Wüstungen umgewandelt, in den Gebirgslandschaften die ungezähmten Waldbäche in jedem Frühjahr von neuem alle Ansätze neuer Kultur hinweggeschwemmt hatten, bedurfte es jahrzehntelanger Arbeit, um auf den früheren Stand zu kommen. Noch vierzig Jahre später, nimmt man an, hatte der deutsche Norden nicht ein Drittel des früheren Ackerbodens wiedergewonnen; selbst in Baiern lag im Anfang des 18. Jahrhunderts in den fruchtbarsten Teilen des Landes ein Viertel der Felder wüste.

Die Arbeit mußte unternommen werden von Menschen, die, unter dem verwilderten Treiben des Krieges herangewachsen, den Segen steter und erfolgreicher Arbeit noch nie gesehen, die in manchen Gegenden keinen Pflug, keine Egge mehr kannten und noch weniger verstanden sie zu führen, die nichts mehr wußten von der Folge der Saaten, nichts von der Zeit des Düngens, des Einbringens der Saat, nichts von der verschiedenen Bodenbeschaffenheit des Ackers und alle Überlieferungen aus der Großväter Zeit verloren hatten. Und wenn sie selbst Hand anlegten ohne genügende Pferde und Rindvieh, die das Kriegsvolk am gründlichsten hinweggeschleppt, so war der Ertrag gering, den sie aus ihren Erzeugnissen gewannen, da überall nach dem Frieden der Mittelpreis des Getreides in ganz außerordentlicher Weise fiel. Der Scheffel Weizen, der 1627 noch 27 Groschen gekostet, erreichte am Schluß des Krieges kaum 10; hatte in Schwaben der Mittelpreis eines Scheffels entkernten Speltes in den Jahren 1606—1619 auf $6^1/_3$ Gulden, der höchste auf 12, der niedrigste auf 5 Gulden gestanden, so berechnete er sich 1650 nur auf 5, der höchste auf 6, der tiefste auf $1^1/_2$ Gulden. Während in Sachsen der Mittelpreis des Weizens 26 bis 27 Groschen betragen hatte, sank er in den ersten 12 Jahren nach dem Kriege auf $12^2/_3$ Groschen herab, und in gleichem Maße fiel der Roggen, der früher 18 bis 22 Groschen gekostet, auf 10. Ähnlich stand es auch mit den Preisen anderer landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Den Schock Ballen Waid, der vorhin sich auf $^1/_2$ Thaler gestellt, mußte der Thüringer jetzt für 20, ja für 17 Pfennige hergeben; war es ein Wunder, daß der Waidbau, der früher in mehr als 300 Dörfern auf je 30 bis 40 Äckern bestellt war, jetzt nur mehr in 30 Dörfern mit kaum 675 Äckern betrieben ward, daß der Hopfenbau, der im Bambergi-

schen eine hohe Blüte erlangt hatte, gänzlich in Vergessenheit geriet? Eine natürliche Folge der Preisverminderung der Erzeugnisse war eine bedeutende Entwertung des Grundes und Bodens. Ein Gut in Baiern, das früher 2000 Gulden gekostet, ward für 80 hingegeben; während im Altenburgischen Güter, deren Besitzer gestorben und verdorben, ohne weiteren Kaufpreis demjenigen zugeschlagen wurden, der sich verpflichtete die rückständigen Steuern zu entrichten, mußten anderswo die Besitzer geradezu mit Gewalt von den Behörden auf die Höfe gesetzt werden, deren Ertrag nicht genügte, um eine Familie zu ernähren.

Nicht minder wurde der Gewinn aller ländlichen Arbeit durch die außerordentliche Höhe der Löhne aufs empfindlichste geschmälert. Überall begegnet nach dem Kriege die Klage der grundbesitzenden Klassen, daß die ganz Besitzlosen, Knechte und Mägde, besser daran seien als die besitzenden Bauern. Während diese sich mit Zinsen und Steuern aufs schwerste belastet sahen, hatten jene den Vorteil, von ihrem Verdienst durchgängig keine Steuern zu entrichten. „In unserem gemeinen Elend und Trauern", sagt in einer Flugschrift aus dem Jahre 1653 ein schwarzwälder Bauer, „hat allein noch das Gesinde Freude und Mut; wir müssen sie lassen Meister sein, müssen ihnen fast den Seckel zu dem Gelde geben, ihnen voll auftragen und selber Mangel leiden;" er fordert, das so günstig gestellte Gesinde zu einer Steuer heranzuziehen; aber der Bürger, mit dem er sich unterredet, macht ihn auf die Gefahr einer solchen Maßregel aufmerksam: „vor kurzem erst wollten in einer Stadt die Behörden in größerer Not nur eine gar geringe Anlage auf Knechte und Mägde schlagen, aber alsbald hätten diese sich dagegen aufgelehnt und gedroht miteinander auszutreten und anderer Orten Dienste zu suchen."

Zu allem kam noch, daß der Bauer in manchen Landen selbst nicht den geringen Gewinn aus seinem Felde sein eigen nennen konnte. Steuern und Abgaben, die der Landesherr auflegte, waren noch zu ertragen, wie schwer sie auch drückten, wo aber der arg verschuldete Gutsherr seine Gewalt dem Bauern gegenüber rücksichtslos ausnutzte, die Not seines Hintersassen mißbrauchte, um die gemessenen Fronen in ungemessene zu verwandeln, konnte dieser bald weder seinen Besitz, noch seinen Erwerb, ja nicht einmal seine Arbeitskraft als sein Eigentum betrachten. Murrend sah er sich nach der Zuchtlosigkeit des Krieges nur noch ein härteres Joch aufgelegt. Wohl mußte man die zu Kriegern gewordenen Leute beschwichtigen, diejenigen, die unter Waffen und nicht im Troß gedient, von der

Knechtschaft befreien, die früher auf ihnen geruht; hie und da aber ward wie in Pommern schon ein Jahr vor dem Kriege die alte Hörigkeit wieder hergestellt. Heftig widersetzten sie sich den Maßregeln, die man ergriff, sie aus dem selbst gewählten Aufenthaltsorte mit Gewalt zu dem ursprünglichen Gutsherrn zurückzubringen; aber man wußte sie bald zu bändigen und zu zwingen, die ganze Last alter Dienste von neuem auf ihren Rücken zu nehmen. Es kehrten wieder die Zehnten an Staat, Gutsherrn und Pfarrer, die Frondienste, die Abgaben des Besthauptes in Geld bei Besitzveränderungen durch Tod oder Verkauf, Leistungen bei Heiraten in der gutsherrlichen Familie, es erneuerten sich die Zinshühner und Eier, der scheußliche Druck durch das Verbot aller Angriffe auf das die Fluren verwüstende Wild, der entwürdigende Treiberdienst bei den herrschaftlichen Jagden; schutzlos sah der Bauer sich seinen Gläubigern preisgegeben, die ihn von Haus und Hof trieben, während der Edelmann sich Gnadenbriefe auszuwirken wußte, die ihn gegen jede gerichtliche Verfolgung sicher stellten. Das „Entsetzen", des „Legen" des Bauern nahm wieder überhand, nicht bloß wüste Dorffelder wurden zu Gütern geschlagen, es verschwanden eben erst besiedelte Dörfer in Menge vom Erdboden, um in Höfe verwandelt zu werden. Man hat berechnet, daß z. B. in Mecklenburg in den Jahren 1621 bis 1755 von den ritterschaftlichen Bauern mehr als die Hälfte sich verlor, von 12000, die man 1621 zählte, nur gegen 5000 übrig blieben. Mit einem Worte die entstehende Leibeigenschaft in weiten Landschaften Nord- und Mitteldeutschlands schien alle Hoffnung auf eine gedeihliche Entwickelung der bäuerlichen Bevölkerung völlig zu vernichten.

Daß trotzdem die Landwirtschaft sich wieder aufrichten konnte, ist in erster Linie der unermeßlichen Emsigkeit, Geduld und Genügsamkeit des deutschen Bauern selbst zu verdanken, der unter so drückenden Verhältnissen und so vielfachen Hindernissen dennoch den Mut und die Ausdauer in der Bewirtschaftung seines Besitztums nicht verlor und die Liebe zu seiner Wohnstätte selbst in dem Dorfe eines Grundherrn wieder gewann. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Grenzländer des Nordens verhältnismäßig weit weniger als die des mittleren Landes getroffen waren; für das holsteinische Amt Ahrensbök z. B. ist es nachzuweisen, daß im Jahre 1647 von etwa 200 Hufen nur zwei wüste lagen. In dem alten Friesen- und Sachsenlande, in Teilen Westfalens, Hannovers, Oldenburgs, in fast ganz Schleswig-Holstein bis auf Wagrien hatte der Bauer seine Freiheit behauptet und konnte allmählich sein Haupt wieder erheben.

Hier war der Zusammenhang mit der früheren Zeit nicht unterbrochen, die Erinnerung an alte Verhältnisse wachgeblieben: es erhielten sich die alte Feldgemeinschaft und Reste des alten deutschen Gemeindewesens, der alten Gau- und Markverfassung; in öffentlichen Versammlungen sämtlicher Gemeindegenossen wurden noch immer die gemeinsamen Angelegenheiten beraten, und die Dorfgerichte, die unter einer Linde zusammentraten, übten eine weitreichende Gewalt. In Landschaften, wo in dem Häuserbau die frühere Weise sich fortsetzte, die sächsische und fränkische Bauart ihre alten Grenzen festhielt, die Mundarten ihren alten Bestand bewahrten, ja die fremden Volksbestandteile, die Wenden, mitten unter Deutschen wie in der Lausitz ihr altes nationales Wesen über die Verheerungen hinüberretteten, kann der Krieg nicht tödliche Wunden geschlagen haben.

Schicksale des mecklenburgischen Dorfes Perlin.

Nur selten sind die Einzelheiten des furchtbaren Geschickes, das über ein Dorf kam, aufgezeichnet und der Nachwelt bewahrt; höchstens geben die Rechnungen über Plünderungs- und Brandschäden, welche ein armer Dorfschulmeister als Gemeindeschreiber mitten in dem wilden Kriegslärm in der zertrümmerten Schulstube zusammenstellte und dem Amte einreichte, oder die Stoßseufzer, welche ein gequälter Geistlicher unter dem Deckel des Kirchenbuchs niederschrieb, Aufschluß über die Leiden der armen Dorfbewohner. Deshalb wollen wir hier einige Stellen aus einer Erzählung wiedergeben, welche auf einem Protokoll beruht, das ein Herr v. Bülow in Mecklenburg eine Reihe von Jahren nach dem Kriege über den Zustand seines Erbgutes, des Kirchspiels Perlin, hatte aufnehmen lassen. Der Berichterstatter spricht darin von den Jahren 1637 und 1638, war Knecht des Ortsgeistlichen und einer von den vier männlichen Personen, die als letzte Einwohner des Dorfes den Krieg überlebten.

„Im Juli 1637 kamen die Kaiserlichen ins Land, um uns zu zeigen, wie der Frieden zu verstehen sei, den wir mit ihrem Herrn geschlossen hatten. Die schrecklichsten Gerüchte erschollen, wie sie in Parchim und dessen Umgegend haushielten. Nur wenige Wochen dauerte es, da kamen sie auch zu uns. Wir hatten die Tage vorher zu retten gesucht, was zu retten war. Obgleich wir noch mitten in der Haferernte waren, so hatten wir doch die meisten Pferde und das meiste Vieh ins Holz getrieben, und wer ein paar Gulden hatte, vergrub sie. Auch bauten wir Hütten im Holz, um im Notfall uns und die Unsrigen, besonders die Frauen und Mäd-

chen, daſelbſt verbergen zu können. Unſer alter Herr, der kränklich war, flüchtete ſich nach Wismar. Der Nachbar Balk lud ſeine beſten Habſeligkeiten auf ſeinen Wagen und floh mit Weib und Kind, mit Kühen und Schafen ins Holſteiniſche, wo ſeine Frau Verwandte hatte. Endlich gegen Mitte Auguſt kam eine Anzahl kaiſerlicher Reiter von Wittenberg her und zerſtreute ſich über unſere Gegend. Es war an einem Sonntag nachmittag, als etwa 60 Mann in unſer Dorf einrückten. Die Gemeinde war am Morgen zahlreich in der Kirche verſammelt geweſen und hatte den Herrn angefleht, ihr Joch nicht zu ſchwer zu machen, ihnen Kraft zu geben zu leiden und ſeine Gnade zu verleihen, wenn es ſein müßte, ſelig zu ſterben.

Das erſte, was die Kaiſerlichen thaten, war, daß ſie alle erwachſenen Mannsperſonen nach dem Vorwerk zuſammentrieben. Wer ihnen nicht ſchnell genug ging oder zögerte, den ſchlugen ſie hart mit der flachen Klinge oder ſtießen ihn vorwärts mit dem Kolben der Muskete. Auf dem Hofe gaben ſie Befehl, daß die Hälfte der Männer in den Scheunen Korn dreſchen, die andere Hälfte aber den Hafer vollends einernten ſollte. Als ſie wahrnahmen, daß auf dem Vorwerk, den Bauernhöfen und auf der Weide faſt alle Pferde und das meiſte Vieh fehlten, erklärte der Hauptmann, er werde den Verwalter und ein Dutzend Bauern bei den Füßen aufhängen, wenn nicht alles Vieh in zwei Stunden zur Stelle wäre. Da mußten unſere Jungen hin und das Vieh holen, und eine Anzahl Soldaten ging mit. Leider kamen ſie an den Ort im Holze, wo die Hütten aufgeſchlagen waren, und fanden außer den Hirten elf junge Mädchen, die ſich daſelbſt verborgen hielten. Grauenhaft ging es da her. Eine arme Dirne, die ſich tapfer wehrte, verlor ihr Leben. Der Unmenſch, mit dem ſie rang, wurde wütend, zog ſie in einen Teich und hielt ſie ſo lange unter Waſſer, bis ſie tot war. Einer anderen gelang es zu entfliehen; ſie hielt ſich in einem tiefen Bruch verborgen und gelangte in der Nacht glücklich in den Garten des Paſtors, wo ſie ſich in einen Backofen verkroch. Hier entdeckte ſie am folgenden Tage einer der Soldaten, der nach verſteckten Sachen ſuchte. Sie war todkrank, und das war ihre Rettung. Der Menſch, der nicht ohne Mitleid war, trug ſie auf ſeinen Armen in das Haus, wo ſie wieder genas und den Krieg überlebte.

Nachdem das Kriegsvolk ſeinen Hunger und Durſt geſtillt und ſeine erſte Wut an den Frauen und Mädchen ausgelaſſen hatte, begann eine neue Art von Verfolgung. Um von den Leuten herauszupreſſen, wo ſie ihr Geld und Leinenzeug verborgen hätten, wandten die Soldaten alle nur erdenklichen Mittel an. Der Verwalter,

bei dem sie nur wenig bares Geld gefunden, ward erst fürchterlich geschlagen und mußte dann den Schwedentrank einnehmen, bis er gestand, wo die Gutskasse und noch einige andere Sachen von Wert verborgen wären. Er kam indes mit dem Leben davon. Mehrere von den gefangenen Bauern bekamen ebenfalls den Schwedentrank. Andere wurden an ihren Füßen so lange aufgehängt, daß sie den Verstand verloren. Der alte Daniel Schwedt, ein starker Mann, bekam den Schlag davon und starb. Der Küster, der seine Frau aus den Armen eines Soldaten retten wollte, ward auf der Stelle durch den Leib gestochen und starb nach zwei Tagen. Des alten Scharfenbergs Tochter, die an den Schmied verheiratet war, und gerade ihr jüngstes, acht Wochen altes Kind auf dem Arme trug, konnte in der Angst den Schlüssel zu ihrem Schranke nicht finden. Sie legte das Kind in die Wiege und lief zu ihrem Mann, ihm zu sagen, daß er das Schloß mit dem Dietrich öffnen solle. Während sie weg war, fing das Kind an zu schreien. Das verdrießt den Räuber, er ergreift das Kind bei den Beinen und hebt es in die Höhe. In diesem Augenblick kommt die Mutter zurück, sieht das Kind gemißhandelt und stürzt auf den Unmenschen zu, um es ihm zu entreißen, dieser findet eine hölliſche Freude daran, das Weib zu necken, indem er ihr das zappelnde Kind bald hinhält, bald es zurückzieht. Indem eilt ihr Mann, der ihr Geschrei gehört hat, in die Stube, sieht die Lebensgefahr des Kindes und die Todesangst der Mutter, ruft dem Räuber zornige Worte zu und droht ihm mit eiserner Stange, die er ergriffen hat. Der Unmensch läßt das Kind auf die Erde fallen, zieht sein Schwert und durchstößt den Mann vor den Augen seiner Frau. Diese fällt ohnmächtig nieder. Das Kind stirbt nach wenig Stunden; als die Mutter wieder zu sich kommt, fällt sie in Krämpfe, die ihrem Leben ein Ende machen.

Nachdem das meiste Korn ausgedroschen, das Vieh schonungslos geschlachtet und verzehrt war, nahmen die Kriegsleute fast alle Wagen, die im Orte zu finden waren, spannten die Pferde des Herrn und der Bauern davor und führten, so viel sie laden konnten, davon. Noch mehrmals kamen sie wieder, um das übrige nebst einer großen Menge Heu zu holen, das alles in ihre Magazine gebracht ward. Zwanzig Mann blieben indes auf dem Gute und spielten hier die Herren und was für Herren! Fast kein Tag ging ohne Gewaltthat hin, und von Morgen bis in die Nacht wurde geschwelgt, während die Bauern hungern mußten. Doch es kam ein Befreier, ein Stärkerer, der die zwanzig Unterdrücker vertrieb. Aber was für ein Befreier war das?

Im November brach auch hier und in der ganzen Umgegend die fürchterliche Pest aus, welche das Kriegselend erzeugt hatte. Eine Viehseuche, die sich dazu gesellte, raffte noch die wenigen Tiere dahin, die der Feind verschont, und von den Schafen starben viele aus Mangel an Futter und Pflege. Als die Krankheit um sich griff, zogen die Soldaten ab, und es war die höchste Zeit, wenn wir noch etwas Lebensmittel für uns behalten sollten. Doch wurden wir dieser Erleichterung kaum froh, da die Krankheit immer mehr Menschen wegraffte und der Hunger sich dazu gesellte. Es fehlte an allem, was zu einer Krankenpflege nötig war, und in wenigen Wohnungen gab es kaum Gesunde mehr, die nach den Kranken hätten sehen können. In den eingepfarrten Dörfern sah es nicht besser aus. Bald waren wir kaum im stande, alle unsere Leichen zu beerdigen. Wir machten zuletzt lange Gräben und legten mehrere Leichen zugleich hinein. An Einkleidung und Särge war nicht mehr zu denken, und froh war, wer noch ein Laken hatte, den Toten hineinzuwickeln. Welch ein Winter war das! Der Pfarrer, der gesund geblieben, heizte manchen Tag in mehreren Häusern ein, weil alle Bewohner darin danieder lagen; manchen Tag ging er mit einem Kruge Wasser und einer Schale Suppe einher, um diejenigen Kranken zu erquicken, die niemand hatten, der sie hätte verpflegen können. Zuletzt fehlte es auch an Holz, und wir mußten die Zäune, Latten, und was sich sonst fand, verbrennen. Mehrere Häuser waren schon vor Ostern gänzlich ausgestorben. Gottesdienst ward ein Vierteljahr lang schon gar nicht mehr gehalten. Der Geistliche hatte genug zu schaffen sein Amt in den Häusern und an den Lagern der Sterbenden zu verrichten.

Als wir so in unserem Elend danieder lagen, kamen im Frühjahr 1638 die Schweden ins Land und auch in unser Dorf. Es verging ihnen aber bald die Lust, bei uns zu leben, denn der Hauch des Todes wehte durch unsere Häuser, und es gab außer wenigen Schafen und Kühen nichts mehr zu rauben. Doch nahmen sie, was sie brauchen konnten, und plagten den Rest der Bewohner noch ärger als die Kaiserlichen es gethan hatten. Zuletzt steckten sie bei einem scharfen Westwinde das Dorf in Brand. Das war ein schrecklicher Tag! Wir thaten, was wir konnten, um wenigstens die Kranken zu retten, aber trotzdem verbrannten fünf Menschen. An der Kirche, dem Pfarrhause und dem von Jürgen Balk, der, wie gemeldet, ins Holsteinische geflohen war, ließ der Herr die Flammen gnädig vorübergehen. Das Herrenhaus, dessen Dach schon brannte, retteten die Schweden selbst, denn sie hatten daselbst einige Kranke,

die ebenfalls von der Seuche ergriffen waren. Aus Furcht vor weiterer Ansteckung ließen sie aber, als sie von dannen zogen, diese ihre Kameraden hartherzig zurück. Der Geistliche erfuhr das und brachte den Unglücklichen einige Erquickung. Ein Bauernsohn indes, dessen Vater in den Flammen umgekommen war, gedachte an diesen Kranken Rache zu nehmen. Er ging mit noch einem anderen in das Haus, und so wurden sie auf ihren Lagern jämmerlich mit Äxten erschlagen.

Wäre das Dorf nicht abgebrannt, so wäre vielleicht eine größere Zahl der Unsrigen am Leben geblieben, da die Wut der Krankheit allmählich abnahm. Nun aber mußten sich alle, die noch am Leben waren, Gesunde und Kranke, in zwei Häuser zusammendrängen. Es mochten ungefähr achtzig Menschen sein, die damals noch übrig waren, etwa der dritte Teil Kranke. Jetzt mähte der Tod den Rest der Ernte mit raschen Zügen, und über manche, die von der Krankheit noch nicht ergriffen waren, siegte jetzt die Macht des Elends. Bis dahin hatten im allgemeinen die Leute ihre Herzen dem Troste des Evangeliums noch offen gehalten, hatten treu zusammen gehalten und einander getröstet, gedient und geholfen. Jetzt aber erkaltete die Liebe in vieler Herzen, und das Band der Treue ward gelöst, weil der Glaube und die Hoffnung der Verzweiflung gewichen waren. Einige verfielen in ein dumpfes Brüten und kümmerten sich um gar nichts mehr, andere, die noch Lust am Leben hatten, suchten dem Tode durch die Flucht zu entrinnen. Mehrere junge Männer gingen nach Wismar, um sich von den Schweden anwerben zu lassen; was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Zwei junge Leute weigerten sich zuletzt den Kranken Hilfe zu leisten und die Toten begraben zu helfen und schlugen ihre Wohnung allein auf; doch es half ihnen nicht, der Tod wußte sie auch dort zu finden. Andere fingen an sich um die wenigen Lebensmittel, die wir noch hatten, zu zanken und zu bekämpfen. Ach jenes Bauernhaus vor dem Hofe war ein Schauplatz namenlosen Elends! In der Stube und in der Kammer lagen die Kranken dicht beisammen, und auf der Diele hausten die Gesunden, deren Zahl sich täglich minderte. Manches Betrübende fiel unter ihnen vor, es gab aber auch einige, die dem Geistlichen treu zur Seite standen. Unter diesen war der alte Scharfenberg, der, so schwach er war, den Kranken unermüdlich aufwartete, und zwei junge Männer, die vom Morgen bis zum Abend Gräber machten und die Leichen zudeckten.

Im Monat Juni des Jahres 1639 waren von den sämtlichen Bewohnern des großen Rittergutes und Dorfes nur sieben Personen

mehr übrig. Dieselben bestanden aus einem ehrwürdigen Mann in den Sechzigern, dem Pastor Dörnerg, einem hochbetagten Greise Scharfenberg, zwei jungen Knechten von 25 und 30 Jahren, einer ältlichen Frau und zwei jungen Mädchen von etwa 20 Jahren.

Wer sich dem zerstörten Dorfe näherte, fand den Weg fast mit Sträuchern verwachsen, man sah keine Spuren von Rädern, noch von Pferden, noch Zeichen einer arbeitsamen Menschenhand; langhalmichtes dichtes Gras, Brombeerranken und Tannensprößlinge machten das Fortkommen für Fußgänger beschwerlich. Auf der Feldmark ringsum war nichts einem bestellten Acker ähnlich. Weder Winter- noch Sommersaat war zu erblicken, nur hin und wieder einiger Roggen, welcher schon Ähren hatte, aber augenscheinlich nicht von Menschenhand gesät, denn er stand teils in einzelnen Halmen, teils in kleinen Haufen zwischen Gras, Unkraut und Blumen aller Art. Nicht die Menschen, sondern die Tiere schienen Herren des Landes geworden zu sein. Große Rudel von Hirschen und Rehen ästen am Saume des Waldes, man hörte das Geheul der Wölfe, das Gekrächze unzähliger Krähen, Reiher und Habichte, und über ihnen zog stolz der Steinadler daher, bereit auf ein junges Reh oder auf einen Hasen herabzustoßen.

Erdmannsdörffer: Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Berlin 1888. — Seidel: Ein mecklenburgisches Dorf vor zweihundert Jahren. — Hauser: Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Leipzig und Heidelberg 1862. — Biedermann: Deutschlands trübste Zeit. 1862.

28. Das ſtudentiſche Leben zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

„Fürwahr“, ſo läßt ſich der Erfurter Profeſſor der heiligen Schrift Meyfart um das Jahr 1636 klagend vernehmen, „die evangeliſchen Univerſitäten waren anfänglich würdig beſichtigt zu werden, nicht nur bei Nacht, ſondern auch bei hellem Tage. Sie waren wie das vierte Tier Daniels graulich und ſchrecklich; graulich und ſchrecklich den Ketzern, den Rotten und Sekten, die überaus eiferten und zankten, den Sophiſten und Klüglingen. Sie waren ſehr ſtark und hatten eiſerne Zähne, von vortrefflicher Beredſamkeit im Disputieren, im Schreiben, im Kommentieren, ſie fraßen um ſich und zermalmten, und das haben erfahren die Ketzer, die Rotten, die Sekten, die ſchismatiſchen Eiferer und Zänker, die Sophiſten und Klüglinge. — Sie hatten zehn Hörner, vier von den Fakultäten und ſechs von den Morgen- und Abendſprachen. Da aber vortreffliche Profeſſoren zum fleißigſten zuſchauten, ſiehe da brach hervor zwiſchen denſelben ein anderes, im Anfange kleines und geringes Horn, aber da es Stärke bekam, mußten vor ihm drei der vorderſten Hörner, darunter Theologia practica, ausgeriſſen werden, und ſiehe dasſelbige Horn, die akademiſche Barbarei, hatte Augen wie Menſchen und ein Maul, das redete große und freche Dinge.“

Meyfart iſt eine lebhafte Natur, ſeine Schrift redet die zu Übertreibungen geneigte Sprache damaliger Kanzleien, ſein Gleichnis iſt mehr phantaſievoll als geſchmackvoll, aber was er uns in ſeinen Klageliedern über den Verfall der hohen Schulen, geſtützt auf das Zeugnis ſeines Lehrers Heyder in Jena (1607), ſchildert, dürfte im allgemeinen wohl der Wahrheit entſprechen. Die Barbarei hatte in dieſer Zeit alle Fächer des akademiſchen Studiums in einem Maße überwachſen, daß alle guten Keime darunter verkümmern mußten. Waren die Univerſitäten ſchon in der zweiten Hälfte des

16. Jahrhunderts stark verwildert, so steigerte die erste Hälfte des folgenden mit dem furchtbaren Kriege, der sie drei Jahrzehnte durchtobte, die Zucht- und Sittenlosigkeit in einem Grade, der unserer wohlgeordneten Welt wie ein Märchen erscheinen könnte. Alle Gesetze und Ordnungen waren aus den Fugen gegangen, die Obrigkeiten eingeschüchtert oder ganz verstummt, nicht bloß die meisten Schüler, sondern auch viele Lehrer ohne sittlichen Halt und ohne wissenschaftliches Streben. Was die Schamlosigkeit, die Gewaltthätigkeit, die Raubsucht der starken Hand draußen in der großen Welt trieb, wurde in den kleinen Kreisen der Studentenschaften mit all seinen blutigen und unflätigen Greueln und Freveln getreulich nachgespielt. Die Roheit und Liederlichkeit, das Raufen, Zechen und Renommieren erreichte den Gipfel des Möglichen, und nicht mehr wie bisher manche einzelne, sondern viele Hunderte, nach Meyfart sogar Tausende, gingen dabei in der traurigsten Weise zu Grunde.

Der Pennalismus bildete den größten Schandfleck der Universitäten des 17. Jahrhunderts; er machte die jüngeren Studenten nicht bloß zu Dienern der älteren, sondern geradezu zu ihren Sklaven, belegte sie mit einer drückenden Knechtschaft, die mehr als ein Jahr dauerte.

Ehe die anziehenden Studenten noch die Universitätsstadt betreten hatten, fielen sie in die Hände der Schoristen, die ihnen in den umliegenden Dörfern bereits auflauerten und sie einer Landsmannschaft einreihten. Nach einem Antrittsschmaus wurden sie einzeln oder auch mit mehreren einem älteren Mitgliede als Famulus zugeteilt. Die Schoristen hatten eine ganze Reihe freundlicher Prädikate für sie in Bereitschaft als: Quasimodogeniti, Rapschnäbel, Mutterkälber, Haushähne, Säuglinge, Raupen, weil sie noch nicht ausgekrochen seien, Ölberger und Feixe, weil sie feige sich vor dem Pennalismus fürchteten, Spulwürmer, weil man vorgab, sie hätten lauter Unreinigkeit im Leibe. Um ihnen diese zu vertreiben, wurde ihnen der sogenannte Schwedentrank eingegeben, ein Gericht aus Wurst, Brot, zerschnittenen Nesseln, gestoßenen Ziegelsteinen, Tinte, Senf, Butter, Nußschalen, Salz, Kot und dergleichen. Erst beim Beginn des zweiten Semesters gelangte der Neuling zu der Würde eines Brandfuchses; ihm wurden dann einige Haare hinter den Ohren mit einem Fidibus abgebrannt, damit er von nun an den Kampf gegen die „Philister" aufnehmen könne wie die „Füchse", welche nach Richter 15 Simson gegen die Felder, Gärten und Weinberge der „Philister" mit Bränden an den Schwänzen ausgesandt hatte.

Der Ausruf, der viermal im 16. Kapitel des Buches Richter vorkommt: „Philiſter über dir, Simſon“! war auch damit das Feldgeſchrei des Brandfuchſes geworden.

Von der ſchauderhaften Behandlung, der die Pennäle ausgeſetzt waren, wiſſen die Zeitgenoſſen nicht genug zu berichten; was ſie an Leib und Leben hatten, mußten ſie hergeben, wollten ſie Ruhe vor den Schoriſten haben, Mäntel, Kleider, Halskrauſen, Bücher abtreten und dafür ihre alten abgetragenen Sachen entgegennehmen. In durchlöcherten Hüten, zerriſſenen Kleidern und Hoſen, in garſtigen Pantoffeln und mit einem Lappen am Arme, der den Mantel darſtellen ſollte, durch die Straßen zu ſchreiten galt für eine Ehre. Bier und Branntwein, Brezeln und Karten auf ihre eigne Koſten den Schoriſten nachzutragen, auf ihren Befehl unter den Tiſch zu kriechen und zu mautzen, Naſenſtüber auszuhalten, Maulſchellen und Stockſchläge hinzunehmen, Schuhe zu putzen und die niedrigſten Knechtsdienſte zu leiſten, war des Pennals ſelbſtverſtändliche Pflicht. „Gelüſtet einem ſolchen Pennalſchinder etwas abſchreiben zu laſſen, ſo muß der Junior ſich zu ſeinen Dienſten gebrauchen laſſen; hat er etwa etliche Gäſte und Freunde bei ſich, ſo muß der junge Menſch herbei und Aufwärter ſein; hat er etwas zu beſtellen, zu verrichten oder etwas aus den umliegenden Ortſchaften holen zu laſſen, das junge Blut muß ihm zur Hand gehen und ſein Diener und Bote ſein; hat er Luſt zu ſpazieren, der Junior muß ihm nachtreten und ſein Trabant ſein; iſt er toll und voll, ſo darf er von ihm nicht weichen noch wanken, ſondern muß beſtändig bei ihm bleiben, ihm als ſeinem Herrn auf den Dienſt warten, ihn über die Gaſſe begleiten; iſt er krank, bei ihm aufwarten, daß er ja nie allein ſei; will er eine Muſik hören und der Junior iſt darin geübt, ſo muß er ſich einſtellen und Spielmann ſein, und ſollte es auch eine ganze Nacht dauern; fällt ihm ſonſt etwas bei, ſo läßt er den Ankömmling herzuforbern, und ſollte er auch krank danieder und im Bette liegen, wäre es auch ſchon zur Mitternacht, er muß doch erſcheinen; balget oder raufet er ſich, er muß ihm den Degen nachtragen und aufs genaueſte ſeine Dienſte dabei beweiſen; hat er Luſt ſein boshaftes Gemüt mit Schlagen zu erluſtieren, ſo muß nach ſeinem verfluchten und verteufelten Mutwillen der Junior die Schläge und Backenſtreiche auffangen und ſich nach jenes Belieben wie den allergeringſten Hundsbuben traktieren laſſen. Summa, er traktieret ihn wie einen Sklaven mit ſeinem ſchnöden Mutwillen faſt ärger, als der ärgſte Tyrann und unverſchämteſte Menſch immer thun mag, und wenn ſolche

Plaghanſen die allerunehrbarſten Stücke mit ſolchen jungen Leuten getrieben haben, müſſen ſie ihnen ein ewiges Stillſchweigen darüber geloben und dürfen keinem Menſchen, auch nicht der akademiſchen Obrigkeit etwas davon eröffnen und klagen, ſonſt werden ſie hiernächſt nicht abſolviert, noch zu Studenten gemacht, und dafür erzittern ſie alſo, daß ſie ihnen eher die allerärgſte und unbilligſte Schmach und Qual noch zehnmal mehr anthun ließen, als daß ſie etwas davon offenbarten. Was nun leichtſinnige Gemüter waren, die ließen ſich ſolche Unart gar gerne gefallen und dachten, es müſſe ſo ſein. Sie wußten nicht nur ihre Nebenpennäle ſondern auch andere Leute, wenn es gleich in der Kirche unter dem Gottesdienſte war, aufs erſchrecklichſte durchzuhecheln, ſtahlen den Leuten alles, was ſie auf dem Markte feil hatten, und gingen oftmals in die Vorſtädte und auf die Dörfer und fingen allda die leichtfertigſten Händel an."

Das Ende des Pennaljahres, das gewöhnlich auf 1 Jahr, 6 Monate, 6 Wochen, 6 Tage, 6 Stunden und 6 Minuten ausgedehnt ward, war die ſogenannte Abſolution. Erſt wenn er bei den einzelnen Mitgliedern ſeiner Landsmannſchaft um Erlöſung aus ſeiner Sklaverei gebettelt hatte, wurde der Pennal für abſolviert und nach Abbrennung ſeines Haares für einen Brandfuchs erklärt und mit einem Abſchiedsſchmaus, den er zu geben hatte, in die Reihe der ordentlichen Studenten aufgenommen. Als Schoriſt hielt er es dann für ſeine erſte Aufgabe, ſich an den jüngeren für alle Quälereien wieder ſchadlos zu halten, und ſo vererbte und befeſtigte ſich dieſes Treiben trotz alles Einſchreitens der Regierungen und akademiſchen Behörden bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus, wo es endlich durch die ſchärfſten Maßregeln unterdrückt ward.

Mit Degen, Federn, Stiefeln, Sporen, Kollern, Schärpen an der linken Schulter oder um den Leib ſchritt der Schoriſt des 17. Jahrhunderts daher, zuweilen führte er ſelbſt einen Hammer mit ſich; hinter dem Ohr hing ihm ein ſchwarzgekräuſelter Zopf; er trug ein zerſchnittenes und wieder geheftetes Wams, und ſein kleiner Mantel deckte ihm nicht die Glieder, „die doch alle redlichen Völker bedeckt haben." So ging er einher in mancherlei Farben wie ein Häſcher und gemalter Kartenmann. „Grüßt ihn jemand als Studenten, ſo ruft er Götter und Menſchen an zu Zeugen, daß ihm die größte Schmach angethan worden. Aber wenn du ihn einen Herrn von Adel heißeſt oder Junker, ſo kitzelt ihn das aufs ſüßeſte in der linken Knieſcheibe und rechten Ferſe und bringet

durch das Fleiſch in das Gebein, durch das Gebein in das Mark. Kommſt du zufällig in des Kerls Stube, ich frage dich, was wirſt du für Hausrat finden? Erſtlich zwar keine Bücher oder etliche wenige unter die Bänke und in die Winkel geworfen, von Motten zerfreſſen und von Mäuſen faſt aufgezehrt, oder auf dem Tiſche vielleicht Zauberkarten, buhleriſche Schnacken und amadiſiſche Fabeln liegen. Schauſt du hin und her, ſo wirſt du an der Wand hängen ſehen etliche Dolche und Sticher; etliche nicht drei Heller wert, um ſolche im Notfall dem Rektor einhändigen zu können; etliche Büchſen, Panzer und eiſerne Handſchuhe, Wämſer, die inwendig mit Baumwolle, Werg, Haar oder Fiſchbein dick ausgefüllt und wohlvermacht ſind. Du wirſt ſehen große Humpen und Gläſer, Karten, Brettſpiel und Würfel, das Geld ſamt der Jugend zu verderben, an der Decke und an den Wänden etliche Schriften, worauf angemerkt, daß dieſer und jener daſelbſt niedergeſoffen, andere, da ſie vier Däuſer gehabt in der Karte, dennoch den Stich verſpielet, welches ſie mit eigner Hand bekräftigt."

„Das öffentliche Kollegium beſucht er entweder niemals oder ſelten und hört keine Vorleſungen; bisweilen lauſcht er vor der Thür, nicht um etwas Notwendiges zu lernen, ſondern um etliche Sprüchlein aufzufaſſen und danach unter ſeinen Rottburſchen und Zechbrüdern zu erzählen, der Profeſſoren Stimme, Rede und Geberde wie ein Zotenmeiſter in der Komödie nachzuäffen und das Gelächter zu befördern. Bisweilen ſpaziert er draußen auf dem Saal umher und redet mit ſeinen Geſellen von Narrenpoſſen. Sie verdreußt Lektionen zu hören und zu ſchreiben, ſie verdreußt zu leſen, zu wiederholen und auswendig zu lernen. Wenn ſie unter ihren Zechbrüdern erfahren, etliche Disputanten hätten ein Kollegium eingerichtet, laufen ſie unſinnigerweiſe hinzu, geben ihren Namen an und bitten ſehr dienſtlich, der künftige Präſes wolle ſie freundlich annehmen. Geredt erhalten! man machet Geſetze, ſchreibt Artikel, die gedruckt werden. Zeit und Ort zum Katzenkrieg werden beſtimmt." Aber wenn die Disputation dann beginnt, zeigt ſich, daß keiner etwas von der Dialektik und Disputierkunſt verſteht. Zwar „fragen ſie ernſtlich, bejahen trotziglich, leugnen gemeiniglich, zürnen heftiglich, ſchreien, ſtürmen, wüten", aber Sinn und Verſtand, Kenntnis und Geſchick iſt nicht dabei; „ſie machen es, als ob der eine einen Bock melkte, der andere das Sieb unterhielte. Die übel geſchriebenen und elendiglich verteidigten Theſen ſchicken ſie dann ihren Eltern und Patronen mit ſtolzen Dedikationen, die meiſtenteils erlogen ſind."

„Früh ſchläft das zarte und liebliche Brüderlein bis um neun Uhr. Wenn er ſich zu Tiſch geſetzt, frißt der Unmenſch wenig; denn der geſtrige raſende Rauſch will es nirgends geſtatten, ſcherzet auch wenig, ſchüttet aber von ſich einen vollen Wuſt von garſtigen Unflätereien, daß alle Knaben und Mägdlein davon laufen. Nach Mittag ſchläft entweder das faule Murmeltier und Meerkalb oder wandelt mit ſeinem Jungen umher in dem nächſten Weidicht oder ſitzt in gemeinen Trinkzechen und rüſtet ſich alſo zu den herannahenden Nachtſcharmützeln. Wenn er ſich mit Wein zur Genüge befeuchtet und es auf den Gaſſen wie in den Gemächern ſtill geworden, die Menſchen ſich zur Ruh begeben, die Vöglein in den Zweigen zu ſingen aufgehört und die Beſtien in den Höhlen ſchlafen, alsdann erhebt er ſich mit großem Krachen der Pfoſten und Thüren und bricht los gewappnet und von ſeinem Jungen begleitet, und dann haſt du ein wunderlich Schrecken und Trauerſpiel zu hören, Gröhlen, Rauſchen, Schreien, Wüten, Hauen in die Pflaſterſteine, Werfen und noch viel mehr Stücke. Iſt es ihm in der Buhlſchaft unglücklich gegangen, ſpringt er auf öffentliche Gaſſe und grunzt ſiebenmalhunderttauſend Sakrament. Wenn zwiſchen ihm und ſeinen Saufochſen ein Zank entſtanden, wiederholt der Läſterer ſiebenmalhunderttauſend Sakrament; antwortet der Stänker dem Stänker, der Juchzer dem Juchzer, der Flucher dem Flucher, ſtößt er wieder ſiebenmalhunderttauſend Sakrament aus und kollert mit unſinnigem Fordern zu Schlagen und Balgen. Wo er etliche für Feinde achtet, behüte Gott, was für Henker- und Narrenhändel fängt er vor den Thüren an! Wie ſpringt er mit Füßen an die Thore, wie wirft er mit Steinen an die Fenſter, wie kühn und verwegen iſt er im Ausheiſchen! Wenn ihm heimgehende Studenten begegnen oder friedliebende Bürger, dieſelben fällt er an wie ein Mörder oder öffentlicher Straßenräuber mit bloßem und gezücktem Schwert, haut und ſtößt unter unzähligen Flüchen auf dieſelben, verwundet, wirft zu Boden, tritt, würgt, ſchnaubt und gebärdet ſich nicht anders als ein Teufel, der aus der Hölle losgelaſſen in menſchlicher Geſtalt.“

Dieſer von Magiſter Heyder geſchilderte Student verübt aber noch Ärgeres; er treibt ſelbſt mit dem Heiligſten ſeinen Spott, ſchimpft nächtlicherweile die Kirchendiener vor ihren Häuſern, wirft ſie, wenn ſie über die Straße gehen, unvermerkt mit Steinen, befiehlt, wenn ſie Leichen begleiten und zufällig an der Weinſchenke vorbeikommen, wo er zecht, den Trompetern ein Feldſtück zu blaſen und beträgt ſich bei Hochzeiten und Gaſtmählern in Gegenwart der Profeſſoren und anderen vornehmen Leuten mit wüſtem Trinken und Gebrüll

von Zotenliedern ſo unanſtändig wie möglich. Dreißig Jahre ſpäter, wo Meyfart ſchrieb, ertönen nicht bloß dieſelben Klagen; die deutſche Zunge, meint er, ſei viel zu arm, die akademiſchen Harpyen nach Würde zu beſchreiben.

„Kommen die verfluchten Faßnacht- und Freßtage, ſiehe da finden ſich Larven und Geſpenſter und Phantaſten, das heißt alamodiſche Studenten. Pfui Teufel, in was für Formen, in welchen ſchändlichen Formen, in welchen unflätigen, unſinnigen, unmenſchlichen, in welchen züchtigen Ohren nicht nennbaren Formen erſchienen oft auf offenen Gaſſen und Straßen die alamodiſchen Studenten! Kommen vor die Wohnungen der Doktoren und Profeſſoren, der Biſchöfe, der Prediger, der Beichtiger, kommen vor die Tempel, wenn fromme Chriſten darin beten, ſingen, beichten, das Sakrament empfangen und ausſpenden, Almoſen reichen, tröſten, lehren, zuhören, kommen vor die Tempel, ſchreien, blöken, brüllen, fluchen, läſtern, ſtürmen, poltern und lauern auf die Prieſter, die nach ihren Häuſern gehen, begleiten ſie mit Höhnen und Spotten, kommen auf die Plätze, wo in dem Herrn Geſtorbene zu Grabe getragen werden, verunruhigen die Leichenbegängniſſe und Trauerlieder mit Pfeifen, Gröhlen, Rufen und Tönen.“

Weiter klagt Meyfart über die geilen und verführeriſchen Komödien, welche die Studenten den Rektoren, Profeſſoren, Matronen und Jungfrauen ſpielen. „In lateiniſcher Sprache ſchöne Exempel der Tugend an Helden, Märtyrern und Bekennern vorzuſtellen, iſt ihnen bacchantiſch, bäuriſch, pennaliſch; Pennäle mögen Rhetorika und Oratoria treiben: deutſche Komödien von Dirnen und Buben, Rauben und Stehlen, Lügen und Trügen, Freſſen und Saufen, Fluchen und Läſtern ſind akademiſche Händel.“

„Ein Schiffer ſinget von Winden, ein Ackermann von Pflugochſen, ein Soldat von Wunden, ein Hirt von Schafen: die alamodiſchen Studenten ſingen von Feldlagern, Scharmützeln und Schlachten, davon ſie niemals geſchmecket, von Zoten und Poſſen, welche ſie meiſterlich gefaſſet.“ So ſtimmten ſie an:

Die Fürſten in der Schlacht
ſind meine Profeſſores,
allwo wir Tag und Nacht
ſein muntre Auditores.

Mars iſt Magnificus,
allwo ſein Stab regieret,

der Kron' und Zepter führet
und alles ſchlichten muß.

Das Pulver iſt mein Tint',
die Feder iſt mein Degen.
Damit zieh ich geſchwind
dem ſtolzen Feind entgegen.

Oder man jubelte:

Ich bin von Fortuna ein Soldat,
um Ehr' und Reputation mein Leben wag',
vor Freuden mein Herz thut lachen,
wenn ich im Feld hör Stückchen und Kartaunen krachen.

Wohl griff damals das Studenten- und Soldatenleben vielfach ineinander und miſchte ſich, der abgebrannte und relegierte Student wurde Landsknecht oder Reiter und verwandelte ſich aus dieſem wieder in einen Studenten; indes ſcheint es mit ſolchen kriegeriſchen Liedern nur in den ſeltenſten Fällen ernſthaft gemeint zu ſein. Viel aufrichtiger meinte es der Student, wenn er vom Kampfe mit dem großen Bierhumpen oder Weinpokal ſang, und gewiß war die Zahl derer nicht klein, die wie der junge Edelmann geſinnt waren, der einem Profeſſor auf die Rüge, daß er allzeit trinke und nimmer ſtudiere, erwiderte: „Eure Rede, Herr Doktor, hat zwei Teile; erſtlich, daß ich unfleißig ſtudiere, zum andern, daß ich viel trinke. Das erſte betreffend, ſo bin ich ein Edelmann, daß ich nicht eben viel zu ſtudieren hier bin, ſondern daß ich mein Kanonikat durch das gebräuchliche Univerſitätsleben beſetzen mag; das andere, daß ich viel trinke, iſt das die Urſache, daß mich immer dürſtet und ich eine hitzige Leber habe."

Aus dieſer Stimmung heraus begreift ſich das vielgeſungene Lied:

Alle Welt ſchrei: Zu den Waffen!
Ich ſchrei: Juch, zum Wein!
Mars hat mit mir nichts zu ſchaffen,
noch Frau Venus' Pein.
Bacchus aber will ich loben,
Mars will allenthalben toben,
wer wollt' um ihn ſein!

Sollt ich erſt nach Stößen ziehen?
Des wär' ich ein Gauch.
Puff, treff, truff, dran will ich fliehen,

trinken iſt mein Brauch.
Kraut und Lot ſind mir zuwider,
ein Maß Wein erquickt die Glieder
und erwärmt den Bauch.

Drum daß keiner mehr von Kriegen
noch vom Töten ſag'.
Laßt uns vor den Zapfen liegen
bis am lichten Tag.
Wer die Schlacht will recht gewinnen,
der ſauf' und weich' nicht von hinnen,
bis man ihn wegtrag'.

Gelegentlich ließ man auch lateiniſche Zechlieder erſchallen, wie das folgende:

Bibe, bibe, bibe, bibe,
tu, qui satis, bibe, bibe,
tum Lyaeus imperat.
Jo, jo!

Sed jam potrix turba tace
et tu, Codre, talos jace
sub bibendi arbitrio.
Jo, jo!

Quod jecisti, cernes ternos
bibe, bibe, bibe ternos
jam Falerni calices.
Jo, jo!

Codre, caput tibi fumat,
ne quis ignis te consumat,
stingue mero citius.
Jo, jo!

Wilde alte Rundalieder ertönten wie:

Runda, Runda, Runda, Rundadinellula,
Runda, Runda macht Taubenneſt,
Rundadinellula!
Das Stroh iſt Meiſter Hanſen geweſt,
Rundadinellula!
Und wär's nicht Meiſter Hanſen geweſt;
Rundadinellula!

ſo hätten wir kein Freudenfeſt;
Rundadinellula!
Laß Märten immer murren!
Laß Märten immer murren!

Von der Not der Zeit haben die Studenten dieſer Gattung ſchwerlich viel Notiz genommen; nur wenn die Gelder von Hauſe ausblieben oder durch das Treiben der Kipper und Wipper entwerteten, in Jena z. B. 1621 für dreißig Gulden des ſchlechten Geldes kaum ſo viel zu haben war als für fünf Gulden in guter Münze, wurden ſie unangenehm davon berührt; die meiſten der alamodiſchen Studenten dachten damals wohl, wie es in einem Jenenſer Liede heißt:

Laßt uns luſtig ſein, weil wir noch leben;
wer weiß, was Gott für Glück uns noch kann geben.
Es ſorge, wer da will, ich will nicht ſorgen,
was ich nicht heute bin, das bin ich morgen.

Was Meyfart von dem Zecherleben der Studenten ſeiner Zeit ungeſagt läßt, mag Moſcheroſchs Bericht von einem Kommers in den „wunderlichen und wahrhaften Geſichten Philanders von Sittewald“ ergänzen. „Ich erſah“, erzählt er, „ein großes Zimmer, ein contubernium, museum, studiolum, Bierſtube, Weinſchenke, Ballenhaus u. ſ. w. In Wahrheit kann ich eigentlich nicht ſagen, was es geweſen, denn alle dieſe Dinge ſah ich darinnen; es wimmelte voller Studenten. Die vornehmſten ſaßen an einer Tafel und ſoffen einander zu, daß ſie die Augen verdrehten wie geſtochene Kälber. Einer brachte dem andern etwas zu aus einer Schüſſel, einem Schuh; der eine fraß Gläſer, der andere Kot, der dritte trank aus einem verdeckten Geſchirr, darin allerhand Speiſen waren, daß einem davon übel wurde. Einer gab dem anderen die Hand und fragten einander nach ihren Namen und verſprachen ſich, ewige Freunde und Brüder zu ſein, mit angehängter dieſer gewöhnlichen Klauſel: „ich thue, was dir lieb iſt, und meide, was dir zuwider iſt“, band je einer dem anderen eine Neſtel von ſeiner Lodderhoſen an des andern zerfetztes Wams. Die aber, denen ein anderer nicht Beſcheid thun wollte, ſtellten ſich als Unſinnige und als Teufel, ſprangen vor Zorn in die Höhe und rauften aus Begier, ſolchen Schimpf zu rächen, ſich ſelber die Haare aus, ſtießen einander die Gläſer in das Geſicht, mit dem Degen heraus und auf die Haut, bis hie und da einer niederfiel und liegen blieb, und dieſen Streit ſah ich auch unter den Beſten und Blutsfreunden ſelbſt mit teuf-

lichem Wüten und Toben geschehen. Andere waren da, die mußten aufwarten, einschenken, Stirnknuppen, Haarrupfen aushalten, neben anderen vielen Ceremonien, da die andern auf diesen als auf Pferden oder Eseln saßen und eine Schüssel mit Wein auf ihnen ausssoffen, etliche Bacchusliedlein dazu sangen, Bacchusmeß lasen: „O vitrum gloriosum!“ — Resp.: „mihi gratissimum!“ Welche Aufwärter von den andern genannt wurden: „Bacchanten“, „Pennäl“, „Haushähne“, „Spulwürmer“, „Mutterkälber“, „Säuglinge“, „Quasimodogeniti“, „junge Herren“, über welche sie ein langes Lied hersangen, dessen Anfang war:

Prächtig kommen alle Pennäl hergezogen,
die da neulich sind ausgeflogen,
und haben lang zu Hause gesogen
von der Mutter u. s. w.,

das Ende aber:

So thut man die Pennäl agieren,
wenn sie sich viel imaginieren,
und die Studenten despektieren u. s. w.

Denen sie endlich bei Beschließung selber Ceremonien und Gesangs das Haar abschoren als den Nonnen, so Profeß thun wollen; dannenhero diese Schoristen, Agierer, Pennalisierer heißen, die sich aber unter einander fröhliche, freie, redliche, tapfere und herzhafte Studenten titulieren. — Andere sah ich blinzelnd herumschwärmen, als ob es im Finstern wäre, trugen jeder einen bloßen Degen in der Faust, hieben in die Steine, daß es funkelte, schrien in die Luft, daß es wehe in den Ohren that, stürmten mit Steinen, Prügeln und Knütteln nach den Fenstern und „heraus Pennal!“ „heraus Feix!“ „heraus Bech!“ „heraus Raup!“ „heraus Ölberger!“ Da es denn bald an ein Reißen und Schmeißen, an ein Rennen und Laufen, an ein Hauen und Stechen ging, daß einem darüber die Haare zu Berge stunden. — Andere soffen einander zu auf Stühlen und Bänken, auf Tisch und Boden, durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knieen, den Kopf unter sich, über sich, hinter sich und für sich. Andere lagen auf dem Boden und ließen sich einschütten als durch einen Trichter. Bald ging es über Thür und Ofen, Trinkgeschirr und Becher und mit denselben zum Fenster hinaus mit solcher Unsinnigkeit, daß mir grauste. Inwendig an der Thür waren zwei oblong aneinander gefügte Tafeln aufgehangen, auf denen zehn Gesetze oder Regeln geschrieben standen:

Regulae scholares sunt omni tempore tales.

I.	VI.
ἢ πίθι ἢ ἀπίθι!	Aut bibe aut abi!
II.	VII.
More Palatino!	In floribus!
III.	VIII.
Massa quidit! Toppe tingue!	פה ein Suff!
IV.	IX.
Ἄπνευστι!	Ohn Schnaufen und Bartwiſchen!
V.	X.
Pindivva Tschittschi!	Sauf oder Lauf!

Der Dichter ſchildert dann in folgenden ſkurilen Verſen das tolle Treiben der Studenten weiter:

Bursta studentorum finstri sub tempore nachti
cum sterni leuchtunt, monus quoque scheinet ab himmlo,
gassatim lauffent per omnes compita gassas
cum geygis, cytharis, lauthis, harphisque spilentes
haujuntque in steinios, quod feurius springet ab illis.
Tunc veniunt waechtri cum spissibus atque reclamant:
Ite domum, gasti, schlaxit jam zwelfius ura.

Der Wettkampf im Zechen wurde bald auch auf das Tabakrauchen oder, wie man es damals nannte, Tabaktrinken ausgedehnt, das während des Krieges durch engliſche und holländiſche Soldaten nach Deutſchland gekommen war. Den Geiſtlichen erſchien es als ein hölliſches Werk. „Wenn ich Mäuler ſehe, die Tobak trinken, erklärte einer, ſo iſt mir, als ſehe ich lauter Kamine der Hölle.“ Anfangs ward in geheimen Geſellſchaften der verbotenen Luſt gefröhnt und von den Wirten durch lateiniſche Zettel, worauf die Burſchen, die kommen wollten, ihre erdichteten Namen ſchrieben, zu derartigen Gelagen eingeladen: „Fid. ibus. S. D. N. H. Hodie hora VII app. in mus. m. h. N. et c. a. v. s. d. ḥ. fidelibus fratribus salutem dicit N. hospes. Hodie hora septima apparebitis in museo meo; herba Nicotiana et cerevisia abunde vobis satisfaciam.“ Waren die Studenten beiſammen, ſo ſtellten ſie ſich im Kreiſe umher und zündeten mit den Zetteln, die man nach den Anfangsworten Fidibus nannte, ihre Pfeifen an. Wer dann bei einem Gelage 50 Pfeifen rauchen konnte, ward Magiſter, wer 80, Lizenziat, wer gar 100 erreichte, Doktor genannt. Später wurde die brennende Tonpfeife ein weſentlicher Teil des Koſtüms

des ſtudentiſchen Renommiſten, und ſeine Lieder hallten wieder vom Preiſe des Tabaks:

Laſſet alle Tobak glimmen,
faltera, fallaltera!
Schreit dazu mit vollen Stimmen:
faltera, fallaltera!

Wie die Studenten im Raufen und Zechen den wilden Kriegsvölkern glichen, die damals das Land durchzogen, wie ſie ſich in die Tracht von Soldaten kleideten, ſo ſcheinen ſie an manchen Univerſitäten auch die Grundſätze angenommen zu haben, welche die Kaiſerlichen und Schweden fremdem Eigentum gegenüber beobachteten. Namentlich hatten die Bauern von ihren Beſuchen zu leiden. Auf öffentlichem Markte fielen ſie dieſelben an, entriſſen ihnen Obſt und ſonſtige Waren entweder gewaltſam oder heimlich und traktierten die, welche ſich widerſetzten, noch obendrein mit Schlägen und Hieben. In einem aus Süddeutſchland ſtammenden Volksliede wird dieſes Treiben ausführlich geſchildert: „Schlimm Leut ſind die Studenten, man ſagt's überall.“ Sie kommen mit Degen und Büchſen und ſcheren das Dorf jämmerlich, laſſen den Bauern die Pulverfröſche aufs Strohdach hüpfen, ketten ihnen die Hunde los und ſchießen dieſe dann tot, zertreten ihnen die Äcker, reiten ihnen die Pferde auf den Weiden zu ſchanden, zerbrechen die Zäune, bringen in die Gärten, plündern die Äpfelbäume:

Nichts iſt vor ihnen ſicher, keine Henne, keine Taube,
als wären's erſchaffen zum Plündern und Raube;
darf ihnen kein' Gans auf die Wieſen 'naus trauen,
Studenten thun ihr gleich den Kragen weghauen.

Manches in dem, was Heyder und Meyfart berichten, mag übertrieben ſein; indes zeigen die Univerſitätschroniken, daß die Klagen der Sittenprediger vielfach begründet waren. Die Unbotmäßigkeit und Raufluſt der Studenten ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr und wurde beſonders durch die Landsmannſchaften gefördert. Durch verſchiedene Farben des Federbuſches, durch Bänder u. a. vor anderen ausgezeichnet, übten ſie unter ſich eine Art Gerichtsbarkeit aus, vertraten die Intereſſen der Studentenſchaft den Regierungen und der Bürgerſchaft gegenüber und überwachten und ſteigerten die Duellwut zu unerhörter Höhe. In dem Korporationsgeiſte derſelben lagen hauptſächlich die ſtets üppig wuchernden Keime der furchtbaren Studentenkravalle jener Tage. So wütete im Jahre

1621 zu Erfurt ein förmlicher Aufruhr, den die rüſtige Bürgerſchaft nur mit Mühe dämpfte, und 1660 ſtiftete die jenenſiſche Studentenſchaft, um zwei im Karzer ſitzende Kameraden zu befreien, einen ſo furchtbaren Tumult an, daß der Herzog Wilhelm die Ritterſchaft und den Landſturm gegen die Rebellen aufbieten mußte. Der Frevelmut derſelben wich nur der Gewalt, ſonſt imponierte ihm weder Hohes noch Heiliges. Hatten die Jenenſer doch einmal den Wagen einer durchreiſenden Fürſtin angehalten und einer von der Rotte derſelben mit den Worten: „Ich gebe einen Dreier und drehe einmal!“ den Hut auf dem Kopfe wie einen Jahrmarktsvogel herumgedreht; ja waren ſie doch zu dem Paſtor gegangen und hatten unter dem Vorgeben, einer von ihnen ſei geſtorben, „eine ordentliche Leiche“ beſtellt! Der Geiſtliche erſchien, fromme Lieder erſchollen, ein ſtattliches Geleite folgte dem Sarge. Als man dieſen aber auf dem Kirchhofe öffnete, fand ſich zu nicht geringem Entſetzen aller gottesfürchtigen und ehrbardenkenden Seelen, daß ein Hering darin lag. Wenn nun die Sittenprediger jener Zeit ganz beſonders den Rektoren und Profeſſoren die Schuld geben, daß ſolch eine Barbarei um ſich gegriffen habe, ſo ſcheinen ſie darin zum Teil wenigſtens recht zu haben. Wohl konnten die Behörden in geſetzloſer Zeit, wo allein das Recht des Stärkeren galt, oft nicht den Zwang üben, der notwendig war, oft aber fehlte ihnen auch der gute Wille, da ſie ſelbſt verwildert waren und es in manchen Stücken wie die Studenten trieben; ſie ſchmauſten mit ihnen, tranken und betranken ſich mit ihnen, jubelten, tanzten, ſchrieen, ſchwärmten und ließen „unter Freſſen und Saufen die Geiger holen und die Feldſtücke zum Fenſter hinausblaſen.“ Manche gaben zu viel auf die Beliebtheit bei der akademiſchen Jugend und meinten, die junge Welt müſſe ſich austoben; andere „ſteckten die großen Diebe in die Taſche und hingen die kleinen an den Galgen“, ließen die Federjunker und Degenſtutzer ſich tapfer ausreden und die armen Geſellen in das Loch kriechen; wieder andere waren leicht durch Geld zu überzeugen, daß der Vornehme mit Strafe zu verſchonen ſei; noch andere entſchuldigten denſelben, weil er mit ihnen oder einem der Profeſſoren verwandt oder verſchwägert ſei.

Infolge dieſes kläglichen Verhältniſſes der Profeſſoren zu den Studenten bildete ſich an manchen Univerſitäten neben den Adeligen, die mehrfach das alleinige Recht, Federn auf den Hüten zu tragen, beanſpruchten, noch eine andere Ariſtokratie aus, die der Profeſſorenburſchen, welche bei den Profeſſoren Wohnung und Koſt hatten. Die Senate waren auch eifrig bei der Hand denſelben vor den

Bürgerburſchen und den armen „Kalmäuſern“, die ſich ihren Unterhalt durch Famulieren erwarben, auffällige Vorrechte einzuräumen. Die Profeſſorenburſchen hatten ein förmliches Recht auf den vornehmſten Platz in der Kirche; ſie ſtanden bei akademiſchen Feierlichkeiten zunächſt am Katheder, ſie ſaßen in den Auditorien an Tiſchen, während die anderen mit bloßen Bänken zufrieden ſein mußten, ſie hatten auf dem Univerſitätskeller ihren beſonderen Tiſch, ihre Disputationen wurden in Folio, die der übrigen in Quart gedruckt, nur ihnen durfte der Fechtmeiſter Unterricht erteilen, bei Hochzeiten hatten ſie den Anſpruch auf den Vortanz. Nur ein Profeſſorenburſch ward als Sekundant zugelaſſen, er verlangte, daß der Konviktoriſt vor ihm den Hut abziehe, und dankte darauf mit bloßem Nicken; er ging niemandem aus dem Wege und machte bei keinem Studenten die Thüren zu; von den Bettelburſchen ließ er ſich „Ew. Gnaden“ titulieren, wogegen ſich der Bürgerburſch mit „wohlgeborner Herr“ begnügen mußte.

Die Kalmäuſer, Konviktoriſten, Stiftler und Kommunitäter ſpielten dem Adel und den Profeſſorenburſchen gegenüber eine traurige Rolle. Manche von ihnen, die aus milden Stiftungen unterhalten wurden, ſahen ſich jahrelang genötigt ihre Studien zu unterbrechen oder ſich zeitweilig nach einer Hofmeiſterſtelle umzuſehen, um ſpäter zu ihren Studien zurückzukehren; andere mußten als Famuli bei wohlhabenden Genoſſen ſich einen kümmerlichen Unterhalt erwerben oder mit Informieren ſich durchhelfen wie ein gewiſſer Weller, der von ſich erzählt, „einſt habe er am Weihnachtstage 1623 in Wittenberg ſich ſelbſt ein Gebäck gemacht und in die Kacheln des Ofens gelegt, als es ihm aber von ſeines Herrn Hunde weggefreſſen, am erſten Feiertag hungrig zu Bett gehen müſſen.“ Auch iſt uns ein rührender Brief eines armen Teufels erhalten, der 1620 die Univerſität Jena bezog und mit einem Stipendium von ſechzig Gulden zwei Jahre ausreichen ſollte, während doch in der Stadt damals alles ungewöhnlich teuer war und ein Pfund Brot 1 Groſchen, ein Maß Bier 1 Groſchen, ein Paar Schuhe 5 Gulden und ein Paar Stiefel gar 10 Gulden koſtete! Aber gerade unter dieſen armen Burſchen, die vor Hunger nicht in Schlaf kommen konnten, waren die Jünger der Wiſſenſchaft, jene fleißigen Studenten zu treffen, von denen der berühmte Hofprediger Höe ein leuchtendes Beiſpiel bildet. „So ſich meine Kinder wundern“, erzählt er ſelbſt, „wie ich in vier Jahren habe in drei Fakultäten in Wittenberg ſtudieren und ſoweit darin kommen können, ſollen ſie wiſſen, daß ich manchmal in zwei, drei Tagen keinen warmen Biſſen in den

Mund gebracht. Ich bin viele Nächte nicht zu Bett kommen, ſondern habe ſtets geleſen und geſchrieben ſogar, daß auch der Teufel mir das Licht ausgeblaſen, ein Gepolter in dem Kabinett angerichtet und mit Büchern auf mich geſtürmt hat."

Ganz anders lauten dagegen die Berichte von Burſchen, die aus eignem Vermögen jährlich gegen zweihundert Thaler aufwenden durften; dieſelben konnten ihr Studentenleben in jenen Zeiten auf eine viel längere Reihe von Jahren als heutzutage ausdehnen. Sieben, acht, zehn, zwölf Jahre Student zu ſein, war nichts Ungewöhnliches. Zu Wittenberg ſtudierte ein Sohn des Profeſſors Schöttgen über vierzig Jahre lang, in Leipzig ſtarb 1638 ein Student Heinrich Öl, der gerade hundert Jahre alt und demnach im wahrſten Sinne ein bemooſtes Haupt geworden war. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte er ſeine Studien begonnen, aber ſo gründlich genommen, daß er zu keinem Ende kam.

Von anderen, die ihr Vermögen in Saus und Braus durchgebracht und die Univerſität verlaſſen mußten „hinkend, zahnlos, mit Narben und Heften durch und durch zerflicket", weiß Heyder folgendes zu berichten. „Wird der alamodiſche Student gezwungen eine andere Lebensart zu wählen, ſo wird ihm entweder geheißen, in den Krieg zu ſchlenkern, oder er verheiratet ſich mit an eine häßliche und runzliche Käſemutter, die etwas Speck in der Taſche hat, und fängt an zu finanzen und zu wuchern, der Schinder und Räuber der ganzen Provinz zu werden, ſo unerſättlich im Zinsnehmen, als er vordem alles zu vergeuden ſtrebte. Oder ſo er bei Reicheren einen Korb bekommt, hebt er an ein neuer Höcker und Verkäufer zu werden, ſitzet in ſeinem Laden und verhandelt Nädelein, Kämme, Neſteln, Klipperlein, Karten, Zunder, Pech, Nägel, Beſen, Pfeifen, Zwirn, alte Schuhe und Heringe, oder er bekommt durch Hilfe ſeiner Freunde ein Königreich. Aber was für ein Königreich? Ein ſolches, wie es Dionyſius zu Korinth erlangte, da er die Birkenrute ſtatt des Zepters, den durchſchlitzten Hut ſtatt der Krone, den zerflickten Mantel ſtatt des Purpurs und das Schützenbuch ſtatt des Reichsapfels führte. Lehret derhalben die Kinder das Abc um den ſchnödeſten und geringſten Lohn und kann ſich kaum das ſchwarze Kleienbrot kaufen, iſt unglücklich in allem Thun und Laſſen, bis er endlich, ehe es Zeit iſt, alt wird und die Gott und Menſchen verhaßte Seele ausſpritzet."

Manche aber wußten noch einen anderen Weg zu Verdienſt einzuſchlagen. Sie thaten ſich zuſammen und bildeten Komödiantenbanden, die ganz Deutſchland durchzogen und beſonders in größeren

Städten und an den Höfen auftraten. So kennen wir die Truppe eines gewiſſen Treu, die im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts mehrmals in Berlin war, die des Andreas Gärtner, der 1646 zu Hamburg, und die Schneideriſche, die zwei Jahre ſpäter in Mainz Vorſtellungen gab, vor allem die Truppe des Magiſters Veltheim, welche, nur aus Leipziger und Jenenſer Studenten beſtehend, bis gegen das Ende des Jahrhunderts an verſchiedenen Orten mit großem Beifall ſpielte und unter anderen Molièreſche Stücke in deutſcher Überſetzung zur Aufführung brachte.

Wie viele nun auch ſo zu Grunde gehen und verderben mochten, es iſt gewiß, daß es auch in der verkommenſten Zeit des Studentenlebens nicht wenige gab, die ſich Sitte, Frömmigkeit und Studium eifrig angelegen ſein ließen; kennen wir doch eine ganze Reihe ehrwürdiger Männer, die während dieſer Zeit ihre Studien machten, aber die Verwilderung war ſo allgemein, daß man jene nur als Ausnahmen betrachten darf. Man kann immerhin betonen, daß die Studentenſchaft die Romantik des ſcheidenden Mittelalters und damit auch ein großes Stück mittelalterlicher Roheit mit in die neuere Zeit hinübergenommen hatte, indes findet das wüſte Treiben beſonders auch aus dem Umſtande ſeine Erklärung, daß der Student, von den geiſtloſen Studien abgeſtoßen, allein auf ſich ſelbſt angewieſen war. Wie die Begriffe von Pflicht, Ehre und Würde, ſo lag in dieſer Periode der Ermattung und Erniedrigung des deutſchen Lebens auch das Streben nach Wiſſen und die Wertſchätzung desſelben an andern tief im Argen. Selbſt die beſten der Univerſitätslehrer waren großenteils Pedanten der traurigſten Art, und vielfach zog der verbannte Schlendrian des Mittelalters mit all ſeinen Thorheiten wieder in die Aulen und Auditorien ein. In der Roheit der Zeit, wo es noch keine gebildete Geſellſchaft gab, in deren Schoß er ſich äußerlich und innerlich hätte abſchleifen können, wo ihm die feineren äſthetiſchen Freuden fehlten, warf ſich der Student, der das Leben genießen wollte, der Sinnlichkeit in die Arme. Selbſt nach Ablauf des großen Krieges wandelten ſich die Zuſtände nur inſofern, daß an die Stelle der naiven, derben Roheit ein raffinierter Cynismus trat, der noch lange das Studentenleben kennzeichnete. Als äußeres Zeichen eines ungebundenen Lebens wurden Schlafröcke beliebt, ſogar im Freien, oft ſelbſt, ohne Beinkleider darunter zu tragen, und unanſtändig zerſchnittene Hoſen waren nichts Seltenes. Auch das beginnende 18. Jahrhundert zeigte das akademiſche Leben noch tief in der Barbarei der früheren Zeit verſunken. Edleres wiſſenſchaftliches Streben war ganz von den

Univerſitäten verſchwunden, deren Katheder der Mehrzahl nach geiſtloſe Pedanten inne hatten. Kein Wunder, daß das viehiſche Rundeſaufen, das Schlägerwetzen, Deponieren, Philiſterprellen und Zotenreißen bei der Läſſigkeit und Kraftloſigkeit der Behörden ſeinen Fortgang hatte. Die Studentenlieder aus jener Zeit ſind voll von roher Geſchmackloſigkeit und wimmeln von zuchtloſem Unflat, der ſich auch in den immer noch modiſchen Stammbüchern ſo breit machte, daß Käſtner in Göttingen in ein ihm zur Einzeichnung dargebotenes Buch die berühmten und die ganze Zeit kennzeichnenden Worte ſchrieb: „Herr, geſtatte, daß ich unter dieſe Säue fahre!“

Tholuck: Das akademiſche Leben des 17. Jahrhunderts. — Keil: Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens. — Meyfart: Chriſtliche und wohlgemeinte Erinnerung von Wiederbauung der akademiſchen Disziplin. Schleuſingen 1636. — Buſch: Deutſche Studenten in alter Zeit. Leipzig 1866.

29. Das Alamode-Weſen im 17. Jahrhundert.

Mochte der große Krieg vieles zerſtören, die Pracht der Städte, die wohlgebauten Dörfer, Handel und Verkehr, materielle und nicht weniger geiſtige Güter vernichten und die Entwickelung Deutſchlands nach vielen Richtungen unterbrechen: er hat doch nicht allein verderbliche Wirkungen gehabt. Löſte er im allgemeinen auf, ſo verband er daneben wieder in engeren Kreiſen deſto mehr, ſchied, wenn auch auf Koſten des Reiches, die einzelnen Staaten feſter in ſich ab, führte in der gemeinſamen Not den Fürſten ſeinen Unterthanen, den Prediger ſeiner Gemeinde näher, miſchte die Stände, erhob den hörigen Krieger zum Freien, ſtellte den Freien dem Edlen gleich. Ganz beſonders macht ſich dieſe Doppelſeitigkeit der Wirkungen des Krieges in der Litteratur und deren Beſtrebungen geltend; das Einheimiſche, was er anregte, hielt dem Fremden, das er einführte, überall ein Gegengewicht. War der längſt verbreitete Zug der nationalen Selbſtentäußerung, die Fremdtümelei und die Modeſucht geblieben, ſo dauerte doch daneben eine Strömung von entſchieden patriotiſch deutſchem Geſinnungsinhalt nicht weniger fort. Beide Richtungen gehen, wie wir früher geſehen, nebeneinander durch die Nation: eine völlige Lähmung des Nationalgefühls auf der einen und eine ſtarke, oft überreizte Anſpannung desſelben auf der andern Seite ſtehen ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts, während des Krieges und nach ihm einander gegenüber.

Hatten die Klagen über Nachäffung franzöſiſchen Weſens, insbeſondere franzöſiſcher Tracht und Sprache ſchon im Anfang des Jahrhunderts begonnen, ſo ertönen ſie während des Krieges immer lauter und lauter und miſchen ſich mit fortdauerndem Jammern über unausgeſetzt ſteigenden Aufwand, ſo daß die ſtetig verſchärften Luxusgeſetze und Kleiderordnungen kaum gleichen Schritt mit ihnen halten können. Für alle dieſe Verirrungen in Tracht, Sprache und Sitte war in den Zeiten des Krieges das vielberufene Wort Ala-

mode aufgekommen, zuerst zum Ruhm gemeint, dann, wie es zu geschehen pflegt, zu ganz beispielloſem Schimpf gewandt. Wenn man die aus allen Gegenden des Vaterlandes durch das Jahrhundert ertönenden Stimmen hört, wie alle Sittenrichter darin einig sind, verwelschtes Geckentum, Mißhandlung der deutschen Sprache, Entfremdung von deutscher Art und Sitte als die Hauptsünde des Zeitalters zu geißeln, und die Prediger beider Bekenntnisse nicht verfehlen, ihr Sündenregister auf denselben Ton zu stimmen, so sollte man meinen, in allen Ständen habe damals nur „eitel Heuchelei, Lügen und Trügerei“ geherrscht und unsere Vorfahren seien nichts anderes gewesen als trunksüchtige Rüpel, franzöſierende Gecken und mit Schönheitspflästerchen bedeckte Frauenzimmer.

Von den zahlreichen, immer aus demselben Ton blasenden Zeitstimmen genügt es nur einige zu hören.

Einer der ersten „Kleyderteufel“, die sich wieder zu regen begannen, weiß im Jahre 1629 von dem Alamode-Wesen folgendes Bild zu entwerfen. Der Verfasser fragt: „Welch ein landkriechendes Wort ist Allmodisch?“ und fährt dann fort: „So acht ich, das Wort Allmodi werde erstlich auf Teutsch und Latein zusammengeflicket und heißt Allmodi, so viel als allerlei Weis und Gattung. Dann sollte der Teutsche eben in dem so fest an seine teutsche Mutterspraach geheftet und genagelt sein, daß er von andern Nationen nicht ein Wort entlehnen und damit seine angeborne Sprach verketzern könnte, das wäre ja ein ewige Schande, da doch der meiste Teil Teutschen ihre Kleidung und teutsche Gemüter schon längsten vermetamorphisieret und verwandelt haben. Da gibts teutsche Spanier, teutsche Franzosen, teutsche Italiener, teutsche Engelländer. Summa: der teutsche Mann ein allmodisch Mann. Zum andern kann es auch wohl auf Griechisch und Latein zusammengeraspelt und geplacket sein und müßte also geschrieben werden *ἀλλο* modi und hieß anderer Weis, Art und Gattung; verstehe, als es Gott wohl gefallet, als einem teutschen Biedermann wohl anstehet oder löblich und rühmlich ist. — Zum dritten kann es wohl sein, wie dann gemein dafür geachtet wird, daß es herkommt von dem à la mode, auf die jetzige neue Art, die einem oder dem andern Narren gefallet, und müßte geschrieben werden also a la modisch.“ „Haben wir nicht über sieben Jahre Krieg, Verheerung und Zerstörung genugsam gehabt, gesehen und erfahren, und ist noch immer kein Ende nicht, Mars blaset einen Weg wie den andern, immerdar Lärmen, wer achtet aber solches, wer stehet ab von der teuflischen Hoffahrt? wird es doch allzeit nur ärger.“ Er ermahnt mit

allen Kräften „dieſes Laſter zu fliehen und zu meiden, weil gemeiniglich der ſtolze allmodiſch Kleiderteufel, wo der einzeucht, nicht allein zu kommen pflegt, ſondern noch ſieben andere Teufel, die ärger ſind als er ſelbſten, zur Geſellſchaft mit ſich bringet und nimmt, oder dieſelben ihm doch gleich auf dem Fuße nachfolgen. — Erſtlich iſt es der müſſiggehende, pflaſtertretende Spazierteufel, dann das iſt gewiß, zu keinem andern Ende ſtreichet ſich unſeres allmodiſches Geſindlein dergeſtalt ſo fantaſirlich heraus, als nur daß es ein Gaſſen auf die ander hinab trete, ſich begaffen und beſchauen laſſe. Da weiß mancher nit, wie närriſch er ſich nur ſtellen ſoll, und gucket ihm der allmodiſch Fantaſt zu allen Gliedmaßen heraus, und ſperret ſich Herr Omnes wie ein Haspel oder Katz im Karnierſack. Die Linke wirft man in die Seite, die Rechte ſpielet mit dem allmodiſchen Bärtlein. Die Augen laufen in alle Winkel, da ſpeitzet, reuspert und huſtet man immerdar, daß ja jedermann an die Fenſter falle und zuſieht, wie unſer junge Herr und jung Frau daher ſchwenze u. ſ. w. „Dieſe langen Haare, alſo herunterhängend", wettert Moſcherasch, „ſind rechte Diebshaare und von den Welſchen, welchen um einer Miſſethat oder Diebſtücks willen irgend ein Ohr abgeſchnitten, erdacht worden, damit ſie mit den Haaren es alſo bedecken möchten. Und ihr wollt ſolchen laſterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eignen deutſchen Haare euch ſchämen? Wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf ſetzen laſſen? Aber wer ſich ſeines eignen Haars ſchämt, der iſt nicht wert, daß er einen deutſchen Kopf hat. — Biſt du ein Deutſcher? warum denn mußt du ein welſch Haar tragen? warum muß das Haar alſo lang über die Schultern herabhangen? warum willſt du es nicht kurz beſchneiden auf deutſche Weiſe? Da deine Vorfahren es für die größte Zierde gehalten haben, ſo ſie einen rechtſchaffenen Bart hatten, ſo wollet ihr den welſchen unbeſtändigen Narren nach alle Monat, alle Wochen eure Bärte berupfen und beſcheren, beſtummeln, beſtutzen, ja alle Tag und Morgen mit Eiſen und Feuer peinigen, foltern und marteln, ziehen und zerren laſſen? jetzt wie ein Zirkel-Bärtel, jetzt wie ein Schnecken-Bärtel, bald wie ein Jungfrauen-Bärtel, ein Teller-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, ein Maikäfer-Bärtel. — Nun iſt eure meiſte Sorge, ſobald ihr morgens aufgeſtanden, wie ihr den Bart rüſten und zuſchneiden möget. O ihr Weiber-Mäuler! Ihr Unhärige! In den Löffeljahren geht ihr zu zapfen, zu trillen, zu rupfen, bis die Gauchshaar heraus wollen, und wann ihr durch Gunſt der Natur dieſelbige endlich erlangt habt, ſo wißt ihr ihnen nicht Marter genug, bis ihr ſie

wieder vertreibet! Ihr Bartſchinder! Ihr Bart-Schneider! Ihr Bart-Stutzer? Ihr Bart-Zwacker! Ihr Bart-Folterer! Ihr Bart-Wipperer! — Wie viele Gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht nachgetragen? Jetzt ein Hut wie ein Ankenhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut, dann von Geiſſenhaar, dann von Kamelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar, dann ein Hut als ein Schwarzwälder Käſe, dann wie ein Holländer Käſe, dann wie ein Münſter Käſe. — Und möchte mancher meinen, er ſehe einen Kramgaden aufgethan oder in einen Paſternoſter Laden, ſo mit mancherlei Farben von Neſteln, Bändeln, Zweifelſtricken, Schlüpfen und anderem ſind ſie an Haut, an Hoſen und Wams, an Leib und Seele behenket, beſchlecket, beknüpfet und beladen."

Den Proſaikern eifern die Dichter nach in der Schilderung der verderblichen Fremdmoden. Logau ruft ſeinen Zeitgenoſſen zu:

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei:
Solls dann ſein, daß Frankreich Herr, Deutſchland aber Diener ſei?
Freies Deutſchland, ſchäme dich doch dieſer ſchnöden Kriecherei!

oder:

Bleibt beim Saufen! Bleibt beim Saufen!
Sauft, ihr Deutſchen, immerhin!
Nur die Mode, nur die Mode
laßt zu allen Teufeln ziehn!

Ebenſo laſſen Lauremberg und Rachel ihrem Spotte freien Lauf:

Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
franzöſiſch Rock und Wams, franzöſiſch zugeſchnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
das macht ein Deutſcher nach. Sollt ein Franzos es wagen
die Sporen auf dem Hut, Schuh an der Hand zu tragen,
die Stiefel auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch
anſtatt des Neſtelwerks, der Deutſche thät es auch.

In dieſer Weiſe ertönt es von allen Seiten; eitle Nachäfferei der Mode wie der Aufwand und der ſteigende Wechſel der Formen und deren thörichte Abſonderlichkeiten bilden durch das Jahrhundert das Thema der Verſpottung; man kämpfte gegen die ſchurzförmigen Unterrockshoſen nicht weniger wie gegen die ungeheuren Lockengebäude und die bartloſen Geſichter, die in dem dritten Jahrzehnt nach dem

Kriege zur allgemeinen Geltung kamen, aber auch hier einen vergeblichen Kampf.

Man würde indes sehr irren, wenn man aus den drastischen, oft sehr rohen Beschreibungen der Satiriker und Geistlichen schließen wollte, daß es sich um Erscheinungen von ganz allgemeiner Verbreitung gehandelt hätte. Wohl haben die geschilderten Übelstände in vielen Kreisen bestanden, aber doch in dem nationalen Leben bei weitem nicht den breiten Raum eingenommen, den man ihnen so oft zugeschrieben hat. Die Satiriker erblicken nur überall die häßlichen Auswüchse und die Verirrungen des Alamodewesens und haben bei ihren Schilderungen meist nur jenes Stutzerwesen im Auge, das sich in den Kreisen der Vornehmen, der Studenten u. a. breit genug machte.

Dies geht besonders aus den „fliegenden Blättern" hervor, die durch beigefügte launige oder sonst ergötzliche Hinweise auf die Ungereimtheit der Sitten die Lachlust hervorrufen wollten. Bald treten auf den Titeldarstellungen die alamodisch aufgeputzten Männer und Frauen auf, wie sie nicht seltsamer gedacht werden können; ein deutscher Monsieur, heißt es da, soll haben: Immaginationhaar, Patientbart, Responsionhut, Indifferenthutschnur, Legationfeder, im ganzen mit Einschluß von Stultissimagang und Gebärden zwanzig Stücke. Bald behandeln sie den Tod des Monsieur Alamode und zeigen den sterbenden, wie er wohl frisiert, Haar, Bart, Halskrause und Manschetten in schönster Ordnung, auf dem Bette liegt. Er macht sein Testament, das ein Schreiber am Pult daneben niederschreibt. Vor ihm auf dem Boden liegt all die Stutzerherrlichkeit, Degen, Mantel, Wams, Federhut, Bürste, Kamm, Sporn und Brenneisen. Neben dem Bette stehen seine Genossen in höchster Zier, die Hände ringend und klagend, daß das Schöne so rasch vergehen müsse. Das Siegel des Testaments zeigt die gesamte Stutzerkleidung. Das sind dieselben Gestalten, die Moscherosch schildert. „Siehe dort, wie der sich stellet, als ob er eines großen Fürsten und Potentaten Rat wäre, der doch mit all seinem Verstand kaum einen Hund aus dem Ofen locket; damit er aber für denjenigen angesehen und gehalten werde, der er sein will, so stellt er sich dem Ansehen nach gar ernstlich, sieht sauer, redet wenig, wiewohl er sonst über alle Maßen beschwätzt ist, wirft je zuzeiten ein italienisches oder spanisches Wort mit unter, auf daß man dafür halten und meinen solle, alle Nationen habe er gefressen, trägt große Hosen, geht langsam, um so zu reden, nach dem Takte, Fuß zu Fuß, als ob alle seine Schritte durch den Euklidem abgemessen wären, be-

siehet sich selber hinten und vorne, ob er sich noch kenne, ob er noch der sei, der er gewesen, oder ob er der Mann sei, für den er sich jetzt halte." Das waren eben jene „von den Franzosen kommenden oder zu den Franzosen ziehenden und die Franzosen liebenden Deutschlinge, die kein eignes Herz, keinen eignen Willen, keine eigne Sprache haben, sondern der Welschen Willen ihr Willen, der Welschen Meinung ihre Meinung, der Welschen Rede, Essen, Trinken, Sitten und Gebärden ihr Reden, ihr Essen und Trinken, ihre Sitten und Gebärden, sie seien gut oder böse." Aber ebensowenig wie diese Darstellungen, die in allen Formen das Gepräge der Übertreibung, zum Teil bis zur wüsten Entartung zeigen, können als allgemein gültige Quellen für eine kulturgeschichtliche Betrachtung jener Zeit Blätter dienen, die folgende bezeichnende Aufschrift tragen: „Kartell stutzerischen Aufzugs der durchsichtigen, hochgefiederten, wohlgespornten und weitgestiefelten, langschwarzhaarigen, zigeunerischen, wohlverneselten, wohl herausstaffierten, weltbekannten Cavalliere, samt deren hochgeputzten, hochhaargepufften, wohlangestrichenen Büchsleinblasern wie auch unten, mitten und oben zerhackten, zerspaltenen und geputzten Corbesi, Concubin und Mätressin der welsch französischen, jetztmals teutschen Aufzugs genannt." Fehlt es doch nicht auch an Blättern, die durch Gegenüberstellung des „altväterisch" gekleideten Bürgers sowie des einfachen Landmanns und des gespreitzten Monsieur um so kräftiger zu wirken suchen und damit zu erkennen geben, wie heimische Sitte durchaus nicht ausgestorben war.

Eine geschichtliche Betrachtung gibt ein wesentlich anderes Bild von der Mode jener Zeit im engeren Sinne, als es die Satiriker und Sittenrichter uns vor Augen stellen. Dieselben hatten kein Verständnis dafür, daß bei der Wechselwirkung der Völker ein Herüberströmen französischer Formen natürlich und um so unvermeidlicher war, als die französische Bildung sich der Deutschen weit überlegen zeigte; auch verkannten sie in ihrem patriotischen Eifer ganz, daß andere Nationen damals dasselbe Schicksal wie die Deutschen erlitten, und wußten nicht, daß umgekehrt denselben Einfluß, den das französische Wesen in Deutschland, das deutsche wieder in den nordischen Ländern ausübte.

Noch hatte der spanische Geist inbetreff des Kostüms nur die Höhen der Gesellschaft ergriffen und war noch nicht in die unteren Schichten gedrungen, als sich schon vor dem Kriege ein Widerstand ankündigte, ein anderer Geist sich geltend machte, der sich mit großer Lebendigkeit der einengenden Formen zu entledigen und zu einem freien, naturgemäßeren Leben zurückzukehren suchte. Aber die Rich-

tung zum Natürlichen ward durch den Krieg ins Übermaß getrieben und artete wieder in Unnatur aus; es war das andere Extrem des spanischen Geistes: dem Gezierten und Gespreizten trat das Groteske-Phantastische, dem höfisch abgemessenen Wesen die ungebundene, zügellose Ausgelassenheit des Soldaten, der Beschränkung und Eitelkeit Hohlheit und Aufgeblasenheit gegenüber. Aber alles das machte sich doch erst ganz allmählich und nur in bestimmten Kreisen geltend. Von den ganz verwelschten Höfen zu Düsseldorf und der Pfalz abgesehen, fand das französische Modetum im eigentlichen Sinne noch bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre bei den höchsten und höheren Ständen verhältnismäßig geringen Anklang. Mochten auch bald Braunschweig, Baiern und Hannover nachfolgen, in allen anderen Kreisen beharrte die Tracht in der herkömmlichen Form und begann sich erst nach und nach mit französischen Bestandteilen zu mischen. Selbst als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die französischen Formen mehr und mehr die Oberhand an den Höfen gewannen, blieb eine Reihe von Reichsstädten sogar bis in das 18. Jahrhundert der alten Weise treu, von der Bevölkerung der kleineren Städte und des Landes ganz zu schweigen. Die Straßburger erschienen noch im Jahre 1701 fremden Reisenden ganz altfränkisch in ihrer Kleidung und die Augsburger so wunderlich, daß man die verschiedenen Qualitäten und Religionen der meisten Leute an ihrer Tracht erkennen konnte. Am längsten hatte sich hier der schaubenartige Überwurf, der steifgefaltete Halskragen und der hohe Hut erhalten.

Von weit größerer Wichtigkeit als das Hereinfluten der französischen Mode im engeren Sinne erscheint ein anderer Ausfluß des Alamodewesens, die Sprachmengerei, gegen welche die Satiriker gleichfalls in heftiger Weise ihre Stimme erheben. „Ich glaube", sagt Moschorosch, „wenn man eines neusüchtigen Teutschlings (deren etliche sind, die auch ihres Vaterlandes sich schämen) Herz öffnen und sehen sollte, man würde augenscheinlich finden, daß $^5/_8$ desselben französisch, $^1/_8$ spanisch, $^1/_8$ italienisch und $^1/_8$, doch nicht wohl, deutsch darin gefunden werden sollte." Obwohl er zu Ehre der deutschen Sprache und Sitte sein Werk ausgearbeitet, so glaubt er doch alamode Tugenden nicht anders als mit alamode Farben anstreichen zu können und hat darum alles mit griechischen, lateinischen und welschen Brocken durchspickt, „welches er sonst an einem geborenen Deutschen billig schelte." „O ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Tier ist doch, das dem andern zu Gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je

eine Katze dem Hunde zu gefallen bellen, einen Hund der Katze zu liebe miauen hören? Nun sind wahrhaftig ein deutsches festes Gemüt und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollt ihr, unverständiger als die Tiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blöken und eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schande." Einmal führt er in vier und zwanzig Strophen nach dem Alphabet die neuaufkommenden Wörter auf z. B.:

Was ist armieren, was avisieren?
was avancieren, attaquieren?
was approchieren, archibusieren?
was arrivieren, akkordieren?

Ein andermal erdichtet er die haarsträubendsten Beispiele von dem Mischmasch der vornehmen französierenden Mode. „Der langwierige Krieg, meint er, das leichte Kippgeld haben große Dinge gethan, aber die Neusüchtigkeit thut wohl ein mehreres und wird uns besorglich noch den Garaus machen"; schon gibt er alle höheren Stände als völlig verwelscht preis, nur den biedern Bauer weiß er noch zu loben, der bei seiner alten Sitte und Sprache geblieben. Indes führen andere, wie Grimmelshausen, auch über diesen böse Klagen und deuten an, wie die Fremdwörter bereits in die Mundart eindrängen. „Wie landverderblich", sagt er, „ist uns nur das einzige, damals ganz neue ungewöhnliche Wort Kontribution gewesen? Das einzige marschieren brachte zwar bisweilen unseren Landsleuten einen unglaublichen Herzenstrost. Nun ist es so gemein geworden, daß es auch die Mägde brauchen, wenn sie in das Gras gehen wollen; aber ein Bauernknäblein legt es anders aus. Denn als sein Vater gen Wald fahren wollte und zu seinem Knechte sagte: „Hans, spann an, wir wollen marschieren!" antwortete ihm der Knab: „Vater, marschieren heißt nicht Holz holen, sondern die Schelmen wollen fort." In gleicher Weise spricht sich auch der Rostocker Lauremberg in derb niederdeutscher Sprache aus. Die Franzosen, meint er, hätten der deutschen Sprache die Nase abgeschnitten und ihr eine andere angeflickt, die zu den deutschen Ohren nicht passe. „Die alten Niedersachsen nannten das Rechte gleich, das Krumme schief, nun aber sagt man statt stehlen anpacken, allon statt fort; im Marsch begriffen sein, war sonst ein unflätig Wort, aber jetzt nicht. Hätte man damals zu einer Jungfrau gesagt:

„Gott grüß euch, ſchöne Dame!“ ſo hätte ſie wohl erwidert: „Was meinſt du grober Eſel? weißt du Bärenhäuter nicht mehr, wie ich heiße? Ich heiße Annemeken oder Grete und bin keine Dame, du leichtfertiger Finke; deine Mutter war ſolch ein Ding, ich bin ein ehrlich Mädchen geboren.“ Jetzt kann man im Stalle Komplimente hören in dieſer Art: „Mein hochgeehrter Kamrade, Munſör, wenn es ihm nicht zuwider wäre, ſo wolle er den Pferdekot aus dem Stalle ſchaffen.“ Um ſeinem Abſcheu Ausdruck zu geben, erfindet er dann erſchreckliche Beiſpiele einer Sprachmengerei. Auch der hochdeutſche Rachel gibt ihm in ſeinem Eifer nicht viel nach; er läßt einmal einen Kapitän als Freiersmann auftreten, der ein Mengelmus von Worten über ſeine Lippen bringt:

Ça Maitre, mache mir on faiçon der Frantzoſen
für gut contentement ein paar geraumer Hoſen.
Ich ſelber bin mir gram, mir knurrt der ganze Leib,
daß ich jusqu'à présent muß leben ohne Weib u. ſ. w.

Was ſoll man gar dazu ſagen, wenn ein Dichter einen Verehrer ſeine Demoiſelle alſo alamodiſch anfingen läßt:

Reverirte Dame,
Phönix meiner ame,
gebt mir audienz.
Eure Gunſt meriten
machen zu falliten
meine patienz.
Ihr ſeid ſehr capable,
ich bin prévalable,
in der eloquenz,
aber mein serviren
pflegt zu dependiren
von der influenz!

„Wenn man ſo honigſüße Worte aus der fontaine eines eloquenten Herzens herfließen höret und es auf der balance der Vernunft wohl fructifiert, wer wollte bastant genug ſein, ihrem gebührenden Lobe zu resistiren?“

Keinen Stand laſſen die Satiriker ungeſchoren; ſelbſt die Handwerksker le ſind von der Neuſüchtigkeit angefreſſen und ſpicken ihre Briefe hin und wieder ſo dick mit fremden Wörtern, „als wie die Köche die Haſen mit Speck.“ Noch ſchlimmer ergeht es den Zeitungsſchreibern, Konzipiſten und Kanzelliſten, „welche die alte deutſche

Mutterſprach ſo verwiſchen und verkehren und zerſtören, daß ſie ſich ſelber nicht mehr gleich ſieht und kaum erkannt und verſtanden werden kann." „Wem ſchreiben ſie die Zeitungen zu leſen?" fragt der eine. „Nicht den Franzoſen, dann ſie das Teutſche, ſo darinnen, in ihrer Sprach nit leiden, maßen ihnen alle Zeitungen ganz franzöſiſch ſein müſſen, nicht den Italienern, nicht den Spaniern, ſondern es geſchieht dem ehrlichen Teutſchen zu lieb! Aber was iſt das, da ſo viel Franzöſiſch, Italieniſch, Spaniſch darinnen, daß ſolches kein Deutſcher verſtehen kann, und iſt gewiß, welcher nicht auch in Franzöſiſchem und Italieniſchem weiß, daß derſelbe keine Zeitung verſtehen kann." Nicht am wenigſten wird den Kanzleien die Schuld gegeben; ein Schreiber heißt es, lieſe Gefahr für einen unverſtändigen Eſel geſcholten zu werden, wenn er nicht der thörichten Liebhaberei ſeiner Herrſchaft für das Wortgemenge nachgebe. Selbſt einem Manne wie Leibniz erſchien die Sprache „in die Rappuhn gegangen" und die Reichsakten „mit Worten angefüllet, deren ſich unſere Vorfahren geſchämet haben würden." „Wir leben in einer Zeit", ſagt ein anderer, „da die Deutſchen nicht mehr Deutſche ſein, da die ausländiſchen Sprachen den Vorzug haben und es ebenſo ſchimpflich iſt deutſch zu reden, als einen ſchweizeriſchen Latz oder Wams zu tragen." „Die Deutſchen ſtellen ſich an", ruft ein dritter aus, „als wären ſie zwar in Deutſchland geboren, aber in Frankreich von einer Äffin geſäugt und von einem Pavian erzogen, alldieweil wir kaum das dritte Wort reden können, wo nicht das vierte franzöſiſch iſt, wenn wir uns ſchon ſelbſt nicht verſtehen; da hingegen der Franzos eher ſich in die Zunge biſſe, ehe er etwas mit einem deutſchen Worte unter ſeiner Rede benennen ſollte, wir aber der unſrigen uns ſchämen, als wäre ſie vom Galgen herabgefallen."

Wir haben ſchon geſehen, daß für das Eindringen der fremden Wörter nicht der dreißigjährige Krieg verantwortlich gemacht werden kann, da ſchon längſt vorher die gleiche Neigung in gleichem Maße vorhanden war; wir dürfen betonen, daß die nämlichen Klagen über die Kanzleien, welche die fremden Ausdrücke nicht entbehren konnten, ſchon lange zu uns herübertönen; nur für das Auge iſt es jetzt auffälliger, weil ſich die ſog. deutſche Schrift von der lateiniſchen d. h. der in der italieniſchen Renaiſſance geformten unterſcheidet, die in Deutſchland bei allen ganzen und halben Fremdwörtern Eingang fand und die Buntſcheckigkeit hervorbrachte, die uns an den Schriften und Drucken des 17. Jahrhunderts ſo auffällt. Richtig aber iſt es, daß das Unweſen nach und nach weiter fraß, nicht bloß die Gelehrten und Beamten ſondern auch die bürgerlichen Kreiſe mehr und mehr

ergriff. Wir ſtellen im folgenden einige Proben zuſammen, die in allem Ernſte gemeint ſind.

In einem Freudenſpiel, das zur Feier des weſtfäliſchen Friedens erſchien, heißt es: „Ein Cavalier iſt, wer ein gut courage hat, mainteniert ſein état und reputation und gibt einen politen Courtisanen ab.“ Ein Privatbrief aus den Kriegsjahren lautet: „Dem Herrn ſeyn meine officia benebens freundlicher Salutation jeder Zeit zuvor. Sein geliebtes Schreiben habe ich zurecht acceptiert und daraus ſeine Geſundheit vernommen, welches mich ſehr delectiert, mich betreffend, ſo bin ich, Deo sit gratia, in perfecter Geſundheit und prosperitet. Gott wolle uns länger darinnen beyderſeits conserviern. Sonſten habe ich nicht viel newes dem Herrn zu significiern, allein ſo hab ich ihm wollen describiern den Statum unſers Landes, darinn es ſo miserabel daher gehet, die Schlöſſer und Dörffer werden total ruiniert, die Bawren torquiert und alles ſehr übel conditioniert. Wir haben gute Sperentz zum Frieden gehabt, aber jetzunder werden wir je mehr und mehr mit Krieg afficiert, allerlei hostiliteten sentieren wir und dürfen kein imagination vom Frieden concipiern. Gott wolle uns assistenz praestiern, damit wir dieſes exsuffriern können. Gott wolle euch von ſolcher hostilitet praeserviern und uns allen helfen. Aber ich halte davor, ich werde den Herrn molestiern und von ſeinen officien abhalten, darumb ſo will ichs nicht prolongiern, ſondern hiemit finiern. Uns alle beyderſeits Gottes Obacht recommandirend. Datum ut supra.“

Während in den Kanzleien und bei den Gelehrten am meiſten das Lateiniſche vordrängte, gewann im Verkehr das Franzöſiſche die Oberhand. Wie Trachten und Stoffe franzöſiſche Namen trugen, die deutſche Küche durch die franzöſiſche erſetzt ward, die alten Tänze den neuen aus der Fremde wichen, ſo wurde auch das ganze Kriegsweſen und die Staatsverwaltung nach franzöſiſchem Vorbilde umgewandelt; ſelbſt der Handel und die verſchiedenſten Künſte nahmen die techniſchen Namen aus dem Franzöſiſchen an. Mit Grund klagten die Satiriker, daß ſelbſt die unteren Volksſchichten nicht mehr frei blieben, da noch heute ſelbſt im Niederdeutſchen eine größere Anzahl von Wörtern (Moschü, adüs, egal, apart, kapabel und manche andere) erhalten iſt, die damals in die Mundart eindrangen. Aber die ganze Erſcheinung bezog ſich doch nur auf die Proſa, auf die amtliche und die Umgangsſprache; ſelten ſtoßen wir auf eine wirklich ernſt gemeinte buntſcheckige Miſchpoeſie wie z. B. in den Liedern des Muſikers Hermann Schein († 1631):

Aber all ihr Zorn und crudelta mag mich moviren nicht,
viel wen'ger ihre gratia, kein Lust mir hier gebricht;

oder:

Ihr Bäumlein grün allegrement, o freut euch all zugleich,
denn filli zart und hoch geziert, sich heute wieder präsentirt,
logiret ein bei euch.

Selbst Martin Opitz, der 1624 sein Buch „von der deutschen Poeterei" herausgab, führt als Beispiel von der Vermischung mit lateinischen, französischen und welschen Wörtern nur selbst gemachte Verse an:

Nemt an die courtoisie und die devotion,
die euch ein chevalier, madonna, thut erzeigen;
ein hand vol von favor petirt er nur zu lohn
und bleibet euer Knecht und serviteur ganz eigen.

Mehr als man glaubt, trug damals die deutsche Sprache die Gefahr der Verwelschung auch noch in sich selber; sie war in einer Bildungsgärung begriffen und nicht fertig in sich; wo Wortbildung und Bereicherung noch als ein poetisches Erfordernis gelten mußte, schien zu einer Zeit, wo zu den inneren Gefährdungen die äußerlichen hinzutraten, uns ein Schicksal zu drohen, wie es alle europäischen Nationen stufenweise erlebt hatten. Sie alle hatten sich von dem Lateinischen entweder ganz die Muttersprache aufzehren lassen, oder es hatte sich wie im Englischen das Latein in dem abstrakten und übersinnlichen Teil des Sprachschatzes unversöhnt neben den ursprünglich gebliebenen sinnlichen Teil gestellt. Wie nun das Französische durch die Macht des Staates und der Sitten in dem Maße Mode ward, daß selbst Leibniz es zu seinem Latein üben und klagen mußte, die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter, die Bürgersleute verderbten ihr Deutsch mit erbärmlichem Französisch, so lag allerdings der Eintritt einer solchen Gestaltung der Sprache auch in Deutschland sehr nahe. Wenn das Schicksal damals einen Friedrich II. und eine französische Akademie nach Berlin gesetzt hätte, so wäre es um unsere „alte Heldensprache", wie die ehrlichen Pedanten des 17. Jahrhunderts sie immer großprahlend nennen, ganz eigentlich geschehen gewesen.

Aber mochte die Prosa in einem Maße verwildern, daß selbst der reinste Dichter in seinen Vorreden, ein Leibniz, der so goldene Worte über die deutsche Sprachreinheit geschrieben, eine völlige Mischsprache redet, die Poesie stand wie ein Wall gegen dieses Unwesen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß während des Krieges die Litteratur vorzugsweise eine poetische ward und mit ihrer Stimme selbst die Gelehrsamkeit eines Leibniz und das Geschrei der Theologen übertönte, daß die Dichter alle Patrioten waren voll Sinnes für die deutsche Urnatur und so mitten in dem aufgelösten Reiche den Ruf nach dem Vaterland und dessen Sprache und Sitte unterhielten. Schlägt man die poetischen Werke der Zeit in aller Masse auf, so findet man in jedem Bande Jammergeschrei über die Mischsprache und Mengerei, aber in allen Bänden fast nichts von dieser Mengerei selbst, es sei denn, wo sie beispielsweise angeführt wird, um verspottet zu werden. So unbedeutend die Poesie des 17. Jahrhunderts an sich ist, so bedeutend wird sie doch durch dieses Verhältnis zu der ganzen Kultur.

Woher kam nun dieses Übereinstimmen der Gesinnungen? Es konnte nur durch größere Vereinigungen hervorgerufen werden, da ein einzelner Dichter, wie einflußreich er auch immer sein mochte, dies nicht vermocht hätte.

Die starke Strömung, die sich gegen das Unwesen geltend machte, war schon, wie wir gesehen, vor dem Kriege zu Tage getreten in jener „fruchtbringenden Gesellschaft", die sich durch den Askanier Ludwig im Herzen Deutschlands gebildet und die zerstreuten Gelehrten und Dichter ohne Unterschied des Standes und der Religion zu einem Ziele verbunden hatte. Der dreißigjährige Krieg hätte notwendig alles Vaterlandsgefühl zerstört, hätte nicht dieser Orden einen patriotischen Gemeinsinn unter seinen zahlreichen und einflußreichen Gliedern geweckt; die ungeheure Fremdensucht und Modesucht würde die Sprache ganz verderbt haben, hätte nicht der Germanismus und der Purismus dieser Gesellschaft und derer, die sich aus ihr entwickelten, in natürlichem Widerspruch Widerstand geleistet. Darum ist es denkwürdig, daß das Beispiel des Fürsten von Anhalt in einer Zeit, wo militärische Roheit mehr als je alle Kultur vertilgen zu wollen schien, das Interesse vieler deutschen, namentlich protestantischen Fürsten und Edlen auf die Litteratur und die Deutschheit der Sitte hinzog. Auf welchen Zustand der Bildung unter Fürsten und Adel am Ende des 16. Jahrhunderts lassen uns die Aufzeichnungen des Ritters von Schweinichen schließen, auf welchen Wechsel der Anschauungen die fürstliche und adlige Schriftstellerei des 17. Jahrhunderts! Dieser geänderte Zustand war zwar nicht ein allgemeiner, hatte den roheren nicht ganz verdrängt, aber er stellte sich doch kräftig daneben. Die neue Gesellschaft erhob ein Wahrzeichen, gab den Unschlüssigen einen Halt, den Gelehrten ein

Ziel und den Kunstfreunden einen Gegenstand der Beschützung. Bloß aus dem Fürstentum Anhalt waren 84 Herren und Adelige eingetreten, bis 1668 unter 806 Mitgliedern 1 König, 3 Kurfürsten, 44 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherrn und 600 Adelige und Gelehrte. Mag auch viel Modesache dabei im Spiele gewesen sein und mögen im ganzen aus den vornehmen Mitgliedern des Ordens nur wenige sich selbst in einem höheren Grade litterarisch thätig erwiesen haben: sie hoben doch bei mancher unnötigen Spielerei und Tändelei durch den Glanz und das Ansehn ihres Namens die schriftstellerischen Bestrebungen in der Muttersprache, die von anderen, durch die Geburt minder bevorzugten, ausgingen. Eine Reihe von Thatsachen gibt daneben Zeugnis davon, daß die hohen Herren als Mitglieder der „fruchtbringenden Gesellschaft" doch gelegentlich auch die Grundsätze derselben zur Durchführung zu bringen suchten. Bei der römischen Königswahl im Jahre 1658 bemerkte z. B. Kurbrandenburg, es befänden sich in einem gewissen Entwurfe eines Artikels die Wörter Rang und Posten, die weder lateinisch noch deutsch wären; weil die Kaiser nur auf die lateinische und deutsche Sprache zu schwören hätten, müßten die Wörter geändert werden. Man setzte auch wirklich das Wort Stelle dafür ein. Ebenso ließe sich eine große Menge von Ordnungen aus den verschiedensten Landschaften aufführen, die wie die Berliner Bauordnung vom Jahre 1641 kein einziges Fremdwort zeigen.

Indem nach und nach alle bedeutenden Schriftsteller der neuen Kunstpoesie aufgenommen wurden: Opitz der Gekrönte 1629, Büchner der Genossene 1641, Harsdörffer der Spielende, Schottel der Suchende 1642, Moscherosch der Träumende 1645, Rist der Rüstige 1647, Zesen der Wohlsetzende 1648, Logau der Verkleinernde 1648, Olearius der Vielbemühte 1651, Neumark der Sprossende 1653, Birken der Erwachsene 1658, Gryphius der Unsterbliche 1662 u. a., ward gleichsam wieder eine große Sängerschule in Deutschland geschaffen, die an die Stelle der Meistersinger mit gleicher Selbständigkeit trat, allgemein gültige neue Regeln über Prosodie, Reinheit der Sprache, ohne Einmischung fremder Wörter, eine reine deutliche Art im Reden, Schreiben und Dichten an die Stelle der Tabulaturen schob, die verachtete deutsche Sprache und Litteratur wieder vornehm zu machen und in den besseren Kreisen des Volkes zur Anerkennung zu bringen bestrebt war.

Die „fruchtbringende Gesellschaft" konnte nicht daran denken alle Fremdwörter aus den Aktenstücken zu entfernen, die Prosa gänzlich

zu reinigen oder gar die fremden Sprachen von den Höfen zu verbannen; die meisten von ihnen schrieben auch durchaus keine reine Sprache und standen auf dem Standpunkte von Leibniz, der sich dahin aussprach: „Gleichwie in einem sonst schönen deutschen Gedichte ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde, also sollte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreibakten, so der Poesie am nächsten, als Romanen, Lobschriften, öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien und auch bei Übersetzungen aller solcher Werke aus fremden Sprachen und Summa, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit als Notdurft und Nutzbarkeit siehet, man sich der ausländischen Worte möglich enthalten solle." Aber aus dem Orden gingen alsbald Männer hervor, die einen erbitterten Kampf gegen alles, was nach Fremdem schmeckte, erhoben, um die „alte teutsche Heldensprache" von allen unnötigen Flittern zu reinigen. Ihr Wortführer war Zesen, der 1643 mit einem einzigen Bundesbruder die „teutsch gesinnte Genossenschaft" oder „Rosengesellschaft" gründete; sie wuchs bald so stattlich heran, daß sie an Mitgliederzahl selbst die „fruchtbringende Gesellschaft", deren Schoß er selbst und sein Werk entsprungen waren, überflügelte und sogar in Menge vornehme Frauen von patriotischer Gesinnung zum Anschlusse bewog. Man begann in diesen Kreisen sich ein Idealbild ursprünglicher Deutschheit zurecht zulegen und die Zeiten zu preisen, als die Deutschen noch keine „Garweiber", sondern „Garmänner" (Germanen) gewesen. Das Übermaß der Unbilden gegen die deutsche Heldensprache und das dunkle Gefühl von der drohenden Verwelschung derselben erfüllte die Deutschtümler jener Zeit mit einem verachtungsvollen Haß gegen die europäischen Mischsprachen, insbesondere gegen das Französische, der an die Zeiten des Turnvaters Jahn im Anfange unseres Jahrhunderts erinnert. Man erstaunt, wenn man Stimmen hört, wie:

Schau jetzt Italien an!
Was wirst du anders wol, als stümpeley da finden?
Geh, nim das gut latein; brich dieses Wort von hinden,
von fornen jenes ab, dähn etlichs tapfer auß,
mach, daß ein anders dann mit baiden backen pauß,
schieb etwas in die mitt, hau anderstwo von innen
dem wort ein glied hinweg, und, will latein zerrinnen,
so radbrech auch das teutsch, misch etwaß griechisch ein,
laß sehen, wird es nicht italienisch seyn?
Gerad auf solche weiß ist spanisch mißgeboren,
französisch eben auch, in welches so viel thoren
ein weilher sich verliebt.

Was Wunder, wenn Zesen und seine Schüler alles daran setzten das Urgemäße der deutschen Sprache zu verteidigen, griechische und lateinische Wörter aus dem Deutschen herleiteten und mit dem Aufwande oft seltsamer Gelehrsamkeit sich an die Verdeutschungen der Fremdwörter machten. Merkwürdig war der Eindruck seiner Bestrebungen auf die Zeitgenossen. Seine Gelehrsamkeit und Sprachkenntnisse imponierten jedermann, und niemand wagte ihn anzugreifen, wenn er z. B. das Wort „Fenster" von „fein", „feinster" herleitete und es zugleich mit dem griechischen φαίνεσθαι verwandt nannte oder das Wort „Poet" von einem deutschen Vorwort „pojen", das noch in „pochen" erscheine, oder „Dame" von lat. dama (= Gemse oder stinkende Bergziege, wie er sagt) abstammen ließ. Desto mehr suchte man ihn durch die üble Nachrede zu ärgern, daß er fenestra in „Tageleuchter", „Mantel" in „Windfang", „Pistol" in „Sattelpuffert" übersetzt habe, wie sehr er dies auch für eine „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge" erklärte. Auf dem Hintergrund der thatsächlichen üblen Verhältnisse begreift es sich, daß Zesen oft in Folge eines übertriebenen Strebens nach Natürlichkeit über das Maß hinaus ging. Mögen die starken Auswüchse seines Purismus, die Sonderbarkeiten seiner Sprachreinigung und seines Spiels mit der Sprache, seine deutschtümelnden Namen wie Himmelshulda, Leichtart, Schatzwert, Rubinemunde, seine Verdeutschungen wie „Liebinne" und „Fräue" (Freie) für Venus, „Rötin" für Aurora, „Hammelgötze" für Juppiter Ammon, „Flutgötze" für Neptun, „Frauhold" für Amor, „Bläuinne" für Minerva, „Bluhminne" für Flora, die „lieblichen Holdinnen" für Grazien, „Zeugemutter" für Natur „Großherr" für Kaiser, „Reimband" für Vers u. a. uns auch heute noch ein Lächeln entlocken, so haben wir Zesen doch auch Ausdrücke wie lustwandeln für spazieren, selbständig, Vollmacht für Plenipotenz, Vertrag für Kontrakt, Letzter Wille für Testament u. a. zu verdanken. Die Vertreter der neuen Kunstdichtung freilich unterließen nicht die scharfen Pfeile ihres Spottes gegen die Übertreibungen der Sprachreiniger zu richten. Vor den Puristen, meint z. B. Rachel, sei bald nicht mehr die lateinische „Nase" und der griechische „Fuß" sicher. Die lächerlichsten und wundersamsten Gebilde schiebt er ihnen in die Schuhe, wie folgende Verse zeigen mögen:

Der Erz-Gott Jupiter, der hatte sich zu letzen
ein Gastmahl angesetzt. Die Weidinn gab das Wild,
der Glutfang den Toback, der Saal ward angefüllt.

Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel,
die Freye ſaß und ſpielt mit einem Liebes-Schlüſſel,
der kleine Liebreiz ſang ein Tichtling auf den Schmauß,
der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus,
die Feurinn kam dazu aus ihrem Jungfer-Zwinger
mit Schnäblen angethan, Apollo ließ die Finger
friſch durch die Saiten gehen, des Heldreichs Waldhauptmann
fieng luſtig einen Tanz mit den Huldinnen an.

oder:

Der fahle Hechſelmenger (Maus)
frißt die gedruckte Milch. Neigt eure Lüftleinsfänger (Ohren)
doch meiner Rede zu! Geht zu dem Gleicher (Spiegel) hin!
der Schnauber iſt auch ſchwarz u. ſ. w.

Aber gerade aus all den Angriffen gegen die Puriſten und deren Beſtrebungen leuchtet hervor, welch ungemeinen Boden die Deutſchtümelei in der damaligen Zeitſtimmung fand, wie ſie trotz ihrer Auswüchſe und ſeltſam verſchnörkelten Form doch immer als der Ausdruck eines nationalen Gefühls gelten konnte.

Dieſelben Ziele, den Kampf gegen das Fremde, verfolgten auch die ſogenannten „Sprachverderber“, die in proſaiſcher und poetiſcher Rede ſich in Klagen oder Spott wider die ausländiſchen Wörter ergingen; man gab ihnen oft die Form des Liedes, ſetzte ſogar Muſiknoten dazu, um ſie mehr unter das Volk zu bringen.

So ſang man denn ſchon im Jahre 1638:

Faſt jeder Schneider — will jetztunder leider
der Sprach erfahren ſein — und redt Latein,
welſch und franzöſiſch, — halb japoneſiſch,
wann er iſt doll und voll, — der grobe Knoll.

Der Knecht Mathies — ſpricht bona dies,
wan er gut morgen ſagt — und grüßt die Magd:
die wend den Kragen, — thut ihm Dank ſagen,
ſpricht Deo gratias, — Herr Hippokras.

Ihr böſe Teutſchen, — man ſolt euch peitſchen,
daß ihr die Mutterſprach — ſo wenig acht.
Ihr liebe Herren, — das heißt nicht mehren,
die Sprach verkehren — und zerſtören!

Ihr thut alls miſchen — mit faulen Fiſchen
und macht ein Miſchgemäſch, — ein wüſte Wäſch,
ich muß es ſagen, — mit Wehmut klagen,
einen faulen Haaſen-Käß, — ein ſeltſam Gefräß.

Wir han's verſtanden mit Spott und Schanden,
wie man die Sprach verkehrt und ganz zerſtört.
Ihr böſe Teutſchen, man ſolt euch peitſchen
in unſerm Vaterland, pfui dich der Schand!

Zieht man neben all dieſen, doch immer volkstümlichen Beſtrebungen noch die große Zahl der politiſchen Flugſchriften in Betracht, die ſich gerade zur Zeit der tiefſten Erniedrigung des Vaterlandes wie nie zuvor mit patriotiſcher Geſinnung und Beredſamkeit erheben, ſo bildet alles zuſammen ein redendes Zeugnis von der Thatſache, daß den mannigfachen, nicht erfreulichen Erſcheinungen in dem Leben unſeres Volkes während der Herrſchaft des Alamodeweſens ein warmes vaterländiſches Empfinden gegenüberſteht und ſich kräftig geltend zu machen weiß.

G. Gervinus: Geſchichte der Teutſchen Dichtung 3. — H. Rückert: Geſchichte der neuhochdeutſchen Schriftſprache. Leipzig 1875. — H. Weiß: Koſtümkunde. Stuttgart 1872. — E. Schmidt: Charakteriſtiken. Berlin 1886. — Erdmannsdörffer: Deutſche Geſchichte vom weſtfäliſchen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Berlin 1888.

30. Die Hexenprozesse.

Es ist bekannt, wie der Glaube an Hexerei nicht aus zufälligen Umständen, persönlicher Überspanntheit oder wissenschaftlicher Beschränktheit entstanden ist, sondern aus einer allgemein verbreiteten Neigung, teuflische Thätigkeit im Menschenleben wirksam zu erblicken. Wer in den Zauberern und Hexen bloß die Opfer blutdürstiger Richter sieht, vergißt, wie die ganze frühere Zeit von einem solchen Aberglauben erfüllt war. Nur die vollständige Durchdringung der Menschen mit diesem Wahne macht es erst begreiflich, wie die gelehrtesten und edelsten Männer mit reinem Gewissen und ohne Erbarmen die ausgesuchtesten Marter über ihre Mitmenschen verhängen konnten. Sie dachten damit im Geiste desjenigen zu handeln, der am Kreuze für seine Mörder betete; sie glaubten sich ein Verdienst zu erwerben, wenn sie die Beleidigung göttlicher Majestät durch Feuer und Folter rächten.

Die Grundlage des Hexenglaubens ist im allgemeinen in der dunklen Überzeugung zu suchen, daß diese Erde neben dem sichtbar Lebendigen von einer Menge unsichtbarer geistiger Wesen bevölkert sei, die mit größerer Einsicht und Macht begabt die Fähigkeit haben, in das Leben und Treiben der Erdenwelt einzugreifen und sich mit derselben zu verbinden. Wir finden diesen Glauben bei allen Völkern und in allen Religionen des Altertums; er bildete bei den Juden den günstigen Boden zur Übertragung der Teufelslehre aus dem Parsentum und gelangte damit auch in das Christentum.

Von den Bekennern der neuen Religion unverändert festgehalten, nahm die Dämonenlehre bald noch eine erweiterte Gestalt an, seitdem der gesamte heidnische Götterglaube unter dem Gesichtspunkte des Dämonismus aufgefaßt ward. Aber soweit die Herrschaft des Kreuzes vordrang, so weit war auch die Furcht vor dem Teufel und seinen Dämonen aus der Welt verschwunden und die Christenheit von dem Fluche des Dämonismus erlöst; denn alle

Glieder der Kirche waren von dem Bewußtsein erfüllt, daß der Teufel mit seinen Gesellen vor ihnen fliehen müsse, daß sie dieselben aus den Besessenen vertreiben, mit Anrufung des Namens Jesu allen Teufelsspuk zu nichte machen und die Dämonen, die von den Heiden für Götter gehalten würden, zwingen könnten, sich selbst als Dämonen zu bekennen.

Die Vorstellungen, welche die Kirchenväter von der Macht und der Person des Teufels hatten, wurden weiter umgeformt, als germanische Stämme das Gebiet des römischen Reiches unterworfen und größtenteils das Christentum angenommen hatten. Wohl mochten die Namen ihrer alten Götter allmählich verklingen und was dem Christentum offenbar feindlich war, durch den Eifer der Priester, durch Gewalt und kluge List nach langer Arbeit beseitigt werden; aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten sich unzählige heimische Gestalten, Gebräuche und Anschauungen und bildeten sich in eigentümlicher Weise aus: christliche Theologie und heidnischer Volksglaube arbeiteten sich gegenseitig in die Hände, die Gestalt des Teufels immer vielseitiger und volkstümlicher zu machen. Auf ihn wurde alles übertragen, was an unheimlichen Mächten im Volksglauben lebte; in ihm erneuerte sich die Gestalt des Feuergottes Loki, der als das böse Prinzip die himmlischen Asen wie den reinen Lichtgott bekämpfte, seine Raben und das wütende Nachtheer erhielt er von Wuotan, die „Hela", die alles bergende, ward seine Wohnstätte, die Bande empfing er von jenen Urgewalten, die bis zum Weltende gefesselt gedacht wurden. Wie Gott seine Getreuen, die Heiligen, mit Wunderkraft ausstattete, so ward auch der Teufel mit einem Hofstaat umgeben, dem er seine Zaubergewalt verlieh. Im Zusammenhange mit altheidnischen Anschauungen bildeten sich die wunderlichsten Meinungen über sein Gefolge aus, über Kobolde und Unholde, über Verzauberungen, Verwandlungen und Besessenheit, die jahrhundertelang noch weit über die Reformation hinaus die Gemüter der Menschen beherrschten.

Merkwürdig ist die Stellung, welche die Kirche diesen Vorstellungen gegenüber einnahm. Noch im neunten und zehnten Jahrhundert wird es den Bischöfen zur Pflicht gemacht den Glauben an die Wirklichkeit dämonischer Zauberei und an eine Möglichkeit von Nachtfahrten zu und mit Dämonen als baren Aberglauben zu bekämpfen und die demselben Ergebenen aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen. Noch 785 bestätigte Karl der Große einen Beschluß der Synode in Paderborn: „Wer, vom Teufel verblendet, nach Weise der Heiden glaubt, es sei jemand eine Hexe und fresse Men-

schen und diese deshalb verbrennt oder ihr Fleisch durch andere essen läßt, der soll des Todes sein." Im Gegensatz zu den romanischen Ländern war in Deutschland, wo die Inquisition seit dem Tode Konrads von Marburg nie wieder hatte Boden gewinnen können, noch weit ins 14. Jahrhundert der Gedanke vorherrschend, Hexerei sei ein nichtiger Wahn, den die Kirche ganz ebenso wie die Ausübung sonstigen heidnischen Unwesens nur mit der Exkommunikation zu bestrafen habe. So heißt es in den Trierschen Vorschriften vom Jahr 1310: „Kein Weib darf vorgeben, daß sie nachts mit der heidnischen Göttin Diana oder mit der Herodias ausreite." Der Gedanke an eine kriminalrechtliche Verfolgung abergläubischer Übungen war der damaligen Kirche noch gänzlich fremd; „am Leben durfte den Beschuldigten nichts geschehen." Hatten sich doch die Menschen ebenso fest wie in den Teufelsglauben in die Überzeugung eingelebt, daß der Teufel unfehlbar mit den kirchlichen Bannungsmitteln, mit Weihwasser, Kreuzschlagen u. a. aus dem Felde geschlagen werden könne! Warum sollte man deswegen zu Folter und Scheiterhaufen greifen? In den Teufelsgeschichten jener Zeit ist der Teufel demgemäß auch immer der Besiegte und Geprellte; er muß es sich selbst gefallen lassen in Volksspielen in Person aufzutreten und in einer halb lächerlichen, halb schalkhaften Tracht den Possenreißer und vielgequälten Gegner der himmlischen Gewalten darzustellen.

Als ein merkwürdiger Beweis, wie man noch spät (um 1500) den geistlichen Bann als ein untrügliches Abwehrmittel gegen Zauberer und Unholde betrachtete, erscheint jene denkwürdige Beschwörung der Raupen oder Engerlinge im Kanton Bern. Als dieselben durch Benagen der Wurzeln großen Schaden angerichtet hatten, wandte sich der Rat nach dem Gutachten des gelehrten Stadtschreibers Thöring Frickard an den Bischof von Lausanne mit dem Ersuchen, mit dem geistlichen Recht wider das Ungeziefer einzuschreiten. Derselbe gewährte die Bitte und ließ den Leutpriester auf offenem Kirchhof seine Vorladung ablesen. „Du unvernünftige und unvollkommene Kreatur mit Namen Inger (denn deines Geschlechts ist nicht gewesen in der Arche Noä), du hast mit deinem Anhang großen Schaden gethan auf dem Erdreich. Darum gebiete ich dir im Namen meines gnädigen Herrn, auch in Kraft des Verdienstes unseres Heilandes und der hochgelobten Dreifaltigkeit innerhalb sechs Tagen von dannen zu weichen. Wo nicht, so sollt ihr Inger am sechsten Tag, so es eins schlägt nachmittags, in Wiflisburg persönlich oder durch einen Fürsprecher euch verantworten vor meinem Herrn von Lausanne oder seinem Vikar, da dann mit Verfluchen und Beschwören weiter

gegen euch geschehen wird, was rechtens ist." Als das Gewürm nicht erschien, wurde es verurteilt in den Leichnam eines gewissen Johann Perrodet überzusiedeln.

Bereits im Laufe des 13. Jahrhunderts hatte sich indes allmählich eine Wandlung der Anschauung angebahnt. War die alte Kirche von dem fröhlichen Bewußtsein der Gewalt über den Satan erfüllt gewesen, so zog in die Kirche des späteren Mittelalters der Glaube ein, daß der Teufel und dessen Genossen mit göttlicher Zulassung in allerlei Weise auch über Christen Gewalt habe. Hatte man früher den Glauben an Hexerei für ein nichtiges Hirngespinst betrachtet, so wurde jetzt der in seiner Wirklichkeit oft bekämpfte Glaube kirchlich geboten und der Zweifel an dieser Wirklichkeit als Ketzerei hingestellt. Auch der Umfang der Zauberei hatte sich erweitert, ihr Charakter war ein allgemeinerer geworden. Es handelte sich jetzt nicht mehr bloß um Beschädigungen von Menschen und Tieren, Fluren, um Liebeszauber, Luftfahrten, geheimnisvolle Heilungen, Wettermachen und einzelne, untereinander unverbundene Künste, vielmehr sammelten sie sich alle um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, der nichts weiter war, als ein vollendeter Teufelsdienst.

Das Vorspiel begann schon im 14. Jahrhundert, als die furchtbare Pest, der schwarze Tod, die damalige Welt bis auf den Grund erschütterte. Man entsetzte sich, daß die Beschwörungen der Kirche, ihr Zaubergerät von Weihwasser und Reliquien sich unwirksam erwiesen, als die Krankheit des Veittanzes, eine Folge der allgemeinen nervösen Aufregung, auftrat und unter lautem Schreckensgeschrei die Macht des Teufels und seinen Sieg verkündeten. Alles, was neben der Magie den verhaßten Ketzern vorgeworfen wurde, ward mit in den Begriff der Zauberei hineingezogen. Hatte man schon den Waldensern und Stedingern schuld gegeben in ihren Versammlungen den Teufel, der in Gestalt einer Kröte, einer Katze oder eines Bockes erschien, in abscheulicher Weise anzubeten, so gaben diese tollen Lügenmärchen jetzt das Vorbild ab zu der Phantasie des Hexensabbats, bei dem ein förmlicher Kultus des Teufels stattfinden sollte. Ketzerei und Zauberei wurden zusammengeworfen, die Kirche machte das Zauberwesen zu einem Hauptgegenstand ihrer inquisitorischen Thätigkeit. Der Glaube an Hexerei galt fortan als ein Teil der Kirchenlehre, und als Bewahrerin des Dogmas zögerte die Kirche nicht ihrem heiligen Eifer freien Lauf zu lassen, zu ihrem Beistande die weltlichen Gerichte zu bewaffnen und von neuem die Scheiterhaufen, die an den Ketzern verraucht waren, anzuzünden.

Schon längst war in Frankreich der Hexenprozeß im Schoße der Inquisitation erzeugt und großgezogen, als in Deutschland die frühere mildere Anschauung erst noch vereinzelte Hexenverfolgungen aufkommen ließ. Ja noch im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts erhoben sich hier starke Stimmen, daß es nirgend anders Zauberei gebe, als in den Köpfen derer, welche die angeblichen Zauberer richteten, aber vergebens suchten die Franziskaner ihren alten Gegnern, den Dominikanern, gegenüber, die Ansicht festzuhalten, daß die Luftfahrten und Schandthaten der Hexen nur in der Einbildung betörter Weiber existierten. Während noch der Papst Sixtus IV. sich in einer Bulle vom Jahre 1471 das Verfertigen gewisser wässerner Gotteslämmer vorbehalten hatte, die ganz besonders gegen Bezauberung gut sein sollten und schon durch bloße Berührung gegen Feuersbrunst, Schiffbruch, Gewitter und Hagelschlag Sicherheit gewährten, schritt Innocenz IV. zu der berüchtigten Bulle von 5. Dez. 1484, wodurch die allmählich erwachsene Lehre von der Ketzerei des Zauberwesens wie das Inquisitionsverfahren die kirchliche Bestätigung erhielt und jeder Widerstand nach und nach zum Schweigen gebracht ward. Es wurde darin verkündet, daß in Deutschland ein geheimes Reich des Satans bestehe, zu dessen Vernichtung sich der Statthalter Christi erhebe.

„Nicht ohne große Beschwerung ist neulich zu unseren Ohren gekommen, daß in einigen Teilen des oberen Deutschlands wie auch in den mainzischen, trierischen, kölnischen, salzburgischen Erzbistümern, Städten, Ländern, Orten und Diözesen sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit vergessend und vom katholischen Glauben abfallend, mit Teufeln, die sich als Incubi und Succubi mit ihnen vermischen, Mißbrauch treiben und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwörungen und anderen abscheulichen, abergläubigen Handlungen, zauberischen Übertretungen, Lastern und Verbrechen die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Feldfrüchte, das Obst und die Weintrauben, wie auch Männer, Frauen, Tiere und Vieh aller Art, ferner die Weinberge, Obstgärten, Wiesen, Weiden, das Getreide und andere Erzeugnisse des Landes verderben, ersticken und umkommen lassen und selbst die Menschen, Männer und Frauen, und aller Arten Vieh mit grausamen innerlichen und äußerlichen Schmerzen und Plagen belegen und peinigen."

Im Verlauf der Bulle wird dann den Ketzermeistern und Professoren der Theologie, Heinrich Krämer, genannt Institor, Jakob Sprenger und Johann Gremper, der Auftrag erteilt, wider alle und jede, wes Standes und Ranges sie sein mögen, das Amt der In-

quisition zu vollziehen und die Personen selbst, welche sie der gemeldeten Dinge schuldig befänden, in Haft zu bringen und an Leib und Vermögen zu strafen.

Von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1486 in Schutz genommen, begannen die Hexenmeister von nun an auch in Deutschland ihre grausige Arbeit, und in fünf Jahren waren allein in dem Sprengel Konstanz und in dem Städtchen Ravensburg achtundvierzig Personen auf den Scheiterhaufen gebracht. Um jeden Widerspruch ein für alle mal niederzuschlagen, beschlossen sie einen Kodex des Hexenprozesses herzustellen, der Christenheit eine genaue und vollständige Belehrung über das fluchwürdige Treiben und Wesen der Hexen zu geben. So entstand im Jahre 1487 der berüchtigte Malleus Maleficarum (Hexenhammer), der, dem Ketzerhammer des Thomas von Aquino nachgebildet, das Leugnen der Wirklichkeit der Hexerei für Ketzerei erklärte und trotz des anfänglichen heftigen Widerspruchs geradezu kanonisches Ansehn erlangte, da das Abendland bei dem allgemein herrschenden Aberglauben für die in demselben vorgeschriebenen Verfolgungen vorbereitet war.

Was war es nun, was die Völker des ganzen Abendlandes, was insbesondere das deutsche Volk so furchtbar erregte, als die Bulle des Papstes mit dem Hexenhammer in sie hineinfuhr? Es war der Schrecken des mit der Folter geführten Prozesses, der alle Welt erbeben machte, und der Glaube, daß die Christenheit durch Satans Macht in Gefahr stehe. In der That, noch in der letzten Stunde erhob sich das Papsttum, als wollte es vor dem Beginn des Zusammenbruchs seiner Weltherrschaft noch den letzten, schrecklichen Fluch über die abendländische Christenheit aussprechen, indem es den bis dahin im ganzen und großen kirchlich verbotenen Glauben an Hexen zum Dogma erhob und dadurch den Fluch des heidnischen Dämonismus über die Völker brachte. Die Kirche setzte seitdem alles daran, die ganze Weltanschauung, alles Fühlen, Glauben und Denken so ganz zu verteufeln, bis die ganze Ordnung der Natur in ein wunderbares Spiel lebendiger Kräfte aufgelöst schien, in dessen Leitung sich Himmel und Hölle teilten.

Wie kann man unter diesen Umständen sich wundern, daß Luther und die Reformatoren in dem gleichen Wahn befangen waren? Bei Luther war der Glaube an den leibhaften Teufel so lebendig, daß er selbst erzählt, wie er im Kloster ihn häufig in den Zellen habe poltern hören, wie er nachts davon erwacht, aber wieder eingeschlafen sei, als er entdeckt, daß es nur der Böse sei, ja er wollte einmal selbst ein „Teufelskind" erkannt haben und riet den Eltern,

es in den Fluß zu werfen. Die Reformation nahm die empörende Erbschaft des Mittelalters an, und beide Kirchen haben in gleichem Maße Anteil an den entsetzlichen Verfolgungen, die über die deutsche Christenheit kommen sollten.

Das eigentliche Wesen der Hexerei, wie es der Hexenhammer und die Hexenprozesse selbst dem Volke einimpften und dann wieder durch die Tortur bestätigen ließen, bestand in der Erlangung teuflischer Mittel zum Bündnis mit dem Satan, das unter verschiedenen Formen mündlich oder schriftlich abgeschlossen ward. Die Verleugnung Gottes und der zehn Gebote, die förmliche Entsagung Christi und aller Heiligen war dabei die unerläßliche Bedingung, der Mittelpunkt des Dienstes der Hexensabbat. Hier erscheint der Teufel in Gestalt eines düsteren, jähzornigen, schwarzen häßlichen Mannes; er sitzt auf einem hohen verzierten Stuhl von Ebenholz und trägt eine Krone von kleinen Hörnern, zwei große Hörner auf dem Hinterkopfe und ein drittes auf der Stirn, mit dem letzteren erleuchtet er den Versammlungsplatz. Sein Licht ist heller als das des Mondes, aber schwächer als das der Sonne. Aus den großen Augen sprühen Flammen, sein Bart gleicht dem einer Ziege; die ganze Figur scheint halb Mensch, halb Bock zu sein. Die mit langen Nägeln bewaffneten Finger spitzen sich wie Vogelkrallen, und die Füße ähneln den Gänsefüßen. Wenn er spricht, ist seine Stimme rauh und furchtbar wie die eines Esels, oft redet er auch leise, undeutlich, ärgerlich und stolz. Bei Eröffnung der Versammlung wirft sich alles nieder, betet den Satan an, nennt ihn Herr und Gott und wiederholt die Lossagung vom christlichen Glauben. Hierauf küßt man ihm den linken Fuß, die linke Hand und andere Körperteile. Um 9 Uhr abends beginnt die Sitzung und endet gewöhnlich um Mitternacht; über den Hahnenschrei hinaus darf sie nicht dauern.

An den Hauptfesten der römischen Kirche beichten die Zauberer dem Teufel ihre Sünden, z. B. daß sie dem christlichen Gottesdienst beigewohnt. Er macht ihnen Vorwürfe, legt die Buße der Geißelung auf und erteilt die Absolution wie ein Priester, wenn Besserung verheißen wird. Hierauf nimmt er im schwarzen Ornat und im Chorhemd, mit Kelch und Missale eine Parodie der Messe vor, reicht das Abendmahl in beiderlei Gestalt u. s. w. Nach der Messe sendet er sie heim und gebietet jedem an Menschen und Früchten des Feldes nach Möglichkeit Schaden zu stiften, wobei man sich in Hunde, Katzen und andere Tiere verwandelt.

Zum Hexensabbat, der an den altheiligen und Gerichtszeiten, zu Ostern, Walpurgisnacht und Mittsommer gefeiert wird, reitet

man auf Böcken, Hunden, Schweinen, Stöcken, Besen, Spießen; der gewöhnliche Weg geht durch die Luft, nur selten durchstreift man das Land zu Fuß in Katzen- oder Hasengestalt; zum Flug wie zur Verwandlung wird eine Salbe gebraucht, die aus dem Fett ungetaufter Kinder, Wolfswurzel, Eppich u. a. bereitet ist. Bei dem Feste ist der Teufel indes nicht immer ein mürrischer Gebieter; oft sitzt er mit einem gewissen Ausdruck der Milde da, liebt einen Spaß, läßt die Hexen kopfüber springen oder zieht ihnen die Besen oder Stangen unter den Beinen weg, daß sie hinfallen, lacht, daß ihm der Bauch schüttelt, und spielt dann anmutige Melodieen auf der Harfe. Nach dem Essen an dem von dem höllischen Wirte bereiteten Tische beginnt ein Reigentanz; eine Hexe steht in der Mitte auf dem Kopfe und dient als Lichtstock. Sackpfeifen, Geigen, Trommeln u. a. ertönen, und das Chor singt: „Haar, Haar, Teufel, spring hin, spring da, hüpf hin, hüpf da, spiel hin, spiel da.“ In ähnlich zahlreicher Versammlung werden auch Hexenhochzeiten gefeiert; die gewöhnliche Welt ist auch in dem Hexenreich ganz in menschlicher Weise vertreten. Außer der Würde des Königs und der Königin gibt es verschiedene Civil- und geistliche Chargen; man findet Offiziere vom General bis zum Leutenant und Fähnrich vertreten, Gerichtsschreiber, Rentmeister, Köche, Spielleute und sogar Hexenpfaffen.

So erscheint denn die Zauberei in der Hexenperiode als Ketzerei und Abfall vom Glauben in der höchsten Steigerung, als die vollendetste Teufelei auf Erden. Ohne Abfall vom Christentum ist Hexerei nicht denkbar; deshalb kommt unter den zahllosen Opfern des Hexenwesens auch nicht eine Nichtchristin vor. Wohl konnte es jüdische und zigeunerische Zauberer geben, aber derartige Hexen gab es nicht, weil dieselben den christlichen Glauben nicht abschwören konnten.

Einer Seuche vergleichbar griff der Wahn um sich; die Prozesse sprangen aus einem Lande in das andere über, erreichten ihren Höhepunkt, um zeitweise wieder abzunehmen, und erwachten dann von neuem mit einer Heftigkeit, welche die endliche heilsame Krisis vorzubereiten schien. In allen Landen haben Kinder von acht, Greise von achtzig Jahren, Edelleute und Geschäftsleute, Bürgermeister und Rechtsgelehrte, Ärzte, Naturforscher, Domherrn und Minister, Gaukler und Schlangenzähmer den Scheiterhaufen bestiegen; überall wurden im Namen von Kaisern und Königen, von Bischöfen und Landjunkern die Bluturteile gesprochen. Warum aber sollte gerade in Deutschland das Unwesen am wildesten und umfangreichsten wüten, und warum kehrte sich gerade hier die Verfolgungswut vornehmlich

gegen das schwächere und schönere Geschlecht und häufte der Hexenprozeß auf das Weib die abscheulichste Lästerung, die demselben je widerfahren?

Neben jener besonderen Begabung für magische Künste, die schon Erasmus den Deutschen nachrühmt, war eine ungeheure Übermacht der Phantasie auf allen Gebieten des Geisteslebens, in Glauben und Wissenschaft wie in der künstlerischen Gestaltung des ganzen Daseins zur Herrschaft gelangt, welche die Hinneigung zum Hexenglauben zur Genüge erklärt. Dazu kam, daß gewisse Überlieferungen aus dem Heidentum demselben in die Hände arbeiteten.

Weil in der Zauberkunst etwas „Heimliches, Stilles" sich ankündigte, was sich mit dem männlichen Wesen weniger vertrug, so hielt man von alters her die Frauen zauberischer Werke für fähiger als Männer. Bei den germanischen Völkern insbesondere standen die weisen Frauen, die, obgleich keine Priesterinnen, sich vorzugsweise der Weissagung widmeten, in hohem Ansehn. In ihnen war auch dem Christentum eine unerbittliche Gegnerschaft erwachsen, da der neue Glaube und Kult Bestimmungen enthielt, welche die Heiligkeit der Frauen verletzten. Da keine Frau sich dem Altare nähern und keinen noch so äußeren Dienst an ihm und für ihn besorgen durfte, beim Abendmahl die Weiber als unreine Wesen die Hostie nur mit dem Schleier berühren sollten, um sie in den Mund zu stecken, so läßt sich begreifen, daß die deutschen Frauen sich bald gern den ketzerischen Sekten anschlossen und hier für ihre Neigung zur Innerlichkeit, zum Geheimnisvollen und Gottesdienstlichen mehr Befriedigung fanden als in der herrschenden Kirche, die gegen das Hexenwesen einen vielhundertjährigen Kampf begann.

Was bei den Hexen die Zauberei ist, erscheint als nichts anderes als das einst reinere und edlere Amt der Weissagung. Einzelne Runen uralter Wahrsagerkunst vom Beschwören, Besprechen und Berufen der weisen Frauen waren nachweislich noch von Geschlecht zu Geschlecht fortgeraunt. In den Werkzeugen der Hexen erscheint das alte Opfergerät; der Kessel, in dem sie den Zauber sieden, ist der Opfer- und Seidhkessel der weisen Frauen, der Tanz derselben bei ihren vermeintlichen Versammlungen mahnt sowohl an die Tänze der Elbinnen auf Hügeln und Wiesen wie an den Tanz der Priesterinnen; die Verbindung der Götter mit ihren Dienern wurde zum Bunde der Hexen mit den Teufeln; der Wetter- und Liebeszauber erinnert an Freia nicht weniger als die Verwandlung der Hexen in Katzen, die derselben Göttin geheiligt waren; die Verwandlung in Gänse bringt sie den Schwanjungfrauen nahe, den

Walküren, denen auch das Fliegen durch die Luft angehört. Reiten die Hexen durch die Luft auf Rossen und führt sie der Teufel in seinem Mantel durch die Luft, so ist er nur an die Stelle Wuotans getreten; ihr Besen steht zu ihm und Donar in Beziehung, dessen Priesterinnen Besen trugen, und wollte die oft besenartigen Sturmwolken bezeichnen, die den Himmel fegen. Wie ihre Verwandlung in Schmetterlinge und Fliegen an ihre Elbennatur, das Verbergen in Strohhalme und Federn an den Schwan und an eine Feldgottheit erinnert, so steht ihre schlimme Einwirkung auf die Kühe im Zusammenhang mit der Kuh als Symbol der Fruchtbarkeit und ihrem Bezuge zu den elbischen Geistern. Auch im Gefolge des wilden Jägers findet man sie, und als Zeiten sind ihnen die heiligen und Gerichtszeiten eingeräumt, Ostern oder Mai, Mittsommer und Herbst; selbst der Vorwurf, daß sie Pferdefleisch genossen, erinnert an die alten Opferschmäuse. Altheidnische Erinnerungen gaben ihnen den Namen „Unholde", und noch die spätere Benennung Hexe (althochd. hagazussa = den Hag schädigende) schließt sich diesen Vorstellungen an.

Man kann unter diesen Umständen zugeben, daß manche Frauen wirklich glaubten im Besitze magischer Kräfte zu sein und mit dem Teufel im Bunde zu stehen, manche mögen wahnsinnig gewesen sein, selbst der Gebrauch eines Geheimmittels, das die Empfindung des Fliegens und anderer traumhafter Vorstellungen erzeugte, mag mitgespielt haben: der ungeheure Umfang aber, den das Unwesen in Deutschland annahm, kann nur aus dem Umstande erklärt werden, daß Hexenhammer und Tortur diese Vorstellungen der überreizten Phantasie des Volkes immer mehr einimpften.

In den Verdacht der Hexerei konnte das Größte wie das Kleinste, das Ernsteste und Lächerlichste bringen: ungewöhnliche Schönheit wie ungewöhnliche Häßlichkeit, außerordentliche Einfalt wie hervorragender Verstand, Armut wie Reichtum, Gesundheit wie Krankheit, ein unbesonnenes Wort, eine unbedachte Gebärde, Tugend und Laster, Vorzüge und Gebrechen, guter und schlechter Ruf. Brach irgendwo eine ansteckende Krankheit aus, die Hexen hatten sie angerichtet; wütete eine Viehseuche, die Unholden hatten sie gemacht; mißriet Getreide und Futter, fiel Hagel, kam Wassers- oder Feuersnot, gab eine Kuh schlechte Milch, starb ein Schwein, verlegte ein Huhn, geschah eine Fehl- oder Mißgeburt, ging etwas verloren, wurde etwas gestohlen, alles war Hexerei. Ward ein Weib bei Knochen, bei einer Kröte oder Eidechse angetroffen oder mit nicht alltäglichen Kräutern in der Hand, führte ein Mädchen einen schlechten Lebenswandel, ist sie eine Hexe; geht sie selten in die Kirche, ist

sie eine Hexe; benimmt sie sich sehr andächtig, so wird sie verdächtig; mag sie beim Zeugenverhör ängstlich oder zuversichtlich auftreten, beides verstärkt den Verdacht; macht sie gar Miene sich durch die Flucht der Zeugenschaft oder der Anklage zu entziehen, ist sie sicher verloren. Hat eine Weibsperson rote oder schielende Augen, so muß sie eine Hexe sein; bezeugt ihr ein Hund oder eine Katze auffallende Anhänglichkeit, ist sie gewiß mit denselben zum Hexensabbat geritten. Töchter, deren Mütter der Hexerei angeklagt sind, unterliegen demselben Verdachte. Bezweifelt jemand die Hexerei und die Gerechtigkeit des Prozesses, so ist er ein Erzketzer und Erzhexenmeister; zeigt er anderseits einen allzu ungewöhnlichen Eifer im Anklagen, wird er gleichfalls verdächtig, da er den Verdacht von sich auf andere zu lenken scheint. Selbst ein Alibibeweis schützte nicht, weil der Teufel seinen Genossen wohl für die Zeit des Hexensabbats einen Doppelleib verschafft haben konnte. Betrug und Täuschung, Rachsucht und Habsucht schürten die Flammen der Scheiterhaufen. Wir haben Beispiele von Frauen, die, um sich interessant zu machen, sich den Schein gaben, mehr als natürliche Kräfte zu besitzen, von Betrügern, die durch Zauberei Geld zu gewinnen, politische und geheime Ziele zu erreichen suchten, von treulosen Ehemännern, die namentlich in katholischen Gegenden, sich ihrer Frauen zu entledigen, von schlauen Verbrechern, die sich durch dasselbe Mittel von ihren Anklägern zu befreien trachteten.

Der Hexenprozeß war die Fortsetzung desselben Verfahrens, welches die Inquisition zur Aufspürung und Bestrafung der Ketzer aufgebracht hatte. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts fingen die Gerichte an das alte, rein formelle, auf dem Eid und den Eideshelfern beruhende Beweissystem zu verlassen und damit wesentlich die Hexenprozesse zu fördern. Allen Angriffen bloßgestellt, war der Angeklagte jeglicher rechtlichen Verteidigung beraubt, ein Geständnis zu erlangen der Zielpunkt, auf den alle Mittel des Verfahrens hinwirkten. Halfen alle Schrecken nichts, hatten die Wasser- und Feuerproben keine Entscheidung gebracht, so griff man zur Folter, deren Anwendung das Hauptmittel aller Beweisführung war.

Ehe man zur „peinlichen Frage" schritt, wurden vor den Augen der Angeklagten alle Marterwerkzeuge ausgekramt, wobei der Henker deren Anwendung beschrieb. Waren sie an allen Körperteilen entkleidet, alle Haare und Härchen abgebrannt, so begann er nach dem Hexenmal zu suchen und stach mit einer Nadel in einen Leberfleck oder eine Warze, um festzustellen, ob nach irgend einem Stich kein Blut fließe. Die Folter fing gewöhnlich mit dem Daumenstock an,

worin der Daumen durch langsames Zuschrauben zerquetscht ward. Half das nicht, nahm der Henker die Beinschrauben oder spanischen Stiefel zu Hilfe, die Schienbein und Waden platt preßten und die Knochen zu Splittern machten. Zur Erhöhung der Qual wurde zwischendurch mit dem Hammer auf die Schraube geschlagen und, um von dem Jammergeschrei nicht belästigt zu werden, den Angeklagten der Mund verstopft. Dann folgte der „Zug", wobei man die Hände auf den Rücken band und an denselben ein Seil befestigte. Daran ward dann der Unglückliche bald frei in der Luft schwebend durch einen an der Decke angebrachten Kloben, bald an einer aufgerichteten Leiter gemächlich in die Höhe gezogen, bis die Arme ganz verdreht über dem Kopfe standen, mehrmals rasch wieder hinabgeschnellt und langsam wieder aufgezogen. Erfolgte auch jetzt noch kein Geständnis, so hing man den Gefolterten, um die Glieder noch qualvoller auseinander zu renken, schwere Gewichte an die Füße, legte ihnen die spanischen Stiefel an und ließ sie so oft eine halbe, ja eine ganze Stunde lang hängen. Es kam dabei vor, daß die Richter während dieser Zeit abtraten, um sich bei Speise und Trank gütlich zu thun. Half auch diese oder eine ähnliche Tortur nicht, so träufelte man brennenden Schwefel oder brennendes Pech auf den nackten Körper oder hielt brennende Lichte unter die Arme oder unter die Fußsohlen. Der Untersuchungsrichter hatte so ziemlich freie Hand und konnte durch Anwendung ausgesuchter Marter, z. B. durch Eintreibung von Keilchen zwischen die Nägel, selbst die Vorschriften des Hexenhammers und des Herkommens überbieten. War trotz allem kein Geständnis erpreßt, so sollte eine abermalige Folterung allein in dem Falle neuer Indizien vorgenommen werden dürfen. Nur zu oft aber galt das Leugnen bis zu Ende und das Ertragen der Folter für ein neues besonderes Zeichen der Schuld, auch half man sich mit dem Vorgeben, die erneuerte Folter sei bloß eine Fortsetzung des ersten Verfahrens.

Bei den meisten Frauen bedurfte es der Anwendung des ganzen Verfahrens nicht, um das verlangte Geständnis zu erzwingen. War einmal das Eis gebrochen, so ergoß sich auch die Trotzigste in eine Flut von Bekenntnissen. Ein Widerruf bedeutete neue Tortur und Verlust jedes Anspruchs auf mildere Todesart. Geständnis und Beharren bei demselben war das einzige Heil; es kürzte und milderte wenigstens die Qual. Mit Schaudern hören wir Verhaftete, wenn sie nicht in den schauderhaften Gefängnissen den Selbstmord vorzogen, bald unter Beteuerung aufrichtiger Zerknirschung die Richter um einen baldigen Tod anflehen, bald mit der frechsten Stirn ihren

angeblichen Mitschuldigen das Tollste ins Gesicht sagen. Bei andern erstaunen wir über die moralische Kraft, mit der sie die lange Stufenfolge der Folter bis zum letzten Ziele an sich erschöpfen ließen; ein junges Mädchen aus Nördlingen bewahrte zwei und zwanzig Grade der Tortur hindurch den Mut der Standhaftigkeit, erst beim dreiundzwanzigsten brach er; es wird uns sogar überliefert, daß eine Frau 56 mal auf die Folter gespannt sei und dennoch kein Geständnis gemacht habe. Statt vieler Beispiele möge das Protokoll über die peinliche Befragung eines heldenhaften Weibes aus Oberhessen, Namens Katharina Lips, hier Platz finden, das 1672 alle Qualen glücklich überstand und zur Landesverweisung und Urfehde begnadigt werden mußte.

„Sie ist erinnert die Wahrheit zu sagen, sie ist aber beständig bei dem Leugnen blieben, hat sich selber herzhaft und willig ausgezogen, worauf sie der Scharfrichter mit den Händen angeseilet, hat wieder abgeseilet, hat sie laut gerufen: „O wehe! wehe! Herr im Himmel, komm zu Hilfe.“ Die Zehe sind angeseilet worden, hat um Rach gerufen, und ihre Arme brechen ihr. Die spanischen Stiefel sind ihr aufgesetzt, die Schraube auf dem rechten Bein ist zugeschraubet, ihr ist zugeredet worden die Wahrheit zu sagen. Sie hat aber darauf nicht geantwortet. Die Schraube auf dem linken Bein auch zugeschraubet, sie hat gerufen, sie kennte und wüßte nichts, hat ums jüngste Gericht gebeten, sie wüßte ja nichts, hat sachte in sich geredet, sie wüßte und kennte nichts. Die linke Schraube gewendet, peinlich Beklagte ist aufgezogen, sie hat gerufen: „Du lieber Herr Christ, komm mir zu Hilfe!“ sie kennte und wüßte nichts, wenn man sie schon ganz tot arbeite. Ist höher gezogen, ist stille geworden und hat gesagt, sie wäre keine Hexe. Die Schraube auf dem rechten Bein ist zugeschraubet, worauf sie „o wehe!“ gerufen. Ist ihr zugeredet worden die Wahrheit zu sagen. Sie ist aber dabei blieben, daß sie nichts wüßte, ist wieder niedergesetzt worden. Die Schrauben sind wieder zugeschraubet, hat geschrien: „O wehe! o wehe!“ wieder zugeschraubet auf dem rechten Bein, ist stille worden und hat nicht antworten wollen, zugeschraubet, hat laut gerufen, wieder stille geworden und gesagt, sie kennte und wüßte nichts, nochmals aufgezogen, sie gerufen: „O wehe! wehe!“ ist aber bald ganz still worden, ist wieder niedergesetzt und ganz still blieben, die Schrauben aufgeschraubet. Es ist ihr vielseitig zugeredet worden, sie ist aber blieben, daß sie nichts kennte und wüßte. Die Schrauben zugeschraubet, sie laut gerufen und geschrien, ihre Mutter unter der Erden sollte ihr zu Hilf kommen, ist bald ganz still worden und hat

nichts reden wollen. Härter zugeschraubet, worauf sie angefangen zu kreischen und gerufen, sie wüßte nichts. An beiden Beinen die Schrauben höher gesetzt, daran geklopfet, sie gerufen: „Meine liebste Mutter unter der Erden, o Jesu, komme mir zu Hilfe!“ Am linken Bein zugeschraubet, sie gerufen und gesagt, sie wäre keine Hexe, das wüßte der liebe Gott, es wären lauter Lügen, die von ihr geredet worden. Die Schrauben am rechten Bein härter zugeschraubet, sie angefangen zu rufen, aber stracks wieder ganz still worden. Hierauf ist sie hinausgeführt von dem Meister, um ihr die Haare vom Kopfe zu machen. Darauf er, der Meister, kommen und referiert, daß er das Stigma (Hexenmal) gefunden, in welches er eine Nadel überglieds tief gestochen, welches sie nicht gefühlt, auch kein Blut herausgegangen. Nachdem ihr die Haare abgeschoren, ist sie wieder angefeilet worden an Händen und Füßen, abermals aufgezogen, da sie geklagt und laut gerufen, ist wieder ganz still worden, gleich als wenn sie schliefe. Indem fing sie hart wieder an zu reden. Die Schraube am rechten Bein wieder zugeschraubet, da sie laut gerufen, die linke Schraube auch zugeschraubet, wieder gerufen, nun stracks ganz still geworden und ihr das Maul zugangen. Am linken Bein geschraubet, worauf sie gesagt, sie wüßte von nichts, wenn man sie schon tot machte. Besser zugeschraubet am rechten Bein, sie gekreischet, endlich gesagt, sie könne nichts sagen, man sollte sie auf die Erde legen und tot schlagen. Am linken Bein zugeschraubet, auf die Schrauben geklopfet, härter zugeschraubet, nochmals aufgezogen, endlich ganz wieder los gelassen.“

Oft fielen die Gemarterten während der Folter in Ohnmacht oder in Starrkrampf, was dann als eine Machenschaft des Teufels angesehen ward, um sie empfindungslos zu machen, oft gaben sie auf der Folterbank den Geist auf, dann hatte der Böse ihnen den Hals umgedreht, um sie der Pein zu entledigen. Wer wie durch ein Wunder alle Qualen überstand, wurde als Krüppel an Leib und Seele aus der Kerkerhöhle entlassen.

So war der Prozeß, so das Beweismittel, das Urteil lautete auf Tod. Bußfertige sollten enthauptet oder erdrosselt, Unbußfertige lebendig verbrannt werden, nachdem sie in der Regel noch mit glühenden Stangen von den unmenschlichen Henkern gezwickt waren.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts kamen in Deutschland die Hexenprozesse nur vereinzelt vor; durch dieselben mußten erst die im Hexenhammer vorgetragenen Lehren dem Volke eingeimpft sein, die Obrigkeiten, die Gerichte, die Geistlichkeit sich in dieselben eingelebt und an die Verfolgungen gewöhnt haben, ehe die „Einäsche-

rungen" nach und nach bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts ihren höchsten Stand erreichen konnten. Es begann damit eine Zeit des Schreckens, wie sie die Christenheit bis dahin nicht erlebt hatte. Wer mag sich des Entsetzens zu erwehren, wenn man liest, daß eine zwanzigjährige Verfolgung (1615—1635) im Bistum Straßburg gegen 5000, eine etwa fünfjährige (1625—1630) in dem kleinen Stifte Bamberg 600, in dem nicht viel größeren Bistum Würzburg sogar 900 Opfer, eine nur dreijährige in dem kleinen Stift Fulda 250 Opfer verschlang, daß in Quedlinburg 1589 an einem Tage 133 Hexen „im Rauche gen Himmel geschickt wurden" und um dieselbe Zeit im Braunschweigischen die Hexenpfähle auf dem Richtplatze wie ein kleiner Wald anzusehen waren? Der Hexenrichter in Fulda, Balthasar Voß, that groß damit, daß er allein 700 Personen beiderlei Geschlechts habe verbrennen lassen, und hoffte noch das Tausend voll zu machen; in Lothringen brachte ein anderer in 16 Jahren 800 auf den Scheiterhaufen, bis er selbst als Zauberer ihnen nachfolgen mußte. In den Prozeßakten von Würzburg werden als Opfer aufgezählt: „die Kanzlerin, die Tochter des Kanzlers von Aichstädt, der Ratsvogt, ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren, ein Ratsherr, der dickste Bürger in Würzburg, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein kleineres, ihr Schwesterlein, der zwei Mägdlein Mutter, die Bürgermeisterin, zwei Edelknaben, das Göbel Babele, die schönste Jungfrau in Würzburg, ein Student, so viele Sprachen gekannt und ein fürtrefflicher Musiker gewesen, der Spitalmeister, ein sehr gelehrter Mann, eines Ratsherrn zwei Söhnlein, große Tochter und Frau, drei Chorherren, vierzehn Domvicare, ein blindes Mägdlein, die dicke Edelfrau, ein geistlicher Doktor u. a." Den letzten Brand großartigen Stiles veranstaltete der Erzbischof von Salzburg im Jahre 1678, wobei 97 Personen der heiligen Wut zum Opfer fielen.

So wurden denn überall die „Unholden" mit Stumpf und Stiel ausgerottet; jede Stadt, jeder Ort, jede Prälatur, jeder Edelsitz in Deutschland wollte einen Hexenbrand haben. Obwohl die „Einäscherungen" im Norden bei weitem nicht die furchtbare Ausdehnung erlangten als in Mittel- und Süddeutschland, so sind doch auch hier die Worte eines christlich denkenden Mannes im Anfange des 17. Jahrhunderts begreiflich: „Es ist jetzt soweit gekommen, daß, wenn solche Prozesse noch länger fortgesetzt werden, ganze Dörfer, Märkte und Städte veröden und daß niemand mehr sicher sein wird, auch nicht einmal Geistliche und Priester." Rechnet man zu den urkundlich sichergestellten Fällen nur die gleiche Zahl von solchen hinzu, deren Akten verloren sind, so ergibt sich eine Gesamtsumme

von Tausenden und aber Tausenden, ja es mag die Zahl von 100000 nicht zu hoch gegriffen sein.

Ein grausames inneres Beben erfüllte die Gemüter von Millionen in Deutschland. Denn zu dem Schrecken, den die fortwährend jedem drohende Verfolgung verbreitete, kam noch die Angst und die Furcht vor dem geheimen Treiben der Hexen, die hin und wieder die seltsamsten epidemischen Erscheinungen hervorrief. Nicht genug daß Bettelmönche in Scharen mit ganzen Säcken sogenannten Hexenrauchs umherzogen, um ihn Erwachsenen als Schutzmittel gegen Zauberei für reiche Gaben auszuspenden: zu Calw im Würtenbergischen wurde 1673 namentlich die Jugend von einer wahren Hexenkrankheit erfaßt. Kinder von sieben bis zehn Jahren gaben vor nächtlicherweile auf Gabeln, Böcken, Hühnern, Katzen in die Hexenversammlung entführt zu werden, wo sie die heilige Dreieinigkeit verleugnen und mit essen und trinken müßten. „Die armen Kinder selbst", erzählt ein gleichzeitiger Berichterstatter, „sind voll Schrecken und Angst, besonders in der nächtlichen Finsternis und Einsamkeit, beten selbst und flehen zum Teil, man solle für sie beten. Man hat aber durch fleißiges Bewachen und Hüten der Kinder in vielen Nächten wahrgenommen, daß wahrhaftig ihr Leib nirgends hinweggeführt wird, sondern im Bett oder auch im Schoß und in den Armen der Eltern und wachenden Anverwandten liegen bleibt bei einem Schlaf, der bei einigen ganz natürlich scheint, daß man sie leicht wecken kann, bei anderen aber einer harten Erstarrung ähnlich ist, dabei auch etwa die Glieder erstarren." Eine aus Rechtsgelehrten und Geistlichen zusammengesetzte Kommission untersuchte die Sache und verurteilte eine alte Witwe mit ihrem Stiefenkel zum Tode und verwies andere aus der Stadt, worauf endlich wieder Ruhe in die Gemüter einkehrte.

So war Deutschland bald nach der Zeit, die als reich gepriesen wird an Fortschritten geistiger Aufklärung und groß durch Thaten religiöser Begeisterung, zu einer Mördergrube geworden; übel ertönte selbst während des großen Krieges der Schrei der Verfolgten in den Folterkammern, und allerorten rauchten die Scheiterhaufen.

Aber wodurch konnte sich diese schreckliche Zeitrichtung denn endlich wenden? Eine Verirrung, die sich bis in ihre höchsten Konsequenzen auslebt, lehrt die Geschichte, ruft einen Umschlag hervor. Leise, fast unmerklich bahnt er sich an; schon in den Schriften der Inquisitoren selbst sind die Spuren davon zu erkennen. Der erste kühne Held, der es wagte gegen den Dämon seine Stimme zu erheben, war Cornelius Agrippa von Nettesheim, Generaladvokat in

Metz; ihm folgten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Arzt des human gesinnten Herzogs Wilhelm von Cleve, Johann Weyer, und der Mainzer Geistliche Cornelius Loos; im 17. Jahrhundert begann selbst aus dem Jesuitenorden, der an der Spitze der Verfolgung gestanden, Widerspruch laut zu werden. Adam Thanner aus Innsbruck († 1632) entging kaum dem Scheiterhaufen; man weigerte ihm sogar das christliche Begräbnis, als man in seiner Tasche einen „eingesperrten Teufel" fand, der in Wahrheit nichts weiter als ein Floh unter einem Vergrößerungsglase war. Begreiflich, wenn ein anderes Mitglied des Ordens einen neuen Angriff gegen den herrschenden Wahn nur aus dem sichersten Verstecke zu thun wagte, in dem ihn kein Mensch vermutete. Die „Cautio criminalis" des Grafen Friedrich von Spee erschien gegen die Regeln seines Ordens anonym 1631 in der protestantischen Stadt Rinteln, und noch vierzehn Jahre nach dem Tode des Verfassers († 1635) war selbst dem Übersetzer des Buches die Herkunft desselben unbekannt. Allein auch Spee bekämpfte nicht das Princip, sondern nur die Praxis der Hexenprozesse, er räumte die Hexerei und die Notwendigkeit des Verfahrens gegen sie ein und richtete mit praktischem Takte seinen Angriff nur gegen die Art des Verfahrens, dessen ganze Scheuslichkeit er enthüllte. „Feierlich schwöre ich", ruft er aus, „daß unter den zahlreichen, die ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitete, nicht eine war, von der man, alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen, und dasselbe teilten mir zwei andere Theologen aus ihrer Praxis mit. Aber behandelt die Kirchenoberen, behandelt die Richter, behandelt mich so, wie jene Unglücklichen, unterwerfet uns derselben Marter, und ihr werdet in uns allen Zauberer entdecken." Auch Spees Stimme vermochte das Ansehen des Hexenhammers bei seinen Zeitgenossen nicht zu erschüttern, vielmehr erreichten die Prozesse nach seinem Auftreten gerade den Gipfelpunkt ihrer höchsten Wut. Erst im Jahre 1691 fand er in dem Niederländer Balthasar Becker einen Nachfolger, dessen „bezauberte Welt" ein großes Aufsehn machte. Der letzte entscheidende Kampf gegen Folter und Hexenprozesse war einem Manne vorbehalten, der mit einem durchdringenden Verstande und einer aufs Praktische gehenden philosophischen Richtung ein für alles Gute offenes Herz und einen unerschütterlichen Mut verband, dem Hallenser Christian Thomasius, dessen Schriften, die das Ende der Prozesse heraufführen halfen, in die Jahre 1701 bis 1712 fallen. Nach und nach stellten die deutschen „Malifizgerichte" ihre Arbeit ein; 1641 wurde durch die Königin von Schweden als Herzogin von Pommern zum ersten-

mal ein deutsches Land von der Hexenverfolgung befreit; im Anfang des 18. Jahrhunderts folgte Preußen unter Friedrich Wilhelm und bald auch Österreich unter Maria Thersia mit Beseitigung der Herrschaft des Hexenhammers, während in anderen Ländern der Geist desselben herrschend blieb. In dem bischöflichen Würzburg ward noch 1749 die siebenzigjährige Nonne Maria Renata Sängerin, 1775 im Stifte Kempen Anna Maria Schwägelin als Hexe verbrannt. Das letzte Opfer auf deutscher Erde war die Dienstmagd Anna Göldi, die im Jahre 1782 zu Glarus in der Schweiz zum Tode mit dem Schwerte begnadigt ward.

Von allen Hexenprozessen in deutschen Landen gibt nicht leicht einer ein herzbewegenderes Bild als das Verfahren gegen Frau Rebekka Lamp, welche im Jahre 1590 mit vielen anderen in der Reichsstadt Nördlingen den Scheiterhaufen besteigen mußte.

Ein Hexenprozeß in Nördlingen. 1590.

Kaum hatte in den Jahren 1588 und 1589 in Nördlingen das Gerede von Hexerei um sich zu greifen begonnen, als der Bürgermeister Georg Pferinger mit Hilfe der beiden Doktoren der Rechte, Sebastian Röttinger und Konrad Graf, und des Stadtschreibers Paul Majer sofort die Stadt von dem Hexengeschmeiß zu reinigen beschlossen. Damit hoben jene vier Schreckensjahre an, in denen nach dem Ausdruck des Stadtschreibers „der Verstand in Nördlingen spazieren gegangen war." Drei verdächtige arme Frauen wurden gefänglich eingezogen und nach allen Regeln des peinlichen Prozesses befragt; allein sie gestanden nichts und mußten als unschuldig entlassen werden. Unglücklicherweise erregte dieses rohe Verfahren des Rates den Zorn des Superintendenten Wilhelm Lutz; er kanzelte denselben in zwei Predigten ab: des Bezüchtigens wegen Hexerei sei kein Ende; etliche hätten bei ihm schon ihre Schwiegermütter, ja ihre eignen Eheweiber angegeben; wohin das führen solle? der Rat habe wohl einige arme Hündlein gefangen, aber die rechten wohl durchschlüpfen lassen. In seiner Ehre gekränkt, erteilte der wohlweise Rat dem Geistlichen einen scharfen Verweis, daß er sich unziemenderweise zum Verteidiger der Hexen aufgeworfen, und beschloß auf Grund eines vom Stadtschreiber ausgearbeiteten Gutachtens mit aller Strenge vorzugehen. Um der Welt zu zeigen, daß er ganz ohne Ansehn der Person verfahre, ließ er eine Menge alter Weiber nicht nur aus den niedrigen Ständen, sondern aus den angesehensten Familien verhaften und eintürmen. Das Prozeßverfahren war ein sehr kurzes, da man mit der Folter entsetzlich vorging;

schon im Mai 1590 wurden drei, acht Wochen später wieder drei und sieben Wochen nachher noch fünf Hexen auf einmal verbrannt. Unter den letzteren war auch die Frau des Zahlmeisters Peter Lamp, ein edles frommes Weib, dessen Prozeß an herzbewegenden Momenten besonders reich ist.

Rebekka Lamp war in Abwesenheit ihres Mannes auf die durch die Folter erpreßten Aussagen anderer Angeklagten hin schon im April 1590 verhaftet worden. Mit blutendem Herzen hatten es ihre sechs Kinder mit angesehen, wie die liebe Mutter gepackt und in den schrecklichen Turm abgeführt wurde. Daher schickten sie ihr nicht lange nachher folgenden Trostbrief: „Unseren freundlichen, kindlichen Gruß, herzliebe Mutter! Wir lassen dich grüßen, daß wir wohlauf sind. So hast du uns auch entboten, daß du wohlauf seiest, und wir vermeinen, der Vater wird heute, will's Gott, auch kommen. So wollen wir dich's wissen lassen, wenn er kommt. Der allmächtige Gott verleihe dir seine Gnade und heiligen Geist, daß du, Gott woll', wieder mit Freuden und gesundem Leib zu uns kommst. Gott woll'. Amen. Herzliebe Mutter, laß dir Bier kaufen und laß dir ein Salfan backen und Schnittlein und laß dir kleine Fischlein holen und laß dir ein Hühnlein holen bei uns, und wenn du Geld (be)darfst, so laß holen; hast's in deinem Säckel wohl. Gehab dich wohl, herzliebe Mutter! Du darfst nicht sorgen um das Haus halten, bis du wieder zu uns kommst."

Zu den leiblichen Nöten, unter denen die Unglückliche in dem scheußlichen Gefängnisse zu leiden hatte, kam auch noch die ihre Seele folternde Sorge, daß ihr zärtlich geliebter Gatte sie für schuldig halten möchte. Daher schrieb sie ihm, als sie seine Rückkehr erfahren: „Mein herzlieber Schatz, bis (sei) ohne Sorge. Wenn auch ihrer Tausend auf mich bekennten, so bin ich doch unschuldig, oder es kommen alle Teufel und zerreißen mich. Und ob man mich sollt strenglich fragen, so könnte ich nichts bekennen, wenn man mich auch zu tausend Stücke zerriß. Vater, wenn ich der Sach schuldig bin, so laß mich Gott nicht vor sein Angesicht kommen immer und ewig. — Wenn ich in der Not muß stecken bleiben, so ist kein Gott im Himmel. Verbirg doch dein Antlitz nicht vor mir; du hörst ja meine Unschuld, um Gottes Willen, laß mich nicht in der schwülen Not stecken."

Indessen nahm ihr Prozeß in üblicher Weise seinen Fortgang; zweimal überstand sie die Tortur, ohne sich schuldig zu bekennen, bei der dritten Folterung, die weit länger dauerte und weit grausiger verlief, begann sie zu verzagen; sie bekannte sich zu einigen der ge-

ringeren Anschuldigungen und blieb dabei auch bei der vierten Tortur. Da war es, daß sie heimlich an ihren Gatten folgenden Brief schrieb: „Mein auserwählter Schatz, soll ich mich so unschuldig von dir scheiden müssen, das sei Gott immer und ewig geklagt! Man nötigt eins, es muß eins ausreden, man hat mich so gemartert, ich bin aber so unschuldig als Gott im Himmel. Wenn ich im wenigsten ein Pünklein um solche Sache wüßte, so wollte ich, daß mir Gott den Himmel versagte. O du mein herzlieber Schatz, wie geschieht meinem Herzen! o weh, o weh meinen armen Waisen! Vater, schick mir etwas, daß ich sterbe! ich muß sonst an der Marter verzagen. Kannst heute nicht, so thu es morgen. Schreib mir von Stund an. O Schatz deiner unschuldigen Rebekka! Man nimmt mich dir mit Gewalt. Wie kann's Gott doch leiden! Wenn ich ein Unhold bin, so sei mir Gott nicht gnädig. O wie geschieht mir so unrecht? Warum will mich doch Gott nicht hören? Schick mir etwas, ich möchte sonst erst meine Seele beschweren."

Der Mann aber kannte sein Weib; sein Glaube an ihre Unschuld ward durch nichts erschüttert. Daher machte er mit einer Eingabe an den Rat den Versuch, sie aus den Händen ihrer Peiniger zu befreien. „Meine großgünstigen gebietenden Herren", bittet er darin, „wollten fürnehmlich und erstlich dahin sehen, daß sie mit allem ehesten gegen die mißgünstigen Personen, die so freventlich angegeben haben, möge konfrontieret und hierbei Bescheid und Antwort gegenüber angehöret werden. Ich hoffe und glaube und halte es für gewiß, daß mein Weib alles, dessen man sie beschuldigt, nicht einmal Zeit ihres Lebens in Gedanken gehabt, vielweniger denn, daß sie solches mit Werk und in der That sollte jemals auch nur im geringsten gethan haben. Denn ich bezeuge es mit meinem Gewissen und mit vielen guten ehrlichen Leuten, daß mein Weib zu allen Zeiten gottesfürchtig, stets züchtig, ehrbar, häuslich und fromm, dem Bösen aber jederzeit abhold und feind gewesen; ihre lieben Kinder hat sie gleichfalls neben und samt mir treulich und fleißig nicht allein in ihrem Katechismo, sondern auch in der heiligen Bibel, insonderheit aber in den lieben Psalmen Davids unterrichtet und erwiesen, also daß, Gott sei Dank! ich, ohne Ruhm zu vermelden, kein durch Gottes Segen mit ihr erzeugtes Kind habe, das nicht etliche Psalmen Davids auswendig wüßte und erzählen könnte. Überdies kann auch niemand, niemand sage ich, mit Grund der Wahrheit darthun und erweisen, daß sie irgend einmal einem Menschen, auch nur den kleinsten Schaden am Leibe oder sonst hätte zugefügt oder man deshalb eine Vermutung auf sie gehabt hätte." Daher glaubte

der Zahlmeister die Gewährung seiner Bitte erwarten zu dürfen, daß man sein liebes Weib entweder gleich zurückgeben oder wenigstens durch Konfrontierung mit den Anklägern ihr eine ehrliche Verteidigung gewähren möchte. Er hoffte vergebens; vielmehr ging der Rat von nun an nur noch fürchterlicher gegen das arme Weib vor, bis man die gewünschten Geständnisse hatte. Alsdann wurde sie rasch am 9. Sept. 1590 verbrannt.

Soldau: Geschichte der Hexenprozesse, neu bearbeitet von Heppe. 1880. — Weng: Die Hexenprozesse zu Nördlingen, in Hitzig und Temmes Annalen. Bd. 26. — Wächter: Beiträge zur Geschichte des deutschen Strafrechts.

31. Ein Gerichtstag in Uſedom. 1625.

Auf Martini des Jahres 1625 war wie herkömmlich Bürgerſchaft und Obrigkeit Uſedoms im Rathauſe verſammelt. Der ehrbare Rat verlas die guten Ordnungen und Gewohnheiten, damit die Jungen darin mit allem Ernſte unterrichtet, die Alten aber ſtets fleißig daran erinnert würden und ſie auf ihre Nachkommen vererben möchten. Denn es hatte die Stadt Uſedom zu damaligen Zeitläuften gute Gründe, auf eine Feſtſetzung ihrer Rechte und Ordnungen wohl bedacht zu ſein. „Es hatte der um ſich freſſende Krieg, Raub und Peſtilenz (daß Gott erbarm!) das geliebte Vaterland verkehret und verwüſtet und auch dieſe gute Stadt mit angegriffen, die Einwohner an ihren Gütern ſehr verringert und in äußerſte Armut geſetzt, teils in Elend getrieben und verjagt, teils auch gar in den Staub der Erden gewieſen. Daher hatten vor großen Sorgen, Herzeleid und Bedrängniſſen beide, Obrigkeit und Prediger, die Augen zuthun müſſen, daß leider! die Gotteshäuſer und Rathäuſer traurig und betrübet, ja ganz leer ſtehen, der liebe, von Gott gebotene Gottesdienſt nicht geübet, gute Regiments- und Polizeiordnungen untergegangen, die heilige und edle Juſtiz nicht adminiſtriert werden konnten. Weil aber Gott der Herr auch mitten in ſeinem Zorn gnädig geweſen, indem er ſich wieder zu ſeinen Knechten bekehrt, die Riſſe in geiſtlichem und weltlichem Regiment etlicherweiſe ergänzt, wurde um dieſe Zeit eine Zuſammenkunft der Obrigkeit und Unterthanen gehalten, darum daß die ehrbare, ehrſame kunſt- und ehrliebende Bürger der Stadt willkürliche Geſetz und Ordnungen erinnert und wiſſen mögen, daß ſie nicht wie Bauern Amtleuten von Adel oder Geringern, ſondern allein ihren leiblichen angebornen natürlichen Erbherrn, pommerſchen Landesfürſten und dieſer Stadt Obrigkeit unterthan ſeien.“

In treuherzigem, zugleich zierlichem Stile ermahnt, bedroht und belehrt ein ehrbar Rat ſeine ehrbaren geliebten Bürger und guten Freunde bei dieſer „Burſprache“ in bunt zuſammengewürfelten,

zum Teil merkwürdigen Vorschriften, „damit sie wohl vorbereitet einem peinlichen Gericht, welches in Gegenwart des Rates geheget werden sollte, zuhören möchten."

„Ein jeder Bürger soll christlich und ohne jegliche Abgötterei in Gottesfurcht leben, Gottes Namen und Gaben in Ehren halten, sonsten ihn der Rat als einen Gotteslästerer strafen will;

ein jeglicher seine gebührliche Obrigkeit, Predigtamt und auch Eltern ehren, niemand töten, noch Ehebruch oder andre Unzucht treiben, auch niemandem das Seine stehlen noch falsch Gezeugnis reden, bei Gottes und der Obrigkeit Strafe;

wer für Gerichte sich für Gott und seine Obrigkeit nicht scheuet und daselbst unhöfliche Reden führet oder seinen Nächsten schimpfet, der soll dafür mit einem Pfund Schilling gestrafet werden, wer aber einen anderen für Gerichte auf den Mund schlägt, der verbricht die Hand, damit er es thut, oder soll sie lösen mit 100 Marken;

wer für Gerichte einen Meineid schwöret, das man kann mit zweien frommen Leuten oder andern glaubwürdigen Urkunden beweisen, den soll man Meineides Recht thun, und er kann nicht appellieren, ob er gleich 2 Schilling und auch 10 Groschen Appellgebühr dem Gerichte niederleget;

niemand soll mit einem andern „Dobbelt" noch um Geld spielen, ohne allein um einen Pfennig zu der Collation, bei Verlust des Geldes und Strafe des düsteren Kellers;

wer über seinen Nächsten Pasquil, Schandbriefe oder Schandlieder dichtet, singet, angeschlagen oder dazu geholfen, den soll man am Halse rechtfertigen ohne Gnade;

wer verborgener heimlicher Weise zu Tage oder Nacht meuchelisch Mördergewehre bei sich traget, dem soll es abgenommen und an den Kaak (Pranger) geschlagen, die Person aber als ein heimlicher Mörder am Leibe gestrafet werden;

wer wider die Gerichte, den Rat und Bürger auch sonsten eigenwillige verbotene und schädliche Verbündnisse, Versammlungen und Aufruhr machet, der soll verbrochen haben seinen Leib und alle seine Güter;

wer Kirchhöfe, heilige und andere Gerichtsorte und das gemeine Beste bestiehlet, soll ohne alle Gnade gehangen oder des Werts nach gerädert werden;

wer aber bei einem Feuer Leib und Leben waget und fleißig löschet, soll das Jahr über schoß- und wachtfrei sein, und

wer des Jahres drei oder mehr Wölfe schießen und tot liefern kann, ist folgenden Jahres von allen bürgerlichen Beschwerden befreit."

Solche und andere Ordnungen, worin auch die Pflicht und Schuldigkeit der Handwerker ausführlich festgestellt waren, verlas der ehrbare Rat um Martini 1625; auf dem Ringe vor dem Rathause war ein großer Zulauf des Volkes, da alsbald ein öffentliches Gericht in zwei peinlichen Sachen an Hals und Hand geheget werden sollte, wie der Richter durch den Diener hatte öffentlich verkündigen lassen.

Denn Jochim Kultzen hatte Johann Boyen, einen Bürger von Usedom, am Tage zuvor vorsätzlich mit einem Messer vom Leben zum Tode gebracht, nachdem dieser ihn offenbar mit Worten angegriffen und geschmähet. Jochim Kultzen war entwichen und ins Elend gegangen. Auch waren vorigen Jahres früh Gaukler in die Stadt gekommen und hatten so erstaunliche Künste öffentlich aufgeführt, die nicht mit rechten Dingen wohl verträglich waren, hatten Feuer verzehret und danach wieder ausgespieen. Etliche fromme angesessene Bürger hatten deswegen einem ehrbaren Rate die Anzeige gemacht, wie in dem Spiele der Gaukler der Teufel ohne Zweifel sein Wesen gehabt; eine schwarze Katze, die vorhin nicht dawesen, habe auf einer großen Trommel gestanden und Feuer aus den Augen „gebrannt", sei dann mit großem Geschrei zu der Trommel oben hinein und unten durch gefahren; auch habe man den Stank und Dampf, so hernach gekommen, deutlich gespüret, und sogleich sei ein greulich Donnerwetter am Himmel gewesen. Da nun die Bürger sich sehr entsetzt und ein ziemlich Rumor geworden, waren die Gaukler sogleich aus der Stadt entwischet; den einen aber hatte der Frone ergriffen und mit Banden wohl verwahret. Derselbe leugnete dann freilich strenge, vom Teufel etwas zu wissen; erst als er in der Prozedur nach kaiserlicher Halsgerichtsordnung mit peinlicher Frage scharf inquiriert war, bekannte er dem großen Gott und fürstlichem verordneten Gericht zu Ehren alles. Nun sollte denn nach der Stadt Rechten das peinliche Stadtgericht geheget, der flüchtige Mörder durch den Gerichtsfronen geladen, über den Zauberer aber eine endliche Rechtsfertigung gehalten werden.

Man muß aber wissen, daß die zu Usedom niemals anders als im Freien das Gericht abhielten nach der Vorfahren Weise. Hatten sie einstmals dünne Stöcke vom Haselbaum in einen Kreis gesteckt und darum Schnüre gebunden, deswegen weil diese nach dem Glauben einen festeren Halt gewährten als Schranken von Balken und Eisen, so waren jetzt die Schranken von einem schirmenden Geländer von Holz umgeben. Auch war der Dingplatz nicht mehr ganz ringförmig, also daß die umstehende Menge einen natürlichen

Kreis schloß, sondern es geschah die Hegung dergestalt, daß man an der Gerichtsstätte vier behobelte Balken als sogenannte Dingstöcke hinlegte, daß sie ein längliches Viereck bildeten. Wie ein König auf seinem Thron saß der Richter auf seinem Stuhl; er mußte sitzen, denn sein Aufstehen hinderte den Fortgang der Verhandlung, und als ein griesgrimmiger Löwe ernste Miene machen, zum Zeichen der Ruhe und Anschaulichkeit den rechten Fuß über den linken schlagen. In seiner Hand führte er den weißen Stab d. h. einen Stab mit abgeschälter Rinde, womit er Stille durch Klopfen gebot und das Gericht hegte. Solange er ihn hielt, war es feierlich gehegt, sobald er ihn niederlegte, war es geschlossen. Er saß im Westen und schaute gen Osten; ihm zur Seiten, nur etwas niedriger, hatten die Urteiler ihren Platz. Unten vor ihnen stand rechts der Kläger, links der Beklagte oder Schuldige, jener gen Süden, dieser gen Norden gewendet. Wie bei der Blutrache erschienen die Kläger bewaffnet mit bloßem Schwert vor dem Richter und führten den Erschlagenen vor die Linde mit. Zunächst sandte das Gericht zwei Schöffen hin, um den Toten und seine Wunden zu besehen; dann beschrien sie den Mörder, zogen drei bloße Schwerter und riefen: „Waffen, Waffen, Waffen über den Mörder, der diesen Mann und guten Freund ermordet und vom Leben zum Tode gebracht und damit meines Herrn und der Stadt Frieden gebrochen hat!“ Darauf thaten sie ihre Schwerter in die Scheiden und trugen den Toten fort bis ganz nahe an die Linde und setzten ihn nieder. Dann riefen sie noch einmal, wie sie vorher gerufen, trugen den toten Mann fort und riefen zum drittenmal über den Mörder. Gestattete dann das Gericht, daß man den Toten begrabe, so mußten doch die Kleider, die er getragen, mit dem Blute demselben verbleiben, damit man sie dem Mörder, wenn er käme, um sich zu verantworten, vorweisen könne. Hatte der Mörder, wie sich am heutigen Tage zeigte, sich durch die Flucht der Strafe entzogen, so ward mit dem Geschrei: „jodute! jodute!“ vor dem Gerichte über ihn geklagt.

Nachdem nun im Rathause in den Unterstuben der Stadt die Ordnungen durch den Bürgermeister verlesen waren, worin auch geschrieben stand:

> „Alle Zauberer, Winkers, Goldgräber und die, so mit „Sengerei“ und „Böten“, auch Teufelskünsten umgehen, Manns- und Weibspersonen, will ein ehrbarer Rat und Gericht zum höchsten strafen, als recht ist“,

kommt der Richter mit den Beisitzern; sie setzen sich in Gegenwart der Bürgermeister, Ratsherren und aller Bürger nachbarlich nieder

auf den Richtplatz auf dem Markt mit Ehrerbietung gegen Gott und mit unbedecktem Haupte.

Alsdann tritt der Frone auf den Ring, ziehet das Richtſchwert und ruft laut: „Wer klagen will, der klage feſt!“ und ſtreicht mit dem Schwerte durch die Luft. Es war aber der Ermordete auf den Gerichtsplatz getragen und außerhalb des Geheges niedergeſetzt.

Der Richter ſpricht nun zu den Beiſitzern: „Ihr Herren Beiſitzer, ich frage, ob es Tag und Zeit ſei, unſerem gnädigen Fürſten und Herrn und einem ehrbaren Rat zu Uſedom ihre peinliche Halsgerichte zu hegen und zu halten?“

Einer der Beiſitzer: „Ja, wenn es meinen gnädigen Herrn und ehrbaren Rat dünkt Zeit zu ſein, ſo iſt es Zeit!“

Richter: „Wie ſoll ich es denn hegen, daß es Kraft und Macht hat?“

Beiſitzer: „Ihr ſollt es hegen Gott zu Ehren bei des Kaiſers Acht, bei des Königes Macht, bei fürſtlichen und eines ehrbaren Rats als Obrigkeit Gnade und Ungnade, Hals bei Hals, Aug bei Aug, Kopf bei Kopf, Hand bei Hand, Fuß bei Fuß und als ein Glied um das andere.“

Richter: „So hege ich unſeres gnädigen Fürſten und Herrn, des Herrn Herzogs in Pommern, und eines ehrbaren Rats als dieſer Stadt Uſedom peinliche Halsgericht Gott zu Ehren bei des Kaiſers Acht, bei des Königes Macht, bei fürſtlichen und eines ehrbaren Rats als Obrigkeit Gnade und Ungnade, Hals bei Hals, Aug bei Aug, Kopf bei Kopf, Hand bei Hand, Fuß bei Fuß und als ein Glied um das andere. Ich frage weiter, ob ich es recht geheget habe?“

Beiſitzer: „Ja, und wer es bricht, der iſt einen Wandel dafür ſchuldig.“

Richter: „So erlaub ich Recht und verbiete Unrecht, und ſoll keiner allhie am peinlichen Halsgericht reden, es ſei ihm denn erlaubet und zugelaſſen.“

Wie nun alſo das Gehege geſchloſſen, tritt vor das gehegte Gericht der Frone, hält das bloße Richtſchwert in die Höhe und ſagt:

„Großgünſtiger Herr Richter, ich frag Euch, bitte, berichtet amtswegen, ob das Gericht recht beſetzet?“

Richter: „Ja, es iſt nach Kaiſer Karls des Fünften und heiligen Reichs peinlicher Halsgerichtsordnung wohlbeſetzet und gehegt über Johann Boyen unſchuldiges Blut, ſo Jochim Kultzen vorſätzlich freventlicherweiſe vergoſſen, und wie wir Kundſchaft aufnehmen laſſen, ohne Urſach unſchuldig vom Leben zum Tode denſelben gebracht und landflüchtig worden.“

Der Frone: „Weil Jochim Kultzen das gethan hat, so bitte ich mir zu erlauben, daß ich ihn als verflüchtigen Mörder allhier peinlich anklage zu rechte.“

Richter: „Es sei dir erlaubet und daneben was recht ist!“

Der Frone: „So klage ich hiemit peinlich an dich, Jochim Kultzen, als einen öffentlichen freventlichen Mörder für Gottes und meines Herrn Gerichte zum erstenmale, zum andern- und endlich auch zum drittenmale und bitte, großgünstiger Herr Richter, um Johann Boyen unschuldiges Blut um Recht und Gerechtigkeit wider den schuldigen verflüchtigen Mörder Jochim Kultzen.“

Richter: „Ihr Herren Beisitzer, weil Jochim Kultzen als ein öffentlicher Mörder entwichen, sich vor ordentlicher Bestrafung zu retten, so frage ich euch des Rechten, ob nicht Jochim Kultzen als ein verflüchtiger Mörder soll auf diese peinliche Anklage vor dies peinliche Halsgericht zum rechten eingeladen werden?“

Erster Beisitzer: „Es ist billig und recht, daß er geladen werde.“

Richter: „In Mordsachen Jochim Kultzens als billig zu recht angeklagten und verflüchtigen erkennen wir fürstlicher und verordneter Richter und Beisitzer dieses peinlichen Halsgerichts für Recht: daß der verflüchtige Mörder Jochim Kultzen peinlich zu citieren, und wie sich das zurecht gebühret, auf vorgebrachte peinliche Anklage zu antworten schuldig, wozu ihm drei Wochen hiemit Frist zugelassen und angesetzet mit dem Bescheide, wann er, Jochim Kultzen, nicht also diesem würde nachkommen, das nicht desto weniger geschehen soll, was Recht ist. Von Rechtswegen.“

Der Frone: „Großgünstiger Herr Richter, ich frage, wer soll Jochim Kultzen peinlich laden?“

Richter: „Die Ladung sei dir befohlen auszuführen.“

Hierauf geht der Frone aus dem Behege auf den öffentlichen Markt und hebet an auszurufen die Vorladung und den Vorgeladenen mit gen Himmel gehobenem Richtschwert:

„Ich citiere, esche und lade dich, Jochim Kultzen, als einen öffentlichen verflüchtigen Mörder vor Gottes und meines Herrn Gerichte, darum daß du Johann Boyen hast mit einem Messer schelmischer boshafter Weise vorsätzlich vom Leben zum Tode gebracht, als daß du binnen dreien Wochen erscheinest und gebest Rede und Antwort für diese deine boshafte mörderliche That und deshalb zum erstenmale: Zeter! Wehe und abermal Zeter über dich Mörder Jochim Kultzen und zum andernmal Zeter! Wehe und abermal Zeter!“ Dann ruft der Frone überlaut, wie er es aus aller Kraft

zum Schrecken anderer hervorbringen kann: „Zeter! Wehe und Zeter zum drittenmale! Ich deklariere dich zur Mordacht, wo du nicht erscheinest, und verbiete dir, Jochim Kultzen, hiemit alle Menschen,

Kirchen, Klußen, Gotteshusen,
Mollen und Tollen, Feuer und Wasser,
Stege und Wege, Heide und Weide,
Rusch und Busch, Rohr und Moor, Strand und Sand,

daß du, Jochim Kultzen, nicht eher am Leibe sicher und im Gewissen sollst ruhig sein, ehe du Rede und Antwort wegen dieser Mordthat gethan und ausgesöhnet bist. Alles von Rechtswegen! Zeter, Wehe, zeitlich und ewige Wehe über dich Mörder zum ersten, andern und drittenmale!

Und so du nicht erscheinest, soll diese Vorladung auf dem Markte und an allen drei Thoren angeschlagen werden, daß du als ein öffentlicher Schelm bist exbannisiert und proskribieret."

Das Gericht beschloß zunächst den Flüchtling nicht zu verfolgen, der an irgend einer Freistatt auf einem Frei- oder Fronhofe Schutz gesucht haben mochte. Die Usedomer kannten wohl auch ein Weistum, welches vorschrieb: „wenn einer den Leib verwirkt hat und kann kommen bis in diesen Hof, der soll frei sein drei Wochen und drei Tage. Kann er wiederum hinauskommen drei Schritt und drei Fuß und kann wieder zurückkommen binnen den Hof, so soll er die Freiheit noch einmal haben. Binnen der Zeit soll der Hofmeier zu dem Vogt oder seinem Meier gehen und soll sprechen: „Da habe ich einen Menschen, den ich lange genug gehaust habe, holt mir ihn ab!" Dann soll der Vogt oder der Meier denselben abholen und führen an das unterste Ende des Dorfes, da soll stehen ein Stock (Gefängnis); in denselben soll er ihn setzen drei Tage lang. Binnen der Zeit soll er gehen zu dem Landfürsten und sprechen: „Herr Landfürst, da habe ich einen Missethätigen, den holt ihr, man soll ihn euch ausliefern und thut ihm sein Recht!" Dann soll der Vogt ihn führen an das Äußerste des Dorfes, da soll stehen ein Gatter, da soll stehen der Vogt mit einem Fuß darinnen und mit dem andern draußen und soll schreien: „Herr und Landfürst, da liefere ich euch den missethätigen Menschen und thut ihm sein Recht!" Und soll der Landfürst dem Vogt geben drei Heller." So mußte man die Zeit abwarten, um des Verbrechers habhaft zu werden.

Als die Verhandlung geschlossen war, kam die Stunde, wo der polnische Zauberer nach gethanem Bekenntnis und geschehener peinlicher Frage mit endlicher Rechtsfertigung gestraft werden sollte.

Weil um eines bösen Zaubers Schand
wird oft gestraft ein ganzes Land,

so hatten sich ein ehrbar Rat und Gericht mit heiligem Eifer zur Sühne und Tilgung des greulichen Verbrechens gerüstet.

Der Richter setzt sich wieder ehrbar nieder und nimmt seinen weißen Stab in die Hand; seine Beisitzer nehmen ihm zur Rechten und Linken Platz, alle mit entblößtem Haupte.

Wieder tritt der Frone in den Ring, zieht das Schwert und ruft, indem er es gen Himmel streckt: „Wer klagen will, der klage fest!“ Sodann wird der gefangene Missethäter auf Befehl des Richters durch den Gerichtsknecht wohl verwahret vor die Thür des Rathauses heraus geführt und bleibt daselbst mit dem Knechte so lange stehen, bis der Richter das peinliche Gericht in der oben beschriebenen Weise geheget hat. Dann fährt er fort: „So hege ich des durchlauchtigen Fürsten und Herrn, meines gnädigen Herrn, und eines ehrbaren Rats dieser Stadt Usedom hochpeinliches Halsgericht dem allregierenden gerechten Gott, herrschend im Himmel und auf Erden, der Gerechtigkeit liebet und ein gottlos Wesen hasset, itzo bei und mit uns im Gericht, als zukünftigem Richter der Lebendigen und der Toten; darum für ihn wir uns fürchten und an seiner Statt Gerechtigkeit handhaben müssen zu ewigem Lob und Ehren bei des Kaisers Acht, bei des Königs Macht, bei fürstlichen und eines ehrbaren Rats als Obrigkeit Gnade und Ungnade, Hals bei Hals, Aug bei Aug, Kopf bei Kopf, Hand bei Hand, Fuß bei Fuß und als ein Glied um das andre.

So frage ich weiter, ob ich es recht geheget?“

Beisitzer: „Ja, und wer es bricht, der ist einen Wandel zu gelten und zu leiden schuldig.“

Richter: „So erlaube ich Recht und verbiete Unrecht; es soll auch keiner allhie am Halsgerichte reden, es werde ihm denn erlaubet und zugelassen, sich auch daneben ein jeglicher schied- und friedlich verhalten bei Leibes- und Lebensstrafe.“

Ist das Gericht gehegt, tritt der Nachrichter vor, das Schwert in der Scheide, und fragt: „Großgünstiger Herr Richter! ich frage, bitte, berichtet von Amts wegen, ist das Gericht recht besetzet?“

Ehrbarlich sitzend und den weißen Stab in der Hand haltend, antwortet der Richter: „Ja, derowegen wer etwas zu klagen oder vorzubringen hat, der mag es thun; so soll auch Klage und Antwort geschehen, was recht ist.“

So tritt der Nachrichter mit dem Missethäter vor das gehegte Gericht und sagt laut:

„So bringe ich Klage über diesen armen Sünder, Jakobum Gentzky, von meiner Obrigkeit und Amtswegen zum ersten-, zum andern- und zum drittenmale, weil sich derselbe wider die heiligen zehn Gebote Gottes und sonderlich wider das erste Gebot versündiget, Gott damit erzürnet und seine Nächsten geärgert und betrübet, wie solche Klage vor einen großgünstigen Richter vormals gebracht und aufgeschrieben ist, und bitte wegen überwundener Missethat um endlich Urteil zur peinlichen Strafe."

Richter: „Solche wider Jakobum Gentzky für diesem an uns gebrachte Klage von Amts wegen haben wir fleißig aufschreiben lassen und dieselbe daneben vermöge Rechtens gewissentlich ermessen. Soll demnach dieser Jakobus Gentzky von seinen Banden gelöset und auf die Klage allhie zu Antwort schuldig sein von Rechts wegen."

Wenn nun der Nachrichter den Gebundenen gelöst und gesprochen: „Er ist los!" so fährt der Richter fort:

„Jakob Gentzky, du erinnerst dich, warum du in diese Haft kommen und was du peinlich bekannt, und willst du dabei beständig verbleiben?"

Der Gefangene antwortet: „Ja!"

Der Richter: „So soll dir dein Bekenntnis vorgelesen werden."

Er verliest dann, wie Jakobus Gentzky, ein Polnischer von Geburt, 21 Jahre alt, welcher anfänglich alles, so doch drei unbescholtene ansässige usedomische Bürger wider ihn ausgesagt, strenge geleugnet, nach geschehener peinlicher Befragung, als 24 Stunden verstrichen, wehmütig versprochen, er wolle nunmehro alles treulich bekennen; befragt, auf welche Art es mit der schwarzen Katze zugegangen, so auf der Trommel offenbar gestanden, nachher aber von dannen gefahren, unter vielem Weinen bekennet: es sei ihm zwar wenig bewußt, ob und wo seine Gesellen, so entwischet, mit dem Teufel umgegangen; so könne er aber nicht leugnen, daß solche mit Segnerei und Zauberei aller Orten Manns- und Weibspersonen kurieret, auch bei ihren Künsten sonder Zweifel des Teufels Beistand nicht wohl entraten können; möchte daher wohl sein, daß der leidige Erbfeind es gewesen, welcher in Form und Wesen einer schwarzen Katze mit gluderigen Augen da gewesen, solch Stank und greulich Donnerwetter nach sich gelassen. So habe er auch bei den zauberischen Künsten helfen müssen zureichen, selbst aber deren keins aufgezeigt.

Als darauf dem Gefangenen die einzelnen Fragen und Antworten seines Bekenntnisses vorgelegt werden, antwortet er:

„Nein, das sei alles nicht wahr; er habe nur vor Schrecken und Betrübnis so ausgesagt, weil er gemeint damit von seinen Banden los zu kommen und von seiner Qual befreit zu werden."

Der Richter wendet sich auf diesen Einwand des Angeklagten an die beiden Beisitzer mit der Frage:

„Ihr Herren Beisitzer, ich frage euch an Gottesstelle auf euren Eid, ob ihr nicht dieses Jakobus Gentzky sein Bekenntnis und verlesene Urjicht (Bekenntnis nach der Folterung) und die Artikel derselben also mit angehöret, wie solches ferner in dem Artikel 9 der peinlichen Halsgerichtsordnung Caroli Quinti vorgeschrieben und damit verfahren werden soll, wohin ich die Einfältiglichen verweise? Ich frage euch des Rechtens?"

Beisitzer: „Herr Richter, ich spreche, es geschiehet billig und auch was zu Urteil in Schriften verfasset ist."

Der Richter verkündet darauf noch sitzend das Urteil:

„In Sachen Christian Nagels als Anklägers am einen und Jakobus Gentzkys billig zu recht verklagten am andern Teil erkennen wir fürstlicher und verordneter Richter und Beisitzer dieses peinlichen Halsgerichts für recht: daß Jakobus Gentzky wegen boshaften, gottlosen und gefährlichen Bündnisses mit dem leidigen Satan, so er in dieser Stadt Usedom öffentlich helfen vollführen, mit Feuer solle gebrannt und vom Leben zum Tode gebracht werden."

Sodann zum Verurteilten gewendet, fragt er: „Willstu auch solche Strafe gern leiden?"

Der Nachrichter: „Großgünstiger Herr Richter, wer soll an ihm solche Strafe vollziehen?"

Der Richter: „Ich will hiemit richterlichen Amts wegen ihn dir übergeben und auf deinen Eid und dein Gewissen anbefohlen haben, daß du solch Urteil an ihm getreulich vollbringest."

Unter diesen Worten zerbricht der Richter seinen weißen Stab, wirft ihn auf die Tafel nieder und erhebt sich zum Zeichen, daß die Hegung geschlossen, von seinem Richterstuhle.

Der Nachrichter: „So will ich ihn wiederum in meine Bande nehmen und hinausführen auf einen grünen Plan, um zu verbieten, daß er es, ob Gott will, sein Tage nicht mehr soll thun. Gebet mir, großgünstiger Herr Richter, Friede und sicher Geleit, ich bitte!"

Der Stadtdiener ruft auf Befehl des Richters der umstehenden Menge zu:

„Meine günstigen Herren lassen vermelden und gebieten, daß dem Nachrichter Meister Langen in seinem Amt keinerlei Verhinde-

rung geschehe, auch ob es ihm mißlänge, keiner Hand an ihn legen soll bei Leib und Gütern."

Hierauf vollzieht der Nachrichter die Exekution, nachdem er dem armen Sünder das Gesicht gegen die Nachtseite gekehrt hat. Als das Gebet geschehn und gesungen ist, fragt er den Richter: „Großgünstiger Herr Richter, ich frage Euch, ob ich auch recht gerichtet?"

Richter: „So du gerichtet hast, wie hat das Urteil und Recht gegeben, so lasse ich's dabei bleiben."

Von der Usedohmischen Stadt Privilegien und Observanz, guten Ordnungen und Gewohnheiten. 1725. — J. Grimm: Rechtsalterthümer. Berlin 1872. — J. Grimm: Weisthümer.

32. Die Aufnahme eines Lehrlings in die Gesellenschaft im 17. Jahrhundert.

Hatte in alten Zeiten der Lehrling in einer Zunft ordnungsmäßig ausgelernt, so ward er vor den Innungsmeister geführt, der ihn vor offener Lade im Namen des Handwerks feierlich frei und lossprach. War er damit aus einem „Jungen“ zu einem „Jünger“ geworden, wurde er durch eine zweite feierliche Handlung zum „Gesellen“ gemacht, von zwei Meistern in die Versammlung der Gesellen geleitet und durch den Altgesellen „gehänselt“, „getauft“, geschliffen“, „gehobelt“ oder „gedreht.“ Derartige Aufnahmeförmlichkeiten, die später in bloße Neckereien und Mißhandlungen ausarteten, waren in älteren Zeiten in allen Berufsarten üblich, die sich zu Körperschaften zusammenschlossen. Der Geistliche, der Student und der Kaufmann mußten sich ihnen ebenso fügen wie der Handwerker in seiner Zunft. Bei allen lag der Gedanke zu Grunde, den Neuling aus niederen und rohen Verhältnissen in höhere und freiere, aus Unehren zu Ehren und Rechten zu erheben und ihm dies recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Damit verband sich die Lust an symbolischem Spiel und das Gefallen an Neckereien und Schrauben aller Art, die oft ungeschlachter ausfallen mochten als dem Lehrling lieb waren. Bei den Handwerkern trat noch das Bedürfnis hinzu, demselben die Regeln und Bräuche mitzuteilen, die er beim Wandern zu beobachten hatte.

Die Unterweisung eines Handwerkslehrlings geschah in einer formelhaften Rede, deren Hauptstellen ihm durch gewisse Handgreiflichkeiten, durch Zupfen, Schläge, Backenstreiche u. a. recht eindringlich eingeprägt wurden. Bei manchen Zünften war daneben noch eine Prüfung üblich, die allerlei Sonderbarkeiten aufwies. Der Beutler mußte z. B. Handschuh und Strümpfe mit Kohle auf den Tisch zeichnen; versah er sich dabei, so hatte er die Zeichnung auszulöschen und Rutenschläge auf die Finger hinzunehmen. Der Buch-

binder sollte alle Handgriffe, die bei dem Einbinden eines Buches erforderlich waren, nach bestimmter Formel, auf einem Klotze stehend, aufzählen können. Nahmen die Gesellen ihm denselben im Verlauf seiner Rede weg, um ihn auf die Straße zu werfen, so mußte er ihn zurückholen und dann genau da fortfahren, wo er stehen geblieben. Stockte er dabei, so erhielt er jedesmal mit einem Löffel einen Schlag auf die Hand.

Die aus alter Zeit stammenden, mehr oder weniger symbolischen Handlungen waren mit ähnlichen Neckereien verbunden, wie sie bei der Deponierung der Studenten in Gebrauch erscheinen. Bei den Beutlern ward der Neuling mit einem Strohkranz auf dem Kopfe und mit Kniebändern von Stroh geschmückt und am Schlusse durch einen Barbier bearbeitet, der ihn mit einem Hackmesser abschabte, mit einem Ziegelstein berieb und dann mit Staub puderte. Zuletzt riß man ihm den „bösen Zahn" aus und warf ihm ein rohes Ei, den „Zahn der Weisheit", in den aufgesperrten Mund. Der Tischler, „Kuhschwanz" genannt, ward auf eine Bank gelegt, behackt, beschnitten und behobelt, um aus ihm eine Säule zu machen, die der Altgesell auf seinem Leibe mit einem Holzzirkel aufriß. Erklärte der Meister das Werk mißlungen, so überstrich der Altgesell dem Lehrling das Gesicht mit Ruß. Bei den Messerschmieden war es Sitte, daß er von dem Herbergsvater ein paar Ohrfeigen empfing mit den Worten: „Das leide von mir! Wenn dir aber ein anderer eine gibt, so wehre dich!"

In älteren Zeiten nannte man die Aufnahme in die Gesellenschaft die „Taufe" und den, welcher sie vollzog, den „Pfaffen", neben dem noch „Paten" und ein „Glöckner" ihres Amtes walteten. In feierlichem Aufzuge unter dem Gesange: Laudate dominum erschienen sie in der Herberge; voran schritt der „Pfaffe" mit dem Meßbuche und dem Weihwedel, dann kamen die „Paten" mit dem Jungen, zuletzt der „Glöckner", der eine Glocke schwang. Als diese Entweihung kirchlicher Gebräuche Anstoß erregte, richteten sich die Gesellen anders ein. Die Taufe ward bei den Tischlern zum „Hobeln", bei den Schmieden zum „Feueranblasen", bei den Gerbern zum „Einweichen", bei den Böttchern zum „Schleifen", der Pfaffe wandelte sich in einen „Hobel- oder Schleifgesellen", die Paten in „Zeugen" oder, wie bei den Böttchern, in „Schleifgöttinnen." Auch der „Jünger" führte bei der Hänselung einen besonderen Namen: bei den Weißgerbern hieß er „Jude", bei den Böttchern „Ziegenschurz", und erst am Schlusse der Feierlichkeit empfing er einen Gesellennamen, bei dem er fortan allein gerufen ward.

Von allen Förmlichkeiten, die nach einem „Zeremoniell der vornehmsten Künste und Handwerke“ aus dem Jahre 1708 bei der Aufnahme in die Gesellenschaft vorgenommen wurden, erscheint die Handwerksgewohnheit der Böttcher wegen ihrer Altertümlichkeit und Einfachheit besonders bemerkenswert.

Hatte ein Böttcherlehrling einen Gesellen gefunden, der die Stelle des „Schleifpfaffen“ übernehmen wollte, so lud er mit diesem die Meister und Gesellen seines Handwerks auf die Herberge. Wenn sich alle daselbst versammelt und der Lehrling losgesprochen war, erhob sich der „Schleifpfaffe“ zu folgender Vorsage:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich bitte Meister und Gesellen, sie wollen mir doch vergönnen, ein Wort oder zwei zu reden. Ich sage mit Gunst: es ist Meister N. N. sein Ziegenschurz zu mir gekommen und hat mich angesprochen und gebeten, daß ich ihn heutigentages schleifen und seinen ehrlichen Namen segnen soll. Nach dem es Handwerksbrauch ist, so habe ich ihm dasselbige nicht wollen abschlagen. So mit Gunst, günstige liebe Meister, desgleichen alle Gesellen: ich wollte sie alle miteinander gebeten haben, sie wollen mir doch vergönnen, daß ich den Ziegenschurz möchte hereinholen.“

War dies geschehen, so fuhr der Redner zunächst im Namen des Lehrlings fort:

„Glück herein! Gott, ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst:

ich komme daher
ohn' alle Gefähr,
es tritt mir nach,
ich weiß nicht, wer;
ein Ziegenschurz
thut solches Meister und Gesellen zum Trutz,
ein Reifenmörder
und Faßverderber,
ein Pflastertreter,
ein Meister- und Gesellenverräter;

er tritt auf die Schwellen, er tritt wieder davon, er spricht, er habe es nicht gethan; er tritt mit mir herein, er spricht, er will nach diesem seinen Schleifen auch ein guter Geselle sein.“

„So mit Gunst, Meister und Gesellen! Ich habe drei Vorfragen zu thun; derohalben frage ich zum erstenmale, ob etwa ein Meister oder Geselle vorhanden wäre, der auf mich oder auf diesen

gegenwärtigen Ziegenschurz oder auf seinen Lehrmeister etwas wisse. Der wolle jetzund aufstehen, mit Bescheidenheit vor den Tisch treten und solches beizeiten melden, hierauf aber stille schweigen, damit ich in meinem Schleifen nicht gehindert und der Ziegenschurz hernach auf seiner Wanderschaft möchte geehrt und gefördert werden. Weiß aber einer etwas auf mich, so will ich mich von einem ehrsamen Handwerke, nachdem es der Brauch ist, willig strafen lassen; weiß aber einer etwas auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz, so soll derselbe nicht so würdig und wert gehalten werden, daß er von mir oder von einem ehrsamen ganzen Handwerk zu einem Gesellen gemacht werden soll. Weiß aber einer etwas auf seinen Lehrmeister, so wird derselbe sich auch willig strafen lassen. So aber keiner nichts weiß, so wollen wir etwas anderes anfahen; der Tag wartet unser nicht, viel weniger Zeit und Stunde. So mit Gunst, Meister und Gesellen, daß der Ziegenschurz mag auf den Tisch steigen; so mit Gunst, daß der Ziegenschurz mag auf dem Schemel sitzen; so mit Gunst, daß ich mag um den Tisch herum gehen und sehen, ob der Tisch auch wohl verkeilet ist, damit ich und mein Ziegenschurz nicht herunterfallen. Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag auf den Tisch steigen; ich sage mit Gunst, daß ich mag dem Ziegenschurz in die Haare greifen, ich in die seinen und er nicht in die meinen, so würden wir der Sache nicht lange eins bleiben, es würde uns der Tisch zu schmal, die Stube zu enge, die Thüre und Fenster viel zu wenig sein."

Der Ziegenschurz stellte dann einen Schemel, den er auf der Schulter hergetragen, auf den Tisch und setzte sich darauf; jeder der anwesenden Gesellen zog ihm diesen dreimal weg. Jedesmal, wenn er auf den Tisch fiel, zerrte der Schleifpfaffe ihn wieder bei den Haaren empor, was man „Schleifen" nannte, begoß ihn dabei mit Bier und fuhr dann fort:

„Nun wohlan,

das Haupt, auf das ich greife,
das ist hohl wie eine Pfeife,
darunter ist ein roter Mund,
darein schickt sich ein guter Bissen wie ein guter Trunk.

Nun, mein lieber Ziegenschurz, wenn ich dich schleifen und segnen soll, so ist hier und anderswo mehr Handwerksgewohnheit, daß neben dem Schleifpfaffen man auch muß zwei Schleifgöttinnen haben. So sieh dich um allhier unter den Gesellen, lies dir einen oder zwei aus, die neben mir deine Schleifgöttinnen seien."

War dies geschehen, so fragte er:

„Nachdem du nun einen Schleifpfaffen und zwei Schleifgöttinnen hast, so will ich dich gefragt haben: wie willst du mit deinem Schleifnamen heißen? Erwähle dir einen feinen, der kurzweilig ist und der den Jungfrauen wohl gefällt. Denn wenn einer einen kurzweiligen Namen hat, so trinkt ihm jeder Mann eher ein Glas oder Wein zu, des er sonst wohl darben müßte. Sage nun: Wie willst du heißen? Hans Springinsfeld oder Hans Saufaus oder Hans Frißumsonst oder Hans Seltenfröhlich oder Urban, Mache-Leim-warm oder Velten Stemshorn oder was sonst der Namen mehr sein? — Nun, du sollst bei deinem Taufnamen bleiben."

„So mit Gunst, günstige liebe Meister und Gesellen: er will mit seinem Taufnamen N. heißen. Ist einer oder der andere da, der also heißet, so wollen wir eine Weile diesen unter die Bank stecken und jenen schleifen; ist aber keiner da, so wollen wir den behalten und schleifen."

Da die Anwesenden schweigen, fährt der Schleifpfaffe fort:

„Wohlan denn, mein lieber N., so will ich dich nun fragen, was du zum Namengelde gibst? Verehre deinen Gesellen eine Kuh und ein Kalb, dazu ein fettes Schwein und ein paar Hühner und Gänse,

ein Faß Bier und ein Faß Wein,
das liegt alles zu Köln am Rhein.
Nun hast du weder Roß noch Wagen,
kannst solches auf deinem Buckel nicht selbst hertragen.

Was gedenkst du denn zu geben?"

Hatte der Ziegenschurz seine Spende genannt, so wendete sich der Redner an dessen Meister:

„Mit Gunst, Meister N. N., habt ihr euren Jungen auch diesmal ausgelernt? Hat er euch auch viel Holz und Reifen zerweicht und zerbrochen? Ist er oft bei Bier und Wein gewest und schönen Jungfrauen nachgelaufen? Hat er gerne gespielt und wacker geturnieret? Hat er gerne lange geschlafen und wenig gearbeitet, oft gegessen und zeitig Feierabend gemacht? Hat er auch seine Lehrjahre ausgestanden, wie es einem ehrlichen Jungen gebührt?"

Antwort: „Ja."

„Hast du denn nun ganz ausgelernt?"

Antwort: „Ja."

„Ei, du kannst gar nicht ausgelernt haben; denn schau dich ein wenig um hier unter den Meistern und Gesellen, wie so viele

alte Meister und Gesellen hier sein. Doch hat noch keiner ausgelernt, und du willst schon ausgelernt haben? Das ist noch weit gefehlt. Gedenkst du auch Meister zu werden?"

Antwort: „Ja."

„Ei, du mußt zuvor Geselle werden. Gedenkst du auch zu wandern?"

Antwort: „Ja."

„Wo willst du hinausziehen? Du kannst nicht gleich zum Thore hinauswandern, sondern du mußt zuvörderst aus deines Meisters Thor hinaus, und so machst du kein Loch durch die Mauer, es fällt dir auch kein Stein oder Ziegel auf den Kopf; denn wenn du ein Loch durch die Mauer machtest, so würden die Herren (Ratsherrn) nicht mit dir zufrieden sein, du müßtest es wieder machen lassen. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntags zu Mittag nach dem Essen, nicht in der Woche und sprich: „Lehrmeister, ich sage euch dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk habt verholfen; es steht heute oder morgen gegen euch oder die eurigen wieder zu verschulden." Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage euch dank, daß ihr mich in der Wäsche freigehalten; so ich heut oder morgen möchte wiederkommen, stehet es um euch wieder zu verschulden." Willst du dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an und sage: „Meister, ich will euch angesprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen." Danach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach." Wenn du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Thor hinaus. Da schleife ich zum ersten mal (zieht ihn an den Haaren). Nun so stehe auf und kehre dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen."

„Wenn du nun wirst zum Thore hinausziehen, so werden drei Wege gehen, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der dritte gerade aus, welchen willst du ziehen? Gehst du gerade aus oder, wie man in dem gemeinen Sprichwort zu sagen pflegt, der Nase nach, so wirst du leichtlich nicht irren; denn wenn du den Weg gingest zur Rechten oder zur Linken, so zögest du zu einem Thore aus, zum andern wieder ein, und so würde deine Wanderschaft bald aus sein. Wenn du nun den Weg fortzieheſt, so wirst du vor einem Misthaufen vorüber kommen, da werden schwarze Raben darauf sitzen, die schreien: „Er zieht weg, er zieht weg!" Wie willst du es machen? Willst du wieder umkehren?"

Antwort: „Ja.“

„Du ſollſt deinen Weg fortgehen und gedenken: „ihr ſchwarzen Raben, ihr werdet meine Boten ſein.“ Wenn du nun weiter gehſt, ſo wirſt du kommen vor ein Dorf, da werden dich drei alte Weiber ſehen und ſagen: „Junggeſelle, kehrt euch wieder um! Denn wenn ihr eine Viertelmeile Wegs gehet, ſo werdet ihr in einen Wald kommen und euch darin verirren; da wird dann niemand wiſſen, wo ihr hin ſeid.“ Wie willſt du es machen? Willſt du wieder umkehren?“

Antwort: „Ja.“

„Ei, du ſollſt es nicht thun; denn es wäre dir ein Spott, daß du dich ließeſt drei alte Weiber überreden. Wenn du nun bis an des Dorfes Ende gegangen biſt, ſo wirſt du kommen vor eine Mühle, die wird ſagen: „Kehre wieder, kehre wieder, kehre!“ Willſt du umkehren oder fortgehen? Du ſollſt deinen Weg fortgehen und ſagen:

„Mühle, gehe du nur deinen Klang,
ich will gehen meinen Gang.“

Wenn du nun willſt fortlaufen, ſo wirſt du vor den großen Wald kommen, davon dir die drei alten Weiber geſagt haben. In demſelben wird es finſter und ungeheuer ſein, und dir wird recht grauen.

Die Vögel werden ſingen jung und alt,
der Wind wird wehen gar ſauer und kalt,
die Bäume werden gehen die Winke, die Wanke,
die Klinke, die Klanke,
die brauſen und praſſeln.

Da wird es ſein, als ob alles mit einander wollte über den Haufen fallen, und du wirſt gedenken: ach wäreſt du daheim bei der Mutter geblieben! Denn da ſteht zu beſorgen, daß ein Baum fallen und dich erſchlagen möchte; da kommſt du um dein junges Leben, deine Mutter um ihren Sohn und ich um meinen Ziegenſchurz. Da wird es fürwahr von nöten ſein wieder umzukehren, oder willſt du deinen Weg fortgehen? Du ſollſt nicht wieder umkehren, ſondern fortgehen. Kaum wirſt du nun vor den Wald hinaus ſein, ſo wirſt du auf eine grüne Wieſe kommen, allda wird ein gar ſchöner Birnbaum ſtehen und darauf ſchöne gelbe Birnen. Nun wird der Baum hoch ſein, daß du wirſt keine können herunterlangen, und dich wird doch gelüſten Birnen zu eſſen. Wie willſt du es machen, daß du welche davon bekommſt? Lege dich eine Weile unter den Baum

und sperre das Maul auf, denn wenn eine kühle Luft kommt, so werden sie dir schon haufenweise ins Maul fallen. Willst du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Nein, (indem er ihn bei den Haaren schüttelt) das sollst du nicht thun! Ich will dir einen andern Rat geben. Du bist ein junger starker Geselle, frisch an und nimm den Baum unten beim Stamme und schüttele ihn also (er schüttelt ihn von neuem bei den Haaren), da werden sie häufig herunterfallen. So wirst du vielleicht einen Ranzen oder Bündel bei dir haben; wie willst du es machen? Willst du sie alle auflesen?"

Antwort: „Ja."

„Ei, du sollst es nicht thun, sondern etliche liegen lassen und gedenken: wer weiß, wo etwa ein anderer guter Geselle durch den grausamen Wald kommen und ebenfalls unter diesem Birnbaum rasten möchte, der auch gerne Birnen essen wollte, aber nicht so stark wäre, daß er den Baum schütteln könnte, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrat fände. Wenn du nun weiter fortgehest, so wirst du zu einem Wasser kommen, darüber wird ein schmaler Weg sein, darauf wird dir eine Jungfrau und eine Ziege begegnen. Nun wird der Weg so schmal sein, daß ihr einander nicht werdet ausweichen können; wie willst du es machen? Da frisch her, stoß die Jungfrau und die Ziege ins Wasser, so kannst du hernach ohne allen Schaden hinüberkommen. Willst du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Ei, du sollst es nicht thun, sondern ich will dir einen andern Rat geben. Frisch her, nimm die Ziege auf die Achsel und die Jungfrau unter den Arm und führe sie hinüber, und die Jungfrau kannst du hernach zum Weibe nehmen, die Ziege aber kannst du schlachten, denn das Fleisch ist gut für die Hochzeit, das Leder gibt dir ein gutes Schurzfell, der Kopf einen guten Schlägel, die Hörner geben ein gut paar krumme Stecken, die Ohren ein gut paar Fledermische, die Augen eine gute Brille, die Nase eine gute Sparbüchse, das Maul eine gute Reifziehe, die Beine ein gut paar Bänklein, der Schwanz eine gute Fliegenwedel, daß du deiner Frau kannst die Fliegen wehren. Auf diese Weise kannst du das alles gebrauchen und dir zu nutze machen. Nun so stehe auf und kehre dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zum andernmale.

Frisch auf und habe einen guten Mut;
es gibt Kegel und Hut,
Mantel und Röcke,
Ziegen und Böcke,
Messer und Schwert,
Spieße und Stangen,
mein Ziegenschurz thut verlangen,

daß er bald möchte eines ehrbaren Gesellen würdig werden. So sei nun unverzagt, siehest du doch schon wie ein halber Geselle. Nun mit Gunst, Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig, so will ich Handwerksgewohnheit erzählen, damit er sich auf der Wanderschaft recht weiß zu verhalten. So höre nun fleißig darauf; denn alles dasjenige, was ich dir jetzt erzähle, das sind eitel Handwerkssachen, danach du dich mußt richten und achten."

„Wenn du weiter gehst, so wirst du kommen vor eine Stadt. Wenn du nahe hinzu bist, so setze dich eine Weile nieder, lege ein paar gute Schuhe und Strümpfe an, thue einen weißen Überschlag um und gehe hernach in die Stadt hinein. Wenn du nun wirst zum Thore hinein gehen, so wird dich der Thorwärter anschreien und sagen: „Woher, Junggeselle?" Denn die Thorwächter sein zuweilen auch spitzfindig; sie wollen immer gerne etwas Neues erfahren. So thue du, als wenn du es nicht hörtest, und gehe immer fort. Schreit er dich alsdann wieder an, so schreie zurück und sprich zu ihm: „Da komme ich aus dem Lande, das nicht mein ist." So werden ihn die andern auslachen, und wird ihm ein großer Spott sein, daß er dich gefragt hat. Willst du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Ei, das sollst du nicht thun, sondern, wenn dich jemand fragt, so unterrichte ihn und sprich: „Da und da komme ich her." Denn es ist an manchen Orten der Gebrauch, daß man den Handwerksburschen nicht pfleget einzulassen, er muß zuvor den Namen von sich geben, oder er muß sein Bündel unter dem Thore ablegen und das Zeichen holen (von dem Herbergsvater); so wird dir es der Thorwärter schon sagen und sprechen: „Gesellenschaft, wie heißt ihr mit eurem Namen?" Den sage ihm willig und dann frage ihn: „Mein guter Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister die Herberge ist", so wird er dir sagen, daß sie in der oder jener Gasse ist."

Nachdem er ihm dann noch allerlei Regeln gegeben, die er auf der Herberge, beim Aufsuchen von Arbeit, beim Abholen des Geschenks und im Verkehr mit der Gesellenschaft an einem fremden Orte zu beobachten hat, fährt der Schleifpfaffe in seiner Vorsage fort:

„Nun, so stehe auf, kehre dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zu einem ehrlichen Gesellen zum drittenmale. Nun, ihr Gesellen, gehet alle hinaus, holet die Schrauben herein, damit ich ihn zu einem Ohre einschlage, zum andern wieder heraus."

Alsdann folgt der Schlußakt der Feierlichkeit. Der Schleifpfaffe wendet sich von dem Ziegenschurz wieder an die Versammlung und spricht:

„Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag von dem Tisch heruntersteigen, daß ich Macht habe, den Schemel vom Tische zu nehmen, und daß ich den Schemel mag auf die Achsel nehmen. Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, die Anfrage zu thun. Derohalben frage ich zum erstenmale: So etwa ein Meister oder Geselle da wäre, der es wüßte, daß ich in diesem Schleifen ein Wort oder etliche möchte verfehlet haben, der wolle aufstehen, vor den Tisch treten und solches anmelden, hernach aber stille schweigen. Es ist umgefragt zum erstenmale."

Mit ähnlichen Worten fragt er zum zweiten- und zum drittenmale; dann bittet er mit Gunst abtreten zu dürfen. Wenn er wieder hereingekommen, hebt er von neuem an:

„Guten Tag! Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: vorhin habe ich mit hereingebracht einen Ziegenschurz, einen Reifmörder, einen Holzverderber, einen Pflastertreter, einen Meister- und Gesellenverräter; ich hoffe, jetzund werde ich hereinbringen einen ehrlichen Gesellen. Ist etwa einer oder der andere da, der besser geschliffen ist als dieser, so wollen wir sie mit einander unter die Bank stecken und wieder hervorziehen, damit sie alle beide gut geschliffen werden."

„Hiermit wünsche ich dir Glück und Segen zu deinem Gesellenstand und auf deine Wanderschaft. Gott helfe, daß dir's wohl gehe zu Wasser und zu Land, und wo du heute oder morgen mögest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf aufrichten. Hast du nicht Geld, so nimm Geldeswert. Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen, hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich. Wo es aber nicht sein kann, so nimm dein Bündel und lauf davon."

Hierauf mußte der neue Geselle auf die Gasse laufen und Feuer schreien. Die andern Gesellen kamen dann und begossen ihn mit Wasser. War er wieder einigermaßen trocken, so ging es zum Schmause. Dabei wurde ihm der oberste Platz eingeräumt, ein Kranz aufgesetzt und seine Gesundheit getrunken.

Mehrere Reichstagsbeschlüsse des vorigen Jahrhunderts bezeichnen diese „Zeremonien" als Unfug, die Ansprachen der Schleifpfaffen als lächerliche und läppische Redensarten. Wären sie alle von der Art gewesen, wie die Böttcher sie übten, so würde man jene tadelnden Ausdrücke kaum recht verstehen können. Nur unter der Annahme, daß die Sitte allmählich ausgeartet und, wie bei den Studenten die Deponierung, unflätig und grausam geworden war, läßt es sich erklären, daß das Reich und die Regierungen zuletzt alle Zeremonieen der Art unter scharfen Strafandrohungen verboten. Doch dauerte es, wie man aus Erlassen v. J. 1810 sieht, noch bis in unser Jahrhundert hinein, ehe die alten Gewohnheiten völlig unterdrückt waren.

Stahl: Das deutsche Handwerk. Gießen 1874. — Busch: Der Handwerksgesell der alten Zeit. Leipzig 1877. — Schade: Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied. Weimarisches Jahrbuch 4. — Frisius: Zeremoniell der vornehmsten Künste und Handwerke. 1708.

33. Der wandernde Handwerksgeſell.

Das Wandern der Handwerksgeſellen oder Handwerksknechte reicht ſchon in eine frühe Vergangenheit zurück. Wenn auch erſt der Schneidertag der ſchleſiſchen Städte, der im Jahre 1361 zu Schweidnitz abgehalten ward, das älteſte ausdrückliche Zeugnis dafür bietet, ſo darf man es doch ſchon in eine Zeit zurückverlegen, wo die Handwerker von der Scholle gelöſt und freie Leute wurden. Erſt mit dem 15. Jahrhundert mehren ſich die Verfügungen, die auf das Wanderleben der Burſchen Bezug nehmen; noch aber iſt nur ſelten von einem Zwange d. h. von einer geſetzlich von der Innung vorgeſchriebenen Pflicht die Rede, vielmehr ſtößt man hie und da noch auf Beſtimmungen, die das Wandern ausdrücklich unterſagen. Während z. B. die Zunftrolle der Wollenweber zu Lübeck ſchon im Jahre 1477 von ihren Genoſſen verlangt in die Fremde zu ziehen und es im allgemeinen im 16. Jahrhundert zur rechtlichen Pflicht ward, gab es ſelbſt im 17. Jahrhundert z. B. in Nürnberg noch eine Reihe geſperrter Handwerke, denen das Wandern verboten war, damit ſie ihre Kunſt und deren Geheimniſſe nicht nach fremden Orten trügen; bei anderen, wie bei den Lübecker Goldſchmieden und Paternoſtermachern, war es wenigſtens beſchränkt und erſchwert.

Fragt man nach den Urſachen dieſer Beſtimmung, die den Intereſſen und Wünſchen der Meiſter, die Geſellen möglichſt lange und feſt an ſich zu binden, geradezu entgegenlief, ſo ſcheint dabei die Abſicht, die Erlangung des Meiſterrechts zu erſchweren und den Mitbewerb im Handwerk zu mindern, beſonders maßgebend geweſen zu ſein. Das Wandern war beſchwerlich und mit vielerlei Gefahr verbunden. Gar mancher, der ausgezogen war, kam nicht wieder heim, mochte er nun verunglückt ſein oder Geſchmack am Umherſtreifen gefunden haben. Andere ließen ſich in der Fremde nieder, noch andere wurden durch Arbeit an Orten, die ihre Zunft in Verruf erklärt hatte, oder auch dadurch „unehrlich“, daß ſie dem Werber in die Hände fielen und eine Zeitlang dem Kalbsfell folgen mußten.

Zu Zeiten, wo der Wanderzwang längſt durchgeführt war, konnte die Wanderſchaft wegen körperlicher Gebrechen oder auch wegen Unentbehrlichkeit zu Hauſe ganz erlaſſen, hie und da ſelbſt mit Geld abgelöſt werden. Immer aber galten die „Gewanderten“, welche die Welt geſehen, für beſſer und vornehmer als die, welche zu Hauſe geblieben, und nur ſie waren fähig als Meiſter einer Zunft vorzuſtehen.

Die geſetzliche Wanderzeit war bei den Zünften verſchieden und ſchwankte zwiſchen drei und fünf Jahren; in der Regel erſcheinen die Meiſterſöhne auch hierin bevorzugt. Eine Vorſchrift, wohin ſich die Wanderſchaft zu richten habe, wurde von den Innungen ſelbſt niemals gegeben und nur verlangt, ſolche Orte zu meiden, wo das Handwerk nicht zünftig war. Ein Hutmacher konnte z. B. nicht bloß nach allen Ländern des Reichs, ſondern auch nach Dänemark, Schweden, Polen, Kurland, Livland und nach der Schweiz ſeinen Stab tragen, ohne ſich unehrlich zu machen. In Gegenden dagegen, wo das Handwerk ſich dem Brauche nicht unterworfen hatte, lief ein wandernder Geſelle Gefahr ſein Recht auf die Meiſterwürde zu verlieren. Es kam ſelbſt innerhalb des heiligen römiſchen Reiches vor, daß ſich in einem und demſelben Handwerke zwei feindliche Gruppen gegenüberſtanden. Ein Rotgerber z. B. aus den Hanſaſtädten, Preußen, Heſſen, Sachſen, Rheinland, Schwaben, Franken und der Schweiz durfte nicht wagen das Gebiet der Baiern, Öſterreicher, Steiermärker und Salzburger zu betreten, und doch betrachteten ſich beide Gruppen bloß aus dem Grunde für unehrlich, weil die eine zwei, die andere drei Lehrjahre vorſchrieb. Im allgemeinen richtete ſich der Zug der Geſellen nach den Orten, wo am meiſten zu lernen war; ihre Zielpunkte blieben die großen Städte, die ihnen für techniſche und geſchäftliche Ausbildung den größten Gewinn brachten.

Und wie es geh auf oder ab,
daß er ein Weil gewandert hab
und daß er etwas bring zu Land,
das ſonſt daheim iſt unbekannt,

ſo lautet ein Spruch Roſenblüts, der die landläufige Meinung über das Wandern ausdrückt.

Wenn der Frühling herankam, begann die Wanderzeit. Nur notgedrungen hatte mancher bei ſchlechter Koſt und Pflege den Winter über ausgehalten, „ſo lange die weißen Mücken flogen.“ Jetzt trumpfte er dem Meiſter auf und forderte ſeinen Abſchied:

Das Frühjahr thut rankommen,
Gesellen werden frisch;
sie nehmen Stock und Degen,
Degen, ja Degen,
und treten vor Meisters Tisch.

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
Winter, ja Winter,
gehudelt und geheit."

An die Wanderschaft knüpfte sich eine große Zahl von Formeln und Bräuchen, die sich infolge der allgemeinen Verbindung der Zünfte allmählich festgesetzt hatten. Die Abreise, das Benehmen auf dem Wege und in der Herberge, die Arbeit an fremden Orten, das Geschenk, der Willkomm und anderes waren einer bestimmten Ordnung unterworfen und mit gewissen Förmlichkeiten ausgestattet, die bei Strafe nicht außer acht gelassen werden durften.

Hatte der Geselle vorschriftsmäßig nach dem Essen gekündigt, so mußte er am nächsten Montag oder auch nach acht oder vierzehn Tagen an demselben Wochentage zum Wanderstabe greifen. Versäumte er den Zeitpunkt, so verlor er das Recht, von allen Genossen seines Handwerks zum Thore hinaus begleitet zu werden; nahm er die Kündigung zurück, so mußte er der Zunft bestimmte Strafe zahlen. Mit dem Felleisen auf dem Rücken und den Stock in der Hand, erschien er vor dem Meister; den untersten Rockknopf zugeknöpft und den Zeigefinger der linken Hand in das obere Knopfloch gesteckt, nahm er mit folgenden Worten Abschied: „Alles mit Gunst! Ich bedanke mich des Meisters seines guten Willens, den er mir erwiesen hat. Kommt er oder einer der Seinigen oder ein anderer ehrlicher Geselle heute oder morgen zu mir, so will ich ihm wieder einen guten Willen erweisen; kann ich es nicht verbessern, so will ich es auch nicht verringern. Wo meiner im argen gedacht wird, so gedenke er meiner am besten. Desgleichen will ich thun und bedanke mich nochmals für alles Gute." Darauf erwiderte der Meister:

„Alles mit Gunst! Es ist dir von mir nicht viel Gutes widerfahren, ich versehe mich, auch nicht viel Arges. Immer den guten Willen für die That! Du siehst wohl, das Kloster ist arm, und der Brüder sind viel, und der Arbeiter trinkt auch gern Wein und Bier. Ich wünsche dir Glück zu Weg und Steg, zu Wasser und zu Land. Wo dich der liebe Gott hinsendet, wo du hinkommst,

grüße mir Meister und Gesellen, wo das Handwerk ehrlich; wo es aber nicht ehrlich, da nimm Geld und Geldeswert.

Hilf strafen und ehrlich machen,
daß ihnen der Beutel thut krachen
und dir und einem andern Gesellen das Herz im Leibe thut lachen.

Wo man meiner im argen gedenkt, da denke meiner am besten; desgleichen will ich auch thun."

Dieses Gespräch mußte ohne jede Veränderung vor sich gehen, denn wohin der Geselle auf seiner Wanderung auch kam, überall wurde er von dem Meister, bei dem er Arbeit suchte, gefragt: „Hast du dich auch richtig bedankt?" und hatte dann mit der Gegenfrage zu erwidern: „Wißt ihr etwas, das euch und mir zuwider ist, so könnt ihr es sagen, weil wir jetzo beisammen sind, aber hernach still schweigen." Die Veranlassung dazu gab die Vorschrift, daß ein Gesell, der in Unfrieden von seinem Meister geschieden, nicht eher von einem andern in Arbeit genommen werden durfte, als bis er sich mit ihm ausgesöhnt. Folgte ihm ein Brief nach, der über sein Verhalten Beschwerde führte, so mußte er unverzüglich entlassen werden und umkehren, um sich mit dem Kläger auseinanderzusetzen.

Nach dem Abschied wanderte der Gesell, von allen am Orte arbeitenden Genossen begleitet, zum Thore hinaus. Brach er an einem andern Tage als am Montage auf, so durften ihn nur die Kameraden aus seiner Werkstatt fortbringen. In der voraufgegangenen „Bruderschaft" d. h. der Gesellenversammlung hatte der Altgeselle umgefragt: „Ist einer wandermäßig und begehrt das Geleite zum Thor hinaus von mir und allen guten ehrlichen Knechten, so soll es ihm widerfahren." Der Bruder, der sich meldete, erhielt dann an das Handwerk der nächsten Stadt einen Gruß aufgetragen mit folgenden Worten: „Grüße mir Meister und Gesellen, so weit das Handwerk ehrlich ist; ist es aber nicht ehrlich, so nimm Geld und Geldeswert und hilf, es ehrlich machen; ist es nicht ehrlich zu machen, so nimm dein Bündel auf den Rücken, den Degen an die Seite und laß Schelme und Diebe sitzen."

So zog der Bursche denn seine Straße, schon in seiner Kleidung als Mitglied einer bestimmten Zunft kenntlich. Neben Mantel und Hut durfte auch der Degen nicht fehlen, der dem freien Mann gebührte und erst 1732 von Reichs wegen verboten ward; nur sollte er stumpf und nicht zu lang sein. An eine ehrbare und verständige Haltung schon durch seine Satzungen gewöhnt, befleißigte er sich überall, wohin er kam, eines höflichen Benehmens, das sich in bestimm-

ten Formen und Formeln zu bewegen hatte. War z. B. ein Bäckerknecht in einer Stadt angelangt und begab sich zur Herberge, so mußte er sein Bündel oder Felleisen ordentlich aufgeschnallt auf beiden Schultern, die Handschuhe in der linken Hand, den Stock in der rechten tragen, trat er in das Haus, an den Herbergsvater und dessen Ehefrau folgenden Gruß richten:

„Guten Tag! Gott ehre das Reich, Gott ehre das Gelag, Gott ehre den Herrn Vater, die Frau Mutter, Brüder und Schwestern und alle frommen Bäckersknechte, wo sie alle versammelt sein, es sei gleich hier oder anderswo."

An der Thür der Stube grüßte er in gleicher Weise und fragte dann die andern Genossen: „Mit Gunst, ihr Brüder! wo und welcher ist der Herr Vater?" War ihm derselbe gezeigt, so fuhr er fort: „Mit Gunst! ich will den Herrn Vater gebeten haben, er wolle mich und meine Mitgesellen beherbergen; wir wollen uns verhalten, wie es frommen Bäckerknechten gebührt und wohl ansteht, es sei gleich hier oder anderswo." Auf ein Nicken des Vaters begann er wieder: „Mit Gunst! ich will den Herrn Vater gebeten haben, er wolle uns vergönnen, unsere Bündel abzulegen?" Damit legte er sein Felleisen unter die Bank und empfing von den Gesellen seines Handwerks das „Willkommen" in Wein und Bier.

Wenn es Nacht werden wollte, mußte der, welcher zuletzt eingewandert war, den Herbergsvater um ein Bruderbett bitten. Hatte er die Genossen gefragt: „Mit Gunst, ihr Brüder! um wie viel Uhr wird hier um das Bruderbett gebeten?" so trat er um die angegebene Stunde, des Winters nicht vor acht, des Sommers nicht vor neun Uhr, vor den Vater und sagte: „Mit Gunst! ich will den Herrn Vater gebeten haben, er wolle mir und meinen Mitgesellen vergönnen, in dem frommen Bruderbett zu schlafen; wir wollen uns verhalten, wie es frommen Knechten gebühret und wohl anstehet, es sei gleich hier oder anderswo." War die Erlaubnis erteilt, sprach er: „Mit Gunst, daß ich mag in der frommen Brüder Schlafkammer gehen. Mit Gunst, daß ich mich mag ausziehen von oben bis unten und von unten bis oben. Mit Gunst, daß ich mag in der frommen Brüder Bett schlafen!" Er durfte nichts Unreines am Leibe haben, die Kleider nicht nahe an das Bett legen, auch nicht länger als bis sechs Uhr morgens liegen bleiben.

Suchte der Fremde Arbeit, so mußte der Altgesell oder der „Örtengesell" (Örte = Zeche) Umschau halten. Bei den Meistern wurde immer nach bestimmter Reihenfolge angefragt und nur selten war es gestattet, sich selbst einen Meister auszusuchen, damit der

ärmere nicht zu kurz komme. Hie und da herrschte auch der Brauch, daß die Meister, die Gesellen suchten, dies auf der Herberge anzeigten; dann war der Vater verpflichtet die Ankommenden je nach der Reihe der eingelaufenen Meldungen den Meistern zuzuschicken. Fand der Geselle keine Arbeit, so erhielt er in dem „Geschenk" eine bestimmte Unterstützung, die ursprünglich eine Fest- oder Ehrengabe darstellte und erst nach Ausbildung des Wanderzwanges das Gepräge eines Almosens annahm. Das Maß derselben war nicht überall bestimmt. Manche machten übertriebene Ansprüche, andere zogen nur des Geschenks wegen umher und halfen sich daneben mit „Fechten" durch, häufig knüpften sich Gelage und Schlemmereien daran, die den Behörden viel Sorge bereiteten. Doch konnten weder die Verordnungen des Reichs, welche die Gabe auf zwei bis zehn Groschen oder fünfzehn bis zwanzig Kreuzer herabsetzten, noch auch die Schenktaxen einzelner Regierungen zur Durchführung gelangen, da die Handwerke sich denselben nicht fügen wollten. Wo nämlich das Geschenkgering war, hielten sich die Gesellen fern, und doch mußte jeder Stadt daran liegen, möglichst viele Kräfte heranzuziehen und dadurch die Arbeit wohlfeiler zu machen.

Hatte der Geselle Arbeit gefunden, so geleitete der Altgesell ihn zum Meister und empfing für seine Mühe eine geringe Vergütung. Bei der nächsten Versammlung, Auflage genannt, führte er ihn mit den Kameraden auf die Herberge, um ihn mit folgender Rede vorzustellen: „So mit Gunst! Es ist allhie und anderswo der Brauch, daß man alle vierzehn Tage auf die Herberge geht und seinen Wochenpfennig auflegt. Was fremde und junge Gesellen sein, die werden vor den Tisch treten und fragen. Werden sie recht fragen, so werden sie recht berichtet werden. Ich sage mit Gunst aller Gesellen: Legt auf nach Handwerksbrauch, ein jeder sein Geld vor sich! Man hat gute Wissenschaft, daß man in keiner Gesellenlage böses Geld annimmt." War der Ankömmling in der Handwerksgewohnheit gut beschlagen, so ließ er die älteren Mitglieder zuerst vortreten und ihr Geldopfer bringen. Dann stellte er sich ehrbarlich vor den Altgesellen und fragte: „So mit Gunst, Gesellschaft! daß ich fragen mag: Was legt hier ein fremder Gesell zum erstenmal auf, der in dieser Stadt noch nicht gearbeitet hat?" Der Altgesell gab ihm Bescheid, nahm seine Spende entgegen und erkundigte sich dann, wo er sein Handwerk gelernt, ob er einem ehrlichen Meister gedient, ob er seine Jahre ausgehalten, wie es einem ehrlichen Lehrjungen zieme, endlich ob er auf „das Handwerk auch ehrlich geschliffen sei." Erst wenn der Fremde alles genügend beantwortet, galt er als vollberechtigter Genosse.

Bei den Hufschmieden in Magdeburg war bei der „Auflage“ noch im 18. Jahrhundert eine Weise im Gebrauch, die mancherlei Eigentümlichkeiten aus früheren Zeiten bewahrt hatte. Auf Aufforderung des Altgesellen „aufzulegen“, griffen alle Gesellen in die Tasche und riefen: „Mit Gunst, daß ich mag in meine Tasche steigen!

Steig ich tief hinein,
steig ich tief heraus.
Hab ich viel darin,
bring ich viel daraus.“

Hatte dann der Altgesell die Werkstatt genannt, deren Gesellen die Auflage zuerst zahlen sollten, so ergriff der jüngste von ihnen das Wort: „Mit Gunst bin ich niedergesessen, mit Gunst, daß ich mag aufstehen, abschreiten, fortschreiten, über des Herrn Vaters und der Frau Mutter Stube schreiten, vor günstiger Meister und Gesellen Tisch treten.“

Altgesell: „Es sei dir vergönnt.“

Der Gesell hielt das Auflagegeld zwischen den Fingern, legte es auf den Tisch, setzte den Daumen darauf und sprach: „Mit Gunst, daß ich mag auflegen für mich und meine Nebengesellen, für mich und meines Meisters Werkstatt. Ist mein Geld nicht gut, so bin ich gut, hab ich etwas nicht recht gemacht, werde ich's noch recht machen. Mit Gunst habe ich angefaßt, mit Gunst laß ich ab.“

Altgesell: „Nimm deinen Abtritt!“

Gesell: „Mit Gunst, daß ich mag abschreiten, fortschreiten, über des Herrn Vaters und der Frau Mutter Stube schreiten. Mit Gunst setz ich mich nieder.“

Der Altgesell nahm das Geld in die Hand und sprach: „Mit Gunst, daß ich mag die Auflage dieses Gesellen in den mittleren Gesellenkreis heben und legen. Mit Gunst habe ich angefaßt, mit Gunst laß ich ab.“

Hatten alle Beiträge eingezahlt, so kamen die Neulinge an die Reihe.

Altgesell: „Mit Gunst, ist etwa ein fremder Schmied hier, der noch nicht in dieser Stadt gearbeitet hat, der trete vor und gebe seinen ehrlichen Namen zu erkennen und lasse sich einschreiben.“

Fremder Gesell: „Mit Gunst bin ich niedergesessen, mit Gunst, daß ich mag aufstehen, abschreiten, fortschreiten, über des Herrn Vaters und der Frau Mutter Stube schreiten, vor günstiger Meister und Gesellen Tisch treten.“

Altgesell: „Es sei dir wohl gegönnt!“

Fremder Gesell: „Mit Gunst, was ist der günstigen Meister und Gesellen Begehr?“

Altgesell: „Es ist nicht bloß günstiger Meister und Gesellen Begehr, sondern Handwerks Brauch und Gewohnheit, wenn ein Gesell acht oder vierzehn Tage in einer Stadt gearbeitet hat, daß er sich einschreiben läßt. Ist das dein Wille (ihm den Hammer vorhaltend), so gelobe an! (indem der Fremde den Hammer berührt:) Grüß dich Gott, mein Schmied!“

Fremder Gesell: „Dank dir Gott, mein Schmied!“

Altgesell:

„Mein Schmied, wo streichst du daher, daß deine Schuhe so staubig,
dein Haar so krausig,
dein Bart auf beiden Seiten
gleich einem Schwert herausgespitzt?
Hast einen feinen meisterlichen Bart
und eine feine meisterliche Art,
mein Schmied, bist du schon Meister gewesen
oder gedenkst du es noch zu werden?“

Fremder Gesell:

„Mein Schmied, ich streich übers Land
wie der Krebs übern Sand,
wie der Fisch übers Meer,
daß ich als Hufschmied mich ehrlich ernähr.
Bin ich noch nicht Meister gewesen,
hoff es aber noch mit der Zeit zu werden,
ist es nicht hier, so ist es anderswo,
eine Meile vom Ringe,
wo die Hunde über die Zäune springen,
daß die Zäune krachen: da ist gut Meister sein.“

Altgesell: „Mein Schmied, wie nennst du dich, wenn du auf der Gesellen Herberge kommst, die Gesellenlade offen, Geld, Bücher, Brief und Siegel drinnen und außen liegen siehst, Meister und Gesellen jung und alt darum sitzen und halten eine feine züchtige Umfrage, gleichwie hier geschieht?“

Fremder Gesell:

„Silbernagel, das edle Blut,
dem Essen und Trinken wohl thut.
Essen und Trinken hat mich ernährt,
darüber hab ich manch Pfennig verzehrt.

Ich habe verzehrt meines Vaters Gut
bis auf einen alten Filzhut,
der liegt unter des Vaters Dache;
wenn ich daran denke, muß ich lachen.
Er ſei gut oder böſe,
ich mag ihn niemals wieder löſen.
Willſt du, mein Schmied, ihn löſen
will ich dir drei Heller als Beiſteuer geben."

Altgeſell: „Mein Schmied, ich bedanke mich deines alten Filzhutes, ich habe ſelbſt einen, der iſt auch nicht gut. Aber Silbernagel iſt ein feiner Name, den wollen wir behalten, der iſt lobenswert."

So ging es noch eine längere Zeit mit Fragen und Antworten fort, bis der Altgeſell ſprach: „Wir wollen einander nichts fragen mehr. Du wirſt nun ſo gut ſein und zwei Groſchen Einſchreibegeld und ſechs Pfennige in die Armenbüchſe geben."

Hatte der fremde Geſell den Betrag entrichtet, ſo fuhr der Altgeſell fort: „Mit Gunſt, daß ich mag dieſes ehrlichen Burſchen Einſchreibegeld in den Geſellenkreis heben und legen. Mit Gunſt habe ich's angefaßt, mit Gunſt laß ich ab. Mit Gunſt, du haſt deinen Abtritt."

Fremder Geſell: „Mit Gunſt, ich mag abſchreiten, fortſchreiten, über des Herrn Vaters und der Frau Mutter Stube ſchreiten. Mit Gunſt ſetz ich mich nieder."

Alsdann trug der Altgeſell ſeinen Namen ins Geſellenbuch ein und nahm ihn damit in die Brüderſchaft auf.

Wie der Lehrling hatte der Geſelle im Hauſe des Meiſters Wohnung und Koſt zu nehmen; er durfte „keinen eigenen Rauch haben" d. h. nicht heiraten und einen Hausſtand gründen; auch war es der Sitte und dem Geſetze zuwider, in einem Gaſthauſe zu leben, das nur Fremden, nicht Gäſten aus dem Orte zur Verfügung ſtand. Nach der Hausordnung und den ſtrengen Polizeivorſchriften entſprechend, mußte der Geſell zur beſtimmten Stunde, um neun oder um zehn Uhr abends, zu Hauſe ſein; gegen Nachtſchwärmen und ſpätes Einſchleichen ward ebenſo wie gegen jedes üble Verhalten innerhalb des Hauſes mit Strafen eingeſchritten. Im übrigen hatte der Burſche ſein Leben nach den Zunftvorſchriften einzurichten; das „Branntwein- und Tobaktrinken" war vielfach verboten, wie das Zutrinken zu Halben und Ganzen. Mit dem Karten- und Würfelſpiel nahm man es im allgemeinen leichter; die Satzungen geben gewöhnlich nur an, wie hoch ein Geſell ſpielen dürfe. Auch kam

es vor, daß der Ankömmling durch ein Kartenspiel, das mit allerlei Schikanen verbunden war, in die Gemeinschaft der Gesellen aufgenommen ward.

Die Arbeitszeit in den Werkstätten beruhte auf Zunftbeschluß; meist wurde um 6 Uhr morgens begonnen und um 7 Uhr abends geendet. Nur am Sonnabend mußte vielfach früher, um 3 oder 4 Uhr, an einzelnen Orten schon um 12 Uhr mittags Feierabend gemacht werden, um Gesellen und Jungen das Baden zu ermöglichen. An Feiertagen, wozu die ältere Zeit außer den Sonntagen drei Weihnachtstage, drei Ostertage und drei Pfingsttage, Karfreitag, Himmelfahrt, die Tage der Apostel und bei den Protestanten das Reformationsfest zählte, und oft auch an den Vorabenden von 3 oder 4 Uhr an war jedes Arbeiten streng verboten. An dieselben reihte sich aber noch eine Anzahl anderer, von denen der „blaue Montag“ einen berühmten Namen erlangt hat. Da der Montag von altersher der Tag war, wo die Gesellen, die ihrem Meister gekündigt, von ihren Genossen pflichtmäßig aus der Stadt geleitet wurden, so ließe sich aus dieser Sitte wohl die Entstehung einer Art von Feiertag erklären; auch pflegte man die Zechgelage, die an vielen Orten am Sonntage nicht abgehalten werden durften, auf den Montag zu verlegen. Demgemäß hieß der Tag früher der „lustige“ oder der „gute Montag“, und man sagte schlechthin „Montag machen“, wenn man feiern wollte. Der Ausdruck „blauer“ Montag galt ursprünglich nur für den Montag vor Aschermittwoch, wo man die Altäre mit blauen Hüllen zierte, und ward erst im 16. Jahrhundert im Munde der Handwerker für jeden Montag üblich, den sie mit Schmausen feierten.

Die Gewohnheit und später die Vorschrift des Wanderns hatte schon früh zu einer allgemeinen engen Verbindung der Zünfte geführt; es war dadurch geradezu die Vorstellung einer Gesamtgenossenschaft aller Handwerker des Reiches geweckt, die allmählich einen gemeinen deutschen Handwerksbrauch und ein gemeines deutsches Handwerkerrecht ausbilden mußte. Die eigentlichen Träger dieser Gemeinsamkeit waren die wandernden Gesellen, deren Zünfte in einen engen Gesamtverkehr traten und gleichartige Anschauung und Sitte hervorbrachten. Die Darstellung eines Gesellengerichts oder wie man es auch damals nannte, eines „Brudertisches“, mag eine Vorstellung geben, wie die Gesellen bis in späte Zeiten ihre Privatrechtspflege übten.

Mit einer feststehenden Formel holte der Altgeselle die Erlaubnis bei dem Herbergsvater ein: „Mit Gunst! ich will den Herrn

Vater gebeten haben, er wolle mir und meinen Genoſſen vergönnen, einen ſauberen Brudertiſch zu halten. Wir wollen uns verhalten, wie es frommen Knechten gebührt und wohl anſteht, es ſei gleich hier oder anderswo."

War ihm die Bitte gewährt, ſo mußten alle anweſenden Geſellen hinausgehen, die Thür ſchließen, dann einer nach dem andern wieder eintreten, den Hut in der rechten, die Handſchuhe in der linken Hand, den Handwerksgruß herſagen und dann mit den Worten: „Mit Gunſt, daß ich mag an dem frommen Brudertiſch ſitzen!" hinter der Tafel Platz nehmen, auf dem die geöffnete Lade ſtand, das Archiv und die Kaſſe der Bruderſchaft.

Der Wortführer begann darauf:

„Mit Gunſt, ihr frommen Brüder, jung und alt, ihr werdet euch ziemlichermaßen zu erinnern wiſſen, daß wir den Herrn Vater angeſprochen haben, einen frommen Brudertiſch zu halten. Dieweil uns der Herr Vater einen ſolchen vergönnet und zugelaſſen hat, das Böſe zu ſtrafen, das Gute aber fortzupflanzen, alſo will ich die Umfrage thun: Mit Gunſt zum erſtenmal, iſt ein guter Bruder da, der wider mich oder einen andern etwas zu klagen oder zu gedenken weiß, der trete vor den frommen Brudertiſch, bringe ſein Wort ordentlicherweiſe und mit Beſcheidenheit vor; es ſoll ihm verholfen werden, wie mir oder einem andern Bruder iſt geholfen worden."

Hatte einer der Knechte eine Klage vorzubringen, ſo erhob er ſich und ſagte: „Mit Gunſt ſtehe ich auf", trat vor den Tiſch und legte ſeine Beſchwerde dar, ohne den Miſſethäter zu namhaft zu machen. Hatte er ihn auf Befragen des Altgeſellen genannt, ſo trat derſelbe vor den Tiſch, um entweder ſein Vergehen zu bekennen oder es zu leugnen. Ward er überführt oder war er geſtändig, ſo mußten er und ſein Ankläger abtreten und vor der Thür bleiben, bis ſie gerufen wurden. War der Fall genügend beraten und entſchieden, trat der Angeklagte zuerſt vor das Gericht und fragte nach dem Handwerksgruß: „Mit Gunſt! Haben die frommen Brüder beraten, mir zu Nutz und ohne Schaden? Das wäre mir lieb zu erfahren." Dann ward auch der Kläger gerufen und beiden das Urteil verkündet; gewöhnlich ſprach es eine Geldſtrafe aus, die in Wein oder Bier unter mancherlei Förmlichkeiten vertrunken ward.

Zum Schluß erhob ſich der Altgeſell, um mit folgender Formel die „Abdankung" vorzunehmen.

„Mit Gunſt, ihr frommen Brüder, alt und jung, ihr werdet euch gutermaßen zu erinnern wiſſen, daß wir heutigen Tages haben einen ſauberen Brudertiſch gehalten und frommer Brüder Strafbier

getrunken. Weil nunmehr die Zeit verfloſſen und frommer Brüder Strafbier genoſſen und nicht vergoſſen, ſo wollen wir auch diesmal einen friſchen und fröhlichen Feierabend machen. Wir wollen aber zuvor ehren Gott den Allmächtigen, danach den Herrn Vater, die Frau Mutter, die Brüder und Schweſtern, und es ehre ein guter Bruder den andern. Werden wir das thun, ſo werden wir alle wohlfahren im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Wer will weiter trinken, der laß weiter klingen! Mein Pfennig iſt mein Geſell!“

Mochte der wandernde Handwerksmann jener Tage oft auch „den Pfennig nicht zum Geſellen haben“, er war trotzdem noch nicht über ſeine Armut ergrimmt, ſondern kleidete das Betteln ſelbſt in den ritterlichen burſchikoſen Begriff des „Fechtens“ und ſtellte ſich damit ganz auf den Standpunkt der armen Leute der älteren Zeit, die noch nicht zähneknirſchend bettelten. Das Almoſen erſchien damals noch als ſtiftungsmäßige Pflicht der Klöſter, als religiöſe und moraliſche Schuldigkeit der Begüterten, es war kein erniedrigender Akt perſönlicher Gnade. Der wandernde Komödiant und der Handwerksburſche ſchmeckte das Drückende des Bettelns noch nicht, beide bettelten allein noch mit Humor. Ja noch heute hat ſich der mittelalterliche Gedanke einer gleichſam ſtiftungsmäßigen Pflicht zum Almoſengeben an die Handwerksburſchen nicht nur in den Zehrpfennigen erhalten, die viele Stadtkaſſen nach hundertjährigem Gebrauch immer noch auswerfen, nicht bloß in allerlei Unterſtützungskaſſen der Zünfte und Meiſter, ſondern auch in der unausrottbaren Sittenregel, die in dem Bürger- und Bauernſtande vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, daß man jedem Straßenbettler wohl die Gabe verſagen möge, aber nicht dem Handwerksburſchen. So begreift es ſich, daß wir in den Liedern desſelben wohl tauſend humoriſtiſche Bezeichnungen finden für den Zuſtand des Burſchen, dem das „Moos“ ausgegangen iſt, aber kaum je eine bittere Klage oder gar einen Racheſchwur. Wie fürchterlich ſteht dieſem Humor, der über ſein Elend noch ſcherzen kann, heute das laute Grollen des Fabrikarbeiters gegenüber!

Stahl: Das deutſche Handwerk. Gießen 1874. — Buſch: Der Handwerksgeſell der alten Zeit. Leipzig 1877. — Schade: Vom deutſchen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied. Weimariſches Jahrbuch. Band 4. — W. J. Riehl: Die bürgerliche Geſellſchaft. Stuttgart 1885.

34. Unehrliche Leute und Gewerbe.

„Unehrliche Leute“ ſagte man noch vor zwei Menſchenaltern und verſtand darunter gewiſſe Gewerbe und Hantierungen, denen ein bürgerlicher Ehrenmangel und zugleich ein ſittlicher Makel anzukleben ſchien. Es waren die letzten Ausläufer von Anſchauungen, die uns, je weiter zurück wir ſie verfolgen, deſto ſchärfer entgegentreten und wie kaum etwas anderes ein bezeichnendes Bild geben von der allmählichen fortſchreitenden Wandlung, die ſich in der öffentlichen Meinung vollzogen hat.

Nach altdeutſcher Vorſtellung haftete Ehr- und Rechtloſigkeit auf all denen, die keine Waffen tragen durften; weil es außer der Waffenehre keine bürgerliche Ehre gab, ſo waren Leibeigene, Juden und Heiden ihrer auch nicht teilhaftig und nach dem älteren Sprachgebrauch unehrlich. Nicht weniger erſcheinen gewiſſe Gewerbe und Dienſtverhältniſſe, deren Ausübung ſich nach der Auffaſſung der Zeit nicht mit der vollen Ehrenhaftigkeit eines freien deutſchen Mannes vertrug, mit einem Makel behaftet. Wurden ſolche Perſonen damit urſprünglich unfähig zu gerichtlichen und anderen Ehrenämtern, war ihnen ein Wergeld nicht geſtattet, der gerichtliche Zweikampf unterſagt, ſo traten mit dem Wechſel der rechtlichen Anſchauungen ſpäter für ſie andere Nachteile ein, die jahrhundertelang auf ihnen ruhen blieben; der geiſtliche Stand und die kirchlichen Orden ſchloſſen ſie aus, ſie konnten kein öffentliches Amt bekleiden, und die zur Blüte gelangenden Zünfte, die den Geiſt der Ehrbarkeit beſonders nährten, verweigerten ihre Aufnahme. War damit allmählich der Begriff der Unehrlichkeit auch weiter ausgedehnt, ſo war doch die urſprünglich einigen Gewerben anklebende Rechtloſigkeit ſchon in ſpäterem Mittelalter vollſtändig verſchwunden. Der allgemeinen Menſchenrechte entbehrte kein unehrlicher Gewerbsmann; ſein Eid galt im Gericht wie der jedes andern Bürgers, er war gegen Unbilden geſchützt wie jeder andere. Wie man gewohnt geworden, den Begriff der „Unehrlich-

keit" auch in sittlichem Sinne zu nehmen und den Unehrlichen allerlei Schandthaten und Teufelskünste anzuhängen, so beschränkte man die Nachteile im wesentlichen auf ihre gesellschaftliche Stellung; aber indem man ihnen nicht bloß den Eintritt in die Zünfte versagte, jedes Amt verschloß, sondern ihnen auch bei der Wahl ihrer Gattin, bei Gewinnung von Paten für ihre Kinder, bei Erlangung eines guten Kirchenplatzes und eines christlichen Begräbnisses allerlei Schwierigkeiten in den Weg legte, blieb ihre Lage noch immer drückend genug. Während so der Begriff der „Unehrlichkeit" sich wandelte und erweiterte, neben den Spielleuten, Kämpfern und deren Kindern, wie sie allein in den Rechtsbüchern auftreten, die Zahl der unehrlichen Gewerbe stetig sich steigerte, suchten die Reichspolizeiordnungen seit dem 16. Jahrhundert, selbst über die herrschenden Volksanschauungen hinaus, dem wuchernden Unwesen zu steuern. „Leinweber, Barbiere, Schäfer, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter, Bader und ihre Kinder", heißt es in der Ordnung vom Jahre 1548, „so sich ehrlich und wohl gehalten, sollen hinfort in Zünften, Ämtern und Gilden keineswegs ausgeschlossen, sondern wie andere ehrliche Leute aufgenommen werden." Mochten diese Vorschriften auch wenig nachhaltig wirken und wiederholt z. B. 1577 vergeblich eingeschärft werden, die Reichsregierung sah sich trotzdem veranlaßt weitere Schritte nach derselben Richtung zu thun und (1731) auch den Kindern der Land-, Gerichts- und Stadtknechte, dem Gerichtsfronen, den Thür-, Holz- und Feldhütern, den Totengräbern, Nachtwächtern, Bettelvögten, Gassenkehrern, Bachfegern und Schäfern den Zutritt zu allen Zünften und Gewerben zu gestatten. Blieb damit von allen Unehrlichen gesetzlich allein nur noch der unglückliche Schinder übrig, so sollte doch die Unehrlichkeit bei seinen Nachkommen im ersten und zweiten Gliede stehen bleiben, ja falls der Sohn ein ehrliches Gewerbe ergreife und dreißig Jahre dabei verharre, sogar der Enkel zu allen Hantierungen zugelassen werden. Der Reichsschluß vom 23. April 1772 beschränkte dann die Unehrbarkeit des Schinders allein auf das Betreiben des Geschäfts und sprach auch seinen Kindern und Nachkommen, die sein Amt noch nicht geübt, die volle Gleichberechtigung mit allen anderen Gewerben zu.

Die gesetzlichen Vorschriften des Reichs lassen nur zu deutlich erkennen, wie tief sich die Anschauung von unehrlichen Leuten in der Volksmeinung festgewurzelt hatte und das ganze Leben davon beherrscht ward, wie schwer es war, sie als alte Überlieferungen in der Vorstellung des Volkes auszurotten. Je fremdartiger sie uns heute erscheint, desto mehr verlangt die Frage eine Antwort, wie

ſich aus dem alten engbegrenzten Begriffe der Unehrbarkeit ein ganzes Syſtem entwickeln konnte, das eine Fülle von Gewerben mit einem Makel behaftete.

Wo nur Waffenehre „ehrlich“ machte, mußten Spielleute, Gaukler, Tänzer und Fechter, die, von welſchen Landen hereinſtrömend und urſprünglich dem deutſchen Leben fremd, ein Wanderleben führten, Gut für Ehre nahmen und ſich für Geld zu eigen gaben, einem waffenfähigen Germanen nicht als ebenbürtig erſcheinen. Käuflich mit Leib und Meinung, wie ſie waren, hatten ſie auch kein perſönliches Recht und keinen Anſpruch auf Buße. Sie konnten nicht als Schöffe zu Gericht ſitzen, nicht als Zeuge Glaubwürdigkeit beanſpruchen, nicht Richter und Vormund ſein und waren des Unſchuldeides verluſtig. Der Sachſenſpiegel gewährte den Spielleuten, nur den Schatten eines Mannes als Scheinbuße, den Kämpen und ihren Kindern nur den Glanz, den ein blinkender Schild gegen die Sonne warf, und ihre ganze Genugthuung beſtand darin, daß ſie dem Schatten einen Schlag an den Hals gaben. Hatten die älteſten Reichspolizeiordnungen allen Schalksnarren, Pfeifern, Spielleuten, Singern und Reimſprechern eine beſondere, leicht erkennbare Kleidung auferlegt, um ſie von ehrlichen Leuten zu unterſcheiden, ſo fuhr man auch ſpäter fort das leichtfertige Volk der fahrenden Sänger als Schalksnarren zu behandeln und wollte ſie nur dulden, wenn ſie von Fürſten und Herren Beſtallungen aufweiſen konnten. Alle blieben im Vollgenuß ihrer herkömmlichen Unehrbarkeit, wenn nicht Wehrhaftigkeit, Seßbarkeit und Dienſt in der Kirche ſie aus der Niedrigkeit erhob.

Noch bis in unſer Jahrhundert herrſchte die Anſchauung, daß das Soldatenhandwerk auch den Unehrlichen ehrlich mache und die verlorene Ehre durch Fahnenſchwenken über dem Haupte wieder gewonnen werde; ſo waren es denn auch die Feldtrompeter und Paukenſchläger bei der Reiterei wie die Pfeifer bei den Fußſoldaten zunächſt, die ſich aus der Menge der fahrenden Spielleute zu einer geachteten Stellung emporſchwangen. Ihre feſten Beſtallungen, ihr Dienſt an den landesherrlichen Höfen oder bei den Räten der Reichsſtädte, das Heroldsamt, welches man ihnen zuwies, das Geleit von Geſandtſchaften, womit man ſie betraute, mußten ihnen bald ein höheres Anſehen verleihen. Wenn ſie gar unerſchrocken die Angriffe der Reitergeſchwader mit ihren Signalen begleiteten, die Flüchtigen um die Fahne ſammelten und auf der Walſtatt ausharrten, bis ſie Viktoria blaſen konnten, in der Hitze des Gefechtes wohl die Zügel des Roſſes fallen ließen und in der linken

Hand die Trompete, in der rechten das Reiterschwert, bald blasend, bald dreinschlagend in die dichtesten Reihen der Feinde sprengten, so waren sie dem ehrlichen Kriegsmann, mit dem sie Blut und Leben wagten, völlig ebenbürtig, „frei und ritterlich“ durch ihre Kunst geworden, wie Kaiser Ferdinand in ihrem Freibrief vom 24. Oktober 1630 es rühmend ausspricht. Durch ganz Deutschland zu einer geachteten Verbindung zusammengeschlossen, die von allen Mitgliedern eheliche Geburt, Herkunft von ehrlichen Eltern und redlichen Wandel verlangte, wußten sie die Kluft zwischen sich und ihren unehrlichen Genossen durch neue Freiheiten immer mehr zu erweitern. Wie dem Türmer fortan nur auf seinem Turm, dem Komödianten nur bei seinem Spiele die Trompete zustand, Hochzeiten, Kindtaufen, Gelage wie der Kriegsdienst ihnen verschlossen waren, so durfte auch kein ehrlicher Trompeter und Pauker mit einem derselben zusammen blasen bei Verlust der Gemeinschaft.

Wie Feldtrompeter und Feldpfeifer die ganze kriegerische Ehre gewannen, so sonderten sich auch die festangestellten, seßhaften Ratsmusikanten und Stadtpfeifer, zu eignen Verbrüderungen zusammengeschlossen, ebenso sehr aus der Reihe der Fahrenden aus, wie diejenigen, welche durch ihre Kunst in den Dienst der Kirche traten. Nur die Gaukler und Kämpfer wie die Lodderer, die mit dem sogenannten Lodderholz, einem zum Wahrsagen wie zur Taschenspielerei benutzten Brette, durchs Land zogen, Vaganten, die mit Messern und Kugeln spielten, Affen und Hunde tanzen ließen und sich mit Seiltänzerei abgaben, Zahnbrecher, Klopffechter und andere lose Gesellen blieben ebenso sehr mit dem alten Makel behaftet, wie die Schauspieler, die, zu den Gauklern und Histrionen gerechnet, sich erst verhältnismäßig spät zu einer geachteten Stellung zu erheben vermochten.

Nicht der Mangel der Wehrbarkeit, noch viel weniger ein sittlicher Makel, sondern gewisse niedrige, eines freien Mannes unwürdige und Leibeigenen überlassene Hantierungen waren es, die eine zweite große Klasse von Unehrlichen hervorriefen. Wenn man sieht, wie in den ältesten Stadtrechten wie z. B. von Straßburg die hörigen Handwerker sich zu den schmutzigsten, ekelhaftesten Diensten hergeben mußten, die sie erst mit gewonnener Freiheit abstreiften, so begreift sich, wie das Geschäft des Abdeckers und Schinders, der alles Aas jedes gefallenen Tieres beiseite zu schaffen, daneben auch Kloaken, Aborte und Kaak (Pranger) zu reinigen, alle Wege und Straßen auf Unrat, Knochen und Aas zu durchsuchen hatte, der Unehrlichkeit anheimgefallen sein mußte. So niedrig und verachtet erschien seine

und seiner Genossen Stellung, daß die geringste Berührung mit seinem Geschäfte entehrte. Wenn schon jemand, der seinen eignen Hund oder seine Katze tötete oder auch nur in seinem Grundstücke begrub, in die jenem allein zustehenden Befugnisse eingriff und ihm das Recht gab, sein Messer in die Thürpfoste des betreffenden Hauses zu stoßen und dadurch dasselbe auf so lange unehrlich und zum Gespött der Nachbarn zu machen, bis der Besitzer für gut fand sich mit dem Abdecker in der Stille abzufinden, wie viel mehr mußten alle Gewerbe, die eine Berührung mit ihm nicht meiden konnten, im Laufe der Zeit der Unehrlichkeit verfallen!

Am schlimmsten wurde der Scharfrichter betroffen, als man ihm das Geschäft des Abdeckers als Nebendienst zuwies oder mit dem eines seiner Gehilfen verband. Obwohl sein Richtamt als solches niemals für unehrlich galt und die Reichsgesetze dasselbe niemals als unehrlich bezeichnen, so drückte doch das ihm auferlegte Schinderamt ihn bald in eine Stellung herab, die ihn von den Unehrlichen nicht mehr unterschied.

Wenn nach des Tacitus Bericht bei den alten Germanen die Verbrecher durch Priesterhand gerichtet wurden, so konnte die Vollstreckung peinlicher Urteile keinen ehrlichen Mann beschimpfen. Auch als die christlichen Priester nicht mehr die Hand dazu bieten wollten, hielten Freibauern, Ratsherrn, Ritter und Fürsten es nicht unter ihrer Würde, ein Todesurteil persönlich zu vollstrecken. Zu Buttstädt im Weimarischen vollzog noch 1470 der älteste Blutsverwandte die Strafe an dem Mörder; in Friesland knüpfte der Bestohlene den Dieb seiner Habe selber an den Galgen; in fränkischen Städten lag das Blutwerk dem jüngsten Ehemann ob; in Ditmarsen übernahm der älteste Mann der Familie die Hinrichtung unglücklicher Mädchen und Kindesmörderinnen, und hingen Vorsteher und Richter der Kirchspiele den Verbrecher an den Galgen. Wie der jüngste Richter oft das Amt des „Nachrichters" vollzog, so schwang anderswo wie in schwäbischen Städten der jüngste Ratsherr als Scharfrichter das Schwert, und nicht weniger knüpften sämtliche Freischöffen der Feme den Verbrecher an dem nächsten Baum mit einer Weide auf. Wenn selbst einzelne Herzöge des Reiches ihren Ruhm darin setzten, als „Henker" zu gelten, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Herzog Heinrich von Mecklenburg beständig Stricke an ihrem Sattelknopf führten, um persönlich die Raubgesellen in Wäldern und Schlupfwinkeln aufzuknüpfen oder, wie Otto von Braunschweig (1430), mit dem Halfter an den nächsten Baum zu hängen, konnte unmöglich den Nachrichter irgend welche Schande treffen, wo der Sachsenspiegel

vorschrieb: „die freien Leute, welche Leib und Leben verwirkt haben, soll niemand anders richten, denn der erste Fronbote“, das Richtamt nicht im Verrufe stehen.

Anders mußten die Anschauungen werden, als das römische Recht allmählich eindrang, die Hinrichtungen und Torturen gesetzlicher und zahlreicher wurden und das römische Scharfrichteramt in den größeren Städten, wo man strenge Justiz liebte, nach und nach zur Einführung kam. Wohl war das Aufknüpfen und Enthaupten an sich keine Schande, aber das Menschentöten als einen Lebensdienst zu verrichten, dagegen sträubte sich jeder freie deutsche Mann auf das äußerste. Mochten aber auch nur entlaufene Friedlose oder Leibeigene sich dazu hergeben, mochte sich nach der Reformation selbst das Abdeckergeschäft damit verbinden, noch lange stritt in einzelnen Landschaften deutscher Brauch und Rechtsbegriff mit dem eingedrungenen Recht und ließ dem Scharfrichter manches, was einst dem ehrlichen Fron gebührt hatte. Noch oft saß er in den Städten auf der Schöffenbank, berief die Versammlung der Bürgerschaft zur Bursprache, erhob bei Hegung des Gassenrechts über ermordet gefundene Personen mit gezogenem Schwerte dreimal sein Zetergeschrei über den Mörder und eschete den unbekannten und flüchtigen in alle vier Winde.

Trotzdem er rechtlich nicht zu den unehrlichen Leuten gerechnet werden konnte, war das Volk desto mehr geneigt, den Scharfrichter in eine niedrige Stellung herabzudrücken, je enger mit ihm das Amt des Abdeckers verbunden ward. Mochte der Meister sich auch persönlich von demselben fern halten, dieses wie die geringeren Strafen des Staupenschlages und des Brandmarkens, ja Galgen und Rad dem Meisterknecht, dem eigentlichen Henker, überlassen und sich nur das edlere Schwert vorbehalten, die ganze Unehrlichkeit seines Gefährten ging auf ihn über.

Mit kaiserlichen und landesherrlichen Freiheiten ausgerüstet, wandelte sich das Scharfrichteramt schon infolge des ihm anhaftenden Makels in ein erbliches Lehen. Durch die väterliche Schmach von allen anderen Ständen ausgeschlossen, blieb den Söhnen nichts anderes übrig als in des Vaters Fußtapfen zu treten. Überall begehrt, bildeten sich nach und nach ganze Schelmensippen aus, die provinzenweise mit dem Scharfrichterdienste belehnt wurden. Wie um das Jahr 1600 die Familie der Heylande den Leipziger Kreis und das Altenburgische besorgte, im Saalkreis mit Halle als Sitz die Gerharde herrschten und sich von hier bis nach Hamburg und Kurbrandenburg hinein verzweigten, so handhabte in Celle über hun-

dert Jahre die Familie Suhr das Richtschwert. In der Regel folgte der älteste Sohn dem Vater, während die übrigen entweder draußen ein heimgefallenes Lehen erlangten oder in die Reihe der unteren Henkersknechte eintraten. Was der Meister an Gesellen gebrauchte, ging meist aus seinem eignen Nachwuchs oder aus dem seiner Knechte hervor, die er sich aus dem verkommensten Gesindel anwerben mußte.

Der Meister und Erbe einer Reihe von Vorfahren im Amte schaute mit einem gewissen Stolze auf seinen Stammbaum und überlieferte die Kunst der Väter getreulich seinem Sohne und Nachfolger. Seine Berufsart und seine völlig abgeschlossene Lebensweise, das Bewußtsein, sein Haupt niemals stolz erheben zu können, wenn nicht der Kaiser selber ihn von seiner Schande befreite, mußte seinen ganzen Charakter eigenartig bilden und seinem Wesen ein fremdartiges Gepräge aufdrücken. Man hat ihn blutdürstig genannt, aber doch war es sein Stolz „vernünftig zu martern", daß der Körper möglichst geschont und die Wunden geheilt werden konnten; man hält ihn für roh und unwissend, und doch tritt uns in den Aufzeichnungen und Tagebüchern, welche die Sprossen alter Geschlechter hinterlassen, überall eine nicht geringe Bildung entgegen. Schon in seiner Sprache zeigt sich ein Bestreben nach feinerer Ausdrucksweise, wenn er „fegte" (Staubbesen gab), „zierlich strich" (brandmarkte), einen „feinen Knoten schlug" (hängte) oder „rasch absetzte" (köpfte). Auch war er mancherlei Heilmittel kundig und bei bestimmten Krankheiten von Tieren und Menschen ein gesuchter Berater. Vor Einführung der Chirurgen vielfach befugt, „aus- und inwendige Kuren" vorzunehmen, wurde seine amtliche Heilthätigkeit erst später auf Reichung des Scharfrichterpflasters und auf Gliedersetzen beschränkt. Im Besitz geheimnisvoller Sympathieen verstand er sich, wie der zu Passau im Jahre 1611, auf Schutzbriefe gegen Hieb, Stich und Schuß oder, wie der zu Pilsen, auf Gießen von Freikugeln, auch auf Festmachen gegen Feuer und Wasser. Galt er für viele als ein letzter Retter in der Not, so war er doch nur in seiner Familie ein Mensch unter Menschen.

Seine Frau fand er in einer nah oder fern verwandten Meisterfamilie; seine Kinder wuchsen in scharfer Abgeschlossenheit auf und wurden von ihm in der Regel allein in allen nötigen Künsten unterwiesen; den ältesten Sohn erzog er zu seinem Nachfolger, die übrigen zu Halbmeistern. Jener heiratete wie sein Vater, diese blieben meist ledig wie die Töchter, die keine ebenbürtigen Meister zur Ehe fanden. In seiner Fronerei waltete er unter ihnen wie ein König in seinem Reiche, aber jeder Schritt aus derselben ließ

ihn den Abstand erkennen, der ihn von der Gesellschaft der Lebendigen schied.

Jede Berührung seiner Hand beschimpfte, seine Nähe war schon ein Grauen; man zwang ihn zu einer leicht erkennbaren Tracht, man verbot ihm und seinen Knechten auf den Schrangen und den Märkten Fleisch und Fische zu berühren; begegnete er einem Bürgermeister, mußte er bis über den äußersten Rinnstein ausweichen, trat er ins Gasthaus, so nahm er seinen Platz abseits; aus henkelloſem Kruge genoß er wohl sein Bier, ein dreibeiniger Stuhl diente ihm als Sessel. Er konnte mit seinen Gefangenen gottesdienstliche Andachten verrichten, mit ihnen beten und singen, aber in der Kirche hatte er seinen Platz weit ab von der übrigen Gemeinde, gewöhnlich in einer Nische neben dem Turmbogen. Wohl war ihm gestattet, einmal das Abendmahl im Jahre in der Stille zu genießen, aber abgesondert von allen Gläubigen erschien er als letzter der Nachtmahlsgenossen. Oft hatte er einen besonderen Kelch aus Zinn, weil niemand mit ihm aus einem Gefäße trinken wollte. Traf ihn oder einen der Seinen ein Unfall, keiner leistete ihm Beistand; im Leben aus der Gesellschaft verstoßen, fand er selbst im Tode keine Ruhe; ein Grauen für jeden ehrlichen Mann, wurde sein Leichnam von seinen Leuten nur zu oft in der Stille verscharrt.

Nicht ohne menschliche Tugenden, die nur durch eine lange Gewöhnung zu gewinnen waren, tritt uns das Bild eines Meisters entgegen; besonnen und bedachtsam bei jedem Schritte, den er unter Menschen that, ging er seinem Berufe nach. Mit festem Sinn und kaltem Blut, ohne Anwandlung von einer Gemütserregung, mit sicherer Hand und ruhigem Auge verrichtete er sein Werk; nichts durfte ihn rühren, denn jede Ungeschicklichkeit brachte Verderben über sein eignes Haupt von der rasenden Menge. Selber der Gefahr eines entsetzlichen Todes ausgesetzt, war er doch die Höflichkeit selbst, wenn er dem armen Sünder auf dem Blutgerüst entgegenschritt. Bevor er das Schwert schwang oder den Knoten schürzte, trat er an ihn heran und bat ihn um Verzeihung dessen, was Leides er ihm zufügen müsse. Mit den Worten: „Kurze Not, sanfter Tod, Gnade bei Gott!“ ging er ans Werk, verband dem Verbrecher die Augen, damit seine Hand nicht zittere vor dessen flehenden Blicken.

Die Obrigkeiten umgaben den Richtplatz mit starker Mannschaft, nicht um die Hinrichtung zu sichern, sondern um dem Meister Schutz zu gewähren; sie entboten den berittenen Landsturm zum Galgenritt, aber selbst hunderte von Bewaffneten vermochten nicht immer den ungeschickten Fron vor der Volkswut zu retten, die ihn dann für

vogelfrei erachtete. Den Scharfrichter zu Zellerfeld, dem fünfmal der Hieb mißlang, zerhackten die wütenden Bergleute buchstäblich in Stücke.

War aber das Werk wohl gelungen, so wandte er sich grüßend vom Schaffot an das anwesende Mitglied des Gerichts mit der Frage: „Habe ich recht gerichtet?“ Auf die Antwort desselben: „Du hast gerichtet, wie Urteil und Recht gegeben und wie der arme Sünder verdient hat“, erwiderte er: „Dafür danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelehrt hat.“

Der Scharfrichter arbeitete nicht umsonst; wenn man auf die Taxen sieht, die einem bestallten Meister zustanden, kann man begreifen, wenn hie und da von Reichtümern die Rede ist, die er allmählich ansammelte. In Holstein war z. B. um 1700 folgender Lohn für jede einzelne Amtsthätigkeit festgesetzt:

Vor ein Haupt mit einem Schwerte abzuschlagen	10	Rth.
Vor ein Haupt mit dem Beile abzuschlagen	8	„
Vor eine Hand und Finger abzuschlagen	4	„
Vor ein Haupt oder Hand auf den Pfahl zu stecken, vor jedes zwei Thaler	4	„
Vor einen zu hängen	10	„
Vor einen wieder vom Galgen abziehen	4	„
Vor einen ganzen Körper aufs Rad zu legen, auch Rad und Pfahl einzugraben und zu setzen	7	„
Vor Arme und Beine in Stücke zu schlagen und aufs Rad zu flechten	14	„
Vor einen Körper in die Erde zu graben	3	„
Vor einen toten Körper aus der Stadt zu fahren	2	„
Vor einen zu vierteilen und aufs Rad oder Pfahl zu legen	12	„
Vor einen jeden Griff mit der eisernen Zange	2	„
Vor eine Brandmark	4	„
Vor einen am Pranger zu stäupen	5	„
Vor einen Stadt und Landes zu verweisen	4	„
Vor einen durch die Stadt zu stäupen	7	„
Vor einen Körper zu verbrennen	10	„
Vor Pasquillen und anderes dergleichen zu verbrennen . .	3	„
Vor einen Namen am Galgen ab- und anzuschlagen . . .	3	„

Außer diesem ergab das Geschäft des Hundefangens, das ihm als Abdecker oblag, eine beträchtliche Summe, da er seine Preise für die Auslösung festsetzte. Trotzdem aber konnte er vielfach nicht auf einen grünen Zweig kommen; den Krebsschaden seines Hauswesens bildete jenes Gesindel, das er um hohen Lohn halten mußte,

und das Herkommen, jeden reisenden Knecht oder Fron drei Tage lang bei sich zu beherbergen, zu beköstigen und mit einem Zehrpfennig zu versehen. Der Andrang ward um so größer, je weniger seine Genossen mit der Änderung der Strafrechtspflege und der abnehmenden Zahl der Hinrichtungen und Torturen eine genügende Beschäftigung hatten. Die unversorgten Söhne fanden keine Lehen mehr und mußten ihr Lebenlang bei dem Vater oder dem Bruder als Halbmeister oder Knechte dienen, und noch schwerer waren die überzähligen Kinder der eigentlichen Abdecker und Schinderknechte zu verwenden. Es bildete sich ein wanderndes Proletariat aus, das von Fronerei zu Fronerei zog und die Unsicherheit auf den Straßen vergrößerte; die Zahl der unehrlichen Schinder ward so groß, daß die Reichsgesetzgebung sich zuletzt genötigt sah, zu Gunsten der Kinder und Enkel derselben mit Gesetzen einzuschreiten.

Mit dem Scharfrichter und seinen Genossen stand eine ganze Reihe anderer Hantierungen in engerer oder weiterer Verbindung, die ihnen von der Unehrlichkeit einen gebührenden Anteil verlieh. Alles, was sich Schergen, Gerichts- oder Polizeidiener, Bettel- oder Prachervögte nannte und auf loses Gesindel fahndete, die Nachtwächter, soweit sie sich mit Einfangen von Dieben abgaben, Türmer, die als Knechte der Scharfrichter anrüchige Gefangene bewachten, Gassenkehrer, Bachfeger, Holz- und Feldhüter, wer sich nur immer zur Reinigung der Gassen und Häuser von Unrat bereit finden ließ, ward in die große Klasse der Unehrlichen geworfen, an deren Spitze der Abdecker selber stand. Er war es auch, der die Gerber, die Hundshäute von ihm kauften, zu seinen Genossen machte, der den Totengräbern ihre Ehrlichkeit nahm, seitdem sie hie und da das Bestatten toter Tiere übernommen, infolge des Peststerbens den Henkersknechten das Graben der Gräber auf den Kirchhöfen überlassen und sich mit dem teuflischen Pestsamen eine größere Ernte bereitet hatten; er machte auch die Schäfer zu seinen Geschwisterkindern, wenn sie ihre verendeten Tiere selbst abhäuteten und ihm ins Handwerk pfuschten, wie der Scharfrichter als kluge und weise Leute mit Teufelskünsten sich abgaben und Hexen bei ihren Werken halfen.

Nach der allgemeinen Volksansicht des Mittelalters trübte auch das Wassermüller- und Leinwebergewerbe den Leumund; man hat gesagt, weil beide vielfache und bequeme Gelegenheit zum Betruge böten, und doch war die Unehrlichkeit im moralischen Sinne der alten Zeit völlig fremd; wie hätte sonst der übelberufene Schneider demselben Schicksal entgehen können? Man hat gemeint, nur

Leibeigene hätten sich zu diesen Gewerben hergegeben, und doch standen alle Handwerker ursprünglich in derselben Niedrigkeit, auch ist nicht nachzuweisen, daß sie die letzten waren, auf denen die Hörigkeit haften blieb.

Von den Wassermüllern wissen wir, daß schon Karl der Große sie von allen geistlichen Ämtern und Würden ausschloß; wir hören, daß sie niemals bewaffnet in einer Herberge erscheinen durften und bei Stranghinrichtungen die Galgenleitern zu liefern hatten. Man erzählte die seltsamsten Teufelsgeschichten von ihnen, floh alle einsam gelegenen Mühlengewese, wo Diebstähle und Mordthaten geschehen sollten. Und wiederum standen die Mühlen in einem besonderen Frieden; jeder Mühlenraub ward nach dem Sachsenspiegel mit Rädern bestraft, und nicht weniger dienten ihre Räume oft zur Abhaltung großer Jahresvolksfeste. Wie mochten sie unter diesen Umständen zu der Galgenleiter gekommen sein, die, so lange sie auf ihnen ruhte, ihnen auch die Unehrlichkeit ließ? Etwa deswegen, weil sie mit der Berechtigung auf freies Bauholz aus den Bannforsten begabt und in der Zimmerkunst erfahren waren? Wir glauben nicht; erst infolge einer schon früher herrschenden Anschauung scheint ihnen diese Verpflichtung auferlegt zu sein und der Ursprung ihrer Unehrlichkeit in die Zeit zurückzugehen, wo die Roßmühlen und die abgetriebenen Mähren sie nur zu oft mit dem Abdecker in Berührung bringen mußten.

Und nun gar die Leinweber? Auch ihnen war wegen alter Unehrlichkeit aufgelegt den Galgen zu bauen, obwohl sie am allerwenigsten die Kunst des Zimmerns kannten. Die Innungen wollten von ihnen ebensowenig wie von den Müllern wissen; nur an einzelnen Orten war es ihnen gelungen die Ehrlichkeit zu behaupten. Im allgemeinen aber trugen sie den Schimpf, so lange ihnen der Galgen oblag, denn

> die Leinweber bilden eine ehrliche Zunft;
> unterm Galgen ist ihre Zusammenkunft.

Was war es nun, das ihnen die Schande des Abdeckers im Gegensatz zu anderen Webern bereitet hat? Nichts anderes unseres Erachtens als der Umstand, daß sie zum „Schichten" d. h. zum Tränken und Bestreichen der Kettenfäden und der Kette Hunde- und Pferdefett benutzten, das der Abdecker ihnen lieferte.

Den Müllern und Leinwebern standen die Bader und Barbiere nicht nach an üblem Leumund. Man warf den ersteren Rücksichtslosigkeit gegen den öffentlichen Anstand vor, wenn sie barfuß

oder mit bloßen Kleidern über die Straße liefen; ihre Badestuben galten als Herbergen der Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit, und die Zünfte weigerten ihren Kindern die Aufnahme. Selbst als Wenzel (1406) sie in allen seinen Landen für ehrlich erklärt, Juden, Heiden und andern Unchristen ihre Badestuben zu betreten verboten, jeden Verächter ihres Gewerbes mit Verlust seines Vermögens, ja seines Hauptes bedroht und sie mit einem prächtigen Wappen ausgestattet hatte, konnten sie nicht emporkommen; noch 1728 mußte der Hamburger Rat ihnen den Zünften gegenüber ihre Ehrlichkeit bezeugen. War nun der sittliche Makel, der ihnen unzweifelhaft in späteren Zeiten anklebte, von Anfang an der Grund ihres Verrufs gewesen? Wenn das der Fall war, wie hätten dann die Barbiere, denen niemals leichtfertiges Wesen oder unpassende Vernachlässigung ihres Äußeren und des Anstandes vorgeworfen wird, in den Augen der meisten Gilden demselben Schicksale anheimfallen können? Das Badewesen an sich war es auch nicht, das ihnen Schande bereitete; nur das Bartscheren, ihre Beihilfe bei Leichen und toten Körpern, die sie in Beziehung zu Abdeckern und ihren Gehilfen brachte, läßt ihre niedrige Stellung in der Volksanschauung erklärlich erscheinen. Und nicht anders erging es den sonst vornehmeren Barbieren, die mit den Badern wegen ihrer Amtsbefugnisse in stetem Kriege lagen. Sowie sie, statt Chirurgen zu bleiben, auch zu den Bärten ihrer Mitmenschen griffen, war es mit ihrem guten Geruche dahin, noch mehr aber sanken sie in der öffentlichen Achtung, seitdem sie in ihrer Würde als Amts- und Ratsbarbiere den gefangenen Missethätern, vorzüglich den vom Henker mit der Tortur angegriffenen, Beistand leisteten und somit eine Beschäftigung übernahmen, die sonst dem Scharfrichter überwiesen war. Auch sie und ihre Kinder wurden von den Gilden ausgeschlossen, wenn auch in einzelnen größeren Städten von ihrer Unehrlichkeit keine Spur zu entdecken ist.

Während sich so die Masse der unehrlichen Gewerbe ohne Ausnahme aus der ursprünglichen Anschauung des deutschen Volkes über Unehrlichkeit herleiten läßt, bleibt einzig und allein der Zöllner einsam in seiner Sonderstellung zurück. Nicht unehrlich im alten Sinne, trug er als christlicher Sünder seinen sittlichen Makel mühselig und beladen durch die langen Jahrhunderte fort.

Um eine nähere Anschauung über die herrschende Volksmeinung zu geben, die noch lange weit hinter der Reichsgesetzgebung zurückblieb, erteilen wir drei Stimmen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert das Wort.

1. Der mißhauende Fron und das Volk. 1536.

In der Nacht auf den 1. Februar 1536 wurden in Hamburg drei Menschen tot gestochen; der Mörder eines derselben ward noch selbigen Tages in Ketten und Bande gelegt, ein ganz junger Mensch, der früh da angefangen hatte, wo andere Übelthäter aufhören. Am 17. März wurde er von E. E. Rat verurteilt und nach den üblichen drei Tagen zur Hinrichtung hinausgeführt. Als nun der Scharfrichter das Schwert schwang, um ihn zu köpfen, hieb er zu hoch, oberhalb des Mundes hinein statt in den Hals, so daß Unterkiefer und Hals unversehrt blieben.

Da das umstehende Volk dies sah, ward es wild und meinte, sein Recht zu üben, wenn es über den ungeschickten Büttel herfiele und ihn tötete. Als dieser das Ungewitter kommen sah, machte er sich auf mit seinem Knechte und lief nach Hamm zu, und das wütende Volk mit Geschrei und Steinwürfen setzte ihm nach. Ihnen folgten die reitenden Diener, sprengten zwischen den Flüchtlingen und dem Volke hin und her, um es zurückzuhalten. So bekam der Fron Luft, erreichte ein festes Haus beim Hammerbaum und zog die Zugbrücke hinter sich auf. Während er verschnaufte und das Haus von innen zu verrammeln suchte, hatte das Volk die Zugbrücke niedergeworfen und begann die Thür mit Bäumen zu stürmen.

Mittlerweile hatte der Rat in der Stadt diese Ereignisse vernommen und schickte nun, was an reitenden Dienern und Reisigen in der Eile aufzutreiben war, mit Spießen, Schießröhren und Haken bewaffnet hinaus. Als sie zum Hammerbaum kamen, war es die höchste Zeit. Der Fron und sein Knecht hatten sich tapfer gewehrt, ihr Leben teuer verkaufen wollen und von oben herab Steine und Ziegel auf das Volk geschleudert, wovon ein Mensch getötet und mehrere verwundet waren. Aber den Angriff der Reisigen hielt das Volk nicht aus, so daß der Fron und sein Knecht, die sich schon ihres Lebens verziehen hatten, befreit und des Abends sicher in die Stadt geleitet werden konnten.

Der arme Sünder hatte aber trotzdem, daß er „mißhauen“ war, dennoch an dem Fehlstreiche sein junges Leben lassen müssen. Er blieb auch tot trotz der Rache, die das Volk hatte nehmen wollen. Aber eine gute Folge hatte die Sache doch für ihn oder vielmehr für seine Familie. Sein Körper ward nämlich nicht, wie sonst bei Enthaupteten üblich, mit aufgepfähltem Kopf aufs Rad gelegt oder auf dem Galgenfelde verscharrt. Denn sein Stiefvater nahm gleich vier erbgesessene Bürger zu Zeugen, daß er „übel zugerichtet“ sei, und bewies damit klar, daß ihm zuviel geschehen sei, was über Recht

und Urteil hinausgehe und nicht anders als durch ein ehrliches Begräbnis gebessert werden könne. Da nun auch der arme Teufel gar nicht eigentlich enthauptet, folglich das übliche Verfahren nicht genau anzuwenden war, so gab der Rat zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter nach und ließ es geschehen, daß der Körper in anständigem Sarg in St. Jürgen beerdigt ward. Für solche Milde aber erholte er sich wieder an den Anstiftern des Aufruhrs. Alle, die den Fron thätlich verfolgt und ihn im Hammerbaum belagert hatten, wurden, soweit man ihrer habhaft werden konnte, mit Gefängnis oder Geldbuße bis zu 10 Joachimsthaler bestraft, und einige, die deshalb entwichen waren, mußten bei ihrer Rückkehr ebenso tüchtig bezahlen, was man damals: „in die Büchse blasen" nannte.

II. Unehrliche Leichenbegängnisse im 17. Jahrhundert.

„Was Herzeleid der Husumer Rat allemal ausgestanden, wenn der Justizdiener einer verstorben und seine Leiche hat sollen gewaschen, angekleidet, beschickt und zu Grabe getragen werden, das ist gar nicht auszusprechen, das sei Gott im Himmel geklagt mit schwerem Seufzen;" so berichtet der Husumer Stadtsekretär Giese gegen Schluß des 17. Jahrhunderts.

Um das Jahr 1630 war Meister Albert Möller Todes verstorben, ein unsträflicher Mann, der sich auch letztwillig als Freund der Armen bewiesen, um ein gut Gerüchte hinter sich zu lassen. Wie herkömmlich, ward er durch die sogenannten Bierträger, sechs übelberufene Gesellen, die man zum Greifen der Diebe und anderer Bösewichter zu brauchen pflegte, zur Erde gebracht. „Dies Leichenbegängnis aber bot ein so jämmerliches, elendes Schauspiel, wie dazumal noch nie gesehen, dieweil die sechs alten krüppelhaften Kerle, denen die starke Leiche zu schwer war, mit ihr stolperten, daß es eine Schande war. Einer hatte beim Aufheben der Bahre seinen Hut auf den Sarg gelegt und konnte ihn nun nicht wieder herablangen, daher er barhaupt weiter schwankte, seinen alten Hut aber als lächerlichen Zierat liegen ließ auf des Henkers Sarg, zum Hohn und Spott des Pöbels. Und wie bitterlich hierüber Witwe und Kinder des Seligen auch weinten, daß es hätte einen Stein erbarmen können: die Bierträger blieben harte Klötze und hatten den ganzen Auftritt auch nur deshalb herbeigeführt, um künftig mit solchen Diensten verschont zu bleiben."

Der Sohn und Nachfolger, Meister Philipp Möller, trachtete schon bei seinen Lebzeiten nach einer besseren Bestattungsweise, als seinem armen Vater zu teil geworden war. Er brachte es auch da-

hin, daß eine Anzahl Bürger ihm auf Treu und Glauben versprach, ihm bei seinem Tode den letzten christlichen Dienst zu erweisen. So entschlief er denn getrosten Mutes. Wie aber seine Witwe zur Leiche bot, da ging es wie im Evangelio: einer hatte eben ein Weib genommen, der andere einen Ochsen gekauft, jeder suchte nach einem triftigen Grund zur Entschuldigung. Rasch entschlossen wußte die tapfere Frau sich innerhalb zwei Tagen einen landesherrlichen Befehl des Gottorper Herzogs zu erwirken, der dem Rate der Stadt die Bahre zuerst anzufassen befahl und die unbotmäßigen Träger mit scharfen Strafen bedrohte. So erschienen denn Bürgermeister, Ratsherrn und Stadtschreiber in der Fronerei, stellten sich um die Bahre, huben und trugen den seligen Henker über drei Schritte weit und setzten den Sarg dann nieder, um das weitere den bürgerlichen Trägern zu überlassen. Aber was geschah? Nur ihrer drei traten wirklich herzu, die übrigen hatten sich, während der Rat sich mit der Bahre abgemüht, heimlich entfernt. Da war guter Rat teuer, denn die drei Träger konnten oder wollten nicht mit der Bahre von der Stelle.

Die Ratsherren und Geistlichen gingen auf die Gasse, um den einen oder den anderen, der vorüberging, zu überreden, mit anzufassen. Sie baten und flehten, und endlich gelang es mit großer Mühe, die fehlenden Nothelfer herbeizuschaffen und die Leiche ziemlich anständig zu Grabe zu bringen.

Bald danach geschah es, daß ein guter ehrlicher Mann, ein Rademacher, bestattet werden sollte. Lehrer und Schüler, Geistliche und Gefolge waren bereits erschienen, aber kein Träger zu sehen, und von den Anverwandten wollte auch niemand Hand anlegen. Man wartete lange, sang drei Gesänge, betete mehrmals, läutete immer weiter, aber niemand stellte sich ein. Das ganze Gefolge mußte endlich unverrichteter Sache heimkehren und die Leiche unbegraben zurücklassen. Und was hatte der Rademacher verschuldet? Er war einst als Nachbar gutmütig genug gewesen, dem verstorbenen Scharfrichter das Totenhemde anzuziehen!

Angesichts solch unerhörter Vorgänge nahm sich der Rat zusammen und verordnete, daß die Nachtwächter, deren Zahl man deswegen erhöhte, fortan den Scharfrichter und seine Leute wie auch Büttel, Häscher und Schergen zu Grabe tragen, die Handwerker aber und andere Bürger den Nachtwächtern die letzte Ehre erweisen sollten.

Einigemal hatten schon die Nachtwächter ehrbar ihrer neuen Pflicht genügt, als eines Tages ein Nachtwächterkind starb, das von den Handwerkern nach der Verordnung bestattet werden mußte. Aber

die Zunftgenoſſen weigerten ſich, weil der Vater des Kindes mehrmals unehrliche Henkersleichen getragen. Der Rat machte Vorſtellungen, ſchalt, flehte, drohte, aber nichts half, bis man den Rädelsführer, einen Schuhmachermeiſter, einſperrte. Indeſſen ſtand die Leiche des Nachwächterkindes drei Wochen lang unbeerdigt. Es waren ſchreckliche drei Wochen, Bürgermeiſter und Rat ärgerten ſich halbtot, wünſchten auf ſolche Weiſe nicht länger zu leben, geſchweige im Amte zu bleiben. Sie forderten in Gottorp ihre Entlaſſung, wenn nicht ſofort Wandel geſchafft werde. So ſchritt denn die Regierung mit ſcharfen Maßnahmen ein, die den Trotz der Handwerker brachen.

Aber das half doch nur für kurze Zeit. Regelmäßig hatte der Rat bei derartigen Leichen ein paar Widerſpenſtige zu ſtrafen; der eine entzog ſich ſeiner Pflicht dadurch, daß er auf Reiſen ging, der andere erſchien zum Trotz im ſchmutzigſten Arbeitskittel. Ein Schinderknecht, ein chriſtlich frommer Mann, lag tagelang unangekleidet, bis einige gutherzige Frauen vom Lande ſich zu dieſem Werke bequemten; für ein Kind, das mit Beihilfe der Frau des Scharfrichters in der Fronerei geboren war, mußten mit Gewalt die nötigen Paten herbei geſchafft werden. Aber alle die thörichten, ungereimten, ja unchriſtlichen Dinge, ſo vorher gegangen, waren ein wahres Kinderſpiel gegen die Greuel, ſo ſich im Jahre 1684 zugetragen; in Huſum ſeufzten die Steine, und der Himmel begann ſich zu ſchwärzen, da einer Frau eines Henkerknechts, die in Kindesnöten lag, keine Hebamme Beiſtand leiſten wollte! Als eine arme Samariterin ſich dazu herbei ließ, hat ſie als Lohn ihrer Gutthat keinen einzigen Liebesdienſt bei ihrem Sterben von anderen Frauen empfangen; ſie ließen ihre Leiche tagelang ſtehen, bis endlich der Rat ſeine Nachtwächter dazu entbot.

Wehe über Wehe ſchreit der Berichterſtatter über die Huſumer; kein Menſch glaube, was er mit ſeinen Kollegen gelitten, wenn er es auch beſchreiben wollte; wenn nur verlautete, dieſer oder jener Häſcher, Büttel oder Scharfrichterknecht ſei krank, dann begann die Angſt und Not; je übler die Nachrichten über das Befinden des Kranken lauteten, deſto größer ward der Schrecken. Wenn endlich die Nachricht kam: er iſt tot! ſo hieß es: „Unglück, nun geh deinen Gang!“ Da ging denn der ganze Teufelslärm los. Niemand wollte tragen, jeder entſchuldigte ſich; der Klagen war kein Ende. In ſolchen Tagen mußte der Rat alle anderen Geſchäfte ruhen laſſen, ſelbſt die Gerichtsverhandlungen ausſetzen, er hatte wichtigeres zu thun, mußte bitten, bereden, befehlen, Strafen verhängen und vollziehen; er mußte überall nachſehen, aufpaſſen, daß ſich keiner heimlich entferne, und

schließlich die Leichenbahre mit eignen wohlweisen Händen anfassen, aufheben und drei Schritte weit tragen, um das Begängnis ehrlich zu machen, sonst hätte selbst kein Teufel angefaßt zum Tragen!

III. Eine Stimme über den Reichsschluß vom Jahre 1772.

Sagt mir doch, was ich mit meinem Jungen anfangen soll? Ich hatte ihn zum Strumpfweber bestimmt, allein nachdem er in den Zeitungen gelesen, daß die Söhne der Schinder und Gott weiß was mehr für Leute in die Zünfte und Gilden angenommen werden sollen, kann ich ihn gar nicht mehr dazu bewegen. Heute spricht er, es sei nichts besser als Soldat zu werden, morgen will er Theologie studieren, dann will er Jurist werden, und ich schließe aus allem so viel, daß er lieber noch aufs Theater gehen, als ein Handwerk lernen will. Die Sache liegt mir indes sehr am Herzen; der Junge hat Verstand, und ich habe auch ziemliche Mittel. Er könnte einmal was rechts in der Handlung thun, wenn er das Strumpfweben oder ein ander gutes Handwerk ergriffe. Allein verdenken kann ich es ihm jetzt nicht, daß er vor allem Handwerk einen Abscheu bekommen hat, und ich wäre statt Schneider gewiß Prokurator geworden, da ich in meiner Jugend schon bis in die fünfte Klasse studiert hatte, wenn ich es vorher gewußt hätte, daß es so gehen werde.

Ich weiß gar nicht, was die großen Politici denken; sie wollen Künste und Ackerbau heben und beschimpfen doch beides. Sind denn der unehelichen Kinder so viel, oder verdient der Ehestand so wenig Förderung, daß anderer ehrlicher Leute echte und rechte Kinder ihnen zu Gefallen die Werkstätte räumen müssen? Sie werden es doch wohl endlich nicht machen wollen, wie in China, wo die Söhne, wie ich gehört habe, ihrer Väter Handwerk lernen müssen? Fast scheint es mir so; wenn sie alle unehrlichen Leute zunftmäßig machen, so müssen sie die Menschen notwendig in die Zünfte zwingen. Denn aus freiem edlen Triebe wird sich doch wohl keiner in eine beschimpfte Gesellschaft begeben, und in China soll ein gleicher Umstand jenen Zwang veranlaßt haben, weil alle Handarbeit dort verächtlich ist und die größte Ehre darin besteht, die längsten Nägel an der rechten Hand zu haben, als einen Beweis, daß man keine Handarbeit verrichte.

In meinem Leben hätte ich dieses nicht gedacht. In unseren Blättern ist so vieles von der notwendigen Ehre der Handwerker geschrieben. Man hat es so deutlich darin bewiesen, daß der Mangel der Ehre in Deutschland daran schuld sei, warum alle jungen Leute,

die Geld im Beutel und keine Grütze im Kopf haben, lieber ſtudieren und Bedienungen ſuchen, als in die Werkſtätte gehen wollen, daß ich glaubte, es werde den großen Herren, die ſo viele Achtung für Handel und Gewerbe haben und ſie auf alle Weiſe in Flor zu bringen ſuchen, unmöglich auch nur einmal einfallen können, das Handwerk vollends um alle Ehre zu bringen, oder, welches einerlei iſt, ihre Ehre dergeſtalt zu erweitern, daß ſie aufhört Ehre zu ſein. Doch ich hoffe noch eins. In Spanien, wie mir unſer Bürgermeiſter erzählt, hat der Ackersmann und der Schinder auch einerlei Ehre gehabt, und der Pflug iſt darüber ganz ſtehen geblieben. Endlich aber hat der König Philipp der Dritte allen und jeden, welche den Pflug in die Hand nehmen würden, nicht allein eine völlige Freiheit von allen Schatzungen und dem Kriegsdienſte, ſondern auch den Adel, jedoch vergeblich, angeboten, und hoffentlich wird man in Deutſchland dieſem großen Beiſpiele folgen. Das einzige, was ich ſodann beſorge, iſt dieſes, daß, wenn der Adel ſolchergeſtalt zur gemeinen Ehre wird, man über fünfzig Jahre darauf fallen werde, ſolchen allem, was von Mutterleibe echt oder unecht geboren wird, ebenfalls mitzuteilen, und dann ſei Gott dem armen Staate gnädig! Er wird die Handwerker mit barem Gelde aufmuntern müſſen, und der Fürſt von der Ehre, wodurch die Menſchen ſich ſonſt ſo ziemlich wohlfeil leiten laſſen, gar keinen Gebrauch machen können.

Im Grunde müſſen die Leute, welche am Ruder des Staates klimpern, kein Gefühl von der gemeinen Ehre haben, und nachdem ſie ſich auf eine gewiſſe Höhe geſchwungen, den Reſt der Menſchen für einen Haufen Gewürme anſehen, ſonſt würden ſie doch nicht in ſolche Widerſprüche verfallen. In England, ſagen ſie zwar, werde alles ohne Unterſchied in Gilden und Zünfte aufgenommen. Allein ich bin auch an der Themſe geweſen. In Weſtminſter kam ich bei einem freien Meiſter an, aber in der City nicht, und dann iſt doch noch ein großer Unterſchied zwiſchen London und Paris und einer deutſchen Landſtadt. In jener heißen alle Deutſche Barons, aber wenn ſie in ihre landſtädtiſche Heimat kommen, packen ſie ihre Reiſeherrlichkeit wieder ein und erkennen, daß die Ehre unter Nachbarskindern einen ganz anderen Maßſtab als in großen Hauptſtädten habe. In der Fremde und in jedem großen Orte ißt, trinkt und ſpielt man mit Leuten, die Geld haben, und bekümmert ſich nicht um ihren Stand, ebenſo können in einem großen Reiche allerhand Leute zu großen Ehren kommen, wenn ſie aus einer Provinz in die andere verſetzt werden, aber in einem kleinen Städtchen iſt es ſehr empfindlich, wenn Keſſelflicker, Glas-, Pott- und Düpperträger,

Schornsteinfeger, Gaukler, Lotterbuben, Possenmacher und dergleichen Abenteurer sich in unsere Gesellschaft eindrängen und aller Ehren fähig werden.

Zwar haben die Reichsstädte sich bei dem Reichsgutachten es vorbehalten, daß an Orten und Enden, wo die Zünfte und Gilden unmittelbar an dem Magistrate teil hätten, einige Mäßigung gebraucht werden solle. Allein dieser Vorbehalt macht das Übel nur noch ärger, denn wenn man dem Handwerk auch diesen Teil der Ehre nimmt, so wird es gerade noch schlimmer werden. Man mache für den Militärstand das Gesetz, daß keiner von den Gemeinen jemals Offizier werden solle, man gehe weiter und lasse keinen Offizier einige Zeit als Gemeinen dienen und bringe dann Leute aus den Zucht- und Werkhäusern unter die Fahne, so wird man bald sehen, was daraus für eine Rotte werden wird.

Überhaupt weiß ich nicht, was unsere Gesetzgeber mit der Unehre sagen wollen. Die Fürsten sind ohne Ehre des Kaisers, die Grafen ohne Ehre der Fürsten, die Edlen ohne Ehre der Grafen, die gemeinen Banalisten ohne Ehre der Edlen und die Armen in dem Verstande der Reichsgesetze ohne Ehre der Gemeinen. Muß nun ein jeder diese Unehre tragen und erfordert das Wohl des Staates, daß jener Unterschied sorgfältig beibehalten werde, warum soll es denn eben bei der größten und nützlichsten Klasse der Menschen hintangesetzt werden? Warum soll der Troß im Lager und der ganze Schwarm von Juden und Marketendern einerlei Ehre mit dem Soldaten haben? Unsere Vorfahren rechneten die Schäfer u. a. unter die Marketender, und darin besteht daher ihre ganze Unehrlichkeit, nicht aber in Schande: zwei Begriffe, die wir zu unseren Zeiten ganz verwechselt haben.

Ich gebe es zu, daß die Menschenliebe, ein Wort, das in meiner Jugend gar nicht bekannt war, alle Menschen zu Brüdern mache und die christliche Religion diese Liebe heilige. Aber wenn Könige und Bettler vor dem Throne Gottes einerlei Staub sind und in der Erde von einerlei Würmern brüderlich gefressen werden, so gilt doch von demjenigen, was vor dem Throne des allmächtigen Schöpfers vorgeht, kein Schluß auf unser Gildehaus. Vor jenem liegt die Hauptstadt, wo sich alles mischt, hier aber sitzt man nach der Ordnung um den Tisch, wie es die Ehre erfordert.

Kurz, ein jeder sieht, daß die politische Ehrenhaftigkeit ihren unterscheidenden Charakter verliere, wenn sie allen Menschen zu teil wird. Die Bürgerehre verwandelt sich in bloße Menschenliebe, und der Stand der Natur, worin gar keine politische Ehre ist, tritt in

die Stelle der bürgerlichen Vereinigung. Ob aber dieſes ein Glück ſei, was wir wünſchen müſſen und wodurch wir Künſte und Ackerbau in Aufnahme bringen, mögen andere beurteilen. Genug, mein Junge ſoll in Deutſchland kein Handwerk treiben, ſondern allenfalls in die Länder reiſen, wo er ſich ohne Schimpf mit anderen vermiſchen kann.

L. Beneke: Von unehrlichen Leuten. Berlin 1839. — Prutz: Deutſches Muſeum 1857. — A. Sach: Geſchichte der Stadt Schleswig. Schleswig 1875. — Juſtus Möſer: Patriotiſche Phantaſien. Berlin 1820. — L. Beneke: Hamburgiſche Geſchichten und Sagen. Berlin 1858.

35. Das Privat- und Familienleben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Ursprünglichkeit und Abgeschlossenheit der Familie und des Hauses dem Volke und dem Staate gegenüber hatte im Rechte des Mittelalters ihren vollen Ausdruck gefunden. „In seinem Hause", hieß es, „ist der Mann gesessen in stiller, nützlicher, geruhiger Gewer und Gewalt länger, denn Landrecht und Gewohnheit ist." Die Thür, die das Haus von der Gemeinde und dem Staate schied, war ein unantastbares Heiligtum. In seinem Hause, darinnen er wohnte, sollte jeder Friede haben, so daß ihm binnen seinen vier Pfählen kein Urteil schaden könnte. Die Ehefrau, die Hausehre in der Sprache der Zeit genannt, war wie der Hausſohn und die Haustochter dem öffentlichen Leben nur durch den Hausherrn bekannt, und „hat jemand", sagt das alte Recht", an Knecht und Magd, die des Mannes Hausgewalt heißen, Unfuges begangen, so mag der Mann wohl klagen, weil man seiner nicht geschont hat an seinem Gesinde und hat den Frieden an ihm gebrochen." Keine Familie hatte im Mittelalter eine andere Gewalt gekannt als die ihres Hauptes, aber der Mann, durch den das Haus zum Hause ward, wäre doch kein freier Mann gewesen, wenn er nicht größeren oder kleineren Kreisen des öffentlichen Lebens angehört und für sie gewirkt und geduldet hätte. Wenn das Reich oder der Lehnsherr tapfere Herzen und kräftige Arme bedurfte, so verließ der Ritter seine Burg, um sich in den größeren Verhältnissen die Brust zu erweitern. Der Bürger dachte nicht an Warenlager und Handwerkszeug, wenn die Stadt im Rate oder in der Bürgerschaft seiner bedurfte, und stand auf den Mauern derselben, wenn äußere Angriffe sie bedrohten, oder führte auf der Kriegsflotte das Kommando, wenn es galt die Ost- und Westsee zu friedigen. Auch den Bauern sahen die Linden und die sieben Steine erscheinen, um das Recht zu weisen und die Freiheiten des Dorfes zu schützen. Der frische Hauch des Lebens in Reich, Gemeinde und

Genossenschaft strömte allen Familien durch ihre Häupter zu und erfüllte das enge Haus mit den großen Interessen nationaler Gemeinschaften.

Im vorigen Jahrhundert war das alles völlig anders geworden. Der deutsche Staat kannte nicht mehr die Ursprünglichkeit der Familie und war durch die zerbrochene Thür in das Innere des Hauses eingedrungen. Das preußische Landrecht, in dem die herrschenden Anschauungen ihren Ausdruck fanden, verfügte über die Verhältnisse der Familie und des Hauses, als ob dieses sich zum Staate ebenso wie die Kaserne oder das Zuchthaus verhielte. „Mütter und Ammen sollen Kinder unter zwei Jahren bei Nachtzeit nicht in ihre Betten nehmen und bei sich und anderen schlafen lassen; die solches thun, haben nach Bewandtnis der Umstände und der dabei obwaltenden Gefahr Gefängnisstrafe oder körperliche Züchtigung verwirkt": solche und andere uns heute erstaunlich vorkommende Bestimmungen lassen erkennen, wie sehr man staatlicherseits in das Familienleben eingriff.

Während so das Haus als ein, wenn auch kleiner Verwaltungsbezirk der Regierung gelten mußte, entbehrte es doch des lebendigen Zusammenhanges mit dem Staate, für den es keine Wirksamkeit äußern durfte. Alle und jede öffentliche Thätigkeit hatte sich auf die Fürsten und ihre Diener zurückgezogen, Ritter, Bürger und Bauern im alten Sinne gab es nicht mehr; an ihre Stelle war die Menge der „Verwalteten" getreten, die empfangen und dulden, nicht auch gewähren und handeln sollten. Religion, Wissenschaft und Kunst, tot in der ersten, gärend in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, konnten der Familie das Fehlen des Staates nicht ersetzen; die Familie war allein auf sich angewiesen, und es fragte sich, ob sie Lebenskraft genug besaß, um sich aus den Zuständen der Verwilderung, die dem dreißigjährigen Kriege folgten, zu erheben und von neuem ein ehrbares und reines Leben zu erzeugen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lag die einfältige, meist ungelenke alte Sitte im Kampfe mit einer neuen, die in vielen Stücken eine freiere Beweglichkeit, in manchen aber auch eine Verflachung oder Verkünstelung der ganzen Lebensweise mit sich brachte.

Im allgemeinen ließen sich Kinder und Kindeskinder noch die für Verhältnisse einer anderen Zeit entstandenen engen und finsteren Räume zur Wohnung gefallen, um nur nicht das „Erbe" verlassen zu müssen, und behielten auch das lästig gewordene Hausgeräte bei, weil es eben ein altes Familienstück war. „Alles, was ihn umgab", erzählt Goethe von seinem Großvater, „war altertümlich. In

seiner getäfelten Stube habe ich niemals eine Neuerung wahrgenommen; seine Bibliothek enthielt nur die ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen. Überhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der sowie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte." Indes nahmen die Wohnungen reicherer Kaufleute im Gegensatz zu den Häusern des 17. Jahrhunderts mit ihrem einfachen unscheinbaren Äußeren hie und da ein elegantes, bisweilen fast vornehmes Ansehen an und verrieten schon durch ihren Zierat, ihre Balkone und Erker, durch hohe Fenster mit hellen Tafelscheiben die Nachahmung der fürstlichen und adeligen Paläste. An die Stelle der großen Familienzimmer, in denen das ganze Haus sich zusammen fand, traten jetzt für den Herrn und die Frau vom Hause, auch wohl für die erwachsenen Kinder, einzelne Zimmer, und eigne Gesellschaftsräume boten den Fremden sich dar. Mochten gleich die gewöhnlichen Bürgerhäuser noch lange das einfachere Gepräge der früheren Zeit beibehalten, so zeigten doch die „gegipsten Decken" und die „großen Spiegel", ja die Tapezierungen in manchen kleineren Wohnungen, daß auch hier die neue Mode einzudringen begann.

Ein ähnlicher Übergang aus dem Alten in das Neue tritt uns auch in dem Wechsel der Tracht entgegen. An der Schwelle des 18. Jahrhunderts erscheint vielfach noch bei den Männern die einfach bürgerliche Kleidung: neben dem weiten, dunklen Rock, den wollenen Strümpfen und hohen Schuhen oder Stiefeln, dem runden spitzen Schlapphut das natürlich, einfach herabhängende Haar ohne Puder und der Schnauzbart oder Stutzbart, während sich die Frauen die enganschließenden, bis hoch hinauf geschlossenen Kleider und die züchtigen Hauben bewahren. Dazwischen drängt sich aber schon die modische fremde Kleidung hervor, das betreßte Hofkleid, die Spitzenmanschetten, der Staatsdegen, die seidenen Hosen und Strümpfe der kleine eckige Hut auf der hohen Perücke bei den Männern, die tiefausgeschnittenen Kleider, die Stöckelschuhe, die hochgetürmten Kopfputze der Frauen.

Noch aber fehlte in dem geselligen Verkehr der Herren und Damen, die sich in den prunkenden Räumen in neumodischen Kleidern bewegten, viel, daß sie die Fessel der alten Unnatur gebrochen hätten. Der gesellschaftliche und häusliche Verkehr war äußerst steif und förmlich. Jede Bewegung und Handlung hatten ihre vorgeschriebenen Formen. Selbst Gatten redeten sich untereinander und die Kinder die Eltern mit „Sie" an, eine Sitte, die sich unter der ländlichen norddeutschen Bevölkerung noch bis zur Stunde in dem Aus-

drucke „he“ und „se“ erhalten hat; hohen Personen, deren Gunst man suchte, küßte man stets die Hand, der tiefen Verbeugungen und weitschichtigen Titel nicht zu gedenken. Freilich war unter dem Einfluß französischer Sitte nach und nach eine Milderung in dem steifen Formenwesen und der unendlichen Weitschweifigkeit der üblichen Höflichkeits- und Ehrenbezeugungen eingetreten, aber die neue Mode der abgekürzten Komplimente enthielt noch immer einen gewaltigen Luxus von Worten, wenn z. B. ein Bittsteller einen Minister anzureden hatte: „Mit Ew. Excellenz gnädigen Erlaubnis bitte ich mir die unterthänige Freiheit aus, dieselben gehorsamst zu ersuchen, die besondere Gnade mir zu erzeigen u. s. w.“ Von jeher war eine strenge Gliederung der Stände, auch in äußeren Formen erkennbar, in Deutschland üblich gewesen; jetzt brachte eitle Vornehmthuerei wie das Drängen nach oben sonderbare Blüten hervor. Die Adeligen, die sich noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit der Anrede „Hochedelgeboren“ begnügt hatten, wollten nun „Wohlgeboren“ heißen, und während früher eine junge Dame von Stande schlechthin „Jungfer“ genannt ward, rümpften jetzt Krämertöchter die Nase, wenn man sie anders als „Mademoiselle“ anredete, und die adeligen Fräulein verlangten durchaus den auszeichnenden Zusatz „gnädig“. Einfache Geistliche hießen nun „hochehrwürdig“, Doktoren der Theologie „hochgelahrt“, die Bürgermeister größerer Städte wollten „Excellenz“ oder „Magnificenz“ angeredet sein, Schuldiener und Magister dünkten sich mit den Namen „Wohlehrwürdige“ „Großachtbare und Wohlgelahrte“ nicht zu hoch geehrt; Kaufleute verlangten die Bezeichnungen „wohlehrenfest“, „wohlfürnehm“ und „großedel“, Künstler nahmen „ehrenfest“ und „wohlbenamt“ und gewöhnliche Handwerker „ehrsam und namhaft“ in Anspruch.

Während leere Äußerlichkeiten, hohles Scheinwesen und gedankenlose Komplimente den geselligen und Geschäftsverkehr beherrschten, alles nach Adelsrang und höfischen Titeln geizte, Gelehrte durch sklavische Huldigungen gegen Vornehmere sich wegwarfen, beharrte der größte Teil des Adels noch in Anschauungen von einer edleren Abkunft, die eine nähere Verbindung, selbst in gesellschaftlicher Beziehung eine Berührung mit dem Bürgerstande ausschloß. Wenn Adelige und Bürgerliche an öffentlichen Orten zusammenkamen, pflegte zwischen den Sitzen beider ein leerer Raum gelassen zu werden. Schon bei den Kindern begann vielfach die Scheidung der Stände. Als z. B. der Ritter Lang einmal im Spiele dem kleinen Sohn des regierenden Reichsfreiherrn voran und zur rechten Seite gelaufen war, ward er deshalb heftig gescholten. Im Jahre 1682 hatte gar

die Ritterschaft in Sachsen verlangt, ihre Söhne möchten von den Bürgerlichen auf den Fürstenschulen gänzlich abgesondert werden; sie hätten andere Dinge zu lernen als diese; auch werde die adelige Jugend durch den gleichen Zwang in den Sitten, dem sie mit den Bürgerlichen unterworfen sei, dergestalt schüchtern, daß ihr auch im späteren Leben beständig etwas davon anhänge. Noch immer stolzierten auch die jungen Patriziersöhne in Nürnberg in besonderer Tracht mit Federhut und Degen umher und ließen sich kaum herab, den ehrerbietigen Gruß selbst des ältesten Bürgers mit vornehmem Kopfnicken zu erwidern. Wo man die Gemeinschaft gottesdienstlicher Handlungen zwischen Adligen und Nichtadeligen schon für ehrenrührig hielt und nicht dulden wollte, daß „ein vornehmes Kind mit demselben Wasser, womit ein gemeines Kind, getauft werde", wo ein Verkehr mit Bürgerlichen nicht bloß für eine besondere Herablassung, sondern sogar für eine Erniedrigung galt, kann man auch die Überzeugung der Reichsfrau Wollwarth begreifen, daß Adel und Bürgerstand als verschiedene Menschenrassen noch im Jenseits unterschieden sein würden.

Ebenso streng wie der Adel sich von dem Bürger schied, verschloß der Bürger sein Haus nach außen. Des lebendigen Zusammenhanges mit der Gemeinde und dem öffentlichem Leben beraubt, hatte sich seine Familie als eine völlig in sich abgeschlossene Einheit entwickelt. Die Hausväter waren nur Hausväter und deshalb keine wahren Hausväter im alten Sinne. Sie entbehrten der freundlichen und feindlichen Berührungen, die im öffentlichen Leben den Mann bilden und reifen; nur in ihrem häuslichen Kreise und in diesem nur als Leiter thätig, lernten sie ausschließlich Willfährigkeit an anderen kennen. Berücksichtigt und geschont in allen Verhältnissen, wurden sie nachgiebig gegen die eignen seltsamen Schwächen und Wunderlichkeiten und bildeten jene stolze Unbeholfenheit und wunde Empfindlichkeit gegen ungewohntes Entgegentreten dritter aus, wie sie gerade in den geistig bedeutenden Familien des vorigen Jahrhunderts hervortritt. „Mein 1729 geborener Vater", erzählt Friedrich Karl von Strombeck, „hatte so wenig wie sein Vater und Großvater ein öffentliches Amt bekleidet. Da sie nicht gleich ihren Vorfahren Bürgermeister der Vaterstadt Braunschweig sein konnten, so wollten sie lieber im Privatstande bleiben. Mein Vater, ein streng und altertümlich rechtschaffener und biederer Mann, war in hohem Grade ernst und eifersüchtig auf sein Ansehn. Ich erinnere mich nicht, daß er auch nur ein einziges Mal mit Zärtlichkeit meine Mutter und uns Kinder angeredet oder mit recht innigem Wohlgefallen angesehen

hätte. Den strengsten Respekt gegen sich, die strengste Erfüllung der Pflichten verlangte er für beständig, und nicht das mindeste sah er in dieser Beziehung nach. Daher war denn gegen ihn die ganze Hausgenossenschaft, die Mutter mit eingeschlossen, in dem Zustande der größten Unterwürfigkeit. Auch von seinen Dienstboten verlangte er die pünktlichste Befolgung seiner Vorschriften und ohne alles Einreden schnellen Gehorsam. Diese Art zu sein war meinem Vater so zur anderen Natur geworden, daß er sich nur unter den von ihm abhängigen Hausgenossen behaglich finden konnte; er hatte keinen Umgang, am wenigsten einen freundschaftlichen. Um elf Uhr ward der Bediente herein geschellt, und die Ankleidung des Vaters begann mit einem Ernste, als wenn dieses eine Haupt- und Staatsaktion sei, bei der er von dem Zuschnallen der Schuhe bis zum Aufsetzen der Perücke und dem Darreichen des mit goldenem Knopfe verzierten spanischen Rohres nicht im geringsten selbst mit Hand anlegte." Auch Goethes Vater hatte aus Ärger und Mißmut verschworen, jemals irgend eine Stelle anzunehmen; er gehörte nach dem Berichte seines Sohnes unter die Zurückgezogenen, die niemals unter sich eine Sozietät machten; sie standen so gesondert gegeneinander wie gegen das Ganze und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigentümliche des Charakters immer schroffer ausbildete. Als einst das elterliche Haus mit französischer Einquartierung für längere Zeit belastet ward, trat die seltsame Empfindlichkeit des Hausherrn gegen Berührungen von außen in fast komischer Weise hervor. Er ließ geschehen, was er nicht ändern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Männer dieser Art, denen wir sehr oft im vorigen Jahrhundert begegnen, blieben durch das Abgeschlossene der Familie, in der sie sich bewegten, jedes fördernden Einflusses auf das öffentliche Leben beraubt; waren sie auch oft bemüht, in ihrem engen Kreise den Sinn für Religion oder Wissenschaft und Kunst zu pflegen, so füllten doch die kleinen Begebenheiten des Hauses fast allein das gemeinsame Leben aus und gaben ihm eine so einförmige tote Gestalt, daß der oft hervortretende verkehrte Eigensinn und die polternde Heftigkeit, welche Iffland, die Zeit bezeichnend, in allen seinen Schauspielen als Reizmittel benutzt, auch in der Wirklichkeit wie eine fast erwünschte Würze erscheinen mußte. Der erschlaffenden, eines geistigen Gehalts entbehrenden Gewöhnlichkeit erliegend, konnten Familien dieser Art nur Männer erzeugen, welche die Gedanken an Volk und

Vaterland als Erzeugnisse einer überspannten Einbildungskraft betrachteten, vor denen der ruhige Hausvater sich zu hüten habe.

War die deutsche Geselligkeit bis tief in das vorige Jahrhundert hinein ausschließlich an die Familie gebunden, so traten doch auch hier einer freieren und feineren Form die allgemein herrschenden Unsitten entgegen. Noch immer galt es in den meisten Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft für einen Ehrenpunkt, keinem im Trinken das Feld zu räumen und einem jeden auf sein Vortrinken Bescheid zu thun; als ein besonderer Beweis der Artigkeit und Hochachtung erschien es, jemandem so lange zuzutrinken, bis er unter den Tisch fiel oder wie tot vom Platze getragen werden mußte. Wie in den Zeiten des Mittelalters fahrende Ritter im Lande umherzogen, um mit ihresgleichen eine Lanze zu brechen, so konnte man jetzt Edelleute sehen, Meister in der Kunst des Trinkens, die ihren Ruhm darin suchten, von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt zu reisen, um ihre Standesgenossen förmlich auf einen Kampf mit dem Becher heraus zu fordern. Von einem Würzburger Rat wird z. B. um das Jahr 1729 erzählt, daß er zehn Maß Burgunder an einem Tage zu sich nahm und alle Herren im Trinkkampfe besiegte, obwohl es dort noch fünf ebenso starke Trinker gab als er. Ein paar tüchtige Zecher gehörten daher zu den unentbehrlichen Erfordernissen eines Hofstaats, selbst eines städtischen Rats, und sogar das Reichskammergericht in Wetzlar forderte von seinen Assessoren, daß sie nicht bloß die Reichsgesetze inne haben, sondern auch die Kunst des Trinkens verstehen müßten, um vorkommenden Falls dem hohen Kollegium keine Schande zu machen.

Waren unter diesen Umständen die Frauen meistens genötigt die Gesellschaft der Männer im eignen Hause zu fliehen, wenn sie nicht an den Schlemmereien und dem Vollsaufen teilnehmen wollten, so sahen sie sich daneben auch nach alter Sitte von jeder Geselligkeit außer dem Hause ausgeschlossen. Klagt doch ein Herr von Pöllnitz z. B., die Hamburger Frauen seien fast gar nicht außer dem Hause und dann nur in Begleitung ihrer Männer anzutreffen und im eignen Hause noch weniger zugänglich. Selbst die bestempfohlenen Fremden fanden deswegen auch nur schwer Zutritt in einer reichsstädtischen Familie und wurden der Bekanntschaft mit der Frau und den Töchtern vom Hause selten gewürdigt. Die Frauen lebten streng eingezogen in ihren Häusern, mit dem Hauswesen und weiblichen Arbeiten beschäftigt. Öffentliche Vergnügen, an denen sie hätten teilnehmen können, wie Bälle, Maskeraden, Konzerte u. a., gab es in den meisten Städten nicht. Nur die „Geschlechtertänze“ in den süd-

deutschen Reichsstädten boten ein anderes Bild. Reisende, die Augsburg, Ulm und Nürnberg um das Jahr 1730 besuchten, glaubten wahrzunehmen, daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostbaren Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des Ganzen wie des einzelnen zurückgehe; in Nürnberg spielten die Patrizier die Venetianer im kleinen und blähten sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den tiefen Bücklingen verrate, womit Gastwirte und Krämer den Fremden aufwarteten, welche sie in Nahrung setzten.

Als gesellige Zusammenkünfte und Schmäuse, wo alle Familienglieder sich vereinigten, kannte die Zeit nur die „Freundschaftsgebote", die als hergebrachte Sitte in allen Gegenden Deutschlands eifrig gepflegt wurden. Männer, Frauen und Kinder, groß und klein, vereinigten sich, so weit sie zur Verwandtschaft des zweiten und dritten Grades gehörten, bei feierlichen Gelegenheiten zu großen Festen, die bei aller steifen Förmlichkeit dennoch als frohe und langbesprochene Ereignisse das eintönige Familienleben unterbrachen. Essen und Trinken war freilich dabei die Hauptsache; es herrschte eine Üppigkeit, gegen welche die Gesetzgebung vergeblich einzuschreiten suchte. Bei einem gewöhnlichen Freundschaftsgebot erschienen fünf bis sechs auserlesene Speisen genug, aber ein großes Bankett bei Hochzeiten, Taufen oder Begräbnissen mußte aus 12 bis 16 Gängen bestehen; als ein Überfluß wurde es allerdings von manchen gehalten, wenn reiche Bürgerliche die Weise von Standespersonen nachahmten und bis zu 50, 60, ja 80 Gerichten aufstiegen. In Norddeutschland läßt sich aus der Sitte, daß zu gewisser Zeit den Gästen die Messer abgefordert wurden, zur Genüge erkennen, wie es oft dabei herging. Sollen doch sogar bei einer solchen Gelegenheit einmal Goethes Vater und dessen Schwiegervater sich einander mit dem Messer bedroht haben! Seltsam erscheinen uns auch die „stummen" Gesellschaften, wo nur gegessen, getrunken und gespielt ward, und nicht weniger wunderlich die stehenden Gesundheiten, die ausgebracht zu werden pflegten. Da hieß es „die Ehre von dero Wohlsein", eine „wohlschlafende Nacht", insbesondere durfte ein Glas „zur schuldigen Danksagung" zum Schlusse als Anerkennung guter Bewirtung nicht fehlen.

Nur gering waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Versuche der Geselligkeit eine Form zu geben, welche die Einschränkung auf die Familie und zugleich die Gebundenheit an dieselbe mehr und mehr beseitigen konnte; hie und da entstanden wohl Kaffeehäuser, wo sich Gelehrte, Fremde und Studenten zusammenfanden; junge

Leute gaben sich gemeinsam in den „Ballhäusern“, wie sie damals in den meisten norddeutschen Städten noch bestanden, oder in der „Pallmalle“ d. h. der Bahn zum Ball-Hammerspiel ihrem Vergnügen hin; die steife Absonderung der Geschlechter in den Gesellschaften, namentlich bei dem Essen, ward hie und da aufgegeben und an ihre Stelle trat die „bunte Reihe“, bisweilen im Wege des Verlosens; auch kam es wohl vor, daß am Schlusse der Mahlzeit „auf Kommando des Wirtes“ jeder Herr seine Dame küssen mußte; die abgeschmackten, meist sehr zweideutigen Unterhaltungen des Kartenlegens, der Prophezeihungen, der „Fragespiele“ wurden durch Gesellschaftsspiele anderer Art ersetzt, bei denen Witz und Laune sich zeigen konnten, indes scheint sich dies alles erst langsam in wenigen Kreisen eingebürgert zu haben. Meist vergnügten sich die Männer allein; sie wurden täglich in ihre Vereinigungen hineingetrieben und gingen täglich leerer und gelangweilter in ihr Haus zurück. Man hatte keinen Stoff der Unterhaltung wie heute; Fragen der Politik, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens standen der damaligen Gesellschaft völlig fern, Kunst, Poesie und Wissenschaft, die in späteren Zeiten den besseren Kreisen die ausschließlichen Stoffe der Unterhaltung boten und der ganzen Bildung ein vorwiegend litterarisches Gepräge verliehen, wurden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur noch in bevorzugten Häusern getrieben. Die höfische Litteratur d. h. Schilderungen der Höfe und der vornehmen Gesellschaft bildeten neben den lüsternen Erzeugnissen der zweiten schlesischen Schule fast ausschließlich die Lektüre, und die herkömmliche Sprechweise, die steifen Förmlichkeiten der höfischen Stände herrschten daneben überall, wo man auf guten Ton Anspruch machte.

In den Städten führten die Handwerker, in Zünfte und deren Satzungen eingeschnürt, ein noch steiferes und spießbürgerlicheres Leben, sie feierten ihre Feste und Gilden in alter Weise mit allen Förmlichkeiten, die wenig zu geistigem Leben erweckten. Mit dem Leben des armen, an Knechtschaft gewöhnten Bauernstandes war es noch übler bestellt. Wohl herrschte bei den freien Bauern z. B. im Oldenburgischen oder in den ditmarsischen Marschen noch altväterlicher Brauch und ein vaterländischer Sinn, aber das Familienleben war armselig und gedrückt. Grob und ungeschlacht, wie sie selbst, waren ihre Belustigungen bei Ringelreiten und Spiel und Tanz; massenhafte Speise und Getränk bildeten das Hauptvergnügen, rohe Späße würzten alle Festlichkeiten, die das Jahr mit sich brachte. Seltsam freilich kommt uns es vor, daß im stärksten Gegensatz dazu in den mehr gebildeten Familien, nicht bloß in denen der Land-

pastoren, sondern auch in denen der größeren Grundbesitzer und Gutspächter, die Sucht, das städtische Zeremoniell oder gar das der vornehmen adeligen Gesellschaft nachzuahmen, sich geltend machte und sich hier noch erhielt, als es ringsum schon im Sinken begriffen war. Selbst in dem fernen und abgelegenen Rügen hatte sich nach der Schilderung E. M. Arndts dieses förmliche steife Wesen eingebürgert. „Es ging", erzählt er noch aus den siebziger Jahren, „bei festlichen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz ebenso her, wie in dem eines Barons oder eines Majors von So und So, mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens. Es war der Perückenstil oder der heuchlerisch welsch und jesuitisch verzierlichte und vermanierte Schnörkel- und Arabeskenstil, der von Ludwig XIV. bis an die französische Umwälzung gedauert hat. Noch lächelt's mir im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeit gedenke. Langsam, feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knickzungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pächterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegeneinander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche, dicht gepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgetürmt, die Füße mit hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wackelicht einhertrippelnd — und die Jungen? O es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten! Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren! Da ward, wenn drei, vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade darauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wenn die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küßen. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich in mir lächelte, als ich das Welsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun schur! (bon jour) und à la Wundör (à la bonne heure) oder an die fladrun (flacon), wie das gnädige Fräulein ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wenn sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und sich vornehm zu bewerfen pflegten."

Ungeachtet des überall erscheinenden fremden Anstrichs ward aber doch abgesehen von den Kreisen der Höfe und des Adels, wo eine abgeschliffene Manier, eine herzlose Kälte und eine frostige Witzelei

der Gesellschaft eine gleichförmige, jede vaterländische Eigentümlichkeit verwischende Farbe gab, der deutsche Kern des Familienlebens in den bürgerlichen Schichten nicht zerstört. Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Teil des Bürgerstandes gerade zu der Zeit, wo die höheren Stände am ausschweifendsten lebten, Zucht und Sitte mit Füßen traten, die Heiligkeit der Familie am schamlosesten mißachteten und entweihten, sich um so strenger in sich abgeschlossen und an der Ehrbarkeit des deutschen Hauses festgehalten habe. Dem Zeugnisse Immanuel Kants, daß er im Hause seiner Eltern nie etwas Unrechtes gesehen, stehen die rühmenden Worte des Philosophen Wolf zur Seite: „Meine Eltern haben mir von der ersten Kindheit an große Liebe zur Gerechtigkeit und einen Haß gegen die Ungerechtigkeit, auch einen Eifer für die Religion und Gottesfurcht beigebracht.“ Auch von den vornehmen Hamburger Frauen, die freilich übermäßigen Putz liebten, finden wir von einem englischen Diplomaten ein günstiges Zeugnis, das um so denkwürdiger ist, als schon damals in den Residenzen das Leben und Treiben der höfischen Gesellschaft seine üble Wirkung auf das Familienleben der Bürger auszuüben begann.

Alle Übelstände, die sich in der häuslichen Erziehung der Vornehmen grell darstellen, hatten auch im Mittelstande rasch um sich gegriffen. Aus Bequemlichkeit, Genußsucht oder Modedünkel entzogen sich die Mütter ihrer ersten Pflichten und überließen die Kleinen den Ammen; Väter zeichneten sich aus durch Härte, daß „ihre Kinder sich vor ihnen wie vor dem Teufel fürchteten“, und huldigten z. B. dem Erziehungsgrundsatze, ihnen frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und an das Schauderhafte zu gewöhnen. Selbst Goethe weiß in dieser Hinsicht von seinem sonst so verständigen Vater zu erzählen: „Wir Kinder sollten allein schlafen, und wenn uns dies unmöglich fiel und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich in umgewandtem Schlafrock, und also für uns genug verkleidet, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätten zurück.“ Mit dem Bemühen, die neu entstehenden Familien den früheren gleich werden zu lassen, die Kinder in derselben Weise zu bilden wie die Väter, hängt auch im allgemeinen die an und für sich lobenswerte Sitte zusammen, den häuslichen Unterricht selber zu übernehmen, wenn nicht die hergebrachten und übel verschrieenen Hofmeister oder gute öffentliche Schulen zur Verfügung standen. Dabei hielt es der Vater unter seiner Würde sich um die Mädchen zu kümmern, deren Unterweisung bei dem Mangel an

Lehranstalten ausschließlich der Mutter überlassen blieb und sich auf Lesen und Schreiben und später auf französische Sprache zu beschränken pflegte. Bei dem Unterricht der Knaben waltete allein die väterliche Autorität und die väterliche Anschauung über alles, was wissenswert erschien. Der Gelehrte konnte nicht früh genug seinem Sohne alles mögliche Wissen einpfropfen; es kam vor, daß er ihn abends aus dem Schlafe weckte, um ihm noch eine lateinische Aufgabe zu diktieren; andere ließen ihn, wie Wieland von sich klagt, von seinem vierten Jahre an, die Brust an den Tischrand gebückt, hinter den Büchern sitzen. Wieder andere sahen von einem planmäßigen Unterricht gänzlich ab. Der Ritter Lang, ein Pfarrersohn, ward mit Feld- und Hauswirtschaft beschäftigt und kam auf die Universität, von keiner Schulkaserne gebeugt, wo die Theologie fortfuhr den jugendlichen Geist mit dem Befehle: „du mußt!“ in starre Lehrsätze zu bannen, wo auf Geheiß des weisen Salomo Stock und Rute fleißig gehandhabt, Grammatik, Bibel und Gesangbuch förmlich eingebleut ward, um jede freie Bewegung des Geistes zu ersticken.

Wie über die Art der Erziehung, so verfügte auch das Familienhaupt unumschränkt über die Zukunft der Kinder und gewährte ihnen nur selten eine Stimme, wenn es sich um die Wahl des Berufes, die Bestimmung ihrer Studien und die Eingehung der Ehe handelte. Mit einer nach unseren heutigen Anschauungen unbegreiflichen Nüchternheit und Gleichgültigkeit trat man in den Bund für das Leben. Die Ehe ward allgemein rein geschäftlich behandelt, und noch immer hatte der Brautwerber überall die Vermittlung zu übernehmen. Als einem Herrn von Nüßler z. B. vorgeschlagen ward, eine der Töchter des Kanzlers v. Ludewig zu ehelichen, ließ er durch einen Brautwerber bei demselben anfragen und erhielt die Erlaubnis, zu kommen. Er erschien, ward in die Familie eingeführt und hielt um eine seiner Töchter an. Der Kanzler ließ ihm dann sagen, er möge die älteste nehmen, da die zweite schon so ziemlich verlobt sei. Nüßler hätte diese vorgezogen, ließ sich indes bald umstimmen. Andere heirateten auf bloße Empfehlung hin ganz unbekannte Mädchen, ja Geliebte schlugen ihren Verehrern ihre Freundinnen vor, wenn die Eltern ihre Einwilligung verweigerten. Um die nötigen Mittel zum Antritt einer Professur zu gewinnen und seine Schulden für Wohnung und Tisch bei seiner wohlhabenden Wirtin loszuwerden, verfiel gar der Theologe Semler darauf, deren Tochter, an die er bisher gar nicht gedacht, zu heiraten und seiner früheren Braut, die er noch mit Grund verehrte, den Laufpaß zu geben. Die naive Art, wie Semler

selbst von seiner kaltberechnenden Spekulation und daneben von seiner eingebildeten Ergebung in Gottes Willen spricht, wirft ein grelles Licht auf die Verwirrung der sittlichen und religiösen Begriffe und auf die innere Unwahrheit, wie sie damals selbst bei Männern von höherer Bildung im Schwange war.

Einen weitgreifenden Einfluß auf die Umgestaltung des deutschen Familienlebens sollten die Versuche gewinnen, die seit dem Anfange des Jahrhunderts für Reinigung der Sitten und Erweckung eines besseren Geistes im Bürgerstande durch den Pietismus, insbesondere durch A. H. Francke geschah, der durch seine halliſchen Anstalten zur Errichtung eigner Schulen für die Ausbildung der Jugend zu bürgerlichen Berufsarten den ersten entscheidenden Anstoß gab; durch die sogenannte natürliche Moral, wie sie die Wolfsche Philosophie predigte, und durch die moralischen Wochenschriften drang eine ernstere, gehobene Lebensansicht in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ein, und die mit ihnen Hand in Hand gehende Dichterschule der Niedersachsen und der Schweizer, deren Lieder zum großen Teil der Verherrlichung der Häuslichkeit, der geselligen Freuden, der Zufriedenheit und der Freundschaft galten, half diese Richtung nach und nach in den Gemütern befestigen. Selbst ein Gottsched, der für seine Person mehr die Erregungen und den Glanz des geselligen Salons als die stillen Freuden des häuslichen Herdes liebte, wirkte auf die Läuterung des Familiengeistes günstig ein, indem er nachdrücklich den schlüpfrigen Ton in der Litteratur bekämpfte, und selbst Hofleute wie Canitz und Besser bekundeten trotz allem Tribut, den sie der höfischen Sitte zollten, doch daneben ein warmes und aufrichtiges Gefühl für ihre Freuden wie für ihre Pflichten als Gatten und Familienväter.

Indes war das alles doch erst ein Anfang zum Bessern. Im allgemeinen fuhr man fort jedes jüngere Geschlecht zu einer Wiederholung des früheren heranzuziehen. Im Volke lebte nur ein dunkles Bewußtsein von der eignen Kümmerlichkeit und ein Gefühl, das die Vererbung seines Zustandes auf die kommenden Geschlechter nicht dulden wollte. Unbestimmte Hoffnungen richteten sich auf eine ganz neue Wendung der Dinge, und wer dem dunklen Drange zuerst einen bestimmten Ausdruck verlieh, konnte einer großen Wirkung gewiß sein. Mitten hinein in die verknöcherte Gesellschaft fiel so wie eine Bombe mit dem Jahre 1762 Rousseaus Emile, der alle Erziehung, insofern sie den Schein und nicht das Sein wolle, für den widernatürlichen Zustand der Welt verantwortlich machte. Sätze wie: „alles sei gut, wie es aus der Hand des Schöpfers komme, aber nichts

sei dem Menschen genehm, wie die Natur es geschaffen, nicht einmal der Mensch selbst; nach seiner Lust wolle man ihn abrichten, wie der Bereiter das Pferd, und nach seinen Einfällen ihn entstellen wie den verschnittenen Baum des Gartens, vernichten könne niemand die ursprüngliche Natur, aber hervortreten wolle man sie nicht lassen; der Mensch müsse allein seiner Natur und der eignen freien Entwickelung unter Beseitigung aller herrschenden Förmlichkeit, Künstelei und jeder Erziehung überlassen werden", mußten in wenigen Jahren, nachdem sie einmal ausgesprochen waren, eine desto größere Aufregung in den gebildeten Kreisen des deutschen Lebens hervorrufen, je mehr sie die wunden Stellen desselben getroffen hatten.

Das Hamburger Frauenzimmer im Jahre 1725.

Die hamburgischen Frauen und Mädchen sind insgemein innerlich tugendreich und äußerlich recht hübsch, von schöner Gesichtsfarbe und wohlgebauter Gestalt. Wenn sie ausgehen, tragen sie eine Schnürbrust, sonst aber ein enges Leibchen, welches sehr wohl und sittsam läßt. Für Gesellschaften lieben sie Putz und Schmuck und machen dann unglückliche Versuche die Moden der Engländerinnen oder Französinnen nachzuahmen. Besonders gern tragen sie Diamanten und Juwelen, die früher nur Frauen höchsten Standes zustanden. Sie schätzen die Liebe ihres Bräutigams nach dem Werte des Schmuckes, den er ihnen verehrt, wodurch sich schon mancher junger Kaufmann ruiniert haben soll. Wenn sie geschmückt ausgehen, so bedecken sie sich auf der Gasse mit einem großen schwarzen Schleier oder Regentuch, wie auch in Bremen üblich, so daß kaum das Gesicht hervorschaut und ein Mann seiner eignen Frau begegnen kann, ohne sie zu erkennen. Solch Regentuch mag wegen der häufigen schlechten Witterung in Hamburg viel bequemer sein, als ein schwerfälliger Parapluie; vornehme Damen tragen es von Seide, mit schwarzen Spitzen besetzt, die mittleren Stände von Tuch, die geringeren von Serge. Machen sie Besuch, so heben sie das Schleiertuch vom Kopfe und erscheinen wieder im vollsten Putz. In der Kirche aber legen sie es nicht ab, sondern bleiben verschleiert, was ihrer Bescheidenheit Ehre macht. Wenn sie also feierlichen Schrittes zur Kirche gehen, so gibt dies ein andächtiges Bild. Es folgt ihnen ein sauberes Dienstmädchen mit dem Gesangbuche, das an silbernen Ketten vom Arme herabhängt. Vormals wurde das Buch allgemein in einem eignen dazu gefertigten verzierten Beutel getragen, welches daher der Buch-Beutel oder in ihrer plattdeutschen Sprache der

Books-büdel hieß, weshalb man auch wohl alles altmodische Wesen und Herkommen mit diesem Worte bezeichnet, welches dann unrichtig wieder ins Hochdeutsche mit „Bocksbeutel" übersetzt ist.

Im Winter trägt die Magd der schönen Kirchengängerin auch ein blankes Kupfergefäß voll Kohlen nach, welches man für ein katholisches Rauchfäßchen hält, bis man erfährt, daß die Hamburgerinnen überall, an geweihten und ungeweihten Orten, das Kohlenbecken als Fußwärmer in mancherlei Gestalt gebrauchen, was sie eine „Fürkieke" nennen. Der unmäßige Gebrauch solcher Selbsträucherung ist begreiflicherweise sehr schädlich.

Auf Rangesvorzüge ist das hamburgische Frauenzimmer so erpicht, daß es wegen der „Vorhand" in Gesellschaften oft zu den lebhaftesten Erörterungen kommt. Rat und Bürgerschaft würden wohl thun, ein Gesetz zu erlassen, welches nach Art der von Kaiser Karl V. zu Brüssel bestimmten Ordnung der dortigen Damen den Vorrang allemal der schönsten und artigsten beilegte. Dieser weise Kaiser erledigte durch diesen Erlaß plötzlich alle Streitigkeiten der Damen, denn da sie die Unmöglichkeit einsahen, in dieser Weise jemals zu einer Rangordnung zu kommen, so verzichteten sie überhaupt völlig auf eine solche, womit auch aller Streit aufhörte.

Die hiesigen Frauen sind treue Gattinnen, und deshalb kommen Ehescheidungen unerhört selten vor; auch sind sie rechtschaffene sorgsame Mütter, weshalb die neue Mode unter ihnen, den Säugling nicht selbst zu nähren, sondern tugendlose Personen als Ammen zu nehmen, ganz befremdlich erscheint und sicher nicht lange dauern wird. Sie sind auch vortreffliche Haushälterinnen und entziehen sich nicht der eigenen Aufsicht ihres Hauswesens, legen auch in Keller und Küche selbst Hand an, weshalb sie z. B. bei Bewirtung eines Fremden nicht früher als beim zweiten Gang bei Tische erscheinen, was die Sache etwas zu weit treiben heißt.

Sie sind durchgängig tugendhafte, gute Wesen, ohne Ziererei und Unnatur, offenherzig, und wenn auch nicht gerade sehr gebildet und geistreich, doch voll natürlichen Verstandes und jedenfalls fähig, das zu werden, was sie noch nicht sind. Gutmütig und mitleidig sind sie sehr, auch wohlaufgeräumt, wenn sie gesund sind, aber leider sind sie dies nicht immer.

Denn es herrscht eine gar seltsame Krankheit unter ihnen, die entweder ansteckend oder eine Art Erbübel zu sein scheint, indem sie von einer damit behafteten Mutter gewöhnlich auch auf die Töchter übergeht, sobald diese erwachsen und selbständig werden. Man hält diese Krankheit für eine Art Hysterie, welcher das schöne Geschlecht

allein unterworfen ist. Sie äußert sich in einer Reihenfolge einzelner Anfälle, die bei vielen täglich wiederkehren, sie werden plötzlich mit einem Schaudern in allen Gliedern und starkem Herzklopfen befallen, die Adern schwellen an, die Augen drängen sich vor und schießen sengende Strahlen wie Blitze; bei einigen wird das Antlitz aschgrau oder kreideweiß, bei anderen krebsrot, sie befinden sich dabei in einer solchen Gemütserregung, daß sie alles zerreißen, was ihnen naht, alles zertrümmern könnten, was in ihre Hände kommt. Eine Folge davon ist eine mehr als ordnungsmäßige Erhebung ihrer Stimme, die, immer gewaltsamer werdend, zuletzt in ein gewisses Kreischen ausartet, womit sie Worte, die man in ihrem schönen Munde gar nicht vermuten sollte, ausstoßen, bis der zum Gipfelpunkte getriebene Krankheitsanfall zuweilen mittelst einer wohlthätigen Ohnmachtskrisis nach und nach wieder abnimmt und einer beruhigenden Erschlaffung Platz macht. Kommt der ganze innerlich veranlaßte Anfall überhaupt gar nicht zum Ausbruch z. B. durch gewaltsames Hinunterschlucken des gesammelten Feuerstoffes, so kann das Übel tödlich werden.

Die armen Männer, deren bessere Hälften mit dieser verzweifelten Krankheit geplagt sind, kann man nur innig bedauern, indem dieselbe aus so verschiedenen und vielfachen Ursachen zum Ausbruch kommt, daß dagegen Vorsorge zu treffen unmöglich ist. Wenn z. B. eine gute Freundin sich etwas unbesonnen über sie geäußert, wenn der Gatte gegen andere Damen etwas zu artig sich erwiesen, der Koch eine Schüssel Gemüse verdorben, die Magd ein Stück Porzellan zerbrochen, die Kammerjungfer ein Schönpflästerchen oder eine Locke übel gelegt hat, so verursachen diese wie hundert andere unglückliche Begebenheiten der Frau einen gefährlichen Anfall dieser traurigen Krankheit, welche die schönen Hamburgerinnen in ihrer gewöhnlichen Sprache „Ärgernis“, in gewählter Redeform aber „Alteration“ nennen.

Der mannhafte und feste Hauptmann Wolf, ein Offizier hiesiger Garnison, hatte den Mut, eine Frau zu heiraten, die während ihres früheren Ehe- und Witwenstandes so erschreckliche Anfälle dieses täglich wiederkehrenden Übels gehabt hatte, daß es der ganzen Stadt bekannt war. Ein hoher Rat soll einmal nur deshalb ein an ihn gelangtes Anliegen dieser Dame auf der Stelle bewilligt haben, weil ihm hinterbracht war, daß im Falle der Nichtgewährung sie persönlich aufs Rathaus zu fahren gesonnen sei, bei welchem Besuche dann das ärgste „Ärgernis“ für sie und eine gewisse Art „Alteration“ auch für einen hohen Rat zu besorgen gewesen wäre. Der tapfere Kapitän aber, der das Wagestück unternahm, soll seine Eheliebste schon

in den ersten Wochen von ihrem Erbübel radikal geheilt haben durch eine militärische Pferdekur, nämlich durch Anwendung eines bei „stätschen" Gäulen meistens mit Glück gebrauchten Mittels, welches man lateinisch „Scutica", deutsch aber „Karbatsche" nennt.

Als König Philipp II. von Spanien einst eigenhändig einen wichtigen langen Brief geschrieben hatte und sein Sekretär, der ihn siegeln und adressieren sollte, in der Eile statt des Streusandfäßchens das Tintefaß ergriff und darüber goß, da „ärgerte" oder alterierte dies Unglück den König nicht. Er sagte kein Wort, schrieb den langen Brief stillschweigend noch einmal, wendete sich dann zu dem noch immer zitternden Sekretär und sagte zu ihm ganz kaltsinnig: „Hier ist der Brief, dort steht die Tinte und dort die Sandbüchse." Diese Geschichte müßte tausendfältig in Patentform gedruckt, in allen Häusern verteilt, an den Straßenecken angeklebt werden, damit das herrliche Beispiel königlicher Gelassenheit und Gemütsruhe, täglich vor Augen gehalten und bei jeder klirrenden Theetasse ins Gedächtnis gerufen, auf die schönen Hamburgerinnen heilend wirken könnte.

Ob das Übel auszurotten, das ist sehr zu bezweifeln; da es ein Erbübel, so steht zu fürchten, daß es noch nach hundert Jahren hiemit ebenso betrübt steht als jetzt; es wird vielleicht in anderen Formen, mit anderen Namen auftreten, im Wesen aber die sonst so trefflichen liebenswürdigen Frauen Hamburgs ebenso plagen wie jetzt.

A. Th. Perthes: Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg und Gießen 1845. — K. Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880. — O. Beneke: Hamburgische Geschichten und Sagen. Berlin 1888. Nach einem Bericht eines jungen englischen Diplomaten Lediard, der mehrere Jahre in Hamburg weilte.

36. Kaiſer und Reich im 18. Jahrhundert.

Für die Verfaſſung des deutſchen Reiches hatte der weſtfäliſche Friede auf lange Zeit hin die Entſcheidung gegeben. Es war fortan nicht mehr zweifelhaft, ob im Reiche die einheitliche oder vielheitliche Ordnung der Dinge vorherrſchen, ob Kaiſertum oder Fürſtentum überwiegen und das Band einer feſten Staatseinheit oder nur ein loſer Bund die deutſchen Bande zuſammenhalten werde. Seitdem fremde Mächte für die „Freiheit“ der deutſchen Stände eingetreten waren, erſcheint das deutſche Reich als nichts anderes mehr als jene „erlauchte Republik von Fürſten mit einem erwählten Oberhaupt an der Spitze“, wie Friedrich der Große ſich einmal ausdrückt. Von den Kurfürſtentümern und Fürſtentümern geiſtlichen und weltlichen Urſprungs an bis zu den reichsgräflichen, ſtädtiſchen und ritterſchaftlichen Territorien herab hatte ſich eine bunte Maſſe von Gebieten ausgebildet mit beſonderen Grundgeſetzen, eigner Rechtspflege und Polizei, eignen Steuern und Kriegsordnungen, dem gegenüber ſich der Grundſatz einer einheitlichen kaiſerlichen Gewalt nicht mehr geltend machen konnte. Schon warf man öffentlich die Frage auf, ob es denn überall nötig ſei, einen Kaiſer zu wählen: „Braucht Deutſchland ein Oberhaupt, haben ſich die Zeiten und in ihnen die Staaten Deutſchlands nicht ſo geändert, daß man einen Kaiſer entbehren kann? Was iſt der Kaiſer? Iſt er wirklich das Oberhaupt der ihm gleichen Souveräne? iſt er etwas? iſt er nichts? Im erſten Falle, wozu das etwas? im zweiten Falle, wozu das nichts? Kennt man irgend einen Dienſt, der dem deutſchen Staatskörper durch ſeine Verfaſſung erzeigt iſt, eine Verteidigung im Kriege, eine Aufrechthaltung, eine Bereicherung, eine vorteilhafte Unterhandlung? Iſt Moral, Philoſophie, ſind Wiſſenſchaften, Aufklärung, Sitten, Bildung, Künſte, Induſtrie, Handel, iſt ſelbſt das innere gute Vernehmen der deutſchen Staaten untereinander dadurch gefördert? Die ſouveränen deutſchen Staaten würden weit glücklicher ſein, wenn der

Reichsverband ganz aufhörte; derselbe ist bloß die Wirkung eines Ungefährs und erhielt sich dadurch, daß er unbedeutend war, wie die Kleidung der Ratsherrn in den Reichsstädten, obgleich sich Gesetze, Lebensart und Kleidung fast ganz geändert haben."

Noch immer hielt man die überlieferten Bezeichnungen von „Kaiser und Reich" fest, aber sie hatten ihre alte Bedeutung längst verloren. Das Oberhaupt führte noch den Titel „eines römischen Kaisers", eines „Mehrers des Reichs" und eines „Herrn der Christenheit", und ward bei seiner Wahl mit den Gewändern, der Krone und dem Schwerte angethan, die nach dem allgemeinen Glauben einst Karl der Große getragen, allein dieser äußere Prunk und Schein war auch alles, was von der alten Größe des deutschen Königtums übrig geblieben, und diente weit mehr dazu, den Abstand ehemaliger Macht von der gegenwärtigen Ohnmacht in seiner ganzen Blöße zu zeigen, als ihn zu verhüllen oder zu mildern. Wohl konnte die Kaiserkrönung einen Goethe noch zu einer hinreißenden Darstellung veranlassen, weil seine Augen weniger die Wirklichkeit der Formen als den Geist vergangener Zeiten erblickte, der sie einst gebildet hatte. Aber die Prosa der Zeit, die in den Krönungsförmlichkeiten nur sah, was sie jetzt, nicht was sie früher waren, wendete sich verächtlich von ihnen ab. Nichts konnte, schreibt der Ritter Lang aus alter Erinnerung, ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben als das Fastnachtsspiel einer solchen, in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung. Mit rohem Spotte fragte Weckherlin: „Gehört es wirklich zum Heiligtum unserer Konstitution, daß ein Ochse gebraten, zerrissen und verspeist werden muß? Beruht die Würde und die Festigkeit des Reiches darauf, daß sich der Frankfurter Pöbel bei der Krönung besaufe, raufe und um seine Gesundheit bringe? oder soll der Sieg des Kronträgers durch verstümmelte Glieder, zerschmetterte Köpfe oder betrunkene Kehlen gefeiert werden? „Ja", sagt ihr, „aber das Herkommen." Ich verstehe euch, da liegt der Ochs im Pfeffer."

Es konnte in der That nur Spott erregen, wenn derselbe deutsche Kaiser, dem als dem ersten Herrscher der Christenheit von Kurfürsten und Fürsten gehuldigt ward, den die Erzämter des Reiches dienend umstanden, bei dessen Krönung vierundvierzig regierende Grafen die Speisen auftrugen, nur die geringfügigsten Machtbefugnisse und Vorrechte besaß und daneben nur eine kümmerliche Summe als Einkünfte bezog. Man schlug das, was von kaiserlichen Erträgen aus älterer Zeit noch übrig geblieben war, was aus einigen Reichsstädten

als Loskaufsrecht von der persönlichen Huldigung, aus Urbarien, dem Judenzoll u. a. gezogen ward, auf etwa 15000 Gulden oder 25000 Reichsmark an. Dazu kamen noch als außerordentliche Beisteuer die freiwilligen Gaben der Ritterschaft, die nicht immer unbedeutend, aber doch lange nicht hinreichten, die Armut notdürftig zu decken. Daß der Kaiser noch Adelsbriefe austeilte und Standeserhöhungen vornahm, bei Errichtung von Zöllen und Münzstätten die Genehmigung erteilte, neuerrichtete Hochschulen mit Freiheiten begabte, Messen erlaubte, bedrängten Schuldnern gegen ihre Gläubiger Fristen auswirkte, Büchergerechtsame vergab, unehliche Kinder ehelich machte, diese und ähnliche Vorrechte, deren Ausübung überdies noch oft Streitigkeiten mit den Ansprüchen der Landesherrn hervorrief, erinnerten nur noch daran, daß es eine oberste Macht im Reiche gab. Fast jede neue Wahlkapitulation fügte neue Beschränkungen der kaiserlichen Gewalt hinzu. Jeder neue Kaiser mußte sich verpflichten, die Kurfürsten als die Hauptsäulen des Reichs jederzeit in besonderer hoher Konsideration zu halten, sie wie alle anderen Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Stände bei ihren Hoheiten, Gerechtsamen, Macht und Gewalt zu lassen, allen und jedem das Recht Bündnisse unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit und Wohlfahrt dergestalt freizugeben, daß sie nicht wider den Kaiser und das Reich, noch wider den allgemeinen Landfrieden und den westfälischen Frieden gerichtet seien.

Alle Hoheitsrechte waren längst auf die Landesherren übergegangen. Einheitliche Anordnungen inbezug auf Zoll-, Münz- und Postwesen und überhaupt auf die Reichsgesetzgebung konnte nur mit einhelliger Zustimmung der Kurfürsten und der dabei beteiligten Stände stattfinden, und der Widerspruch eines einzigen reichte hin, um die Ausführung der dringendsten Maßregeln zu hindern. Mochten die Landesherren ihre Gebiete durch Grenzzölle oder Ein- und Ausfuhrverbote gegeneinander absperren, den Verkehr ihrer Nachbarn zu Grunde richten, ihr Münzrecht dazu mißbrauchen, um das Reich mit wertlosen Münzen zu überschwemmen: der Kaiser war außer stande ohne Zustimmung der Kurfürsten und der Stände gegen jedes Unwesen der Art wirksam einzuschreiten. Selbst sein ältestes und heiligstes Vorrecht, bedrängten Unterthanen allezeit ein bereiter und starker Schirmer und jedem begangenen Unrecht ein Richter und Rächer zu sein, war durch die Wahlkapitulation nur zu sehr eingeschränkt und den Unterthanen die Möglichkeit gegen ihre Landesherren zu klagen durch immer neue Zusätze fast völlig genommen. Und dazu wurden alle Vorrechte, welche die Landesherren im Laufe

der Zeit erworben hatten, den gesamten Ständen des Reiches, selbst der Reichsritterschaft förmlich und feierlich zugesichert.

Damit der Kaiser nichts Böses thun könne, war ihm das Vermögen genommen, überhaupt etwas zu thun. Selbst die Wahl der Männer, durch die er die Reichsgeschäfte betrieb, war ihm nicht selbst überlassen. Alle Beamte des Reichs wurden von dem Kurfürsten von Mainz als dem Erzkanzler aufgestellt und diesem sowohl wie dem Kaiser verpflichtet.

Es ist bezeichnend für den Gang unserer vaterländischen Verfassungsgeschichte, daß alle größeren Grundgesetze, die eine Beschränkung der kaiserlichen Gewalt enthielten, immer nur den Vorteil der Landesfürsten, niemals den der ganzen Nation und die allgemeine Freiheit im Auge hatten und damit die Freiheiten der Stände auf Kosten der Einheit befestigten und erweiterten. Es war im 18. Jahrhundert eine ausgemachte Sache, daß wenigstens die größten Reichsfürsten in ihren Landen thun konnten, was sie wollten, und daß von dem Bande, worin sie mit Kaiser und Reich standen, wenig oder gar nichts mehr zu finden war. Von den fremden französischen Staatsgrundsätzen völlig durchdrungen, wurden sie immer mehr von der Begier nach Selbstherrschaft ergriffen; man hielt so viel Soldaten, als man wollte, man schrieb Steuern aus, so viel man wollte, kurz man that, was man wollte, ließ die Unterthanen und Landstände darüber schreien und machte ihnen, wenn sie nicht alles gleich ohne Widerspruch thaten, auch die notwendigsten und glimpflichsten Vorstellungen zu lauter Verbrechen, Ungehorsam und Rebellion. Während das ständische Wesen meist ganz geräuschlos allmählich vor der neuen Fürstengewalt zusammenbrach, hatte auch das Emporkommen des habsburgischen Hauses dazu beigetragen, die weitere Ausbildung der Landeshoheit zu beschleunigen, da die Vorteile desselben nach einer ganz anderen Richtung gingen, als die des Reiches. Wenn dazu die Reichsstände dem habsburgischen Fürsten eine Würde übertrugen, die mehr eine Last als eine Macht gab, von ihm Pflichten forderten, ohne ein billiges Maß von Rechten zu gewähren, ihm die Obliegenheit der Reichskriege überließen, ohne ihm zureichende Mittel dazu zu gewähren, war das Kaisertum von selbst darauf angewiesen, seine Stärke anderswo zu suchen, seine eigne Hausmacht auszubilden und das Reich für seine besonderen Zwecke zu gebrauchen. Unter solchen Umständen begreift es sich auch, wie die deutschen Fürsten durch die Aufrechterhaltung und Ausbildung ihrer selbständigen Rechte und Landeshoheit, der Herrschaft einer mehr oder weniger außerdeutschen Macht gegenüber, zugleich die Unab-

hängigkeit der deutschen Nation zu schützen und die „deutsche Freiheit", wie sie dieselbe verstanden, zu sichern glaubten.

Das Bewußtsein, daß das Kaisertum längst aufgehört, neben seiner weltgeschichtlichen Stellung, die ihm immer noch ein gewisses moralisches Gewicht gab, zugleich die Bedeutung eines nationalen Königtums zu haben, war denn auch längst in die Kreise des deutschen Volkes tief eingedrungen. „Es ist oft schwer", sagt ein Staatsrechtslehrer jener Zeit, „noch jetzt die fortwährende Einheit des deutschen Reichs überall wahrzunehmen; unmittelbar ist sie eigentlich nur noch am kaiserlichen Hofe, am Reichstage und am Kammergerichte, also an drei Orten zu Wien, Regensburg und Wetzlar zu spüren." Aber gerade die Betrachtung dieser drei Orte drängte zu der Überzeugung, daß die einheitliche Form des Reiches in tiefem Verfalle war.

1. Der deutsche Reichstag.

Mit dem Jahre 1663 war der Reichstag aus einer periodischen zu einer immerwährenden Versammlung geworden; statt dessen daß die Fürsten früher selber erschienen, waren jetzt jahraus, jahrein ihre Gesandten versammelt, wenig geeignet dem Reichstage eine eingreifende politische Bedeutung zu verleihen. Die alten drei Reichskollegien, das kurfürstliche unter dem Vorsitz von Kurmainz, das zugleich das allgemeine Reichsdirektorium führte, das fürstliche unter der wechselnden Leitung von Österreich und Salzburg und das reichsstädtische unter der Führung von Regensburg, wie sie in Regensburg dauernd versammelt saßen, entbehrten des lebendigen Zusammenhanges und waren in ein Wirrsal schwerfälliger Formen und Förmlichkeiten verstrickt.

Das merkwürdigste von allen war das Fürstenkollegium, das 33 geistliche und etwa 60 weltliche Stimmen in sich vereinigte. Da saßen neben Aremberg, Salm, Auersperg, Taxis u. a. die Kronen Österreich und Preußen, die Kurfürsten von der Pfalz, von Baiern, von Hannover, von Sachsen und vereinigten in sich meist eine ganze Reihe fürstlicher Territorien; es gehörten dazu die Reichspälaturen, die einer Anzahl von Äbten, Pröpsten und Äbtissinnen in Schwaben und am Rhein zustanden, aber nur Kollegiatstimmen führten und auf zwei Bänke verteilt waren; ferner die Reichsgrafen und Herren, die sich in vier Kurien, das wetterauische, schwäbische, fränkische und westfälische Kollegium, teilten und durch das Übermaß ihrer Ansprüche eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten. Sie ahmten die Kurfürsten- und Fürstenvereine durch Grafenvereine nach, hatten eigne Direktorien, rührten die abgeschmacktesten Rangstreitigkeiten an

und waren bei feierlichen Aufzügen in der Regel die Störenfriede; pflegte man doch z. B. an den gräflichen Höfen in der Wetterau ernste Verhandlungen, ob man einem gewöhnlichen Reichsritter die Hand reichen dürfe! Jeder wollte über sein Nest hinaus und erregte dadurch, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, eine Verwirrung nach der anderen.

Diesem Reichstage stand im Namen des Kaisers ein Vertreter aus fürstlichem Stande gegenüber, der bei der Eröffnung der Geschäfte in der Regel mit einem kaiserlichen Hauptantrage vor die Stände trat. Waren die einzelnen Kollegien nach langen Erwägungen, ob die einfache Mehrheit genüge oder ob dieser oder jener das Recht zur Abstimmung besitze, jedes für sich zu einem Schlusse gekommen, so stand noch die größte Schwierigkeit bevor, aus den einzelnen Beschlüssen einen gemeinsamen Reichsschluß zu bilden. Führten die Verhandlungen zwischen den beiden höheren Ständen zu keinem Ergebnis, so war damit meist die Sache zu Grabe getragen; gelangten sie zu einem Einverständnis, so begannen dieselben Unterhandlungen mit den Reichsstädten. Es kam vor, daß alle drei Kollegien ihre besondere Meinung hatten, und dann war selbstverständlich an eine Erledigung nicht zu denken; aber auch wenn zwei derselben sich geeinigt, kam meist kein Beschluß zu stande. Weder die Städte wollten sich von den beiden höheren Ständen überstimmen lassen, noch diese es zugeben, daß jene mit einem von ihnen eine Mehrheit bildeten. Nur bei Religionssachen hörte die Abstimmung nach Kurien auf; dann standen sich die beiden Religionsparteien, das corpus catholicorum und das corpus evangelicorum, einander völlig selbständig und gleichberechtigt gegenüber, eine jede mit dem unbedingten Veto ausgerüstet gegen alle Beschlüsse, die sie mit ihrem Religionsinteresse unverträglich fand.

Lähmender noch als alle diese weitläufigen Formen wirkte auf den Reichstag der Umstand ein, daß er längst aufgehört hatte, eine lebendige Vertretung der Reichsstände zu sein. In alter Zeit hatte die persönliche Anwesenheit der Glieder des Reichs noch die Schwerfälligkeit der Formen häufig überwunden; eine nun ununterbrochene, aber spärlich besuchte diplomatische Versammlung, deren Thätigkeit von entlegenen Anweisungen ihrer Herren abhing, konnte auch selbst bei dem besten Willen einzelner zu keiner gedeihlichen Wirksamkeit gelangen. Sie stellte nach dem Ausdruck Friedrichs des Großen eine Versammlung von Rechtsgelehrten dar, die mehr auf die Form als auf die Sache sahen; ein Minister, meint er, der von seinem Herrn dorthin gesandt werde, habe genau so viel zu bedeuten, als ein Hof-

hund, der den Mond anbelle. Die Geringachtung des Reichstages war denn auch so allgemein, daß man selbst in kaiserlich gesinnten Reichsstädten die Grobheit des brandenburgischen Gesandten pries, der dem mit der Ankündigung der Reichsexekution gegen seinen König beauftragten Notar die Thüre gewiesen hatte.

Kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution bestand der ganze Reichstag in Regensburg aus 29 Personen, die sämtliche Stimmen führten und alle Angelegenheiten verhandelten; Sparsamkeit und ein natürliches Gefühl der Abhängigkeit hatte die kleinen Stände bestimmt, auf eigne Gesandte zu verzichten und ihre Stimme den größeren zu übertragen. Das fürstliche Kollegium zählte statt der gesetzlichen 100 nur noch 14 Stimmende, die 52 Reichsstädte waren durch 8 Stimmen vertreten, die von mehr oder weniger übel beleumundeten Regensburger Ratsherrn abgegeben wurden. Diese schwächliche Versammlung beriet dann jahrelang über Verbesserung der Reichsjustiz, die nie zu stande kam, über Besetzung erledigter Reichsgeneralitätsstellen, über Rekurse gegen Urteile des Kammergerichts, ohne je zum Ziele zu gelangen.

Nirgends hatten wohl die steifen Förmlichkeiten damaliger Zeit eine solche Ausbildung erhalten als auf dem Regensburger Reichstage. Der kaiserliche Prinzipalkommissar machte keinem Gesandten einen Gegenbesuch, noch würdigte ihn des Titels Excellenz. Kam ein kurfürstlicher Gesandter zu ihm, so ließ er ihn unten am Wagen durch vier Herren, zwei Pagen und den Hoffourier empfangen, ging ihm bis an die Thür des zweiten Vorzimmers entgegen, schritt dann zur Rechten vor ihm her und begleitete ihn ebenso beim Abschied wieder zurück. Bei der Audienz stand sein Stuhl unter einem Thronhimmel unter dem Bildnis des Kaisers, der Fußboden war mit rotem Tuch belegt, worauf die vorderen Füße des Stuhls für den Gesandten gestellt werden mußten. Ließ der mainzische Gesandte melden, daß er als Deputierter des Reichs ein Reichsgutachten überbringe, so ward er von fünf Herren empfangen. Zwischen dem kaiserlichen Kommissar und den kurfürstlichen Gesandten war das Zeremoniell durch einen Vergleich dahin festgestellt, daß sie einander gegenseitig den Excellenztitel gaben und diese jenem den ersten Besuch abstattete. Zur Entschädigung für dieses Opfer machten die kurfürstlichen Gesandten sich einander gegenseitig die erste Aufwartung, jeder Neuankommende ließ den andern seine Ankunft anzeigen und erwartete von ihnen die erste Visite. Dazu waren jedesmal sechs Pferde nötig; im Empfangshause sammelten sich Legations- und Privatsekretäre, Kanzellisten und Kopisten, so viele man zusammen-

bringen konnte; der Gesandte ging bis an den Wagen entgegen. Die kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten machten sich nur ihre Ankunft bekannt, unterließen jeden Besuch, da die ersteren denselben für sich in Anspruch nahmen und ihren Genossen den Excellenztitel verweigerten. Dafür entschädigten sich die fürstlichen wieder durch die Förmlichkeit sich einander ihre Visiten ebenso wie die kurfürstlichen mit sechs Pferden zu machen. Nur die städtischen Abgeordneten beschränkten sich auf zwei. Um eine Religionsbeschwerde des evangelischen Körpers dem kaiserlichen Prinzipalkommissar zu überbringen, waren achtundzwanzig Pferde erforderlich, da zwei kurfürstliche und zwei fürstliche Gesandte jeder in einer sechsspännigen, zwei städtische jeder in zweispänniger Kutsche fuhren. Die Ehrerweisungen, welche die Gesandten der altfürstlichen Häuser zu ihrem großen Verdrusse von den kurfürstlichen nicht empfingen, versagten sie ihrerseits auch den Vertretern der neufürstlichen, verlangten für sich den Titel Durchlauchtigt und wollten diesen nur Durchlauchtigt-Hochgeboren oder bloß Hochgeboren zugestehen. Aus all diesen Ansprüchen und Verweigerungen erwuchs für manche Gesandte die üble Folge, daß sie nie in Gesellschaft gehen, ja selbst an den Reichstagssitzungen nicht teil nehmen konnten. Ein Fremder, der an der Tafel eines kurfürstlichen Gesandten mit der Excellenz gegen solche, denen der Gastgeber sie nicht beilegte, zu freigebig war, mußte sich eine Erinnerung gefallen lassen. Den einfachsten Weg, diese Thorheiten zu verspotten und zu beschämen, wählte der französische Gesandte Chavigny. Da er sich ganz einfach Minister nannte und die kurfürstlichen Gesandten der Meinung waren, daß ihm deswegen das Excellenz nicht zukomme, verabredeten sie miteinander, ihm diesen Titel zu versagen, ihn oben an der Treppe zu empfangen, ihn nur bis an die dritte Stufe zu begleiten, von ihm aber Empfang unten am Wagen zu verlangen. Er erklärte sich sogleich damit zufrieden, fuhr zu seinen Besuchen mit einem zweispännigen Wagen und zwei Lakaien und ließ sich durch einen Kammerdiener anmelden. Ebenso erbot er sich den fürstlichen Gesandten, die ihn auf die Schwierigkeiten aufmerksam machten, die erste Visite abzustatten. Mit den Vertretern der Stadt Regensburg ging er noch weiter; als sie ihm das herkömmliche Geschenk an Wein und Fischen überbrachten und bei ihm vorfuhren, empfing er sie an der Hausthür, trat an ihren Wagen, nötigte sie voranzugehen und erteilte ihnen den Excellenztitel mit wahrer Verschwendung.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß Rang- und Formstreitigkeiten die langweilige Stille des Reichstages nur so oft

unterbrachen und den schwerfälligen Körper in eine größere Aufregung ersetzen mußten, als die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches. Die kurfürstlichen Gesandten verlangten durch Edelknaben mit goldenen Messern und Gabeln bedient zu werden und wollten den fürstlichen nur silberne sowie nur Livreebediente zugestehen; sie forderten am Maitage für sich sechs Maibäume durch den Reichsprofoß aufgesteckt und gönnten den fürstlichen bloß vier, auch nahmen sie bei ihrer Ankunft von der Stadt Regensburg ein größeres Geschenk an Wein, Früchten und Fischen in Anspruch. Bei feierlichen Gelegenheiten wollten sie auf roten Sesseln sitzen, während die fürstlichen nur grüne haben sollten. Als man sich endlich dahin geeinigt, daß überall nur grüne hingestellt würden, erschien ein kurfürstlicher Gesandter in einem roten Mantel und ließ ihn während der Tafel so über den Sessel zurückfallen, daß er anscheinend auf einem rotbeschlagenen Stuhl saß; er glaubte damit, wie er an seinen Hof schrieb, den hergebrachten Vorzug der kurfürstlichen Gesandten gerettet zu haben. Auch über die Stellung der Stühle gab es einen heftigen Streit. Hatten die kurfürstlichen das Recht dieselben auf den Teppich zu stellen, mit dem der kaiserliche Gesandte unter einem Baldachin saß, so beanspruchten die fürstlichen wenigsten ihre Sessel auf die Fransen setzen zu dürfen. Wegen eines Rangstreites, den der Gesandte eines kleinen Staates angezettelt, kam es wohl vor, daß feierliche Umzüge unterbrochen werden mußten; ja als einmal bei einem Gastmahl der würtembergische Gesandte einem geistlichen Vertreter die Frau des österreichischen Gesandten weggenommen hatte, um sie zu Tisch zu führen, wurden über diesen unerhörten Fall nicht weniger als zehn Staatsschriften veröffentlicht, da man seine Rechte nicht der „wohllüstigen Leibesnahrung“ und der „Liebe zum Spiel“ opfern wollte. Einmal wäre es wegen eines derartigen Streites fast zu einem Kriege zwischen zwei deutschen Kleinstaaten gekommen. Der Herzog Anton Ulrich von Sachsen († 1763) hatte eine bürgerliche, Philippine Cesar, geheiratet und die Ebenbürtigkeit seiner Kinder bei Kaiser und Reich nicht durchsetzen können; er war darüber auf den Adel so erbittert, daß er einst (1746) einer geborenen Gräfin, aber Frau eines neugeadelten Bürgerlichen den Vortritt vor der ersten Dame des Hofes aus dem alten Geschlechte der Gleichen zuerkannte, die widerspenstige Dame hart behandelte und ihren Gemahl ins Gefängnis werfen ließ. Auf eine Beschwerde der Freunde der Verfolgten erteilte das Reichskammergericht dem Herzog von Koburg den Auftrag, die Gefangenen zu befreien. Es kam zu einer bewaffneten Exekution; der Krieg beschränkte sich indes auf die Gegend

des Städtchens Wasungen, das schon längst durch seine Schildbürgerstreiche bekannt war, und ward mit der Erstürmung derselben, die einen Mann kostete, beendet. Auf die Kunde davon setzte man in Meiningen Herrn und Frau v. Gleichen alsbald in einen Wagen und führte sie dem gothaischen Heere zu. Erst eine Vermittelung Friedrichs des Großen machte dem Streite zwischen beiden Häusern ein Ende; derselbe ließ sich als Entschädigung für seine Mühe zweihundert weimarische Gardisten stellen, über die der Herzog von Gotha als Vormund des minderjährigen Herzogs von Weimar verfügte.

Eine gleich traurige Berühmtheit erlangte unter den Formstreitigkeiten jener Zeit die Frage der Vertretung des evangelischen westfälischen Grafenstandes. Als die Katholischen nach dem herkömmlichen Wechsel der reichsgräflichen Vertretung bei dem Tode des evangelischen Gesandten einen ihres Glaubens einzuführen suchten, entspann sich von neuem der alte Glaubenshader, der die Thätigkeit des Reichstags ganze fünf Jahre ins Stocken brachte.

Die Reichsstände beschuldigten den Kaiser, der Kaiser die Reichsstände wegen der trübseligen Zustände am Reichstage. Schon 1685 mußten die Stände hören, daß in wichtigen Geschäften nichts verhandelt und die edle Zeit mit allerlei Gezänk und unnötigen Dingen hingebracht und Anlaß gegeben werde die deutsche Nation den Fremden verächtlich zu machen, „als wäre sie nunmehr in lauter Zeremonial- und Wortgezänk verwandelt", aber es blieb, wie es gewesen, und die Besseren unter den Gesandten wurden durch die unausgesetzt ernste Behandlung von Erbärmlichkeiten endlich selbst zu Thoren. Die Kurfürsten stellten dem gegenüber wieder das Verlangen, der Kaiser habe die seither erwachsenen Mängel und Unordnungen zu beseitigen. Von allen Seiten wuchsen die Beschwerden über die Langsamkeit und die Erfolglosigkeit, über das Heranziehen unnützer Dinge, über Bruch des Amtsgeheimnisses, aber geändert wurde dadurch nichts. Gab man von kaiserlicher Seite der Schwäche des monarchischen Ansehns, dem Treiben der landesherrlichen Selbständigkeit und dem planmäßigen Widerspruch der größeren Reichsstände die Schuld, so wurde von den Reichsständen Beschwerde über die Art geführt, wie der Kaiser das Kammergericht durch den Reichshofrat einschränken wolle, das Reichsdirektorium in seinem Sinne mißbrauche und nur Dinge vorbringe, die besondere österreichische Verhältnisse berührten.

Die Einsicht, daß die Formen des Reichstags einer Verjüngung bedurften, war allmählich eine so allgemeine geworden, daß sie nicht bloß in politischen Schriften jener Zeit, sondern selbst in kaiserlichen Wahlkapitulationen zum Ausdruck kam. Man drang laut

und vielfach auf die Auflösung des immerwährenden Reichstags und hoffte eine Besserung von der Wiederherstellung periodischer Versammlungen der früheren Zeit. Indes meinte J. J. Moser, der größte Kenner des damaligen Staatsrechts, wohl mit Recht: es sei ein rechtes Glück, daß der Reichstag nun schon über hundert Jahre beisammen geblieben, da es sonst dem Kaiser schwer fallen werde einen neuen zustande zu bringen. Sei doch dieser Reichstag das letzte Band, welches die verschiedenen deutschen Lande aneinander knüpfe; sollte auch dieses zerreißen, so werde Deutschland eine Landkarte vieler vom festen Lande getrennter Inseln werden, deren Bewohnern Fähren und Brücken fehlten, die Verbindung unter sich zu erhalten.

Angesichts der Verfassungszustände des Reiches war es begreiflich, daß es nur wenige Männer mehr gab, die trotz alledem den nationalen Gedanken noch fest hielten. Ergriffen von Schmerz über das gesunkene, zerstückelte Vaterland, wiesen Männer wie J. J. Moser und Möser offen auf die unpatriotische Haltung der Landesfürsten als die eigentliche Quelle des Krebsschadens hin; sie ahnten, daß zur dauernden Einigung der auseinanderstrebenden Teile ein volkstümliches Band geschaffen werden müsse, aber den Weg, der dazu führe, wußten sie nicht zu finden. So klangen denn ihre patriotischen Wünsche nur in lauten Klagen aus, die wir noch heute nicht ohne Wehmut lesen können.

„Wir sind ein Volk", sagt der erstere, „von einem Namen und einer Sprache, unter einem gemeinsamen Oberhaupte, unter einerlei, unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen zu einem gemeinschaftlichen großen Interesse der Freiheit verbunden, auf einer mehr als hundertjährigen Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zwecke vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich Europas, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen, und so wie wir sind, sind wir schon jahrhundertelang ein Rätsel politischer Verfassung, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug uns selbst zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfänglich gegen die Ehre unseres Namens, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, mißtrauisch untereinander, ein großes, gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber ein sehr bedauernswürdiges Volk."

II. Die Reichsgerichte.

Man hatte am Ende des 15. Jahrhunderts, auf dem Reichstage zu Worms (1495), versucht, in einem gemeinsamen Gerichts-

hofe, der weder von dem Kaiser noch von den Landesherrn abhing, die Einheit des Reiches zu erneuern; ein oberstes Gericht, das nur vom ganzen Reiche seinen Unterhalt empfing, an dessen Besetzung alle Reichsstände teilnahmen, vor dem jeder Deutsche Recht finden konnte auch gegen widerrechtliche Gewalt eines Landesherrn, das überall der Selbsthilfe und der Gewaltthat ein Ende zu machen bestimmt war, hätte auch ein bleibender Segen für das Reich werden können, wenn die Wirklichkeit diesem Bilde entsprochen hätte. Schon den Gründern des Reichskammergerichts aber war es nicht gelungen dasselbe so zu gestalten, wie es in ihren Plänen lag; der Kaiser hatte nur mit Widerstreben auf seine oberrichterliche Gewalt verzichtet und sah in dem neuen Gerichtshof nichts als eine neue Beschränkung seiner Macht. Er errichtete neben demselben einen Reichshofrat, der trotz des Widerstrebens der Stände außer österreichischen Landessachen auch die Rechtshändel der Reichsstände vor seinen Richterstuhl zog. Beide Gerichtshöfe standen einander völlig unabhängig gegenüber, ohne daß doch ihre Befugnisse fest abgegrenzt waren. Streitende Parteien konnten sich an einen oder den anderen wenden, und je nachdem, ob der verklagte Reichsstand bei dem Kaiser oder bei den Ständen in Gunst oder Ungunst stand, pflegten die Kläger ihre Wahl zu treffen. Nur der frühere Spruch des Urteils gab dem einen das Vorrecht, im gegebenen Falle der gültige Gerichtshof zu sein.

Dies Doppelverhältnis minderte von vorn herein die Rechte und die Bedeutung des Kammergerichts, und in den folgenden Jahrhunderten trugen dieselben Ursachen, welche die Schwächung des Reiches herbeiführten, auch zum Verfalle desselben bei.

Nachdem es in den ersten dreißig Jahren seinen Sitz häufig gewechselt, bald in Worms, bald in Nürnberg, Augsburg, Regensburg und Eßlingen getagt hatte, ward es 1576 nach Speier verlegt, wo es bis zur Verwüstung der Stadt durch Ludwig XIV. im Jahre 1689 verblieb. Von den Akten hatte man, was nicht verbrannt oder von den Franzosen verschleppt ward, nach Frankfurt, Worms und Aschaffenburg zu retten gesucht. Vier Jahre lang fanden keine Sitzungen statt, da keine Reichsstadt das Gericht aufnehmen wollte. Der Umstand, daß es zur Hälfte aus Protestanten, zur Hälfte aus Katholiken zusammengesetzt war, ließ in den damals wenig konfessionell gemischten Städten begründete Furcht entstehen, mit der Aufnahme desselben bedenkliche kirchliche Mißhelligkeiten hervorzurufen. Endlich zeigte Wetzlar seine Bereitwilligkeit; es war eine elende kleine Reichsstadt, „wo schwerlich ein geschickter Mann eine Beisitzer- oder

Prokuratorstelle übernehmen werde.“ Man fand kein Gebäude, das für die Sitzungen ausreichte, keinen Raum, um die noch erhaltenen, auswärts lagernden Akten unterzubringen; so ließ man dieselben an ihrem Ort und schickte jedesmal, wenn man sie brauchte, einen Bevollmächtigten ab, um sie aufzusuchen. Erst 1752 wurden die Reste aus Frankfurt herübergeschafft, während Aschaffenburg seine Schätze gar bis zum Jahre 1807 bewahrte.

Seitdem das Gericht in Wetzlar sich eingerichtet, schien es zu keiner gedeihlichen Wirksamkeit mehr gelangen zu können. Alle größeren Gebiete wußten sich nach und nach der Wirksamkeit eines Richterkollegiums zu entziehen, das sowohl durch die Überordnung über die Landesherrn als durch den Schutz, den es bedrängten Unterthanen verhieß, mit den Ansprüchen der neuen unumschränkten Gewalt unverträglich schien. Auch trat die größte Schwierigkeit, die sich in allen Verhältnissen des Reichs kund gab, Geld für allgemeine Zwecke zu erlangen, hier bald noch um so stärker hervor, als der Saumseligkeit die Absicht zu Hilfe kam, die Thätigkeit einer gefährlichen Gerichtsbarkeit möglichst zu hemmen. Der Geldmangel minderte die Zahl der Arbeiter von ursprünglich 50 im Jahre 1719 auf die Hälfte herab, wenn auch der Sold für einen Beisitzer damals von 1000 Thaler auf das Doppelte erhöht ward. Die Unzulänglichkeit der Kräfte zog die Entscheidung der Rechtsfälle über Gebühr hinaus und untergrub das Vertrauen. In dem Gerichte selber waltete derselbe Unfrieden, der den Reichstag lähmte; entstand doch wegen innerer Zänkereien 1704 ein Stillstand, der volle 7 Jahre den Fortgang der Gerichtsbarkeit hemmte, und war doch in den vierziger Jahren ein leerer Streit über die Führung des rheinischen Vikariats die Ursache, daß die Ausfertigungen des Gerichts eine Zeitlang völlig unterblieben!

Weltkundig waren diese Mißbräuche, jedermann führte Klage über die Langsamkeit des gerichtlichen Verfahrens; selbst der Vorwurf der Bestechlichkeit und Unredlichkeit blieb den Richtern nicht erspart. Sogar in einem fürstlichen Gutachten vom Jahre 1741 ist von der abscheulichen und sträflichen Ungerechtigkeit die Rede, daß des Kaisers Gericht um Geschenke willen gebeugt werde; Kaiser und Reichsstände werden nicht undeutlich angeschuldigt, mündlich und schriftlich auf die Entscheidungen einzuwirken, und einzelne Personen des Gerichts selbst standen in Verdacht, das Amtsgeheimnis schnöde zu mißbrauchen.

So minderte sich das sittliche Ansehn, während das Gericht zu gleicher Zeit immer mehr von Geldnot bedrängt ward. Man

hatte 1719 die Einrichtung getroffen, durch Ausschreibung von Matrikularbeiträgen der Reichsstände in der Höhe von 103 600 Thaler die Kosten desselben zu decken. Aber es gelang nicht ein einziges Mal diese Summe vollständig herbeizuschaffen. Als auch im Jahre 1732 eine neue Feststellung ebenso wenig zum Ziele führte, war die Erfindung ausgiebiger Quellen zum Unterhalt des Reichsgerichts eine der stehenden unlösbaren Staatsfragen. Die einen schlugen Wiedereinführung der Sporteln vor, die anderen Stempeltaxen, noch andere meinten durch ein allgemeines Kopfgeld der Juden oder durch eine Reichslotterie helfen zu können. Die Rückstände nahmen immer zu und beliefen sich seit 1654 auf 526 457 Thaler; 1750 wurde gar der preußische Vertreter zurückgewiesen, bis sein Landesherr seine rückständigen Beiträge von 110 000 Thaler entrichtet habe. Was noch an Geld einlief, reichte damals nicht mehr hin, um 17 Beisitzer zu besolden.

Inzwischen war die Zuständigkeit des Gerichts immer mehr von seiten des Kaisers durch den Reichshofrat und seitens der Reichsstände durch ihre landesherrliche Gerichtsbarkeit eingeschränkt. In allen Wahlkapitulationen spielten die Verwahrungen gegen das Einschreiten der Reichsgerichte zu Gunsten der bedrängten Unterthanen eine bedeutsame Rolle. Im Jahre 1713 wies ein Visitationsabschied das Gericht an, auf Klagen wider Kurfürsten, Fürsten und Stände nicht leichtlich zu erkennen, sondern vorher um Bericht zu schreiben, auch sich keine größere Gewalt beizulegen, als in der Kammergerichtsordnung und den Reichsgesetzen enthalten sei. Alle Kriminalsachen, diejenigen allein ausgenommen, welche Landesfriedensbruch betrafen, waren ihm entzogen, alle Kirchen-, Ehe-, Lebens- und Kreissachen, Acht und Bann, Polizei und diejenigen Händel, welche die vom Kaiser erteilten Freiheiten angingen, gehörten nicht zu seiner Befugnis. Es erscheint als bezeichnend für die deutsche Verfassung, daß in 161 Paragraphen die Formen auf das genaueste bestimmt waren, wie bei der höchsten Gerichtsbehörde in Streitsachen an Wert über 400 Reichsthaler Recht zu suchen oder von den Aussprüchen der reichsständischen Gerichtshöfe Berufung anzubringen sei, während einzelne Gerichtsherrn und Magistrate an Dieben und Landstreichern, an Hexen, Zauberern und Gotteslästerern ihr Recht über Leben und Tod ohne Berufung und Widerspruch übten.

Viele Versuche wurden gemacht, um der „Reichsverwirrung" ein Ende zu machen und die Reichsgerichtsbarkeit wieder zu heben, alle paar Jahre Kammergerichtsvisitationen vorgenommen, um immer mit derselben Erfolglosigkeit zu enden. Selbst die von Kaiser

Joseph 1767 veranstaltete ging nach neunjähriger Thätigkeit mit gegenseitiger Erbitterung auseinander und hatte nur die Beseitigung einiger Mitglieder und die Vermehrung der Beisitzer auf die alte Zahl von 25 zur Folge. Die Revision und Entscheidung der verschleppten Prozesse blieb liegen, eine neue Gerichtsordnung ein bloßer Entwurf, da der Reichstag eben damals durch den westfälischen Grafenstreit Jahre lang außer Thätigkeit war.

Schon 1646 sollen ganze Gewölbe voll Akten seit mehr als zwanzig Jahren nicht geöffnet und über 20000 Sachen zurückgelegt sein, über die niemals Bericht erstattet ward. Begreift sich dies aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, so muß man billig doch darüber staunen, daß im Jahre 1772, wo Goethe in Wetzlar weilte, die Reste auf 60000 angewachsen waren. Bereits 1654 war die Bestimmung getroffen, daß alle, welche ihre Akten gern befördert haben wollten, sich melden und nach ein, zwei oder drei Monaten ihre Mahnungen wiederholen sollten; die Beisitzer waren verpflichtet, solchen Personen schleunigst zu ihrem Rechte zu verhelfen. Da es wiederholt vorkam, daß sich niemand fand, um ein Urteil in einer alten Prozeßsache, das man mit großer Mühe gefunden, auszulösen und sich die Parteien vielleicht längst verglichen hatten oder auch gestorben waren, so ward es zuletzt stehender Brauch, keine Sache mehr zum Vortrag und Spruch zu bringen, so lange nicht von den Beteiligten an die Wiederaufnahme gemahnt war. Obwohl etwa 1000 solcher Mahnungen jährlich eingingen und sich bisweilen mehr als 250 Personen in Wetzlar aufhielten, um ihre Sache zu betreiben, so konnten doch jährlich nur etwa 100 Fälle erledigt werden. Wer seine Sache in Fluß bringen wollte, suchte auf alle Weise die Gunst der Berichterstatter zu gewinnen. Eine Menge Personen machte ein förmliches Gewerbe daraus, dieselben auszukundschaften und durch Bestechungen die Beschleunigung des Prozesses herbeizuführen. Im Jahre 1774 wurde einer derselben zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, weil er 116000 Gulden zu Bestechungen verausgabt hatte, und eine Reihe Beisitzer, denen die Annahme von Geld nachgewiesen war, des Amtes entsetzt.

Die Weitläuftigkeit und Endlosigkeit des Verfahrens ging über jede Vorstellung hinaus; ein einziger Prozeß wegen einer reichsgräflichen Besitzung hatte nicht weniger als 188 Jahre gedauert. Bändereiche Protokolle bildeten die Akten, in einem Falle wurden 684 Zeugen vernommen, deren Aussagen auf 10864 Blättern zu lesen standen; Beratung und Berichterstattung beschäftigten einen Senat oft mehrere Monate lang. Wo ein so ungeheurer Wust von Akten

alljährlich immer mehr aufschwoll, da die 17 Richter nicht einmal im stande waren die Eingänge zu erledigen, mußte es unbegreiflich erscheinen, wie sich „noch Männer zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft hergeben konnten."

Ging damit das Reichskammergericht einer unvermeidlichen Auflösung entgegen, so war darum dessen Nebenbuhler, der Reichshofrat in Wien, nichts weniger als gedeihlich entwickelt. Auch hier war das Vertrauen auf die Rechtspflege völlig entschwunden; die Herrenbank enthielt meist nur unfähige Leute von Adel, die eine Versorgung suchten und fanden, die Gelehrtenbank stand mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen im Rufe der Bestechlichkeit. Schon um die Mitte des Jahrhunderts galt es als eine weltkundige Sache, daß bei diesem trägen und geldgierigen Gerichtshofe das Recht verkauft und verraten sei; der Rat von Leipzig, der 1761 mit Braunschweig wegen Meßfreiheiten im Streite lag, nahm daher auch keinen Anstand, den Vizepräsidenten und drei Mitglieder mit 500 Thaler zu bestechen. Die Räte betrachteten nach dem eigenen Ausdruck eines derselben ihre Stelle wie einen Meierhof, nach dessen Ertrag die Größe des Eifers und der Arbeit abgemessen ward. Von Gunst und Gewogenheit hing die Reihenfolge der vorzunehmenden Arbeiten ab. „Wenig kann man sich", so berichtet ein preußischer Gesandter, „bei diesem Reichskollegium auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen, wenn man nicht durch Begünstigungen unterstützt wird. Mit wenig Ausnahmen herrschen Leidenschaften, Unkunde und Interessen. Die Hinneigung des Kaisers ist höchstes Gesetz." Schon damals klagte man über die Unwissenheit der adeligen Mitglieder, nannte die Räte der Gelehrtenbank „feile Seelen" und verglich den Präsidenten mit dem Reichshofratspräsidenten des chinesischen Reichs. Nach den Aussagen von Zeitgenossen war es schwer, tüchtige Leute zu dem Gerichte zu bekommen, da die jungen Herren von Stande nichts mehr lernen wollten und der Kriegerstand und der Dienst in den einzelnen Staaten die besseren Köpfe anziehe. Auch hätten selbst die bestechlichen Räte kein Vermögen, und ein Reichshofrat, der ehrlich gedient und nicht gestohlen habe, lasse bei seinem Tode seine Familie in der äußersten Armut zurück. In dem ganzen Gerichtshofe zählte man nur drei fleißige Leute, und es galt als sicher, daß in Wetzlar, wo man sich durchaus nicht übermäßig anstrengte, in einem Jahre noch mehr geleistet werde als hier in sechs; die dienstthuenden Kammerherren auf der Adelsbank ließen wohl ihre Arbeiten von ihren Schreibern oder gar von den Agenten der Parteien selber herstellen.

Die Zeitgenossen waren nicht müde, diese Formen der Reichsgerichte mit Hohn und Spott zu überschütten; sie erwarteten nichts mehr von einzelnen Verbesserungen, da das Ganze von Grund aus faul sei. Wohl ist es wahr, daß besonders in dem Kammergericht noch eine gewisse Gleichheit und Einheit des Rechts eine Stütze fand und Selbsthilfe und Gewaltthat abgewehrt ward, die kleinen Tyrannen oft sorgten, daß kein Geschrei bei dem Reichshofrat geschehe, und der Unterthan eine gewisse Freude empfand, wenn einmal der Mächtige von der dräuenden Hand des Kaisers als des obersten Schirmherrn getroffen ward, aber eben so sehr hatten diejenigen Recht, die nicht ohne bitteres Gefühl des alten Wortes gedachten, die höchste Reichsgerichtsbarkeit sei ein „Palladium der Freiheit."

So groben und allgemeinen Friedensbruch wie in den Zeiten des Faustrechts gab es freilich nicht mehr, aber einzelne Störungen des Reichsfriedens kamen doch immer noch vor. Im Jahre 1749 ward zwischen Mainz und Würzburg offene Fehde wegen eines streitigen Forstes angesagt, und Köln und Kurpfalz kämpften mit bewaffneter Hand um gewisse Strombauten. Um das Recht auf Zehnten auf einem rechtsrheinischen Gebiet zu behaupten, fielen kurpfälzische Truppen in Hessen-Darmstadt ein und entführten mit Gewalt die eingesammelten Früchte aus den Scheunen der Unterthanen, ja weil man auf schweinfurtschem Gebiete einem Würzburger Jäger einen angeblich dort geschossenen Hasen abgenommen, ward sofort eine Fruchtsperre gegen Schweinfurt angeordnet und so lange aufrecht gehalten, bis die Stadt Abbitte leistete.

Nicht viel besser stand es um den Rechtsschutz der Unterthanen gegen Willkürhandlungen ihrer Landesherren. Den kleinen gegenüber ermannte sich das Reichsgericht zuweilen zu strengerem Einschreiten, allein den größeren gegenüber fehlte es an Mut nicht weniger als an Macht. Einen Reichsgrafen von Leiningen wie einen Wild- und Rheingrafen verurteilte es zu Haft auf einer Festung und Entsetzung der Regierung, einen Fürsten von Neuwied zwang es zur Herausgabe widerrechtlich erpreßter Gelder, selbst gegen einen Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach fühlte es sich stark genug die Acht auszusprechen und zu vollstrecken, aber demgegenüber steht eine Reihe von Gewaltthaten von Landesherren, die kein Reichsgericht, kein kaiserlicher Befehl zu hindern oder zu sühnen vermochte. Wo die beiden Moser, Vater und Sohn, der eine von dem Herzog von Würtemberg ohne Verhör und Untersuchung, bloß weil er die Rechte der Stände nach Pflicht und Gewissen verteidigte, fünf Jahre lang auf dem Hohentwiel gefangen gehalten, der andere nach treuer

Amtsführung von dem Landgrafen von Hessen ohne Urteil und Recht des Landes verwiesen und seiner Güter beraubt werden konnte, mußten die Unterthanen mit dem niederschlagenden Gefühl erfüllt werden, daß für sie nirgends Hilfe auf Erden und ihr Recht, ihre Freiheit, ja ihr Leben gänzlich der Willkür ihrer Herren anheimgegeben sei. Verwies doch einmal der Reichshofrat die Bürger von Bruchsal an die landesherrliche Entschließung ihres Bischofs, über die sie eben Klage geführt! Es war kein Wunder, wenn man sich zu erzählen wußte, daß von Reichshofrat und Reichskammergericht oft erst nach zwei Menschenaltern über Beschwerden der Unterthanen Bescheide mit der Weisung ergingen: „man hoffe, der Fürst werde schon von selbst auf Abstellung der Beschwerde gnädigst bedacht sein!" „Deutschland kommt mir vor", ruft damals ein Kundiger aus, „wie ein großer Park, worin alles, was die Jagduniform trägt, sich ziemlich Plaisier machen kann, was aber einen Pelz oder Federn hat, muß sich verkriechen, wofern es nicht zertreten sein will. Ich zweifle nicht, daß es sehr angenehm ist, König, Kurfürst, Bischof, Reichsfürst, Abt, Baron im heiligen römischen Reich zu sein, aber desto empfindlicher ist es, in der unteren Klasse sich zu befinden." Wenn trotzdem die Freiheit im ganzen noch besser geschirmt erscheint als in den benachbarten Einheitsstaaten, so waren nicht sowohl die Reichsverfassung und die Reichsgerichte die Ursache, als die Natur und Entwickelung des deutschen Volkes. Eine Knechtschaft so eintöniger und gleichförmiger Art, wie sie Ludwig XIV. in Frankreich begründet, war auf deutschem Boden überhaupt nicht möglich, das Bestreben, das ganze politische, geistige und religiöse Leben eines Volkes von einem Mittelpunkt aus zu bestimmen und wie eine Münze auszuprägen, fand an der Eigentümlichkeit deutschen Wesens den stärksten Widerstand. Indem Deutschland zu keiner Zeit von einer Hauptstadt oder einem Hofe aus sein Leben und seine Kultur beherrschen ließ, sondern sich in vielfältigen Kreisen entwickelte, wurde die stärkste Schutzwehr gegen die Art von Despotismus, wie sie in Frankreich heimisch geworden, aufgerichtet. Es mochte damals an manchen Stellen ein ähnliches Regiment geübt werden, aber nie konnte es jene allgemeine Geltung erlangen; die Mannigfaltigkeit war eben die Zuflucht der Freiheit.

So war denn im vorigen Jahrhundert die alte Weissagung der Äbtissin Hildegarde aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in Erfüllung gegangen: „es werden die Kaiser von ihrer alten Hoheit herabsteigen, ihr Zepter wird zerbrechen und niemals wieder hergestellt werden. Der Verfall des Reiches wird kommen und jedes

Volk und jedes Land wird sich einen König setzen, dem es gehorcht, und sagen: das alte Reich brachte uns mehr Last als Ehre.“ Das heilige römische Reich deutscher Nation war bis auf den Namen aus der Geschichte verschwunden, und der tote Name konnte keinen bildenden Einfluß auf die politische Gestaltung der Zukunft üben. Aber eine geistige Bedeutung für die Folgezeit war hiedurch nicht ausgeschlossen. Das Bewußtsein, einstmals Träger des heiligen Reiches gewesen zu sein, hat wesentlich beigetragen, unser Volk auch in den Zeiten der trübsten Erniedrigung vor Selbstverachtung zu bewahren und ihm in der Ansicht der europäischen Völker eine Stellung zu erhalten, auf welche die bestehenden Zustände durchaus keinen Anspruch gewährten. Als später die Zeit der Erhebung kam, erhob sich, wie ein Geistererscheinung, das alte Reich aus seinem Grabe, um mächtig für die Größe des Volkes, dem es in früheren Tagen die eigene Größe verdankte, mit zufechten und endlich in anderer Form und lebensvollerer Gestaltung ein neues Reich wieder mit aufbauen zu helfen.

K. Biedermann: Deutschlands politische, materielle und soziale Zustände im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880. — L. Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Berlin 1861. — O. Stubbe: Reichskammergericht und Reichsgericht. Leipzig 1878. — Th. Perthes: Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg und Gotha 1845.

37. Die Reichsgrafschaften und kleinen Fürstentümer.

Eine Karte Deutschlands aus dem vorigen Jahrhundert stellt das bunteste Gemisch von Farben und Grenzlinien dar, das sich nur denken läßt. Neben den Kurfürsten und geistlichen und weltlichen Fürsten bestanden gleichfalls als unmittelbare und selbstherrliche Stände des Reiches noch zahlreiche kleine Fürsten und Grafen, die ganze Reichsritterschaft, die Reichsstädte und sogar mehr als ein Dutzend Dörfer, die sich durch die Gunst der Verhältnisse ihre Unmittelbarkeit gerettet hatten, das Hoheitsrecht in Kirchensachen ausübten, Dorfordnungen errichteten, ihre Schultheißen wählten, gerichtliche Personen ein- und absetzten und auch eine Art von Rechtspflege übten. Von den 51 freien Reichsstädten abgesehen, die größtenteils kein oder nur ein geringes Gebiet außerhalb ihrer Mauern besaßen, gab es mehr als achtzig selbstherrliche Gebiete von nur zwölf oder weniger Geviertmeilen, ein Dutzend, die zwischen acht und zwölf, etwa dreißig, die zwei bis acht, fast ebenso viele, die nicht über ein bis zwei, und etwa zehn, die nur eine, eine halbe, ja eine drittel Quadratmeile umfaßten. Nicht überall indes war die Zerstückelung gleich weit fortgeschritten; der Osten und Norden zeigte im ganzen mehr große und geschlossene Ländergebiete als der Süden und Westen. Während in dem österreichischen und den beiden sächsischen Kreisen die kleinen Reichsfürsten und Reichsgrafen wenig zahlreich waren oder fast ganz fehlten, konnten das alte Franken und Schwaben als das eigentliche Paradies derselben gelten. Schon in Westfalen verteilten sich 1200 Geviertmeilen auf 52 Herrschaften, in Franken kamen auf 484 Geviertmeilen 29 Gebiete, in Schwaben gar, ohne die reichsritterschaftlichen Enklaven zu rechnen, gingen 90 Reichsstände auf 729 Geviertmeilen. Vor allem reihte sich längs des Rheins, des Mains und der Donau eine große Zahl geistlicher Herrschaften dicht aneinander, von den großen geistlichen Kurfürstentümern an bis zu den zahlreichen kleinen Stiftern, Abteien und Sitzen geistlicher Orden

herab, und ebenso war hier ein zahlreiches Städtewesen entstanden, das sich mehr als anderswo zur Reichsunmittelbarkeit emporgearbeitet hatte. Der natürlichen Neigung des deutschen Volkes, sich in bunter Mannigfaltigkeit zu entwickeln, trat die Reichsverfassung nur allzuwenig entgegen; aber indem sie in die eigentümliche Freiheit des Einzellebens selten eingriff, ließ sie auch das Unkraut lebensunfähiger Kleinstaaterei in aller Üppigkeit aufwuchern.

Von den Herrschaften der Reichsritter waren die Grafen und kleinen Fürsten durch die Reichsstandschaft und ihren etwas größern Umfang unterschieden, obgleich es auch unter ihnen Gebiete gab, die wie das Burggrafentum Rheineck nur ein Schloß, zwölf arme Unterthanen, einen Juden und ein paar Höfe und Mühlen umfaßten. Einige derselben besaßen auf dem Reichstage Virilstimmen, andere nur Anteil an der gräflichen Kurialstimme, aber ein wesentlicher Unterschied ward dadurch in ihrer Stellung nicht begründet. Alle vielmehr gefielen sich darin, die Rolle eines Landesherrn im Kleinen zu spielen. „Wir von Gottes Gnaden" nannten sich die geringsten Fürsten, selbst manche Grafen; sie wollten Regenten, wollten Souveräne sein und mußten es auch sein, da eine Herrschergewalt in den kleinsten Kreisen nicht zu entbehren war und seit dem Sinken des Reichs niemand als sie dieselbe üben konnten. Sie gaben Gesetze und handhabten die Justiz, sie regierten in Finanz- und Militärverhältnissen, in Kirchen- und Schulsachen, wie die Anschauungen des vorigen Jahrhunderts es mit sich brachten; den kleinen Gebieten fehlte kein äußeres Merkmal des Staates, den Beherrschern derselben kein äußeres Kennzeichen der Souveränität, aber deren Ausübung mußte sich eigentümlich gestalten.

Der Fürst oder Graf stand in seiner Residenz mit den Bewohnern, die entweder Ackerbauer oder Handwerker, oft beides zugleich waren, in den vielfachsten persönlichen Berührungen. Sie arbeiteten für ihn, lieferten Getreide, Gemüse und Federvieh an den Hof, und nicht wenige lebten allein von dem fürstlichen oder gräflichen Haushalt. Viele, ja die meisten Familien des Städtchens waren dem regierenden Herrn bekannt; ihre persönlichen Verhältnisse, ihre Familienereignisse wurden am Hofe, dem größere Angelegenheiten fern lagen, mit Behagen vernommen und besprochen. Tagelang lag der alte Fürst von Spielberg im Fensterflügel seines Schlosses oberhalb des Thores, beschaute die Leute, die aus- und eingingen, rief sie auch wohl persönlich an und fragte: „Wer ist Er?" Selbst unter den Bauern der kleinen Gebiete waren viele ihrem Landesherrn bekannt; als Fronder auf seinen Gütern, als Treiber auf den

Jagden, auf seinen Spazierritten kamen sie mit ihm in unmittelbare Berührung, hatten ihre Not geklagt, von ihren Angelegenheiten und häuslichen Ereignissen gesprochen. Das Verhältnis zwischen dem Grafen und seinen Bürgern und Bauern war nicht das eines Königs zu den Mitgliedern seines Reiches, sondern das eines bedeutenden Grundbesitzers zu Handwerkern, die für ihn arbeiteten, zu Krämern, die an ihn verkauften, zu Bauern, die von ihm als Erbpächter oder Zinsleute ihre Güter hatten oder ihm, wenn sie Eigentum besaßen, doch zu Zinsen und Fronden verbunden waren.

War nun der Fürst ein verständiger, wohlwollender Mann, so faßte er vorzugsweise diese Seite des Verhältnisses auf und brauchte, unterstützt von der Kenntnis der Personen und der Lage so vieler seiner Unterthanen, seine Macht und seine Geldmittel, bald um Zwistigkeiten zu ersticken, bald um einem Verarmten wieder aufzuhelfen; dem Vater einer zahlreichen Familie ward ein Kind abgenommen und am Hofe versorgt, dem bösen Willen, den boshaften Streichen eines ungeratenen Sohnes oder eines streitsüchtigen Nachbarn setzte das fürstliche Wort ein Ziel; die Armen empfingen von der fürstlichen Familie abgelegte Kleider; aus der fürstlichen Küche holten sich viele ihren Napf mit Suppe, und Küchenmeister, Jäger und Diener schleppten manchen Bissen fort, ohne daß man es bemerken wollte. Wenn auch nicht reichlich, so hatten doch die Leute ihr Auskommen, so lange nur der Herr sein Einkommen im Lande verzehrte.

Zwar mußten Bürger und Bauern manche beschwerlichen Fronden leisten und harte Zinsen geben, aber seit uralter Zeit hatte man es nicht anders gekannt; ein freundliches Wort des Grafen und die vielen Vorteile, die man von ihm hatte, machten die Last vergessen. Ruhig und behaglich verging ein Tag wie der andere; weder Spannung zwischen dem Herrn und seinen Leuten, noch zwischen Bürgern, Bauern und Ritterbürtigen brachte Aufregung hervor. Von altersher waren die Ritterbürtigen als Wesen höheren Ranges anerkannt; aber diesen Unterschied von allen vorausgesetzt, kamen die Männer bei Wein und Bier zusammen, ohne daß der Rang Störungen hervorgerufen hätte. Stets wiederkehrende Interessen, welche um Berufsgeschäfte, um Familiengeschichten und vor allem um das Leben und Treiben des landesherrlichen Hauses sich drehten, füllten die Zeit aus. Aus dem Innern dieser kleinen Gebiete selbst konnte kein Anstoß zu einer bedeutenden geistigen Entwickelung ausgehen, selbst zu größeren Unternehmungen im Ackerbau und in den Gewerben war der Spielraum zu klein, und von dem Reiche sahen sich die Gebiete zu sehr getrennt, um von ihm Anregung und Leben zu empfangen. In

geistigen und materiellen Verhältnissen blieb es heute, wie es gestern gewesen war; in toter Gemächlichkeit schleppte sich das Leben hin.

So lange rund umher alles im alten Geleise blieb, war die Fortdauer eines solchen Daseins möglich, aber wären auch in all diesen Gebieten wohlwollende und verständige Herren gewesen, so hätte dennoch durch sie der deutschen Nation ein völliger Stillstand alles Lebens gedroht. Wohl war nach Lage der Dinge ein solcher Zustand behaglicher Ruhe ein glückliches Loos für die Reichsgrafschaften, indes ward dieses doch bei weitem nicht allen zu teil, da keineswegs verständiges Wohlwollen das Merkmal der kleinen Herrschaften im vorigen Jahrhundert bildete. Den meisten von ihnen, am elterlichen Hofe aufwachsend, ward keine ernste, anhaltende geistige Beschäftigung zugemutet, statt des deutschen Edelmanns zur Aufsicht und statt des Magisters als Präzeptors erhielten sie französische Gouverneure; hatten sie sich die notdürftigsten Kenntnisse und einige Geläufigkeit in der französischen Sprache erworben, ein oder einige Jahre befreundete Höfe bereist, so gingen sie in Militärdienste größerer Staaten und kehrten zurück, wenn der Tod des Vaters sie zur Regierung berief, bekannt mit dem Aufwande und den Lebensgenüssen reicher, mächtiger Fürsten, mit dem Anspruche auf unbedingten Gehorsam ihrer Untergebenen, aber unbekannt mit den Beschränkungen, die das kleine Gebiet auferlegte. Andere ließen sich sogleich nach beendeten Reisejahren am väterlichen Hofe nieder, wurden aber durch ihren Vater oder noch häufiger durch dessen oberste Räte von den Geschäften fern und in völliger Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des Landes gelassen. Jagd und die Laster des Müßiggangs, Trinken, Spielen und wüste Ausschweifungen, füllten bis zum Regierungsantritt die an ernster Beschäftigung leere Zeit, und oft genug nahm bei seinem Regierungsantritt der junge Herr die angewöhnten Neigungen und Leidenschaften in die neue Stellung mit hinüber. Die Errichtung eines Hofstaats nach dem Vorbilde großer Höfe war, wenn er sich nicht schon vorfand, die erste Sorge. Marschälle, Hofkavaliere und adlige Fräulein fehlten fast nie; bunte Bänder und Orden, die ihre Diener zierten, Läufer, Heiducken, Zöpfe auf den Pferden sollten die innerliche Erbärmlichkeit verdecken und den Schein der Größe und Macht gewähren. Die altfürstlichen Häuser, mochten auch ihre Gebiete noch so klein sein, hatten sich durch Übereinkunft von 1700 verbunden, ihren höheren Beamten das Prädikat Excellenz zu geben und Kammerherren zu halten. Edelleute fremder Länder, häufig französische Abenteurer, die in Frankreich kaum als Tanz- oder Fechtmeister hätten auftreten können, wurden, um den Glanz des Hofes

zu erhöhen, gerne aufgenommen; sie ließen sich nieder unter dem Vorwande, von ihrem Gelde leben zu wollen, und zehrten dann an der herrschaftlichen Tafel, der Fürst gab ihnen Pferde und Wohnung, sie bildeten seine Umgebung und waren eine weitverbreitete Plage der kleinen Höfe des vorigen Jahrhunderts.

Große Jagden galten so sehr als das Vergnügen der regierenden Herren, daß die erforderlichen Anstalten selbst an den Höfen nicht fehlen durften, wo der Landesherr niemals die Jagden besuchte. Oberforstmeister und Oberjägermeister wurden angestellt für Geschäfte, die ein Büchsenspanner und Förster hätte versehen können, Jäger gehalten, glänzende Jagduniformen und Jagdpavillons angeschafft und Jagdschmausereien für die geladenen Gäste veranstaltet. Die Unterthanen mußten häufig der Herrschaft Hunde ernähren, das sogenannte Hundekorn geben, die Pferde während der Jagd unterhalten, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht als Treiber auf den Beinen sein und oft mehrere Tage und Nächte hindurch, ohne nach Hause zu dürfen, sich selbst beköstigen. Das Wild ward, um auf den kleinen Gebieten die Jagd möglich zu machen, in einem solchen Grade gehegt, daß das ganze Ländchen einem Tiergarten glich. Waren in den größeren Staaten die Jagdzehnten für den Landmann schon hart genug, so steigerte sich der Druck in den kleinen zu unerträglicher Höhe. Im Anspachschen in einem Umkreis von zweihundert Dörfern, wo der Fürst aus dem erlegten Wilde jährlich 40 000 Gulden bezog, ward der Schaden auf 150000 Gulden oder nahezu die Hälfte des ganzen Ertrages des Bodens, mit dem Hüterlohn auf 200 000 Gulden berechnet. Die Saatäcker mußten von Mitte April an bis zur Ernte, die Wiesen noch fünf bis sechs Wochen über diese Zeit hinaus gehütet werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, Mühe und Aufwand eines ganzen Jahres vielleicht in einer Nacht vernichtet zu sehen. Nicht einmal ward überall das Umzäunen der Äcker gestattet; im Altenburgischen, wo der Landmann in Ermangelung von Hütern selber wachen mußte, durfte er nichts mitnehmen als einen kleinen Hund, den er an einen Pfahl band, jeder frei umherlaufende konnte ohne weiteres von dem Jäger erschossen werden, und der Eigentümer war dann noch verpflichtet, fünf Thaler Strafe und einen Thaler Schießgeld zu zahlen. Waren Klagen über den übermäßigen Wildstand nicht mehr zu beseitigen, so ward wohl eine Besichtigung angeordnet, aber das Wild die Nacht vorher durch Schießen und Klappern verjagt oder den Beamten ein feistes Stück verehrt. Auch Parforcejagden sollten oft wie an größeren Höfen veranstaltet werden, zu denen wieder neue Scharen von Hunden, eigne

Pferde und dienstbare Menschen gehalten werden mußten. In Schmuck und Juwelen, in Liebhabereien an Bauten, Möbeln, Gemälden, auf Reisen und bei Besuchen machten die kleinen Fürsten die großen Herren; anrüchige Frauenzimmer, Komödianten und Choristen vollendeten nicht selten das Bild des üppigen Hofes.

Dem kleinlich glänzenden Hofhalt entsprechend wurde die Regierung der Ländchen nach dem Vorbilde großer Staaten eingerichtet, um auch in großem Stile herrschen zu können. Neben dem Hofe fanden sich Minister, wurden Rechtspflege, Kirchen- und Schulsachen, Finanz- und Kriegswesen wie umfassende Abteilungen gesondert. Die winzigsten Fürsten begnügten sich nicht mit Regierungskollegien, da mußten ebenso wie bei den größten Geheimräte, Kammerräte, Regierungsräte, Legationsräte u. a. m. zur Stelle sein. Die Rangordnung, welche z. B. 1781 für Hildburghausen mit kaum 12 □ Meilen erlassen ward, enthält einen Obermarschall, Geheimräte mit und ohne den Titel Excellenz, Oberjägermeister, Oberstallmeister, Präsidenten der hohen Kollegien, Titular-Geheimräte, Geheime Hof-, Regierungs-, Kammer- und Legationsräte, wirkliche Hofräte, Obristleutnants, Oberforstmeister, Reiseoberstallmeister, Kammerjunker, wirkliche Regierungs-, Kammer-, Konsistorial-, und Legationsräte, Hof- und Jagdjunker, Majore, Reisestallmeister, Titular- Regierungs-, Kammer-, Konsistorial-, Legations-, Kanzleiräte u. s. w. „Es ist ergötzend", sagt Moser, „diese vielerlei Kollegien anzutreffen; zum Glück sind die Regierungs-, Hof-, Konsistorial- und Kammerräte meist nur einerlei Personen. Ein kleines, aus einem Städtchen und vier oder fünf Dörfern bestehendes Ländchen hat eine Regierungskanzlei, ein Konsistorium, eine Kammer, ein Hofmarschallsamt, Forstamt, Bauamt und eine Polizeideputation, und es ist mir ein wahrer Fall bekannt, daß über einige im Schloßdach zerbrochene Schiefersteine von der Kammer fünf Dekrete erlassen wurden. Während des Staatskontor des Königreichs Schweden nur aus einem Präsidenten und zwei Staatskommissarien mit den nötigen Unterbeamten besteht, gibt es in kleinen deutschen Staaten Kammerkollegien mit einem Präsidenten, einem Direktor, zwei geheimen Kammerräten, zehn bis zwölf Hofkammeräten, vier Kammerbeisitzern, zwei Obereinnehmern, vier Kassierern, sechs Kammersekretären, vier Registratoren, ebenso vielen Kanzelisten ohne die Kammerboten, Aufwärter, Kammerhusaren u. a."

Von der Geschäftsführung dieser Behörden geben die Lebensnachrichten mancher Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts ein anschauliches Bild. „Die Kanzlei zu Homburg", erzählt Moser weiter,

„war in der äußersten Unordnung; die Räte kamen, wann und wie sie wollten; der Kanzellist, Kanzleidiener und dessen naseweises Weib waren mit in der Ratsstube gegenwärtig und gaben auch wohl ihr Gutachten. Es wurden keine ordentlichen Beratschlagungen gehalten, sondern jeder Rat kam, wann es ihm beliebte, nahm von den einlaufenden Sachen, was er wollte, berichtete, wann und so viel oder sowenig er wollte, und alles ward als eine Unterhaltung behandelt. Übrigens las man in Zeitungen, unterhielt sich mit Gesprächen; jeder blieb, so lange er wollte, und ging, wann er wollte." Übereinstimmend damit berichtet der Ritter v. Lang über das Regierungskollegium des Fürstentums Öttingen-Wallenstein: „In den Sitzungen ging es bunt zu. Um 10 Uhr kamen die Herren erst herbei, das mündliche Gerede ging ins Weite und alle Augenblicke auf ganz fremdartige Sachen und Tagesereignisse über; oft wenn ein Rat glaubte, er trage eine Erbschaftssache vor, und dann im Streiten der nächstsitzende Rat oder der Präsident die Akten selber nachschlagen wollte, handelten sie von einem Ochsenverkauf oder einer ganz anderen Sache. Mit dem Schlage 12 Uhr war keiner mehr zu halten, da hieß es dann: „Herr Sekretär, da gebe ich Ihnen alle Akten, machen Sie den Schwanz dazu!" und nun ging es von der Sitzung ins Gasthaus."

Nach dem Beispiele der großen Staaten, wo regiert, angeordnet, verboten und befohlen ward, durfte es auch in den kleinen Grafschaften und Fürstentümern daran nicht fehlen. Da aber die einfachen Zustände der Ackerbürger, Handwerker und Bauern in den Residenzstädtchen, den Marktflecken und Dörfern nur wenig zu regieren gaben, so entstand jene Einmischung in die Verhältnisse der einzelnen Familien und der Hauswirtschaft, welche, unter dem Namen von Land- und Staatswirtschaftsverbesserung bekannt, in den kleinen Ländern bei den zahlreichen unmittelbaren Berührungen zwischen Fürst und Unterthanen besonders kleinlich und lächerlich hervortrat. Die erste Entschließung, welcher v. Lang in der Öttingischen Regierung beiwohnte, begann über den Vollzug einer allgemeinen Proskription gegen sämtliche in den fürstlichen Landen befindliche Hunde, worüber alle Ämter ausführliche Tabellen eingesendet hatten mit den Rubriken: Namen, äußerliche Gestalt, Alter, Haltung, Gebrauch und unmaßgebliches unterthänigstes Gutachten. In anderen Ländern wurde das Kaffeetrinken als nachteilig betrachtet, weil es die Bürger und Bauern vom Betrieb ihrer Gewerbe abhalte, sie zu unnützer Verschwendung verleite und große Summen außer Landes schleppe. Um solchem landesverderblichen Übel abzuhelfen, ward das Kaffeetrinken bei schwerer

Geldstrafe verboten. Kein Krämer durfte Kaffee in kleinen Teilen verkaufen, falls er nicht am Pranger stehen wollte. Auf den Jahrmärkten sollte keine Kaffeemühle verkauft, in den Haushaltungen das Kaffeegeschirr mit Beschlag belegt werden. Ja die Gerichte schritten amtlich gegen die Verdächtigen ein, die sich eidlich von der Anschuldigung, Kaffee gekocht oder getrunken zu haben, reinigen mußten. In Nassau ward gar rühmend in öffentlichen Blättern berichtet, es sei daselbst 1768 das alte Gesangbuch mit all seinen Tändeleien, Schwärmereien und Unsinn wieder abgedruckt; bei einer später beabsichtigten Verbesserung hätten sich zwar Schwierigkeiten gezeigt, „unser geschmackvoller Fürst übernahm indes selbst die Durchsicht der einzelnen Lieder, welche oft durch die höchsten Hände die schönsten Verbesserungen erhielten."

Mit dieser Weise zu regieren, trat oft das rücksichtslose Streben in Verbindung, Wünsche und Leidenschaften, denen Rechte der Unterthanen entgegenstanden, gewaltsam durchzusetzen. In großen Staaten berühren Privatneigungen des Fürsten in den meisten Fällen nur den kleinen Kreis, der seine nächste Umgebung bildet; die Mittel desselben wie der Umfang des Landes sind zu groß, als daß er, um seine Privatwünsche zu befriedigen, zur Staatsgewalt seine Zuflucht zu nehmen braucht. In den kleinen Ländern aber hatte der Landesherr seinen Platz nicht über, sondern mitten in dem Getriebe der Unterthanen; Geldmittel besaß er wenig, und seine Privatinteressen durchkreuzten sich mit denen der Unterthanen. Jede Neigung, jede Leidenschaft griff sogleich in die Verhältnisse der Unterthanen ein. War der Fürst ein leidenschaftlicher Jäger, so mußte jeder Bauer mit dem Wilde kämpfen; war er Liebhaber von rauschenden Vergnügungen, so ward allen Kanzleibeamten befohlen, daß sie und ihre Weiber wie auch ihre erwachsenen Töchter bei Strafe einer vierteljährigen Besoldung auf dem Karneval erscheinen sollten; neigte der Fürst zu Ausschweifungen, so war jede Familie in ihrer Sicherheit bedroht; waren seine Geldbedürfnisse größer als seine Mittel, so lockte ihn jeder wohlhabende Hausstand zu nehmen, was ihm fehlte. Vor allem war es die überall herrschende Geldnot, die zu schweren Bedrückungen und Gewaltthaten führte. Nirgends reichten die Einnahmen aus, und nirgends wollte der Graf oder Fürst sich beschränken. Daher vereinigten sich alle Wünsche in dem einen Wunsche, so viel bares Geld als möglich zu gewinnen. Der eine suchte Hilfe bei Prozentmachern aller Art, bei Geldmachern u. a., andere borgten auf Wechsel, Pfandverschreibungen und Leibrenten, der dritte legte Fabriken und dergleichen an. Wenn z. B. die baierische Regierung

oft halbe Jahre und länger den Beamten kein Gehalt auszahlen konnte, weil alles Geld in Hoffesten und Verschwendung aufging, ein Beamter, der Bestechlichkeit angeklagt, sich darauf berief, daß er sieben Jahre kein Gehalt erhalten habe, so kann man ermessen, wie es in den von Geldnot bedrängten Kleinstaaten herging, wo man an die schlecht oder gar nicht bezahlten Beamten die ausschweifendsten Forderungen zur Befriedigung irgend einer Laune des fürstlichen Gebieters stellte. Ein Fürst von Öttingen hatte die Gewohnheit, so oft er Geld brauchte, an einen seiner Rentmeister zu schreiben, ihm dasselbe aus seiner Rentkasse oder aus seiner eignen zu senden. Als derselbe ihm so nach und nach 27 000 Gulden vorgeschossen und endlich demütig um Rückzahlung bat, erhielt er zum Lohn — seinen Abschied. Er suchte nun sein Recht bei den Gerichten, allein trotz der Hypotheken, die man ihm gegeben, trotz der kaiserlichen Befehle, die er sich zu verschaffen gewußt, bekamen weder er noch seine nächsten Erben von dem Gelde etwas zu sehen, und erst einer seiner späten Nachkommen verglich sich mit einem Nachfolger des fürstlichen Schuldners auf die Summe von 3000 Gulden.

Der Fürst nahm bei fortdauernder Geldnot seine Zuflucht zu seiner souveränen Gewalt, erhöhte die Lasten der Unfreiheit und dehnte sie auf seine freien Unterthanen aus. Fronden, selbst gehende, wurden von allen verlangt, den Unterthanen ihre Erzeugnisse zu niedrigen Preisen zwangsweise abgekauft und sie dagegen genötigt, Salz, Bier, Holz und viele andere notwendige Bedürfnisse zu hohen Preisen von dem Fürsten zu nehmen. Nur Wagenschmiere durften die Bürger von Lasphe nach einem Urteil des Reichskammergerichts kaufen, wo sie wollten. Zur anderweitigen Vergrößerung der Einkünfte wurde in einem kleinen Lande das Münzrecht so ausgenutzt, daß man aus einer Mark nicht weniger als 75 Gulden schlechten Geldes prägen ließ; auch war der Ämterverkauf zu einer allgemeinen Regel geworden und als neue Einrichtung das Zahlenlotto eingeführt. Furchtbar wütete dieses Unwesen am Rhein, wo auf einer Strecke von zwanzig Meilen von Koblenz bis Düsseldorf sich nicht weniger als neun Lottostätten fanden, da jedes Ländchen und jedes Städtchen seine Bürger dieses Glückes teilhaftig machen wollte. Fanden sich keine Landstände vor, so wurden Steuern jeder Art ohne weiteres aufgelegt und der Schwamm ausgedrückt, so lange noch ein Tropfen Wasser darin zu finden war. Jeder fürstenbergische Unterthan z. B. mußte bei zehn Thaler Strafe einen landesherrlichen Kalender kaufen, und die Zollbereiter erhielten Anweisung, fleißig nachzusuchen, ob sich auch wirklich in jedem Hause ein Kalender be-

fände. Im Kurmainzischen hatte jeder Besitzer eines bewohnten und unbewohnten Hauses in Stadt und Land jährlich sechs Sperlinge zu fangen und für jedes fehlende Stück einen guten Groschen zu zahlen, im Baden-Durlachschen jeder zwölf zu liefern und von jedem fehlenden vier Kreuzer zu entrichten, in Wittgenstein stieg die Zahl sogar auf 20. Da nun so viele Tausend Sperlinge nicht zu beschaffen waren, ward aus den Strafgeldern eine regelmäßig wiederkehrende Steuer. In derselben Grafschaft war auch jeder Einwohner verpflichtet Wachtdienste zu thun oder Wachtgelder zu geben. Der Graf aber nahm eigene Wächter an, und nun mußten die Unterthanen erstens diese zahlen, zweitens Wachtgelder geben und drittens auch noch Wachtdienste thun. Unerschöpflich bewies man sich in der Entdeckung immer neuer Einnahmequellen und verbot zuletzt z. B. den Handwerkern das Wandern, um von ihnen, wenn sie Meister werden wollten, wegen des Fehlens der Wanderjahre ein Erlaßgeld fordern zu können.

Waren Landstände vorhanden, so wurde vorgestellt, daß Römermonate und völlig unvermeidliche Landesbedürfnisse den Landesherrn zu neuen Forderungen nötigten. Mit dem Marschall, dem Ausschuß und den wenigen Rittern ward einzeln verhandelt, sie wurden belobt, zur Tafel gebeten, bedroht, um sich zu einem abermaligen Aderlaß für das Ländchen zu entschließen. Seit Monaten schon waren die fürstlichen Unterhändler auf den Ertrag vertröstet; die Helfershelfer bei den Unterhandlungen wollten belohnt sein, Kapitalien hatte man auf die zu erwartenden Steuern im voraus aufgenommen und den etwa übrig bleibenden kleinen Rest des erpreßten Geldes in kurzer Zeit verschwendet. Die Gläubiger gingen an die Reichsgerichte, ein kaiserliches Mandat und ihm folgend eine kaiserliche Kommission erschien, und damit trat jener völlige Ruin der fürstlichen Familie und des Landes ein, wie er sich bei einer unglaublich großen Zahl der kleinen Gebiete im vorigen Jahrhundert wiederholt.

Je mehr die Kleinheit der Mittel einen Zweifel an der fürstlichen Herrlichkeit erwecken mochte, desto eifersüchtiger ward über die Machtvollkommenheit der Herrschaft „von Gottes Gnaden“ Wacht gehalten. Der Umschwung in den Sitten, Lebensanschauungen und gesellschaftlichen Ansprüchen, der in den größeren Gebieten wahrzunehmen war, hatte auch die kleinen und kleinsten ergriffen und zwischen den vornehmen Ständen und dem übrigen Volke oder den bürgerlichen Klassen einen so schroffen Gegensatz hervorgerufen, daß es das Aussehn gewann, als gehörten beide nicht zu demselben Volke. Wie man überall an den größeren Höfen bemüht war, die

tiefe Kluft zu erweitern, durch Verachtung des Einheimischen und Beförderung des Fremden absichtlich sich vom Volke zu trennen, bürgerliche Sitte und Ehrbarkeit zu verhöhnen und die Zügellosigkeit zu einem Vorrecht der vornehmen Stände zu machen, so fand dies alles nur zu bald an den kleinen willige Nachahmung; selbst die bessere Richtung, in die seit der Mitte des Jahrhunderts nach dem Vorgange Preußens und Österreichs die meisten Regierungen einlenkten, konnte diesen kleinen Gebieten nicht zu gute kommen. In den meisten blieben höfische Verschwendung, Genußsucht und Herrscherdünkel im Stile Ludwigs XIV. noch in voller Blüte, als diese anderswo schon besseren Grundsätzen und menschlicherer Sitte gewichen waren.

Schlimm war es, wo die kleinen Herren die Lehre von der Unbeschränktheit und Unverantwortlichkeit der Fürsten von Gottes Gnaden auf die Spitze trieben und im schärfsten Gegensatze zu den Anschauungen Friedrichs II. und Josephs II. ihr Ländchen regierten oder tyrannisierten. Klagen der einzelnen wurden von dem Landesherrn bald mit Härte abgewiesen, bald mit süßen Worten, aber ohne Abhilfe beantwortet und dagegen dem Minister, der so tapfer für seinen Herrn gefochten, Belobungen erteilt. „Das vielfältige Räsonnieren unserer Unterthanen", hieß es in einer Verordnung von 1736, „wird hiemit bei halbjähriger Zuchthausstrafe verboten, maßen wir keine Räsonneurs zu Unterthanen haben wollen." Aus dem Ausdruck „Wir von Gottes Gnaden" leiteten Fürsten und Grafen das Recht auf jede Handlung, auf jede Forderung, auf jedes Gebot ihren Unterthanen gegenüber ab und erkannten sich nur Rechte, den Unterthanen nur Pflichten zu. In Speier erschien noch 1781 eine Gesetztafel des Fürsten und Bischofs für seine weltliche Dienerschaft, worin es hieß: „Die Absichten des Dieners müssen niemals ein anderes Ziel haben als den wahren Dienst und die Erfüllung des Willens der Herrn, somit das gemeine Beste." Und in einem Katechismus für das Volk, das allerdings meist aus Hörigen und Leibeigenen bestand, wurden die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Herrn mit den Worten ausgedrückt: „Unterthanen sollen sich wie die Diener verhalten, weil der Landesfürst ihr Herr ist und sowohl über ihr Leben als über ihre Güter die Gewalt hat." Möser meinte, dieser Katechismus könne ebenso gut „Lehrbuch des christlichen Sultanismus heißen und in den Trivialschulen der Moldau und Wallachei eingeführt werden." Als Richter zwischen Landesherren und Unterthanen ward allenfalls noch Gott anerkannt, bei ihm mochten die Gedrückten klagen, bei ihm Vorstellungen und Beschwerden niederlegen.

Welch ein Gegensatz sich zwischen Fürsten und Volk ausgebildet, ja mit welcher Eifersucht manche dieser kleinen Herren ihre Selbstherrlichkeit selbst gegen ihre eigene Beamten zu behaupten suchten, davon sind uns die seltsamsten und lächerlichsten Beispiele überliefert. Ein Fürst von Anhalt-Zerbst verbot allen seinen Dienern bei Verlust ihres Dienstes und sonstigen Strafen ihn zu behelligen d. h. ihm persönliche Vorstellungen zu machen und wies ebenso jederzeit Beschwerden der Unterthanen gegen Beamte schroff zurück. Während er in Paris die Einkünfte seines Landes vergeudete, regierte der Geh. Hofrat Haase nach seinem Belieben und wußte durch künstliche Vervielfältigung seiner Ämter die Leute schamlos zu prellen. Der Schriftsteller Sintenis hatte deshalb einmal von dem Geh. Hofrat Haase durch den Geh. Hofrat Haase an den Geh. Hofrat Haase zu appellieren. Um seinem Regierungskollegium seine fürstliche Allmacht recht fühlbar zu machen, pflegte ein Fürst von Öttingen-Wallerstein allemal gegen die eingereichten Gutachten zu entscheiden. Er hatte die Gewohnheit, die ihm zur Unterschrift vorliegenden Schriftstücke auf einen Haufen zu legen und so lange liegen zu lassen, bis es ihm einmal einfiel, aus dem hochaufgetürmten Stoß ein beliebiges Papier, gleichviel, ob älteren oder jüngeren Datums, ob eilig oder nicht, herauszugreifen und zu erledigen. Da das Kollegium oft über einzelne Punkte mehrfach berichtete und um gnädige Entschließung bat, so geschah es wohl, daß der Fürst auf jeden dieser Berichte besonders und häufig in entgegengesetztem Sinne entschied und das Kollegium in die größte Verlegenheit brachte, welche der verschiedenen Entscheidungen es zur Ausführung bringen solle. Von einem glaubwürdigen Augenzeugen wird gar berichtet, ein Angeklagter habe deswegen mehrere Jahre lang in Untersuchungshaft sitzen müssen, weil man nicht wußte, ob man ihn laut eines fürstlichen Befehls als Dieb hängen oder laut eines anderen des Landes verweisen oder endlich nach einer dritten Entscheidung bloß auspeitschen sollte; nur durch die Flucht aus dem Gefängnisse habe derselbe dem Gerichte aus der Verlegenheit geholfen.

Selbst im persönlichen Verkehr behandelten diese kleinen Herren ihre Beamten oft kaum anders als ihre Bedienten, ja bisweilen noch geringschätziger. So drohte einmal dem Ritter v. Lang sein Fürst, ihn durch einen Korporal in den Justizsaal bringen zu lassen, als derselbe wegen anderer dringender Geschäfte im Dienste seines Herrn die Sitzungen einige Zeit nicht besucht hatte. Ein andermal erhielt er eine gnädigste Einladung zur fürstlichen Jagd mit der Weisung „gleich dem übrigen Gefolge im Schnurrbart zu erscheinen.“ Derselbe

Fürst hatte auch die Liebhaberei seine Hofräte wie Friedrich Wilhelm I. seine Garde nur aus langen Kerlen nicht unter sechs Fuß zu nehmen.

Das Wild genoß bei den Herren weit größere Sicherheit und Schutz als die Menschen; diese dienten nur dazu, um ihnen für ihren kostspieligen Hofhalt und ihre Verschwendung die nötigen Mittel zu gewähren. Selbst die Vaterlandsverteidiger waren gewöhnlich nur eine kostbare Spielerei oder ein Werkzeug den Glanz des Hofes zu erhöhen, nicht selten bildeten sie eine Handelsware, die man gegen Hilfsgelder oder auf andere Weise bald an deutsche, bald an fremde Mächte zu verwerten suchte. Reichsstädte und kleine weltliche und geistliche Gebiete wurden von kaiserlichen und kurfürstlichen Werbeoffizieren ungehindert durchzogen und nicht allein dies: einzelne Herren wie die Grafen von Salm, Grumbach u. a. fingen selbst die ersten besten Ackersleute vom Pfluge weg, um sie unter ihre Garde zu stecken.

So waren denn unter den kleinen Fürsten noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die größeren Gebiete eine Reihe trefflicher Fürsten aufweisen, kleine Tyrannen, Jagdwüteriche und Bauernquäler in Menge. In solchen Händen war die souveräne Gewalt ein furchtbares Spielwerk, ein schneidend Schwert in der Hand des schwachen Kindes, zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel. Und noch dazu waren es Persönlichkeiten, die durch Trunk und Unsittlichkeit auf die traurigste Weise verkommen waren. Niemals gab es unter den Fürsten Deutschlands soviele körperlich und geistig herabgekommene Familien als im 18. Jahrhundert; nicht bloß in den kurfürstlichen und fürstlichen Kreisen, in ganzen Geschlechtern des alten höchsten Reichsadels hatte eine sittliche Gemeinheit und Verworfenheit, selbst bei Frauen, Platz gegriffen, für die uns heute Worte und Vorstellung fehlen. Als die Markgräfin von Baireuth am Hofe zu Hessen-Darmstadt einen Besuch machte, fand sie eine Aufnahme, die sie wie folgt beschreibt: „Der Landgraf antwortete keine Silbe, seine Tochter lachte aus voller Kehle, der Sohn machte Verbeugungen. Der Landgraf hatte infolge seiner Ausschweifungen den Krebs an der Nase, der Sohn war durch schlechte Gesellschaft ganz roh geworden, die Tochter hatte sich durch Wein und Ausschweifungen häßlich und krank gemacht und litt an finsteren Launen.“ Ein Herzog von Sachsen-Merseburg war so kindisch, daß er auf den Gassen umherlief und sich von Straßenjungen und Bettlern, die ihm folgten, alles, sogar Perücke, Hut und Handschuhe abnehmen ließ. Seine größte Leidenschaft war, die Baßgeige zu spielen; er wollte einen neugebornen Sohn nicht anerkennen, bis man ihm sagte, er

habe eine Baßgeige mit auf die Welt gebracht. Nichts destoweniger herrschte bei der Tafel dieses halbverrückten Fürsten dieselbe steife Förmlichkeit wie am kaiserlichen Hofe zu Wien. Man versteht so, wie ein Mann wie der Graf von Manteufel, der lange an den Höfen gelebt und die höchsten Staatsämter bekleidet hatte, von der Mehrheit der deutschen Fürsten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts folgendes bezeichnende Bild entwerfen konnte: „Deutschland wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertel kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und die Geißel der Gesellschaft sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Albernheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft zweifelhafte Geburt als Mittelpunkt alles Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist und ihr Herz zu bilden, für überflüssig und unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, so sollte man glauben, sie wären nur da, um ihre Mitmenschen zu vertieren, indem sie durch die Verkehrtheit ihrer Ansichten und ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht wert ist, ein Vernunftwesen zu heißen."

Es ist bezeichnend für die Zustände in den reichsgräflichen Gebieten, daß sie die einzigen waren, wo zuletzt noch Kaiser und Reich von Reichswegen einschreiten mußten. Wohl war ihre Schwäche mit Ursache, daß hier einmal die Oberherrlichkeit der Reichsgewalt in wohlthätiger Weise sich geltend machte, allein es gab auch nicht leicht sonst fürstliche Gewalten, die durch den Mißbrauch ihrer Macht ein Einschreiten so sehr herausforderten. Hier setzte es Joseph II. noch in mehreren Fällen durch, daß nach Erkenntnissen des Reichshofrats die kleinen Tyrannen unschädlich gemacht wurden. Aber wie arg hatten sie es treiben müssen, ehe es zum Äußersten kam! Der Graf Wilhelm von Nassau-Saarbrück, der einen der Wilddieberei beschuldigten Bauern eigenhändig zu Tode geprügelt, mußte auf einige Jahre das Land räumen; der Graf von Leiningen, der 1774 als der letzte seines Geschlechtes starb, wurde „wegen schreckbarer Gotteslästerung, versuchten Mordes, Giftmischerei, Bigamie, Majestätsbeleidigung, Bedrückung seiner Unterthanen und unerlaubter Mißhandlungen Fremder, auch geistlicher Personen" verhaftet und entsetzt, der letzte Wild- und Rheingraf Karl Magnus „wegen schändlicher Betrügereien, unverantwortlichen Mißbrauchs der landesherrlichen Gewalt und vielfältig begangener, befohlener und zugelassener Fälschungen" zehn Jahre lang eingesperrt und der Regierung für unwürdig erklärt, der Graf von Wolfegg wegen „ahndungswürdigen Betragens, namentlich wegen Betrügerei an Witwen und Waisen

verübt", verwiesen und zur wohlverdienten Strafe auf zwei Jahre nach Waldburg in Verwahrung gebracht. Selbst das Reichskammergericht sah sich veranlaßt einen Grafen von Sayn-Wittgenstein wegen „unanständiger, einen landesherrlichen Mißbrauch der Landeshoheit einschließender Grundsätze" in eine Geldstrafe zu verurteilen und einen Fürsten Salm, der eben noch eine Schwadron Husaren gehalten und andere Verschwendungen getrieben, auf 5000 Gulden jährlich herabzusetzen.

Aber dies alles waren nur seltene Ausnahmen, mancher kam ungestraft weg, der es bunt genug getrieben hatte. Vielfach versprach eine öffentliche Beleuchtung eines Frevels oder einer Ungerechtigkeit, wie sie Schlözer in den gefürchteten „Staatsanzeigen" von Göttingen her oft in erstaunlich scharfer Weise übte, eine raschere Abhilfe als selbst ein kaiserliches Abmahnungsschreiben. Gewährte die Reichsgewalt keine wesentliche Abhilfe für die erstorbenen und entarteten Zustände, so konnte nichts die kleinen Fürstentümer und Grafschaften dem deutschen Staatsleben, nichts die Bewohner derselben dem deutschen Volksleben wieder gewinnen als die Umwandlung der unselbständigen Selbständigkeiten in Bestandteile größerer Staaten. Zu schwach und erstarrt, um sich der Einverleibung mit eignen Kräften zu widersetzen, war ihr Schicksal mit Gewißheit vorauszusehen, sobald in näherer oder fernerer Zukunft irgend ein Ereignis die Eifersucht beseitigte, mit der die größeren Landesherren sich gegenseitig an der Überwältigung der kleineren Herrschaften verhinderten.

Th. Perthes: Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg und Gotha 1845. — K. Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880. — L. Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Berlin 1861.

38. Die geiſtlichen Staaten.

„Die geiſtlichen Landesherren“, ſagt der ſtaatsrechtskundige Puffendorf, „ſtehen in Rückſicht auf den Umfang ihrer Länder, auf die Pracht und Üppigkeit ihres Hofes, auf die Gewalt über ihre Unterthanen den weltlichen Fürſten gleich, aber durch ihre Unterordnung unter einen außerordentlichen Oberherrn haben ſie Deutſchland an den Rand des Verderbens gebracht; ſie tragen lieber Panzer und Helm, als die Biſchofsmütze, ſchüren das Kriegsfeuer an, hetzen die anderen Landesherren gegeneinander und erregen Unruhe aller Art.“ In der That bildeten die geiſtlichen Staaten eine ſeit lange heftig angefochtene beſondere Eigentümlichkeit des heiligen römiſchen Reiches und ſtellten in ihren Häuptern noch die mittelalterliche Vermiſchung des deutſchen Staatsweſens mit der römiſchen Kirche dar. Die drei geiſtlichen Kurfürſtentümer, ein Erzbistum, eine Reihe durch Reichtum und Umfang hervorragender Hochſtifter und reichsunmittelbarer Abteien wie die beiden Orden der Johanniter und der Deutſchherrn waren, hauptſächlich im Weſten und im Süden Deutſchlands, die nicht unbeträchtlichen Überreſte des geiſtlichen Staatentums, welche die Reformation und alle Stürme des dreißigjährigen Krieges überdauert hatten.

Den bedeutendſten Körper dieſer geiſtlichen Fürſtentümer bildete das Domkapitel, welches dem Fürſten ſelber wie ein Senat zur Seite ſtand. Es hatte ſeine Beſitztümer, ſeinen Anteil an der Regierung und wußte ſein Recht, in dem Biſchof zugleich den Landesherrn zu erwählen, eifrig auszunutzen, um ſich immer umfaſſendere Befugniſſe ihm und dem Lande gegenüber zu erringen, ja als Mitinhabern der Landeshoheit leiſteten alle Hof- und Staatsbeamten den Domherrn ebenſoſehr wie dem Biſchof den Eid der Treue; ſich ſelbſt ergänzend, bewahrten dieſe dem wechſelnden Oberhaupte gegenüber eine ununterbrochene Stetigkeit, die denſelben in engen Schranken hielt und jene fürſtliche Allgewalt nicht aufkommen ließ, die damals

in den größeren weltlichen Gebieten schon längst zum Durchbruch gelangt war. Aber man würde irren, wenn man daraus auf eine besonders gedeihliche Entwickelung der Freiheit oder eines festen Rechtszustandes schließen wollte. Während die Kapitel in früheren Zeiten für den begabten, aber unbemittelten Teil der unteren Volksschichten die einzige Zuflucht gewesen waren, wo Talente ohne Stammbaum und Vermögen durch die kirchliche Laufbahn allein zu einer hohen gesellschaftlichen Stellung gelangen konnten, erscheinen sie jetzt nur noch mit dem Interesse eines einzigen Standes im Reiche innig und unmittelbar verflochten und vorzugsweise als eine Versorgungsstätte des deutschen Adels. Schon seit Jahrhunderten galt es den stiftsmäßigen katholischen Familien als festes Herkommen, einen der Söhne zum Stammherrn und Eigentümer der Güter, den andern zum geistlichen Stande d. h. zur Domherrnwürde zu bestimmen. Dabei war ein Stammbaum notwendig, dessen Reinheit sich mehrere Geschlechter hindurch unbefleckt von dem Blute einer nicht ritterbürtigen Mutter erhalten hatte. Um in die mächtige Körperschaft aufgenommen zu werden, mußte der Kandidat in der Regel väterlicher- und mütterlicherseits 8, im ganzen 16 Ahnen nachweisen und darthun, daß seine Familie schon über hundert Jahre in einem unmittelbaren Ritterkanton begütert sei; in Münster wurde gar Schild und Helm des jüngsten Mitgliedes alljährlich unter Trommelschlag zu jedermanns Prüfung umhergetragen. Wohl mußte diese Ahnenprobe des deutschen Adels jeden Eindringling, den man etwa von Rom aus einschieben wollte, von vornherein von den Stiftern und ihren Fürstenstühlen fernhalten, aber auch die einheimischen standen meist dem Lande wie seinen Interessen fremd gegenüber und wollten Kirche und Staat nur als Mittel zu dem besonderen Zweck benutzen, für sich und ihre Familien ein üppiges und glänzendes Leben zu führen. Glücklich erscheinen noch die Verhältnisse, wenn, wie in Münster, das Kapitel aus dem Adel des Landes selbst besetzt werden konnte; in Köln und anderen Gebieten, wo die meisten fürstlichen und gräflichen Häuser evangelisch geworden waren, kamen sie aus weiter Ferne, blieben Land und Leuten fremd, lebten einen Teil des Jahres auswärts und verließen das Land jedesmal, wenn Gefahr drohte.

In den Zeiten, wo die Landstände dem absoluten Fürstentum nur noch schwache Schranken entgegenstellen konnten, übernahmen die Domkapitel in den geistlichen Staaten, die Klöster und Stifter die Rolle der alten Aristokratie. Wollte der Fürst möglichst viele Einnahmen haben, um die seiner Stellung als Reichsstand entsprechende Pracht entfalten und seinen Liebhabereien nachgehen zu können, so suchten

andererseits nicht weniger die Domherren die Einkünfte der Stifter, die in Würzburg eine halbe, in Mainz weit über eine ganze Million Gulden abwarfen, für sich und ihre Familien nach Kräften nutzbar zu machen. Der Gegensatz der Interessen rief nur zu oft die heftigsten Kämpfe hervor. Noch im 17. Jahrhundert war das Bamberger Kapitel mit dem Rechte der Steuerverweigerung den Fürstbischöfen so nachdrücklich gegenüber getreten, wie es kaum je einem neueren Landtag in den Sinn kommen könnte. Nach der Wahlkapitulation vom Jahre 1693 sollte der Fürst, wenn er seine Gelöbnis nicht hielte, zunächst von dem Kapitel vermahnt werden und im Falle der Weigerung den Steuerbeamten so lange verboten sein, ihm seine Renten zu zahlen, bis er dem Kapitel volle Genüge gethan; ja, er durfte wegen Steuerverweigerung niemandem „Widerwillen, Ungnade und Gehässigkeit" verspüren lassen, sollte dieselbe „gutwillig aufnehmen", sich von seinem Eide weder von dem Papst noch dem Kaiser entbinden lassen. In Würzburg war es einmal so weit gekommen, daß das Kapitel Verbote ergehen ließ, die jedesmaligen Anordnungen des Bischofs zu befolgen; man wußte eben aus Erfahrung, daß Bischöfe und Äbte unbedenklich alle, auch die lästigsten Bedingungen beschworen, um sich die glänzende Stellung nicht entgehen zu lassen, und dann im Besitze ihrer Würde auf jede Weise sich davon frei zu machen suchten. Keinem ihrer Eide traute man, selbst wenn sie dieselben auf noch so heilige Reliquien geleistet; deshalb zwang man auch den Würzburger zu der Erklärung, im Falle seiner Untreue sollten alle Glieder seiner Familie hundert Jahre unfähig sein, Mitglieder des Kapitels zu werden.

Auch zwischen den mächtigeren Klöstern und den Fürstbischöfen ward damals um die wichtigsten Regierungsrechte ganz derselbe Streit geführt, wie seit der ersten französischen Revolution wiederholt zwischen Fürst und Volk. Die Klöster machten ihre Selbstherrlichkeit mehrfach sogar in der Weise geltend, daß sie die Entrichtung der von den Fürstbischöfen ausgeschriebenen Kriegssteuerbeiträge verweigerten. Sie waren noch bis ins 18. Jahrhundert in der That und Wahrheit geistliche Ritterburgen, darin der Abt in seinem „Hofe" regierte und die vornehmen Mönche sich „Hofherren" nennen ließen. Als der gelehrte Abt Söllner von Ebrach 1738 in einer eignen Abhandlung die Reichsunmittelbarkeit seines Klosters zu beweisen suchte, ließ der Fürstbischof von Würzburg dieselbe unter Trommelschlag verbieten und öffentlich zerreißen, ohne doch hindern zu können, daß sie in Rom unter den Augen des Papstes neu gedruckt ward. Sowie der Bischof von Bamberg seine Stände nicht mehr berufen

wollte, ließen die Äbte der Klöster Michelsberg, Banz und Langheim ruhig ihre Landstände zusammentreten. Er konnte den Trotz derselben gegen seine landesherrliche Gewalt nicht anders brechen als durch Gewalt, ließ die Äbte verhaften und ihre Klöster so lange besetzen, bis gehörige Bürgschaft geleistet war, daß die ständische Berufung nicht mehr versucht werden würde.

Um eines wahrhaften geistlichen Hirten gewiß zu sein, ward die Wahl eines Bischofs mit der Messe vom heiligen Geiste eröffnet und mit Betstunden für den glücklichen Fortgang begleitet. Jeder Wähler legte den Eid ab, seine Stimme nach bestem Wissen nur dem Würdigsten zu geben und jeden zurückzuweisen, der durch Geschenke die Wahl auf sich zu lenken versuchen sollte, und im Namen der Dreieinigkeit ward der Erwählte dem Volke verkündet; aber trotzdem lenkten diplomatische Unterhandlungen und schamlose Bestechungen fast immer die Stimmen der Wähler, und fast jede Wahl eines bedeutenderen Reichsprälaten bot die ärgerlichsten Auftritte dar. Auf den bischöflichen Stuhl nicht aus geistlichen Gründen, sondern wegen vornehmer Geburt, großen Reichtums oder anderer Eigenschaften dieser Art erhoben, fanden die Prälaten weit mehr Geschmack an dem von Jugend auf gewohnten Weltleben als an der bischöflichen Wirksamkeit. Für den Glanz des äußeren Gottesdienstes trafen sie allenfalls Anordnungen, hielten einige Mal im Jahre unter großem Gepränge eine Messe, im übrigen aber mußten sie fürchten, durch priesterliche Thätigkeit sich bei ihren Umgebungen und Standesgenossen lächerlich zu machen. In der Pracht des glänzenden Hofstaates war der christliche Geistliche schwer zu finden. Generale und Obersten der Truppen, Oberjägermeister, Kammerherren, Marschälle, Truchsesse und Stallmeister bildeten an den größeren Höfen, denen die kleineren möglichst nacheiferten, die Umgebung des Reichsprälaten. Jagden, Theater und Bälle nahmen ihn in Anspruch. Herrlich besetzte Tafeln, lustig durchschwärmte Nächte, prachtvolle Hoffeste und mancherlei andere Vergnügungen füllten die Zeit der bischöflichen Hirten aus. Die Domherren erschienen in seinem Hofstaat, nahmen teil an allen Lustbarkeiten und nötigten den wegen seiner eigenen Gelüste nachsichtigen Prälaten die Kirchenzucht auch den hohen Stiftsgeistlichen gegenüber zu vergessen.

Das Leben an den Höfen der geistlichen Fürsten entsprach dem allgemeinen Charakter der Zeit. Aber wenn auch die Sitten der geistlichen Herren oft weltlich genug waren, so hatten sie doch kein Frauenregiment, ja, im ganzen achtzehnten Jahrhundert ist kaum ein geistlicher Staat zu finden, wo die Regierung so greulich herab-

gewürdigt war, wie es in Sachsen unter August dem Starken, in Würtemberg unter Eberhard Ludwig, in Pfalz-Zweibrücken unter Herzog Karl der Fall war. Nur jener alte Nationalfehler der Deutschen, der „Saufteufel", fand auf den geistlichen Höfen eine bevorzugte Stätte, wo teils der edle Stoff in vorzüglicher Güte und Fülle vorhanden war, teils der Mangel einer durch den Umgang mit Frauen gewürzten Geselligkeit die lebenslustigen Würdenträger der Kirche auf solche rohere Ergötzungen hinwies. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ein englischer Reisender die Sitte des Vollsaufens an den Höfen zu Mainz und Trier in so hohem Grade herrschend, daß er sich an den Hofstaat eines gotischen oder vandalischen Fürsten zurückversetzt glaubte. Den Preis des Saufens teilt Herr von Pöllnitz, der die meisten deutschen Höfe bereist hatte und von Heldenthaten und Niederlagen beim Becher nicht genug zu erzählen weiß, dem bischöflichen Hofe zu Fulda zu. Was das sagen will, zeigt sein offenes Bekenntnis, daß er am Hofe von Würzburg während eines mehr als achttägigen Aufenthalts fast keine Stunde nüchtern geworden und die bischöfliche Tafel niemals anders, als im Zustande völliger Bewußtlosigkeit verlassen habe.

Die Weltlust und Sittenlosigkeit der kirchlichen Oberen teilte sich dem niederen Klerus mit. In Münster ward 1740 eine ältere Polizeivorschrift wiederholt, in der es hieß: „Es ist hierbei auch verboten und zur Erhaltung der Ehrbarkeit wahrzunehmen, daß keineswegs der geistlichen Herren Konkubinen zu hochzeitlichen Gastmählern geladen werden sollen." Lebte auch hie und da die eigentliche Pfarrgeistlichkeit frei von Verderbnis ihrem geistlichen Berufe, so war sie doch von ihrem Oberhirten durch eine weite Kluft getrennt. Der glänzende Fürst, stolz auf seine Abkunft und seine Reichswürde, sah mißachtend auf die ärmlich gestellten Pfarrer herab und raubte ihnen allen Halt an ihrem Bischof, den sie nicht entbehren konnten. Dem Volke war in dem Hirtenamte die fürstliche Landeshoheit zu furchterregend, als daß es Empfänglichkeit hätte haben können für die geistliche Wirksamkeit, welche einzelne wahrhaft fromme Bischöfe zu üben versuchten. Da unter des Bischofs Namen die schweren Steuern ausgeschrieben, die Kommunalgesetze und Polizeiverordnungen von der Kanzel verlesen wurden und die Gerichtsbarkeit geübt ward, so ließ sich der Argwohn nicht zurückdrängen, daß auch seinen geistlichen Handlungen weltliche Zwecke zu Grunde lägen.

Der Bischof war Landesherr, aber seine landesherrliche Regierungsthätigkeit war von vornherein durch seine Stellung beschränkt. Nur selten geschah es, daß er auf eine lange Regierung rechnen

konnte; in der Regel war dem geistlichen Regenten, der mit seltener Ausnahme als alternder Mann zur Herrschaft kam, nur eine kurze Frist gegönnt, die ihm kaum Zeit ließ, rasch und flüchtig aufzubauen, was die nächstfolgende Regierung meist wieder zusammenriß, wenn sie, wie es häufig geschah, im vollsten Gegensatze zu der früheren stand. Diese Gewißheit, nur für wenige Jahre wirken und niemals den Grund zu einem dauernden Gebäude legen zu können, machte es zum Grundsatz der meisten, alles beim alten zu lassen, ruhig zu leben, sich gütlich zu thun und wie das Kapitel das Land als ein Mittel für die Zwecke des stiftsmäßigen Adels zu betrachten. Die geistlichen Staaten waren deshalb diejenigen, welche sich der neuen Staatsansicht, wie sie sonst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fast überall zur Geltung gelangte, am längsten verschlossen und noch am meisten die Ungleichheiten der Feudalität bewahrt hatten. In allen fand sich neben einer Anzahl reicher stiftsmäßiger und ritterbürtiger Familien, die z. B. in Trier ein Drittel des Bodens besaßen, eine Arbeitermenge, die teils als Hörige des Adels Güter bebauten, teils als Bauern und Handwerker durch ihrer Hände Arbeit die großen Geldzahlungen nach Rom, den Aufwand des Bischofs, des Kapitels, der hohen ritterbürtigen Beamten und des ganzen dazugehörigen Anhangs ermöglichen mußten. Während der Adel sich zu schonen verstand, trugen sie Abgaben so drückender Art, daß der alte Spruch: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“ nur noch als eine dunkle Sage umging. Lebte doch das Landvolk unter dem Zehnten, dem Lagergeld, der Kopfsteuer, dem Handschilling, der Königsbede, dem Not- und Frauengeld; waren doch die Zinshähne, die Remigiischweine, die Martinsgänse, die Leibhühner, die Handlöhne, die Blutzehnten und ähnliches noch überall in Geltung; gab es doch kaum einen Akt im bürgerlichen Leben, von der Wanderschaft des jungen Handwerkers an bis zur Meisteraufnahme, zur Verheiratung und zum Hausbau, den der Fiskus nicht mit seinen Sporteln bedachte!

Nachdem die geistlichen Gebiete einmal die Gestalt gewonnen hatten, die sie in den letzten Jahrhunderten besaßen, konnten Bischöfe, Äbte, Kapitel und der Teil des Adels, dem sie angehörten, in Rücksicht auf ihre Sonderinteressen nur verlieren, sobald Änderungen irgend einer Art eintraten. Ängstlich suchte daher die geistliche Regierung alle Kräfte zu ersticken, welche Leben und Bewegung hätte erzeugen können, und trat schon in weiter Ferne jeder Gefahr für das Bestehende entgegen. Wie hätte man bei solchen Anschauungen an eine wohlgeordnete Verwaltung, an eine rasche und unbestochene

Juſtiz denken, die Kräfte des Landes und Volkes zur Selbſtthätigkeit anſpornen können! Darum hatte auch die Bevölkerung in den geiſtlichen Landen ein ganz anderes Gepräge als in den beſſer regierten weltlichen Gebieten. Das Gedächtnis früherer lebensvoller Zuſtände war nicht einmal als Überlieferung erhalten; Väter und Großväter hatten keine anderen Verhältniſſe gekannt als die, von denen das lebende Geſchlecht umgeben war. Die Natur der geſegneten Länder verlangte auch nicht, daß ihr die Schätze, die ſie in ſich barg, abgerungen wurden, ſondern bot in unerſchöpflichem Reichtum Früchte, Wein, Holz, Bergwerke, Mineralquellen, große Land- und Waſſerſtraßen dem trägen Volke dar: es war nicht der menſchliche Fleiß, der die Natur bezwang, ſondern die Verſchwendung der Natur nährte die träge Sorgloſigkeit, womit die Bevölkerung ſich gewöhnt hatte, von dem Vorhandenen zu zehren und in den vorhandenen Geleiſen zu beharren, und ſich von dem Strom der Zeit tragen ließ. Alles Neue erſchien auch der Volksmeinung als eine drohende Störung und die geiſtliche Herrſchaft in ihrer einmal angenommenen Geſtalt als die einzig erträgliche. Dem nicht althergebrachten Schritte eines wohlmeinenden Fürſten trat im Volke ſelbſt gar die Macht der verdrießlichen Trägheit und die nur zu wohlbegründete Hoffnung entgegen, daß binnen wenig Jahren die beliebten Neuerungen von ſelbſt wieder über den Haufen fallen würden. Jeder auswärtige Einfluß, der dieſe Meinung hätte wankend machen können, ward durch Zenſur und ſtrenge Aufſicht des Bücherdrucks fern gehalten, jede Verbeſſerung der Schulen, welche die alte mönchiſche Art mit Eifer feſthielten, als Verderben angeſehen; ein ſicherer Inſtinkt leitete dahin, jetzt das kleinſte Eindringen proteſtantiſcher Elemente nach Kräften abzuwehren. Obwohl man in den größeren weltlichen Gebieten aus Staatsintereſſe duldſam geworden und die deutſchen Reichsſtände verpflichtet waren der evangeliſchen Kirche die gleiche Stellung wie der römiſchen einzuräumen, hielten es geiſtliche Erzſtifte nach Maßgabe des dem Papſte geſchworenen Eides, alle Häretiker und Schismatiker zu bekämpfen, es auch nicht unter ihrer Würde, ein paar proteſtantiſche Gemeinden mit grauſamer Härte ins Elend zu ſtoßen. Die meiſten kleineren und viele der größeren geiſtlichen Gebiete hatten ihre Bevölkerung rein von aller evangeliſchen Beimiſchung gehalten. Bamberg z. B. war ausſchließlich katholiſch; Münſter hatte nur einzelne ritterbürtige Familien und eine einzige Gemeinde evangeliſchen Bekenntniſſes; Mainz duldete mit ein paar Ausnahmen nur auf dem Eichsfelde und in Erfurt Proteſtanten, Würzburg hatte nur einzelne Gemeinden, Trier bloß in den Landes-

teilen, die es mit anderen Fürsten gemeinschaftlich besaß, evangelische Unterthanen und wachte so eifrig über die Reinhaltung seines übrigen Gebietes, daß im Jahre 1793 die öffentlichen Blätter es als ein außerordentliches Ereignis mitteilten, ein Protestant, namens Bücking aus Trarbach, habe die Erlaubnis erhalten, sich in Koblenz niederzulassen.

Während die weltlichen Fürsten Flüchtige aufnahmen, neue Zweige der Industrie und des Handwerks mit Opfern heranzogen, war man in den geistlichen Gebieten lange eifrig darauf bedacht, sich diese gefährlichen Elemente fernzuhalten; indes man anderwärts bemüht war, alle vorhandenen Hilfsquellen in Bewegung zu setzen, Ackerbau, Industrie und Handel dadurch zu heben, wurden hier die reichen Einkünfte des Landes in Üppigkeit, zum Teil außerhalb des Landes selbst, genossen und blieben der Arbeit der Bevölkerung entzogen. Bei dieser Staatskunst gelangte man freilich nicht dazu, in sandigen und sumpfigen Gegenden allmählich eine fleißige und wohlhabende Bevölkerung großzuziehen; dafür verbreitete eine Masse von Welt- und Klostergeistlichen weit über ihren Stand und ihre Klostermauern hinaus die faule Indolenz, an der sie selbst zu Grunde gegangen waren. Allein in den Hochstiften, mit Zuzählung einiger größerer Abteien, trieben sich sechzig bis siebzigtausend Ordensleute umher, und im Durchschnitt saßen auf jeder Geviertmeile geistlichen Landes fünfzig Priester. In Kurmainz, das man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf kaum 320000 Einwohner anschlug, gab es 2928 Personen geistlichen Standes und, die Soldaten, Offiziere und Schullehrer ungerechnet, außerdem noch gegen 2200 Beamte. Ungefähr 5100 Personen bedienten mit Rechtsprechen und Geldeinkassieren, Lehren und Beschützen, mit Tragen grauer, schwarzer und weißer Röcke, mit Abscherung ihres Hauptes oder Anhängen eines Schlüssels an ihren Rock die 318000 Einwohner des Staates, deren 62. Mensch ein Besoldeter, deren 106. ein Geistlicher war. Tausend träger Bauern und Handwerker, die auf der Geviertmeile durchschnittlich wohnten, mußten fünfzig Geistliche und zweihundertundsechzig Bettler ernähren und außerdem die prachtvolle Hofhaltung, die Üppigkeit der Domherren, die Geldsendungen nach Rom und die Zinszahlung für die meistens übermäßigen Schulden der Gebiete möglich machen. Aber trotzalledem, daß Städte und Dörfer verfallen schienen, die Straßen z. B. in Köln leer waren, hungernde, flehende Jammergestalten in abgenutzten Mänteln an den Thüren lagerten und lauernde, schmutzige, weibliche Gestalten die Straßen bevölkerten, trat doch nicht in den geistlichen Gebieten jene äußerste Not ein, die andere Landschaften so

oft heimsuchten, dafür schützte der Reichtum der Natur; aber Armut war genug vorhanden, und was schlimmer war, es fehlte jener aufstrebende Wohlstand und jenes Ehrgefühl der Arbeit, wie es in Gebieten von viel kargerer Begabung heimisch war. Die geistlichen Lande waren dafür das Paradies geistlichen Müßiggangs und hochadeligen Nichtsthuns, die rechte Heimatstätte der Protektion, der Sinekuren, der Vetterschaften und des großen und kleinen Bettels. Gegen die unwiderstehliche Gewalt des Beispiels, das mönchische Trägheit gab, schützte weder die angeborene Art eines rührigen und begabten Volksstammes noch die Überlieferung früheren Glanzes, der durch Arbeit erworben war.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schien das Bewußtsein, daß das Wesen dieser Stände dem nationalen und kirchlichen Zwecke ihrer Gründung gänzlich fremd geworden, selbst auch über die geistlichen Fürsten selber zu kommen. Allmählich fing man an im Stile der Zeit zu reformieren und dem Beispiel des aufgeklärten Absolutismus der weltlichen Staaten zu folgen. Seit lange Zeit hatte man so achtungswerte und tüchtige geistliche Fürsten nicht gesehen, wie in dem letzten Jahrzehnt vor der französischen Revolution.

So ausgezeichnete Männer wie Max Friedrich von Köln, Friedrich Wilhelm Franz von Fürstenberg in Münster, Clemens Wenceslaus von Trier, Emmerich Joseph von Mainz, Franz Ludwig von Erthal in Würzburg und Bamberg, Heinrich VIII. von Fulda haben sich redlich bemüht, Handel und Gewerbe zu heben, den Ackerbau zu fördern, die Abgaben zu mindern und das Volk aus seiner dumpfen Gleichgültigkeit zu erwecken, aber sie konnten die Gefahr nicht mehr beschwören, welche ihre Staaten bedrohte. Ihre Reformen kamen zu spät, um eine friedliche Umgestaltung vorzubereiten, aber noch früh genug, um die alten Ordnungen vollends zu zerrütten und die gefürchtete Krisis zu beschleunigen. Indem sie die alten Zustände in eine gewisse Bewegung und Gärung brachten und bestrebt waren, das Regiment der geistlichen Lande mehr auf den Fuß weltlicher Staaten zu setzen, weckten sie neue Bedürfnisse und förderten nur die allgemeine Einsicht, daß das geistliche Regiment sich überlebt habe. Die Vorberechtigten, der stiftsfähige Adel namentlich, fühlten sich durch die Reformen vielfach beeinträchtigt, Bürger und Bauern nicht völlig befriedigt. Als der Sturm von Westen kam, waren es daher vorzugsweise und im Grunde allein die geistlichen Gebiete, die sich willig und mit unverhohlener Freude der revolutionären Strömung hingaben. Am wenigsten hatte das deutsche Reich ein Interesse an dem Fortbestand

der geistlichen Stifte; ohne Arrondierung, ohne militärische Ordnungen und ihrer Natur nach auf ein friedfertiges, kriegsuntüchtiges Regiment angewiesen, machten sie das Reich gerade an der verwundbarsten Stelle schwach und ungeschützt. Die Ereignisse vom Jahre 1792 deckten dies in einer Weise auf, daß seitdem an eine Wiederherstellung der zertrümmerten Priesterstaaten nicht mehr zu denken war.

Alles, was von den zerrütteten Zuständen in den geistlichen Gebieten nur immer berichtet wird, gilt in der damaligen Zeit von Kurmainz: ein sorgloses und schlaffes Regiement, ein zum Teil landfremder Adel, der den Staat ausbeutete, ohne mit ihm innerlich verwachsen zu sein, das Volk in dumpfer Schwerfälligkeit erhalten und höchstens durch platten Sinnengenuß angeregt, kein selbstthätiger, durch Arbeit erworbener Wohlstand, wohl aber überall geistlicher Müßiggang, vornehmer und geringer Bettel war dort an der Tagesordnung. Der letzte Kurfürst Friedrich Karl, seinem trefflichen Vorgänger Emmerich Joseph unähnlich, ein rechter Vertreter der Verweltlichung im hohen Klerus, französisch gebildet und gesittet, auch von einem starken Anflug der vornehmen Modeaufklärung der Zeit beherrscht, von intriguanten Weibern und Höflingen geleitet und durch seinen Ehrgeiz, in der großen Politik eine Rolle zu spielen, bald von dieser, bald von jener Seite geködert, kein Bischof mehr und auch kein weltlicher Regent, veranschaulichte recht bezeichnend das widerspruchsvolle Dasein dieser geistlichen Kurfürstentümer. Daß ein Firnis von Aufklärung den Hof umgab, eine Anzahl litterarischer Berühmtheiten, wie Müller, Forster und Heinse, zum Zierat herbeigeholt war und man sich viel auf die duldsame Freisinnigkeit zu gute that, das alles hinderte gleichwohl nicht, daß im großen und ganzen der Staat eben doch nur für den stiftsmäßigen Adel, für Priester und Mönche geschaffen schien. Waren auch die litterarischen Prachtstücke, die der Hof herbeigezogen, meist Protestanten, so stand es um Schulwesen und Erziehung um nichts besser, als irgendwo sonst, da Mönche, Nonnen und Jesuiten die Volksbildung noch ausschließlich in Händen hatten. Auch hier ernährten, wie Forster sagt, die Bedürfnisse und der Luxus eines zahlreichen Adels und einer nicht minder zahlreichen Priesterschaft eine ungeheure Menge geschäftiger Müßiggänger, Vermittler oder Werkzeuge ihrer Üppigkeit, und das Vorbild von Nichtsthun, Unwissenheit und sinnlichem Genusse, zog auch im Volke die Weichlichkeit und den Leichtsinn groß, der zur Kennzeichnung der geistlichen Bevölkerung gehörte. Eben weil der gesunde, bürgerliche Kern fehlte, war es

auch nirgends so leicht als hier, der Revolution in ihrer widrigsten Gestalt Eingang zu schaffen.

Mainz, die Grenzfestung des Reichs, bot ein sehr friedsames Aussehen. Seit Jahren bepflanzte der Kommandant die Gräben mit Rebengeländen und Küchenkräutern, und auch auf den Schanzen und Glacis waren Gärten und Lusthäuser angelegt; der Kurfürst hatte zwar Schritte gethan, um eine Verbesserung der Werke von Reichswegen zu veranlassen, aber er war es auch gewesen, der an wichtigen Stellen englische Gärten schuf, zur Verschönerung seines Sommerpalastes Schanzen verwüstete und zur Herstellung von Spaziergängen Batterien abtragen ließ. Wohl ward ein paar Monate angesichts des Krieges an den verfallenen Festungswerken gearbeitet, aber der Kurfürst verkaufte aus seinen Waldungen dazu die nötigen Palissaden, um ein hübsches Stück Geld zu gewinnen.

Als Custine heranrückte, war die Festung in einer Lage, daß sie kaum einige Stunden einem kräftigen Angriff Widerstand leisten konnte; ein furchtbarer Schrecken ergriff die hohen Kreise. Der Kurfürst brachte sich zuerst in Sicherheit und gab damit das erwünschte Beispiel einer unbeschreiblich eilfertigen Flucht des gesamten hohen Kurstaates. „Was der durch vervielfältigte Zölle und adelige Vorrechte gelähmte Handel nie vermocht hatte", erzählt Forster, „das schuf in diesem Augenblicke die Furcht; unser schöner ehrwürdiger Rhein gewährte zum erstenmale den erfreulichen Anblick des lebendigen Fleißes, wozu ihn die Natur so eigentlich hergegossen zu haben scheint. Unzählige Fahrzeuge von allerlei Größe, mit Waren tief beladen, Jachten und Nachen mit Hunderten von Passagieren fuhren unaufhörlich nach Koblenz hinunter. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um den zehnfachen Preis, den es die ersten gekostet hatte, fortzukommen. Die reichen, mit Edelsteinen und Perlen gestickten Infuln und Meßgewänder, die Bischofsstäbe, Altargeräte, Heiligenbilder wurden nach Düsseldorf gebracht; ebendahin wanderte das Archiv des deutschen Reichs." Dem Kurfürsten ward nacherzählt, daß er bei seiner nächtlichen Flucht das Wappen an seinem Wagen habe auslöschen lassen! Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, erschien in dem Augenblicke, wo Adel und Geistlichkeit das Ihrige in Sicherheit gebracht, ein strenges Verbot, das allen übrigen Einwohnern die Flucht bei schwerer Ahndung verbot. War es ein Wunder, daß sich schon beim ersten Angriff eine Menge Leute an Custine herandrängte, um ihm zu beteuern, wie sehnsüchtig das Volk der Befreiung vom Adel- und Priesterjoch entgegensehe?

So ging denn die wichtige Festung verloren. Seit Mitte Oktober 1792 fühlte sich keiner von den kleineren Herren, die sich vom Breisgau bis nach Westfalen in die deutschen Rheinlande teilten, in seiner Residenz mehr sicher; alle zogen rückwärts, ließen zum Teil Land und Leute völlig im Stiche und waren dann höchst erzürnt, wenn die Unterthanen sich nicht für einen Staat und eine Regierung totschlagen lassen wollten, die sich so mutlos selber aufgaben. Aber nicht nur am Rhein war der Schrecken grenzenlos; er übte weithin seine ansteckende Kraft. Der Bischof von Würzburg, der zu Fulda und das Reichskammergericht zu Wetzlar erbaten sich Schutzbriefe; in Würzburg, Bamberg und Regensburg war man mit Einpacken beschäftigt, und die Gesandten in Regensburg mieteten schon Schiffe, um die Donau herabzufliehen. So furchtbar rächten sich die schwächlichen Zustände in all den geistlichen und weltlichen Kleinstaaten, wo statt eines gut eingerichteten Militärs Pracht und Luxus den Gegenstand bildete, woran Geld und Einkünfte verschwendet wurden.

L. Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen. Berlin 1861. — Th. Perthes: Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg und Gotha 1845. — J. G. Forsters Briefwechsel. Leipzig 1829.

39. Die Reichsritterschaft.

Neben den kleinen fürstlichen Gebieten bildete in der Mannigfaltigkeit der alten Reichsstände die reichsunmittelbare Ritterschaft eine ganz eigentümliche Gruppe. Sie stand mit dreißig Herrschaften, fünf gauerbschaftlichen Orten und den Reichsdörfern ganz außerhalb der zehn Reichskreise und zählte 1520 Güter, die zusammen etwa 200 Geviertmeilen mit 300000 Einwohnern umfaßten und 350 Familien gehörten. Vom Niederrhein, von der Eifel und dem Hunsrück, vom Westerwald und Vogelsberg, vom Thüringer- und Böhmerwald zog sich durch das südliche Deutschland bis an die Alpen hin die zerstreute Menge ihrer kleinen Gebiete. Hin und wieder saßen die kleinen Herren noch in den alten, von ihren Ahnen vererbten, auf den Höhen gelegenen Stammburgen; meist aber hatte das spätere bequemere Geschlecht sich wohnliche Häuser unten in den Thälern nahe an den Ortschaften erbaut. Rund umher lagen die herrschaftlichen Gärten und Waldungen, Wiesen und Äcker; zuweilen bevölkerten Städtchen oder Flecken mit Märkten und zunftgerechten Handwerkern, meist indes nur einige Dörfer, Weiler und Mühlen die Gebiete, deren Umfang selten mehr als einige Stunden betrug. Kleinere Güterstücke, Waldungen, Zehnten und Gefälle in den benachbarten Territorien traten zuweilen hinzu und machten auch wohl, wie namentlich am Rhein, den Hauptbestandteil ihres Vermögens aus.

Auf diesen Gütern saßen die Nachkommen des alten unmittelbaren Kriegerstandes, denen es gelungen war sich mit Person und Gütern frei von landesherrlicher Gewalt zu halten, um, als des heiligen Reiches freie unmittelbare Ritterschaft nächst Gott nur den Kaiser als ihren Herrn anerkennend, von dem Ruhme ihrer Vorfahren zu zehren. Die einen brachten als Landwirte ihr Leben in der Bewirtschaftung ihres Grundes und Bodens hin; einfach, tüchtig, noch immer den Widerschein guter Gewohnheit und alter deutscher

Weise bewahrend, waren sie unter ihren Bauern heimisch und blieben jeder geistigen Entwickelung entfremdet. Andere, durch den Besuch der Universitäten, durch Reisen oder den Aufenthalt an fürstlichen Höfen gebildet, nahmen geistige Interessen mit auf das Land und gaben selbst zu der Klage Veranlassung, daß sie ihre Einkünfte in der Anlegung großer Bibliotheken und in anderen wissenschaftlichen Liebhabereien verschwendeten. Unter ihnen fanden sich Familien, welche Geist und Kraft genug bewahrt hatten, um Männer zu erzeugen, die, wie der Freiherr von Stein, tief in das Geschick Deutschlands eingreifen sollten. Die große Mehrzahl aber führte ein Leben anderer Art. Vom Dorfschreiber notdürftig im Lesen und Schreiben unterrichtet, später während einiger Jahre durch die höhere Schule eines benachbarten Städtchens oder durch die Hand eines demütigen Präzeptors oder ritterschaftlichen Pastors gegangen und als Sprößling des reichsfreiherrlichen Geschlechts hoch und wert gehalten, hatten sie nicht gelernt, ihren Neigungen, die sich mehr auf Pferde und Reiten als auf irgend etwas anderes richteten, Zwang anzuthun. Dann kehrten sie für immer der geistigen Beschäftigung den Rücken und sahen auf dem elterlichen Gute der Bewirtschaftung und dem sonstigen Leben und Treiben des Vaters zu, bis sie selbst mit dessen Tode das Gut übernahmen und nun den einen Tag mit Windreiten, den anderen mit Gänse- oder Entvogelstellwerk zubrachten. Die unausgefüllte Zeit wurde bald mit Befriedigung kostbarer Liebhabereien, bald mit wilden Ausschweifungen getötet, Schmausereien und wüste Trinkgelage gingen unter den Nachbarn die Reihe um. Abschreckende Züge roher und verwilderter Sitte ließen nur zu sehr das einreißende Verderben erkennen; in einer Anzahl reichsgerichtlicher Erkenntnisse ist von einer „sehr niederträchtigen, unanständigen und gefährlichen Art sich zu betragen", von jener „so schlechten und ehrvergessenen Art sich zu benehmen, daß um ferneres Unglück zu verhüten Verhaftung nötig sei", von „einem geraume Zeit hindurch ärgerlich und ruchlos geführten Lebenswandel" die Rede; ja die gemeinen Verbrechen der Fälschung, des Betruges, der Falschmünzerei, des Mordes, selbst der Blutschande und ähnliche Greuel kamen häufiger vor, als man es bei einer noch so schlechten Erziehung denken sollte. Nur bekannt mit den Verhältnissen zwischen Reichsrittern und Bauern, glaubten sie sich über alle nicht Reichsunmittelbaren ebenso wie über ihre Bauern erhaben. „Viele", sagt Moser aus eigner vielfacher Erfahrung, „sind der Art, daß man leichter und angenehmer mit manchen großen regierenden Fürsten umgehen kann." Während sie selbst den landsässigen Adel durch Stolz und Anmaßung zurückstießen

ließen sie sich dagegen nicht selten durch Langeweile oder durch die Hoffnung auf den Excellenztitel oder durch die Lust mit einem Fürsten aus derselben Schüssel zu essen verleiten, in fürstliche Dienste zu treten, ihre natürliche Stellung aufzugeben und sie mit einer „glänzenden Knechtschaft" zu vertauschen. Da ihnen bei mangelnder Geschäftsbildung nur die Hofdienste offen standen, so verschwendeten sie in Spiel und Trunk neben ihrer Besoldung auch das eigne Vermögen und trugen den völligen Ruin in die Ritterburgen hinein. „Einem Fürsten", sagt Moser, „dient man ja wohl eine Zeitlang um Ehre; man sucht ihm gefällig zu werden, man opfert seine letzten Kräfte, um der Nächste nach ihm zu sein, und die Hoffnung läßt den Mut niemals sinken, wenn auch Geld und Kredit verschwunden. Der Hof macht selten reich. Der Fürst gibt dem Edelmann eine ehrliche Besoldung und hilft ihm durch Spiel und Gelage sie ehrlich wieder verzehren. Man muß allmählich von dem Seinigen zusetzen, man borgt, der Gläubiger drängt auf Zahlung, der Fürst erfährt es, die Kammer zahlt dem Ritter seine Schulden, bekommt dagegen seine Güter und dieser einen vornehmen Dienst beim Stall, bei der Hofküche oder dem Keller, welcher ihm, so lange er lebt, hinreichend ist, seine glänzende Knechtschaft zu vergessen."

Aber noch andere innere Bedrängnisse gab es, die den Bestand der Ritterschaft schädigten. Es war das Unwesen aufgekommen, die Zahl derer, die keine Hand breit unmittelbaren Landes besaßen und doch die staatsrechtlichen Eigenschaften der Ritter beanspruchten, ins ungemessene wachsen zu lassen und dadurch bei vermindertem Besitz die Menge der Genießenden stetig zu mehren. Unmutig ruft deshalb Moser aus: „Vormals wußte man von keinem fürstlichen Hause ohne Fürstentum, keinem gräflichen ohne Grafschaft; nun ist alles anders, wir haben 150 Personalisten gegen einen Realisten; es ist alles bei uns in Konfusion, so gut oder ungut als Polen durch Verwirrung regiert wird."

In der Regel war die Wirtschaft der kleinen Ritter so übel als möglich; sie galten als die schlechtesten Haushalter, man klagte, sie machten falsche Hypotheken, mißbrauchten das Ratssiegel in schändlicher Weise und beschleunigten ihren Ruin durch eine Sittenlosigkeit ohnegleichen; immer mehr Güter fielen der Schwelgerei und dem Großthun zum Opfer. Nur wo es einem herabgekommenen Herrenhause gelang in mehreren Geschlechtern eine Domherrnstelle oder gar einen geistlichen Fürstenhut zu erlangen, ward es in den Stand gesetzt, seinen wirtschaftlichen Ruin aufzuhalten. Solange die Kirchenstifter dazu verwandt wurden, die jüngeren Söhne verarmter Frei-

herrn und Grafen zu unterhalten, so lange vermochte der Reichsadel überhaupt noch sein Dasein zu fristen.

Die Stellung, welche die Reichsritter zu Land und Leuten in ihren Gebieten einnahmen, war in der seltsamsten Weise aus den Rechten des Grundherrn, des Gutsherrn, des Leibherrn und des Landesherrn zusammengesetzt. Den Unterhalt lieferte ihnen zunächst der Ertrag aus Feld und Wald, zu welchem hohe und niedrige Jagd, Fischerei in den Seen und Bächen, Gefälle aller Art und etwa ein herrschaftliches Wirtshaus, eine Brauerei, eine Mühle, ein Eisenhammer erwünschten Zuschuß gewährten. Sodann waren die ritterschaftlichen Körperschaften berechtigt den Unterthanen in ihren Gebieten „die ordentliche ritterschaftliche Steuer" aufzulegen d. h. Abgaben, deren die Rittertruhe zur Führung gemeinsamer Prozesse, zu nachbarlichen Handlungen, zum Unterhalt der Abgeordneten an dem kaiserlichen oder einem fürstlichen Hofe und zu anderen gemeinsamen Ausgaben bedurfte. Die einzelnen Ritter waren befugt, nachdem sie zuvor der Schulzen und Heimburgen Bedenken vernommen, die Dorfumlagen zur Bestreitung der Grundbedürfnisse ihres Gebietes aufzulegen und einzuziehen. Außerdem aber forderten sie von ihren Unterthanen die Leistung einer Masse von Fronden. Im Walde mußten dieselben die jungen Erlen und Weiden setzen, Eicheln und Tannensamen säen, Bau- und Brennholz fällen, Wachholderbeeren schlagen, Hopfenstangen schnitzen. Auf den ritterschaftlichen Äckern mußten sie pflügen, säen und mähen, mußten das Getreide dreschen, auf den Kornböden umwenden und ausmessen. Zu den Neubauten und Verbesserungen der herrschaftlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäude fuhren sie Holz und Steine, zu den Brauereien das Wasser, in die Schmieden die Kohlen. In den Gärten brachen sie dem Herrn seine Schlehen und Hahnebutten, schüttelten sein Obst und lasen es auf; sie fegten den Schloßplatz und hielten ihn rein vom Grase, sie fingen die herrschaftlichen Fische, hackten das Eis auf und trugen es in ihres Herrn Eiskeller. Dagegen erhielten sie von diesem Holz aus seinen Wäldern zu ermäßigten Preisen, hatten Mast und Holzlese, und manche Fronden thaten sie wie von alters nur gegen eine Ergötzlichkeit mit Essen und Trinken. Da die Reichsritter Fronden und Zehnten, die überall, wenn auch in verschiedenem Umfange, bestanden, als Leib- und Grundherren forderten, so hatten sie es erlangt, daß in den kaiserlichen Wahlkapitulationen, worin die Vorrechte der Landesherren bestimmt waren, auch ihrer fiskalischen Rechte gedacht ward. Kraft dieses Anspruchs erhoben sie die Nachsteuer, zogen erblose Güter und Geldstrafen ein und konfiszierten

Vermögensstücke. Wie die reichsständischen Landesherren übten sie das kleine und große Weidwerk meistens in ihrem ganzen Gebiete, hetzten und beizten, soweit ihre Grenzen gingen. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit hatten sie immer, den Blutbann dagegen nahm der Kaiser in Anspruch, erteilte ihn aber meistens den Rittern zu Lehen, wie die an ihren Sitzen aufgerichteten Galgen bezeugten. In den Religionssachen waren ihnen durch den westfälischen Frieden gleiche Rechte mit den Reichsständen zugestanden; in Rechts- und Polizeisachen trafen sie Anordnungen, denen die Unterthanen nachkommen mußten, sie konnten dieselben bewaffnen und in den Waffen üben, selbst ritterschaftliche Lieutenants und Wachtmeister kamen vor.

Die Reichsritter traten daher als Gutsherren auf, welche jeder Staatsgewalt entzogen waren, sie erschienen selbst als Landesherren, und ihre Gebiete trugen den Schein des Staates; aber bei deren inneren und äußeren Unbedeutenheit entbehrten die Unterthanen jeglichen Schutzes. Ein Mißbrauch der landesherrlichen Gewalt konnte um so weniger ausbleiben, als die geringe Achtung, in der die Bauern standen, und die Menge und Kleinheit der ritterlichen Güter es möglich machten, ihr tyrannisches Wesen ganz im Verborgenen zu treiben. Ohne Zweifel haben manche den Vorschriften der Ritterordnungen (z. B. vom Jahre 1720) nachgelebt: „die armen Unterthanen wider die Gebühr nicht zu bespannen“ und den alten Rat befolgt, daß die ritterliche Obrigkeit sich gegen die Unterthanen halten solle, wie ein Vater gegen seine Kinder, wie ein Hirt gegen seine Schafe. Von ihnen aber sprach niemand, und die Nachwelt kann nichts von ihrem Walten berichten. Wohl aber haben sich zahllose Klagen und Beschwerden erhalten über harten Druck und schonungslose Willkür der Ritter gegen ihre Bauern. Die Herren verweigerten oder erschwerten die ihren Unterthanen schuldigen Pflichten: die Weide, die Mast, die Holzlese, die Brenn- und Brauholzgerechtigkeit; sie forderten mit Härte und Unbarmherzigkeit Fronden an weitentlegenen Orten und auf unbrauchbaren Wegen, sie erzwangen mit ihrer obrigkeitlichen Gewalt neue, weder durch Lagerbücher noch durch Herkommen begründete Dienste, drückten und verschonten nach Ungunst und Gunst, so daß „manche bei ihrem häuslichen Leben und Nahrung nicht verbleiben konnten.“ Sie legten Geldstrafen und Konfiskationen ohne Urteil und Recht auf und behaupteten und erzwangen ein unbeschränktes Besteuerungsrecht über ihre Unterthanen oder ließen von den ordentlichen ritterschaftlichen Steuern ihre Söhne studieren, Treibhäuser und Pferdeställe bauen und ihren Witwen Unterhalt gewähren. Schwere Missethaten, auf den Schlössern einzelner Ritter

verübt, wurden bekannt, und vor allem fand das corpus evangelicorum auf dem Reichstage häufig Veranlassung sich der evangelischen Unterthanen katholischer Reichsritter hilfreich anzunehmen. Nicht selten ganz in den Händen ihres Schloßkaplans, suchten sie „ihrer evangelischen Unterthanen wohlhergebrachte Religionsübung oder auch die Unterthanen selbst zu vertilgen“ und vergriffen sich an den Einkünften der Kirchen und Schulen; wenn die evangelischen Gemeinden dergleichen Neuerungen widersprachen, so erklärten sie dieselben für Rebellen und trachteten sie durch Strafen und Exekutionen völlig auszurotten. In zahllosen Gesuchen mußten die evangelischen Stände den Kaiser bitten, „in dergleichen zaum- und zuchtloses Wesen ein allernachdrücklichstes Einsehen zu haben.“

Fast überall, wenn auch aus verschiedenen Gründen, fand sich auf den reichsritterschaftlichen Gebieten inneres Zerwürfnis zwischen dem Gutsherrn und den Bauern, die ihr Widerstreben in oft begründeten, oft aber auch ganz widersinnigen Klagen und Beschwerden bei den Reichsgerichten kund thaten. Nicht selten wurden die Unterthanen dahin gebracht, sich gegen ihre Herrschaft zu empören und einen benachbarten Landesherrn als ihre Obrigkeit anzuerkennen oder mit Ziehung der Sturmglocke in vollem Aufruhr ihre Herrschaft anzugreifen. Nach der Schilderung der Zeitgenossen standen auch viele ritterschaftliche Gebiete noch tief unter jenen fürstlichen Landen, deren Regierung nichts weniger als musterhaft war. „In manchen Gegenden“, sagt Moser, „braucht man sich gar nicht erst nach der Ortsherrschaft zu erkundigen, man sieht es dem ganzen Orte an, daß er ritterschaftlich ist.“ Ein anderer, der den südwestlichen Winkel Deutschlands durchreiste, nennt die Bevölkerung daselbst politisch völlig verwahrlost; kein Volk sei so wenig von seinem Vaterlande, von seiner Gesetzgebung unterrichtet, wie dort; die Leute wüßten nicht einmal, ob der Staat von einem gemeinsamen Oberhaupte regiert werde, und würden den Namen ihres Landesherrn nicht kennen, wenn sie ihn nicht auf den Steuererlassen läsen. Zur Unterdrückung geboren, erhebe sich ihr Geist nicht von der Erde.

Schon lange war im Volke eine starke Mißstimmung gegen die Ritterbürtigen vorhanden. Bereits während des dreißigjährigen Krieges hatte Opitz geschrieben:

Wie nichtig ist doch des Adels Namen führen!
Ist es nicht sich nur mit fremden Federn zieren?
Wenn Adel heißt von Eltern edel sein,
so putzet mich heraus ein angeerbter Schein,

und ich bin, der ich bin. Kann gleich von vielen Zeiten
dein Stamm bewiesen sein und dir zu beiden Seiten
kein Wappen an der Zahl, kein blanker Helm gebricht,
du aber bist ein Stock, so hilft die Abkunft nicht.

Heftiger hatte sich noch Moscherosch ausgesprochen. „Lügen heißt bei einem Kavalier höflich sein, ein Ding auf Schrauben stellen heißt bei ihm verständig sein, und das sind seine beiden Haupttugenden; ungestüm und unverschämt sein ist edelmännisch.“ Im Simplizissimus will der für Juppiter sich haltende Narr alle Großen, die Herren bleiben wollen, nach Asien vertreiben. „Was in Deutschland bleibt, wird leben müssen wie andere gemeine Leute; das bürgerliche Leben der Deutschen wird alsdann viel genügsamer und glücklicher sein.“ Mit beißendem Spotte geißelt Moscherosch schon die Schwäche des nie aussterbenden Geschlechts, das, um in den beneideten Reihen der Ritterbürtigen erscheinen zu können, die eigne Persönlichkeit verstecken und verleugnen möchte. Es tritt einer auf mit einem Busch Federn, mit güldener Kette und geschlitztem Kleid: er ist ein Pfefferſack, will ein Junker sein, und sein Vater ist ein Schneider, will sich nicht mehr Metzger sondern Herr von Metzegern nennen lassen, damit er unter die altgebornen vom Adel, unter die alte Ritterschaft gerechnet werde. Diese stillschweigend angenommene und oft genug auch ausgesprochene Behauptung, daß den Ritterbürtigen eine Gesinnung einwohne, welche ihnen Anspruch auf eine bevorzugte Stellung gebe, verwundete das soziale Leben an seiner empfindlichsten Stelle und macht die steigende Erbitterung erklärlich, mit der die öffentliche Meinung den Ritterbürtigen entgegentrat. Unmittelbar auf die Wurzel der angemaßten Stellung im Staate, auf die Gesinnung der Ritterbürtigen richteten sich die heftigsten Angriffe, die durch ihre Roheit nicht weniger als durch ihre äußere französische Bildung nur zu sehr begünstigt wurden. Nicht über Nacht ist daher der Ingrimm und der leidenschaftliche Hohn erwachsen, mit dem die Ritterbürtigen sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfolgt sahen; nicht zu verwundern, daß kein Stand im alten Reiche bei der Mehrzahl des Volkes so verhaßt war, wie der alte Reichsadel. Eine solche Verachtung und Geringschätzung ruhte auf ihm, daß es nur des ersten Anstoßes von Westen her bedurfte, um ihn unbeschützt und unbeklagt gänzlich zu Boden zu werfen.

Die ritterschaftlichen Enklaven waren es vor allem, die recht eigentlich die üblen Folgen der Kleinstaaterei zu Tage treten ließen. Wo sie zwischen den größeren Gebieten eingestreut lagen, trugen sie

nur dazu bei, jede gesunde Entwickelung zu hemmen. Man klagte, sie störten den Verkehr, beeinträchtigten die öffentliche Sicherheit und machten jede strenge Handhabung von Gericht und Polizei unmöglich; bei ihnen gebe es keine Handels- und Zollordnung, noch weniger treffliche Schulen, die rings umher zu finden seien; es sei nicht zu glauben, welche Mühe und Umschweife es koste, auch nur eine kleine Strecke von wenig Meilen dem Verkehr zugänglich zu machen, und welch unüberwindliche Hindernisse die Freiheit der großen Heerstraße von Nürnberg nach dem Rhein an einigen wenigen ritterschaftlichen Dörfern finde! Auf der anderen Seite unterließen die angrenzenden Reichsstände auch nichts, die verhaßten ritterschaftlichen Gebiete durch Hemmung des freien Verkehrs möglichst zu schädigen. Darum konnte dort kein Handwerk gedeihen, sich kein Markt bilden; es fehlte jeder ungestörte Verkehr nach außen. Die Bewohner waren meist auf den Ackerbau und solche Erwerbszweige beschränkt, die sich neben demselben betreiben ließen. Alles, was Polizei und öffentliche Sicherheit anging, lag in arger Zerrüttung, und wenn ein Verbrechen vorkam, mußte man sich erst nach einem auswärtigen Rechtskundigen umsehen; eine eigne Ordnung und rechtliche Überlieferung bestand so wenig wie eigentliche Zuchthäuser. Es kam vor, daß ein Angeklagter gerechten Anlaß hatte sich über Gewaltthaten zu beschweren, weit mehr aber hatten alle Nachbarn darüber Klage zu führen, daß die reichsritterlichen Orte die Zuflucht aller Diebe und Gauner seien. In der That bildeten sie einen fruchtbaren Boden für das wuchernde Gedeihen von Strolchen aller Art, da die Ritter gegen ein mäßiges Schutzgeld alles mögliche Gesindel bei sich aufnahmen, das dann heuschreckenartig aus seinen Schlupfwinkeln über die benachbarten Gebiete herfiel.

Es ist bekannt, wie die katholische Kirche und die Klöster das Bettelwesen durch die reichlichen Almosen, die sie ohne Wahl und Prüfung austeilten, unterstützten, wie die häufigen Wallfahrten eine ergiebige Ernte für das umherstreifende Gesindel zu sein pflegten. An manchen Orten auf dem Lande war auch den armen Leuten gestattet zu gewissen Tagen unter Gebeten und Gesängen mit einem Kreuz voran umherzuziehen und das Mitleid der Leute anzuflehen. In den meisten Gemeinden des Südwestens sah man sich kaum im stande sich des Andrängens gesunder, arbeitstüchtiger Bettler zu erwehren; nur die erkrankten Armen aus der Fremde wußte man sich vom Halse zu schaffen, indem man sie mittelst sogenannter Krüppelfuhren so lange von Ort zu Ort bringen ließ, bis sie entweder gehen konnten oder ihren Geist aufgaben. Es ward zuletzt so arg, daß die Kreis-

stände Schwabens (1784) sich zur unnachsichtigen Beseitigung aller fremden Bettler aus ihren Gebieten verbanden; kein Siecher, Waldbruder, angeblich italienischer Geistliche, kein Prinz vom Libanon, der 1763 durch die Lande gezogen und überall Geld, freie Zehrung und Fuhre begehrt, keine Offiziere mit ihren Frauen und Töchtern, keine polnischen Juden, Quacksalber, Wurzelkrämer, Pilgrime, Eremiten u. a. sollten fortan mehr geduldet werden, aber alle noch so strengen Erlasse hatten nur wenig Erfolg. In Schwaben bildete sich sogar ein förmlicher Bettelorden, die sogenannten Freileute, die sich täglich zwanzig Kreuzer verdienten und ihr Gewerbe damit entschuldigten, daß sie keine Arbeit gelernt hätten. In geistlichen Gebieten rechnete man auf 1000 Einwohner 260 Bettler und fand es nicht mehr auffallend, wenn sie in Scharen von fünfzig und mehr Mann den durchfahrenden Postwagen umlagerten. Obwohl den Bettelvögten eine besondere Belohnung für jeden eingebrachten Vaganten, z. B. in Baden-Durlach ein Gulden für einen Vaganten und $^1/_2$ Gulden für einen Bettler, versprochen ward, wagten dieselben in manchen Gegenden nicht mehr Gewalt zu gebrauchen. In Baiern mußte man deswegen einmal vier Regimenter Reiterei aufbieten, um alle über das Land zerstreuten fremden Bettler aufzugreifen.

Schon diese üblen Verhältnisse brachten die Reichsritter in einen schlimmen Geruch bei den Landesherren. Dazu kamen andere Umstände, die der feindlichen Stimmung derselben bei den täglichen Berührungen und den vielfach verschlungenen Verhältnissen Luft zu machen Gelegenheit boten; Jagd, Fischerei, Geleite, Recht auf Nachsteuer und erblose Güter ward von den einen behauptet, von den anderen bestritten. Zollfreiheit der eigenen Erzeugnisse gab Anlaß zur Schmuchelei oder zu Anschuldigung derselben. Ritter nahmen reichsständische Unterthanen in ihre Körperschaft auf und behaupteten nun deren Unmittelbarkeit, Landesherren verlangten von den Rittern Teilnahme an öffentlichen Lasten, an Wegebauten, Einquartierung u. a. Am häufigsten gaben zu Streitigkeiten die vielen Lehnsverbindungen Anlaß, die zwischen Landesherren und Reichsrittern bestanden. Die Landesherren klagten, daß der Kaiser aus besonderer Vorliebe für die Ritterschaft deren Privilegien und Freiheiten immer mehr ausdehne; sie behaupteten, die Reichsgerichte sprächen parteiisch zu Gunsten der Ritter Recht, die heutige Ritterschaft erkühne sich viel mehr als ihre Vorfahren und sei noch immer nicht geneigt ihre angewohnten übertriebenen Zudringlichkeiten und ihre kaum mit der gesunden Vernunft, viel weniger mit Recht und Billigkeit stimmenden Forderungen aufzugeben.

Die Ritter erkannten die Gefahr, die für sie aus der Abneigung der ihnen an Macht weit überlegenen Landesherren erwachse, und suchten durch Einigungen sich untereinander zu stützen. In Schwaben, in Franken und am Rhein waren sie zu größeren Genossenschaften zusammengetreten, welche die Namen schwäbischer, fränkischer und rheinischer Ritterkreis führten. Die Kraft derselben ward weniger durch eine große Zahl von Rittern als durch die Zahl der ritterlichen Gebiete begründet, weil die sehr bedeutenden Kosten zur Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten nicht von diesen, sondern von den Bewohnern ihrer Güter aufgebracht wurden. Um zu verhindern, daß nicht die reichsritterlichen Besitzungen durch Veräußerungen an Reichsstände oder Landsassen in fremde Hände kämen, hatte die Ritterschaft das Vorkaufsrecht durch kaiserliche Bewilligung erlangt, aber in Wirklichkeit wurde die Abnahme ihrer Gebiete dadurch nicht aufgehalten, da viele Güter bei dem Aussterben der Familie als eröffnetes Lehn an reichsständische Lehnsherren zurückfielen und oft auch reichsritterliche Vasallen ihr Lehn gegen eine Entschädigung aufgaben. Auch der innere Zustand ihrer genossenschaftlichen Verfassung ließ viel zu wünschen übrig. Laut und immer lauter wurden die Klagen über den willkürlichen Gebrauch der den Kreisdirektoren zustehenden Gewalt, aus Unverstand und Bosheit Prozesse viele Jahre lang hingeschleppt und Erinnerungen verächtlich zurückgewiesen. Innerhalb der einzelnen Kreise brachen oft Händel aus, die Räte des Kantons setzten wohl ihren Ritterhauptmann ab, belegten seine Besoldung mit Beschlag und forderten ihn zur persönlichen Verantwortung vor. Nur selten griffen, um dem Unwesen zu steuern, die Ritterkonvente ein, weil deren Mitglieder selbst manchmal die Hand auf den Mund legen mußten und die meiste Zeit mit Essen, Trinken und Zanken zubrachten. Wenn einzelne Ritter sich zu laut tadelnd und beschwerend erhoben, wurde ihr Eintritt in den Ritterrat und dadurch ihr Schweigen bewirkt.

Die innere Zerrüttung ließ mit Bestimmtheit erkennen, daß die Reichsritterschaft aus eignen Kräften weder die fortschreitende Loslösung einzelner Rittergüter und Unterwerfung unter fürstliche Gewalt verhindern, noch eine kräftige Erhebung bewirken könne, um bei außerordentlichen Ereignissen alle für einen und einer für alle Leib und Gut zu wagen. Im Reiche und nur im Reiche konnte die Möglichkeit für die Ritterschaft gegeben sein, ein Dasein, welches sie Jahrhunderte lang durch dasselbe erhalten hatte, auch fernerhin zu fristen. Aber auch das war nur der Fall, wenn sie mit dem Reiche als dessen lebendiges Glied verwachsen war. Und gerade

daran fehlte viel. Sie standen ganz vereinzelt in dem deutschen Staatenbunde da; weder den größeren Reichsständen noch den Unterthanen ähnlich, weder Vertreter noch Vertretene auf dem Reichstage, zwar Glieder des Reiches, aber ohne demselben Steuern zu zahlen, nach ihrer Meinung nur allein dem Reiche verpflichtet und außerdem bereit in Zeiten der Not dem Kaiser eine freiwillige Steuer zu entrichten, wie sie wieder kein anderer Reichsangehöriger zu zahlen gewohnt oder gebunden war. Ihre alte kriegerische Bedeutung für das Reich hatten sie längst verloren; weder Marsch- noch Quartierlasten für die Reichstruppen trugen sie, zur Unterhaltung des Kammergerichts gaben sie nichts und forderten sogar für etwa geleisteten Vorspann bei Bewegungen des Reichsheeres Ersatz aus den Reichsumlagen. Nur selten zeigten sich innerhalb der Ritterschaft Spuren eines lebendigen inneren Interesses für das Reich; selbst die Erinnerung an die alte glanzvolle Stellung, welche ihre Vorfahren zum kriegerischen Schirm Deutschlands gemacht hatte, schien in der unmittelbaren Ritterschaft des vorigen Jahrhunderts erloschen. Längst war die Zeit dahin, wo sie stets bereit und stets begierig zum Kampf auf des Kaisers Ruf mit Knappen und Reisigen aus ihren Burgen aufgebrochen, um mit dem Schwerte in der Hand die eigne Unabhängigkeit und des Reiches Ehre gegen die Überfälle Fremder und gegen fürstliche Eingriffe zu wahren. Sie war das Element gewesen, an welches Luther seinen gewaltigen Aufruf zur Erhebung, zu des christlichen Standes Besserung gerichtet, und doch hatte sie hingelebt von Geschlecht zu Geschlecht ohne einen Beruf für das Ganze, mit keiner anderen Aufgabe als das der Selbsterhaltung. Es gehört zu den schwersten Mißgeschicken unserer deutschen Entwickelung in den neueren Jahrhunderten, daß diese wertvolle, von dem trotzigen Freiheitssinn alter Zeiten erfüllte, zu energischer Thätigkeit recht eigentlich berufene Ritterschaft keinen ihrer Natur entsprechenden Wirkungskreis in dem nationalen Leben finden konnte und so als unthätiges Glied fast verdorrte. In der Mitte zwischen dem Ruhm vergangener Tage und der Gegenwart lag die Zeit eines wilden Räuberlebens, welche die Herrlichkeit früherer Thaten und früherer Gesinnung verdeckte.

Von allen Überlieferungen der alten Tage war nur eine einzige in voller Kraft geblieben, das freundliche Verhältnis zu dem Kaiser. Die Ritterschaft erschien als der letzte Reichsstand, bei dem die Unmittelbarkeit noch eine Wahrheit und die Regierung durch den Kaiser im alten Sinne zu verstehen war. Auch nahm derselbe die Rolle eines Beschützers der Ritter, die in ihrer Gesamtheit ein gewisses

Gegengewicht gegen die Landeshoheit in Süddeutschland bildeten, mit aller Sorgsamkeit wahr. Sie genossen durch kaiserliche Vergünstigung Schutz gegen jeden Arrest, ausgenommen, wenn es sich um Mord, Brandstiftung u. a. handelte, sie mußten von dem Kaiser die Belehnung mit dem Blutbann ausdrücklich nachsuchen, die Oberaufsicht desselben anerkennen und hatten das Recht Bündnisse zu schließen und Steuern aufzulegen. Freilich wurden die kaiserlichen Rechte je nach Zeit und Umständen schwankend und beschränkt ausgeübt, aber immer blieben sie bedeutend genug, um den Kaiser in jeder Beeinträchtigung der Ritter eine Beeinträchtigung des eignen Rechts erblicken zu lassen. Auch durch ihre freiwilligen Gaben erhielten sie eine besondere Bedeutung für ihn, da diese nicht nur die größte Einnahme bildeten, welche er vom Reiche genoß, sondern auch seiner alleinigen freien Verwendung überlassen blieben.

Der Kaiser, aber auch nur der Kaiser, sicherte den Fortbestand der Reichsritterschaft. Sank er, so sank auch sie. Ohne eigenes Leben, ohne Kraft aus sich selbst heraus irgend eine Staatenbildung hervor zutreiben, mußte sie schneller oder langsamer, je nach dem Gang der Begebenheiten, eine Beute der mächtigeren Landesherren werden.

Th. Perthes: Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg und Gotha 1845. — K. Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880. — L. Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Berlin 1861.

40. Das Reichskriegswesen.

Die alten Verfassungsformen und Einrichtungen, auf denen noch die Reichseinheit in ihren unvollkommenen Resten beruhte, waren schon längst in eine bedenkliche Erstarrung geraten, aber nirgend machte sich der Verfall des heiligen römischen Reichs deutscher Nation im 18. Jahrhundert doch so fühlbar als in seinem Kriegswesen. Der Zustand desselben forderte den derben Spott der Zeitgenossen heraus, und kein Deutscher hielt es für unpatriotisch die „Reichsarmee" in ihrer kläglichen Gestalt als ergiebigen Stoff für seine Satire zu betrachten. Selbst in Reichsstädten, die ihre Kontingente gegen Friedrich den Großen gestellt, ward der Tag von Roßbach, der doch dem Reichsheere nicht weniger als den Franzosen Schmach und Schande bereitet, von jung und alt gepriesen. War es doch eines der treffendsten Wortspiele des Zufalls, daß in dem Ausschreiben des Reichstages, das die Bildung einer eilenden Reichsarmee verkündete, durch einen Druckfehler daraus eine elende gemacht war! Sagt doch auch der treffliche Moser, der in den alten Formen eingelebt und heimisch war: „Die bei einem Reichskriege und einer Reichsarmee sich äußernden Gebrechen sind so groß, auch viel und mancherlei, daß man, so lange das deutsche Reich in seiner jetzigen Verfassung bleibt, demselben auf ewig verbieten sollte, einen Reichskrieg zu führen."

Allerdings war ein Rückblick auf die Vorgänge des letzten Jahrhunderts wenig geeignet die Kriegslust des Reiches zu steigern. Alle siegreichen Schlachten gegen Schweden, Türken und Franzosen hatte wohl die alte deutsche Tapferkeit bei den fremden Völkern wieder zu Ehren gebracht, aber von allen Lorbeeren waren der Reichsarmee nur sehr wenige zu teil geworden. Für das eigentliche Reich galt noch immer das Wort, welches dem Sultan Soliman in den Mund gelegt wird: „Die deutschen Fürsten beraten, ich handle; die deutschen Fürsten sind wie die Füchse Simsons, die mit ihren Köpfen

jeder wo anders hinaus wollen, während sie mit den zusammengebundenen Schwänzen ihr eignes Reich in Brand stecken." Ja es schien, als sei die Zeit erst recht gekommen, da der Spanier Mendoza sich vermaß: er wolle das ganze deutsche Reich mit 16000 Männern erobern, denn bevor der Reichstag sich versammelt, die Reichshilfe beantragt, die Vorschläge hinter sich gebracht und die Antworten eingeholt hätte, werde die ganze Eroberung schon vollbracht sein.

Im spanischen Erbfolgekrieg hatte das Reich schon 1702 den Krieg beschlossen; aber gegen Ende des Jahres mußte der Kaiser wiederholt Beschleunigung anempfehlen, noch im Februar 1703 den Reichstag auffordern, die Anstalten unverzüglich in die Hand zu nehmen und einige Wochen danach nochmals die Unverschiebbarkeit des Werkes vorstellen, ehe im März 1704 endlich ein allgemeiner Reichsbeschluß zu stande kam. Aber wie weit war man trotzdem noch von der Ausführung der beschlossenen Maßregel entfernt, als schon Eugen und Marlborough ihren Siegeslauf von Höchstädt bis Turin, Ramillies, Oudenarde und Malplaquet begonnen! Die Schuld dieser kläglichen Dinge schob wie gewöhnlich einer dem andern zu; der Kaiser klagte, daß ihm die Reichsgesetze nicht Macht genug ließen, die Zustände von Grund aus zu bessern; die Reichsstände erhoben Beschwerde, daß der Kaiser selbst die vorhandene Macht zur Bedrückung der Schwächeren mißbrauche und seine Generale und Beamten sich auf unverantwortliche Weise bereicherten. Der Reichstag in seiner Schwerfälligkeit wollte von allem mitunterrichtet sein, alles mitleiten, und doch, wenn die äußerste Not drängte, vermochte er meistens zu keinem Schluß zu gelangen.

Während die ganze Zahl der Truppen, welche die sämtlichen deutschen Staaten auch zur Zeit des tiefsten Friedens auf den Beinen hatten, bei einer Bevölkerung von 29 Millionen auf 625000 Mann geschätzt ward, hatten Kaiser und Reich als solche kein stehendes Heer. Eine Reichsarmee gab es nur auf dem Papiere. Zwar hatte das Reich sich in den Zeiten der Bedrängnis durch Ludwig XIV. (1681) zu dem Entschlusse ermannt, als einfaches Reichsaufgebot (Simplum) 40000 Mann, 28000 zu Fuß und 12000 Reiter, anzunehmen und diese in der Weise auf die zehn Kreise zu verteilen, daß der kurrheinische 3207, der obersächsische, niedersächsische, burgundische, schwäbische und westfälische je 4029, der österreichische 8029, der fränkische 2882, der bairische 2294 und der oberrheinische 3344 Mann stellte; wohl ein Reichsgutachten vom Jahre 1702 darauf angetragen ein doppeltes Simplum auch in Friedens-

zeiten bereit zu halten, aber der Kaiser war nicht gewillt, zu einer fortwährenden Kriegsbereitschaft des Reiches, die ihm für seine Machtstellung gefährlich erscheinen mochte, seine Zustimmung zu erteilen, auch fernerhin konnte nur dann, wenn der Reichskrieg nach endlosen Förmlichkeiten beschlossen war, das Reichsheer als solches aufgeboten werden. Es war bestimmt, daß ein jeder Kreis neben den Fußsoldaten und Reitern ein Simplum an Geschütz, an grobem Geschütz alle Kreise vereint zum Triplum: 5 Dreiviertelskartaunen (63 Pfünder), 10 halbe Kartaunen (24 Pfünder) und 10 Feuermörser, die 100 bis 200 Pfund warfen, stellen sollten und von Reichswegen ein Brückentrain mit 46 Mann zu unterhalten sei, aber alle Einrichtungen wie die Begründung von Kriegskassen zur Unterhaltung der Mannschaften und zur Füllung von Magazinen konnten ihrem ganzen Umfange nach nur in den sogenannten „vorderen Reichskreisen", dem kur- und oberrheinischen, schwäbischen, fränkischen und westfälischen, die am schwersten von Frankreich bedroht und am meisten zersplittert waren, zur Durchführung gelangen, da die übrigen mit ihren mächtigen Landesherrn und stehenden Heeren die Aufstellung eines besonderen Kreisheers unnötig machten.

Der Anschlag der Reichsmatrikel war mäßig, aber den Ständen der Kreise, welche die Reichsarmee im engeren Sinne stellten, doch beschwerlich genug. Die Saumseligkeit der größeren Fürsten, die ihr eigenes Heer durch Entsendung der Kontingente nicht schwächen wollten und ihre Kriegsmacht zusammenhielten, um sie der einen oder der anderen kriegsführenden Partei um hohen Preis verkaufen zu können, gab den kleineren Gebieten den erwünschten Vorwand, sich die Kosten der Ausrüstung möglichst zu sparen. „Die großen Hansen", sagten sie, „müßten in der Stellung der Kontigente vorangehen, nicht die kleinen Jäckelein." Der schwäbische Kreis, der als Simplum 4028, in drei Simplen 12084 zustellen hatte, rüstete denn auch nur 9000 Mann aus, und diese Zahl war noch höher als der wirkliche Bestand. Es fehlten im ganzen 4124 Mann, und der Rest ward von 4 geistlichen, 14 weltlichen Fürsten, 19 Prälaten, gegen 30 Grafen und Herren und etwa 30 Reichsstädten tropfenweise zusammengeholt. Es war begreiflich, daß die Kreise wiederholt durch förmliche Reichsexekutionen zur Stellung ihrer Kontingente gezwungen werden mußten.

Ward nun ein Reichskontingent wirklich aufgeboten, so schickten die kleinen Reichsstände, Grafen, Äbte und Reichstädte zunächst ihre Mannschaften, die sie im Frieden zu ihren besonderen Zwecken unterhielten. Das waren größtenteils seltsame Gestalten. Die Stadt

Nürnberg, der Bischof von Bamberg, der Fürst von Fürstenberg u. a. hielten ihre Krieger nur, um sie an den Stadtthoren, Schlössern, Zimmern und Gärten Schildwacht stehen oder wie in Rottweil im Thor und zu Rottenmünster in der Wirtsstube Schildwacht sitzen zu lassen. Und es war eine herrliche kriegerische Übung, wenn in Frankfurt a. M. die Schildwache beiseite treten mußte, sowie ein Fleischer ein Kalb zum Thor hineinführte, damit das Tier nicht scheu werde, und andernfalls von den derben Gesellen vom Posten weggeprügelt ward; wenn die Mainzer Schildwachen unter Gewehr Pinnnägel für die Schuster schnitten und zu Gmünd der Soldat vor jedem gutgekleideten Mann und jeder Frau vom Stande das Gewehr präsentierte und dabei niemals verfehlte mit der andern Hand den Hut für eine Gabe hinzureichen! „Eine Stadtmiliz", schrieb deswegen Jean Paul, „ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich den Rücken zukehrt, sowie auch eine geordnete Bibliothek nur Rücken zeigt. Hat der Feind Herz, so verehrt der Heerbann, wie der tapfere Spartaner, die Furcht, und wie Dichter und Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen müssen, den sie mitzuteilen wünschen, so sucht der besagte Bann den panischen Schrecken erst selber zu zeigen, in den er Feinde versetzen will. Um nun eine solche Kriegskraft oder Friedenskraft in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Thore erschreckt, man nennt es ablösen. Ein Friedenskamerad schreitet gegen das Schilderhaus und fängt Feld- und Friedensgeschrei an, macht nahe vor der Nase feindliche Bewegungen, der Wachthabende schreit auch, macht noch einige Leibesbewegungen mit dem Gewehr und streckt es sodann und läuft davon; der Sieger aber behauptet in dem kurzen Winterfeldzuge das Schlachtfeld und nimmt den Wachtrock um, den er jenem als Beute ausgezogen. Allein damit nicht einer allein auf Kosten der anderen erschreckt werde, so wechseln sie mit dem Siegen ab. Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonett zu weit wegwirft und so den kühnen Nachsetzer harpuniert. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverletzlich sind, z. B. unter die Thore gestellt und recht gut von der Stadt und ihrem Thore bewacht, wie wohl ich doch oft, wenn ich vorbeiging, gewünscht habe, man solle einem solchen Ritterakademisten einen starken Knüttel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen sollte."

Nicht besser sah es bei vielen der kleinen weltlichen Reichsstände aus. Der Graf von Grehweiler hielt 14, der von Grumbach 12, der Fürst von Leiningen 32, der von Kyburg 16 Mann, die sie im Frühling zu üben d. h. einigemal in den gräflichen Garten oder auf die Wiese hinaus zu senden pflegten, um dort das Gewehr zu präsentieren und einigemal mit Pulverpatronen zu feuern. „In der That", meinte Jean Paul, „verstehen oft in den winzigsten Fürstentümern und Reichsgauen die Soldaten alles, was zu den wirklichen gehört, sie präsentieren ihr Gewehr, stehen aufrecht an den Portalen und können rauchen, wenn nicht feuern." Zum Wahrzeichen ihrer wahren Bestimmung trugen denn auch die Krieger des Bischofs von Hildesheim den Fahnenspruch: da pacem, domine, in diebus nostris! (Herr, gib uns Frieden in unseren Tagen).

Um die noch etwa fehlende Zahl herbei zu schaffen, griff man zu den herkömmlichen Mitteln: man ließ losen, warb für Handgeld oder nahm mit Gewalt. Traf das Los einen Wohlhabenden, so konnte er sich für 2 bis 300 Gulden freikaufen oder irgend einen Landstreicher als Stellvertreter stellen. So fand sich denn reiche Gelegenheit, um „manchen Müßiggänger zu Brot zu bringen, der, sonst dem Lande zu Last, noch länger den Bettelstab geführt hätte." Einzelne Städte, denen die Werbung von Gesindel aller Art noch zu kostspielig schien, wie z. B. Ulm, fanden es gegen Ende des Jahrhunderts für gut, ihre Zuchthäuser zu öffnen und die Insassen derselben als Heerbann ins Feld zu schicken. Hatten sich endlich all diese zusammengerafften Scharen auf dem Sammelplatz zu einem großen Haufen vereinigt, so war das „Regiment", wie man es nannte, richtig beisammen. Begreiflich, wenn einmal einen schwäbischen Obersten beim Anblick seiner neuen Krieger der Zorn so sehr übermannte, daß er mit den Worten wegritt: „Pfui Teufel, da fehlen ja nur noch ein paar dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger, um die Karikatur vollständig zu machen!"

Von der Buntscheckigkeit solcher Kreisheere kann man sich schwer einen Begriff machen. Im obersächsischen Kreise mußte Neuß 9 Mann zu Fuß, 45 zu Roß, Barby 3 zu Roß, 6 zu Fuß, das Stift Quedlinburg 3 Reiter und 30 Fußsoldaten stellen, so daß eine Schwadron aus 9, eine Kompagnie aus 6 verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt war; im schwäbischen Kreise hatten gar 93 verschiedene Stände das Kontingent von 1321 Reitern und 2707 Fußsoldaten zu liefern, darunter der Prälat von Ißwy $1\frac{1}{3}$ Fußsoldaten, die Äbtissin von Gutenzell $\frac{1}{3}$ Reiter und $3\frac{1}{3}$ Fußknechte, der Freiherr von Sickingen $5\frac{1}{3}$ Fußknechte und $\frac{2}{3}$ Reiter und die Reichsstadt

Buchau $1^2/_3$ Fußknechte. Im Jahre 1732 stellten zu einem Regiment von 592 Reitern der Prälat von Petershausen 2, der Prälat von Weißenau 1, die Äbtissin von Heggebach 2, die Reichsstadt Zell 2 Reiter.

Die Verwirrung wurde noch dadurch gesteigert, daß manche der kleinen Reichsstände ihr geringes Kontingent zu den Truppen verschiedener Kreise zu stellen und innerhalb desselben Kreises zu verschiedenen Regimentern abzugeben hatten; bestanden doch die 6 Schwadronen schwäbischer Reiterei aus 83 Kontingentsteilen, meist in der Stärke von 1 bis 15 Pferden! Auch rangierten innerhalb des Regiments die Kompagnieen und Schwadronen nach dem Dienstrang der Führer, so daß z. B. die Anstellung eines neuen Hauptmanns oder Rittmeisters jedesmal eine Verschiebung der Abteilungen zur Folge hatte.

Die Krieger der Reichsarmee standen in ihrer eignen Heimat in gar üblem Rufe. Manche Kreise widersetzten sich ihrem Durchmarsche, verweigerten ihnen die Winterquartiere und wollten lieber Feinde aufnehmen, als die eignen Bundesgenossen und Landsleute. Fast immer machten sie ihre Vorbehalte, so daß die Reichsgenerale oft dem Reichskommando nur bedingt gehorchen und die gegebenen Befehle nicht vollziehen konnten. Sogar die Gemeinen, die aus dem Lager heimliefen, wurden freundlich behandelt, von den heimischen Behörden angelegentlich entschuldigt und zu Hause besser verpflegt als im Felde. Kein Wunder, wenn es alle Mühe kostete zu hindern, daß nicht die Kreistruppen haufenweise zu ihren heimischen Fleischtöpfen zurückkehrten. Der Franke lief zu dem Schwaben, um noch sicherer vor Auslieferung zu sein, der Schwabe zu dem Franken. Auch war es verlockend genug sich ein neues Handgeld zu verdienen, und so fand sich denn in den Werbestuben österreichischer und preußischer Offiziere stets eine große Zahl von Uniformen, welche die Flüchtlinge der Reichstruppen hinterlassen. Die einzelnen Truppenführer sahen oft dabei durch die Finger; da sie die Verpflegung und Löhnung besorgten, so hatten sie nur Vorteil davon, wenn die „blinden Lücken“ in ihren Kompagnieen sich nicht wieder schlossen. Beschwerden der Generale führten selten zum Ziel; Ersatztruppen kamen meist zu spät oder gar nicht; rügten die Obersten das Unwesen, so „that es not, erst darüber mit den Ständen zu unterhandeln.“

Der Art der Zusammensetzung entsprach auch die ganze Ausrüstung. Jedes der Kontingente, ob groß oder klein, hatte seine eigene Rüstung und Kleidung, sein eignes Exerzitium, sein eignes

Fuhrwerk, seine eigne Verpflegung, seine eigene Bäckerei, sein eignes Hospital und seinen eignen Sold. Ein einziges Regiment, das aus Kontingenten von 10, 12 oder mehr Ständen bestand, mußte immer nach ebenso viel Orten schicken, um für jeden Teil Brot herbeizuschaffen. Niemals konnte ein Kriegsoberst darauf rechnen, daß seine Armee mit Proviant auf bestimmte Zeit versorgt sei. Jede Bewegung ward dadurch gehemmt, jede rasche und heimliche Unternehmung unmöglich gemacht; nach der Schlacht bei Roßbach ergab es sich, daß ein großer Teil der Reichsarmee fünf Tage lang kein Brot gehabt, „mithin zum Fechten untüchtig gewesen sei." Hatte daneben jeder Kreis, wenn nicht jeder Reichsstand, meist sein eignes Hospital d. h. Mördergruben mit verpesteter Luft, worin die Kranken und Verwundeten in ganz entlegenen Dörfern zerstreut lagen, so mußten zahllose Leute verloren gehen und sich niemals wieder zusammen finden. Jedes Kontingent führte überdies einen gewaltigen Troß mit sich, da jedes für sich besonderer Fuhrwerke, besonderer Anstalten und Bedienungsmannschaften zur Verpflegung bedurfte.

Bei der Buntscheckigkeit der Zusammensetzung mußte die Mannigfaltigkeit der Uniformen und der Waffenstücke ein hervorstechendes Merkzeichen der Kreistruppen bilden. Nicht selten sah man die Soldaten der kleinen Stände mit Flinten und Schwertern aus alten Rüstkammern ins Feld ziehen. Der eine schüttete beim Laden Pulver auf, der andere nicht, dieser drehte den Ladestock um, jener nicht. Im Jahre 1757 berichtet der Prinz von Baden-Durlach an den Reichstag, zwei Drittel der Gewehre seien nicht in brauchbarem Zustande, auch die Mannschaft noch nicht so weit geübt, daß sie im Feuer erscheinen könne, und bei Roßbach ward „eine solche Nachlässigkeit verspürt, daß von hundert Flinten kaum zwanzig Feuer geben konnten." Ebenso stand es mit dem größeren Geschütz. Die Reichsstädte lieferten aus ihren Beständen, was sie an alten und unbrauchbaren Kartaunen vorrätig hatten. Die verschiedenen Formen kamen dabei zum Vorschein, so daß jedem Kreise und Stande Kugeln von besonderem Kaliber nachgeführt werden mußten, um sie brauchbar zu machen. Manche waren auch noch sparsam mit der Lieferung des notwendigen Geschützes; 1757 beschloß der oberrheinische Kreis seinem Kontingente nicht die ganze Artillerie mitzugeben, weil sie verloren gehen könne und es an Mitteln fehle, neue Kartaunen anzuschaffen.

Ebenso bunt wie die Mannschaften waren auch die Offiziere zusammengeworfen, da jeder Stand sie nach Verhältnis seiner Truppenzahl zu ernennen hatte. In einer Kompagnie des schwäbischen

Kreisheeres stellte Gmünd den Hauptmann, Rottweil den ersten, die Äbtissin von Rottenmünster den zweiten Lieutenant, der Abt von Gegenbach den Fähnrich, und das war in der That nicht seltsamer, als wenn ein Mönchskloster einen Reiter und ein Nonnenkloster das dazu gehörige Pferd lieferte. Wo bei der Besetzung der Stellen alles nach Geld und Gunst ging, dienstliche Fähigkeit keine Berücksichtigung fand, konnte von einem kriegerischen und kameradschaftlichen Geiste, von edlem Wetteifer in der Vervollkommnung seiner selbst und der Mannschaften, von höherem Pflichtgefühl und der Aufopferung für eine gemeinsame Sache nicht die Rede sein. Wenn ein Stand immer nur einen Posten vergab, war auch ein Aufrücken unmöglich, der Lieutenant blieb Lieutenant, der Fähnrich Fähnrich, mochte er auch alt und grau neben einem jungen Hauptmann stehen. Roh und unwissend, wie sie zur Truppe gekommen, vermochten sich denn auch die unteren Offiziere niemals von ihrem niederen Standpunkte zu erheben. Meist zogen alle mit einem großen Troß ins Feld; Packpferde kannte man nicht, jeder hatte seinen Wagen, so daß ein Haufen von 6000 Kreistruppen auf dem Marsche denselben Raum einnahm als 30000 Preußen. Oft waren sie auch von ihren Frauen und einem Gefolge von Dienstmädchen begleitet, die nach den Worten eines Kreisobersten „die Preise der Lebensmittel erhöhten und allerlei unnötigen Wirrwarr im Lager anrichteten."

Wenn schon die Gemeinen sich ausschließlich an die Offiziere ihres Kontingentes hielten, von denen sie allein Lohn und Verpflegung erwarten konnten, und sich um die anderen Befehlshaber nicht mehr kümmerten, als sie eben mußten, so war es nicht weniger übel mit der Zucht der Offiziere unter sich bestellt. Von steter Eifersucht gegeneinander erfüllt, kannten sie auch nach oben keinen Respekt, wo die gleiche Zwietracht herrschte. Die Führer des Kreisheeres wurden von dem obersten Kreisfürsten, die Oberbefehlshaber des gesamten Heeres, die Feldmarschälle und Feldzeugmeister, kurz die ganze Reichsgeneralität von dem Kaiser und dem Reichstag ernannt und in Pflicht genommen. Die Generale der größeren Reichsfürsten aber, die ihre besonderen Abteilungen führten, betrachteten sich nicht im Dienste des Reiches stehend, suchten allein den Vorteil ihrer Herren, sorgten für ihre Truppen besser als für die andern und schonten bei Durchmärschen ihrer Herren Länder, um auf die Nachbarn die doppelte Last zu wälzen. Zu allem kam, daß alle hohen Stellen streng nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung des katholischen und evangelischen Bekenntnisses, zuweilen, damit keines derselben benachteiligt werde, doppelt, ja vierfach besetzt wurden. Im Jahre 1672 war

es noch vorgekommen, daß die Katholischen Beschwerde führten, als zwei Evangelische zu Generalwachtmeistern zu Pferd, zwei Katholische lediglich zu Generalmajoren zu Fuß ernannt waren, und sich für diesmal nur beruhigten, als noch ein Katholik zum Generalwachtmeister zu Roß und ein Evangelischer nur zum Generalmajor zu Fuß bestellt ward. So erscheint es denn nicht auffallend, wenn im Jahre 1757 die Generalität der 34000 Mann Reichstruppen aus 6 Reichsgeneralen, 6 Kreisgeneralen, 13 Generalen der einzelnen Kontingente, im ganzen aus 25 Generalen bestand. Das ganze Mißtrauen und die ganze Spaltung, wie sie auf dem Reichstage herrschte, war damit in die Reihen der Armee getragen, wo in Zeiten der äußeren Gefahr die Einigkeit doch vor allem notthat.

Die Reichsarmee hätte noch weniger geleistet, als sie wirklich that, wenn sie bloß aus den Kontingenten der einzelnen Reichsstände zusammen gesetzt gewesen wäre. In der Regel verbanden sich mit ihr kaiserliche Truppen oder preußische und hannöversche Abteilungen, die lieber in Gestalt von „Hilfsvölkern“ ihren Dienst leisteten als in unmittelbarer Verbindung mit den Reichskontingenten. Diese besser geschulten und gerüsteten Truppen sahen mit Geringschätzung auf die buntscheckigen Scharen herab, die schlecht bekleidet und bewaffnet neben ihnen dienten. Die Reibereien waren besonders stark zwischen den Österreichern und den schwäbischen Reichskriegern. Da die „Kostbeutel“, wie man die Österreicher nannte, die „schwäbischen Kragen“ tief verachteten, war an einen inneren Zusammenhalt dieser seltsamen Bestandteile nicht zu denken, vielmehr empfand jeder Teil Schadenfreude über das Unglück, das dem anderen widerfuhr. Als ein Unteroffizier im Jahre 1795 die Nachricht von dem Fall der Festung Luxemburg ins schwäbische Lager brachte, ward er von Stabsoffizieren als ein Glücksbote bewirtet, eine allgemeine Freude verbreitete sich im Heere, einer rief dem andern zu: „Wißt ihr schon, daß die „Kostbeutel“ Luxemburg eingebüßt haben?“ und jedesmal war die Antwort: „Das ist schön, das haben sie an uns verdient. Gott gebe, daß es ihnen noch ärger ergehe.“ Gemeinsame Waffenehre kannte man nicht, man kannte sich nur als Österreicher, Reichsstädtler, Bischöfliche oder Gräfliche; woran hätte man sich auch als Deutsche kennen sollen, da der Begriff des deutschen Vaterlandes völlig den Zeitgenossen entschwunden war?

Stand es schlimm mit der Reichsarmee, so sah es in den Festungen des heiligen römischen Reichs noch übler aus. Hatte der Kaiser im dreißigjährigen Kriege in einzelnen Territorien hie und da einen Ort befestigt, so waren die Reichsstände einhellig bemüht

gewesen, ihm dieses Recht zu entwinden und in ihrer Hand zu behalten. Trotzdem besaß das Reich seit dem Nimweger und Ryswyker Frieden in Kehl auf dem Gebiete der Markgrafen von Baden und in Philippsburg im Hochstifte Speier zwei Festungen, in denen ihm das Besatzungsrecht zustand. Zunächst ward den Kreisen ihre Besatzung und Unterhaltung überwiesen, wie sehr sie dies auch als schwere Last fühlten, da das Reich zu keiner Entschädigung, ja nicht einmal zu einem Beitrag für die Unterhaltung der Werke zu bewegen war. Mochte der Kaiser auch wiederholt den üblen Zustand der Festungen hervorheben und vorstellen, daß „man dieselben als Vormauern des Reichs sowohl zu dessen Unsicherheit und Gefahr als zu ewiger Schande und Spott der ganzen deutschen Nation nicht zu Grunde gehen lassen, sondern für Gegenwart und Zukunft einen ergiebigen Reichsschluß fassen möge", mochten die Kreise darauf dringen, ihnen die Last abzunehmen oder zu erleichtern, man bewilligte wohl zur Unterhaltung der Festungswerke einige Römermonate, wie man seit 1521 nach der alten Matrikel einen Monatssold von 118 000 Gulden d. h. 150 000 M. nannte, aber dieselben hatten das gewohnte Schicksal niemals einzulaufen. Vergeblich machten die Arbeiter an der Reichsfestung Philippsburg wegen rückständiger Forderungen die beweglichsten Vorstellungen, daß sie sonst mit Weib und Kind den Bettelstab zur Hand nehmen und ihr Brot vor anderer Thüren würden suchen müssen: sie blieben des „heiligen römischen Reichs unmittelbare Bettler." Es fehlte nur noch, daß 1753 beschlossen ward, alle Ausbesserungen zu Philippsburg, wenn sie einen Kostenaufwand erforderten, jederzeit bis auf erhaltene Reichstagsbewilligung zu unterlassen. So zog denn der schwäbische Kreis, der die Last nicht länger allein tragen wollte, seine Truppen schon 1754 aus der Festung Kehl, die fortan mit allem Zubehör dem Landesfürsten überwiesen ward. Der oberrheinische Kreis hielt in Philippsburg so lange aus, bis die Kasernen verfielen und unbewohnbar geworden waren; als er seine Mannschaften im Jahre 1772 abberief, blieben nur fünfzehn Mann kaiserliche Truppen mit einem Hauptmann als Besatzung zurück, bis endlich der Fürstbischof sich mit Gewalt in den Besitz der „Festung" setzte und die kleine kaiserliche Macht zum Abzuge zwang.

Während so die Festungen verfielen, das Reich sich mit den jämmerlichsten Kontingenten behelfen mußte, waren die guten Truppen in den Händen mancher Landesfürsten nichts weiter als ein Gegenstand der Geldspekulation und fremden Interessen dienstbar gemacht. Die Fürsten von Hessen-Kassel, von Braunschweig, von Hessen-

Hanau, von Ansbach, von Waldeck, von Anhalt-Zerbst und andere lieferten den Engländern gegen ihre amerikanischen Kolonieen nicht weniger als 30000 Mann und bezogen an Werbe- und Hilfsgeldern mehr als 35 Millionen Mark; man wußte eben, daß dasselbe Material an Menschen, das als Reichsarmee verkümmerte und in ganz Europa verspottet ward, unter anderen Verhältnissen und in anderen Händen immer den tüchtigsten Kern der Heere bildete. Was wäre unter diesen Umständen aus Deutschland geworden, wenn es nicht damals die selbständigen Kriegsmächte Österreich und Preußen geschützt hätten, wenn die Sicherheit des Reichs von den Beschlüssen der Regensburger Versammlung, von dem guten Willen der kleinen Reichsstände und von der Raschheit und Tüchtigkeit der Reichsarmee abgehangen hätte?

M. Jähns: Zur Geschichte der Kriegsverfassung des deutschen Reichs. 1877. — L. Hörmann: Das Heerwesen des deutschen Reichs im 18. Jahrhundert. — K. Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880.

41. Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts.

In seiner Einrichtung, Verpflegung und Verwendung durch Gesetze geregelt und unter Aufsicht verfassungsmäßiger Gewalten gestellt, erscheint das Heer heutzutage als ein Volk in Waffen, bestimmt zum Schutze des Vaterlandes, zur Verteidigung der höchsten Güter des Volkes, seiner Ehre und der Sicherheit seiner Machtstellung. Wie ganz anders im vorigen Jahrhundert! In den größeren Staaten zwar für Zwecke des Staates, aber doch lediglich nach dem Bedünken des Fürsten verwendet, war das Heer in den kleineren beinahe nichts als ein kostbares Spielzeug und eins jener Luxusmittel, womit die Höfe prunkten, bildete eine große Last für ihr Volk und eine Quelle sittlicher Verwilderung.

Der Soldat erscheint im 18. Jahrhundert als eine Puppe, mit der die Kriegsherren in Friedenszeiten spielen. Je erbärmlicher und unzweckmäßiger gewöhnlich die Ausrüstungsgegenstände waren, um so mehr ward auf den äußeren Flitter gehalten, um damit das Auge zu bestechen. Die Bekleidung, meist das Gegenteil von dem, was sie sein sollte, bot nur wenig Schutz gegen die Einflüsse der Witterung und behinderte in allen Bewegungen durch ihre Enge und Knappheit. Um so enger und knapper, als es im Vorteil des Inhabers einer Abteilung lag, dem zur Ausrüstung und Herstellung eine bestimmte Summe überwiesen war, mußte sie doch Jahr und Tag, vielfach über die gesetzliche Frist hinaus, dem Soldaten zum notdürftigen Schutze gegen Frost und Wetter dienen.

Die Kriegsherren prunkten trotzdem mit ihren Vaterlandsverteidigern. Große und schöne Leute, genaue Bewegungen bei ihren Übungen bildeten die Hauptsache. Es bedurfte einer schweren Dressur, bis der Gleichschritt, nach der Minute genau abgezählt, und das Gleichmäßige der zahllosen Griffe und Wendungen sowie andere künstliche Schaustücke erlernt waren. Alles ward dabei über einen Kamm geschoren, die Ungeschickten und Unachtsamen oder gar Störigen kamen

sehr übel weg. Ohren- und Haarzausen, Knüffe und Püffe, Maulschellen und Schläge, kurz alles war dem Rekruten gegenüber erlaubt, um ihn zur „Raison" zu bringen und einen „reputierlichen Kerl" aus ihm zu machen. Die Probe wurde dann an den Revuetagen gemacht, wo es sich zeigte, wie weit Lehrer und Zögling gekommen.

Jeder Reichsstand, der Soldaten halten durfte, hielt gewiß alljährlich mit allem Pomp über sein Heer einige Revuen ab, wenn es auch nur aus zwanzig Mann bestand. Bisweilen war das fürstliche oder gräfliche Gefolge mit seinen überzähligen Offizieren, seinen Hautboisten, Pfeifern und Tambouren noch einmal so stark, als die ganze bewaffnete Macht. Die Soldatenliebhaberei, wie sie die deutschen Landesväter damals trieben, erschien dabei in dem seltsamsten Lichte. Der Markgraf Karl von Baden-Durlach begnügte sich nicht mit einer Trabantengarde männlichen Geschlechts, sondern umgab sich mit einem förmlichen Amazonencorps aus den stattlichsten seiner Unterthaninnen, die selbst im Paradeschritt und in kriegerischen Wendungen seine übrigen Soldaten beschämt haben sollen. Hier ließ ein Fürst seine Soldaten darauf einüben, daß sie bei Festlichkeiten durch kunstvolle Bewegungen und Verschlingungen seinen Namen darstellen konnten, dort mußten dieselben Leute, die des Morgens als Grenadiere, Kürassiere, Dragoner und Husaren paradiert hatten, des Mittags als Kammer- oder Kutscherlakaien erscheinen. Bald hielt sich einer ein Leibgrenadierregiment, dessen fünfzig Mann hohe Absätze trugen, um größer zu erscheinen, aber zusammen nur zwei Bärenmützen besaßen, die der Doppelposten am Haupteingange des Schlosses stets den ablösenden überlieferte. Bald beschaffte ein anderer für seine Garde drei verschiedene Uniformen und ließ sie mitunter an demselben Tage in Gestalt von Grenadieren oder als Kürassiere und Ulanen auftreten. Die Reiter ohne Pferde mußten die Schwenkungen mit ihren eignen Beinen machen und während eines Angriffes gleich den Pferden wiehern. Indes können diese Wunderlichkeiten an den kleinen Höfen nicht auffallend erscheinen, wenn selbst in den größeren Staaten derartige Scherze vorkamen, daß z. B. Pfalz-Baiern sich auf dem Rheine eine kurpfälzische Kriegsmarine hielt, die aus ein paar Wachtschiffen bestand und von einem Großadmiral befehligt ward!

Reiche adelige Gutsbesitzer eiferten oft den kleinen Fürsten nach und suchten sie selbst an Luxus und Ansprüchen zu überbieten. Johann Friedrich von Flemming auf Weißig in Sachsen, welcher weit gereist war und ein Buch „Der vollkommene Deutsche Soldat" geschrieben hatte, ließ seine fünf Bedienten eine eigentliche Kapelle

vorstellen, deren Instrumente in einem Dudelsack in Gestalt eines „Wolfes mit gläsernen Augen“ nebst Violinen und Waldhörnern bestanden. Seine dreißig Bauern waren uniformiert und bewaffnet und von einem abgedankten Lieutenant befehligt; täglich wurden Wachtparaden gehalten und fünf Schildwachen aufgestellt. In seinem Vorhause standen zehn Kanonen; dazu besaß er dreißig Doppelhaken, hundert Flinten und einige Trommeln. Als einmal auf einem Gebiete, das er für sich in Anspruch nahm, von den Jägern der Herzogin von Sachsen-Weißenfels ein Hirsch erlegt war, erklärte er derselben den Krieg, nahm ihren Amtmann gefangen und ließ ihn zu dreitägigem Reiten auf dem „hölzernen Esel“ verurteilen.

Neben solch nichtigem Treiben, das nur den Spott herausforderte, tritt uns in anderen kernhafteren Persönlichkeiten bei allen absonderlichen Schrullen doch immer der ganze kriegerische Ernst ihres Soldatenspiels entgegen. Nicht von König Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau zu reden, deren Schöpfung in der Hand Friedrichs II. Preußen zu einer Großmacht erhoben hat, es gab auch unter den kleineren Fürsten kräftige Naturen, die wahrhaft Tüchtiges zu leisten verstanden. Da hatte Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg die Bauern seines Ländchens sämtlich zu Soldaten gemacht, mitten im Steinhuder Meer eine Musterfestung mit einer Kriegsschule errichtet, aus der später Scharnhorst, der Wiederhersteller des preußischen Heeres, hervorging. Da schaltete, einem Spartaner gleich an Bedürfnislosigkeit und Nüchternheit, der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt († 1790) in seinem Pirmasens, wo ein großes Exerzierhaus sein ganzes Grenadierregiment, mehr als 2000 Mann stark, beherbergen konnte. Wie er es selbst auf der Trommel zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht hatte, so bildeten seine Soldaten für die damalige Welt, wie einst die Potsdamer Garde, geradezu ein Weltwunder an Geschicklichkeit und Dressur. „Schönere und wohlgeübtere Leute“, schreibt ein militärischer Berichterstatter, „wird man schwerlich irgendwo beisammensehen. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich auf die Länge nicht so zusammenbleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von umherreitenden Husaren beobachtet würden. Soeben komme ich aus dem Exerzierhaus von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfümiert von Fett- und Öldünsten der Schuhe, des Lederwerks, der eingeschmierten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfange der Parade. Wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte

und mich kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich an die mancherlei Dämpfe und widrigen Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und schön gewachsenen Soldaten ist, wird dafür hinlänglich entschädigt werden. Sowie das Regiment aufmarschiert und seine Front durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zum andern eine sehr gerade Linie, in der man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonetts kaum eine vorwärts- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt; durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verschoben; die Schwenkungen und Manöver geschehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit, man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder- und Triebwerk regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exerziert und in den verschiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als an dem Namensfeste des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren, die aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und anderen Ländern hierherreisen. Den Landgrafen habe ich auch in aller Thätigkeit dabei gesehen; mit spähendem Blicke befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Zentrum, bald in den hinteren Gliedern; alles war geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus den Augen; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Offizier zu mir geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinen Räumen erblickt man wenig Pracht; man glaubt bei einem kampierenden General im Felde zu sein; überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten hervor."

Welch ein Gegensatz, wenn man das Treiben dieses kleinen, auch in seinen Sitten reinen Fürsten mit jenen verrufenen Lustlagern vergleicht, die um die Mitte des Jahrhunderts besonders in Sachsen unter August dem Starken und in Würtemberg unter Karl Eugen in Blüte standen!

In einer sonst wenig belebten, aber freundlichen Gegend entstand plötzlich wie mit einem Zauberschlage ein buntes, rühriges Leben. War wie z. B. bei Mühlberg durch Hunderte von Bauern

und Bergleuten ein großes Stück Wald ausgerodet, um Platz zu gewinnen, so wuchs eine kleine Stadt von Wohnungen, Theatern Sälen, Küchen, Stallungen und anderen Bauten aus dem Boden, die, nach außen unscheinbar, im Innern den ausgesuchtesten Luxus boten; darum oder daneben erhoben sich die elenden Zeltreihen, in denen der Soldat ein notdürftiges Unterkommen fand. In einem solchen Lager strömte alles zusammen, was Genuß und Üppigkeit zu gewähren versprach; schamlos ward hier der ärgste Unfug getrieben. Hatte man das Auge an den Übungen der bunten Massen, an Paraden u. a. geweidet, so ging es zum schwelgerischen Mahle, von da ins Schauspiel und von da zur Illumination, zum Ball, zum Souper und anderen Vergnügungen, bis der Morgen wieder graute und derselbe Taumel der Lust alles wieder vereinigte. Alles das sah und hörte der arme Soldat; bei hungerndem Magen schaute er die leckersten Gerichte vorübertragen oder verzehren, und wenn er des Nachts, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, Ruhe und Stärkung suchte, ließ ihn das lärmende Geräusch, Frost, Regen und Wind nicht dazu kommen.

Außer den Lustlokalen der Vornehmen war aber auch noch für die zuströmende Volksmenge reichlich Sorge getragen; da gab es Trink- und Schaubuden, Seiltänzer und Kunstreiter und in entlegenen Winkeln auch Spielhöhlen und andere Lasterstätten. Der Soldat, der dieses Treiben vor Augen hatte, mußte ein bloßer Zuschauer bleiben, da ihm weder sein karger Sold noch der strenge Dienst die Teilnahme gestattete.

Diese üppigen Feste trugen nicht wenig dazu bei, die Entsittlichung von obenherab in die niederen Schichten der Bevölkerung zu verbreiten. Das Volk freute sich zuletzt über die schamlosen Feste seines Fürsten. Nur der Bauer, dem sein Korn oder Gras in den Boden gestampft, der mit Fronden, Vorspann und Lieferung geplagt ward, und der gequälte Soldat trugen die Last, wenn der Kriegsherr Millionen zu seinen Vergnügungen und seiner Prachtentfaltung verschwendete.

Die Heere wurden meist durch Werbung zusammengebracht; je weniger sich die Landmiliz brauchbar erwies, desto mehr legte man auf Geworbene ein besonderes Gewicht. Für manche Fürsten, wie den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., kam noch ein besonderer Grund hinzu, die Werbung eifrig zu betreiben. Sein Staat von drittehalb Millionen Menschen konnte nicht bestehen, wenn von den Einwohnern mehr als 50000 unter den Waffen stehen und noch kräftige Hände für Ackerbau und Gewerbe übrig bleiben sollten.

Damit ergab sich von selbst die Notwendigkeit, mindestens die Hälfte des stark vermehrten Heeres aus Ausländern zusammenzusetzen. Für seine fremdländischen Werbungen kam dem Könige ein altes Reichsgesetz zu statten, das den sämtlichen Kurfürsten erlaubte, sich aus den zahlreichen Reichsstädten ihre Mannschaften zu holen. Wie er von diesem Rechte den weitesten Gebrauch machte, so war er auch seit dem Jahre 1728 unabläßig bemüht, sich in den übrigen deutschen Gebieten und im Auslande die Werbegerechtigkeit zu verschaffen. Mehr als tausend Offiziere und Unteroffiziere sollen beständig unterwegs gewesen sein, um Rekruten zur Vergrößerung des Heeres ins Land zu schaffen!

Im allgemeinen war die Werbung zwar durch genaue Vorschriften und strenge Gesetze geregelt, indes blieben die ärgsten Überschreitungen und Gewaltthätigkeiten nicht aus, zumal wenn unter Umständen Übergriffe gestattet waren. Unerlaubtes Werben durch Fremde ward mit Todesstrafe bedroht; gebrauchten dieselben Gewalt und das ausersehene Opfer setzte sich zur Wehr, so ging es selbst dann frei aus, wenn der Werber oder einer seiner Helfershelfer dabei sein Leben verlor. Mit strenger Strafe ward z. B. durch Friedrich den Großen auch jeder Vasall oder Adelige bedroht, der in anderen Staaten hohe militärische Würden bekleidete und die ihm anvertrauten Truppen durch gewaltsame Werbungen in seinem Gebiete zu ergänzen suchte.

„Knechte und Mägde, Söhne und Esel wegzunehmen", galt nach der Stelle des Alten Testaments für ein göttliches Recht der Könige. Wo die gewaltsame Werbung dem Landesherrn in seinem Gebiete zustand, nahmen die Obersten, um ihre Regimenter stets vollzählig zu halten, die Leute, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Es gehörte im Anfange des Jahrhunderts zu den gewöhnlichen Vorkommnissen, daß man ganz untüchtige, schwache und kränkliche Personen aushob, die sich alsdann durch große Summen loskaufen mußten, um sofort einem zweiten, ja einem dritten Offizier in die Hände zu fallen, denen sie so lange zu zahlen hatten, bis sie gänzlich verarmt waren. Nicht nur die waffenfähige junge Mannschaft nahm man in Anspruch, man verpflichtete auch Jünglinge, selbst Kinder in den Schulen für den Kriegsdienst und legte ihnen, um sie als künftige Mitglieder des Heeres zu kennzeichnen, eine rote Binde um den Hals. Durch die Willkür der Offiziere geriet das preußische Landvolk zuletzt so in Furcht und Schrecken, daß Tausende junge Leute, namentlich aus dem Handwerkerstande, sich der Gefahr, in die Regimenter gesteckt zu werden, durch die Flucht entzogen und

eine allgemeine Auswanderung die Landschaften zu entvölkern drohte. Erst mit dem Jahre 1714 ward hierin Wandel geschaffen, durch königlichen Erlaß die gewaltsame Werbung aufgehoben und die Rekrutierung auf solche Personen beschränkt, die sich gegen ein Handgeld freiwillig stellten. Mit einer landesherrlichen Vollmacht ausgerüstet, von einigen gewandten und handfesten Unteroffizieren sowie von einem Tambour, Pfeifer oder Trompeter begleitet und verpflichtet nur gegen das gesetzliche Handgeld die freiwilligen Anmeldungen entgegenzunehmen, kündigten die Werbehauptleute fortan in dem ihnen zugewiesenen Bezirke den Bewohnern an, für wen und unter welchen Bedingungen die Werbung geschehe.

Allein die niederen oder arbeitenden Volksklassen durften aufgerufen werden, alle Fremden mit gutem Vermögen, alle Einwanderer, jeder Wollarbeiter, Zimmermann und Seemann, alle, die sich nach Preußen zur Arbeit begaben nebst ihren Gehilfen und Angehörigen, alle Bürger und Bauern, die ein eigenes Anwesen oder Geschäft hatten, sowie die einzigen Söhne, auch wenn sie bereits einen Bruder bei dem Heere hatten, sollten von jeder gewaltsamen Werbung frei sein. Der alten Volksanschauung und der kriegerischen Ehre gemäß, die selbst nicht duldete, daß ein Soldat ohne es zu wissen, dem Schinder bei seiner Arbeit half oder dem Abdecker die Hand reichte, wurden als unehrlich ausgeschlossen die Scharfrichter, Schließvögte und Büttel nebst ihren Kindern; verheimlichte ein solcher sein ehrloses Gewerbe und ließ sich in die Rolle eintragen, so ward er als infam behandelt, durch den Henker gestäupt, ein bis zwei Jahre auf die Festung gebracht und dann ewig des Landes verwiesen. Früher hatten sich auch die Schäfer, Stadtdiener und -wächter in gleicher Lage befunden; erst 1722 wurden alle mit Ausnahme der Schließvögte angenommen, nachdem sie durch Schwenken der Fahne über ihren Köpfen ehrlich gemacht waren. Denn wem in feierlicher Weise die vom Fähnrich dreimal über ihn geschwungene Fahne, das Heiligtum des Kriegergeistes, umwallte, den durfte fortan niemand schelten, dem gab sie kriegerische Ehre, wodurch er sie auch immer verloren, wieder zurück. Wider ihren Willen konnten künftig nur ungehorsame und liederliche Leute und Gesinde, das bei seiner Herrschaft nicht gut thun wollte, den Regimentern überliefert werden.

Eine völlige Regelung der Anwerbung von Inländern geschah in Preußen erst mit Einführung der Kantonsystems (1733), das die Feuerstätten des ganzen Landes in kleine Bezirke einteilte und den einzelnen Hauptleuten behufs der Werbung überwies. Es sollte fortan

die ganze männliche Bevölkerung von Jugend auf in die Regimentslisten ihres Bezirks eingetragen werden und vom 18. bis zum 40. Jahre der Aushebung unterworfen sein. Im allgemeinen waren damit wieder Bürger- und Bauernsöhne thatsächlich gezwungen, dem Hauptmann zu folgen, der sie für seine Kompagnie verlangte. Bei Vermeidung der schwersten königlichen Ungnade und bei Verlust von Ehre und Reputation schärfte aber die Verordnung den Offizieren ein, mit Grundeigentum angesessene Leute und deren einzige Söhne, auf denen das Gedeihen des Bauernstandes beruhte, nicht in die Rollen einzutragen. Auch sollten die Predigersöhne, die Theologie studieren, und von den übrigen Theologen diejenigen befreit sein, die nicht über fünf Fuß und neun Zoll seien. Bei der Leidenschaft des Königs für große Rekruten blieben aber auch die großgewachsenen Predigersöhne vor den Werbern nicht sicher. Gleich im Jahre nach Erlaß der Verordnung wurde eines Berliner Geistlichen stattlicher Sohn, der die Rechtswissenschaft studierte, mit Gewalt zum Soldaten gemacht, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu befreien. Da die Offiziere wußten, daß der Anblick eines großen Rekruten den König gegen alle Einwendungen wegen Ungesetzlichkeit taub machte, so übten sie allen wiederholten Strafandrohungen zum Trotz die größte Willkür. Selbst als in Magdeburg einmal ein förmlicher Aufruhr entstand, weil die Werber einen reichen sechzigjährigen Kaufmann weggeschleppt, um ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen, wurden nur die Aufrührer, nicht die Werber ernstlich bestraft.

Die seltsame Liebhaberei für große Soldaten hatte sich bei Friedrich Wilhelm I. zuletzt zu einer solchen Höhe gesteigert, daß er auf jeden über sechs Fuß großen Mann ein Eigentumsrecht zu haben glaubte, mochte der Riese sein eigener oder ein fremder Unterthan sein; er allein, sagte er, wisse etwas mit ihm anzufangen. Es wurde ihm nachgerechnet, daß er bloß an Werbegeldern für die langen Kerle seines Leibregiments mehr als zwölf Millionen Thaler ausgegeben habe, ohne die großen Zehrgelder und sonstigen Geschenke zu zählen, die er den einzelnen von ihnen bewilligte. Die Auslagen, die der Gesandte im London berechnete, um des langen Irländers Kirkland habhaft zu werden und denselben nach Potsdam zu schaffen, beliefen sich auf mehr als 8000 Thaler; 5841 Thaler wurden allein dem Mann als Geschenk zu teil, der mit Leib- und Lebensgefahr den Kerl geschafft hatte. Welche Mittel seine Werber gebrauchten, um ihr Ziel zu erreichen, beweist unter anderm folgender Vorfall. Ein im Jülichschen stehender Hauptmann

hatte seine Augen auf einen ungewöhnlich langen Schreinermeister geworfen. Er bestellte bei ihm eine Kiste, die so lang und breit sein sollte, wie der Schreiner selbst. Als der Werber, ein Reichsbaron von Hompesch, erschien, um die Kiste abzuholen, erklärte er, sie sei zu kurz. Um das Gegenteil zu beweisen, legte sich der Schreiner der Länge nach hinein. Sogleich ließ Hompesch durch seine Leute den Deckel zuschlagen und so den Rekruten entführen. Als man an einem sicheren Orte die Kiste wieder öffnete, war der Unglückliche erstickt. Besser erging es einem baumlangen Schäfer, der in der Umgegend von Hamburg mitten in der Heide seine Herde weidete. Eines Morgens von preußischen Offizieren unter Anführung des königlichen Residenten in Hamburg, Peter Evens, überfallen, ward er in eine vierspännige Kalesche geworfen und in das holsteinische Dorf Trittau entführt, wo wegen Pferdemangel ein langer Aufenthalt entstand. Der lange Schäfer wußte aber das Glück, in der Potsdamer Riesengarde zu dienen, nicht genug zu würdigen und nahm die Gelegenheit wahr, durchs Fenster zu entspringen; er durchwatete bei Nacht und Nebel einen Bach und Sümpfe und entkam glücklich seinen Verfolgern. Der Rat zu Hamburg, der den Überfall seines Stadtkindes als Menschen- und Straßenraub behandelte, unternahm sofort die erforderlichen Schritte in Berlin. Inzwischen versuchten einige Freunde des Residenten eine Beilegung des Handels zu vermitteln und fanden es unbegreiflich, wie man so viel Aufhebens um einen armseligen Kerl machen könne. Indes waren alle derartigen Vorstellungen vergeblich. König Friedrich Wilhelm fand sich in diesem Falle zu einer ungewöhnlichen Strenge veranlaßt. Da auch sonst allerlei gegen Evens vorlag, was die Mißstimmung des Königs erregte, wurde derselbe abgerufen und auf die Festung Spandau gesandt.

Eine geordnete Wehrpflicht gab es auch unter Friedrich dem Großen nicht; die höheren Stände, Adel, Beamte, Gelehrte und Kaufleute waren in der Regel gänzlich befreit und alle angesessenen Bürger, Bauern und Kossäten, alle neuen Ansiedler, einzige Bürger- und Bauernsöhne, ganze Orte und Bezirke, wie die schlesischen Gebirgsstädte, die Residenzen u. a. von der Aushebung ausgenommen. Meist wurden auch die Inländer, wenn sie eingeübt waren, entlassen und nur die geworbenen Ausländer jahrein, jahraus bei den Fahnen gehalten. Wenn der König auch vieles von den früheren barbarischen Bräuchen milderte, so blieb doch so manches zurück, was unserer Anschauung widerspricht. So lange die Werbung bestand, galt der Mensch nur als eine notwendige Ware, und Landesherren,

Prinzen und Generale wetteiferten miteinander in der Menschenjagd. Von dieser Schwäche seiner Zeit war selbst Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Held des siebenjährigen Krieges, nicht frei, der doch als einer der humansten und einsichtsvollsten Fürsten galt und in allen Schichten der Bevölkerung seine Verehrer hatte. Auch er sparte keine Mühe noch Geld, um einen „acht-, elf- oder einen zwölfzölligen Kerl", der in der hessischen Garde diente, zu bekommen. Dabei bekannte er offen, niemand glaube, was das für Umstände mache und wie sauer und kostbar die Werbung sei, deshalb werde der preußische Name wohl eigentlich nicht dabei zu nennen sein.

Bei der unerlaubten oder heimlichen Werbung standen gewöhnlich Abenteurer aller Art an der Spitze, die kein Mittel des Truges und der Gewalt scheuten und namentlich in Kriegszeiten, wenn das Kanonenfutter seltener geworden, überall auf Menschenfleisch Jagd machten. Die zahlreichen Gebiete der Reichsunmittelbaren und der freien Städte, wo die Grenzen sich mit wenigen Schritten erreichen ließen, boten die Haupttummelplätze dar. In einem kleinen Bezirke lagen oft mehrere Werber verschiedener Staaten, die sich ihre Beute gegenseitig streitig machten, und sie unter blutigen Händeln einander abjagten. Jeder Kniff und Pfiff, jede Gewaltthat war erlaubt. Oft schlichen die Werber verkappt umher, ihr Opfer zu umgarnen und im rechten Augenblicke fest zu legen. Sie erschienen in den verschiedensten Gestalten auf den Gütern und Dörfern, wo sie am wenigsten Widerstand fanden; Klopstock war einmal unerschrocken genug, einem preußischen Offizier, der unbefugterweise sein Gut heimsuchte, zu drohen, wenn er Gewalt brauchen wolle, werde er ihn mit Pistolen empfangen und seine Knechte mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnen. Man gab die feierlichsten Versprechungen, ohne sie zu halten, machte die Leute betrunken, reichte ihnen betäubende Getränke, um sie zu berücken. Wer den Hut eines Werbers aufgesetzt, mit ihm getrunken oder gar unter irgend einem unscheinbaren Vorwand Geld von ihm angenommen hatte, galt ihm unbedingt als verfallen. Das gewöhnliche Mittel war, das Opfer durch allerlei Vorspiegelungen über die Grenze zu locken und dann dingfest zu machen. Niemand, kein Stand, kein Alter wurde dabei geschont. „Nicht allein junge Männer, sondern auch hausgesessene verheiratete Männer", klagt ein Ausschreiben des schwäbischen Kreises, „werden durch arglistige Hintergehungen und Gewalt weggeschnappt; man heißt sie neue Hüte aufsetzen, um zu sehen, wie sie ihnen ständen, mit anderen Soldaten Branntwein trinken oder auf des Offiziers Gesundheit trinken, schiebt ihnen beim Trunk heimlicher-

weise Geld in die Tasche, als wenn sie es als Handgeld genommen; wo sich aber jemand widersetzt, wird er mit Prügeln so lange hart traktiert, bis er sich entweder einrollieren läßt oder mit einer beträchtlichen Summe Geldes loskauft; ja es ist so weit gekommen, daß auch die Leute in den Gärten, auf den Feldern und in den Wäldern nicht sicher sind und durch die Werber verschwinden. Gehe es so weiter, würde das Land bald ganz von junger Mannschaft entblößt sein, die Felder unbebaut und verödet liegen bleiben; schon sei alles Handwerks- und übrige Gesinde gänzlich abgetrieben und die Offiziere außer stande, bei dem großen Mangel an Mannschaft ihre Regimenter zu ergänzen".

War eine Abteilung solcher Unglücklichen auf dem Wege der Gewalt zusammengebracht, so wurden sie mehr wie Vieh denn als Menschen behandelt und erhielten nur eben Nahrung genug, um nicht zu verhungern. Zusammengebunden und von einer zahlreichen Macht begleitet, war es ihnen unmöglich, den Krallen der Menschenjäger zu entfliehen; versuchte es jemand, so ward er gewöhnlich wie ein Wild niedergestreckt. Ja man ging so weit, Burschen, die man bei der Feldarbeit überfallen wollte, beim Entfliehen ohne weiteres niederzuschießen, und gewöhnlich krähte kein Hahn danach. War aber der Erwischte einmal in der bunten Zwangsjacke, so nahm er sie gewöhnlich auch mit ins Grab.

In den Kasernen zusammengepfercht, brachten die Soldaten ihr Leben trübselig und eintönig hin. Meist alle Unteroffiziere, auch viele Gemeine waren verheiratet, und jede dieser Familien hatte dort ihr Wohnzimmer, ihre Stube und Kammer. Vielfach waren sie auf einen Nebenverdienst bedacht, so daß die Kaserne einer großen Fabrikanstalt ähnlich sah. Wie die Frauen konnte man auch manche der Soldaten an Rädeln und Hecheln sitzen sehen, da der dürftige Lohn, acht Groschen auf je 5 Tage, zum Lebensunterhalt nicht ausreichte. Allgemeine Kasernenküchen kannte man nicht; der Soldat beköstigte sich, wo und wie er konnte. Gewöhnlich hatte er seinen Mittagstisch bei dem Marketender, meist einem verheirateten Unteroffizier. Mit den Eltern wuchsen die Jungen auf; dieselben waren schon durch ihre Geburt militärpflichtig, wurden von Anfang an aus der Regimentskasse verpflegt und später auf Staatskosten durch einen Regimentsschulmeister unterrichtet; sobald sie in die Kompagnie eintraten, erhielten sie ein Handgeld und waren damit dem harten Waffendienste ihr Leben lang verfallen. Erst wenn sie alt und siech geworden, gab man ihnen den Abschied, gewöhnlich ohne irgend eine Fürsorge für die Zukunft, höchstens mit einer

unzureichenden Pension. War auch dieses nicht möglich, so ward ihnen doch gestattet, „bei den in der Nähe der Landstraßen wohnenden adeligen Landsassen einen Zehrpfennig zu begehren". Machten sich nach Friedensschlüssen oder infolge von Geldnöten des Landesherrn Entlassungen in größerem Maßstabe notwendig, so sah sich eine Menge dieser Unglücklichen plötzlich brotlos und dem Elend preisgegeben. Ganze Haufen zogen dann als Bettler und Vagabonden durch die Städte und Dörfer oder machten, ihr bisheriges Handwerk auf eigne Hand fortsetzend, als Wildschützen die Forsten oder als Räuber die Heerstraßen unsicher.

Bei dem größtenteils mit Gewalt und List aus dem Auswurf der Bevölkerung und des Auslandes zusammengeraubten Gesindel mußte es schwierig sein das Desertieren zu verhüten. Die Vorsichtsmaßregeln, die man dagegen traf, blieben auch nicht hinter dem zurück, was man heutzutage bei Sträflingen in den Zuchthäusern für nötig hält. In Grenzfestungen, wie z. B. in Wesel, durften die Soldaten gar nicht oder nur in Begleitung eines Unteroffiziers aus der Stadt gehen; auch sollte jeder Bürger oder Bauer bei schwerer Strafe sich von einem Soldaten, dem er auf der Landstraße begegnete, den Urlaubspaß vorzeigen lassen. War es jemandem gelungen zu entkommen, so wurden die Lärmkanonen gelöst, Bürger und Bauern mußten ausziehen, des Entflohenen habhaft zu werden. Zeigten sie sich dabei säumig, so sollte das Dorf 100, die Stadt 200 Thaler, der Landrat oder Edelmann 100 Dukaten zahlen; konnte die Summe nicht entrichtet werden, mußten die zwei vornehmsten Bauern des Dorfes oder die acht vornehmsten Bürger der Stadt zwei Monate lang in Eisen Festungsarbeit thun. Die ungewöhnliche Schärfe der Maßregeln lassen zur Genüge erkennen, daß sie ebenso unausführbar wie unzureichend waren. Geschah es doch sogar bei des Königs Friedrich Wilhelm I. eigenem Leibregiment, daß 1730 eine Schar von 70 bis 80 Polen, Walachen und Ungarn, die „den glücklichen Zustand, worin sie sich befanden, nicht recht bedachten", mit Gewalt zu entweichen suchte. Der Plan ward indes vereitelt. Wie grimmig der König auch war, er wollte trotzdem die kostbaren Verbrecher nicht aus den Reihen seiner Grenadiere verlieren; er begnügte sich damit, einen hängen, einem andern Nase und Ohren abschneiden und die übrigen sechsunddreißigmal Spießruten laufen zu lassen. War es im Frieden schon schwer, das Ausreißen zu hindern, so bot der Krieg, eine gewonnene Schlacht nicht weniger als eine verlorene, dem Soldaten stets eine willkommene Gelegenheit, mit Sack und Pack, mit Gewehr und Munition zum

Feinde überzugehen, um sich ein neues Handgeld zu verdienen. Vergeblich ließ man das Fußvolk durch Reiter, die Reiterei durch Fußvolk umschließen und bewachen, auf dem Marsche Husaren den ganzen Zug umschwärmen: alle Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich fast immer als fruchtlos. Auch führten die Heere stets einen Vorrat von Ausrüstungsgegenständen mit sich, um die Überläufer sofort in die eigenen Regimenter einreihen zu können.

Die Heere jener Zeit, eine willenlose Maschine in der Hand ihrer Herren, konnten in ihren widerstrebenden Bestandteilen nur durch eine eiserne Zucht, durch furchtbare, barbarische Strafen zusammengehalten werden.

Vor Friedrich dem Großen wurde auch in dem preußischen Heere bei wichtigen Fällen der Beschuldigte, wenn er nicht nach dem Sinne des Richters antwortete, mit der Folter mißhandelt; aber auch nach Aufhebung derselben blieben die Strafen immer noch barbarisch genug. Zuweilen ward noch mit Genehmigung des Königs auf vierhundert Stockschläge erkannt, die der Angeklagte in drei Tagen auszuhalten hatte: eine Geißelung auf Leben und Tod, die nur außerordentlich kräftige Naturen zu überstehen vermochten.

Vor der Zeit Friedrichs zerfiel das peinliche Kriegsgericht in ein ordentliches oder Malefizgericht und in ein außerordentliches oder summarisches. Zu letzterem gehörte das Spießrecht, wonach der Verurteilte durch die Spieße gejagt und zu Tode gestochen ward. Im Kriege oder auf Märschen, wo man zu weitläuftigen Untersuchungen keine Zeit fand, ward das Standrecht geübt, der Übelthäter, auf frischer That ertappt, meist sofort abgeurteilt und in der Regel an dem ersten besten Baum aufgeknüpft. Wich ein Soldat in der Schlacht, so waren Offiziere und Unteroffiziere befugt, demselben Degen oder Feuergewehr ohne weiteres in die Rippen zu stoßen oder auch vor den Kopf zu schießen. Ein gleiches stand den Bauern und Knechten des Vorspanns bevor, wenn sie bei einem Gefecht oder bei Annäherung des Feindes entweichen wollten. Auch Marketender und Marketenderinnen waren diesem Martialgesetz unterworfen, falls sie Unordnung anrichteten oder die Verwirrung zum Stehlen benutzten.

Selbst in Friedenszeiten bedurfte es bei bedeutenderen Vergehen nicht immer eines Verhörs oder eines Rechtsspruchs, da den Oberen eine verhältnismäßig hohe Strafgewalt eingeräumt war. Ward ein Soldat mit einem Unteroffizier beim Spiel betroffen, kam er betrunken zur Parade, ging er ohne Urlaub von der Wache oder ward er schlafend auf dem Posten betroffen, räsonnierte er unter

dem Gewehr gegen einen Offizier oder Unteroffizier, so konnten die Oberen ihn ohne weiteres zum Spießrutenlaufen verurteilen. Wie bei der Todesstrafe ward ihm dann vor versammelter Truppe von dem Auditeur seine Strafe angekündigt. Zwei Reihen Infanterie, hundert bis dreihundert Mann stark, bildeten eine sechs bis sieben Fuß breite Gasse, an deren Eingang der Verurteilte seinen Stand nahm. Jeder hatte das Gewehr bei Fuß in der linken Hand, in der rechten eine Haselrute. Drei bis sechzehnmal mußte der Unglückliche die Gasse passieren. Sein Oberkörper war entblößt und die Hände ihm vorne auf der Brust zusammengebunden. Damit er den Schmerz der Hiebe besser verbeiße, steckte man ihm eine Musketenkugel in den Mund. Drei Tage, jeden Tag sechsmal, durch dreihundert Mann Gassen laufen überlebte selten einer. Sank er dabei zusammen, so ward er mit dem Bauche auf Stroh gelegt, und die Mannschaft gab ihre Hiebe im Vorbeigehen auf seinen Rücken ab.

Früher pflegte in Preußen der Verurteilte, so rasch er konnte, durch die Gasse zu laufen, um die Hiebe möglichst zu vermeiden; erst im Jahre 1737 ward er jedesmal von einem Unteroffizier geführt, „weil durch das Laufen viele Soldaten nur ungesund würden oder gar die Schwindsucht bekämen und vor der Zeit gestorben seien". Hatte sonst ein Reiter die Streiche statt mit einer Rute mit einem Steigriemen erhalten, so stellte ihn seit 1752 eine königliche Verordnung mit dem Fußsoldaten auf eine Stufe, was seinen Reiterstolz nicht wenig verletzte.

Nichts vermochte den Verurteilten vor dem Gassenlaufen zu retten, selbst wenn er aus Verzweiflung sich eine „Infamie" anthat. „Wenn einer Gassenlaufen soll", heißt es in den Bestimmungen, „und sich vorher an Nase, Ohr oder am Leibe verletzt oder sich zu ertränken sucht oder eine Infamie von sich gibt, so soll er außerdem noch mit Festungsarbeit bedacht werden; findet sich, daß er eine solche Infamie, die zum fernern Dienste untauglich macht, fälschlich vorgibt, so soll er ebenso, als wenn sie wirklich wahr wäre, bestraft, durch den Schinder zum Schelm gemacht und auf Lebenszeit zur Festungsarbeit verurteilt werden."

Neben dem Spießrutenlaufen kam noch eine Reihe von anderen Strafen zur Anwendung, die zum Teil auch in dem bürgerlichen Rechtsleben ihre Geltung hatten. Wer z. B. den spanischen Bock bekam, mußte die Hände über die zusammengezogenen Knieen legen, und unter die Kniee und über den Ellbogen ward ein Stock gesteckt, der ihn am Aufstehen hinderte. Beim Lasttragen hatte der

Fußsoldat drei, fünf oder mehr Gewehre, der Reiter mehrere Sättel auf den Schultern eine bestimmte Zeit vor der Hauptwache auf- und abzutragen. Beim Eselreiten ward er auf einen hölzernen hohen Esel gesetzt, dessen Rücken gewöhnlich mit Blech beschlagen war und in eine scharfe Kante auslief. Lattenliegen hatte auszuhalten, wer mehrere Tage oder Wochen in einem engen Behälter zubrachte, dessen Boden aus scharfkantigen Latten bestand.

Versündigung gegen Gott durch Schwören und Fluchen, Versäumnis des Gottesdienstes, ärgerlichen Lebenswandel traf Stockhaus, Pfahl oder Spießruten, Abgötterei, verbotene Teufelskünste, Zauberei, Unzucht oder Ehebruch der Tod, Sodomie gar das Feuer; wer sich zum Kriegsdienst untüchtig machte, sich mutwillig einen Finger abhackte, sich bei einem Abdecker als Knecht vermietete, Kloaken reinigen half, verfiel dem Staupenschlag durch den Henker, der Festungsarbeit in der Karre und hernach ewiger Landesverweisung. Auf Brandstiftung stand Hinrichtung mit dem Schwerte oder der Feuertod, auf Fälschungen von Pässen, Zeugnissen, Briefen und Siegeln Spießruten; wer damit einen Fahnenflüchtigen durchzuhelfen suchte, ward gehangen, wer einen solchen verbarg, mit dreißigmal Spießruten bestraft. Jeder Soldat, der nach dem Zapfenstreich nicht in seinem Quartiere war, mußte Gassen laufen, welcher als Unteroffizier beim Aufzug der Wache seinen Posten verwechselte und unrichtig eintrat, ward beim erstenmal 24 Stunden lang krummgeschlossen, beim zweiten drei Monate zur Schildwache bei gemeiner Kost, beim dritten Fall auf ein Jahr zur Karre verurteilt. Arbeitete ein beurlaubter Soldat auf dem Lande, so war ihm dieses nur in seiner Uniform und mit dem Hute gestattet; wen man in bürgerlicher Kleidung betraf, der mußte zwölfmal, im Wiederholungsfall zwanzigmal, durch zweihundert Mann Spießruten laufen. Das Dezimieren kam dann zur Anwendung, wenn viele, namentlich ein ganzer Truppenteil, sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, worauf Todesstrafe stand. Um nicht so viele Menschenleben zu opfern oder dem Dienste zu entziehen, zählte man den zehnten oder auch den zwanzigsten und dreißigsten Mann ab, um an ihnen in Gegenwart der andern die Strafe zu vollziehen. Zuweilen bestimmte man die Schuldigen auch durch das Los oder ließ sie in zweifelhaften Fällen auf der Trommel um ihr Leben würfeln.

Hielt gleich nichts als eiserne Strenge die Heere des vorigen Jahrhunderts selbst in äußerster Gefahr zusammen, so war doch Friedrich der Große seiner Heermaschine so sicher, daß er vor mehreren Schlachten bekannt machte, heute gebe es keine Retirade, und

in der Schlacht von Kolin seine weichenden Grenadiere mit den Worten: „Racker, wollt ihr denn ewig leben!“ ins Feuer zurücktrieb. Trotzdem wußte er, daß er es mit einer nur notdürftig gezügelten Masse zu thun hatte. Als ihm vor dem Ausmarsche in den ersten schlesischen Krieg der alte Dessauer die gute Haltung der Truppen rühmte, gab er zur Antwort: „Das Wundersamste für mich ist, daß wir mitten unter diesen Leuten in Sicherheit sind; jeder von ihnen ist Ihr und mein unversöhnlicher Feind, und doch hält die Subordination und der Geist der Ordnung sie in Schranken“.

Aus Seumes Soldatenleben. 1780.

Um das Jahr 1780 war Gottfried Seume von der Universität Leipzig in die Welt hinausgelaufen; er dachte mit neun Thalern in der Tasche nach Paris zu kommen, von dort nach Metz in die Artillerieschule zu gelangen. Alles weitere überließ er dem Schicksal.

„Den Degen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reisesacke und einige Klassiker in der Tasche, marschierte ich zwar ganz rüstig und leicht, aber nichts weniger als ruhig durch die Dörfer nach Dürrenberg, setzte dort über die Saale, ging über das Schlachtfeld von Roßbach und blieb die erste Nacht in einem kleinen Dorfe vor Freiburg, das, glaube ich, Zeugefeld hieß; den zweiten Abend in einem Dorfe vor Erfurt, wo man mich mit vieler Teilnahme sehr gut, sehr wohlfeil bewirtete und mich schonend merken ließ, ich hätte wohl jemand mit dem Instrumente da — man wies auf den Degen — etwas übel behandelt und müsse das Weite suchen. Ich widersprach zwar, aber man schien doch so etwas zu glauben. Den dritten Abend übernachtete ich in Bach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel durch seine Werber die Besorgung meiner fernern Nachtquartiere nach Ziegenhain, Kassel und weiter nach der neuen Welt.

Man brachte mich als Halbarrestanten nach der Festung Ziegenhain, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden schon viele lagen, um mit dem nächsten Frühjahr nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schicksal und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl von Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbestädten zusammengebracht wurde. Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische

Inskription, als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht, leben muß man überall; wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ozean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während unseres Aufenthalts in Ziegenhain brauchte mich der alte General Horn zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war dann ein wahres Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte, und andere, die abwechselnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meiningen, ein preußischer Husarenwachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlte. Da es den meisten gegangen war wie mir oder noch schlimmer, entspann sich bald ein großes Komplott zu unserer aller Befreiung. Man hatte so viel gutes Zutrauen zu meinen Einsichten und meinem Mut, daß man mir Leitung und Kommando mit uneingeschränkter Vollmacht übertrug, und ich ging bei mir zu Rate und war nicht übel willens den Ehrenposten anzunehmen und die fünfzehnhundert Mann auf die Freiheit zu führen und sie dann in Ehren zu entlassen, einen jeden seinen Weg. Außer dem glänzenden Antrage kitzelte mich vorzüglich, dem Ehrenmann von Landgrafen für seine Seelenschacherei einen Streich zu spielen, an den er denken würde, weil er verteufelt viel kostete. Als ich so ziemlich entschlossen war, kam ein alter preußischer Feldwebel zu mir sehr vertraulich. „Junger Mann", sagte er, „Sie eilen in Ihr Verderben unvermeidlich, wenn Sie den Antrag annehmen. Selten geht eine solche Unternehmung glücklich durch; der Zufälle, sie scheitern zu machen, sind zu viele. Glauben Sie mir altem Mann! ich bin leider bei dergleichen Gelegenheiten schon mehr gewesen. Sie scheinen gut und rechtschaffen, und ich liebe sie wie ein Vater. Lassen Sie meinen Rat etwas gelten! Wenn die Sache glücklich durchgeht, werden wir nicht die letzten sein, davon Vorteil zu ziehen". Ich überlegte, was mir der alte Kriegsmann gesagt hatte, und unterdrückte den kleinen Ehrgeiz, entschuldigte mich mit meiner Jugend und Unerfahrenheit und ließ die Sache vorwärts gehen. Der Kanonierfeldwebel hatte recht; es wurde alles verraten; ein Schneider aus Göttingen, der ein Stimmchen sang wie eine Nachtigall, erkaufte sich durch die Schurkerei eine Unteroffizierstelle bei der Garde, und da

man ihn dort gehörig würdigte und er des Lebens nicht mehr sicher war, die Freiheit und eine Handvoll Dukaten. Ich erinnere mich der Sache noch recht lebhaft. Alle Anstalten zum Ausbruch waren getroffen. Wir lagen in verschiedenen Quartieren, in den Kasernen, dem Schlosse und einem alten Rittersaale. Man wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehen, der Wache stürmend die Gewehre wegnehmen, was sich widersetzte, niederstechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln und zum Thore hinausmarschieren. In drei Stunden wären wir in Freiheit gewesen; Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abteilungsweise auf den Exerzierplatz kamen, fanden wir statt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, und Kartätschen in der Ferne liegend. Jeder merkte, was die Glocke geschlagen hatte. Der General kam und hielt eine wahre Galgenpredigt. „Am Thore sind mehr Kanonen", rief er; „wollt Ihr nicht gehen?" Die Adjutanten kamen und verlasen zum Arrest: Hans, Peter, Michel, Görge, Kunz, meine Persönlichkeit einer der ersten; denn daß der verlaufene Student nicht dabei sein sollte, kam den Herren gar nicht wahrscheinlich vor. Da aber niemand etwas auf mich bringen konnte, wurde ich und vermutlich noch mehr der Menge wegen bald losgelassen. Der Prozeß ging an, zwei wurden zum Galgen verurteilt, worunter ich unfehlbar gewesen sein würde, hätte mich nicht der alte preußische Feldwebel gerettet. Die übrigen mußten in großer Zahl Gassen laufen, von sechsunddreißig Malen herab bis zu zwölfen. Es war eine grelle Fleischerei. Die Galgenkandidaten erhielten zwar nach der Todesangst unter dem Instrumente Gnade, mußten aber sechsunddreißigmal Gassen laufen und kamen aus Gnade des Fürsten nach Kassel in die Eisen. Auf unbestimmte Zeit und auf Gnade in Eisen waren damals gleichbedeutende Ausdrücke und hießen so viel als ewig ohne Erlösung, wenigstens war die Gnade des Fürsten ein Fall, von dem niemand etwas wissen wollte. Mehr wie dreißig wurden auf diese Weise grausam gezüchtiget, und viele, unter denen auch ich war, kamen bloß deswegen durch, weil der Mitwisser eine zu große Menge hätte bestraft werden müssen. Einige kamen bei dem Abmarsche wieder los, aus Gründen, die sich leicht erraten lassen, denn ein Kerl, der in Kassel in den Eisen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt.

Endlich ging es von Ziegenhain nach Kassel, wo uns der alte Betelkauer in höchst eignen Augenschein nahm, keine Silbe sagte und

uns über die Schiffbrücke der Fulda nach Hannöversch-Münden spedierte. Unser Zug glich so ziemlich Gefangenen, denn wir waren unbewaffnet, und die bewehrten Stiefletten — Dragoner und Gardisten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung. Ich genoß trotz der allgemeinen Mißstimmung doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht frohe, und unsere Gesellschaft war so bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. Die Seele derselben war ein ehemaliger französischer Offizier aus dem siebenjährigen Kriege, der seit der Zeit abwechselnd gemeiner preußischer Dragoner und Füsilierunteroffizier und Sprachmeister und Fechtmeister, Unteroffizier und polnischer Revolutionshauptmann gewesen war, abwechselnd Gassen gelaufen, unter dem Galgen gestanden und im Felde Kanonen genommen hatte, der in Frankfurt am Main und Kassel, Berlin und Warschau, Breslau und Jauer alle Winkel kannte, alles Gute und Schlechte wußte, wie ein Achill focht und wie Heliogabal fraß und soff, wie Aristarchus sprach und wie Epikurs Küchenjunge lebte. Der schlechteste, gelehrteste und traurigste Gesellschafter war der gute Exmönch aus Würzburg.

So ging es denn auf den sogenannten Bremer Böcken den Strom hinab. Nicht weit von Hameln, glaube ich, machte man eine Absonderung der Preußen, die man nicht durch Preußisch-Minden bringen durfte, und ließ sie einen Marsch zu Lande machen, um das Preußische zu vermeiden. Da mir das zusammengedrückte, eingepökelte Wesen auf den kleinen langen Fahrzeugen nicht sonderlich behagen wollte, meldete ich mich als Preußen beim Vorlesen. Der Offizier sah in die Liste und sagte: „Hier steht ja Sachsen!“ „So?“ sagte ich; „nun so will ich ein Sachse bleiben“. Er schwieg, ließ mich aber, nachdem alle verlesen waren, mit den Preußen aussteigen. Man stellte sich, und es ging zu Lande weiter. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwischen Weste und Beinkleider unter den Gürtel zu stecken. Das Buch mochte diesmal etwas zu stark sein und den Leib unförmlich machen. „Was Teufel ist der Kerl —?“ sagte ein Hauptmann Lesthen, der eben vor mir stand, und hob die Weste beim Flügel auf, und es wurde der Julius Cäsar zutage gefördert. „Was, Henker, macht Er denn mit dem Buche?“ fuhr er fort. „Ich lese darin!“ war die Antwort. „Wo hat Er denn das Latein gelernt?“ „Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen“. Er schüttelte den Kopf. Ich

hatte in dem Buche eine Menge Randnoten aus dem Vegetius, Frontin und andern alten und neuen, auch wohl von mir selbst niedergeschrieben. „Von wem sind denn die Bemerkungen hier?“ „Von mir und vor mir von den angegebenen Herren“. Er sah mich fest an und endigte mit dem spöttischen Abschied: „Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden!“ „Schwerlich“, sagte ich; „das ist unter den Deutschen gar nicht wahrscheinlich; aber wenigstens will ich nicht schuld sein, daß es nicht wird“. Nun ging es fort, und ich las, ohne eben weiter einen Zweck zu denken, in den Ruhestunden zuweilen nach meiner Weise einige Kapitel aus bloßem Bedürfnis mich besser zu beschäftigen, als ich in meiner Umgebung sonst wohl konnte. Hier entspann sich in einem Nachtquartiere wieder ein Komplott und sollte der Kürze wegen, und da unsere Bedeckung nicht sehr stark war, sogleich ausgeführt werden; ich habe aber die Beschaffenheit desselben nicht recht erfahren können. Diese Rekrutenabteilung bestand aus lauter preußischen Landeskindern und preußischen Deserteuren, die beständig vom alten Fritz und Seidlitz und Schwerin sprachen und sich nichts Kleines dünkten. Aber weiß der Himmel, wie es war laut geworden; der kommandierende Offizier requirierte sogleich die ganze bewaffnete Bürgerschaft und die Bauern aus der Umgegend, machte erst militärische Miene, uns in der alten Kirche, wo wir lagen, zusammenzuschießen, und es ging alles wieder ruhig bis an die Weser auf die Bremer Böcke. — Wir fuhren den ganzen Strom hinab von Münden bis zu Bremerlee, wo uns die englischen Transportschiffe erwarteten. In Münden auf der Wiese besichtigte uns der Mäkler Harvout, und es gab von den Dragonerunteroffizieren und Gardisten einige leise Rippenstöße, weil wir nicht laut und voll und sonorisch genug: „Es lebe der König!“ schrieen. Da ich als kleiner Kerl im Ranzengliede, d. h. im mittelsten, stand, entging ich den Püffen, ohne eine Silbe zu sagen genötigt zu sein. Aber den Hut mußte ich wenigstens mit schwingen.

Es würde mir ein hoher Genuß gewesen sein, an der Hand eines Freundes und Geschichtkenners die Partieen der Weser von Korvey bis Bremen zu besehen, wo die Schönheiten der Natur durch den Gedanken der alten, jetzt verlorenen Nationalehre magisch beleuchtet werden; aber damals war unsere Reise ein sklavisches, dumpfes Hinstarren auf Gegenden, wo ehemals Männer für ein besseres, nicht so üppiges Vaterland kämpften. Von Varus bis zu Bonifaz schwebten mir dunkel die Scenen vor; Bonifaz, der mit heiliger Einfalt die heroische Tugend vertrieb und die feiner gewebte

Sklaverei spann, die uns zum Spielwerk anderer gemacht hat. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in anderen Fahrzeugen, die schon See halten können, aber sich nicht weit von der Küste entfernen. Unbekümmert legte ich mich abends hin und schlief mitten auf dem Strome und war sehr verblüfft, als unsere ganze kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken da saß und wartete, bis der Fluß sie wieder empor hob. In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war, und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen und im Bettverschlage nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann; man denke die Menage. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt; es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!“ und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der anderen Seite genug ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetsche. Das war eine erbauliche, vertrauliche Lage, ungefähr wie im hohen Paradiese, wenn auf der Bühne des Volks Lieblingsstück gegeben wurde.“

Scheube: Aus den Tagen unserer Großväter. Berlin 1873. — K. Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880. — G. Seume: Mein Leben. Berlin. Hempel.

42. Zeitstimmen aus dem 18. Jahrhundert.

Wer die Zeitstimmen hört über allerlei Nöte und Bedrängnisse, denen heute die verschiedensten Berufsklassen sich ausgesetzt fühlen, über die Lage des Landmanns, des Handwerkers, des kleinen Kaufmanns, über den zunehmenden Aufwand der Frauen, selbst der Dienstboten, die Anforderungen der neuen Schulen, über die Abnahme der alten Ehrbarkeit und altväterlichen Sitte, darf nicht vergessen, daß alle diese Klagen, wenn auch mit anderen Worten, doch mehr oder weniger laut aus allen Jahrhunderten zu uns herübertönen. So manches, was uns heute als unserer Zeit eigentümliche Last und Beschwerde so drückend vorkommt, ward schon von unseren Großvätern, Urgroßvätern und deren Vorfahren in gleichem Maße empfunden und bejammert. Die „schlechten Zeiten" wollen eben niemals vergehen. Wie die Nachgebornen als „gute alte Zeit" das bezeichnen, was nichts als Trübsal war für die Zeitgenossen, so erschien diesen wieder die frühere Vergangenheit, die ihren Vätern trübselig vorkam, nur in rosigem Lichte. Durch alle Zeiten bewährt sich die alte Erfahrung, daß Leiden und Beschwerden in dem Bewußtsein der Menschen zurücktreten, die wohlthätigen Folgen aber bleibend empfunden werden.

In diesem Sinne sind auch die Schilderungen zu verstehen, die Justus Möser um das Jahr 1770 bald nach dem siebenjährigen Kriege über die Anschauungen seiner Landsleute im Osnabrückschen entworfen hat.

1. Klagen eines Edelmanns.

Wenn das so fortgeht, so will ich meinen Hof nur daran geben; kein Stockholz ist mehr zu verkaufen, seitdem die Berge geteilt sind. Vordem konnte man noch einen Not- und Ehrenpfennig daraus machen, und jedermann glaubte, die Verwüstungen des

Krieges würden eine glückliche Teuerung im Holze bringen. Aber es geht jetzt gerade umgekehrt. Für einen Schlag, der mir vor dem Kriege mit fünfhundert Thalern zu allem Danke bezahlt ward, erhalte ich jetzt kaum die Hälfte, und wenn sich das nicht ändert, mag ich nur eine Glashütte anlegen und Potasche brennen. Und dennoch schreiben die Gelehrten immer von der Holzsparkunst; die Narren, möchten sie doch auf den Wink der Vorsehung achten, die uns bereits mit Wölfen und wilden Schweinen straft, seitdem unsere Berge wieder mit Holz bewachsen sind! Ich hoffe noch den Tag zu erleben, daß man alles niederhaut, um sich von dieser Strafe wieder zu erretten.

Ebenso geht es uns mit allen den „Zuschlägen", die aus der gemeinen Heide und der Weide urbar gemacht und im Zaune benutzt werden. Kein Henker will mehr eine Wiese heuern. Jeder hat nun selbst Wiesen und macht so viel Heu, als er braucht. Ich glaube, daß seit dem Kriege hier im Stifte über sechstausend und in dem benachbarten Münsterlande über dreißigtausend Morgen Acker- und Wiesenland neu gemacht sind. Die Tecklenburger und Lingischen geben den anderen darin nichts nach, und die westfälischen Gemeinden verkaufen, um ihre Kriegsschulden zu bezahlen, ihre schönen Plaggengründe um die Wette und denken nicht, daß die Heuerleute und die Köter, die ihnen vordem für einen Scheffel Saatland so viel Geld, als sie wollten, und die schönsten Worte dazu geben mußten, bei diesem Verkaufe allein gewinnen. Ich will aber kein Prophet sein, aber Gott lasse nur noch einen solchen Krieg kommen, wie der vorige war, so wollen wir sehen, ob die Marken nicht ganz darauf gehen werden.

Es ist überhaupt jetzt eine wunderliche Welt. Die großen Herren, diese Zerstörer des menschlichen Geschlechts, denken auf nichts als auf Bevölkerung, bloß um eine Menge menschlichen Viehs anzuziehen, welches sie auf die Schlachtbank liefern können. Allein die Bevölkerung will es wahrlich nicht ausmachen; wir ziehen Bettler und Diebe damit an; das ist alles: die Voll- und Halberbe bleiben in der Last stecken, und das Vieh der vielen Neubauern nimmt ihrem Vieh die beste Weide vor dem Maule weg. Die Weideländer sind klüger als wir Schlucker auf der Heide. In Ostfriesland werden mehr Kälber geboren als Kinder, und sie stehen sich wohl dabei. Wir dagegen wollen alle Sandhügel bebauen und bepflanzen und meinen Wunder, was wir gethan haben, wenn wir zum größten Nachteil unserer Erbländereien ein Stück Heide urbar gemacht haben.

Die Gutsherren sollten sich mit gesamter Hand allem ferneren Ackerbau widersetzen. In England darf keiner sich unterstehen ein neues Haus zu bauen, der nicht drei Morgen Erbland besitzt. Diesem Beispiel sollten wir folgen; so müßte die Menge der Markkötter, die sich, sobald sie ein Kohlgärtchen erhaschen können, sogleich eine Hütte bauen, wohl unterbleiben. Unsere Vorfahren sind hierin klüger gewesen. Sie erlaubten zum höchsten nur zwei Gezimmer auf jedem Erbe und eiferten gegen die Menge der Heuerleute so stark, als jetzt die Kammeralphilosophen für die Bevölkerungen streiten. Die Markkötter sind wie der Krebs, der rund um sich frißt, und man würde erstaunen, wenn man eine Nachmessung anstellen wollte, wie viel die Leute in fünfzig Jahren von der gemeinen Mark eingezäunt haben.

Und wie viele Prozesse entstehen nicht darüber? Alle unsere Markprotokolle weisen deutlich nach, daß keiner als ein wahrer Erbmann in der Mark etwas zu sagen hat. Ihre Einwilligung wurde allein gefordert, wenn etwas „zugeschlagen" oder verkauft werden sollte. Jetzt aber wollen alle Einkömmlinge mitsprechen. Unter dem Vorwande, daß ihr Vieh keine Weide behalte, widersetzen sie sich den nützlichsten Anstalten, und man kann keinen Fußbreit verkaufen, ohne von diesen Leuten, die doch nur aus Gnade angenommen sind, einen Widerspruch zu befürchten. Das gute Geld wird darüber den Gerichten zu teil, und selten wird ein „Zuschlag" verkauft, dessen ganzer Wert nicht der lieben Justiz aufgeopfert wird.

Die Prozesse sind überhaupt der wahre Verderb unseres Landes und die einzige Ursache, warum so viele Landleute einen Stillstand nehmen müssen. Der Himmel weiß, wie es unsere Vorfahren angefangen, ob sie friedfertiger oder vernünftiger gewesen, daß sie so wenig Prozesse geführt haben. Allein wahr ist es, daß zu ihrer Zeit kein Bauer die Reichsgerichte kannte. Die Reichsfürsten haben es dem Kaiser wohl abgesessen und ihm in der Kapitulation vorgeschrieben, daß er die Unterthanen gegen ihre Landesherren nicht leicht hören solle. Wir sollten ein gleiches Gesetz im Lande haben, wodurch den Gerichten geboten würde, die Markgenossen gegen ihre Holzgrafen und die Leibeigenen gegen ihre Gutsherren nicht zu hören oder wenigstens vorher einen Bericht zu fordern, ehe sie mit Befehlen hervorzuschnellen sich unterständen. Die Reichsstände sind jeder Zeit ein Vorbild der Landstände gewesen, und was jenen Recht ist, müßte auch billig diesen Recht sein.

Das bare Geld nimmt täglich ab, und doch erhält man noch nicht mehr für einen Thaler als vor zwanzig Jahren. Vielmehr

konnte man damals mit tausend Thalern weiter kommen, als jetzt mit zweitausend. Der Himmel weiß, wie das zugeht und was es endlich für ein Ende nehmen wird. Aber alles wird schlimmer in der Welt. Sogar die Sommer sind lange so heiß nicht mehr, als in meiner Jugend, und wer hat so viele nasse Frühjahre erlebt, als wir seit zwanzig Jahren gehabt haben?

2. Klagen eines Landmanns über Neuerungen.

Es geht doch auch jetzt sehr weit in der Welt. Bisher sind es nur die Gelehrten gewesen, die uns Landleuten den Vorwurf gemacht haben, daß wir so fest am Alten als der Rost am Eisen klebten und gar nichts Neues versuchen wollten, und diesen Gelehrten, unter deren Nachtmützen nichts wie Projekte zur Verbesserung der Landwirtschaft ausgeheckt werden, hat man das zu gute gehalten und es ihnen als ein Mittel, ohne viel Arbeit ihr tägliches Brot zu erwerben, gegönnt, daß sie uns solche Vorwürfe in gedruckten Büchern, die eben nicht viele von uns lesen oder lesen können, gemacht haben.

Allein nun fängt sogar unser Küster an, unseren Kindern, die bei ihm dann und wann, wenn das Viehhüten und die Ackerwirtschaft es erlaubt, in die Schule gehen, von einem schrecklichen Gespenst, das er das Vorurteil des Altertums nennt, etwas vorzuplaudern und verlangt, sie sollten ihren väterlichen Acker dermaleinst ganz anders pflügen, als unsere Väter, Großväter und Elterväter gethan haben. Er verlangt, sie sollten die Bestellung desselben aus großen Büchern lernen, bald bei den Engländern, bald bei den Franzosen und bald bei den Schweden in die Schule gehen und spricht von Projekten, wogegen die Erfahrung von zehn Menschenaltern nicht das allermindeste erheben will.

Dies ist in Wahrheit von einem Manne, der kaum den Sonnenzeiger an unserer Kirche recht zu stellen weiß, unerträglich, und die ganze Gemeinde hat mir aufgetragen, ihm hiermit öffentlich zu sagen, daß wir gegen dasjenige, was unsere Vorfahren, die ihren Acker lange gekannt und ihn früh und spät betreten haben, eingeführt, mehr Ehrfurcht haben, als gegen alle Projekte der neueren.

Wie würde es uns armen Leuten ergangen sein, wenn wir alle die Vorschläge, die nun seit zehn Jahren zur Verbesserung des Ackers gemacht sind, befolgt hätten? Wenn wir alle die Sämaschinen und alle die Arten von Pflügen angeschafft hätten, welche in dieser Zeit angepriesen und vergessen sind? Wenn wir alle die Futterkräuter gesät und alle die Ackerbestellungen nachgeahmt hätten, wo-

von man uns ein so herrliches Bild gemalet hat? Sollte der Gutsherr seine Pacht, der Zehntherr seinen Zehnten und der Vogt seine Schatzungen wohl nachgelassen haben, wenn wir ihnen erzählt hätten, daß wir neue Versuche gemacht und damit verunglückt wären?

Eine hundertjährige Erfahrung ist eine erstaunende Probe; hundert, ja tausend Jahre haben wir mit Plaggen (Moor- und Heideschollen) gedüngt, im sauren Schweiße unseres Angesichts damit gedüngt und uns wohl dabei befunden. Warum sollen wir denn davon ablassen? Meinen sie nicht, daß wir alle Jahre mit den „Plaggen" auf einigen Feldern zu kurz kommen und also auch hundertjährige Erfahrungen von solchen Feldern haben, die nicht damit gedüngt sind? Da wir verschiedene Kirchspiele und Gegenden haben, die keine „Plaggen" gebrauchen und einen Grund bauen, der dieses Düngers entbehren kann, meinen sie denn nicht, daß unsere Vorfahren auch bisweilen auf den Gedanken geraten sind zu versuchen, ob sie dieses mühseligen Düngers entraten könnten? Und glauben sie nicht, daß wir gute, durch die Erfahrung bestätigte Gründe haben, warum wir dabei beharren?

Man beschuldige uns keines Eigensinns. Die Kartoffeln sind noch nicht viel über dreißig Jahre in Westfalen bekannt, und gleichwohl baut sie jetzt schon jeder. Die Feldmauern sind erst vor vierzig Jahren aufgekommen, dennoch sind sie nun fast durchgehends, wo Steine zu haben und Feldmauern nützlich sind, anstatt der Zäune und Hecken eingeführt. Der Hanfbau ist fünfzig Jahre in hiesigen Gegenden alt und gleichwohl jetzt schon überall, wo es nur möglich ist, gemein; vor sechzig Jahren säte noch niemand Buchweizen ins Moor, und jetzt wird er überall gesät. Der Weizenbau vermehrt sich täglich in Gegenden, wo man ihn vorhin gar nicht möglich glaubte. Wir sind also folgsam, aber gegen Erfahrungen und nicht gegen Projekte und unsichere Proben. Proben und Versuche sind für den Edelmann, der etwas verlieren kann, nicht für den Landmann, der jedes handbreite Land zu rate halten muß. Dies mag sich der Küster merken.

3. Klagen über die neuen Schulen.

Ich weiß nicht, was unserem Herrn Kantor in den Kopf kommt. Alle Jungen und Mädchen sollen lesen und schreiben lernen; dabei predigt er ihnen einen Katechismus, der ist so dick wie mein Gesangbuch, und wenn er von der Kinderzucht spricht, so sagt er weiter nichts als wie glücklich die Kinder sind, die nicht wie

die Heiden aufwachsen, sondern lesen und schreiben und auf alle Fragen antworten können.

Nun soll mich zwar der Himmel wohl davor bewahren, daß ich unsern Herrn Kantor meistern sollte; allein ich fühle doch, daß die Kinder mehr zur Handarbeit angeführt und dazu von Jugend auf gewöhnt werden müßten; ich fühle, daß das viele Buchstabieren und Schulgehen unsere Jugend vom Spinnrocken zieht und daß jetzt kein einziger Junge mehr im Kirchspiele sei, der täglich drei Strümpfe knütten kann, da sie es in meiner Jugend doch alle konnten. Ich habe nun mein achtzigstes Jahr erreicht und kann sagen, daß ich die Welt von hinten und vorne gesehen habe. Allein unter allen, die mit mir aufgewachsen sind, war kein einziger, der schreiben lernte. Man sah dies als eine Art von bürgerlicher Beschäftigung an, die bloß in den Städten und von Leuten, die keinen Ackerbau und keine Viehzucht hätten, getrieben werden müßte. Das Lesen, wie mir mein Vater sagte, sei erst in seiner Jugend unter den Landleuten Brauch geworden, und dieser habe es wohl von seinem Vater gehört, daß in seiner Kindheit das ganze Jahr hindurch nur drei Gesänge in der Kirche wären gesungen worden, welche ein jeder aus dem Kopfe gewußt hätte. Darauf sei erst ein kleines Gesangbuch gekommen, dem sei ein etwas dickeres gefolgt, bis es endlich zu seiner Zeit zu einer ganzen Dicke angeschwollen sei. Was ist aber von alledem die Folge gewesen? Unsere Kinder haben minder Lust, Fertigkeit und Dauer zur Handarbeit erhalten; sie haben geglaubt, wenn sie schreiben, lesen und auf alle Fragen antworten könnten, so seien sie besser als diejenigen, die drei Strümpfe im Tage knütteten.

In der That aber sehe ich doch eigentlich nicht, was das Schreiben einem Ackermann sonderlich nütze. Wenn er weiß, wie viel Glas Branntwein oder wie viel Krüge Bier durch einen Strich an der Tafel bezeichnet werden, wenn er die große Erfindung des Kerbholzes kennt und wenn er endlich drei Kreuze zum Mahnzeichen malen kann, so hat er meines Ermessens alles, was er von dieser Seite gebraucht. Mir sind wenigstens ganze Jahre vergangen, ohne daß ich einmal Tinte, was wir Black nennen, im Hause gehabt habe. Wenn ich etwas an meinen Prokurator zu schreiben hatte, so sagte ich es dem Kantor, und im übrigen konnte ich mich mit einem Stückchen Kreide und einem Kerbstock behelfen. Das Lesen kommt mir bloß in der Kirche zu statten und würde überflüssig sein, wenn wir das ganze Jahr einerlei Gesänge hätten. Wozu nützt es also, daß man unseren Kindern statt des Flegels die Feder in die

Hand gibt und sie bis ins sechzehnte oder achtzehnte Jahr mit solchen Tändeleien, die kein Brot geben, herumführt? Ihre Knochen bekommen keine Härte und ihre Nerven keine Stärke, und wie manchen versucht nicht eben sein Lesen und Schreiben, nach Amsterdam oder nach Ostindien zu gehen und dort eine Gelegenheit zu suchen, um seinen väterlichen Acker zu meiden? Was die Mädchen betrifft — ich möchte keines heiraten, das lesen und schreiben kann.

4. Klage wider die Packenträger.

Die Packenträger sind der Verderb des ganzen Landes. Wie mancher Viehmagd kroch ehedem ihr braunes Haar unter einer mit Schraubschnur eingefaßten Mütze hervor, die der Packenträger erst zu Lyoner Golde, darauf zu Kanten und zuletzt wohl gar zu Spitzen verführt hat? Nur stolz, wenn ihre Kühe nach einem harten und langen Winter dick und glatt waren, dachte sie noch nicht an sich selbst und wünschte bloß durch die Zierde ihrer Kühe sich als eine gute Haushälterin dem Großknechte zu empfehlen. Sie schämte sich nicht in Holzschuhen, diesem, den Bewohnern nasser Gegenden von der Vorsehung angewiesenen Fußwerke, zu Dorf und barfuß zur Kirche, deren Boden noch nicht mit Teppichen belegt war, zu gehen. Sehen wir doch in nassen Weidegegenden noch die Bauerfrauen selbst, die zwanzig Thaler auf eine Mütze und zehn Thaler auf ein Halstuch wenden, bis zur Stadt in Holzschuhen kommen! Ihr Hals zeigte seine wohlerworbene braune Farbe, und der einzige Staat war eine runde silberne Schnalle, womit sie ihr selbstgemachtes Hemd befestigte, und zwei Röcke, wovon sich nur einer sehen lassen durfte. Der Knecht hatte die Hälfte seines Garns, welches er bei Feierabend gesponnen, in einer Grube mit Eichenlaub gefärbt, und die Webemagd ihm ein buntes Zeug zum Wams daraus gemacht zur Belohnung, daß er ihr Flachs in die „Röte“ und wieder herausgebracht hatte. Sie wußten miteinander nichts von fremdem Putze und bewunderten den Staat der Frau Pastorin als etwas Fürstliches, ohne sich den Wunsch einfallen zu lassen, so etwas nachahmen zu dürfen.

Wer aber hat diese guten Sitten verderbt? Gewiß niemand als der Packenträger, der mit seinen Galanteriewaren nicht auf den Heerstraßen bloß, sondern auf allen Bauerwegen wandelt, die kleinsten Hütten besucht, mit seinem Geschwätz Mutter und Tochter horchend macht, ihnen vorlügt, was diese und jene Nachbarin bereits gekauft, ihnen den Staat, welchen diese am nächsten Christfeste damit machen werde, mit verführerischen Farben malt, der entzückten

Tochter ein Stück Zitz auf die Schultern hängt, ihr eine sanfte Röte über ihren künftigen Staat ablockt und der gefälligen Mutter selbst eine neue Spitze aufschwatzt, damit sie sich vor ihrer Tochter im zitzenen Kamisole beim nächsten Kirchgange nicht schämen dürfe. Dem Knechte gefallen die schönen seidenen Halstücher, die großen silbernen Schnallen, der hübsch beschlagene Pfeifenkopf und andere entbehrliche Sachen, die ihm die Wirtin aus Höflichkeit gegen den Packenträger anpreist, und dieser, der gern eine Zeitlang borgt, wenn er nur die Hälfte als den wahren Wert bezahlt erhält, geht freudig weiter, um eine andere Frau Nachbarin zur Nachfolge zu ermuntern. Er weiß die Zeit wahrzunehmen, wenn der grämliche Mann nicht zu Hause ist. Kurz der Packenträger ist der Modekrämer der Landwirtinnen und verführt sie zu Dingen, woran sie ohne ihn niemals gedacht haben würden. Als ein Packenträger zuletzt in Leipzig war, fragte ihn ein Kaufmann, wohin er alle die gestickten Tücher und andere hübsche Sachen brächte und wie es möglich sei, daß er zehntausend Stück davon im Jahre absetzen könne; als er antwortete, daß er solche meist in den westfälischen Dörfern vertreibe und die Menschen aus allen vier Weltteilen und mit allerlei Waren daselbst freien Aus- und Eingang hätten, wollte er sich zu Tode wundern. „Mein Gott!“ rief er aus; „was muß da für eine Polizei sein! das arme Land muß ja bis auf den Grund ausgesogen werden. Es hat ja keine Fabriken und nichts. Die Leute müssen ja ärmer sein als die Wilden, und man hat mir gar dabei gesagt, sie hätten keine Justiz, und ein Prozeß käme nie zu Ende. Da möchte der Henker Kaufmann sein und borgen!“

Wenn man die handelnden Parteien eines jeden Landes fragt, so haben sie insgesamt nur eine Stimme gegen diese Leute. Die kleinen Städte und ihre Kaufleute sehen sie als ihre geschworenen Feinde an, die Kammeralisten sagen, daß sie das Geld aus dem Lande schleppten, die Moralisten rufen mit lauter Stimme, daß sie Üppigkeit und Eitelkeit in die kleinsten Hütten verbreiten, und die Männer schreien, daß sie ihre Weiber und Töchter zu allerhand Thorheiten verführten. Ginge es nach allen politischen Rechnungen, so müßte längst kein barer Schilling mehr im Lande sein.

Wenn es nun auch wahr ist, daß es kein Gesetzbuch, kein Hypothekenbuch, keine Prozeßordnung gibt und die Zinsen vor dem Kriege nicht höher als zu drei Prozent und jetzt zum Teil zu vieren gestiegen sind, daß die liegenden Gründe dort höher im Preise sind als anderswo und auch ohne Polizeiordnung und Justizverordnungen ein jeder so ziemlich weiß, was er zu thun hat, so müßten doch

solche gefährliche Leute in einem Staate um so viel weniger geduldet werden, da es meist Ausländer sind; keine siebzig Jahre werden hingehen, daß nicht die Franzosen, welche seit dem letzten Kriege die offene Handelsfreiheit der Stifter bemerkt haben, in dem Besitze dieses ganzen Handels sein werden. Wir sehen schon, wie sie sich täglich vermehren, und wie Leute, die im Jahre 1763 noch mit einigen Stücken Kammertuche aus der Champagne und dem Lüttichschen herumschlichen, jetzt mit Pariser Nippes auf den Posten reisen und ganze Ballen nachkommen lassen. Knaben, die zuerst mit Chansons handelten, sind große Libraires ambulans geworden und versorgen uns mit Fabrikwaren, die vorhin nach Oudenarde zu gehen pflegten. Wie häufig kommen nicht die Mützenprinzessinnen? Und wie leicht ist es möglich, daß sie auch mit der Zeit einige allerliebste Bauermützen mitbringen und die Dörfer bereisen! Man darf an nichts mehr zweifeln, und es ist nicht unmöglich, daß wir in fünfzig Jahren eine Bande von französischen Komödianten auf jedem Dorfe haben werden. Es ist ein leichter und lustiger Erwerb, und ich sehe es als etwas sehr wahrscheinliches an, daß, während der Zeit die Westfälinger in Holland Torf stechen, die Franzosen ihren Weibern ein Ballet vortanzen und eine Opera im Kasten zeigen.

Die Alten duldeten keine Krämer auf dem platten Lande, sie waren sparsam im Erteilen der Marktfreiheit, sie verbannten die Juden aus unserem Stifte und warum diese Strenge? Sicher aus der Ursache, damit der Landmann nicht täglich gereizt, versucht, verführt und betrogen werden sollte. Sie bauten auf die praktische Regel: was man nicht sieht, das verführt einen auch nicht!

Der Packenträger ist ein richtiger Mann für solche Fabriken, denen es an einem großen Verleger mangelt. Da er zu Fuß geht, sein Essen von der guten Mutter, die sich etwas von seinen Waren aufschwatzen läßt, in Kauf erhält und des Nachts bei frommen Leuten zu Gaste schläft: so verzehrt er nichts, nimmt auch mit einem kleinen Gewinn vorlieb und dient den Fabriken, welche keinen Hafer für Pferde abwerfen, statt des Packesels. Die Bielefeldschen Leinenhändler würden ohne solchen Packenträger längst den wichtigsten Teil ihres Handels verloren haben. Von Markt zu Markt mag er auch reisen, das ist notwendig, um die einheimischen Krämer und Fabrikanten vom Überteuern abzuhalten. Auf den Märkten ist er auch so gefährlich nicht, weil der Mann seine Frau dahin begleitet, und wenn sie dort etwas kauft, seinen unmaßgeblichen Rat dazu erteilt. Allein außer dieser Zeit und von Hütte zu Hütte sollte er nicht geduldet werden. Vordem, da aller Handel in den

Städten war, mußte sich ein solcher Packenträger notwendig an diese wenden, und hier erhielt er nach vorgängiger Untersuchung, ob seine Ware den Einwohnern nützlich und nötig sei, die Erlaubnis zu hausieren; seitdem sich aber die Handelsfreiheit aufs Land ausgebreitet hat und es fast schwer ist, Handlungspolizeigesetze außerhalb der Ringmauer beobachten zu lassen, hat sich dieser Teil der obrigkeitlichen Fürsorge notwendig verlieren müssen.

5. Klagen einer Hauswirtin.

Ich weiß mit Wahrheit nicht, wie eine ehrliche Frau diesen Winter sich mit ihrem Haushalt noch durchbringen will, da alles, was zur Leibes Notdurft und Nahrung gehört, immer teurer wird und so wenig aus Holland als aus Ostfriesland Butter für Geld zu bekommen ist.

Dabei nimmt der Unglaube so sehr überhand, daß auch das Gesinde die Furcht Gottes ganz außer Augen setzt und sich nicht mehr mit redlicher Kost begnügen will. Wo die Schweine es nicht noch einigermaßen wieder gut machen, so sehe ich keinen Rat. Denn das eingeschlachtete Kuhfleisch verschwindet im Topfe, und fettes Vieh will man wegen der leidigen Seuche noch nicht durchlassen. Talg und Käse sind natürlicherweise auch gestiegen, und die Ostfriesen werden uns ihr Rüböl teuer genug verkaufen wollen, da der Walfischfang in diesem Jahre so schlecht ausgefallen ist. Alles wird aufs liebe Brot fallen, und dieses ist uns leider heuer so sparsam zugewogen, daß man es den Arbeitsleuten wohl wieder zuwiegen möchte. Kurz, wer dieses Jahr mit Ehren durchkommt, der kann von Glück sagen.

Das schlimmste bei dem allen ist, daß das Gesinde in hiesigen Gegenden immer gleich üppig und kostbar bleibt und durch keine Ermahnungen dahin zu bringen ist, sich mit Brot und Käse ohne Butter zu begnügen. Anderwärts hat man Birnmus, Pflaumenmus und Möhrensaft statt Butter; in Frankreich sind drei Zwiebeln und drei Kastanien eine herrliche Mahlzeit, aber hier weiß man von alledem nichts. Das Gesinde würde einen auslachen, wenn man ihm wie in Böhmen Brot und Salzgurken und des Sonntags ein paar Senfbirnen vorsetzen wollte. Wir haben auch weder Schafkäse noch saure Schafmilch, womit in anderen Ländern jahraus jahrein der Haushalt unterhalten wird, und ungeachtet sich ganze Herden von Staren in unseren Gegenden zeigten, so hat man sich doch die Mühe nicht gegeben, sie zu fangen und für den Winter in Essig zu setzen. Kurz, ich habe in meinem Leben ein solches Land

nicht gesehen, wo die Einwohner so kostbar leben. Es ist gar kein Wunder, daß keine Fabriken darin emporkommen können. Denn jeder Bettler verzehrt doppelt so viel, als in anderen Ländern der fleißigste Fabrikant an einem Tage gewinnt. Ein Mohr in Afrika lebt täglich von drei Pfennigen, wofür er sich Brot und Zwiebeln kauft, und seine höchste Wollust an Feiertagen ist, daß er sein Brot röstet und in Öl tunkt; aber hier schreit alles nach Fleisch und ist kaum mit einerlei zufrieden.

Ich wollte, daß die Leute, die Philosophen, wie man sie heißt, die den Leuten so vieles weißmachen und eine Herrschaft außer stand setzen, einen Haushalt in der Furcht Gottes zu führen, zum allgemeinen Besten eingepökelt würden, so hätte man doch etwas davon. Insbesondere aber wünschte ich, daß alle die süßen Sittenlehrer, die den Weg zum Himmel ebener als unsere Heerstraßen machen und zur Bequemlichkeit für den vornehmen Sünder mit Samt belegen, für den Unterhalt aller von ihnen verdorbenen Haushaltungen im Zuchthause arbeiten müßten. Denn ihnen und sonst keinem haben wir es zu danken, daß dem städtischen Geschlechte vor dem lieben Brote so ekelt und meine Mädchen nichts als Filet machen wollen, da ich ihnen dann die Strümpfe für bar Geld kaufen muß. Ehedem hatte man ein Ehrenkleid für sein Leben lang, und meine Brautschuhe währen noch nach dreißig Jahren, indem ich sie nicht anders als auf allen vier hohen Zeiten anziehe, aber jetzt geht alles mit seidenen Schuhen und Strümpfen durch dick und dünn, und das zu einer Zeit, wo der liebe Roggen kaum für Geld zu haben ist. Doch ich mag gar nicht mehr daran denken! Gott bessere die Zeiten und gebe uns einen guten Winter, damit das Vieh noch eine Zeit lang draußen bleiben und die Frucht auf dem Felde allen denjenigen, welche auf ein teures Frühjahr bauen, eine solche Aussicht zeigen möge, daß sie es nicht wagen, ihren Vorrat bis zum äußersten zurückzuhalten.

6. Klagen eines Meiers über den Putz seiner Frau.

Hier im Kirchspiel, wo ich wohne, tragen unsere ehelichen Wirtinnen zwar noch keinen Merlin oder Andullage und verlangen auch noch nicht, daß unsere Köpfe nach ihren goldenen Uhren gerichtet sein sollen. Nein, sie sind mit der Zeit zufrieden, wie sie der Küster einteilt, ob wir gleich nichts davon hören und uns nach unserem Magen richten müssen. Allein sehe man einmal folgende Rechnung von einem einzigen Sonntagsputze an, welchen meine selige Frau getragen und mein gnädiger Gutsherr nun zum Sterb-

fall gezogen hat und den ich jetzt an einen Kaufmann noch bezahlen muß, wenn ich nicht will, daß meine selige Frau mich in der Ruhe mit meiner zukünftigen stören soll. Hier ist sie:

1.	für eine samtne Obermütze mit goldenen Blumen gestickt	5 Thlr.
2.	für Gold darauf	4 „
3.	für 2 Ellen Spitzen zur Wintermütze à 5 Thlr.	10 „
4.	für eine Halsschnur von silbernen Perlen mit drei goldenen Schlössern und einer goldenen Schleife	50 „
5.	für zwei Ellen Spitzen zur Tour de gorge	10 „
6.	für $1^1/_2$ Ellen Kammertuch zum Halstuch	3 „
7.	für 6 Ellen Spitzen darum . . .	30 „
8.	für $1^1/_2$ Ellen bunten Kammertuch zu Manschetten	3 „
9.	für drei Ellen Spitzen darum . . .	15 „
10.	für ein paar samtne Winterhandschuh mit massiv silbernen Knöpfen . . .	$3^1/_2$ „
11.	für 5 Ellen Damast zum Kamisol à $2^1/_2$ Thlr.	$12^1/_2$ „
12.	für das Schnürleib	5 „
13.	für 4 Ellen besten Zitz zur Schürze à $2^1/_2$ Thlr.	10 „
14.	für 8 Ellen Tuch zum Oberrock à $2^1/_2$ Thlr.	20 „
15.	für einen zweiten Rock vor Serge .	4 „
16.	für den kleinen Fischbeinrock . . .	$2^1/_2$ „
17.	für Schuhschnallen	5 „
18.	für ein paar kamuslederne Schuhe .	1 „
19.	für ein Gesangbuch mit Silber . .	10 „
	Summa	203 Thlr. 18 Mgr.

Rechne dazu, daß die gute selige Frau diesen ihren Putz neunmal verändern konnte und daß im Sterbefalle noch eine goldene Halskette, drei paar seidene Handschuh und sechs gestickte Tücher sich befanden, welche mit 15 Thalern das Stück bezahlt waren, erwäge, daß an den hohen Festtagen schwarz und Kamisol und Schürze von Damast getragen wurde, und bedenke endlich, daß die Selige, um mich und ihre Verwandten zu betrauern, ihr Trauerzeug so vollständig hatte, daß sie jedes andere Jahr — denn hier

im Kirchspiel wird zwei Jahre getrauert — mit Abwechselungen erscheinen konnte, so wird jedermann gewiß finden, daß es mir als einem armen Leibeigenen schwer gefallen sei, mich sofort zu einer anderen Heirat zu entschließen. Doch habe ich mich jetzt besser vorgesehen als mein Nachbar, der zwar einen freien Kotten erheiratet, aber vierzehn Tage nach der Hochzeit erfahren hat, daß seine Hausehre für Galanteriewaren an Krämer und Packenträger dreihundert Thaler schuldig sei. Sie muß zwar dafür redlich büßen und kommt nicht anders als braun und blau zu Bette, so bunt sie auch zur Kirche geht. Aber was ist einem ehrlichen Manne damit gedienet, daß er seine beste Zeit, die er ruhig im Kruge vertrinken könnte, mit Prügeln zubringen muß? Meine Zukünftige soll, wie ich hoffe, mir wenigstens einige Mühe in diesem Stücke ersparen. Denn ich sehe, sie sieht mehr auf das Wesentliche und hat ihre Bettücher von feinem Drell machen lassen. Wie glücklich sind gegen uns die Kirchspiele auf der Heide, wo der ganze Staat einer Hausfrau mit dreißig Thalern bezahlt ist! Allein ich höre auch, da lieben die Frauen Kaffee und Muskatwein, und die Männer trinken fleißig mit. Das thun wir hier nun nicht. Wir halten uns an ein gutes Bier und redliche Kost. Allein der Putz unserer Frauen ist die Zuchtrute des Himmels, womit wir weidlich gestäupet werden. Wenn man sie entbehren könnte, welch ein schöner Viehstapel könnte nicht dafür angelegt werden? Allein kaum ist eine tot, so nimmt man schon wieder eine andere. Es ist ein wunderliches Ding.

Justus Möser: Patriotische Phantasien. Berlin 1820.

43. Aus dem Bauernleben des vorigen Jahrhunderts.

1. Ein Freikauf.

Boiko war der leibeigene Knecht eines Osnabrücker Gutsherrn im vorigen Jahrhundert; derselbe war sehr gütig gegen ihn, aber doch hatte er lange gewünscht, den Hof, den er von ihm zum Bau hatte, als sein freies Eigentum zu besitzen, aus Besorgnis, der Nachfolger seines Herrn möchte einst minder edel denken oder durch die Zeitläufte genötigt werden, ihn an einen Tyrannen zu verkaufen. Die Freiheit war ihm oft mit allen ihren hohen Reizen erschienen, und mehr als einmal hatte er die Eiche auf seinem Hofe mit den Augen gemessen und sich gewünscht, sie sein Eigen nennen zu können. „Eilike, Eilike", sagte er oft zu seiner Frau, „wenn wir frei sind, so sind unsere Kinder auch frei, und was wir mit unserem sauern Schweiße erwerben, verbleibet ihnen."

Endlich kam die glückliche Stunde, wo der Gutsherr sich bewogen fand einiges seinen entfernten Eigenhörigen, wozu auch Boiko gehörte, abzustehen, und da er diesen immer für einen guten Mann gehalten, so bot er ihm seine Freiheit und seinen Hof für ein ziemliches Kaufgeld an. „Euch Boiko", sprach er, „möchte ich ungern an einen anderen verkaufen; ihr habt mir allemal ehrlich gedient, und es geht einem durchs Herz, wenn ich daran denke, daß ihr vielleicht einem Manne zu teil werdet, der, wenn er zu viel verspielt, sich an eurer Arbeit erholet. Könnt ihr zum Gelde raten, so versäumt die Gelegenheit nicht, euch frei zu kaufen. Zwei tausend Thaler sind mir für euch geboten, und ihr sollt der nächste zum Kaufe sein, wenn ihr in der Zeit von acht Tagen eben soviel geben wollt."

Halb traurig und halb froh hörte Boiko diesen unvermuteten Antrag an. „Ungern", erwiderte er, „verlasse ich das Eigentum meines gnädigen Gutsherrn, der bisher mein Herr und mein Schutz gewesen und Geduld mit mir gehabt hat, so oft mich Unglücksfälle

außer ſtand geſetzt haben, ihm meine Pacht zu entrichten; allein wenn ich ihn durchaus verlaſſen ſoll, ſo bitte ich mir das Vorrecht vor andern zu gönnen; ich will ſehen, wie ich in der geſetzten Zeit, ſo blutſauer es mir auch werden wird, zu dem Gelde gelange, und die übrige Zeit meines Lebens gern Waſſer trinken, um mit meinen Nachkommen zu ewigen Tagen in Freiheit zu leben und zu ſterben."

Sowie er dies geſagt hatte, ging er in hohem Mute nach Hauſe. Fünfhundert Thaler hatte er bar, zweihundert dachte er aus ſeinem überflüſſigen Holze zu machen, und das übrige hoffte er gegen Verpfändung eines Teils der Ländereien zu erlangen. Dies waren ſeine Überlegungen unterwegs, und kaum hatte er ſeiner Frau und ſeinen Kindern ihr gemeinſchaftliches Glück und den Plan eröffnet, wie er zu dem Gelde gelangen könne, ſo ward ein Nachbar nach dem andern herbeigeholt, um zu überrechnen, was für Leute in der Bauerſchaft ſeien, die Geld hätten und es ihm vorſchießen könnten. Der eine hatte ihrer Vermutung nach hundert, der andere fünfzig Thaler, und ſo oft etwas zu fehlen ſchien, ſagte die Frau, daß ſie in der Zeit von vierzehn Tagen noch ein Stück „Löwend Linnen" fertig bekomme, womit auch noch ein gutes Loch zugeſtopft werden könne. Alle aber ſtimmten froh darin überein, daß das Geld noch wohl zu bekommen ſei, und Thränen der Freude traten dem guten Boiko ins Auge, ſo oft der Krug herumging und ihm ſchon mit einem „es gilt euch, Herr Boyemann!" zugebracht ward. Erſt ſpät in der Nacht verließ die biedere Geſellſchaft den warmen Herd, und jeder legte ſich mit der frohen Erinnerung eines wichtigen Entſchluſſes, vielleicht auch etwas berauſcht, zur Ruhe.

Allein, während alle im tiefen Schlafe lagen, machte ſich Hazeke, ihre älteſte Tochter, die alles beim Herde mit angehört hatte, auf zu ihrem Bräutigam, um demſelben ihr Unglück zu eröffnen. „Die fünfhundert Thaler, womit mich mein Vater ausgeboten hat und worauf du dich mit mir verſprochen haſt, ſollen jetzt zum Freikaufe angewendet werden", war ihre erſte Anrede gegen ihn, ſobald ſie ihn auf der gewohnten Stelle fand; „und wenn dann noch ſo viel Holz gehauen, ſo viel Ländereien von dem Hofe verſetzt und alles, was im Hauſe überflüſſig iſt, losgeſchlagen werden ſoll, ſo bekommſt du gerade nichts mit mir, und ich kann in die Welt gehen, um mein Brot zu betteln. Heinrich, wir müſſen dieſen Freikauf hintertreiben, oder du und ich ſind unglücklich; mit ledigen Händen läßt ſich nichts anfangen."

„Das läßt ſich freilich nicht", erwiderte Heinrich ganz ernſthaft, „aus unſerer Heirat kann nichts werden, wenn du kein Geld haſt;

mein Gutsherr wird dich nicht annehmen, und ich muß Geld freien, wenn ich meinen Hof erhalten soll. Aber ist es denn schon so ganz richtig mit dem Freikauf? Und ist das Geld, was angeliehen werden soll, schon gezahlt?"

„Keins von beiden!" versetzte sie eiligst; „mein Vater hat acht Tage Zeit genommen, um das Geld zu schaffen, und morgen will er zu den Leuten in der Bauerschaft gehen, die es haben und leihen sollen. Es ist also noch möglich, daß wir alles rückgängig machen, wenn wir entweder einen andern aufbringen, der für uns und unseren Hof dem Gutsherrn mehr bietet oder aber die Leute bereden können, unserem Vater kein Geld zu leihen. Gehe du morgen zu diesen und mache sie bange; ich will indessen sehen, ob ich den Wasenmeister (= Schinder) in unserem Dorfe, der Geld wie Heu hat, bewegen kann, daß er unserem Gutsherrn einhundert Thaler für meinen Vater mehr bietet. Ist es doch heutzutage so, daß ein Bauer den andern kaufen kann, und der Wasenmeister, der sein Kamisol mit Gelde besetzt hat, ist doch auch ein ehrlicher Mann."

Beide flogen eiligst auseinander, und das Gerücht sagt sogar, daß sie sich nicht einmal eine gute Nacht zugerufen hätten; so sehr hatte ihre Liebe zu einander ihre Aufmerksamkeit auf die Mittel gerichtet, die zu ihrer Vereinigung führen könnten. Heinrich ging sofort, wie der Tag anbrach zu den Leuten, bei denen er einiges Geld vermutete, und entdeckte ihnen im Vertrauen, daß Boiko zu ihnen komme und ihnen weiß machen werde, daß er sich für zweitausend Thaler frei gekauft hätte, da er doch das Doppelte geboten, welches sein Hof nie gelten könne. Damit richtete er so viel aus, daß Boiko, der später aufgestanden war, anstatt des Geldes nichts als leere Entschuldigungen fand. Das Mädchen aber wußte es mit dem Wasenmeister so gut einzuleiten, daß dieser den Gutsherrn, als er nach verlaufenen acht Tagen kein Geld von seinem Eigenbehörigen sah, überzeugte, wie einundzwanzighundert Thaler besser seien als zweitausend, die erst noch aufgeliehen werden sollten.

Hazeke sah nachher zwar oft ihren Vater dem Wasenmeister als Knecht dienen, aber die Freude, sich mit den ihr zugefallenen fünfhundert Thalern glücklich zu sehen, machte ihr sein Unglück leicht ertragen. Sie liebte ihren Heinrich zwar nicht in hohem Stil und nach dem Maße unserer Empfindungen, aber doch auf ihre Weise stark genug, um Vater, Mutter und Geschwister für ihn zum Henker zu schicken.

2. Eine Abmeierung.

Um das Jahr 1770 geschah es, daß sich zwei alte Männer wieder begegneten, die vor fünfzig Jahren zu Badbergen auf der Schulbank nebeneinander gesessen und damals Freundschaft geschlossen hatten. Der eine war ein Bauerssohn und berichtete über seine Lebensschicksale, wie folgt: „Du erinnerst dich wohl", sprach er, „daß meine Eltern damals Retmarserbe bauten, das unsere Vorfahren, wer weiß wie lange, und zuerst als Eigentümer besessen. Sie hatten jederzeit ihr notdürftiges Auskommen darauf gehabt, ihrem Gutsherrn das Seinige richtig bezahlt und in guten Jahren noch wohl einen Thaler für ihre Kinder erübrigt. Allein mein Vater starb in seinen besten Jahren, nachdem er sich in der Ernte zu sehr erhitzt haben mochte, und meine Mutter überlebte diesen Verlust nicht lange. Sie war noch nicht begraben, so kam der gutsherrliche Verwalter, der ehedem ein Prokurator gewesen, und schrieb alles auf, was im Hause war. Ich durfte mich diesem Beginnen nicht widersetzen, weil es leider die Rechte so mit sich brachten, und ich mochte wollen oder nicht, ich mußte ihm die von meinen Eltern hinterlassene Erbschaft, ungeachtet mein Vater und Großvater verschiedene Stücke davon schon mehrmals gelöst hatten, aufs teuerste bezahlen, wenn ich nicht alles, was im Hause war, Früchte, Vieh und Hausgeräte auf einmal verlieren wollte. Das bare Geld, was sich fand, nahm er gleich zu sich; ich mußte also beim ersten Anfange borgen, sogar die Kosten zu meiner Mutter Begräbnis. Dies setzte mich schon etwas zurück, und wie ich mich durch eine Heirat etwas erholen wollte, forderte der Verwalter auch den Brautschatz meiner Frau zum Weinkaufe für sie. Was sollte ich thun? Mein Gutsherr war unmündig und der Verwalter vom Richter bestellt, der die Leute schalten und walten oder die Unterdrückten prozessen ließ. Es war kein Baum auf dem Erbe, den meine Vorfahren nicht gepflanzt hatten und den ich nicht als Vater und Bruder betrachten konnte; Gebäude und Äcker waren von ihnen und auch in gutem Stande, und diese mit dem Rücken anzusehen, war mir nicht möglich. Ich gab also alles hin, was mir meine Braut zubrachte, und der Verwalter nahm sogar zwei harte Thaler, die sie mir auf die Treue gegeben hatte, für die Schreibgebühr zu sich.

Nun dachte ich, würde ich doch arm und ruhig leben können; allein der grausame Mensch behauptete, ich hätte bei dem Sterbefalle etwas verschwiegen, und forderte mich darüber zum Eide. Diesen wollte ich ungern ablegen, und es ging daher zum Prozeß, den ich mit allen Kosten verlor, weil sich noch ein Fohlen, das ich in

meines Vaters Hause angezogen, in der Weide befand, das ich wohl gewußt, aber anzugeben vergessen hatte. Um die Kosten zu bezahlen, mußte ich neue Schulden machen, und weil ich vielleicht nicht mit dem Mute und dem Eifer arbeitete, womit ich unter glücklicheren Umständen mein Brot gewiß erworben hätte, schlugen mir einige Ernten nacheinander fehl; ich verlor einige Pferde, und weil selten ein Unglück allein kommt, ward ich auch zuletzt von der Viehseuche heimgesucht, so daß ich endlich so wenig die gutsherrlichen Gefälle als die schuldigen Zinsen bezahlen konnte. Meine Brüder, denen ich ihren Anteil an dem Erbe geben mußte, drangen zu gleicher Zeit auf das ihrige. Ich ward verklagt, verdammt, gepfändet und nach einigen kummervollen Jahren zuletzt mit meiner Frau und sechs Kindern des Erbes, das ich dreißig Jahre im Schweiß meines Angesichts gebaut, entsetzt. Indes brachte der Verkauf des Meinigen noch so viel auf, daß meine Schulden insgesamt hätten bezahlt werden können, wenn die Unkosten nicht soviel davon weggenommen; ich hatte wenigstens die Beruhigung, daß ich nicht als unredlicher Mann gehandelt.

Meine Frau nahm bei unserem Abzuge ihr jüngstes Kind, das damals zehn Jahre alt war, bei der Hand, und zwei andere faßten ihren Rock an, um sie zu halten oder mit fortgezogen zu werden; zwei andere schrien ihr nach und fleheten, sie möchte sie doch mitnehmen, wohin sie auch gehe. Ich eilte mit meinem ältesten, um nicht von den Gerichtsbedienten aus dem Hause gewiesen zu werden, durch eine Seitenthür in den Garten und ohne mich umzusehen fort. Keiner von uns hatte einmal daran gedacht, das letzte Brot, das uns noch übrig geblieben war, mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob du dich noch unseres alten Trüwarts erinnerst; das arme Tier! ich werde es zeitlebens nicht vergessen. Vor Alter blind und entkräftet, konnte er uns kaum nachfolgen. Zitternd kroch er uns bis zu dem Stachelbeerenbusche nach, der, wie du weißt, bei der Thür nach der Wiese stand und wo er sich sonst zu sonnen pflegte. Hier legte er sich nieder. Wir andern gingen fort, ich rief ihm, er wedelte mit dem Schwanze, ohne aufzustehen; ich lockte ihn und schrie: „Trüwart! Trüwart!“ er heulte noch einmal und starb. Auch ich hätte mein Grab bei ihm finden können, aber es gefiel Gott, mein Leben für meine Kinder zu fristen.“

Hier machte der Alte eine Pause und sah seinem Freunde ins Auge, das von Thränen überfloß. Für ihn selbst war dieses eine Geschichte, die er schon sehr oft überdacht hatte. Eine einzige Thräne entfiel seinem Auge, und er fuhr fort: „Es kann dieses noch fortgesetzt werden, vorerst aber wollen wir hier abbrechen, nachdem der

Held Trüwart gestorben. Ich meine, daß dieses der erste Hund sei, mit dem sich ein Trauerspiel geendet hat. Es ist auch ein ländliches Trauerspiel."

3. Das abgeschaffte Herkommen.

Nicht weit von der Burg zu Holte wohnten vor lieben langen Jahren ein paar fromme Hausleute, welche den edlen Herrn daselbst für ihren gnädigen Gutsherrn erkannten und ihm, sowie es Herkommen mit sich brachte, getreu und redlich dienten. Ihre einzige Tochter, ein frisches schlankes Mädchen, hatte nicht ihresgleichen unter allen zu der Burg gehörigen Leuten, und wenn sie jährlich auf der Hofsprache (Versammlungstag), welche die Herrschaft damals noch mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegte, tanzte, so hätte man schwören sollen, es sei niemals ein Holzschuh an ihre Füße gekommen. Ihre Stimme war so rein und klingend, daß man es allemal auf der Burg hören konnte, wenn sie unten im „Sundern", (einem für die Viehweide gemeinsamen, aber inbezug auf das Holz für den Herrn abgesonderten Gehölze) mit den Nachtigallen wetteiferte, und die Hausarbeit ging ihr so leicht von der Hand, daß der guten Mutter das Herz lachte, wenn sie ihr liebes Kind die „Dröfche" wenden sah.

Lange hatte der Sohn des alten Burgherrn, ein junger Herr, der jetzt die Jahre der Knappenschaft angetreten hatte und mit Vergnügen der Zeit entgegensah, da er auf Abenteuer reisen sollte, die schöne Dirne insgeheim bewundert und manchen Abend das Fenster in dem dicken Turm auf der Burg geöffnet, um sich an ihrer Stimme bei stiller Abendzeit zu ergötzen. Oft hatte er schon seiner gnädigen Frau Mutter angelegen sie zu sich auf die Burg zu nehmen und im Perlensticken und Haarflechten unterweisen zu lassen und dermaleinst ein geschicktes Hofmädchen, denn der Titel Kammerjungfer war zu der Zeit noch nicht üblich, daraus zu erziehen. Allein da die Eltern ihr einziges Kind nicht gern missen und noch weniger die Anerbin ihres Hofes zu falschen Hoffnungen und Thorheiten verwöhnt haben wollten, so hatte der alte Burgherr, ein Mann, der zwar manchen Biedermann ritterlich geschlagen und manchen Bürger gebrandschatzt, doch niemals einem frommen Ackersmann das mindeste Leid zugefügt hatte, sich allezeit dagegen gesetzt, so oft sein Sohn den Beifall der gnädigen Frau Mutter erschmeichelt hatte. Denn damals richtete sich der Haushalt noch nach den Befehlen des Herrn.

Endlich aber wagte er es doch, den Gegenstand seiner Wünsche, als er sie auf grüner Heide allein fand, um einen Kuß anzusprechen,

und vielleicht hätte sie ihm denselben in aller Unschuld nicht verwehrt, wenn nicht die Mutter, die hinter der Hecke stand, aufs eifrigste der Tochter zugerufen hätte: „Kind! thue es nicht! es möchte eine Pflicht daraus werden!“

Mutter und Tochter wußten damals noch nicht, was wir jetzt wissen, daß ein Kuß aus Pflicht gegeben, niemals so strenge als ein anderer Hofdienst gefordert werde. Ihr Wahn war also leicht und um so mehr zu entschuldigen, als sie von Jugend auf in dem Glauben erzogen waren, daß derjenige, der seinen Hof mit einer neuen Pflicht belade, ewig auf demselben spuken gehen müsse: ein Glaube, der ihnen jederzeit mehr Dienste, als alle andern Gründe geleistet hatte.

Der junge Herr erbot sich indes gegen die Mutter bei ritterlichen Ehren ihrer Tochter den Kuß so heimlich zu geben, daß niemals ein Zeuge darüber geführet werden könnte; er versprach in allem Ernst, weder seinem Herrn Vater noch seiner Frau Mutter das mindeste davon zu sagen und versicherte, daß derselbe solchergestalt niemals ins Lagerbuch (Flurbuch, worin alle Leistungen aufgezeichnet waren) geschrieben werden sollte. Allein die Mutter beharrte auf ihrem Sinne und meinte endlich, sie müßte wenigstens vorher ihren Mann darüber zu rate ziehen. Das Mädchen allein sagte nichts, und man weiß nicht bis auf diese Stunde, ob sie nicht gern gewünscht hätte, ihren Hof mit dieser Pflicht zu beladen.

Wie sie abends nach Hause kamen und einmütig bei dem Herde saßen, erzählte die Mutter ihrem Mann den ganzen Vorfall. Sie ließen beide ihre Gedanken lange darüber hingehen, endlich aber sagte der Alte, ein Mann von vieler Erfahrung: „Die Sache betrifft nicht bloß mich, sondern alle zur Burg gehörigen Leute. Wenn der Gutsherr einmal das Recht hat, einen Kuß von unserem Mädchen zu fordern, so wird er es mit der Zeit von allen begehren. Es ist also am besten, ich trage es dem ganzen Hofe vor, und was dieser beschließt, das soll geschehen.“

Früh, wie die Sonne aufging, eilte der Alte zum Meierhofe und erhielt sogleich von dem Redemeier die Erlaubnis, daß eine Hofsprache angesagt werde.

„Ihr Männer vom Hofe!“ fing der beredte Redemeier zu den versammelten Hofgenossen an, „ihr wißt, wie oft ich das Unglück beklagt habe, daß alle unsere Pflichten jetzt nach dem Herkommen beurteilt werden. In den ältesten Zeiten, wie ich von meinen Vorfahren gehört habe, war es nicht also, sondern die Genossen eines Hofes hatten alle nach ihrem unterschiedenen Verhältnisse einerlei

Pflichten, welche auf einer Tafel, so hinter dem Altare hing, beschrieben waren.

Man wußte von keinem Lagerbuche und von keinem Besitze, sondern richtete sich lediglich nach dieser öffentlichen und geheiligten Urkunde. Und man sagt, daß im Anfange mit Fleiß die Pflichten in jedem Hofe gleichförmig gemacht seien, um den geringen Mann gegen alle einzelne Aufbürdungen zu sichern. Zu dieser Zeit machte man sich kein Bedenken daraus, der gnädigen Herrschaft ein Fuder Wein aus dem Rheingau zu holen oder ihr den Heerwagen bis auf die ronkalischen Gefilde zu fahren. Denn wir waren durch jene öffentliche Urkunde sicher, daß alles dasjenige, was einer über die durchgängig gleiche Pflicht leistete, in Ewigkeit eine Gefälligkeit bleiben werde. Und wer von uns wollte sich auch noch weigern, einem so braven Herrn, wie unser alter Gutsherr ist, nicht alles aufzuopfern, was in seinem Vermögen wäre, wenn es ohne Folgen geschehen könnte? Allein seitdem man angefangen hat, lediglich darauf zu sehen, was der Gutsherr bei jedem hergebracht hat, seitdem unsere Pflichten nicht mehr hinter dem Altar in unserer Bauernkirche sondern in Büchern geschrieben stehen, welche vor hundert Jahren niemand gekannt hat, seit dieser Zeit, sage ich euch, hat sich das Unglück über uns arme hofhörige Leute wie eine Flut ausgebreitet. Wir dürfen unserem Gutsherrn, sogern wir auch wollten, nichts zu Gefallen thun; wir können seine Gnade durch unsern besten Willen nicht verdienen; wir haben dagegen auch von ihm keine zu hoffen, und so wird die natürliche Bewegung der Erkenntlichkeit in uns erstickt. Wir müssen alle Augenblicke grobe Tölpel heißen und sind es vielleicht auch aus Notwendigkeit, weil wir kein Ei bringen können, das nicht gleich angeschrieben wird. Es ist auch nicht ratsam, daß eure Tochter dem jungen Herrn einen Kuß verstatte. Denn wenn derselbe auch nicht angeschrieben und in Gegenwart einiger Zeugen gegeben wird, so haben die verwünschten Rechtsgelehrten einen Eid erfunden, womit sie uns armen Leuten gleich auf den Leib fallen. Das Mädchen kann den empfangenen Kuß nicht abschwören, und dann heißt es: „Der Gutsherr ist im Besitz“, und Besitz entscheidet jetzt alles, da doch ehedem weder der Besitz noch der Eid gegen die öffentlich bekannten Hofrechte zugelassen ward. Ein anderes wäre, wenn unsere gnädige Herrschaft die Pflichten, welche aus jedem Hofe gehen, von neuem öffentlich beschreiben und auf steinernen Tafeln in der Kirche wieder aufhängen lassen wollte. Alsdann möchten sie so viel Hühner und Eier verlangen, als sie nur wollten. Mit Freuden sollten unsere Töchter sie hinbringen; wir

wollten ihnen dienen, so oft sie es nötig hätten, und sie würden sich auch ihrerseits gegen uns mitleidig beweisen, wenn wir einmal nicht imstande wären, unsere Pflicht zu leisten."

Kaum hatte die versammelte Menge dem Redemeier ihren Beifall gegeben, als der Vater des Mädchens nach Hause ging, um seiner Frau die Meinung des Hofes bekannt zu machen. Diese wußte es denn durch ihre schöne Tochter dahin zu bringen, daß das Herkommen ganz abgeschafft und die Tafel in der Kirche wieder aufgehängt ward. Ihre Nachkommen aber wissen der Frau noch heute Dank, daß sie ihrer Tochter über die Hecke zugerufen: „Thue es nicht! es möchte eine Pflicht daraus werden!"

4. Ein Leibzüchter oder Altenteiler.

Es ist eine uralte Gewohnheit in Westfalen, daß bei jedem Voll- oder Halbhofe eine Leibzucht sein und, wo diese fehlt, eine erbaut werden müsse. Lange habe ich den Geist dieses Gesetzes nicht so lebhaft eingesehen, als bei folgendem Vorfall:

Ein eigenbehöriger Mann kam unlängst zu mir und klagte mit vielen Thränen, wie betrübt es ihm in seinen alten Tagen gehe, da er mit einer Stieftochter in einem Hause wohnen und täglich aus jedem ihrer Blicke einen heimlichen Fluch auf ihn lesen müßte, des Morgens früh und des Abends spät; wenn sie ihm auch nur ein Stück Brot gebe, sage ihm jede ihrer Mienen, daß er sich zum Henker scheren möge. „O", schloß er endlich, „es ist eine schreckliche Sache, daß die Obrigkeit nicht besser darauf hält, daß bei jedem Hofe eine Leibzucht sein müsse."

Ich glaubte ihm recht vernünftig zu raten, da ich ihm sagte, er möge doch bei andern Leuten einziehen oder sich eine besondere kleine Wohnung mieten; ich wolle seine Schwiegertochter durch den Weg rechtens leicht zwingen, daß sie ihm jährlich für die Leibzucht ein gewisses an Gelde bezahlen solle, und wenn ihm der Weg rechtens zu sauer würde, so wolle ich wohl für ihn gehen und die Reisekosten bezahlen. Der Mann dauerte mich von Herzen; es war einer von den redlichen Greisen, die man nicht anders als mit Ehrfurcht ansehen kann.

„Ach", sagte der gute Alte, „das geht nicht an, denn ich bin leibeigen; ich habe es schon versucht und wollte auf die adeligen Gründe des Hauses N. N. ziehen. Aber der gnädige Herr sagte, er wolle nicht, daß ein fremder Gutsherr den Sterbefall aus seinen Häusern holen solle, und er gestattete ihm auch dahin keine unmittelbare Folge. Ich ging hierauf zu einem benachbarten Leibeigenen,

aber der entschuldigte sich eben auch damit, wie sein Gutsherr es übel nehmen werde, wenn er Leute, die einem fremden Sterbefall unterworfen wären, auf seine Gründe nehmen und sein Erbe dadurch in Verdacht setzen wollte.

Ein freier Mann, zu dem ich mich in gleicher Absicht wandte, machte mir nicht allein fast eine gleiche Entschuldigung, sondern setzte auch ganz trocken hinzu, daß er keine Leibeigene aufnehme, weil er, wenn sie stürben, für die Heuergelder kein stillschweigendes Unterpfand an Sachen haben würde, die zum Sterbefalle gehörten. Endlich erbarmte sich doch noch ein armer Kötter über mich und meine selige Frau, die ihm noch etwas verwandt war, und überließ uns sein Backhäuschen. O wie froh, wie ruhig war ich hier! Allein wie lange? Meine selige Frau starb, und nun kam auf einer Seite der Gutsherr und auf der andern der Beamte, um mir beide die Hälfte von all dem Meinigen zu nehmen. „Was?“ sagte der Gutsherr zum Beamten; „gedenkt er meine leibeigene Magd als biesterfrei (herrenfrei) zu behandeln?“ „Und wie? antwortete der Beamte dem Gutsherrn; „geht der gutsherrliche Schutz auch außer der Wehr?“ Hierüber entstand ein Prozeß, den der Gutsherr verlor, und nun sieht mich jeder als einen Unglücksvogel an, dem keiner eine Wohnung verheuern will. Der Beamte sagte ganz eifrig zu mir, es sind hundert freie Kotten durch die Nachlässigkeit meiner Vorgänger verloren gegangen, weil sie Leibeigene darauf gelassen haben, und wenn man nicht gleich die Leute als biesterfrei behandelt, so ist gar kein Mittel, einen Kotten gegen dergleichen Angriffe zu retten. Denn die Biesterfreiheit zwingt die Leute zur Hode (Hut, Schutz), und Hode redet wider das Leibeigentum.

Ich bat hierauf meinen Gutsherrn, mir meinen Sterbefall selbst dingen zu lassen und mich sonach in Freiheit zu setzen; er war auch wirklich dazu nicht abgeneigt, allein meine Stieftochter hintertrieb es aus der Ursache, weil ich sodann als freier Mann das Meinige meinen Kindern zweiter Ehe würde zugewandt haben.“

Ich lernte hieraus, daß die praktische Einsicht des Greises weiter ging als meine Theorie, und bedauerte den Mann, der die Hölle mit seinen Kindern bauen mußte, nachdem man die Notwendigkeit der Leibzucht nicht mehr anerkennen will.

Justus Möser: Patriotische Phantasien. Berlin 1820.

44. Die Leibeigenſchaft in Norddeutſchland.

Wer vor hundert Jahren die Landſchaften Norddeutſchlands durchwanderte, hatte ein Bild von Einfachheit und Ärmlichkeit vor Augen, wie es uns heute gänzlich fremd geworden iſt. Enge und beſchränkt war der Geſichtskreis, der das ſtille Daſein unſerer Väter umzog; ein Zug von Gedrücktheit und Reſignation, eine auffällige Befangenheit und Blödigkeit, die außerhalb der eigenen vier Wände, jenſeits des eigenen Geheges jeder Sicherheit entbehrte, ging durch Bürger- und Bauernſtand hindurch. Das fröhliche Bewußtſein der Freiheit, der ſtaatsbürgerlichen Rechte, der nationalen Güter war allen mehr oder weniger verloren gegangen.

Wohl ſaß noch in vielen Gegenden, z. B. in den Marſchen der Nordſee und in dem größten Teil Schleswig-Holſteins der Bauer als freier Mann auf ſeiner Hufe; aber auch er führte ein gedrücktes und beſchwerliches Daſein in ſeinem alten frieſiſchen oder ſächſiſchen Hauſe. Seine Wohnſtube war niedrig und eng, durch kleine Fenſter matt erleuchtet, und diente durch ihre Alkoven auch als Schlafſtube; hier ſaß er auf der Bank hinter dem eichenen Tiſch, Frau, Kinder und Geſinde zur Mahlzeit, zum Feierabend wie zur Andacht um ihn her. Getreu der Sitte der Väter lebte er dahin; in ſeiner alten Tracht, in Kniehoſen, Strümpfen und Schuhen wanderte er umher in Haus und Hof oder beſuchte Nachbarn, mit denen er im geſchloſſenen Dorfe zuſammenwohnte. Wenn auch die Feldgemeinſchaften aufgehoben und damit die Äcker der Dorfmark zu Sondereigen geworden waren, ſo blieb der Ertrag doch gering, und dazu laſteten auf dem Bauer Abgaben und Steuern in Menge; er allein war der „Konſkription“ unterworfen, ja zu manchen Dienſten verpflichtet, die ihn halb und halb zur Stellung eines Hörigen herabzudrücken drohten. Es gab nichts, was der Hebung der Landwirtſchaft mehr hindernd in den Weg trat, als das Jagdrecht der fürſtlichen und adeligen Grundherren. Nicht genug, daß von dem maſſenhaft gehegten Wild ſeine

Saaten zertreten oder abgefressen wurden, der Bauer mußte als Treiber jederzeit seine Dienste dem Jagdvergnügen der Herren widmen oder Wächterdienste thun, um seine Flur vor den Verwüstungen des Wildes zu schützen. Ein Reisender fand einmal zwischen Ansbach und Windsheim während der Nacht Landleute versammelt, die in allerlei Tönen einen lauten Lärm erhoben. Auf Befragen ward ihm erklärt, sie müßten ihre Nächte während eines Teils des Jahres auf diese Weise zubringen, um ihre Felder vor dem massenhaft eindringenden Hochwild zu schützen, da ihnen bei Zuchthausstrafe verboten sei, ein Gewehr, einen Knüttel oder einen Hund mitzubringen. Jede Beeinträchtigung des Wildstandes ward aufs härteste geahndet; die wirkliche Tötung eines Wildes bestrafte man in den meisten Ländern mit Karrenschieben beim Festungsbau, in anderen mit Geldbußen, die unerschwinglich waren.

Unter diesen drückenden Verhältnissen war der freie Mann nicht mehr „der frische, stolze Degen, der sein Haupt in den Wolken trug", wie sein Vorfahr. Und doch konnte sein Auge noch stolz aufleuchten, wenn er auf der Landstraße einen Landsmann nach Heimat und Herkunft fragend zur Antwort erhielt: „Ik byn man en egen mynsch!"

Mit diesem Worte trat ihm das ganze Elend entgegen, welches fast überall im ganzen Norden meist bis in den Anfang dieses Jahrhunderts so furchtbar hart auf der Landbevölkerung lastete: Arbeit ohne Lohn, Unwissenheit, Stumpfsinn, sittliche Verkommenheit ohne gleichen, die ganze Schmach der Leibeigenschaft, welcher der größte Teil der Bauern verfallen war. Herangewachsen unter dem Druck der Zwangsarbeit, unterrichtet, wenn es hoch kam, den Katechismus und einige Gesänge herzusagen, dann zum Kriegsdienst ausgehoben genau wie ein Reuterpferd nach dem Belieben seines Herrn, ehelich verbunden nach dem Machtspruch desselben, erdrückt von der grausamen Gewißheit, durch keine Mühe eine Besserung seines Zustandes erzwingen zu können, hatte der Leibeigene das Gefühl menschlicher Würde verloren, das physische und moralische Elend sich selbst seinen Gesichtszügen und seiner ganzen Haltung so tief und gewissermaßen erblich eingeprägt, daß der erste Blick ihn von den Eingesessenen freier Gegenden zu unterscheiden vermochte.

Woher aber war diese Knechtschaft über die Bevölkerung, selbst in Landschaften gekommen, wo ihre Vorfahren seit Jahrhunderten als freie Leute gesiedelt hatten?

Die gesetzlichen Grundlagen der Leibeigenschaft waren ziemlich überall dieselben, allein der Brauch hatte sie hier gemildert, dort

geschärft. Am schärfsten ausgebildet fand sie sich in den ehemals slavischen Landschaften, in Mecklenburg, Pommern, den Lausitzen, weniger streng in Westfalen und Hannover. In Schleswig-Holstein, am Rhein und in Süddeutschland kam sie nur in einzelnen Gegenden und auch da meist nur in milderen Formen vor. Im allgemeinen war die Lage der Bauern im südlichen und westlichen Deutschland eine freiere und günstigere als im Norden und Osten. Dort hatten die früh aufblühenden und mächtig erstarkenden Städte dem Landmann gegen allzu harte Bedrückung eine immer offene Freistatt gewährt und dadurch seine Zwingherren zu menschlicherer Behandlung genötigt. Auch die zahlreichen Besitzungen der Kirche und Klöster zeigten sich dem Lose der Bauern meist günstig; denn unter dem Krummstab, hieß es, war gut wohnen. Dagegen stand es um so übler in den kleinen reichsritterschaftlichen und gräflichen Besitzungen, wo der Landesherr und der Grundherr ein und dieselbe Person war und jener mäßigende Einfluß wegfiel, den in den größeren Gebieten die landesherrliche Gewalt ausübte.

Man hat die Leibeigenschaft als eine Fortsetzung der uralten, auch unter den germanischen Stämmen einheimischen Sklaverei aufgefaßt, und doch ist sie eine ganz andere Einrichtung und aus ganz anderen Zuständen hervorgegangen. Im Altertum hatte der germanische Bauer seine Sklaven, im späten Mittelalter und in der neueren Zeit wurde er selbst, zwar nicht zum Sklaven, aber doch zum Leibeigenen gemacht. Die Leibeigenschaft ist nicht älter in den meisten Landen als die adeligen Güter mit ihren Großwirtschaften, zu deren gesichertem und geordnetem Betriebe die Beschränkung der persönlichen Freiheit des Bauernstandes für notwendig erachtet ward.

So lange der Grundbesitz der Ritter aus lauter, mit Ansiedlern besetzten Streuhufen bestand, die in verschiedenen, oft sehr von einander entfernten Dörfern gelegen waren, und die Ritter die gewöhnliche Hufenwirtschaft mit wenigen eigenen Leuten in ihrem Wohnorte betrieben, konnten dieselben von den etwaigen Diensten ihrer zerstreuten Kolonen keinen oder nur geringen Gebrauch für wirtschaftliche Zwecke machen. Die Leistungen derselben hatten daher bis dahin vorzugsweise in Lieferung von Getreide, Vieh und anderen Erzeugnissen, die der Ritter zum Unterhalte seiner Reisigen gebrauchte, und teilweise auch in Geld bestanden. Erst mit dem Ende des Mittelalters und in noch späterer Zeit begann sich eine Wandlung zu vollziehen, als der Adel durch das Aufkommen geworbener Truppen und stehender Heere seine kriegerische Bedeutung verlor, kein kriegerisches Gefolge mehr zu unterhalten brauchte und

sich nun eigene Wirtschaften in größerem Umfange einzurichten strebte. Da begann ein Tauschen, Kaufen, Verkaufen und Niederlegen der Hufen, jene gewaltsame Vertreibung der Bauern, die bis in unser Jahrhundert hineinreicht. Ganz besonders wurde noch die Bildung größerer Gutswirtschaften durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges gefördert, die ganze Dörfer in Asche legten und die Bauerschaften zerstreuten.

Als nun die Herren auf den so gebildeten Gütern selber Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht über den Bedarf und zum Verkauf gewinnen wollten, hatten sie nicht mehr die Lieferungen der Kolonen, sondern ihre Dienste nötig, da die Gutshöfe ohne eigene Spannhaltung ausschließlich durch die bäuerlichen Gespanne bewirtschaftet wurden. Während man in mittel- und süddeutschen Landschaften, wo nicht so große Hofgebiete entstanden, die alten gutsherrlichen Lieferungen neben mäßigen Fronen festhielt, nahmen die letzteren in Norddeutschland mit der Vergrößerung des Haupthofes allmählich einen so übermäßigen Umfang an, daß die Bauern ihre eignen Hufen nicht mehr zu bearbeiten, nicht mehr wirtschaftlich zu bestehen vermochten und Haus und Hof im Stiche ließen, die mit ihrer harten Dienstpflicht nur schwer wieder besetzt werden konnten. Als Tagelöhner, Knechte und Mägde wegen schlechter Löhnung und Nahrung ihrem Beispiele folgten und auswärts ihr Fortkommen suchten, begannen die Gutsherren zu fürchten, daß bei fortdauernder persönlicher Freiheit und Freizügigkeit der Untergehörigen Mangel an Arbeitskräften entstehen werde. Im Besitze der obrigkeitlichen Gewalt und der Gerichtsbarkeit, wodurch die Gutsuntergehörigen ihrer Willkür völlig preisgegeben waren, vermochten sie ihre Untergebenen durch die Leibeigenschaft an den Grund und Boden zu fesseln; ein jeder ward an die Scholle gebunden, niemand durfte ohne Erlaubnis das Gut verlassen, auswärts Arbeit und Verdienst suchen oder gar ganz davonziehen. Alle mußten einen Erb- und Unterthaneneid schwören, nach dem gegen Entwichene die Strafe des Meineides auf gerichtlichem Wege erkannt werden konnte; benachbarte Landschaften und Städte waren auf Erfordern vertragsgemäß verpflichtet, die Flüchtigen wieder auszuliefern. Überdies durfte keiner gegen den Willen des Gutsherrn einem andern Berufe sich widmen, z. B. ein Handwerk ergreifen, ohne seine Erlaubnis eine Ehe eingehen, noch überhaupt Handlungen vornehmen, durch welche die Rechte des Gutsherrn an den Dienstleistungen hätten beeinträchtigt werden können. Es wird erzählt, daß zuweilen Gutsbesitzer Leibeigene gegen Jagdhunde ausgetauscht oder um Leibeigene

Karten gespielt hätten. Auch war es zum Gewohnheitsrecht geworden, ganze Dörfer oder einzelne Hufen mit den Leibeigenen zu verkaufen oder zu vertauschen; indes durfte ein einzelner Leibeigene persönlich an Besitzer anderer Güter nur dann überlassen werden, wenn er seine Einwilligung dazu gab. Auch konnte derselbe von seinem Herrn nicht zu einem andern Berufe gezwungen oder beliebig vom Gute verjagt werden; er war zur Scholle wie verpflichtet, so auch berechtigt, konnte Vermögen erwerben und darüber frei verfügen. Wie der Gutsherr für den Unterhalt seiner Untergehörigen einzustehen und alle notwendigen Ausgaben zu bestreiten hatte, die sie selber nicht zu tragen im stande waren, so mußte er auch in seinem eigenen Interesse die Hufen erhalten, nach Unglücksfällen oder schlechten Ernten den Hufnern mit Vorschüssen an Geld, Brot und Saatkorn aushelfen, für Wohnung und Beschäftigung der Tagelöhner sorgen, die arbeitsunfähigen Witwen und Waisen ernähren, die altersschwachen Arbeiter unterhalten und für sämtliche Leibeigene den Arzt und die Arznei bezahlen, für den Schulunterricht der leibeigenen Kinder sorgen und sämtliche Kosten der Rechtspflege und des Gerichtswesens tragen.

Nur in einzelnen Landschaften stand das Loskaufsrecht den Leibeigenen zu; meist war dasselbe von der Erlaubnis des Herrn abhängig. Die Höhe der Summe ward nur selten festgesetzt, gewöhnlich beruhte sie auf Herkommen oder auf dem Belieben des Herrn. In der Lausitz durfte keinem die Freiheit verweigert werden, der 10 Thaler zahlen konnte; auf den staatlichen Domänen war die gebräuchliche Summe für den Mann 50, für die Frau 25 Thaler, auf den Gütern in Holstein etwa 20 und 25 Thaler, in Rügen stieg sie auf 80 und 100. Die armen Schelme, die kein Vermögen erwerben konnten und doch gern frei sein wollten, halfen sich durch Anleihen und mußten dann oft ihrem Gläubiger wieder durch jahrelange Dienste die Schuld abverdienen.

Die Leibeigenschaft gründete sich hauptsächlich auf Geburt, wobei der Stand der Mutter den des Kindes bestimmte; sie konnte aber auch mittels „Ergebebriefes“ erfolgen, wenn ein Freier eine Leibeigene heiratete. Meist machte „die Luft nicht eigen“, so daß häufig Freie auf Güter mit leibeigener Bevölkerung zogen, ohne darum ihre Freiheit zu verlieren.

Die Bestandteile einer Gutsbevölkerung im Holsteinischen bildeten die Bauern oder Hufner, die Insten oder Tagelöhner und das Gesinde.

Den Hufnern stand die Nutznießung der bäuerlichen Landstellen gegen Leistung von Hofdiensten zu; sie hatten aber kein Eigentums-

recht an den Hufen, waren nicht einmal Zeitpächter und konnten beliebig von ihren Höfen entfernt werden. Der Bauer mochte darum auch „sein Bett nicht vor Abend zurecht machen", weil er am Tage nicht wissen konnte, ob er noch die nächste Nacht darin schlafen werde. Trotzdem hatte sich oft in patriarchalischen Verhältnissen eine Art von Erbfolge ausgebildet, wenn eine Hufe durch den Tod eines Hufners frei geworden war. In der Regel folgte der älteste Sohn oder ein anderer Verwandter, ja alte, arbeitsunfähige Hufner erhielten den sogenannten Altenteil zum notwendigen Lebensunterhalt, den der Nachfolger hergeben mußte.

Die Hufner und ihre Frauen waren nicht persönlich dienstpflichtig, wenn sie hinlängliches Gesinde für die Leistung der Dienste halten konnten; indes war die Höhe derselben fast niemals durch ein Gesetz bestimmt. Auf den meisten Gütern hatte der Vollhufner täglich in der Woche 8 Pferde, die dem Herrn gehörten, nebst 5 Leuten im Sommer und 4 im Winter dem Hofe für Feldarbeiten und für Fuhren aller Art zur Verfügung zu stellen, in der Erntezeit auch noch mit außergewöhnlicher Arbeits- und Spannkraft auszuhelfen. Die Arbeitszeit dauerte im Sommer von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, im Winter von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags mit zweistündiger Mittagsruhe. Da nun manche Dorfschaften von den Höfen und den Dorfkoppeln so entfernt lagen, daß mehrere Stunden für die Hin- und Herfahrt erforderlich waren, so blieb den Bauern fast nur an freien Sonn- und Festtagen Zeit mit ihren eignen Pferden ihren Acker zu bestellen. Häufig sah man sie noch abends spät oder gar nachts im Mondschein auf den Feldern arbeiten; vier Pferde verkrüppelter Rasse schleppten den Pflug, der Pflüger ging keuchend hinterher, während der Treiber die ermatteten Tiere durch Peitschenhiebe antrieb. Unter diesen Umständen mußten die Hufenwirtschaften in dem elendesten Zustande sein; bei der geringen Ernte, dem dürftigen Ertrage aus wenigen Kühen, Schafen, Schweinen und etwas Federvieh waren die Bauern fast regelmäßig schon Ende Februar mit ihren Vorräten zu Ende und mußten von dem Gutsherrn mit Brot und Saatkorn, ja mit barem Gelde unterhalten werden.

Mit der Ausdehnung der Dienstpflicht waren die Naturlieferungen und Geldabgaben der Hufner im 18. Jahrhundert auf eine unbedeutende Lieferung von Eiern, Geflügel, gesponnenem Flachs und dergl. und auf die Zahlung von einigen Thalern Häuergeld zusammengeschmolzen; in der That erschien die Leistungsfähigkeit der Hufen durch die starken Frone vollständig erschöpft. Deshalb war

man auch auf den Gütern, wo das Hoffeld gegen das Bauernfeld eine unverhältnismäßig große Ausdehnung hatte, insbesondere seit der Einführung der reinen Brache, des Mergelns und des Rapsaatbaus im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gezwungen, eigene Spannkraft auf den Höfen neben den bäuerlichen Gespannen anzuschaffen. Die durch Niederlegung der Hufen in jener Zeit gebildeten Meierhöfe (Vorwerke) wurden meistens von Anfang an mit eigenem Gesinde und Gespann bewirtschaftet.

Wie die Hufner, so hatten auch die Tagelöhner eine kümmerliche Existenz. Sie bestanden aus allen leibeigenen Familien, die keine Hufen bekommen hatten, und ergänzten sich regelmäßig aus den Knechten und Mägden, die nach ihrem Alter in ihrer Stellung im Gesindedienste oft erst in vorgerückteren Jahren die Erlaubnis zum Heiraten erhielten. Fehlte es an Knechten, so konnten sie wieder zu Knechtsdiensten gezwungen werden; in der Regel hatte dann der jüngste in den früheren Stand zurückzutreten. Ähnlich mußte beim Mangel an Mädchen die zuletzt verheiratete Frau wieder als Magd bei einem Bauern oder in die Milchwirtschaft des Hofes eintreten und oft jahrelang so fortdienen. Zwar waren die für Wohnung und Kohlhof zu leistenden Dienste nicht allzu hoch; die Frauen hatten alljährlich dafür etwa sechzig bis siebzig Tage Felddienst zu leisten und einige Pfund Flachs oder Hede zu spinnen. Hatten sie außerdem freie Weide für eine Kuh und bekamen sie das Winterfutter für dieselbe, auch etwas Holz und Heu und weiter etwas Brotkorn geliefert, so mußten sie dafür namentlich in der Erntezeit mehr Dienste leisten. Aber der Tagelohn der Arbeiter war dabei so niedrig gestellt (40 Pf. ohne Kost), daß sie kaum ihr Leben damit fristen konnten; auch fanden sie lange nicht immer regelmäßige Beschäftigung auf den Gutshöfen oder bei den Bauern. Ärmlich über die Maßen war ihre Lebensweise; ihre Mahlzeit bestand gegen Ende des Jahrhunderts hauptsächlich in gekochten Kartoffeln, die sie mit aufs Feld nahmen und dort kalt mit Salz verzehrten. Abends kehrten sie hungrig heim in ihre elenden Hütten, die nach dem Ausdruck eines edelmütigen Gutsherrn mehr das Ansehn von Viehställen als von menschlichen Wohnungen hatten. In einem Gemach saßen sie hier mit Frau und Kindern, oft noch mit Eltern und Schwiegereltern zusammen, für deren Unterhalt sie aufzukommen hatten. Nur an Sonn- und Festtagen waren sie frei von Diensten, und als im 18. Jahrhundert mehrere Festtage gesetzlich aufgehoben wurden, blieben auch diese Tage den Leibeigenen zur eigenen Arbeit überlassen. Sonst brachte ihnen die Feier des Abend-

mahls, wenn sie unter der Anführung des Vogtes in die Kirche zogen, nur noch den vorangehenden Sonnabend als dienstfreien Tag.

Unter diesen Umständen blieben die Kinder der Insten meist sich selbst überlassen. Von einem Schulunterricht war kaum die Rede. Nur in einigen Wintermonaten saßen sie in der engen Schulstube, in der ein sogenannter „Eigengemachter" (Autodidakt), gewöhnlich ein invalider Handwerker, für eine kümmerliche Einnahme ihnen Unterweisung im Lesen und Auswendiglernen des Katechismus gab. Die Kinder auch schreiben zu lehren, hatten einige Gutsherren geradezu verboten, damit „die Leibeigenen nicht zu klug würden." Unwissend und verwildert wuchsen sie auf, und auch das wenige, was sie gelernt, war bald wieder gänzlich vergessen, wenn sie in den „Knechtestand" einrückten und als „Kleinknechte" dienten.

Die Kinder der Insten bildeten mit denen der Hufner die dritte Klasse der leibeigenen Bevölkerung und wurden, sobald sie nur irgend brauchbar waren, auf den Höfen oder den Hufen in Dienst genommen. Alljährlich gegen Maitag pflegte ein neuer Benutzungsetat über dieselben aufgestellt zu werden; Knechte und Mägde, die sich verheirateten, rückten in den Instenstand auf, an ihre Stelle trat nach gutsherrlicher Anordnung das dienstfähig gewordene jüngere Personal. Nachdem der Gutsherr sich die geeignetsten für seine persönliche Bedienung, seinen Hausstand und Meiereibetrieb ausgewählt, wurden die übrigen unter die Hufner verteilt; meist blieben indes die Kinder ihren Eltern als Gesinde überlassen.

Mit dem sechsten oder siebenten Jahre hatten die Knaben Gänse und Schafe zu hüten, selbst des Nachts, allem Wetter preisgegeben, sich auf freiem Felde ein Lager zu suchen. Mit dem zehnten bis zwölften Jahre wurden sie „Kleinjungen", mußten als sogenannter „Fünfter Mann" zu den Hofdiensten sich einfinden und wurden noch halbausgewachsen zu schweren Fronen herangezogen, die ihre körperliche Entwickelung besonders hemmten, wenn sie mit dem vierzehnten bis fünfzehnten Jahre zu „Großjungen" aufrückten. Vom zwanzigsten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre an traten sie in den Knechtestand, erst als „Kleinknechte", vier bis fünf Jahre später stiegen sie zu „Großknechten" auf. Indes richtete sich das Aufrücken weniger nach dem Alter als nach der Tüchtigkeit; Schwächlinge konnten noch im 30. Jahre „Jungen" sein und „Knechte" wieder zu „Jungen" werden. Die Bestimmung ihrer Ordnung war ein Gegenstand der gespanntesten Aufmerksamkeit unter den Leuten, weil die Höhe des Lohnes, der unter Beobachtung des Herkommens für alle Abstufungen vom Gutsherrn festgestellt ward, genau damit im

Zusammenhang stand. Als Durchschnittssätze kann man auf den Hufen neben freier Kost etwa folgende Sätze annehmen: für den Gänse- oder Schafjungen: gar kein Geld, nur einige Ellen Leinwand, so daß die Angehörigen für seine übrigen Bedürfnisse sorgen mußten; für den Kleinjungen: einige Thaler und etwas Leinen; für den Großjungen: doppelt so viel; für den Kleinknecht 12—15 Thaler; für den Großknecht: 18—20 Thaler; für die Mägde: 4—5 Thaler und den gleichen Betrag in Leinen. Die Beköstigung konnte nicht besser sein als die der Bauern selber, und war daher nach der Lage derselben verschieden. Morgens und abends gab es Grütze und Milch, täglich etwa dreiviertel Pfund Brot, Fleisch selten, Butter oder Speck knapp, mittags bei Feldarbeiten oft statt warmen Essens nur einen Topf mit saurer Milch, in der Ernte schlechtes dünnes Bier.

Der niedrige Lohn reichte kaum für die notdürftigste Bekleidung aus; Knechte, die viele Grabenarbeiten auszuführen hatten und lange im Wasser stehen mußten, brauchten ihn größtenteils für ihr Schuhwerk allein. Was Wunder, wenn sie, durch die Not gedrungen, sich bedenklichen Nebenverdienst zu verschaffen suchten! Es war etwas gewöhnliches, daß sie bei ihren Fuhren nach den meilenweit entfernten Städten ihre Wagen mit Holz aus den herrschaftlichen Waldungen belasteten und dasselbe heimlich verkauften, um sich mit Zehrungsgeld und Lebensmitteln zu versehen. Nur ein einziger Lichtblick schien im Laufe des Jahres in ihr trübseliges Dasein. Das war das Erntebier, welches von der Gutsherrschaft gespendet werden mußte. Dasselbe ward so sehr als ein herkömmliches Recht angesehen, daß bei Verpachtung der Höfe die Verabreichung den Pächtern kontraktlich zur Pflicht gemacht und bei Aufhebung der Leibeigenschaft der Anspruch darauf von manchen Gutsherren ausdrücklich für wegfällig erklärt wurde.

Unter einer derartigen Gutsverfassung konnten die Untergebenen weder wirtschaftlich noch sittlich und geistig gedeihen. Überdies stand dem Gutsherrn über sämtliche Dienstpflichtige der sogenannte Dienstzwang zu d. h. die Befugnis, sie nötigenfalls durch körperliche Züchtigung zu gehöriger Arbeitsleistung anzuhalten. Mochte dieselbe sich auch auf die Hufner und ihre Frauen, die persönlich nicht dienstpflichtig waren, nicht erstrecken und von den Behörden wiederholt eine menschliche Behandlung eingeschärft werden, häufig genug wußte der Gutsherr, der die Rechtspflege in Person ausübte oder sie seinem Verwalter und Kornschreiber übertrug, kein Maß in roher Mißhandlung. Schmählich ward oft die polizeiliche Gewalt gemißbraucht und der Dienstzwang durch harte und entehrende Strafen, durch über-

mäßige Schläge, gefesseltes Sitzen auf dem vor dem Herrenhause paradierenden hölzernen Esel u. a. m. zur Anwendung gebracht. Noch im 18. Jahrhundert waren Beispiele des furchtbaren Mißbrauchs der Patrimonialgerichtsbarkeit, namentlich der grausamen Ausübung der Kriminaljurisdiktion nicht selten.

Begreiflicherweise suchte sich mancher Leibeigene, der noch nicht gänzlich zum Tier herabgewürdigt war, sich einer solchen Behandlung zu entziehen. Schon seit dem siebzehnten Jahrhundert beginnen deswegen auch die ewigen Klagen der Gutsherren über die Entwichenen. Eigentümlich war der Glaube, daß man nur mit „umgekehrter Weste" das Gut glücklich verlassen könne, ohne wieder aufgegriffen zu werden. Dem ergriffenen war meist das Brandmal sicher, welches der Scharfrichter ihm auf die Wangen brennen mußte. Erst wenn der verheiratete Leibeigene zehn Jahre, der unverheiratete während der sächsischen Frist von 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen sich außerhalb des Gutes aufgehalten hatte, ohne zurückgefordert zu sein, konnte er seine Freiheit behaupten.

In das ganze Elend dieser Menschenklasse läßt uns ein aktenmäßig festgestellter Vorgang hinabsehen, der freilich schon dem Jahre 1722 angehört, aber noch auf die folgenden Jahrzehnte sein Licht wirft und zu den Thatsachen gerechnet werden muß, die kaum ein hundert Jahre hinter uns liegen.

Im Jahre 1719 trat Heinrich Rantzau, ein junger, wie es scheint, keineswegs besonders bösartiger Herr, sein bis dahin verpachtetes Gut Bürau im Holsteinischen selbst an. Er verfuhr sofort gegen seine Untergehörigen strenger, als bisher geschehen war, vermehrte ihre Dienste und steigerte ihren Zins. Widerstrebende ließ er peitschen oder schickte sie in die Karre. Schulden, die sie infolge der sächsischen Einquartierung 1713 gemacht hatten, trieb er mit Strenge ein und forderte alles geerntete Korn als Abzahlung, ohne es mit dem vollen Marktpreis anzurechnen. Als nun der Bauer Heinrich Wiese in Meschendorf, obwohl er von seiner Ernte nichts verkaufen durfte, doch zum März 1722 dem Herrn 11 Thaler bezahlen sollte, entwich er. Zuerst wurde seine Frau nach Bürau gefordert und im Keller eingesperrt, danach auch ihr Stiefsohn, ihr Knecht und die Frau des Müllers, die Korn von Wiese gekauft haben sollte. Da die Frau den Aufenthalt ihres Mannes nicht angeben konnte oder wollte, ward sie mit vier dicken Weidenstöcken so lange gepeitscht, als die Stöcke hielten, dann im Keller mit Fuß und Hals an Pfahl und Wand geschlossen, daß sie nur liegen, nicht aufrecht sitzen konnte. Dem gleichfalls blutig geschlagenen Sohn und dem

Knechte wurden die Wunden mit Pfeffer und Salz eingerieben. Brot und Wasser, das ihnen eingegossen ward, bildete ihre Nahrung. Rantzau selbst, der von seinen Zimmern aus das Jammern der Unglücklichen hören konnte, sah nach, ob die Stricke noch fest wären und ob Vogt und Wächter ihre Schuldigkeit thäten. Am 22. März war der Sohn, am 27. der Knecht, am 28. die Frau eine Leiche. Rantzau ward in Untersuchung gezogen und zu 10 000 Thalern an den Fiskus, zu 2000 an fromme Stiftungen, zu fünfjähriger Verbannung, sowie zur Unterhaltung der Hinterbliebenen verurteilt; er blieb seitdem völlig verschollen. Als man die arggequälte Müllerin fragte, ob sie wieder Rantzau klagbar werden wolle, antwortete sie, wenn er sie nur wieder zu den Ihrigen kommen und bei ihrem Brote lasse, so wolle sie im geringsten nicht klagen, und auf die Frage, ob sie einige Genugthuung an Geld oder sonst verlange: „Nein, sie verlange desfalls nichts."

Mehr noch als die angeführten Thatsachen lassen diese Äußerungen einer wahrhaft rührenden Resignation in die ganze Gedrücktheit jenes unseligen Zustandes hinabsehen. Man begreift es, wenn der schlesische Philosoph Garve in seiner Schrift vom Jahre 1786 „über den Charakter der Bauern" es als zweifelhaft bezeichnet, ob der Leibeigene wirklich zur Menschheit mitzähle und diese nicht erst mit dem Baron beginne. Die Leibeigenen waren trunkfällig, unzuverlässig, diebisch, tückisch und von gemeiner Denkungsart, zuletzt so mutlos, schlaff und träge geworden, daß sie nur selten selbst ihren größten Peinigern offen Widerstand entgegenzusetzen oder mit ihren Sensen an den grausamen Vögten blutige Rache zu nehmen wagten. Es war in der That eine Ausnahme, wenn 1739 auf Öhe ein Vogt die Gequälten zur offenen Gewaltthat trieb und ihren Sensen erlag. Da wurden aber fünf der Thäter enthauptet, vier auf Lebenszeit zur Karre verurteilt, und ohne Strafe ging keiner aus. Man behandelte sie schlecht, weil sie selbst so waren. Selbst die wohlgesinntesten Herren hatten mit ihnen einen schweren Stand; für alle Bestrebungen, ihre Lage zu bessern, wurden sie nur mit Mißtrauen und Undank belohnt. Manche hatten deshalb eine wahre Erbitterung und menschenfeindliche Gesinnung gegen ihre Untergebenen gefaßt; durch die Zustände der Leibeigenschaft mit verwildert, war ein hartes, rauhes, mitleidloses Wesen ihnen und ihren Vögten zur zweiten Natur geworden.

Im allgemeinen erscheinen die Leibeigenen auf denjenigen Gütern am besten daran, die seit Jahrhunderten im Besitze derselben adeligen Familieen sich befanden und von diesen selber dauernd be-

wirtschaftet wurden. Daselbst hatte sich oft ein echt patriarchalisches Verhältnis ausgebildet, das die Knechtschaft halb und halb vergessen machte. Hier lösten die Leibeigenen wohl mit Gold und Silber ihren Herrn aus, wenn er im „Einlager“ d. h. in Schuldhaft saß, dort konnte man sich über die silbernen Knöpfe wundern, welche die blauen Röcke der Leibeigenen zierten, über die Aufgeweckтheit und den freundlich wohlwollenden Verkehr, den die Herren mit denselben unterhielten. Eine stattliche Reihe von Gutsherren, wie die Herren von Auerswald und von Hülsen im Ostpreußischen, von Bernstorf, von Rantzau und von Qualen im Holsteinischen, wäre hier zu nennen, die sich durch eine wahrhaft hohe edle Sinnesart auszeichneten. Unter derartigen Umständen war es auch zu begreifen, wenn die Leibeigenen mit großer Gleichgültigkeit der gänzlichen Veränderung ihrer Lage entgegensahen, die ihnen von manchen Gutsbesitzern oder Landesherren wie von dem Herzog Peter von Oldenburg im Holsteinischen, dem Markgrafen von Baden u. a. durch Freilassung und durch Erbpacht schon längst im Laufe des vorigen Jahrhunderts entgegengebracht war, ehe noch die meisten Regierungen zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit schritten. Es kam vor, wie in Schmoel, daß die Bauern sich ihre alten sechs Frontage statt der neu angesetzten vier zurückerbaten. Als der Graf Holk, ein Nachkomme des berühmten Feldhauptmanns des dreißigjährigen Krieges, am 15. Oktober 1786 seine Gutsuntergehörigen auf Eckhof im Schleswigschen aus der Leibeigenschaft entließ, hatte er während des ganzen Sommers sich bemüht durch förmlichen Unterricht den Leuten einen Begriff von ihrer künftigen Freiheit und wirtschaftlichen Lage beizubringen. Eine große Zahl seiner Standesgenossen aus der Ritterschaft nahm auf seine Einladung an der Feierlichkeit teil, die er bei der Freilassung seiner Leute veranstaltete. Als einer von ihnen einen alten Bauer, der durch seine stattliche Gestalt und sein aufgewecktes Wesen ihm auffiel, nach seiner Meinung über seine Zukunft befragte, antwortete derselbe in treuherziger Weise: „Ik frag na de ganze frihed nichts, awer uns gode herr will dat ja!“

Aber nicht überall waren die Bauern so gestimmt; die revolutionären Ideen, die von Frankreich her nach Deutschland herüber kamen, fanden nicht bloß in den bürgerlichen Kreisen, sondern auch unter der bedrückten Landbevölkerung der benachbarten Landschaften einen lauten Widerhall. Sobald die französischen Heere am Rhein erschienen, wurden überall, wo man von ihnen Befreiung hoffte, Freiheitsbäume aufgepflanzt, die rote Mütze darauf gesetzt, und das Volk tanzte voll Freude rings herum. Wie hätte die Kunde davon nicht

auch anderswo in den bedrückten Menschen frohe Hoffnungen erwecken sollen? Schon vorher hatte man in Rügen Bauernaufstände erlebt, in denen einzelne Edelleute erschlagen waren; mit dem Jahre 1790 bemerkte man im Westen Deutschlands in Dorfschaften, wo der Schulmeister die Zeitungen vorlas und erklärte, eine immer steigende Unruhe. In der Pfalz, wo man das 50. Regierungsjubiläum des Kurfürsten Karl Theodor feiern sollte, erschien eine Flugschrift, in der es hieß: „Sollen wir jubilieren, daß wir fünfzig Jahre lang im Schweiß unseres Angesichts unser Feld bebauen durften, um die Schweine und die Hasen des Kurfürsten zu füttern, oder weil man uns oft mitten aus unserer nötigen Arbeit hinwegriß, um Landschreibern und Oberbeamten zur Frone große Häuser zu bauen und nach ihren zusammengestohlenen Landgütern bequeme und kostbare Straßen zu führen?“ Nicht bloß hier, auch weiter im Innern Deutschlands begann sich ein Geist der Unruhe zu zeigen. In den Fürstentümern Calenberg, Hildesheim und Grubenhagen im Hannoverschen fanden Bewegungen statt wegen des Kopfgeldes und sonstiger ungleicher Besteuerung. Im Kasselschen verlangten die Bauern Verminderung der Steuern und Fronden; in Oberbaiern durchzog eine Bande junger Leute, von der französischen Bewegung angesteckt, das Land und wiegelte die Bauern zur Verweigerung der Dienste und Abgaben auf; in Kursachsen und zunächst auf den Gütern des Grafen von Schönburg erhob sich die Erregung gar zu völligem Aufruhr. Voran ging eine Flugschrift eines Ungenannten, die vom Kurfürsten die Absetzung aller, die Sachsen bisher unglücklich gemacht, die Errichtung einer Nationalgarde, Aufhebung des Wildhegens, Beschränkung der Rittergutsbesitzer u. a. verlangte und jeden Widerstrebenden mit Plünderung bedrohte. Wohl sperrte man den Verfasser, einen gewissen Geißler, als Wahnsinnigen in Torgau ein, aber die Bauern folgten seinem Rufe, verweigerten die Abgaben, bewaffneten sich mit Keulen, schlugen und verjagten die Gerichtsdiener, zwangen mit Androhung von Feuer und Schwert jeden sich ihnen anzuschließen und forderten in stets wachsenden Haufen Ermäßigung ihrer Lasten, selbst die Wiedererstattung bezahlter Geldbußen. Schon drohte sich die furchtbare Erhebung des Reformationszeitalters in Sachsen zu erneuern, als die Staatsgewalt ohne viel Blutvergießen durch kluge Nachgiebigkeit ihrer Herr ward. Selbst die Überwundenen, etwa 200 Gefangene, wurden schonend behandelt und nach und nach in Freiheit gesetzt. Welch ein Geist selbst weit im Norden unter den Insten im freien Ditmarschen umging, ersieht man aus einer Erzählung von Klaus Harms. Zwei Schulkinder, eines Bauern und eines Tage-

löhners Töchter, gerieten in Streit; da sagte die eine zur andern: „Du meinst wohl, daß du mehr bist als ich; übers Jahr wohnen meine Eltern in deinem großen Hause, und du kannst mit deinen Eltern in unsere Kate kriechen.“ Aber es kam selbst in den Gebieten der strengen Leibesherrschaft zu keiner Erhebung. Die gefährlichen Regungen und Bewegungen gingen in allen deutschen Landschaften, wo nicht die Heere der französischen Revolution mit fieberhafter Hast die feudalen Lasten beseitigten, ohne eigentliche Folgen für die Besserung des Loses der gedrückten Klassen vorüber.

Hanssen: Die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig-Holstein. Petersburg 1861. — Sugenheim: Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa. Petersburg 1861. — Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880.

45. Landwirtschaftliche Zustände und Bestrebungen zur Zeit Friedrichs des Großen.

Erst zwei bis drei Menschenalter nach dem großen Kriege ward in Deutschland das Bestreben lebhafter wach, die in der allgemeinen Verwüstung verloren gegangenen landwirtschaftlichen Errungenschaften des 16. Jahrhunderts wiederzugewinnen und an sie anknüpfend dem Landbau einen erneuerten Aufschwung zu geben.

Bis zum Jahre 1720 kannte man in ganz Norddeutschland weder die Kartoffel noch den Klee; Anbau von Ölfrüchten war erst vom Rhein bis nach Sachsen und Erfurt gedrungen; weiter nach Norden beschränkte man sich auf Winter- und Sommerroggen und je nach der Bodenbeschaffenheit auf Weizen, Gerste, Hafer, Hirse und Buchweizen. Wohl kannte man schon die Wichtigkeit des Mergelns, ohne doch davon größeren Gebrauch zu machen, gewöhnlich suchte man den Sandboden durch Auffahren von Thon und den Thonboden durch Bekarren mit Sand zu bessern; auch grub man bereits das Wasser ab, verstand sogenannte Fontanaillen anzulegen, indem man einen Hauptgraben zog und nach diesem kreuzweise Nebengräben ausstach, die man zur Hälfte mit Steinen füllte und dann wieder mit Bodenkrume bedeckte; zur Abhaltung des Brandes kalkte man auch den Weizen ein und hielt es von besonderem Vorteil recht tief zu säen, damit die Pflanze desto reichlicher mit Nahrungsstoffen versorgt werde. Bei der Saat richtete man sich im allgemeinen nicht nach der Witterung, sondern nach dem Stande des Mondes; wer bei zunehmendem Monde z. B. Flachs oder Hafer säte, konnte nicht darauf rechnen, jemals Samen zu erhalten; auch glaubte man, daß durch schlechtes Wetter das Getreide in Unkraut, Roggen z. B. in Trespe verwandelt werde.

Bei der herrschenden Dreifelderwirtschaft, wobei man das Grundstück im ersten Jahre mit Wintergetreide, im zweiten mit Sommergetreide besäte und im dritten ganz brach liegen ließ, war der Ertrag

der Felder erstaunlich gering, weil es an Dünger fehlte, um dieselben fruchtbarer zu machen. Einsichtige Landwirte erkannten wohl, daß es vor allem darauf ankomme, durch ausgedehnten Futterbau den gänzlich verdorbenen Viehstand zu mehren, um durch diesen wieder den Feldern eine reichlichere Düngung zuführen zu können. Wie war aber anders Futter zu schaffen, wenn man nicht die Wiesen möglichst pflegte und schonte und nebenbei noch einen Teil des Brachfeldes mit Futtergewächsen bestellte? Man besömmerte also das Brachfeld, säte Rüben, Erbsen oder Linsen darin, aber auch dieses konnte nur an solchen Orten durchgeführt werden, wo es nicht an Hutweide fehlte, wo genug Rindvieh vorhanden war und der Acker der besseren Bodenklasse angehörte. In der Regel besömmerte man nur das halbe Brachfeld, düngte nur die eine Hälfte, um sie mit Sommerfrüchten bestellen zu können, während die andere Hälfte ruhte, und so ging es abwechselnd von Jahr zu Jahr. In den meisten Gegenden war aber auch dieses Mittel genügenden Futtervorrat zu erlangen durch den herkömmlichen verderblichen Brauch oder Zwang, Wiesen wie Brachfeld zu behüten, völlig unmöglich gemacht.

Während in den Marschen der Nordsee und am Rhein Rindviehzucht betrieben ward, bildeten im östlichen Deutschland die Schäfereien den Haupterwerbszweig der Gutsherren. Dieselben brachten auch am meisten ein, da Schlachtvieh, Milch, Butter, Käse, Fleisch, Talg und jede Art von tierischen Erzeugnissen selbst in größeren Städten sehr wohlfeil verkauft wurden. In Breslau, wo ein ungemästeter Ochse 12 Thaler, eine ungemästete Kuh 5 Thaler kostete, konnte man das beste Rindfleisch mit 1,6 Mgr pro Pfund einkaufen; Milch war kaum abzusetzen und ein Rohertrag von jährlich 4 Thalern für eine Kuh schon sehr zufriedenstellend. Dagegen rechnete man für Milch und Wolle eines Schafes 12 bis 13 Groschen, und wo die Schafe nicht mehr gemolken wurden, kam man noch zwanzig Prozent höher. Überdies kostete die Rindviehzucht viel mehr an Gesindelohn, da der Schäfer nur eine gewisse Anzahl von Schafen halten durfte. Alles hatte sich deswegen auf die Schafzucht geworfen, man rechnete auf 40 Stück Rindvieh 1000 Schafe. Wo Bergleden fehlten, räumte man ihnen auch Brachfelder und Wiesen zur Hutung ein, und wenn Bergweide genügend vorhanden war, mehrte man die Zahl, um auch die Brach- und Wiesenhutung ausnutzen zu können. Das Rindvieh ging entweder mit auf den Wiesen oder in den Waldungen, die Schweine wühlten auf den Äckern, und wo man Pferde zog, hatte man noch Hutweiden. Der Gutsherr besaß nicht nur das Hut- und Triftrecht auf seinen eignen Ländereien, sondern meist

auch noch die Koppeltrift auf den Grundstücken seiner Bauern, und diese wurden schon dadurch behindert, die Wiesen zu hegen und das Brachfeld mit Futtergewächsen zu bestellen. Infolge dessen ging das Winterfutter gewöhnlich mit dem März zu Ende, die Schafe mußten, sobald der Schnee das Land verließ, auf den nassen Wiesen ihr spärliches, ungesundes Futter suchen und kamen erst nach dem 11. Mai von den Wiesen zur Trift. Den Kühen pflückten im Frühling die Mägde auf Brachen und Saatfeldern junges Futter, das mit Stroh gemengt geschnitten ward und eben nur hinreichte, ihnen das Leben zu fristen. Erst wenn die Waldweide kam, erholten sie sich, aber mit dem Eintritt der Sommerhitze kam neue Not. Das Vieh, von Staub und Hitze, von Hunger und Insekten gepeinigt, stürzte sich gierig auf solche Stellen, wo eine stehende Nässe noch grünen Pflanzenwuchs erhalten hatte, und holte sich dort Krankheit und Tod. So kam der Herbst, wo die Schafe auf den Stoppeln, die Rinder auf den Wiesen wieder hinlängliches Futter fanden, bis im Spätherbst die Rinder ihre Ställe bezogen, während die Schafe noch bis zum Eintritt des Winters ihr sämtliches Futter auf den Wiesen suchen mußten. Auf diese Weise konnte es nicht fehlen, daß öfters Viehseuchen ausbrachen, und wenn ein spätes Frühjahr eintrat, die Schafherden zu einem Viertel, ja bis zur Hälfte vernichtet wurden.

Gegen diese schädlichen Zustände kämpften die neuen Ideen lange vergeblich an. Mit Aufhebung des Hutrechts, die erst Klee- und Kartoffelbau im Felde ermöglichte, galt es nicht nur wohlerworbene Rechte, die möglicherweise zu entschädigen waren, sondern auch das Vorurteil des gemeinen Mannes zu beseitigen, der mit Mißtrauen jedem Versuch begegnete, die durch jahrhundertelanges Bestehen geheiligte und mit allen seinen Lebensgewohnheiten eng verwachsene Flurverfassung zu ändern. Wie tief eingewurzelt diese Anschauungen waren, ersieht man daraus, daß es ein allgemeines Aufsehn unter den Landwirten erregte, als im Jahre 1730 ein mecklenburgischer Adeliger auf seinem Gute die Dreifelderwirtschaft beseitigte und statt derselben die holsteinische Koppel- oder Schlagwirtschaft einführte, die einzelne Koppeln mehrere Jahre nacheinander unaufgebrochen zum Graswuchse, besonders zur Sommerweide liegen ließ, um sie dann wieder die gleiche Zeit nacheinander zu Halm- oder anderen Früchten zu benutzen.

Die Kameralisten arbeiteten mit aller Macht auf eine völlige Reform der Landwirtschaft hin; sie verbanden damit zugleich die Forderung, den Bauern anders zu stellen, Hörigkeit und Leibeigenschaft zu beseitigen, und stellten Grundsätze auf, welche die bisherigen bäuer-

lichen und gutsherrlichen Verhältnisse von Grund aus umgestalten mußten. Es ist von Interesse zu verfolgen, wie einer der bedeutendsten Vertreter dieser Richtung die Übelstände, an dem die Landwirtschaft krankte, kurz bezeichnet und zugleich die Mittel zur Besserung angibt.

„Ein Hauptübel für den zweckmäßigen Betrieb der Landwirtschaft, führt er aus, besteht in der Art und Weise, wie unsere Dörfer angelegt sind; würden die Dörfer zerstreut liegen und ihren Grundbesitz rund um sich entfalten, so hätte ein jeder Nachbar weit bessere Übersicht über das Ganze, erspare an Zeit, Zugvieh und Arbeit. So aber reiht sich ein Haus dicht an das andere, und die Grundstücke der Güter kommen dadurch in halbstündiger, ja nicht selten in stündiger Entfernung zu liegen. Man hat Felder von wenigen Ruten Breite, die zerstreut umher liegen, und die Zerreißung des Gutes erschwert die Bestellung und macht die Ernte unvollkommner und kostspieliger. Durch die gemeinschaftliche Hut und Trift erhält der Landmann schlechte Weide, kann nicht nach besserer Einsicht seine Felder bestellen, sondern muß bei der Einsaat die Schläge beachten. Es wird ihm dadurch unmöglich gemacht, das rechte Verhältnis zwischen Kornfrucht und Futter herzustellen, er vermag nicht den Viehstand zu heben, kann die Düngermasse nicht steigern, die Felder nicht verbessern, kurz, es sind ihm dadurch die Hände förmlich gebunden. Dazu kommt zwar nicht bei Bauergütern, destomehr aber bei herrschaftlichen Besitzungen der allzu große Grundbesitz; es ist unmöglich, bei so großer Ackerzahl die Wirtschaft mit gehöriger Sorgfalt zu treiben, und dadurch bleibt vieles Land ohne Nutzung oder wird schlecht bestellt. Der Umstand indes, daß die Bauern in vielen deutschen Ländern nicht einmal Besitzer ihres Gutes sind, wirkt noch viel nachteiliger ein. Wie soll unter solchen Verhältnissen die Landwirtschaft vorwärts kommen? Ein jeder weiß, daß nur das eigne Interesse die Triebfeder des Fleißes ist, und wenn der fehlt, so kann man nur verdrossene und schlechte Arbeit erwarten. Die Einrichtung mit eigentumlosen Bauern kommt also weder den Bauern selbst noch auch ihren Herren zu gute, und das weiß niemand besser, als die Herrschaft selbst, weil es allgemein bekannt ist, was Leibeigenschaft und Meierwesen für spärliche Renten gewähren. Würden also die Herrschaften ihren Nutzen vor Augen haben, so müßten sie ihren Bauern die Nahrungen zum Eigentum geben und den Grundzins erhöhen. Dadurch wäre den Bauern geholfen, und die Gutsherrschaft hätte ihr Einkommen vermehrt. Ganz dieselbe Bewandtnis hat es mit dem leidigen Fronwesen, das für Herren und Bauern in gleichem

Maße nachteilig wirkt. Durch das Fronen wird der Bauer abgehalten, sein eignes Gut gehörig zu bebauen und zu bestellen, zieht nun voll Unwillens auf das fremde, verrichtet die Arbeit verdrossen und schlecht, und die Herrschaft kommt dadurch immer zu Schaden. Wer das nicht einsehen will, der soll doch nur den Umstand erwägen, daß die Herrschaft einen Frontag, mit 4 Pferden geleistet, nicht höher als 4 bis 6 Groschen anschlägt, und dennoch kommt dieser dem Bauern auf einen Thaler und mehr noch zu stehen. Wenn die Gutsbesitzer auch hier ihren Nutzen verständen, so würden sie die Fronen ablösen lassen. Natürlich dürften sie von den Bauern billigerweise nicht mehr verlangen, als wie sie selbst den Wert derselben taxieren.

Man könnte noch vieles anführen, denn die Bedrückung der Bauern ist groß. Da gibt es noch Jagddienste, Hoffuhren, Vorspanne, Kriegsfuhren, Mißbrauch der Gutsgerichtsbarkeit u. a., die alle den Aufschwung der Landwirtschaft sehr erschweren. Ich werde sie aber mit Stillschweigen übergehen und schon sehr zufrieden sein, wenn ich die anderen Übelstände beseitigt weiß.

Der gute Erfolg einer Wirtschaft hängt zunächst von den zweckmäßigen Verhältnissen des Viehstandes zu der Ackerzahl ab. Wenn man aber hier untersucht, so wird man leicht entdecken, daß man fast allenthalben zu wenig Vieh hält. Dadurch bekommt man zu wenig Düngung, kann die Äcker nicht heben und muß im alten System der reinen Brache fortwirtschaften. Man tröstet sich auch wohl gar mit der Meinung, daß reine Brahe notwendig sei. Aber es ist ein lächerlicher Grundsatz, daß die Äcker der reinen Brache bedürfen. Tragen die Gärten nicht unausgesetzt ihre herrlichen Früchte? Wie würden die Äcker reichliche Ernten gewähren, wenn sie nur wenigstens alle zwei Jahre Düngung erhielten! Allein der Mangel an Dünger ist in Deutschland so stark, daß ich viele Gegenden kenne, wo man nicht einmal aus Armut an Dünger sämtliche Sommer- und Winterfelder besät, sondern gezwungen wird, viele derselben in Brache liegen zu lassen. Fragen wir nun nach dem Grunde des Mißverhältnisses zwischen Vieh und Länderei, so haben wir zwar früher als solchen den Hut- und Triftzwang erwähnt, doch werden wir in der Privatwirtschaft noch manch andere Ursachen entdecken. Der Futterbau z. B. wird schlecht oder gar nicht betrieben, und an eine Wiesenverbesserung wird gar nicht gedacht. Die Kultur der Wiesen kann nirgend schlechter als bei uns in Deutschland sein, wo man weder düngt noch entwässert. Freilich wenn man bedenkt, daß die Wiesen nur von Walpurgis bis nach der Heuernte gehegt sind, daß vorher und

nachher das Vieh darauf geht, so kann man dem Bauern kaum verargen, daß er ihnen nicht größere Sorgfalt widmet. Sieht es aber schon auf den Wiesen so traurig aus, so muß man über die elenden Weiden erschrecken, denn dort liegt alles danieder, keiner erhebt die Hand zur geringsten Verbesserung, und von Schonung ist gar keine Rede.

Wenn nun das alles sehr störend auf den Betrieb der Wirtschaft wirkt, so kommt bei dem Bauern noch ein letzter Umstand hinzu, daß seine Wirtschaft nicht vorwärts geht. Hat er sich nämlich Geld erworben, so legt er es in den Kasten oder kauft sich Land dafür. Ein jeder weiß, daß ein Kapital, im Geschäfte angelegt, sich besser verzinst als durch die vorteilhafteste Ausleihung. Ebenso ist es wiederum klar, daß 50 Acker, gut bewirtschaftet, mehr Reinertrag bringen als 100 bei schlechter Verwaltung. Wer das nicht glauben will, der mag nur bedenken, daß ein Ankauf von 50 neuen Äckern auch die Ausgaben an Arbeit, Gerät, Samen und Vieh erhöht, daß das Ganze sich verringert, wenn der Bauer mit dem Ankauf der Felder solche Mehrausgaben nicht bestreiten kann. Würde er dagegen sein Geld auf die Verbesserung der vorhandenen Äcker verwendet haben, so hätte es keiner Vermehrung an Gerät und Zugvieh bedurft, und der Ertrag wäre gesteigert worden."

Aber was vermochte eine so verständige Stimme gegen die große Zahl derer, die teils aus Eigennutz, teils aus Mißtrauen gegen alles Neue oder infolge ihrer Dummheit sich gegen alle heilsamen Pläne erhoben, der gleichgültigen Masse gar nicht zu gedenken? Nur in der Rheinpfalz begann man seit 1769 dem Grundübel ernstlich zu Leibe zu gehen. Auf Betrieb der ökonomischen Sozietät zu Lautern, welche die Triftgerechtigkeit auf Brachen und Wiesen für den Krebsschaden der Landwirtschaft erklärte, erging durch den Kurfürsten bei Rhein Karl Theodor der Befehl, den Kleebau möglichst zu fördern und die besömmerten Brachen nicht von Hirten beweiden zu lassen; er war selbst bereit alle zur Kammer gehörigen Schäfereien gegen billige Entschädigung abzuschaffen. Ebenso munterte Herzog Christian IV. zu Zweibrücken seine Unterthanen zum Anbau des Klees auf, versprach ihnen die Kleefelder gegen Behutung zu schützen und bedrohte jeden Hirten, der ein Kleestück auch nur übertreibe, mit zweimonatlicher Karrenarbeit. Auch in den hohenlohischen, darmstädtischen und badenschen Landen wurden Gesetze zum Schutze des Klee- und Futterbaus erlassen, und schon 1779 konnte Schlözer schreiben: „Die Rheinpfalz ist neuerdings in ein Paradies verwandelt, und das Amt Kupfelzell im Hohenlohischen in einen Garten umgeschaffen worden."

Weiter im Osten, in der Mark, lauschte man wohl mit Begier der neuen Lehre, die vom Rhein herüber tönte, die Futter in Masse, reichlichen Dünger, gute Ernten und bei voller Gesundheit der Tiere die besten Erträge an Milch und Wolle versprach, allein die Mehrzahl der Wirte zeigte dafür kein Verständnis. Man meinte, daß ohne reine Brache das Feld weder gehörig beackert noch rechtzeitig bedüngt werden könne; einige wollten wohl Stallfütterung für das Milchvieh einführen, aber fragten bedenklich, wo nachher die Schafe weiden sollten, wenn die Brache mit Futterkräutern besetzt sei? Waren Hirten und Schäfer am wenigsten mit den Neuerungen zufrieden, da der „Klee Gesundheit und Wolle ihrer Schafe bedrohte", so ging unter den Gutsbesitzern die Meinung dahin, Stallfütterung und Kleebau lasse sich nur auf kleinen Gütern bei geringerer Schafzucht einführen, bei größeren Schäfereien könne dies nur auf Kosten der Schafzucht geschehen. Man hätte dem Kleebau das Urteil gesprochen, und es wäre überall beim alten geblieben, wenn nicht König Friedrich längst die Vorteile der neuen Ideen erkannt und mit Nachdruck die Einführung der besseren Betriebsweise in seinen Landen bei den Domänenpächtern angestrebt hätte. Freilich ging es dabei wunderlich her; die einen trieben ihr Vieh auf eingezäunte und mit Futterpflanzen besäte Äcker, die anderen schickten es geradeso wie früher am Vormittage auf die noch zur Hälfte brachliegenden Felder und fütterten es nachmittags im Stalle.

Etwas besser als mit dem Klee erging es mit der Kartoffel, obwohl es fast immer erst der Hunger war, welcher die beengenden Fesseln des Hutzwangs sprengen mußte, um einen ausgedehnteren Anbau möglich zu machen. Wie schwer es überhaupt hielt die Menschen an dieses gesunde Nahrungsmittel zu gewöhnen, erfahren wir z. B. durch einen schlesischen Amtmann, der auf einem Gute zu Sorau die erste Einführung versuchte. „Die Tartuffeln", erzählt er, „sind in vorigen Zeiten hier zu Lande wenig bekannt gewesen, sondern die Einwohner des Voigtlandes und des sächsischen Erzgebirges haben deren Nutzen und Gebrauch (als Feldfrucht) zum voraus gehabt. Vor 1730 wußten hiesigen Ortes in Sorau wenige Menschen von Tartüffeln, und als ich zum erstenmale mit einem guten Freunde, der die Knollen aus dem Erzgebirge mitgebracht, zwei Feldbeete zur Hälfte steckte, so wunderten sich alle Vorübergehenden, da sie zu wachsen anfingen, was das für eine Frucht sein müsse. Die Kuriosität machte, daß an den Beetenden ziemliche Stöcke ausgerauft wurden, und jedermann war begierig zu wissen, was es denn eigentlich sei, doch wurde der Stock, wenn sie ihn nur besehen

hatten, wiederum mit samt der Frucht hingeworfen. Es geriet die Probe, ungeachtet die Beete verkürzt wurden, dennoch ganz gut, und ich erntete auf einem Beet 10 Scheffel ein. Da ich nun solche hatte, so wollte ich sie auch dem Gesinde zu essen geben; da war aber weder Appetit noch Geschmack dazu, weil sie so wildrig waren. Als ich nun den Samen auf mehrere Vorwerke im folgenden Jahre verbreitete, fingen die Gesindemäuler allmählich daran einen Geschmack besser als anfangs zu bekommen; ja die Begierde nach denselben kam endlich auch unter die anderen Leute, und viele davon schafften sich den Samen an, und diejenigen, welche ihn nicht kauften, sahen zu, wie sie denselben vom Felde ohne Geld erlangten. Und nun (1750) hat sich diese Frucht so gemein gemacht und nicht nur in hiesiger Gegend, sondern recht weit und breit in andere angrenzende Orte ausgebreitet."

In die Mark hatten schon 1720 eingewanderte Pfälzer die Kartoffel als Nahrungsmittel aus der Heimat mitgebracht, aber es dauerte lange, ehe sie aus den Gärten auf die „behüteten" Felder wanderte. Wenn auch hie und da durch die Maßnahmen der Regierungen eingeführt, gewann der Kartoffelbau doch erst mit dem Jahre 1770 eine größere Verbreitung. Der naßkalte Frühling und regenreiche Sommer, der in Erfurt den Preis des Roggens von 14 bis auf 26 Thaler steigerte, die Nachtfröste im März und die Regengüsse im Mai und Juni des Jahres 1771, welche die Brotfrucht auf das Vierfache des Mittelpreises, auf 35 Thaler trieben, brachten schließlich eine Hungersnot hervor, die endlich den unschätzbaren Wert der Kartoffel erkennen ließ und die Vorurteile des Volkes beseitigte. In Thüringen, Hessen, Franken, Westfalen, die Mark u. a. beeilte man sich das Versäumte nachzuholen, und soweit als nur die Triften und Hutungsrechte es erlaubten, die Kartoffel anzubauen. Das war die Zeit, wo man anfing, jeden Rand, jeden Garten mit Kartoffeln zu besetzen, wo man selbst die Reben einriß, um den hutfreien Weinberg der Kartoffel zu widmen, und einen Teil des Brachfeldes, sobald er triftfrei war, in einen Kartoffelacker umwandelte.

Mittlerweile war durch Schubart auf dem Gute Würchwitz in Sachsen das neue Kultursystem zur Durchführung gelangt. Schon 1777 stand dasselbe in einem weit verbreiteten Rufe; man staunte die reichen Kleeernten und das wohlgenährte, reiche Milch gebende Vieh an, wie die herrlichen Korn- und Rapsernten. In allen Landen suchte man seinen Rat: Beschränkung und Beseitigung von Hut und Trift, Einführung des Klee- und Futterbaus ward das Ziel, dem die Regierungen in Mitteldeutschland und im Norden zustrebten;

mit Bewußtsein wollte man mit der landwirtschaftlichen zugleich eine soziale Reform durchführen, die beide unzertrennbar miteinander verbunden schienen.

Um die eigentümliche Stellung, die Friedrich der Große in dem Kampfe zwischen der durch hundertjähriges Bestehen geheiligten Agrarverfassung und den auf sie einstürmenden Reformideen einnahm, genügend würdigen zu können, darf man nicht vergessen, daß die gesamten preußischen Lande infolge der kriegerischen Zeitläufte und ungünstiger geographischer Verhältnisse in wirtschaftlicher Beziehung seit dem großen Kriege hinter ihren Nachbarn weit zurückgeblieben waren. Was man selbst in Mecklenburg fand, ein rühriges Bestreben, die holsteinische Wirtschaft einzuführen, gab es in Brandenburg nicht; von den Gutsherren war um so weniger ein Entgegenkommen bei den Neuerungen zu erwarten, als sie genug damit zu schaffen hatten, das im Kriege Verlorene zu ersetzen. Alles hing hier von dem Eingreifen der Landesherrschaft ab. Friedrich selbst hatte längst den in den neuen Ideen liegenden Segen erkannt, aber er dachte nicht daran sofort den alten, fest im Volke wurzelnden Stamm wegzuschlagen, sondern begnügte sich nach und nach die dürren Äste abzuputzen und den Stamm so lange lebenskräftig zu erhalten, bis erst der neue Schößling, unter sorgfältiger Pflege emporgewachsen, im Stande sein werde, den alten Baum zu ersetzen und an seiner Stelle neue, edlere Früchte zu tragen.

Bereits im Jahre 1748 hatte er Maßnahmen getroffen zur Erhaltung eines gesunden kräftigen Bauernstandes und eine ernstliche Untersuchung angestellt, ob nicht der Bauer statt der ganzen Woche nur 3 oder 4 Tage zu Hofe gehen könne; er meinte, daß dies anfangs zwar etwas Geschrei geben werde, aber durchgegriffen müsse einmal werden, um die schweren und ganz unerträglichen Dienste, die zum gänzlichen Verderb der Bauern führten, zu mäßigen. Bei der Verpachtung der Domänen legte er auf eine menschliche Behandlung der Bauern Gewicht; wenn hinfort einem Beamten bewiesen werde, daß er einen Bauer mit dem Stocke geschlagen, sollte er sofort und ohne einige Gnade auf 6 Jahre zur Festung gebracht werden; er hob auf allen Domänen die Leibeigenschaft auf und ermahnte die Privatgutsbesitzer seinem Beispiele zu folgen, untersagte das Auskaufen und Einziehen bäuerlicher Höfe, verordnete die Wiederherstellung all und jeder seit 1756 wüste gewordenen Bauern-, Kossäten- oder Büdnerstellen, stellte im allgemeinen die Dienste der Bauern fest, die Zeit der Gesindezwangdienstes auf fünf Jahre und die Fronen der Scharwerksbauern auf 60 Tage, aber eine durch-

greifende Reform der bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse, die sich nur bei einer gewaltsam in die ganze Staatsverfassung eingreifenden Neugestaltung durchführen ließ, war daran nicht zu finden und auch von dem Könige nicht beabsichtigt. Ohne den Vorspann, ohne die Fouragelieferungen, die oft dem Betrage der jährlichen Kontribution gleichkamen, und ohne Kavalleriegrasung würde die Unterhaltung des Heeres, die bei einer Stärke von 200000 Mann von den etwa 22 Millionen betragenden Staatseinnahmen schon 13 Millionen für sich in Anspruch nahm, einen weit höheren Aufwand erfordert haben, als der König bei seinem schon so kostspieligen Werbesystem und bei seinem Grundsatze, das unbewegliche Eigentum möglichst wenig zu besteuern, hätte leisten können. „Wo die Bauern dem Acker angehören", sagt er, „und Knechte ihrer Edelleute sind, ist dies unter allen Zuständen unstreitig das unglücklichste Verhältnis und ein solches, wogegen sich die Menschheit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sklave von seinesgleichen zu sein. Man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man glaubt, es sei nichts als guter Wille nötig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders, es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigentümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird jenem Vertrage gemäß durch die Dienste der Bauern bestritten. Wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die Landwirtschaft einen tödlichen Streich erleiden, und man müßte zum Teil den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften litte, entschädigen."

Erstaunlich war die Thätigkeit des Königs nach dem Kriege, dem vernachlässigten Landbau in den besonders heimgesuchten Landschaften wieder aufzuhelfen; nach allen Richtungen suchte er aufzumuntern durch Preisausschreiben, Bildung ökonomischer Gesellschaften, Errichtung von Musterwirtschaften, durch Urbarmachung von Sümpfen und Sandschollen, durch Verordnungen über Feld- und Wiesenbau, über Futter- und Handelsgewächse, Viehzucht und Seidenbau, kurz, er ließ keinen Zweig des landwirtschaftlichen Gewerbes und keine Gelegenheit dasselbe zu heben und zu fördern außer acht.

1769 erging eine allgemeine Verordnung, die gemeinschaftlichen Hutungen zu beseitigen, 1770 ward die gänzliche Abschaffung der Frühjahrshutung auf den Wiesen und die Einschränkung der Herbsthutung befohlen, aber mit dem bloßen Befehl war oft nicht viel gethan. Mit ungemeinen Schwierigkeiten hatten die Kommissare bezüglich der Auseinandersetzung und Aufhebung der Gemeinheiten und

Gemeinhutungen zu kämpfen, so daß ihr Erfolg nur ein geringer sein konnte. Friedrich interessierte sich in hohem Grade auch für nützliche Anpflanzungen; schon 1743 war ein Erlaß ergangen, nach dem die Städte und Dörfer für jedes Schock Obstbäume, Weiden, Linden u. a., welches sie nach dem Ermessen der Land- und Steuerräte mehr als geschehen hätten anpflanzen können, 12 Groschen Strafe erlegen sollten; alle Landstraßen mußten seit 1756 mit Bäumen bepflanzt werden, und seit 1771 hatten in der Kurmark 40 Kreisgärtner für Anlegung von Baumschulen und Bepflanzung der Wege Sorge zu tragen. Nicht weniger suchte er das Mergeln der Felder zu fördern; jeder Kreis hatte sich einen Mergelbohrer anzuschaffen, geschickte Gräber wurden berufen, für jeden Wispel Aussaat, der gemergelt war, Prämien ausgesetzt; der Anbau von Kartoffeln und Hopfen ward anbefohlen, auf den Anbau der Färberöte hingearbeitet, den Städten das Anpflanzen von Kümmel, Anis, Safran und Saflor, den schlesischen insbesondere der Anbau des Rübsens ans Herz gelegt. Mit besonderem Eifer ging der König an die Wiederbelebung der Seidenzucht und brachte es durch die Verpflichtung jedes Domänenbauers und jedes Kossäten, 4 und 2 Maulbeerbäume zu pflanzen und zu unterhalten, dahin, daß man im Jahre 1784 in Pommern, in den Marken und im Magdeburgischen schon 460000 jungen Anwuchs zählte.

Wichtiger aber als dieses erscheinen die Bemühungen des Königs um die Urbarmachung und Bevölkerung des Landes, wobei ihm ein sehr tüchtiger Mann, der Oberfinanzrat v. Brenkenhoff, zur Seite stand. Die Entwässerung des Oderbruchs ward durchgeführt und damit eine fruchtbare Landschaft gewonnen, in der 41 neue Dörfer und Vorwerke sich erhoben; der Netze- und Warthebruch wandelte sich in eine acht Meilen breite Niederung, auf der 1360 Büdnerfamilien Platz fanden; im Rhinluch gewann man eine nutzbare Fläche, auf der 350 eingewanderte Familien angesetzt wurden; der Drömling konnte für 2000 neue Ansiedelungen nutzbar gemacht werden.

Wie der König über die Meliorationsbestrebungen dachte, zeigt ein Brief, den er zur Zeit der Urbarmachung des Drömlings an Voltaire schrieb: „Ich gestehe zu, daß Lybien ausgenommen, wenig Staaten sich rühmen können, es uns an Sand gleich zu thun, indes machen wir doch in diesem Jahre 77000 Morgen zu Wiesen, diese werden 7000 Kühen Futter geben, der Dünger von ihnen wird unseren Sandboden fetter machen, und die Ernten werden also ergiebiger ausfallen. Ich weiß wohl, daß die Menschen nicht im stande sind die Natur umzuändern, aber mich dünkt, durch vielen Fleiß und viele Arbeit bringt man es dahin, daß ein dürrer Boden

besser und wenigstens mittelmäßig wird. Damit müssen wir uns dann begnügen."

Eine Ministerrevue Friedrichs des Großen. 1. Juni 1770.

Am 1. Juni 1770 ließ der König sämtliche Minister des Generaldirektoriums nach Potsdam berufen, um mit ihnen die jährliche gewöhnliche Untersuchung über den Zustand der Domänen und Finanzen in seinen Staaten mit landesväterlicher Sorgfalt zu übersehen. Als wir zu Potsdam anlangten, erfuhren wir, daß der König den folgenden Tag sich nach dem Neuen Palais begeben werde; dies geschah auch, und wir verfügten uns dahin. Seine Majestät empfingen uns mit sehr gnädiger Miene und sagten: „Meine Herren, ich habe Sie rufen lassen, um mit Ihnen gemeinschaftlich unsere Haushaltung zu untersuchen." Nachdem wir ihm versichert hatten, daß wir uns dazu in gehörige Bereitschaft gesetzt, fuhr er fort und erzählte uns, daß er das Oderbruch, welches in diesem Jahre stark durch Überschwemmungen gelitten, selbst gesehen, aber den angeblich großen Schaden lange nicht wirklich so gefunden habe, als man ihm denselben geschildert. Man müsse sich nicht gleich durch anfänglich fürchterlich scheinende Verwüstungen der Natur schrecken lassen; sie pflege bald darauf und oft schnell vieles wieder gut zu machen, was sie verdorben habe. Bei Freienwalde wären nur ein paar kleine Durchbrüche, 25 Häuser etwas beschädigt, und der ganze Verlust der Eigentümer würde wohl nicht mehr als etliche verlorene Fuder Heu betragen und allenfalls die Saat verdorben sein. — „Daß Sie mir also für Remissionen und Vergütungen so große Summen in Vorschlag gebracht haben, finde ich nicht nötig. Inzwischen habe ich 60 000 Thaler angewiesen. Der Staatsminister von Hagen kann, wenn sich das Wasser verlaufen hat, selbst hingehen und alles näher untersuchen. — Ich kann Ihnen aber meine große Unzufriedenheit nicht bergen, welche ich empfunden habe, da ich die Kirche im Oderbruche nicht fertig fand. Ich will, daß Sie dem Obristlieutenant Petri wieder eine scharfe Ordre geben, daß er mache, daß die Kirche fertig wird, oder er mag sich hüten."

Hierauf nahm S. Majestät das Verzeichnis der anzuweisenden Gelder und äußerte, daß Sie 1. die Gelder zur Retablierung des Oderbruches schon angewiesen hätten; 2. wollten Dieselben auch gerne die 13000 Thaler zu der neuen plauenschen Schleuse bezahlen; 3. ferner die Kosten für die Küraſſierpferdeställe zu Kyritz, die Baugelder für Belgard und für das Hospital und Waisenhaus übernehmen, denn diese Ausgaben wären so nötig als nützlich; 4. die

Kosten, welche zum Rügenwalder- und kolbergischen Hafen erforderlich wären, überließen sie dem Generaldirektorium.

Als dies geschehen war, sahen Seine Majestät die Generaletats von der Generaldomänen- und Generalkriegskasse mit scharfem Blicke durch und unterzeichneten solche sämtlich. Sodann öffneten Dieselben Dero Mappe, zogen ein Papier heraus und lasen uns die ansehnlichen Summen ab, welche Sie für dies Jahr bestimmt hätten, um Dero Staaten, so viel es möglich gewesen, zu unterstützen. Unter diesen Summen zeichneten sich besonders 300 000 Thaler für den Adel der Provinz Pommern, 20 000 Thaler für Hohenstein und 30 000 Thaler auf Abschlag des gemachten Planes zur Retablierung der kurmärkischen Städte aus.

Bei der ersten Post sagte der König: „Meine Herren, ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viele wichtige Männer ich bereits daraus gezogen und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hie und da zu sinken anfängt, und das möchte und wollte ich nicht gern, besonders da es mir jetzt viel Freude macht, daß er anfängt gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden."

Wir äußerten dagegen, daß wir S. Majestät landesväterliche Absichten höchst verehrten, davon lebhaft durchdrungen wären und dieselben, so viel an uns wäre, wirksam machen wollten. Hierauf nahm der König die vorliegenden Papiere zusammen und begab sich in ein anderes Zimmer, befahl uns aber zu warten. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder und führte uns durch die prächtigen Zimmer des Neuen Palais nach dem Tafelzimmer.

Vor der Tafel sprach der König mit uns über verschiedene Dinge und sagte unter andern, daß er es gern sehe, wenn seine Unterthanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten machten und verwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland mitzurückbrächten. Während seiner letzten Anwesenheit in Pommern habe er den Oberamtmann Sydow in Kolbatz gesehen, welcher nebst seinem Sohne in England gewesen wäre und daselbst die englische Wirtschaft erlernt hätte. Sie verständen es, den Bau der Turnipse, einer weißen Futterrübe, deren 9 bis 10 Stück oft einen Zentner wögen, und der Luzerne zu befördern, und es wären davon in Pommern sehr gute Proben gemacht worden. Er wünsche, daß dies auch in der Kur- und Neumark geschehe, und wir sollten uns deshalb mit diesen Leuten ja in Korrespondenz setzen und den nötigen Unterricht

in dieſem Bau einſchicken laſſen, auch vernünftige Wirtſchaftsſchreiber nach Kolbatz ſchicken, die nicht allein den Bau dieſer Turnipſe und der Luzerne, ſondern auch des Hopfenbaues, welchen uns Seine Majeſtät ſehr angelegentlich empfahlen, lernen und ihre geſammelten Begriffe wieder auf hieſige Ämter anwendbar machen könnten. Der Landmann in der Mark habe noch zu vielen Eigenſinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn ſie auch noch ſo nützlich und gut wären. Die Beamten müßten daher mit brauchbaren Dingen immer erſt den Anfang machen; wenn die Unterthanen dann ſähen, daß es gut ginge, würden ſie wohl folgen. „Sie glauben nicht, meine Herren", rief der König mit vieler Lebhaftigkeit aus, „was mir alles daran gelegen iſt, die Leute klug und glücklich zu machen; aber Sie werden es ebenſo gut als ich erfahren haben, wie viel Widerſpruch man findet, wenn man auch die beſte Abſicht hat."

Wir verſicherten Seine Majeſtät, daß wir leider ſolche Erfahrungen gemacht hätten, ließen uns aber dadurch nicht abſchrecken, mit aller Nachſicht und Geduld die Unterthanen auf Wege zu ihrem Beſten zu leiten, und ſähen auch bereits hie und da manche gute Früchte; man müſſe hoffen, daß die Zeit alles mehr und mehr verbeſſern werde.

„Das wünſche und will ich!" ſagte darauf der König und fuhr ſodann fort: „Ich habe bemerkt, daß noch viele ſechsjährige Ländereien mit Korn beſäet werden, welches dem Landmann kaum die Koſten einbringt. Beſſer wäre es, wenn dieſe Ländereien mit nützlichen Futterkräutern zu künſtlichen Wieſen gemacht würden; dies könnte ein wirkendes Mittel ſein, die aller Viehweide ſo ſehr vorzuziehende Stallfütterung einzuführen, wodurch der Acker mehr Dünger bekommt und der Ackerbau weit höher getrieben werden kann. Ich will nicht einmal des Vorteils gedenken, den dieſe Stallfütterung zum Nutzen des Melkviehs hervorbringt."

Wir erwiderten hierauf Seiner Majeſtät, daß ſchon vor einigen Jahren in ſämtlichen Ämtern der Kurmark die ſechsjährigen Ländereien abgeſchafft und den Forſten zugelegt wären. Befänden ſich aber dergleichen noch bei den Edelleuten und Bauern, ſo würden wir nicht unterlaſſen ſie in die beſte Anwendung zu bringen.

„Ich finde auch", ſagte der König, „daß in der Kurmark, deren Aufnahme mir ſonderlich angelegen iſt, noch viele ſtarke Sandfelder und ſandige Gegenden vorhanden ſind. So habe ich z. B. auf meiner letzten Rückreiſe über Freienwalde nach Berlin die Gegenden um Löwenberg, Straußberg, Alt-Landsberg und Werneuchen ſo beſchaffen gefunden und möchte gern, daß man allen Fleiß verwendete,

diese Gegenden auf die eine oder andere Art nutzbar zu machen. Ich weiß, was der Eifer dabei thun kann und was an manchen Orten schon bewirkt worden ist. Auch die Urbarmachung der großen Wische bei Stendal scheint mir eine Hauptverbesserung zu sein, auf die ich vorzüglich mit reflektiere, um davon zu den wüsten Stellen in Stendal etwas zulegen zu können, damit sich zum Anbau desto mehr Leute finden, und überdem kann von dem übrigen auf dieser urbargemachten Wische noch eine Kolonie oder Holländerei von Ausländern angelegt werden. Diese nützliche Verbesserung muß die erste Arbeit der neuen Deputation sein. Die Bienenzucht und den Seidenbau muß man, so viel als immer, in Aufnahme zu bringen suchen. Die Maulbeerbäume sind so vielfältig angewachsen, daß man davon eine Menge Seidenwürmer füttern kann, wenn in den Gegenden, wo der Bau mit Nutzen betrieben werden kann, die Beamten jährlich eine gewisse Anzahl Kokons gegen bare Bezahlung an das Seidenmagazin abliefern."

Auch erkundigte sich Seine Majestät nach den Urbarmachungen am Rhin und bei Sieversdorf und nach der Ansetzung der Kolonisten daselbst. Wir antworteten, daß vor kurzem die dazu ernannten Kommissare sich zu Friesack mit den dortigen Interessenten vereinbart hätten; weil aber die dortigen Gegenden überschwemmt wären, so könne man das Etablissement von wenigstens hundert Familien vor der Hand nicht ausführen, noch einen deutlichen Plan davon anfertigen und müsse den Ablauf des Wassers abwarten. Der König war damit zufrieden und sagte bloß: „das Wasser! das Wasser!"

Alsdann eröffnete uns Seine Majestät dero Willensmeinung wegen der Gärtner, welche hin und wieder angesetzt werden sollen, und wollten, daß solches vorzüglich um und bei Berlin z. B. hinter dem Garten der Akademie, im Wege nach Tempelhof und Lichtenberg, wo noch viel unbebautes Sandland wäre, geschehen solle. „Diese Leute sollen aber", sagte der König, „nicht kleine Gärten haben, sondern man soll ihnen soviel Land anweisen, daß jeder einen großen Garten, besonders zur Pflegung und Zucht von Obstbäumen bekommt, damit sie Obst zum Trocknen erhalten und Gartenfrüchte ziehen können. Die Bäume sollen ihnen gegeben werden, und sie müssen schon tragbar sein. Das Gartenland würden sie wohl mit Straßenkot von Berlin und besonders mit dem Schlamm und der Erde aus dem zu räumenden faulen Graben düngen und brauchbar machen können."

Wir zeigten dem Könige an, daß schon ein Plan angefertigt worden sei, hundert dergleichen Gärtnerfamilien an dem Wege neben

dem Invalidenhause, gegen den Wedding, auf dem daselbst befindlichen, teils schon kultivierten, teils noch unangebauten Sandlande anzusetzen. Seine Majestät mißbilligten dies nicht und erwiderten: „Das ist mir einerlei, wenn nur die ledigen und sandigen Plätze um Berlin herum bebauet werden und die Leute Land genug bekommen. Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen kann, sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passieren mußte. Daß man das trockne Obst noch immer aus Sachsen kauft und, wie man mir sagt, zum Bedürfnis kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und bei den Ämtern allgemeiner zu machen, denn das Geld muß man, so viel als möglich, zu behalten suchen."

Weiter erkundigte sich der König nach dem Etablissement bei Mühlenbeck, den Revuekosten von diesem Jahre und befahl Leute auszumitteln, die Mergel aufsuchten, den man, wie sie glaubten, bei Rüdersdorf finden müsse. Schließlich erwähnte Seine Majestät verschiedenes vom schlesischen Bergbau, von der Beförderung des Steinkohlentransports und dem Gebrauch dieser Kohlen bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien, auch sollte man die Kobaltbergwerke vorzüglich zu betreiben suchen und im Winter sowohl von dem, was geschehen, als was noch geschehen solle, Bericht erstatten.

„Sie sehen, meine Herren", sagte der Monarch, „ich habe mich ein wenig vorbereitet, um Ihnen das Nützliche und Nötige für meine Hauptprovinzen anzuzeigen. Ich hoffe von Ihrer Sorgfalt baldige Erfüllung meiner Erwartungen und daß Sie mir im künftigen Jahre manche angenehme Anzeige machen werden. An meiner Unterstützung soll es nie fehlen, aber Sie müssen mir auch die Quellen nicht versiegen lassen, woraus es geschehen kann."

Wir versicherten Seine Majestät, daß alles Mögliche von uns angewandt werden solle, um diese landesväterliche Absichten in die thätige Wirksamkeit zu bringen.

Hierauf gingen Seine Majestät nebst uns zur Tafel. Während des Speisens waren Dieselben besonders gnädig und munter, scherzten zum öfteren und entließen uns darauf entzückt über die gnädige Aufnahme."

Lanzenthal: Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Jena 1854. — Balcke: Bilder aus der Geschichte der Landwirtschaft. Leipzig 1876. — Bericht des Staatsministers v. Derschau an den Geh. Finanzrat v. Brenkenhoff.

46. Eine Besichtigungsreise Friedrichs des Großen. 23. und 24. Juli 1779.

Den 23. Juli 1779 geruhten Ihre Majestät der König, nach den im Rhinluch bei Neustadt a. d. Dosse neu angelegten Kolonieen, die Ihro Majestät auf eigene Kosten aus einem öden Bruche haben urbar machen lassen und wo jetzt 308 Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen. Ihro Majestät reisten des Morgens um 5 Uhr von Potsdam ab, gingen über Fahrlandt, Fehrbellin, Protzen, Barsekow, bis zu den Bergen bei Stöllen, wo Ihro Majestät, weil von diesen Bergen sämtliche Kolonien übersehen werden konnten, geruhten auszusteigen. Nachher ging die Reise weiter auf Rathenow, wo Ihro Majestät nachmittags 3 Uhr anlangten, das Mittagsmahl einnahmen und übernachteten. Tags darauf, morgens 6 Uhr, setzten Ihro Majestät die Reise weiter fort ins Magdeburgische, besahen einige Brüche, welche zum Teil urbar gemacht sind, und kamen nachmittags 4 Uhr über Ziesar und Brandenburg in Potsdam wieder an.

Bis Seelenhorst hatte der Amtsrat Sach zu Königshorst Ihro Majestät vorgeritten. Die Reihe traf nun mich. Um 8 Uhr morgens kamen Ihro Majestät auf Seelenhorst an, hatten den Herrn General Grafen Goerz im Wagen bei sich. Ihro Majestät sprachen bei der Umspannung mit den Zietenschen Husaren-Offiziers, die Pferde auf den umliegenden Wiesen auf Grasung hatten, bemerkte mich nicht. Weil die Dämme zu schmal sind, so konnte ich neben dem Wagen nicht reiten. In Dechtow bekamen Ihro Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechtow gehört, zu sehen und behielten neben dem Wagen ihn bei sich, bis dahin, wo die Dechtowsche Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karvesen zum Teil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, ging an den Wagen heran:

Hauptmann von Rathenow: „Unterthänigster Knecht Ihro Majestät."

König: „Wer seid Ihr?“

Hauptmann: „Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karvesen.“

König: (die Hände faltend) „Mein Gott, lieber Rathenow, lebt Er noch? Ich dacht', Er wäre längst tot. Wie geht es Ihm? Ist Er gesund?“

Hauptmann: „O ja, Ihro Majestät!“

König: „Aber, mein Gott, wie dick ist Er geworden!“

Hauptmann: „Ja, Ihro Majestät, Essen und Trinken schmeckt noch immer, nur die Füße wollen nicht fort.“

König: „Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheiratet?“

Hauptmann: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „Ist Seine Frau mit unter den Damen dort?“

Hauptmann: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „Laß Er sie doch herkommen!“ (sogleich den Hut ab). Ich find' an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.“

Frau von Rathenow: „Sehr viel Gnade für meinen Mann.“

König: „Was sind Sie für eine Geborene?“

Frau von Rathenow: „Ein Fräulein von Kröcher.“

König: „Haha! eine Tochter vom General von Kröcher.“

Frau von Rathenow: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „O, den hab ich recht gut gekannt. Hat Er auch Kinder, Rathenow?“

Hauptmann: „Ja, Ihro Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter!“

König: „Na! das freut mich. Leb' Er wohl, mein lieber Rathenow! Leb' Er wohl!“

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und ritt der Förster Brand als Forstbedienter mit. Als wir an einen Fleck von Sandschollen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Ihro Majestät: „Förster, warum sind die Sandschollen nicht besäet?“

Förster: „Ihro Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Teil besäen sie die Leute mit allerlei Getreide. Hier, rechter Hand haben sie Kienäpfel gesäet.“

König: „Wer hat die gesäet?“

Förster: „Hier der Oberamtmann!“

König (zu mir): „Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis, daß die Sandschollen besäet werden sollen.“ — (Zum Förster): „Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden müssen?“

Förster: „O ja, Ihro Majestät!“

König: „Na! wie werden sie gesäet? Von Morgen gegen Abend oder von Abend gegen Morgen?“

Förster: „Von Abend gegen Morgen.“

König: „Das ist recht, aber warum?“

Förster: „Weil aus dem Abend die meisten Winde kommen.“

König: „Das ist recht!“

Nun kamen Ihro Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Lieutenant Propst vom Zietenschen Husaren-Regimente und mit dem Fehrbellinischen Postmeister Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, wurde die Reise fortgesetzt, und da Ihro Majestät gleich an meinen Gräben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbei fuhren, so ritt ich an den Wagen und sagte: „Ihro Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ihro Majestät Gnade hier erhalten haben und die das Luch uns trocken erhalten.“

König: „So, so, das ist mir lieb! Wer seid Ihr?“

Amtmann: „Ihro Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.“

König: „Wie heißt Ihr?“

Amtmann: „Fromme.“

König: „Ha, ha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrat Fromme.“

Amtmann: „Ihro Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Amte Lähme gewesen.“

König: „Amtsrat! Amtsrat! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?“

Amtmann: „O ja, Ihro Majestät!“

König: „Haltet Ihr mehr Vieh, als Euer Vorfahr?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät! Auf diesem Vorwerke halte ich 40, auf allen Vorwerken 70 Kühe mehr.“

König: „Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?“

Amtmann: „Nein, Ihro Majestät!“

König: „Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?“

Amtmann: „Ja!“

König: „Braucht nur fein fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen!“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchensalz thut beinahe eben die Dienste.“

König: „Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhängen, daß es daran lecken kann."

Amtmann: „Ja, es soll geschehen."

König: „Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?"

Amtmann: „O ja, Ihro Majestät! Hier liegt die Kremmensee. Wenn selbige abgegraben würde, so bekämen Ihro Majestät an 1800 Morgen Wiesenland, wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und würde die ganze Gegend hier schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde, auch könnte vieles aus Mecklenburg nach Berlin kommen."

König: „Das glaub' ich! Ihr werdet aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruiniert, wenigstens die Gutsherrn des Terrains, nicht wahr?"

Amtmann: „Ihro Majestät halten zu Gnaden, das Terrain gehört zur königlichen Forst und stehen nur Birken darauf."

König: „O, wenn's weiter nichts ist, wie Birkenholz, so kann's geschehen. Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirt machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen."

Amtmann: „Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen. Denn erstlich können Ihro Majestät sicher darauf rechnen, daß 1800 Morgen von der See gewonnen werden, das wären 36 Kolonisten, jeder zu 50 Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Flußholz gelegt und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passieren, so wird das Kapital sich gut verzinsen."

König: „Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis. Der Mann versteht's, und ich will Euch raten, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonieen, sondern wenn's nur 2 oder 3 Familien sind, so könnt Ihr's immer mit dem Manne abmachen."

Amtmann: „Es soll geschehen, Ihro Majestät!"

König: „Kann ich hier nicht Wustrau liegen sehen?"

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät! Hier rechts, das ist Wustrau, dem General von Zieten gehörig."

König: „Ist der General zu Hause?"

Amtmann: „Ja!"

König: „Woher wißt Ihr das?"

Amtmann: „Ihro Majestät, der Rittmeister von Lestocq liegt in meinem Dorf auf Grasung, und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's."

König: „Hat der General von Zieten auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?“

Amtmann: „O ja! die Meierei hier rechts hat er gebauet und eine Kuhmolkerei angelegt, welches er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.“

König: „Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?“

Amtmann: „Honig!“

König: „Wie lang' ist er da?“

Amtmann: „Seit Trinitatis.“

König: „Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?“

Amtmann: „Kanonikus.“

König: „Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Kanonikus?“

Amtmann: „Ihro Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat und gern die Ehre haben will, Beamter von Ihro Majestät zu sein.“

König: „Warum ist aber der alte nicht geblieben?“

Amtmann: „Ist gestorben.“

König: „So hätte doch die Witwe das Amt behalten können!“

Amtmann: „Ist in Armut geraten.“

König: „Durch Frauenwirtschaft!“

Amtmann: „Ihro Majestät verzeihen, sie wirtschaftete gut, allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirt zurücke setzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und habe keine Remission gehabt; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.“

König: „Mein Sohn, heute hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.“

Amtmann: „Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rat Michaelis den Schaden auch hat!“ (Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück, ich glaubte, Seine Majestät würde die Antwort ungnädig nehmen.)

König: „Na! Amtmann, vorwärts! Bleibt beim Wagen oder nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da? rechts!“

Amtmann: „Langen.“

König: „Wem gehört's?“

Amtmann: „Ein Drittel Ihro Majestät unter dem Amte Alt-Ruppin, dem Herrn von Hagen, dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.“

König: „Ihr irrt euch, der Dom zu Magdeburg!“

Amtmann: „Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin!“

König: „Es ist aber nicht wahr, der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!“

Amtmann: „Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karvesen 3 Unterthanen.“

König: „Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.“

Amtmann: „Ihro Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.“

König: „Ja, dann habt Ihr recht! Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht mehr auf den Namen besinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.“

Amtmann: „Buskow, Radensleben, Sommerfeld, Karbe, Beetz.“

König: „Recht! Karbe. Wem gehört das Gut?“

Amtmann: „Dem Herrn von Knesebeck.“

König: „Ist er in Diensten gewesen?“

Amtmann: „Ja! Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.“

König: „Unter der Garde? (an den Fingern zählend.) Ihr habt recht, er ist Lieutenant unter der Garde gewesen! Das freut mich sehr, daß das Gut noch in Knesebeckschen Händen ist! — Na! sagt mir einmal, der Weg, so hier den Berg hinauf geht, geht nach Ruppin, und hier links geht die Straße nach Hamburg?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät.“

König: „Wißt Ihr, wie lang es ist, daß ich nicht hier gewesen bin?“

Amtmann: „Nein.“

König: „Das sind 43 Jahre! Kann ich Ruppin liegen sehen?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät! Der Turm, so rechts über die Tannen hinüber sieht, ist Ruppin!“

König (mit dem Glase aus dem Fenster lehnend): „Ja, ja! Das ist er, ich kenne ihn noch. — Kann ich Damerwitz liegen sehen?“

Amtmann: „Nein, Ihro Majestät. Damerwitz liegt zu weit links, dicht am Kiritz!“

König: „Werden wir's nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?“

Amtmann: „Es könnte sein, bei Neustadt; aber ich zweifle.“

König: „Das ist schade! Kann ich Bechlin liegen sehen?“

Amtmann: „Jetzt nicht, Ihro Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ihro Majestät gar werden sehen können?“

König: „Na! gebt Achtung, und wenn Ihr's seht, so sa
— Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?“

Amtmann: „In Protzen beim Vorspann wird er sein!“

König: „Können wir noch nicht Bechlin liegen sehen?“

Amtmann: „Nein.“

König: „Wem gehört's jetzt?“

Amtmann: „Einem gewissen Schönermark.“

König: „Ist er von Adel?“

Amtmann: „Nein.“

König: „Wer hat's vor ihm gehabt?“

Amtmann: „Der Feldjäger Ahrens; der hat's von seinem S
geerbt. Das Gut ist immer in bürgerlicher Familie gewesen.“

König: „Das weiß ich! Wie heißt das Dorf hier vor un

Amtmann: „Plötzen.“

König: „Wem gehört's?“

Amtmann: „Dem Herrn von Kleist.“

König: „Was ist das für ein Kleist?“

Amtmann: „Ein Sohn vom General Kleist.“

König: „Von was für einem General Kleist?“

Amtmann: „Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei
Majestät gewesen und steht jetzt zu Magdeburg als Obristleut
beim Kalksteinschen Regimente.“

König: „Ha, ha! von dem? Die Kleiste kenn' ich recht
Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät, er ist Fähnrich gewesen u
dem Prinz Ferdinandschen Regimente.“

König: „Warum hat der Mann seinen Abschied genomme

Amtmann: „Das weiß ich nicht.“

König: „Ihr könnt's mir sagen, ich suche nichts daru
Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?“

Amtmann: „Ihro Majestät, ich kann's wirklich nicht sag

Nun waren wir an Protzen heran. Ich wurde gewahr,
der alte General von Zieten in Protzen vor dem Edelhof st
Ich ritt an den Wagen heran und sagte: „Ihro Majestät, der
General von Zieten sind auch hier.“

König: „Wo? wo? Reitet vor und sagt's den Leuten,
sollen still halten; ich will aussteigen.“

Nun stiegen Ihro Majestät hier aus und freuten sich au
ordentlich über die Anwesenheit des Herrn Generals von Zie
sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sac
ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehse

gehabt? und empfahlen das Steinsalz gegen die Viehseuche. Mit einem mal gingen Ihro Majestät bei Seite, kamen wieder und riefen! „Amtmann!“ (dicht am Ohr) „Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock?“ Ich (ebenfalls dicht am Ohr): „Ihro Majestät, es ist der Landrat von Quast vom Kreise Ruppin.“

König: „Schon gut!“

Nun gingen Ihro Majestät wieder zum General von Zieten und Herrn von Kleist und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr von Kleist präsentierte Seiner Majestät sehr schöne Früchte. Sie bedankten sich. Mit einem mal drehten sie sich um und sagten: „Serviteur, Herr Landrat!“ Als nun selbiger auf Ihro Majestät zugehen wollte, sagten Ihro Majestät: „Bleib Er nur da, ich kenn' Ihn, Er ist der Landrat von Quast!“

Nun war angespannt. Ihro Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort. Beim Wegfahren glaubten Ihro Majestät, ich würde zurückbleiben und riefen: „Amtmann, kommt mit!“

König: „Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?“

Amtmann: „Er wird vermutlich krank sein, sonst wäre er in Protzen beim Vorspann gewesen.“

König: „Na! sagt mir einmal, wißt ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen?“

Amtmann: „Nein, Ihro Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht.“

König: „Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Amtmann: „Manker.“

König: „Wem gehört's.“

Amtmann: „Ihnen, Ihro Majestät! unter dem Amte Alt-Ruppin.“

König: „Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden?“

Amtmann: „Sehr gut, Ihro Majestät!“

König: „Sehr gut? Und mir haben sie gesagt sehr schlecht!“

Amtmann: „Ihro Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren, aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden beim Wintergetreide reichlich ersetzt.“ (Nun sahen Ihro Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel).

König: „Es ist eine gute Ernte, Ihr habt recht; es steht ja Mandel an Mandel hier!“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät, und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.“

König: „Was ist das, Stiege?“

Amtmann: „Das sind 20 Garben zusammen gesetzt!“

König: „O, es ist unstreitig eine gute Ernte. — Aber mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied nommen?“

Amtmann: „Ihro Majestät, ich weiß es nicht! Mir de er hat vom Vater müssen die Güter annehmen. Eine andre U weiß ich nicht.“

König: „Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Amtmann: „Garz.“

König: „Wem gehört's?“

Amtmann: „Dem Kriegsrat von Quast.“

König: „Wem gehört's?“

Amtmann: „Dem Kriegsrat von Quast.“

König: „Ei was! Ich will von keinem Kriegsrat was wi Wem gehört das Gut?“

Amtmann: „Dem Herrn von Quast.“

König: „Na! das ist recht geantwortet!“

Nun kamen Ihro Majestät in Garz an. Die Umspan besorgte Herr von Lüderitz aus Nakel als erster Deputierter Kreises Ruppin. Dieser hatte einen Hut auf mit weißer F Als nun die Anspannung geschehen war, ging die Reise gleich

König: „Wem gehört das Gut hier links?“

Amtmann: „Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nakel.“

König: „Was ist das für ein Lüderitz?“

Amtmann: „Ihro Majestät, der in Garz beim Vorspann w

König: „Haha! der Herr mit der weißen Feder! — Ihr auch Weizen?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „Wieviel habt Ihr ausgesäet?“

Amtmann: „3 Wispel 12 Scheffel.“

König: „Wieviel hat Euer Vorfahr ausgesäet?“

Amtmann: „Vier Scheffel.“

König: „Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr säet Euer Vorfahr?“

Amtmann: „Wie ich schon die Gnade gehabt, Ihro Maj zusagen, daß ich 70 Kühe mehr halte, wie mein Vorfahr, mi meinen Acker besser in stand setzen und Weizen säen kann.“

König: „Aber warum bauet Ihr keinen Hanf?“

Amtmann: „Er gerät hier nicht. In kaltem Klima gerä besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in Lübeck w feiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann.“

König: „Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf säet?“

Amtmann: „Weizen.“

König: „Warum bauet Ihr denn aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“

Amtmann: „Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.“

König: „Das sagt Ihr nur so, Ihr hättet sollen die Probe machen.“

Amtmann: „Das habe ich gethan, allein sie ist mir fehl geschlagen, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; denn wenn sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein.“

König: „Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut bringen?“

Amtmann: „Weizen.“

König: „Na! so bleibt beim Weizen! Eure Unterthanen müssen recht gut im Stande sein?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuch beweisen, daß sie an 50 000 Thaler Kapital machen.“

König: „Das ist gut!“

Amtmann: „Vor drei Jahren starb hier ein Bauer, der hatte 11 000 Thaler in der Bank.“

König: „Wieviel?“

Amtmann: „11 000 Thaler.“

König: „So müßt Ihr sie auch immer erhalten!“

Amtmann: „Ja! es ist recht gut, Ihro Majestät, daß der Unterthan Geld hat; aber er wird auch übermütig, wie die hiesigen Unterthanen, welche mich schon 7 mal bei Ihro Majestät verklagt haben, um vom Hofedienste frei zu sein.“

König: „Sie werden auch wohl Ursache dazu gehabt haben!“

Amtmann: „Sie werden gnädigst verzeihen; es ist eine Untersuchung gewesen, und es ist befunden, daß ich die Unterthanen nicht bedrückt, sondern immer recht gehabt und sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe! Dennoch bleibt die Sache, wie sie ist. Die Bauern werden nicht bestraft; Ihro Majestät geben den Bauern immer recht, und der arme Beamte muß unrecht haben!“

König: „Ja! daß Ihr recht bekommt, mein Sohn, das glaub ich wohl. Ihr werdet Eurem Departementsrat brav viel Butter, Kapaunen und Puters schicken.“

Amtmann: „Nein, Ihro Majestät, das kann ich nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groschen Geld einnähme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?“

König: „Was bekommt Ihr für die Butter in
Amtmann: „4 Groschen für das Pfund. Der
Soldat aber kauft die alte Butter für 2 Groschen das
König: „Aber Eure Kapaunen und Puters kön
nach Ruppin bringen?“
Amtmann: „Beim ganzen Regiment sind nur 4 S
die gebrauchen nicht viel, und die Bürger leben nicht
danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben.“
König: „Ja, da habt Ihr recht! die Berliner ess
Delikates. — Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen
Amtmann: „Stöllen können Ihro Majestät nicht
großen Berge dort links sind die Berge bei Stöllen,
Ihro Majestät alle Kolonieen übersehen können.“
König: „So? Das ist gut! Dann reitet mit
Nun kamen Ihro Majestät an eine Menge Bauern,
mäheten, 2 Glieder bildeten, die Sensen strichen und
stät so durchfahren ließen!“
König: „Was wollen die Leute?“
Amtmann: „Ihro Majestät! Sie sind voll F
Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen.“
König: „Wie heißt das Dorf hier vorn?“
Amtmann: „Barsekow.“
König: „Wem gehört's?“
Amtmann: „Dem Herrn von Mützschefall.“
König: „Was ist das für ein Mützschefall?“
Amtmann: „Er ist Major gewesen unter dem Re

Nun kam die eine Mützſchefallſche Tochter, die einen mecklenburgiſchen Edelmann, Herrn von Kriegsheim, geheiratet, beim Umſpannen an den Wagen. Der König hat ihnen eine Kolonie von 200 Morgen geſchenkt. Als ſie an den Wagen kam, überreichte ſie Ihro Majeſtät etliche Früchte. Der König bedankte ſich dafür, fragte, wer ihr Vater geweſen? wann er geſtorben ſei u. ſ. w. Plötzlich präſentierte ſie ihren Mann, bedankte ſich für die 200 Morgen, ſtieg auf den Wagentritt, wollte Seiner Majeſtät, wo nicht die Hand, ſo doch den Rock küſſen. Ihro Majeſtät ſetzten ſich ganz auf die andere Seite vom Wagen und riefen: „Laß Sie ſein, laß Sie ſein, meine Tochter! Es iſt ſchon gut! — Amtmann, macht, daß wir fortkommen! — Hört einmal: den Leuten geht's hier wohl nicht gut?“

Amtmann: „Recht ſchlecht, Ihro Majeſtät! Es iſt die bitterſte Armut!“

König: „Das iſt mir leid! — Sagt mir doch; es wohnte hier vor dieſem ein Landrat. Er hatte viel Kinder. Könnt Ihr Euch nicht auf ihn beſinnen?“

Amtmann: „Es wird der Landrat von Gorgas zu Ganzer geweſen ſein.“

König: „Ja, ja! der iſt's geweſen. Iſt er ſchon tot?“

Amtmann: „Ja, Ihro Majeſtät. Er ſtarb 1779, und es war beſonders! In 14 Tagen ſtarb er, ſeine Frau, das Fräulein und 4 Söhne. Die andern 4 mußten eben die Krankheit ausſtehen, die wie ein hitziges Fieber war, und obwohl die Söhne, weil ſie in Dienſten waren, in verſchiedenen Garniſonen ſtanden und kein Bruder zum andern kam, ſo bekamen ſie alle 4 doch dieſelbe Krankheit und kamen nur ſo mit dem Leben davon.“

König: „Das iſt ein verzweifelter Umſtand geweſen! Wo ſind die noch lebenden 4 Söhne?“

Amtmann: „Einer unter den Zieten-Huſaren, einer unter den Gensd'armes, einer unter dem Prinz Ferdinandſchen Regiment geweſen und wohnt auf dem Gute Derſau. Der vierte iſt der Schwiegerſohn vom General von Zieten. Er war Lieutenant beim Zieten-Regiment; Ihro Majeſtät haben ihm aber in dem letzten Kriege wegen ſeiner Kränklichkeit den Abſchied gegeben, nun wohnt er in Ganzer.“

König: „So? Iſt das ſchon einer von den Gorgaſſen? — Macht Ihr ſonſt noch Proben mit ausländiſchem Getreide?“

Amtmann: „O ja! Dieſes Jahr hab' ich ſpaniſche Gerſte geſäet. Allein ſie will nicht recht einſchlagen; ich gehe wieder ab. Aber den holſteiniſchen Staudenroggen find' ich gut!“

König: „Was iſt das für ein Roggen?“

Amtmann: „Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unterm zehnten Korn hab' ich ihn noch nicht gehabt!“

König: „Nu, nu! nicht gleich das zehnte Korn!“

Amtmann: „Das ist nicht viel! Belieben Ihro Majestät den Herrn General von Görz zu fragen. Die werden Ihnen sagen, daß das im Holsteinischen nicht viel ist.“ (Den General Grafen von Görz habe ich im Holsteinischen kennen gelernt.)

Nun sprachen sie in dem Wagen eine Weile von dem Roggen. Mit einem mal riefen Ihro Majestät aus dem Wagen: „Na! so bleibt bei dem holsteinischen Staudenroggen und gebt den Unterthanen auch welchen.“

Amtmann: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „Aber macht mir einmal eine Idee, wie hat das Luch ausgesehen vor der Entwässerung?“

Amtmann: „Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Bei den trocknen Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern wir mußten's in große Mieten setzen. Im Winter nur, wenn's scharf gefroren hatte, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Gräben, die Ihro Majestät machen lassen, ziehen das Wasser ab. Nun ist das Luch so trocken, wie Ihro Majestät sehen, und wir können unser Heu heraus fahren, wann wir wollen.“

König: „Das ist gut! Halten Eure Unterthanen auch mehr Vieh, wie sonst?“

Amtmann: „Ja!“

König: „Wieviel wohl mehr?“

Amtmann: „Mancher eine Kuh, mancher zwei, je nachdem es sein Vermögen verstattet.“

König: „Aber wieviel halten sie wohl sämtlich mehr? ohngefähr nur!“

Amtmann: „Bis 120 Stück!“

Nun mußten wohl Ihro Majestät den Herrn General von Görz gefragt haben, woher ich ihn kennte, weil ich wegen des holsteinischen Roggens zu Ihro Majestät sagte: Sie möchten nur den Herrn General nach dem Roggen fragen, und hat der Herr General vermutlich geantwortet, daß er mich im Holsteinschen kennen gelernt und daß ich daselbst Pferde gekauft hätte, auch in Potsdam mit Pferden gewesen wäre. Mit einem mal sagten Ihro Majestät: „Hört! ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber davon ab und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei machen.“

Amtmann: „Ihro Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe nur etliche Füllen alle Jahr.“

König: „Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!“

Amtmann: „O, Ihro Majestät, wenn man sich Mühe gibt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne jemand, welcher vor 2 Jahren 1000 Thaler für einen Hengst von seinem Zuwachs bekam.“

König: „Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!“

Amtmann: „Ihro Majestät, es war ein mecklenburgischer Edelmann.“

König: „Er ist aber doch ein Narr gewesen.“ — — —

Nun kamen wir auf das Territorium des Amtes Neustadt, wo der Amtsrat Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt und Ihro Majestät vorbeireisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer wurde, Ihro Majestät immer nach den Dörfern fragten, so hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nennen und sagen mußte, welche Söhne im Dienst, so holte ich den Amtsrat Klausius an den Wagen heran und sagte: „Ihro Majestät, das ist der Amtsrat Klausius vom Amte Neustadt, unter dessen Jurisdiktion die Kolonieen stehen.“

König: „So, so! Das ist mir lieb! Laßt ihn herkommen! Wie heißt Ihr?“ Von hier an sprach der König das Meiste mit dem Amtsrat Klausius, und ich schreibe nur, was ich selbst gehört habe.

Amtsrat: „Klausius.“

König: „Klau-si-us. Noch habt Ihr viel Vieh hier auf den Kolonieen?“

Amtsrat: „1887 Stück Kühe, Ihro Majestät! Es würden weit über 3000 sein, wenn nicht die Viehseuche hie gewesen wäre.“

König: „Vermehren sich auch die Menschen gut? gibt's brav Kinder?“

Amtsrat: „O ja, Majestät, es sind jetzt 1576 Seelen auf den Kolonien!“

König: „Seid Ihr auch verheiratet?“

Amtsrat: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „Habt Ihr auch Kinder?“

Amtsrat: „Stiefkinder, Ihro Majestät!“

König: „Warum nicht eigene?“

Amtsrat: „Das weiß ich nicht, Ihro Majestät, wie das zugeht.“

König: (zu mir) „Hört! ist die mecklenburgische Grenze noch weit von hier?“

Amtmann: „Nur eine kleine Meile. Es sind aber nur Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen bart, Rosso u. s. w.“

König: „Ja, ja! sie sind mir bekannt. Das hätt' i nicht geglaubt, daß wir so nah am Mecklenburgischen wären.“ Amtsrat Klausius): „Wo seid Ihr geboren?“

Amtsrat: „Zu Neustadt a. d. Dosse.“

König: „Was ist Euer Vater gewesen?“

Amtsrat: „Prediger!“

König: „Sind's noch gute Leute, die Kolonisten? D Generation pflegt nicht viel zu taugen!“

Amtsrat: „Es geht noch an.“

König: „Wirtschaften sie gut?“

Amtsrat: „O ja, Ihro Majestät! Ihro Excellenz der H von Derschau haben mir auch eine Kolonie von 75 Morgen g um den anderen Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen.“

König (lächelnd): „Haha! mit gutem Exempel! Ab mir: ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz

Amtsrat: „Aus dem Ruppinschen.“

König: „Wie weit ist das?“

Amtsrat: „3 Meilen.“

König: „Das ist auch sehr weit, da hätte müssen gesorg den, daß sie's näher hätten. (Zu mir) Was ist das für ein da rechts?“

Amtmann: „Der Bauinspektor Menzelius, der hier die ten in Aufsicht hatte.“

König: „Bin ich hier in Rom? es sind ja lauter lat Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?“

Amtmann: „Es ist das Maultiergestüte.“

König: „Wie heißt die Kolonie?“

Amtmann: „Klausiushof.“

Amtsrat: „Ihro Majestät, sie kann auch Klaushof he

König: „Sie heißt Klau-si-ushof. Wie heißt da die Kolonie.“

Amtsrat: „Brenkenhof.“

König: „So heißt sie nicht.“

Amtsrat: „Ja, Ihro Majestät, ich weiß es nicht ant

König: „Sie heißt Brenken-ho-fi-ushof! — Sind d Stöllenschen Berge, die da vor uns liegen?“

Amtsrat: „Ja, Ihro Majestät!“

König: „Muß ich durchs Dorf fahren?“

Amtsrat: „Es ist eben nicht nötig; aber der Vorspann steht drinn. Wenn Ihro Majestät befehlen, so will ich vorreiten und den Vorspann aus dem Dorfe herausnehmen und hinter die Berge legen.“

König: „O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.“

Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber so ein, daß, sobald als Ihro Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Ihro Majestät ausstiegen aus dem Wagen, ließen sie sich einen Tubum geben, besahen die ganze Gegend und sagten dann: „Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! Das ist schön! Ich muß Euch das sagen, allen, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen! — (Zu mir) Sagt mir mal, ist die Elbe weit von hier?“

Amtmann: „Ihro Majestät, sie ist 2 Meilen von hier! Da liegt Werben in der Altmark, dicht an der Elbe.“

König: „Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubum noch einmal her. — Ja, ja, es ist doch wahr. Aber was ist das andere für ein Turm?“

Amtmann: „Ihro Majestät, es ist Havelberg.“

König: „Na! kommt alle her! (Es waren der Amtsrat Klausius, der Bauinspektor Menzelius und ich.) Hört einmal! der Fleck Bruch, hier links, soll Euch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf?“

Amtsrat: „Elsen und Eichen, Ihro Majestät!“

König: „Na! die Elsen können gerodet werden, und die Eichen können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen. Wenn's urbar ist, dann rechne ich so 300 Familien und 500 Stück Kühe; nicht wahr?“

Nun antwortete keiner; zuletzt fing ich an und sagte: „Ja, Ihro Majestät; vielleicht!“

König: „Hört mal! Ihr könnt mir sicher antworten: Es werden mehr oder weniger Familien. Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau nicht sagen kann. Ich bin nicht dagewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut, wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können.“

Bauinspektor: „Ihro Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.“

König: „Das schadet nicht. Man muß eine Vertauschung machen oder ein Äquivalent dafür geben, wie sich's am besten

thun läßt. Umsonst verlang' ich's nicht. (Zum Amtsrat Klausius) Na! hört mal, Ihr könnt's an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb' ich! (Zu mir) Und Ihr geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben."

Nun setzten Ihro Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter; es wurde angespannt. Weil nun Ihro Majestät befohlen hatten, daß ich bis an die Stöllenschen Berge sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte: „Befehlen Ihro Majestät, daß ich noch weiter mit soll?"

König: „Nein, mein Sohn; reitet in Gottes Namen nach Hause!"

Herr Amtsrat Klausius brachte sodann Ihro Majestät bis nach Rathenow, wo sie im Posthause logiert haben.

Nach einem Bericht des Oberamtmanns Fromme an den Dichter Gleim.

47. Schwärmer, Alchemisten und Geheimbünde des 18. Jahrhunderts.

Das deutsche Leben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war nicht bloß in Staat und Kirche gespalten, auch innerlich zusammenhangslos, hatte es Trennungen, Gegensätze und Parteien in gleichem Maße ausgebildet und sich wesentlich nach zwei Hauptrichtungen verloren. Der an Freigeisterei streifenden Aufklärungssucht, die mit einer jede tiefere Sittlichkeit gefährdenden Lebensphilosophie Hand in Hand ging, stand in scharfem Gegensatze die auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiete hervortretende Schwärmerei gegenüber, die sich ihrerseits wieder mit der längst vorhandenen, aber jetzt erst mit neuer Stärke erwachenden pietistischen Strömung begegnete. Die eine hatte schon begonnen, als die Lehren der englischen und französischen Freidenker von göttlichen und menschlichen Dingen sich nach Deutschland verpflanzten und den gemeinen Menschenverstand als den einzig sicheren Führer und Richter über alles Denken und Handeln zu durchgreifender Geltung zu bringen suchten. Die andere ging darauf hinaus einerseits den christlichen Offenbarungs- und Wunderglauben durch eine phantasievolle gemütvolle Auffassung neu zu beleben und damit der starren Rechtgläubigkeit der alten theologischen Schule ebensosehr wie dem Umsichgreifen der Aufklärer entgegenzutreten, andererseits besondere Einsichten in die dunklen und geheimnisvollen Beziehungen zwischen Seele und Leib zu eröffnen. Wenn die einen alles ergründen wollten, was ihnen als Vorurteil, Aberglauben, Unverstand und geistige Knechtschaft erschien, und in allen Dingen zunächst nur auf das Praktische und Gemeinnützige drangen, so arbeiteten die andern teils unabsichtlich, teils auch absichtlich dem alten Aberglauben in die Hände und gaben ihm mit ihren Träumereien und Phantastereien einen neuen Aufschwung. Jene fanden die meiste Anerkennung und Verbreitung in der nördlichen Hälfte Deutschlands, diese hatten ihren Mittelpunkt in der Schweiz und

im deutschen Süden, und beide Richtungen berührten sich vielfach
den Zwecken und Bestrebungen der geheimen Gesellschaften, die
diesen Zeiten entweder erst entstanden oder sich wenigstens größe
Einfluß als früher zu verschaffen wußten.

So gingen von den verschiedensten Seiten aus mannigfa
Strömungen nach einem gemeinsamen Mittelpunkte, und wer irgend
eines hohen Strebens über das Gewöhnliche und Alltägliche verm
der suchte in der einen oder der anderen Richtung vorwärts
kommen. Wie zu Gellerts Zeit eine stille Gemeinde der Empfi
samkeit, unter Klopstocks Einflüssen ein Bund der Freundschaft, T
gend und Vaterlandsliebe entstanden war, so bildete sich auch e
Art von Geheimbund all derer, die der neuen Richtung huldig
War allen von diesem Geiste Ergriffenen die Abwendung von
Wirklichkeit als einem unbefriedigenden Zustande und das Stre
nach einem Reiche der Natürlichkeit als einem außerhalb jener Wi
lichkeit Liegenden gemeinsam, so mußte, je weniger das äußere,
sonders das politische Leben Gelegenheit bot, den Trieb nach V
einigung zu gemeinsamer Thätigkeit zu befriedigen, desto größer
Reiz sein, sich in einer geheimnisvollen Gemeinschaft mit Gleichg
sinnten zu wissen, auf diese einen Einfluß zu üben und dar
Menschen und Verhältnisse nach seinen eigenen Eingebungen zu le
ken. Männer wie Lavater, Hamann u. a. mochten sich gern a
Hohepriester dieser unsichtbaren Kirche, als Eingeweihte eines höher
Grades, als geheime Obere und berufene Leiter angesehen wissen.

Johann Kaspar Lavater, 1741 in Zürich geboren, schon fr
von frommer schwärmerischer Sinnesart, in seinem reiferen Alt
ein Prophet des Glaubens der herrschenden Aufklärung gegenüb
und ein Prediger des innerlich lebendigen Christentums, glaubte a
seine Weise dem neuen wahren Menschentum nahe zu kommen u
in die tiefsten Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens ei
dringen zu können. Die alte, allen Menschen bekannte Erfahrun
daß man aus den Zügen des Gesichts die Eigenschaften des Geis
und des Herzens erraten könne, wollte er zu einer unfehlbaren Wisse
schaft erheben. Ein Feind der abgeschmackten und betrügerischen Kun
der Chiromantie und Sterndeuterei, war er doch von der Untrü
lichkeit und dem hohen Nutzen der echten wissenschaftlicheu Physiogn
mik überzeugt. Die allgemeinen Grundregeln derselben glaubte
durch fortgesetztes Beobachten und Vergleichen von lebenden Mensch
wie von Gemälden zu finden, das Ideal aber eines Physiognomiste
dem sich die Geheimnisse dieser Wissenschaft völlig enträtseln würde
wuchs ihm mit dem Ideal des Menschen überhaupt zusammen. N

wer mit den nötigen natürlichen Anlagen, wissenschaftlichen Kenntnissen und technischen Fertigkeiten ein sanftes, heiteres, von menschenfeindlichen Leidenschaften freies Herz verbinde, schien ihm dazu fähig und würdig, denn er erwartete von dem richtigen Gebrauch der neuen, aus der Physiognomik strömenden Erkenntnis vornehmlich sittlichen, ja selbst religiösen Vorteil für die Menschheit. So suchte er denn mit großem Aufwand von Scharfsinn und Aufbietung aller Kräfte der zeichnenden Künste zu beweisen, daß alle Gedanken und Empfindungen der Seele ihren Ausdruck auf dem Gesichte, daß unähnliche Zustände der Seele nicht ähnliche Ausdrücke des Angesichts und ähnliche Zustände nicht unähnliche Ausdrücke fänden. Er wandte diesen Grundsatz selbst auf die Tiere an, bildete Schlangenköpfe ab und erkannte daraus, sie seien dazu gebildet, in die Ferse zu stechen und zertreten zu werden; ja er verirrte sich gar zu den Insekten und wollte aus ihrer Gestalt ihren Charakter erkennen. Seine „Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe", womit er in allen wesentlichen Dingen den Grund zu der neuen Wissenschaft legte und selbst zur Aufstellung bestimmter Regeln fortschritt, gewannen einen ungemeinen Beifall, besonders in gebildeten Kreisen, wie sehr er selbst sich auch der Unvollständigkeit seiner Arbeit bewußt war. Überzeugte Anhänger schickten wohl ihr Porträt nach Zürich, um es als Kupfer unter den edlen hohen Gesichtern prangen zu sehen; von nah und fern wallfahrtete man zu seinem bescheidenen Pfarrhause, die berühmtesten Männer und Frauen des Jahrhunderts, Glieder des höchsten Adels, selbst Fürsten und Fürstinnen erschienen vor ihm, um sich von ihm beraten zu lassen. Die Reise, die er selber als Apostel durch Deutschland unternahm, glich einem Triumphzuge; alle bezauberte er, die ihm nahe kamen. Nicht nur Mystiker wie Hamann und Jacobi und Dichter wie Herder und Goethe waren von ihm entzückt: der aufgeklärte Philosoph Reinhold und der freigeistige Wieland saßen zu seinen Füßen. Sein begeisterter Anhänger, der Leibarzt Zimmermann in Hannover, galt als die merkwürdigste Persönlichkeit, die jeder vornehme Reisende nicht unbesucht ließ. Ein anderer seiner Schüler, Kaufmann, zog mit mähneartig flutendem Haar, mit langem Bart, offener Brust, in grauem Friesrock und Hosen als das Urbild eines Kraftmenschen umher, um überall begeisterte Aufnahme zu finden. Selbst diejenigen, die nicht oder nur halb überzeugt waren, versagten wenigstens seinem großartigen Werke, das überall ungesucht weite und fruchtbare Ausblicke auf alle geistigen Gebiete eröffnete, nicht ihren Beifall.

Während Lavater gewohnt war, seine Einfälle als göttli
Eingebungen zu betrachten, und im Prophetentum zu seinen Gl
bigen redete, der fromme Jung-Stilling, voll gläubigen Vertrau
auf die göttliche Führung, die ihm in schwieriger Lebenslage die We
geebnet, „die Theorie der Geisterkunde" verkündete, wonach man du
lange Übungen im Wandel vor Gott in Entzückungen und in d
Zustand des magnetischen Schlafes, ja mit guten Geistern und Engl
in Wechselbeziehung gelangen könne, wollte Franz Anton Mesm
1734 am Bodensee geboren, eine neue Kraft entdeckt haben, worü
nach Lavaters Ausdruck die Philosophie den Finger an den Mu
legen und schweigen müsse. Derselbe versuchte auf dem sogenannt
tierischen Magnetismus ein eigentümliches Heilverfahren zu gründ
und meinte gefunden zu haben, daß sein bloßer Wille sich für d
Kranken als heilkräftig erweise. Man glaubte in seiner Gegenwa
krankhafte Gefühle zu haben, wenn er auf einem Instrumente spiel
schläfrig zu werden; Kranke gerieten in Zuckungen und warfen Schlei
aus, sowie er mit dem Finger auf sie wies, selbst wenn eine Mau
zwischen ihnen war und sie einander nicht erblicken konnten. (
heilte, wie man annahm, durch Berühren der Ohren die Taubhei
rief durch Berühren mit der Hand Übelkeit hervor und vermoch
durch bloßes Hinweisen auf das Spiegelbild eines Menschen auf dess
wirklichen Körper einzuwirken. Ja noch Wunderbareres weiß sei
Biograph von ihm zu erzählen; er rühmt ihm eine magnetische Ei
wirkung auf Tiere, namentlich auf Vögel, nach, die ihm stets nachg
flogen seien.

Von den Ärzten und Akademien, denen er seine Sätze mitteilt
für einen Gaukler gehalten, fand Mesmer bei den Laien einen u
geheuren Zulauf. Der Zweifel erst, ob er ein junges, blindes Mä
chen, einen Schützling der Kaiserin Maria Theresia, wirklich geheil
machte einen längeren Aufenthalt in Wien für ihn gefährlich. Tr
mancher glücklicher Kuren und trotz seiner Ernennung zum Mitglie
der Akademie zog er von Österreich nach Frankreich, um in Par
ein neues Feld für seine Thätigkeit zu gewinnen, bis ihn auch hi
die Revolution vertrieb.

Hatte Mesmer ehrlich mit seinem Magnetismus ein wissenscha
liches Problem verfolgt, so gab er sich doch, als ein Schwärm
und von phantastischen Ideen erfüllt, der gröbsten Selbsttäuschu
hin. Je fester er aber von der Wahrheit seiner Erleuchtungen üb
zeugt war, desto mehr vermochte er auch andere für magische u
mystische Anschauungen empfängliche Gemüter zu fesseln und in sein
Bann zu ziehen.

Umgab sich Mesmers Lehre mit einer gewissen wissenschaftlichen Grundlage, so trat in den Hantierungen seines und Lavaters Zeitgenossen, des katholischen Priesters Joseph Gaßner, 1727 in Vorarlberg geboren, um so deutlicher ein plumper Betrug hervor. Eben hatte er (1774) zu Kempten „seinen Unterricht wider den Teufel zu streiten" herausgegeben, so ward er von dem Fürstbischof von Konstanz nach Meersburg berufen und von dem Volke als Teufelsbanner mit Jubel begrüßt. Als er jedoch eine taube Frau, einen blinden Pfarrer, einen lahmen Kaplan und eine Besessene nicht heilen konnte, ein angeblich besessenes Mädchen zu seinem Betruge benutzen wollte, jagte der Bischof ihn mit Schimpf und Schande fort. Kaum war er in seine Heimat zurückgekehrt, so berief der Bischof von Regensburg ihn nach Ellwangen, wo ein großer Zulauf des Volkes den allgemeinen Glauben an seine Wunderthätigkeit bewies. Er wußte bei den Kranken Krämpfe hervorzurufen und sie dann durch den bloßen Ausspruch „cesset!" wieder zu stillen. Mit der Gabe ausgerüstet, die Phantasie ganz nach seinem Willen zu lenken, befahl er im Namen Jesu den Verstand zu verlieren und wiederzuerlangen, rief in den Kranken Zorn und wildes Toben hervor und behandelte sie auf die roheste Weise. Wenn er seine Schaustellungen gab, an denen die vornehmsten Kreise mit Vorliebe teilnahmen, so verhörte er die Kranken und befragte sie, wie sie zum Teufel gekommen; hatten sie genaue Auskunft gegeben, so erteilte er seine Befehle an die bösen Geister und hieß sie ausfahren. Der Lärm über diese Wunderthaten erfüllte bald das ganze aufgeklärte Deutschland; eine Masse von Broschüren für und wider Gaßner überflutete besonders den Süden. Selbst Lavater war weit entfernt das Treiben desselben für Betrug zu halten; nachdem er von dem Theologen Semler, einem geharnischten Gegner der Teufelslehre, auf eine Anfrage zur Antwort erhalten, das Treiben Gaßners beruhe auf psychologischen Vorgängen oder Betrug, reiste er selbst im Jahre 1778 nach Augsburg, wo eben der Teufelsbeschwörer sein Wesen trieb; obwohl er keine seiner Kuren mit ansah, auch nicht an Gaßners Lehre glaubte, daß alle Übel vom Teufel herrührten, so ward er doch völlig von der Kraft desselben überzeugt. Gaßner selbst ließ sich durch alle Verbote der Erzbischöfe von Prag und Salzburg nicht irre machen; auch als er sich kurz vor seinem Tode 1779 noch erdreistete, Tote auferwecken zu wollen, fand er Gläubige in Menge.

Die Neigung des deutschen Volkes, sich aus dem Nebel der Phantasie reizende Gestalten zu bilden und bei der Mühe und Anstrengung eines bürgerlichen Lebens unter einem rauhen Himmel im

Gemüte ein anderes Leben zu verschaffen, hatte damals alle gefühlvollen Seelen zur Schwärmerei getrieben. Die Sucht der Zeit, nach möglichst reichem und müheloſem Genuß des Lebens, verbunden mit dem Kitzel eines geheimnisvollen Allwissens als Vorrecht bevorzugter Geister, ließ ungeduldig die mühsam zu erklimmenden Stufen allmählichen Forschens überspringen, und mit Hilfe der Einbildung wähnte man den letzten Tiefblick in die Natur mit kühnem Griff zu erschließen.

Bestrebungen, mit Hilfe chemischer Prozesse unedle Metalle in edle, in Gold und Silber zu verwandeln, hatten sich aus alten Zeiten von den Arabern her auch nach Deutschland verbreitet, und der Glaube, daß dies geschehen könne und geschehen sei, hielt noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts den Sinn gelehrter Männer und Naturforscher gefangen. Berühmt war ein Bericht des Helvetius, des Leibarztes des Prinzen von Oranien im Haag, der mit allen Einzelheiten erzählt, wie er im Jahre 1606 mittelst eines Stückes des „Steins der Weisen", halb so groß wie ein Rübsamen, den ein Fremder ihm geschenkt, $1\frac{1}{2}$ Lot Blei in Gold verwandelt habe. In der Schatzkammer zu Wien zeigte man noch 1797 eine Denkmünze von $2\frac{1}{2}$ Pfund, die 1648 ein Alchemist vor den Augen des Kaisers Ferdinand mit Hilfe eines roten Pulvers hervorgebracht hatte. Man erzählte sich von einem Fremdling, der von dem Stein der Weisen so viel besessen, um 200 000 Pfund Gold herzustellen; man las einen Bericht von einem Juden in Hamburg, namens Jesse, in dessen Nachlaß eine Büchse mit rotem Pulver und vier große Kisten, ganz mit Goldstangen gefüllt, gefunden seien. Was wußte man sich nicht alles von den wunderbaren Eigenschaften des Steines der Weisen zu berichten? Wer unter seinem Schutze stand, hatte keine Not, keine Krankheit, keinen Tod zu fürchten. Man sagte, die rechten Adepten arbeiteten nicht aus Eitelkeit, nicht um Geld zu gewinnen, sondern in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung, der Alchemie die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen und die Zweifler zu beschämen; man behauptete, nur durch besondere göttliche Fügung in den Besitz des Steines gelangen und in das Geheimnis eindringen zu können, und verlangte von jedem eine fromme Gesinnung und eine ernste Lebensauffassung. Als Rezept diente unter anderen eine Vorschrift, die auf einer Felswand bei Memphis eingemeißelt sein sollte. „Himmel oben, Himmel unten, Sterne oben, Sterne unten — alles oben, alles dieses unten, dieses nimm und werde glücklich." Von dem höchsten Werte galt die Smaragdtafel des Hermes, die Sarah, die Gattin Abrahams, im Grabmale

des Hermes gefunden; ihre Inschrift erschien als das zuverlässigste Rezept für die Universalmedizin. „Wahrhaftig, sonder Lügen, gewiß und auf das allerwahrhafteste, dies, so unten ist, ist gleich dem Oberen, und dies, so oben ist, ist gleich dem Untern, damit man kann erlangen und verrichten Mirakula oder Wunderzeichen eines einigen Dinges. Und gleichwie alle Dinge von einem Dinge alleine geschaffen durch den Willen und Gebot eines Einigen, der es bedacht, also entsprießen und kommen alle Dinge von demselben einen Dinge durch Schickung und Vereinigungszusammenfügung. Die Sonne ist sein Vater, und der Mond ist seine Mutter, der Wind hat es getragen in seinem Bauche, seine Ernährerin oder Amme ist die Erde. Dieses ist der Vater aller Vollkommenheit dieser ganzen Welt. Seine Macht ist vollkommen. Wenn es verwandelt wird in Erde, so sollst du das Erdreich vom Feuer scheiden und das Feine vom Dicken oder Groben, ganz lieblich mit großer Bescheidenheit und Verstande. Es steiget von der Erde in Himmel und vom Himmel wieder zur Erden und gewinnt also die Kraft der Oberen und Unteren. Also wirst du haben alle Herrlichkeit der ganzen Welt. Derhalben weiche von dir aller Unverstand und Unvermögenheit. Dies ist von aller Stärke die stärkste Stärke. Denn es kann überwinden alle Subtilität und durchdringen alle Feste. Also ist die Welt erschaffen! Dahero geschehen seltsame Vereinigungen, und werden mancherlei Wunder gewirket; welcher Weg, dieselben zu wirken, ist dieser. Und bin darum genannt Hermes Tris megistus (der dreimalgrößte), und habe drei Teil der Weisheit der ganzen Welt. Es ist erfüllet alles, was ich gesagt habe von dem Werke der Sonnen."

Nach solchen Rezepten versuchten die Alchemisten ihre Kunst, die einen, die philosophischen, um Lehren der höchsten Weisheit herauszulesen, die anderen, die praktischen, um in ihrem Laboratorium durch die mannigfachsten Operationen in Wasser und Feuer das große Meisterstück zu bereiten und damit alle Herrlichkeit der ganzen Welt zu gewinnen. Die einen glaubten den Stein der Weisen wirklich gefunden zu haben, täuschten andere Menschen unabsichtlich, betrogen sich vor allem selbst; die anderen waren geschickte Taschenspieler, welche die Kunst der Goldverwandlung zeigten. Nicht auch alle, die für einen Fürsten den Stein darstellen sollten, hatten sich freiwillig zu dieser Beschäftigung hergegeben. Stand jemand in dem Rufe, Gold machen zu können, so war dies schon Grund genug, sich seiner zu bemächtigen und ihn zur Mitteilung seines Geheimnisses zu zwingen. Man pflegte den Eifer der Alchemisten durch große Geschenke anzuspornen, wiewohl es sich schwer begreift, wie man glauben mochte,

daß Männer, die Gold nach Belieben machen könnten, sich durch Geld dazu bestimmen lassen würden. Streng war ihre Bewachung an den Höfen der goldgierigen Fürsten. Hinrichtung mit dem Strange drohte jedem, der seinem Versprechen nicht nachkommen konnte. Hier und da gelang es einem dem Verderben zu entrinnen, wenn er seinen Wächtern den Glauben beizubringen wußte, daß er doch ein Meister der Kunst sei und sich erkenntlich zeigen werde. Jenen Apotheker Johann Friedrich Böttiger, der, als Adept von König Friedrich I. von Preußen verfolgt, in Sachsen eingefangen war, rettete nur vor härtester Behandlung die Entdeckung der Porzellan-Fabrikation. Obwohl er dem Kurfürsten offen gestand, daß er den Stein der Weisen nicht zu erzeugen verstehe, so blieb er doch in strenger Bewachung und ward noch auf seinem Sterbebette von einem Rat, der ihm seit Jahren als Wächter beigegeben war, mit der Ungnade seines Herrn geängstigt, wenn er das Geheimnis nicht verrate.

Der lebhafte Aufschwung, den inzwischen die Naturwissenschaft genommen, das Ansehn Leibnizens, der dem Unwesen mächtig entgegengetreten war, hatte zur Folge, daß seit dem Anfang des Jahrhunderts kein Mann der Wissenschaft, kein Chemiker von Ruf etwas mehr davon wissen wollte. Schon ward an wenig Höfen noch Alchemie getrieben, und die Männer, die an dem alten Glauben hingen, waren wenig zahlreich, da flackerte das Unwesen noch einmal wieder auf, gepflegt von dem Hange der Zeit nach dem Unbegreiflichen, Geheimnisvollen und der herrschenden Sucht, einen leichten Genuß statt harter Arbeit zu gewinnen. Nicht im Volke, in den Kreisen hochgebildeter Männer tauchte der Glaube an den Bestand eines geheimnisvollen Bundes auf, dessen Mitglieder neben anderen Geheimnissen auch das künstliche Hervorbringen edler Metalle kännten, dem anzugehören die Aussicht eröffne, gleichen Wissens teilhaftig zu werden. Der Bund sollte aus alten Zeiten stammen und sein Geheimnis bis zur Stunde bewahrt haben.

Im Jahre 1614 war ein Buch eines ungenannten Verfassers unter dem Titel fama fraternitatis R. C. (Roseae crucis) oder Brüderschaft des hochlöblichen Ordens der R. C. (Rosenkreuzer), an die Häupter, Stände und Gelehrten Europas zur Belehrung gerichtet, zu Kassel ans Licht getreten. Es ward darin von einer Brüderschaft gemeldet, die ein im Jahre 1388 geborener, in einem Kloster erzogener und auf Reisen im Morgenlande mit den geheimsten Schätzen der Erkenntnis ausgerüsteter Weiser namens Christian Rosenkranz gegründet habe. Nach seiner Rückkehr sei er mit drei vertrauten Freunden zu einem Bunde zusammengetreten, um die Menschen von

allen Übeln zu heilen und die Welt zu verbessern. Auf vier vermehrt, seien sie mit der Verpflichtung nach allen Weltgegenden ausgesandt, sich alle Jahre an einem bestimmten Tage in einem besonderen Hause einzufinden, um von ihrem Thun Rechenschaft abzulegen, und zugleich angewiesen, vor ihrem Ableben jedesmal einen Nachfolger zu ernennen. Der Stifter sei in einem Alter von 106 Jahren gestorben, aber seine Grabstätte seinen Jüngern unbekannt geblieben. Infolge ihres Beschlusses, auch ihren Tod und ihre Grabstätte verborgen zu halten, hätten ihre Nachfolger, acht an der Zahl, nichts von ihnen gewußt als ihre Namen. Vor kurzem aber habe einer der Brüder das Grab derselben in dem Bruderhause entdeckt; ein Gewölbe, von einer künstlichen Sonne erleuchtet, mit einem Altar und vielen geheimnisvollen Zeichen, Bildern, Inschriften und einer Schriftensammlung ausgestattet, berge alle Geheimnisse der Brüderschaft. Unter dem Altar liege auch der unverweste Leichnam des Stifters, er trage in der Hand ein Pergament mit goldenen Buchstaben, nach der Bibel den höchsten Schatz der Brüderschaft. Obwohl sie wisse, daß die Zeit noch nicht ganz erfüllt sei, mit einer allgemeinen Reformation göttlicher und menschlicher Dinge vorzugehen, so sei man doch zu einem Bunde zusammengetreten, um das Elend der Menschen durch Einführung der wahren Philosophie und Religion zu mildern, in den Besitz des höchsten Wissens zu gelangen und bei sittlich reinem Leben frei von Krankheit und Schmerz bleiben zu können. In einer zweiten Schrift ward dann die Philosophie der Brüder als aller Künste und Wissenschaften Haupt und Ursprung und Meisterei bezeichnet, die Himmel und Erde besser als früher erforscht und des Menschen Natur und Wesen gründlich vor Augen stelle, auch von der Glückseligkeit der Brüder ein höchst lockendes Bild entworfen und die Teilnahme an allen Gütern, welche die Natur über die Erde ausgestreut, in Aussicht gestellt.

Wenn es sich auch nicht streng nachweisen läßt, daß diese Brüderschaft aus dem Kopfe des Geistlichen Johann Valentin Andreä, wie man meint, entsprungen ist, so scheint es doch unzweifelhaft, daß sie nur in der Phantasie eines einzelnen lebte. Mochte sie auch satirisch gemeint sein, aus dem Scherz ward alsbald Ernst und die Verkündigung des neuen Bundes von den Zeitgenossen mit einem Feuer ergriffen, der die kühnsten Erwartungen des Verfassers übertraf. Unzählige Federn setzten sich für und wider die Brüderschaft in Bewegung. Während die einen mit Begier danach griffen, um auf eine so leichte Weise zu vollkommener Glückseligkeit zu gelangen, fehlte es auch nicht an anderen, welche die Leichtgläubigkeit für gewinn-

süchtige Zwecke zu benutzen verstanden und bei ihren alchemistischen Vorspiegelungen die geheimnisvolle Brüderschaft, aus deren Born sie geschöpft, im Hintergrunde blicken ließen. Der Glaube an das Dasein eines solchen Bundes war allgemein und lockte zum Beitritt, obwohl sich nirgends ein Zusammenhang zwischen den einzelnen, die ihm anzugehören glaubten oder vorgaben, nachweisen läßt. Freiheit von Armut und Krankheit, alles gab der neue Stein der Weisen; man glaubte zu den Tiefen der Erkenntnis der Natur zu gelangen, die Bekanntschaft mit sicher wirkenden Heilmitteln, die den Körper gesund machten und den Geist erfrischten, zu gewinnen; selbst die Erhebung des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott und der Geisterwelt ward allen in Aussicht gestellt, die jener alten Weisheit teilhaftig würden.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, wie sich alle diese Ideen an einen Orden anzulehnen suchten, der gegen Ende des zweiten Jahrzehnts in England zu einer festen Gestalt gelangt war und seit dem vierten Jahrzehnt auch in Deutschland durch Errichtung von Logen festen Fuß gefaßt hatte. Wenn gleich Förderung humaner Gesinnung und Bethätigung derselben den Hauptzweck des Freimaurerbundes bildete, so ward er doch wiederholt in enge Beziehung zu ganz anderen Bestrebungen gebracht. Man glaubte, er gewähre Enthüllungen wunderbarer Art und stelle in den höheren Graden die Bekanntschaft mit den Rätseln der Magie, der Theosophie und Alchemie, die Eröffnung von Geheimnissen in sichere Aussicht, in welche eingeweiht zu sein und einweihen zu können auch die Rosenkreuzer beanspruchten. Es mischten sich mit der Freimaurerei jene seltsamen Anschauungen eines in Paris entstandenen neuen Templerordens, den einige Genossen der alten, in Frankreich verfolgten und ausgerotteten Tempelherrn in Schottland als arme Maurer gegründet haben sollten. In Paris mit den höheren Graden desselben bekannt geworden, erschien der Ritter von Hund, ein reicher Gutsbesitzer in der Lausitz (geboren 1722), von dem „Ritter von der goldenen Sonne" in Maastricht in geheimnisvoller Weise zum „Heermeister" ernannt, als Vertreter dieser Richtung in Deutschland, gründete auf einem seiner Güter eine Loge, in der er mit andern großen Kindern Templer spielte und den Plan beriet Waisenhäuser zu gründen, die man später in Kriegsschulen für den Orden umzugestalten dachte. Ein anderer Apostel der neuen Weisheit, der Marquis von Lernais, der als Kriegsgefangener nach Berlin gekommen war, förderte dort die jesuitische Lehrweise des Kapitels von Clermont. Als „Ritter von Jerusalem" trieb der frühere Supe-

rintendent Rosa in Halle sein Wesen und bereiste von dort Deutschland, um mit Hochgraden Handel zu treiben; ein Jude Leuchte, auch Becker oder Baron von Johnson genannt, gründete in Jena ein Hochkapitel der Tempelherrn und wußte selbst Rosa zu blenden. Auch Hund sah in ihm den längst gesuchten unbekannten Oberen und huldigte ihm auf den Knieen in vollem Ornat vor dem Ordenskapitel des Konvents von Altenberge, um ihn bald darauf zu entlarven. Während der Schwindler auf die Wartburg gebracht und bis an seinen Tod (1775) in Luthers Zimmer verwahrt wurde, erhob sich Hund als unbestrittenes Oberhaupt der neuen Templer in Deutschland und gründete die sogenannte „strikte Observanz", ein System mit sieben Graden. Alle Mitglieder trugen lateinische Ordensnamen; Hund hieß ab ense, andere a sole, a leone, a cyno u. a. Sechsundzwanzig deutsche Fürsten gehörten dem Orden an, und bald herrschte er über alle deutschen Logen, teilte sein eingebildetes Weltreich in Provinzen, Präfekturen und Komtureien und sandte seine Apostel nach Frankreich und andern Ländern. Indes war die Herrlichkeit des neuen Templertums nicht von langer Dauer; Hund wurde in seiner Schwärmerei und Gutmütigkeit von seinen Anhängern arg mißbraucht und namentlich von Zeit zu Zeit von einem Abgesandten des angeblich unbekannten Oberen unter dem Namen und der Gestalt eines „Ritters vom roten Federbusche" um große Summen betrogen. Als sein Ansehn gesunken war, nahmen andere seine Rolle auf. Im Jahre 1776 erschien eine Einladung zu einem Konvente nach Wiesbaden, wo ein neuer Apostel der Templerweisheit, Gugomos, badischer Kammerherr und Regierungsrat, Freiherr und Professor der Künste, als Mitglied der strikten Observanz „Ritter vom triumphierenden Schwan" genannt, Unterricht in der wahren Templerei zu erteilen versprach. Es lag in dem widerspruchsvollen Geiste jener aufgeklärten und doch so leichtgläubigen Zeit, daß viele Ritter, selbst einige Fürsten dem sonderbaren Rufe des rätselhaften Mannes folgten und seine Offenbarungen mit staunender Bewunderung entgegen nahmen. Er rühmte sich seiner Einweihungen, wies Zeichen und Vollmachten eines „heiligen Stuhles" auf und behauptete, der Orden, dem er angehöre, sei schon vor Moses entstanden und habe unter seinen Großmeistern ägyptische, jüdische und andere Könige, griechische Philosophen, selbst Christus sowie Apostel und Päpste gezählt. Die Templer hätten sich in Kypros fortgepflanzt, und die Erzbischöfe der Insel seien die rechtmäßigen Nachfolger der Großmeister. Zur Belehrung in den geheimen Wissenschaften müsse ein heiliger Tempel erbaut werden, bei dessen Einweihung das „natür-

liche Feuer vom Himmel" fallen werde. Wer sich von ihm einweihen ließ, mußte fasten, verschiedene zweideutige und listige Fragen beantworten, die ihn vollständig in die Hand des Oberen gaben, an unbekannte Obere lateinische Bittschriften richten, sich dem „heiligen Stuhle" in Kypros unterwerfen und das Versprechen ablegen, unter Umständen gegen sein Vaterland die Waffen zu tragen. Nicht lange, so verschwand der Abenteurer ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen; man glaubte in ihm einen Sendling der Jesuiten erkannt zu haben und war des ewigen Spieles mit den unbekannten Oberen endlich müde geworden. Während das Templerwesen sich rasch erhoben hatte und eben so rasch wieder sank, wandte sich ein Teil der Maurer, die an der Einfachheit eines Bundes der Menschenliebe nicht genüge fanden, neuen Gestirnen zu, die am Horizonte des Geheimbündlertums aufgestiegen waren.

Zwischen 1756 und 1768 in Süddeutschland aus der Verquickung der älteren Rosenkreuzerei mit den Freimaurern entstanden, gelangte der Orden der „Gold- und Rosenkreuzer" bald über ganz Deutschland, selbst bis nach Rußland hinein eine ungemeine Verbreitung. Er besaß neun Grade; erst der siebente erhielt Kenntnis von dem „Stein", im achten erschienen die „Magister" im vollkommnen Besitz der drei Hauptwissenschaften; wer den neunten erreichte, war als „Magus" Meister über alles wie Moses, Aaron und Hermes. Ihre Mitglieder trugen seltsame Namen z. B. Fraxinus, Drabes, Mandrabulus, ihre Logen hießen Kreise, deren Vorsteher Direktoren. Die Brüder der unteren Grade kannten außerhalb ihres Kreises kein Mitglied. Den Oberen gegenüber, die man als „heilige Kongregation mit dem M. M. (Magnus Magus)" an der Spitze bezeichnete, war vollkommen blinder Gehorsam und unumschränkte Beichte alles dessen, was sie wissen wollten, vorgeschrieben. Um jede Erkennung zu verhindern, mußten alle Erlasse der Oberen nach der Kenntnisnahme zurückgesandt werden. Die Sache der Mitglieder wurde für diejenige Gottes und Christi ausgegeben, und das Losungswort derselben war: „Auf daß Gott und sein Wort mit uns sei." Fromme Redensarten, mit unverständlichen und mystischen gemischt, bildeten ihre Sprache; ihre Beschäftigung bestand anscheinend in kabbalistischer Auslegung der Bibel und anderer heiliger und geheimer Bücher, in sonderbarer Deutung der Naturereignisse, in Geisterseherei und Teufelsbannen. Man sprach von Versuchen durch chemische Prozesse Menschen zu erzeugen, bereitete das Lebenselixir und redete ernstlich von Herstellung des Steins der Weisen aus Gewitterregen oder der Substanz der Sternschnuppen. Es ward den Brüdern verboten

etwas über die Geheimmittel drucken zu lassen; wenn sie darüber sprechen wollten, mußte es an einem geheimen Orte sein. Es war erlaubt, daß ein Bruder dem andern den Stein der Weisen mitteile, aber er mußte es umsonst thun, durfte ihn nie auf der Jagd gebrauchen und nur bei einem kranken Bruder, niemals bei einem Fremden anwenden. Den Neulingen ward ein Büschel Haare abgeschnitten; die Mitglieder trugen in ihren Versammlungen schwarze und weiße Schärpen, in den höheren Graden priesterliche Gewänder und silberne oder goldene Kreuze. In den Zeremonieen spielten Kruzifixe und Rauchwerke eine bezeichnende Rolle. Man versprach den Neulingen im neunten und höchsten Grade innere Befriedigung durch höhere Erkenntnis und Erhebung zu Gott, eine gewisse Gewalt über die Geisterwelt, Eindringen in die versteckteften Teile der Naturehre, Ehre, Reichtum, Gesundheit und langes Leben. Durch diese Lockung, insbesondere durch die im Verborgenen getriebenen Werbungen derer, die daraus für sich Vorteile zu ziehen gedachten, drang die Beteiligung an dem Bestreben zu den Kentnissen der in Aussicht gestellten Geheimnisse zu gelangen in die verschiedenen Schichten der sogenannten gebildeten Klassen ein. Es ist merkwürdig zu sehen, wie damals nicht bloß hochgebildete und gelehrte Männer, sondern selbst Naturforscher sich mit der Idee des Goldmachens ganz ernsthaft beschäftigten. Der Theologe Semler sandte noch 1786 eine Probe angeblich aus Salz gewachsenen Goldes an einen Chemiker und glaubte einem Universalorgan in Gestalt eines sogenannten Luftsalzes auf der Spur zu sein. Selbst zwei so berühmte Männer wie der Weltumsegeler Georg Forster und der Anatom Sömmering nahmen jahrelang in Kassel an dem Unwesen der Rosenkreuzer und an dem Treiben der Alchemisten thätigen Anteil. Beide hielten es lange für möglich, daß man es soweit bringen könne, Gold zu machen, beide hofften durch den Verkehr mit den Toten eine Kenntnis von dem Leben nach dem Tode zu erlangen; sie gerieten in einen Zustand religiöser Schwärmerei und meinten durch gewaltsame Gebetserregung in einen näheren Verkehr mit Gott treten zu können. Die größte Zahl derer, die in den höheren Graden der rosenkreuzerischen Orden Belehrung suchten, stellten die Freimaurer den verschiedensten Systeme. Die Freimaurerei galt auch nur als eine Vorschule für das erhabene Wissen. „Jeder echte Rosenkreuzer weiß es“, sagte einer der Oberen, „daß die Freimaurerei zu dem Zwecke von unsren Ordensmeistern erfunden ist, daß sie die Pflanzschule abgebe, in der Menschen erzogen werden, um von dort in den hohen Orden zu gelangen. Die Freimaurerei ist der Vorhof des Tempels, dessen verborgener

Eingang nur den würdigen Freimaurern entdeckt und eröffnet wird."

So war es denn die Freimaurerei, die allen mannigfaltigen Systemen der Geheimbündlerei die Hülle gab. Als Maurer hatten alle Fühlung miteinander, gemeinsame Erkennungszeichen in Griff und Wort. Das gab auch jedem, der in irgend einer Weise den Geheimbünden angehörte, an jedem Orte, an dem sie ihre Thätigkeit ausübten und ihr Streben geltend machen wollten, einen Anhalts- und Ausgangspunkt, dessen die sogenannten älteren Rosenkreuzer entbehrt hatten. Von den Abenteurern jener Zeit, die als Alchemisten eine Rolle gespielt und durch besondere Begabung ausgezeichnet sich ein hohes Ansehen zu geben wußten, ist es nicht immer zu bestimmen, welcher der verschiedenen Richtungen in den Geheimbünden sie angehört haben.

Als der vielgestaltetste und rätselhafteste von allen erscheint jener Graf Saint-Germain, der besonders an deutschen Höfen sein Wesen trieb. Nach einigen ein Portugiese von jüdischer Herkunft, nach andern ein spanischer Jesuit Aymar, nach einer Angabe ein Elsässer Jude Simon Wolff, nach der Behauptung anderer ein Sohn des Steuereinnehmers Rotondo zu San-Germano in Savoyen und wohl am Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren, trat er von dem Jahre 1750 an in den vornehmen Kreisen verschiedener Städte auf. Gewandt und der meisten europäischen Sprachen mächtig, erlangte er Zutritt an allen Höfen und mischte sich sogar in diplomatische Unterhandlungen; in London erschien er als Friedensunterhändler im Auftrage des Königs Ludwig XV.; in Petersburg spielte er 1762 bei der Ermordung Peters III. und der Thronbesteigung Katharinas II. eine Rolle; in Berlin ward er mit Friedrich dem Großen bekannt, der ihn nicht zu enträtseln vermochte; seit 1774 weilte er in Schwabach in Franken und begleitete den Markgrafen Karl Alexander nach Italien, um in den letzten Jahren seines Lebens bei dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der als Statthalter der Herzogtümer in Gottorp residierte, einen Ruhehafen zu finden. Nach seiner Versicherung war er in die höchsten Grade der Freimaurerei eingeweiht, verstand Gold und nicht minder Edelsteine zu machen, kannte die Bereitung eines Thees, der dem Alter die Kraft und die Schönheit der Jugend wieder gebe, einer siebzigjährigen Frau das Aussehn eines siebzehnjährigen Mädchens verleihe, wußte einen Balsam und ein Lebenselixir zu bereiten, die ihm selbst ein hohes Alter zu erreichen ermöglicht hätten. Bald gab er dasselbe auf einige hundert Jahre, bald auf mehrere tausend an; er wollte Christus und

seine Apostel gekannt und Petrus wiederholt zur Mäßigung ermahnt haben. Meist aber stellte er keine bestimmten Behauptungen über sein Alter auf, sondern erzählte bloß, wie er mit diesem oder jenem berühmten Mann gesprochen, und wußte die Zeit so lebhaft und so getreu zu schildern, daß seine Zuhörer die Empfindung bekamen, als habe er wirklich mit ihnen gelebt. Als er in Dresden war, wurde einmal sein Kutscher gefragt, ob sein Herr denn wirklich vierhundert Jahre alt sei. Derselbe erwiderte, er wisse das nicht genau, aber in den hundertunddreißig Jahren, die er bei ihm in Diensten stehe, habe derselbe immer so ausgesehen wie heute. Wenn selbst zuverlässige Männer aus verschiedenen Jahrzehnten des Jahrhunderts in Saint-Germain immer einen Mann von etwa 60 Jahren erkennen wollten, so läßt sich dies nur durch die Annahme erklären, daß er bei seiner nüchternen, mäßigen Lebensweise ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht habe. Von dem Zauber, den seine Persönlichkeit auf seine Umgebung ausübte, gibt nichts so sehr einen Beweis, als die Verehrung, womit der hochgebildete Landgraf von ihm sprach. Als er in Eckernförde, wo er eine Porzellanfabrik errichtet, während einer Reise des Landgrafen nach Kassel gestorben war, legte dieser Trauergewänder an, und noch in seinen späteren Aufzeichnungen rühmt er sein ehrenhaftes Wesen und beklagt, daß er bei seinem Tode nicht zugegen gewesen, sonst hätte Saint-Germain ihm sicher sein Geheimnis mitgeteilt.

Auch der Landgraf war Freimaurer und Rosenkreuzer, er füllte sein ganzes Leben bis an seinen Tod (1826) mit geheimem Ordenswesen, mit Alchemie und Astrologie aus. Bis in die höchsten Kreise hatte das Blendwerk Vertreter und Gläubige, besonders aber in Berlin einen wohlvorbereiteten Boden gefunden, um hier noch mit besonderer Klugheit gepflegt zu werden, als es in Leipzig schon in plumper Weise zu Fall gekommen war.

Johann Georg Schrepfer aus Nürnberg, der 1768 ein Kaffeehaus in Leipzig eröffnet hatte, trat 1772 als Vertreter der echten Gold- und Rosenkreuzer auf und behauptete eine bessere Maurerei zu lehren als die Logen. Von der Loge zu Leipzig zurecht gewiesen, benahm er sich trotzig, erschien in derselben mit einer Pistole und streute Zettel auf die Straße, in denen er die Mitglieder beleidigte und maurerische Gebräuche verriet. Auf Befehl des Herzogs Karl von Kurland, des Protektors der sächsischen Logen, verhaftet und mit Stockprügel bestraft, dann wieder mit seinen früheren Genossen ausgesöhnt, nahm er seine Gaukeleien von neuem auf, wußte bald den Herzog für sich günstig zu stimmen und durch Vorstellungen in

Geisterseherei selbst die angesehensten Männer zu bethören. „Ich bin selbst", erzählt ein kenntnisreicher Augenzeuge, „bei Schrepfers Operationen gegenwärtig gewesen und will offenherzig erzählen, was ich gesehen habe. Ich habe gesehen, daß Menschen, welche das Wunderbare liebten, ihre eigenen Sinne übertäubten, nicht sehen wollten, daß sie auf die gröbste Art betrogen wurden, sondern sich überzeugten, die erschienene Figur sei wirklich ein Geist, sehe wirklich ihrer seligen Frau oder ihrem seligen Vater gleich; ich habe gesehen, daß schwache Köpfe und Schwärmer weiß für schwarz und schwarz für weiß ansahen, weil sie das Vorurteil mitbrachten, es müsse also sein; ich habe gesehen, daß andere durch gewisse Mittel übertäubt wurden, so daß sie in ihrer erhitzten Phantasie wirklich erblickten, was nicht da war; ich habe gesehen, daß andere, welche die Sache nicht genau untersuchten, hintergangen wurden, und daß manche aus Furcht vor der allgemeinen Stimme, welche für die Sache war, obgleich sie das Ding besser wußten, dennoch nicht das Herz hatten, den Betrug zu entlarven. — In dem Zimmer, in welchem die Beschwörungen geschahen, stand ein großes Billard, die Wege um dasselbe her wurden noch dazu mit Stühlen, worauf Kruzifixe und dergleichen lagen, versperrt. Die, welche den Geist sehen sollten, befanden sich jenseits, der Geist erschien diesseits des Billards. Und damit Schrepfer noch vollends gewiß sein konnte, daß niemand so schnell dem Geiste auf den Leib springen dürfe, mußten alle Zuschauer auf beiden Knieen liegen. Er ließ nicht jeden zu; man mußte sich überzeugt und gläubig stellen, um gegenwärtig sein zu dürfen. Die Beschwörungen waren abenteuerlich, aber lang, ermüdend, betäubend, in den Zwischenpausen wurde Punsch gereicht." Ein anderer Augenzeuge berichtet, Schrepfer habe seine magischen Arbeiten in zwei Klassen geteilt, in eine pneumatische, wo Geister erschienen, und in eine elementare, wo sich in finsteren Zimmern auf seine Beschwörung jede verlangte Person in einem anderen Lichte zeigte; auch habe ein von ihm beschworener Stern ungewöhnlich dicke Strahlen geworfen; in einem Walde sei Sturmwetter entstanden, große Knalle und andere Dinge hätten sich hören lassen. „Ja er beschwor die Sterne und behauptete sie versetzen zu können, obwohl er ihre Namen und Stellung nicht einmal kannte. Den Zuschauern bei seinen Geistererscheinungen, vor deren Beginn er sich schon am Morgen desselben Tages einschloß, bis am Abend die Stunde der Vorstellung kam, war der Gebrauch von Brillen und Gläsern verboten, und die Vorstellungen fanden stets bei dem Schein bloß eines Lämpchens statt. Die Geister erschienen in dickem, fast undurchsichtigem Rauche von

oft betäubendem Geruche, meldeten sich gewöhnlich mit großem Geräusch, sogar Gebrüll.“ Der Berichterstatter erkannte einmal, als er sich unter einem Tische verborgen hatte, an den Schuhen des Geistes die am vorigen Tage in seinem Laden gekauften Schuhschnallen, und als er einmal die Thür verriegelt hatte, mußte der brüllende Geist trotz seines Polterns draußen bleiben. — Bekannt ist, wie Schrepfer, um seine Macht zu beweisen, in dem Palaste des Herzogs von Kurland zu Dresden vor seinen Getreuen den Geist des verstorbenen Marschalls von Sachsen erscheinen ließ. Er selbst hatte während seines dortigen Aufenthalts seine Wohnung im polnischen Gasthofe aufgeschlagen, wo er den Herzog nur noch mit leichtem Kopfnicken zu empfangen pflegte. Sein plumpes und marktschreierisches Wesen führte endlich seinen Fall herbei. Von seinen hohen Freunden nicht mehr unterstützt, mußte er Schulden machen, um sein verschwenderisches Leben fortsetzen zu können. Am Rande des Ruins und der Entlarvung durch Scharfsichtigere ging er nach einer in gewohnter Weise gehaltenen Geistervorstellung eines Morgens mit vier seiner Anhänger in das Rosenthal bei Leipzig, um ihnen eine wunderbare Erscheinung zu zeigen, entfernte sich dann in ein Gebüsch und machte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Vorher hatte er, wie erzählt wird, einem Freunde als Unterpfand für ein Darlehen eine Kiste mit Ordensgeheimnissen übergeben, die, wie sich später zeigte, mit alter Wäsche und Steinen angefüllt war. Nach einer anderen Erzählung soll er ein Paket mit angeblichen Jesuitenschätzen bei einem Bankhause nieder gelegt haben, das bei der Untersuchung nur leeres Papier enthielt.

Unter den Zeugen seines Todes befand sich der zweite Apostel der Rosenkreuzer, der Thüringer Joh. Rud. v. Bischoffswerder, ein begeisterter Anhänger der Freimaurerei nach dem Hundschen System, in deren höheren Graden er auch Aufschlüsse über die Geheimnisse der Alchemie und der Magie zu erhalten hoffte, ein Mann, der im preußischen Militär- und diplomatischen Dienst hochgestiegen ist. Ihm hatte Schrepfer auch vor seinem Tode seine Apparate, um Geister erscheinen zu lassen, und eine Tinktur, welche Jugendlichkeit und Kraft erhalten sollte, als ein ewiges Andenken vermacht. Nach dessen Untergang lebte er eine Zeitlang als Einsiedler, um der Rache geträumter unbekannter Oberer zu entgehen, wähnte dann in dem Gaukler Gugomos ein neues Licht zu erblicken und wollte für ihn nach Kypros reisen, um die Geheimnisse der Templer zu holen. In Berlin wußte er einen noch einflußreicheren, schon vorher in der Freimaurerei nach Hundschem System thätigen Mann, den früheren Theo-

logen Joh. Christoph Wöllner, für rosenkreuzerische Bestrebungen zu gewinnen. Beide förderten auf alle Weise die Bildung von Vereinen auch in anderen Städten und zogen viele einflußreiche Männer der vornehmen Kreise in ihren Bund, von fürstlichen Personen u. a. den Prinz Friedrich August von Braunschweig und den Prinzen von Preußen, den nachherigen König Friedrich Wilhelm II, der um das Jahr 1781 unter dem Namen Ormesus aufgenommen ward. Man benutzte den gläubigen Sinn desselben, um ihn zu fesseln, und verhieß ihm die Mittel zu Reichtum und langem Leben. Auch wird erzählt, daß man mittelst Geisterbeschwörung auf ihn eingewirkt, ihm in Charlottenburg mit dem Schrepferschen Apparat den Geist des Großen Kurfürsten vorgespiegelt habe, um ihn zu dem Versprechen zu bewegen, die Beziehungen zu der nachherigen Gräfin Lichtenau abzubrechen.

Zu derselben Zeit, wo die Rosenkreuzer im Norden auf der Höhe ihrer Macht standen, war ein anderer Orden, der in gewissem Gegensatze zu ihnen stand, im Süden zu Fall gekommen. Standen die Rosenkreuzer in dem Rufe Werkzeuge in der Hand der Jesuiten zu sein, so verfolgte der von dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt um 1776 gegründete Illuminatenorden den ausgesprochenen Zweck, an Stelle des aufgehobenen Jesuitenordens dem Lichte der Aufklärung zu dienen. Ursprünglich nur Studenten als Mitglieder zählend und dem Freimaurerorden ganz fremd, folgte er bald dem Beispiele der anderen geheimen Gesellschaften, sich mit Symbolen, Graden und Weihen zu umgeben. Insbesondere war es der Freiherr von Knigge, der in aufgeblasener Selbstsucht und voll Begier eine Rolle zu spielen dem Orden 1780 beitrat, mit ungemeiner Rührigkeit ein neues System entwarf und an der Vereinigung der Illuminaten und Freimaurer arbeitete, selbst die Rosenkreuzer bekämpfte zu einer Zeit, wo sie allgemein als eine Großmacht anerkannt wurden. Wie bei den Jesuiten sollte ein General das Ganze leiten, unter ihm stand der National; weiter gliederte sich der Orden in eine Zahl von Inspektionen, die Inspektion zerfiel in Provinzen, in der Provinz endlich fanden sich die Illuminatenversammlungen der einzelnen Städte. Jede Gliederung hatte einen Vorsteher, dem ein Kapitel zur Seite trat. Um den Bestand des Ordens und die Verwendung aller Ordenskräfte nach einem Ziele hin zu sichern, gingen der Aufnahme mancherlei Prüfungen und Feierlichkeiten voraus. Die Handlung der Einweihung, heißt es, fand entweder an einem einsamen, abgelegenen, etwas dunklen Ort z. B. in einem Walde statt oder bei Nachtzeit in einem stillen abge-

sonderten Zimmer um eine Zeit, wo der Mond am Himmel glänzte. Der Aufzunehmende bekräftigte eidlich, daß er mit all seinen Ehren und Titeln, die er in der bürgerlichen Gesellschaft fordern könne, doch nichts weiter sei als ein Mensch. Er gelobte ewiges Stillschweigen, unverbrüchliche Treue und Gehorsam allen Oberen und Satzungen des Ordens, that treulichen Verzicht auf seine Privateinsicht und auf allen eingeschränkten Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten. Um auch später jedes Mitglied in der vollkommensten Abhängigkeit von dem Orden zu erhalten, führte nicht nur jeder Obere die genauesten Listen über alle seine Untergebenen, sondern jeder Untergebene mußte auch durch Ausfüllung vorgeschriebener Tabellen über den Seelenzustand, den Briefwechsel, die wissenschaftliche Beschäftigung seiner selbst wie auch seiner Verwandten, Freunde und Gönner Aufklärung geben. Jedes Mitglied kannte nur seinen nächsten Nebenmann und seinen Oberen und erhielt wie jedes Land und jede Stadt einen erdichteten Namen. Weishaupt selbst nannte sich Spartakus, Knigge Philo, München hieß Athen, Österreich Ägypten, auch bediente man sich einer Geheimschrift in Ziffern und eines besonderen Kalenders. Über die Art, wie die Illuminaten auf die Zöglinge der deutschen Universitäten einzuwirken suchten, spricht sich einer ihrer Führer in folgender Weise aus: „Von den segensreichsten Folgen waren die Pflanzschulen, welche das Noviziat und die Minervalklassen in sich begriffen und welche für Jünglinge auf Akademien und in anderen Verhältnissen berechnet waren. Mit Rührung und Dankbarkeit erinnert sich noch mancher Minerval, wie sein Fleiß in dieser Schule belebt, der Sinn für Wissenschaften geweckt und gefördert und das Herz für alles Gute und Edle empfänglich gemacht wurde. Namentlich ward auf einigen Universitäten dem schädlichen Geiste der Studentenorden dadurch entgegen gewirkt, daß man die besseren und gutartigeren Jünglinge für diesen Bund zu gewinnen suchte.“ Waren die Minervale zu „kleinen Illuminaten“ geworden, so stiegen sie durch die drei Grade der Freimaurerei zu „großen Illuminaten“ empor, konnten „dirigierende Illuminaten“ werden, um dann zuletzt die höchsten Grade des Priesters, des Regenten, des Magiers und des Königs zu erlangen, worin alle Weisheit, die gesamten höheren Ziele des Ordens enthüllt werden sollten. So weit es sich beurteilen läßt, dachten die Leiter an eine allmähliche und friedliche Umwälzung, welche die Ideen der Aufklärung des Jahrhunderts zum Siege bringen solle, und wollten alle hervorragenden geistigen Kräfte zu diesem Bunde vereinigen. Alle einflußreichen Staatsämter sollten nach und nach mit Ordensbrüdern besetzt, die

Fürsten mit ihnen umgeben werden, um so den Plan, das Menschengeschlecht ohne Unterschied der Religion zu einer einzigen Familie, jeden Hausvater zum Priester der Seinigen und die Vernunft zum einzigen Gesetzbuche der Menschen zu erheben, desto leichter zur Durchführung und allgemeinen Geltung zu bringen. Ihr ausgesprochenes Ziel war die Bekämpfung des Jesuitismus, überhaupt jeder Art von Geistesverfinsterung; ob sie daneben weitergehende, auch politische, wohl gar revolutionäre Zwecke verfolgten, ist eine viel verhandelte, aber noch heute nicht entschiedene Frage. Der Orden umfaßte bald alle Klassen der Gesellschaft, die ausgezeichnetsten Männer der höheren Stände, wie die Studenten der Universitäten, von denen er ausgegangen war. Die Herzöge Ferdinand von Braunschweig, Ernst von Sachsen-Koburg und Karl August von Sachsen-Weimar standen neben dem späteren Fürstbischof Dalberg und dem Philosophen Baader. Noch aber hatte der Orden sich nicht über Deutschland hinaus verbreitet, als seine glänzendsten Träume furchtbar zertrümmert wurden. Die Keime seines Verderbens lagen in der Nachahmung des Jesuitenordens, in der unvorsichtigen Aufnahme vieler Personen, die durch anstößiges Leben dem Bunde schadeten, in der Uneinigkeit zwischen Weishaupt und Knigge, die in ihren Anschauungen über die Ziele des Ordens weit auseinander gingen. Während jener allein die Zwecke des Bundes im Auge hatte, alles Formenwesen, das Knigge auf alle Weise förderte und selbst durch die Einführung von Bräuchen der katholischen Kirche noch zu erhöhen suchte, nur als wertloses Kinderspielzeug und unnötigen Flitterkram betrachtete, schreckte dieser als feiner vorsichtiger Weltmann vor den Folgerungen seines Genossen zurück. Neugier und Ehrgeiz hatten ihn in den Orden getrieben: nicht ohne selbstsüchtige Überlegung brach er mit Weishaupt, als er drohende Gewitterwolken heranziehen sah. Klagend schrieb bald darauf Weishaupt an einen seiner Freunde: „Ich bin aller Hilfe beraubt: Sokrates, der ein Kapitalmann wäre, ist beständig besoffen, Augustus steht im übelsten Rufe, Alcibiades sitzt den ganzen Tag vor der Wirtin und schmachtet.“ In allen Verhältnissen trat bald der Eigennutz der einzelnen störend hervor; die einen wollten durch den Orden eine Hofmeisterstelle oder ein Amt erhalten, die anderen Geldunterstützung und wendeten sich unwillig ab, wenn ihrer Forderung kein Genüge geschah. „Mir möchte das Herz bluten“, schrieb Weishaupt, „wenn ich soviel Eigennutz und so wenig Liebe für das Ganze erblicke.“

Wirksamer jedoch als der Sturm im Innern arbeiteten die allmählich lauter werdenden Angriffe von außen an dem Verderben des

Ordens. Rosenkreuzer, Freimaurer strengerer Richtung und frühere Genossen, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, reichten den am baierischen Hofe noch immer allmächtigen Mitgliedern des aufgehobenen Jesuitenordens die Hand, die Illuminaten zu Fall zu bringen. Auf Grund von verdächtigen Urkunden, die Verräter ihnen lieferten, gelang es den Jesuiten den Kurfürsten zur Verfolgung und Ausrottung einer Verbindung zu bestimmen, der einer seiner Minister, mehrere seiner täglichen Gesellschafter, die besten Köpfe Baierns und die Glieder der ersten Familien des Landes angehörten. Am 22. Juli 1784 erfolgte das Verbot aller Gesellschaften, die geheim oder ohne landesherrliche Genehmigung gestiftet waren; im folgenden Jahre schritt man unter dem Vorwande, daß das erste Verbot nicht befolgt sei, gegen alle Ordensmitglieder ein, denen man auf rechtlichem Wege nichts anhaben konnte. Man erklärte ihre Lehren für staats- und sittenverderbend, warf ihnen selbst Giftmischerei und Menschenmord vor; aus allerlei aufgefundenen Papieren nahm man immer neue Vorwände zu Anklagen und ebenso grundlosen wie rücksichtslos vollzogenen Verfolgungen. Die verdientesten Männer gerade suchte man am meisten zu treffen; man wollte das Licht, welches die Illuminaten in die baierische Finsternis gebracht, gründlich wieder auslöschen. Weishaupt, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, rettete sich und fand bei dem Herzog Ernst in Gotha einen Zufluchtsort, wo er im Jahre 1830 starb. Der schlaue Knigge, der sich schon 1784 zurückgezogen, predigte fortan salbungsvoll gegen alle geheimen Gesellschaften.

Wenngleich überall die ehemaligen Teilnehmer des Ordens unter eine Art polizeilicher Aufsicht kamen, so übten doch die norddeutschen Regierungen wegen der Freimaurer mit ihnen Nachsicht. Ihre heftigen Gegner, die Rosenkreuzer, weinten ihnen freilich keine Thräne nach; sie hatten auch trotzdem, daß ihre Leiter in hohen Stellungen in Berlin waren und als Minister einen bedeutenden Einfluß ausübten, schon damals genug zu schaffen, um den zahlreichen Angriffen früherer Mitglieder gegenüber den Fortbestand ihres Bundes in der bisherigen Weise zu sichern. Selbst Männer, die in alter Treue zu ihm hielten, begannen um die Zukunft besorgt zu werden und erwarteten Hilfe von den Jesuiten, die sie als die eigentlichen Leiter des Ordens ansahen. Wenn die Oberen auch fortfuhren mit dem Schein größter Zuversichtlichkeit und mit festem Vertrauen für die Zukunft allen Warnungen entgegenzutreten, so waren sie sich doch der Bedenklichkeit der Lage wohl bewußt. Mochte auch Wöllner noch 1788 schreiben, es gebe noch Auserwählte Gottes unter dem

Menschengeschlechte, die durch Reinigkeit der Seele über den Rest der Sterblichen erhoben und daher mit dem Hauptschlüssel der Natur versehen zur verborgenen Ökonomie Gottes in der Welt gehörten und bei dieser einzig wahren Idee von dem Orden alle elenden Vorspiegelungen von Jesuiten verlachen könnten: die Führer wußten, daß es nicht in ihrer Macht stehe, auch nur eins ihrer Versprechungen zu halten, daß alle Versuche, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und den Stein der Weisen herzustellen, sich als vergeblich erwiesen; wie gläubig sie auch in die ganze Sache eingetreten waren, sie „seelzagten", wie G. Forster an einen Freund schrieb; er meinte: „die Jesuiten müßten sich eine andere Hülle suchen, weil diese zu ihrem Endzweck nichts mehr tauge; hinter dem Vorhange sei alles stille geworden." In der That, die Leiter des Bundes hatten erreicht, was sie für ihre Personen nur wünschen konnten, und waren klug genug den Widersachern ihrer amtlichen Thätigkeit nicht durch nachweisbares Festhalten an der Rosenkreuzerei lästige Angriffspunkte zu bieten und ihre Stellungen zu gefährden; sie zogen sich mehr und mehr von der bisher im Geheimbund auch nach außen hin geübten Thätigkeit zurück. Selbst in der Loge „zu den drei Weltkugeln" in Berlin, seit 1776 einer Hauptstätte des Ordens, wurden gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms II. die Führer stiller und stiller; man legte die rosenkreuzerischen Akten beiseite, sprach nicht mehr von Geistersehen und Citieren, noch von Goldmachen, noch von dem roten Astralpulver und dem Schemhamphorasch (= Unaussprechlichen) und nahm als kluge Leute seine Maßnahmen. Auch Mitglieder des Freimaurerbundes, die früher eifrige Rosenkreuzer gewesen, suchten jetzt alles zu beseitigen, was an das Unwesen in ihren Logen erinnern konnte, und am Ende des Jahrhunderts war der Rosenkreuzerbund von denen, die zuletzt noch an seiner Leitung beteiligt gewesen oder auf ihn ihr Vertrauen gesetzt hatten, völlig aufgegeben, wenn sich gleich später noch in Königsberg ein alchemistischer Verein erhielt, der sich auf die Rosenkreuzer zurückführte. Die alten Bestrebungen fanden in der Wissenschaft seitdem nur Spott und Hohn; man ahnte nicht, daß der Gedanke, der denselben zu Grunde lag, in anderer Weise wieder aufleben sollte. Wohl ist in der Gegenwart die Alchemie in dem Sinne der Gewinnung des Steins der Weisen völlig vergessen; aber doch steht heute die Chemie vor einer Aufgabe, der wohl an die Bestrebungen derselben erinnert. Die bis jetzt gültige Definition der chemischen Elemente genügt der wissenschaftlichen Forschung nicht mehr; man will die bis jetzt als elementar geltenden Körper noch weiter zerlegen, zu noch einfacheren Grundstoffen gelangen, aus denen

dann die Nichtmetalle wie Metalle wieder durch Zusammensetzung hergestellt werden könnten. Wäre das erreicht, so würde die Metallverwandlung gelungen sein, und der Traum der Alchemisten hätte sich erfüllt.

Außer den Rosenkreuzern hatten sich zum Teil als Nachahmung derselben überall in Deutschland kleinere Bünde gebildet. In Süddeutschland blühten kurze Zeit „die Ritter und Brüder Eingeweihten St. Johannis des Evangelisten aus Asien", in Norddeutschland die „afrikanischen Bauherrn" des Kriegsrats Köppen in Berlin, an anderen Orten die „Kreuzbrüder" des Grafen Christian von Haugwitz; manche verfolgten auch nur moralische Zwecke und faßten bloß einen harmlosen Verkehr unter Männern oder unter beiden Geschlechtern mit maurischen oder der Maurerei ähnlichen Gebräuchen ins Auge, wie der Orden der „Glückseligkeit", in Hamburg gestiftet, der Orden der „Weisheit" in Celle, der Orden der „Hoffnung", der „Kette" oder der „Pilgrime" in Thüringen, der „Tugend und Ehre", der „Eintracht", „Einigkeit" u. a. m. Alles zeigt, wie das ganze Leben jener Zeit von der Sucht nach Geheimbünden bestimmt ward. Die Litteratur ist von ihren Ideen erfüllt, und eine Reihe von gleichzeitigen Schilderungen läßt uns in das seltsame Treiben einen tiefen Blick thun. „In der Zeit", erzählt ein zuverlässiger Berichterstatter, „da ich in dem Rufe von höheren Kenntnissen stand, ohne mich je solcher Dinge gerühmt zu haben, besuchte mich eine Menge Liebhaber der Kunst, Mystiker und Abenteurer. Wie manchen reisenden Goldmacher lernte ich da kennen, der nicht nur keinen gesunden Menschensinn hatte, sondern auch, indem er sich der höchsten alchemistischen Kenntnisse rühmte und in die Tiefen der zeugenden Natur bringen wollte, wahrlich nicht hätte klar demonstrieren können, woher es kommt, daß ein Kessel voll Wasser auf dem Feuer zum Kochen gebracht werden kann! Wie mancher Universalarzt, der nicht deutlich wußte, wie die Verdauung bei den Menschen geschieht! Es kamen auch Schüler aus fremden Mysterienschulen zu mir und erzählten mir, wie ihre Oberen mit ihnen verfuhren, und da schlug ich denn zuweilen die Hände über dem Kopf zusammen aus Verwunderung, welcher kindischen Spielereien sich diese zuweilen bedient hatten, um sehr vernünftige Menschen zu hintergehen, und noch mehr darüber, daß es ihnen so oft gelungen war. Ein verständiger Mann erzählte mir: er müsse seinem Aufnehmer die Briefe einhändigen, welche derselbe ihm befehle an die Oberen zu schreiben; der Rezipient lege dieselben in seiner Gegenwart auf den Ofen, und in wenig Minuten finde er statt des Briefes die Antwort darauf liegen. Offenbar war dies

der platteste, bekannteste Betrug. Er mußte nämlich den Brief mit einer chemischen Tinte schreiben, welche durch die Hitze verschwindet, und dann erschien die Antwort, welche schon vorher auf das Papier mit einer Tinte geschrieben war, die nur durch die Wärme zum Vorschein kommen kann. Ein anderer sagte: die Oberen hätten ihm einen Stein verehrt, denselben müsse er in der Tasche tragen; zu gewissen Zeiten nun fange der Stein an brennend heiß zu werden; das geschehe immer, wenn die Oberen ihn an etwas erinnern wollten; wenn er denselben dann hervorzöge, so erschienen brennende Buchstaben darauf. Gewiß war dieser Stein nichts weiter, als ein hohler, durchsichtiger Körper, gefüllt mit einer Materie, die, wenn sie durch die größere Wärme dessen, der ihn bei sich trug, erhitzt wurde, schmolz und Buchstaben erscheinen ließ. Ich selbst kann dergleichen Bilder verfertigen. Damals forschte ich auch fleißig nach alten Manuskripten, Freunde teilten mir einige mit, und ich spürte nach, wo ich wußte, daß dergleichen aufbewahrt wurden. Ich ließ mich Geld und Mühe nicht verdrießen, bekam alte Rosenkreuzerpapiere, alchemistische Prozesse, Geisterbeschwörungen und mehr solcher Ware in Menge. Aber der gesunde Menschenverstand empörte sich bei dem unsinnigen, widersprechenden Zeuge, das darin stand."

H. Kopp: Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Heidelberg 1888. O. Henne Am Rhyn: Kulturgeschichte der neueren Zeit. Leipzig 1871. — Schlosser: Geschichte des 18. Jahrhunderts. Berlin 1879. — H. W. Schaefer: Die Alchemie. Flensburg 1887.

48. Das Räuberweſen am Schluß des 18. Jahrhunderts.

Wer heute ungefährdet durch die deutſchen Lande reiſt, vermag ſich kaum eine Vorſtellung von dem hohen Grade der Unſicherheit des Lebens und des Eigentums zu machen, die noch vor hundert Jahren und darüber hinaus in vielen Gegenden unſeres Vaterlandes herrſchte. Geht man auf die Quellen zurück, ſo kann man ſich nur mit Staunen und Verwunderung fragen, wie es möglich geweſen, daß in ſo kurzem Zeitraum, der die Gegenwart und die jüngſte Vergangenheit trennt, von einem Zuſtande halber Barbarei ſo rieſige Fortſchritte zu einem menſchlichen und ſittlichen Zuſammenleben haben gemacht werden können. Wohl gibt es noch heute verſteckte Böſewichter und Zuchthäusler in Menge, aber ſie ſind Kinder an Macht, verglichen mit ihren in dichten Maſſen über ganz Deutſchland verbreiteten und verbundenen Vorfahren, vor deren Raub- und Mordwut nicht einmal die Mauern und die ausgebildete Polizei großer und volkreicher Städte ſchützten, geſchweige die Wachen in den Höfen, Dörfern und Mühlen, wo man ſich niemals ohne Beſorgnis zur Ruhe niederlegen konnte, daß über Nacht durch Einbruch, Mißhandlung und Brandſtiftung Leben und Beſitztum gefährdet werden möchte. Es ſind Thatſachen, die, unſerem heutigen Leben gänzlich fremd geworden, als völlig unglaublich abgewieſen werden würden, wenn nicht zuverläſſige Berichte dieſelben verbürgten.

Das Räubertum hatte im dreißigjährigen Kriege eine ſo fürchterliche Weihe erhalten, daß ihm die richterliche Gewalt noch lange nicht über den Schutt nachzuklettern wagte, den es bei ſeinem Schwelgen im ſittlichen und materiellen Ruin überall hingeworfen hatte. Die ungeheure ungebändigte wüſte Praxis bildete die vollendete Lehrſchule, aus der wieder vollendete Meiſter hervorgehen mußten. So vollſtändig war der Sieg des Gaunertums, ſo ſicher ſein Verſteck mitten im bürgerlichen Leben, daß ſelbſt weibliche Gaunerhäuptlinge auftauchten, wie die großartige Gaunerin Anna Sophie, Falſette

genannt, welche die erfahrenſten Rechtsanwälte zu hintergehen wußte und mit dem Roſtocker Brandmark auf dem Rücken ſogar eine Ehe mit einem Patrizierſohn in Lübeck einging. Die Gewalt, welche das Gaunertum in allen ſozial-politiſchen Kreiſen erlangt hatte, wurde aber noch in hohem Grade verſtärkt durch den Triumph, den es über das ſittliche Gefühl davon trug. Bei aller Roheit des Räubers und des Mörders wußte eine Anzahl verkappter Banditen ſich mit großer Unbefangenheit und Feinheit im bürgerlichen Leben zu bewegen und ſelbſt in die höchſten Kreiſe zu drängen. Ihr Fall und ihre Entlarvung galt darum nicht immer als der gewünſchte Sieg der Gerechtigkeit über das Verbrechen; dem Gauner und Mörder wurden überall, auch im Gefängnis und auf dem Schafott, die unverhohlenſten Kundgebungen des lebhafteſten Intereſſes zu teil; der gemeine Dieb und Mörder ward als der Held eines unglücklichen Romans betrachtet und ſein Verbrechen zur gefeierten Heldenthat erhoben, ſo daß jene eigentümlichen Schelmenromane aufkommen konnten, welche die beliebteſte Lektüre ihrer Zeit bildeten.

Erſt mit dem 18. Jahrhundert beginnt ein furchtbarer Kampf der ſich allmählich aufraffenden Polizei und der Kriminalrechtspflege mit dem Gaunertum. Die Schafotte triefen vom Blute ganzer Banden, die dem Gerichte in die Hände fallen und oft nach unverantwortlich kurzer Verhandlung abgethan werden. In keiner anderen Zeit drängen ſich die gedruckten Berichte über abgeurteilte Verbrecherbanden ſo ſehr als in den zwei oder drei erſten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Man erkennt aus den einzelnen Prozeſſen deutlich die ungeheure Verbreitung des Gaunertums durch ganz Deutſchland und darüber hinaus und den zähen Zuſammenhang der einzelnen flüchtigen Gruppen zu einem verderblichen großen Ganzen. Dieſe Wahrnehmung konnte auch den damaligen Gerichts- und Polizeibehörden freilich nicht entgehen; allein der ungelenke und feierlich förmliche Gang derſelben war die Haupturſache, warum die gewaltige Gegnerſchaft, kaum berührt und beirrt durch den blutigen Kampf, ihr altes Handwerk nicht bloß geheim, ſondern offen unter den Augen der Behörden, ja hie und da geſchützt von großen Herren forttreiben konnte.

Aus der Zeit kurz nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege haben wir von einem Zeitgenoſſen eine Schilderung einer Räuberbande, wie ſie damals in deutſchen Landen zahlreich hauſten. „Die Spitzbuben“, ſagte er, „haben viele vornehme Herren unter ſich, auf deren Feldgütern ſie zuſammen kommen und auf gemeinſchaftliche Koſten zechen. Da geht dann alles herrlich zu, und wird der Bande vorgetragen,

daß sich einige zur Aufnahme gemeldet haben, so hält man darüber ein Kapitel, beratet deswegen und läßt einen nach dem anderen vorkommen und befragt ihn absonderlich auf nachfolgende Punkte: woher er sei? wie sein Name und Alter? ob er bereits einige Proben im Morden und Stehlen abgelegt? ob er schon auf der Tortur gewesen und solche dächte auszuhalten? Darauf gibt er zur Antwort, „er sei des Schenken Sohn von Holzendorf, sein Name sei Hans Heinrich Kehraus und 23 Jahr alt; der und der Ordensbruder könne ihm das Zeugnis geben, daß er den Edelmann in W. bestehlen und den Müller in N. habe ermorden helfen. Die Tortur habe er noch niemals ausgehalten, dieweil es aber bei diesem Orden so Manier, so wolle er solche zur Probe ausstehen.“ Weil nun in der Bande sich des öfteren Scharfrichter mit befinden, auch die Bande ihre eigenen Marterwerkzeuge hat, so muß der Neuling heran, wird viermal scharf mit ihm verfahren; nach geschehener Tortur muß er nachgesetzten Eid schwören: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, daß ich unserm Herrn Obersten über die ganze Bande, auch den andern Ober- und Unteroffizieren, ja dem ganzen Kapitel und Gemeinde will zeit meines Lebens treu und hold sein, ihrer allerseits Bestes helfen suchen, befördern und vermehren, auch sogar Vater, Mutter, Geschwister, noch weniger meiner Frau nichts offenbaren. Von der Rüstkammer und andern heimlichen Niederlagen und Wohnungen will ich bis in den Tod niemandem etwas offenbaren, allen Ordres, so ich empfange, sofort treu folgen, wenn es auch die Ermordung des Vaters, der Mutter und andrer nächster Freunde angehe. Auch wenn ich sollte gefangen, gemartert, ja gerädert werden, will ich niemand nichts verraten, sondern lieber den Tod leiden als etwas bekennen. Gelobe also dem ganzen Konvent getreu und hold zu bleiben bis in den Tod, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum seinen Sohn.“ Wenn nun solches geschehen, so geht es etliche Tage an ein Wohlleben, Fressen, Saufen, Tanzen und Buhlen.“ Dann führt der Berichterstatter uns in eine Rüstkammer und behauptet, selbst in einer derselben nicht weniger als folgende „Rüstung“ gefunden zu haben: acht Fässer Pulver, sechs eiserne Mordkeulen, dreißig Säbel, vierzig Flinten, sechzehn paar Pistolen, fünfundzwanzig paar Puffern, fünfzig starke Brechstangen, dreiundvierzig paar Wandschrauben, vierzig Pfund verschiedene Lichte, dreißig Blendlaternen, zweihundert falsche Bärte, sechzig Wachsstöcke, zwanzig eiserne Zangen, fünfundzwanzig Leitern, fünfzig Kornsäcke, sechzig hölzerne Knebel, hundert und mehr Klafter starker Schnüre, fünfundzwanzig Äxte, vierhundert Dietriche und Schlüssel, zweiundzwanzig paar Holzschuhe, dreißig Pfund gro-

den Hagelschaer, drei Schock Brandkugeln, hundert Marken von allerlei Farben, dreißig Messer, vierzig Handbeile, vierzig große Pechkuchen, fünfzig Pfund Lunte, dreißig Taschenfeuerzeuge, zwei Schock Flinten- und Pistolensteine, vierzig Pfund gedämpftes Pulver. „Angesichts dieser Rüstungen, meint er, könne man sich wohl denken, daß die Spitzbuben leicht kavabel seien unter Bürgern und Bauern einen Aufstand und Rebellion zu erzeugen."

Der Bettler und Zigeuner, die daneben eine große Landplage bildeten, konnte man sich noch erwehren, wie Hamburg im Jahre 1753 gezeigt hatte, als es gegen eine 400 Mann starke Bande solch plündernder und raubender Gesellen ein militärisches Kommando aussandte, aber dem immer mehr um sich greifenden Unwesen der eigentlichen Rauberbanden erwiesen sich alle Maßnahmen als nutzlos.

Die seltsamsten Vorschläge kamen zum Vorschein, um Wandel zu schaffen: einer wollte allen Banditen das Trommelfell sprengen lassen, damit sie sich nicht untereinander verständlich machen, ein anderer ihnen die Augen ausstechen, damit sie sich nicht erkennen könnten: war doch kein Gefangnis sicher, keine Bande fest genug, und keine Möglichkeit vorhanden, Flüchtlinge wieder einzufangen! Bei dem herrschenden Werbesystem fanden sie leicht Gelegenheit, sich in dem ersten besten Regimente als Soldat zu verstecken, um dann wieder zu desertieren und entweder zum Feinde überzugehen oder ungekannt und ungestört das alte Treiben unter verändertem Namen von neuem zu beginnen. Dazu kam, daß trotz aller Maßregeln die Sicherheitsbehörden seit der allmählichen Beschränkung und Aufhebung der Landesverweisungen an den Grenzen wenig Sorgfalt bewiesen; auch begünstigten die zahlreichen reichsunmittelbaren Territorien, womit Deutschland, namentlich am Rhein, übersäet war, nicht weniger als die unaufhörlichen Kriegsbewegungen und die dadurch hervorgerufenen unzähligen Ländertausche und Landesabtretungen, wo die Verwaltungen immer in andere, oft mit den Verhältnissen gänzlich unbekannte Hände übergingen, den Zug und Versteck des Gaunertums außerordentlich, und wenn auch die Errichtung berittener Sicherheitsbeamten sowie die Anlage von Steinstraßen den zahlreichen frechen Postberaubungen etwas Abbruch thaten und den Reisenden größeren Schutz gewährten, so war damit der ganze übrige Verkehr auf dem Lande und in den Städten durchaus noch nicht hinreichend geschützt; selbst die strengsten Kreisschlüsse in Franken, Schwaben und am Rhein bewiesen sich als völlig unwirksam.

Durch alle diese Umstände wurde dem Gaunertum in seiner äußeren Verbreitung und inneren Ausbildung ein sehr bedeutsamer

Vorschub geleistet, und dadurch erklärt sich der immer massenhafter anschwellende Inhalt der allmählich aufkommenden Gaunerlisten und die weitverbreitete, sorgsam gepflegte Kunst des Gaunertums, die man überall mit staunender Ahnung durchblicken sieht, bis man den ganzen Organismus zum erstenmal in der ausführlichen und klaren Darstellung des Sulzer Oberamtmanns Schäffer im „Konstanzer Hans" und in dem „Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben" (1793) in seiner ganzen Mächtigkeit kennen lernt. Aber noch eine traurige Wahrnehmung drängt sich dabei auf. Es ist die furchtbare sittliche Verschlechterung der Häuptlinge, die in diesem ganzen Zeitabschnitt grell vor die Augen tritt und selbst die Verworfenheit der Räuber in und nach dem dreißigjährigen Kriege erreicht, ja übertrifft. Trotz der Fühllosigkeit und Roheit, mit der die Banden jenes Krieges raubten und mordeten, findet man doch häufig noch einen Zug von räuberischer Romantik, den vorwiegenden Hang nach Abenteuern und räuberischer Tapferkeit hervortreten, sobald es keinen Widerstand mehr gab; in den schleichenden Gruppen des vorigen Jahrhunderts dagegen erkennt man die bedachte Schule des Verbrechers, den leisen Tritt des tückisch lauernden Bösewichts, der mit dem tiefsten Groll gegen die sich immer mächtiger heranbildenden Sicherheitsbehörden die Gelegenheit erschleicht, bei Nachtzeit den Schläfer überfällt, beraubt, unter scheußlichen Mißhandlungen langsam abschlachtet oder mit Kissen erstickt und zuletzt in Brand steckt, was er nicht mit sich schleppen kann. In jener Zeit des beginnenden, weit und breit gepriesenen modernen Humanismus fällt dieser Gegensatz um so mehr auf, als eine nicht geringe Zahl jener Räuber Anspruch auf Erziehung machen, ja zum Teil zur gebildeten und einzelne sogar zur gelehrten Klasse sich zählen durften. Allein die Bestialität, die sie zeigen, findet ihre Erklärung in einem anderen durchgreifenden Zug aller dieser Banden, in einem tierisch wilden Hange zur Wollust und in der Völlerei, dem Branntweingenuß, der manche Räuber im Rausche unversehens in die Hände der Gerichte und auf das Schafott lieferte.

So war der deutsche Boden von einer Pest sittlicher Verdorbenheit überzogen. Den Sicherheitsbehörden fehlte Blick und Kraft die grausigen Elemente zu bewältigen und zu bannen. Es bedurfte nur der tiefen Erschütterung, wie sie die französische Revolution hervorrief, um alle verderblichen Stoffe in Bewegung zu bringen. Wie durch einen Zauberschlag stand über ganz Holland und Deutschland und weit darüber hinaus eine freche verbrecherische Verbrüderung da, wie sie die Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat, in einem großen Ganzen und in einer fast zahllosen Verteilung über das weite Gebiet

verbreitet, in sich geschlossen und beweglich, hartnäckig und flüchtig, mit roher Gewalt und mit der feinsten Kunst und Berechnung handelnd, mit dem Mut der Verzweiflung um das Leben kämpfend und der Lebenslust bis auf die Hefe und bis zur eigenen Vernichtung fröhnend, Reichtümer zusammenraubend und in wahnsinnigem Genuß verschleudernd, mit der Armut unzufrieden und selbst den eigenen Besitz verachtend, kein Ziel und Ende wissend und in rasender Thatenlust unmenschliche Handlungen begehend, das geächtete Leben hundertfach in die Schanze schlagend und aus Angst vor Kerker und Schafott um jeden Preis für das Leben kämpfend, raubend, mordend!

Eine Eigentümlichkeit des deutschen Räubertums, die zugleich einen wesentlichen Grund für die Schwierigkeit seiner Bewältigung bildete, liegt in dem Umstande, daß es von jeher den organisierten Banden fast immer an bestimmten Führern gefehlt hat, denen, wie in Italien und Frankreich, eine beständige Disziplin und Obergewalt über die Untergebenen zugestanden hätte. Das für den dauernden Versteck einer und derselben stehenden großen Masse ungünstige Terrain und die vielen kleinen Bezirke scheinen in Deutschland der eigentlichen Räuberhauptmannschaft ein beständiges wirksames Hindernis entgegengestellt zu haben, wenngleich zu allen Zeiten und in jeder Bande die Mehrzahl der Genossen sich zum vollendeten Hauptmann eignete. Namentlich findet man in den rheinischen Scharen seit 1790 kaum ein Mitglied, das nicht solche Eigenschaften in vollstem Maße entwickelte. Zwar hielten die Banden zusammen, aber sie wählten sich für jeden einzelnen Anschlag einen Bahnherrn oder Balmassematten, der mit dem Brecheisen in der Hand Bahn brach und unbedingten Gehorsam forderte, bis das Unternehmen durchgeführt und die Beute geteilt war. Rasch ging die Bande auseinander, um in neuer Gruppierung an anderen Orten wieder aufzutreten. Aus denselben Umständen mag sich erklären, daß man von eigentlichen Gaunerschulen streng genommen in Deutschland nicht reden kann; auch ist eine schulmäßig-disziplinarische Organisation nur hier und da zu erkennen. So erhob Krummfinger Balthasar († 1745), der eine Bande von 150 Mitgliedern führte, einzelne seiner Genossen in den Adelstand, machte sie zu Regierungsräten, Hofräten und Amtmännern, hatte ein eigenes Siegel, handhabte nach einem geschriebenen Rechte, „dem Plattenrechte", die Ordnung und verhängte danach seine Strafen. Auch die niederländische Bande hatte bestimmte Grade. Zur ersten Klasse gehörten die Chefs, die Anführer, die bei dem Raube das Brecheisen in der Hand trugen, zur zweiten die Baldowerer, die einen reichen Mann auswittern, und obgleich sie nicht mitzogen, doch

einen beträchtlichen Teil des Raubes erhalten sollten, zur dritten die Veteranen, die Räuber, die fast im nämlichen Rang mit dem Chef standen und mit ihm zu Pferde oder in Chaisen an den oft weit entlegenen Ort des Raubes reisten, der Kern, die tüchtigsten, kühnsten der Banden. Die letzte Klasse bildeten die Jungen, d. h. junge liederliche Burschen, die sich in oder um den bestimmten Platz aufhielten und von dem Chef oder den Veteranen nur zur Ausführung des einzelnen Raubes angeworben und nachher wieder entlassen wurden.

Begünstigt durch die revolutionären Bewegungen in Brabant und Flandern erhob sich zunächst in Holland um das Jahr 1790 das Räubertum in jener furchtbaren Vereinigung der niederländischen Bande, die in steter Beweglichkeit sich bald in größeren Gruppierungen der Brabanter, holländischen und Mersener, bald in kleineren Scharen zusammenthat, in stetem Kampf mit den Behörden bald hier, bald dort hauste, an einem Ort verschwand, um an einem andern weit entfernten desto unerwarteter wieder aufzutauchen, bei energischen Verfolgungen auseinander stob und sich dann von neuem wieder zusammenfand, von der nördlichsten Spitze Frieslands bis nach Baiern, von der Seine bis über die Elbe hinüber, bald in Paris und Arras, bald in Nimwegen und Aurich, bald in Hamm und Köln, bald in Ansbach und Donauwörth alles in Schrecken setzte durch die unglaubliche Kunst und Verwegenheit, mit der sie die kühnsten Pläne entwarf und ausführte und ungeheure Schätze zusammenhäufte. Gerade die erstaunliche Gewalt und die weite Verbreitung dieser wie mit einem Zauberschlage dastehenden Bande gibt ein Zeugnis von der geschichtlichen Fortbildung des Räubertums und macht jenen mystischen Volksglauben begreiflich, der die Unthaten desselben seit Jahrhunderten begleitete und in unheimlicher Weise zu deuten anfing, wo die Justiz außer stande war, Licht zu verbreiten und die finstere Masse zu bewältigen.

In dieser Beziehung ist die ältere Mersener Bande von ganz besonderer Bedeutung; ein Geheimnis umhüllte ihre Organisation, das erst neuerdings völlig gelichtet ist.

Auf dem rechten Ufer der Maas, anderthalb Stunden von Mastricht, nordostwärts am Fuße eines Berges, der, mit dichtem, wildem Gesträuche überwachsen, hoch über das Maasthal emporragt, liegt, vom Geulflüßchen durchströmt, ein eben nicht großes, aber volkreiches Dorf, Mersen. Seit hundert Jahren und noch länger hatte mitten unter friedlichen Landbewohnern ein heilloses verworfenes Gesindel hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Was dazu beitrug, daß es

gerade dieſen Ort erkor, war einesteils die Nähe des holländiſchen, brabantiſchen, Lütticher, Jülicher und Aachener Gebiets, die Leichtigkeit, womit es von einem Diſtrikte in den andern wandern und ſich ſo dem Auge der Juſtiz entziehen konnte, andernteils auch der Zuſammenfluß einer Menge in dem Lande umherſtreifender Handelsjuden, die den Verkauf des Geſtohlenen förderten. Die Räuber, die in den erſten Zeiten ſich dort niederließen, waren aber nicht nur ein ganz anderer Schlag Leute als die Räuber der neueren Zeiten, ſondern hatten auch eine eigene Raubmethode. Die alten Merſener ſtürmten nicht wie die jüngeren die Thüren der Beraubten mit Gewalt, ſie griffen dieſe nicht perſönlich an und mißhandelten ſie nicht. Ihr Syſtem war gerade das entgegengeſetzte; ſie ſchlichen ſo leiſe, als ſie nur konnten, bei ſchweigender Nacht vor die Laden und Stuben reicher, vereinzelt wohnender Landleute, brachen unvermerkt ein und entſprangen mit dem Raube, oft ohne die geringſte Spur zurückzulaſſen. Diebſtähle dieſer Art geſchahen in den ſechziger Jahren des Jahrhunderts ſo häufig, mehrten ſich mit jedem Tage und blieben dabei in einen ſo geheimnisvollen Schleier gehüllt, daß der gemeine Mann ſie mit dem Böſen im Bunde glaubte. Unbegreiflich erſchien die Geſchwindigkeit, womit der Raub nach Merſen gelangte. Bald hatte die erhitzte Phantaſie ein ganzes Gemälde der Teufeleien entworfen. Unter einem blutigen ermordeten Körper, hieß es, verbänden ſich die Räuber mit gräßlichem Eide. Belial ſelbſt führe dabei den Vorſitz, muſtere die Glieder, gebe die Diebſtähle an und helfe ſie auch ausführen. Einem jeden der Bande ſtehe ein ſchwarzer zottiger Ziegenbock zu Gebote, mit dem er durch die Luft zu reiten pflege, um ſeinen Raub weit, weit herzuholen. Von dieſer ſonderbaren Reiterei bekamen ſie denn allgemach den Namen Bocksreiter. In langen Winterabenden wurden von nun an tauſend Geſchichten von dem Leben, den Thaten und dem ſchauerlichen Ende der Bocksreiter erzählt und weit über Deutſchland verbreitet.

Die Ordnung der Bocksreiter mit ihrem geheimnisvollen Weſen führt in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurück; in einer ſtillen Winternacht bei ſchwachem Mondlicht wurden die verſammelten Genoſſen von ihrem Anführer, dem „Chirurgen“ Kirchhof, bei der Kapelle von Hartogenrod in Eid und Pflicht genommen, nachdem ſie und „die Geiſter“ einander ewigen Dienſt und Treue verſprochen hatten.

Dieſer Räuberkontrakt iſt der erſte und einzige, der auf dem Gebiet des alten Reichs zum Vorſchein gekommen iſt; er zeichnet ſich aus durch die im dreißigjährigen Kriege übliche Teufelsverſchreibung.

Der verschlagene Hauptmann verstand den Aberglauben der Neulinge geschickt auszunutzen und ließ stets den Einfluß und die Mithilfe der Geister hervortreten, die er als Oberster zu bändigen und zu bannen wußte. Demnach

„verbinden sie sich miteinander, ihr Geheimnis fest zu bewahren und lieber mit sich ins Grab zu nehmen, als dasselbe aus feigem Mute oder aus anderen Absichten zu verraten. Wer es ausgeplaudert, soll mit den erdenklichsten Martern hingerichtet werden;

soll ihre Gesellschaft durchgängig aus Mannspersonen bestehen und kein Weibsbild unter ihnen zur Kameradschaft aufgenommen werden, wenn es auch wirklich mit den Geistern in Vernehmen stände, weil das unterirdische Geister sind und die sich nur mit Kuppeleien, Wahrsagen und Traumdeutereien abgeben, wodurch sich ihre Beflissenen selbst berüchtigt machen und verderben würden, wenn die gelehrte Welt mehr an Hexerei glaubte;

soll sich ihr Wesen bloß in Beraubung der begüterten Leute einschränken, bei Kleinigkeiten der Armen sich aber nicht aufhalten, weil keiner seine Umstände verbessern wird; auch soll wenigstens innerhalb dreißig Meilen jedesmal in gerader Linie von ihrem Orte an zu rechnen vor der Hand kein Raub vorgenommen werden;

wollen ihnen dieserwegen ihre vertraueten Geister jedesmal besonders, wo etwas zu schaffen sei, mit allen Bewandtnissen anzeigen, worinne sich dieselben nach der Fähigkeit der Person richten werden;

solches braucht nur an bequemer Stelle und Zeit mit einem leichten Gezischel von Benennung des Landes, Stadt, Platz, Beute und Angehörigen geschehen, wie es sich dann erraten lässet; wie denn auch die Geister selbst sie an Ort und Stätte bringen und das Verschlossene ohne Knall und Schall öffnen werden;

wollen die Verbundenen allezeit in der auf den Montag folgenden Mitternacht, als der Stunde des ersten Schlafes, sich an ihren Versammlungsort hierher verfügen, und können die, welchen der Gang zu fern oder zu ungelegen ist, von ihrem Geist hierher gebracht werden. Nach Verlauf von sieben Montagen sollen sie nur den siebenten Montag nachher um diese Zeit und alsdann gar nicht eher wieder hier erscheinen, als bis sie von ihrem Obersten hierher bestellt werden;

weil es nicht ratsam und schicklich ist, den gemachten Raub in ihre Wohnungen zu bringen, werden sie durch Hilfe ihrer Geister ihn, was Kostbarkeiten betrifft, zu gemeiner Teilung, das Grobe aber in unwegsame Höhlen und waldigte Lager bringen. Es wird durch vertraute Handelsleute in Geld gesetzt und die gelöste Barschaft dann erst in gleiche Teile verteilet;

welche den Verkauf beiorgen, werden keinen Unterschleif machen, oder die Geister sollen nicht nur ihren Trug entdecken, sondern auch Macht haben, solchen untreuen Brüdern die Hälse zu brechen;

erkennen die Brüder den Chirurgyn Kirchhof für ihren Obersten und genehmigen alles, was er in ihrer aller Namen beschlossen und ordnen wird, so gut als wenn sie es selbst unter sich gehandelt hätten;

dieses erste Jahr, vom Anfang der Errichtung zu zählen, soll nur das Noviziat heißen; alsdann werden sich die Brüder in förmliche Banden verteilen, die jedoch immer unter des Chirurgyn Kirchhof Kommando stehen;

außer dem Verteidigungsfall wird vor der Hand nicht gemordet, da es nicht von nöten ist und des Nachforschens und Geschreies wegen zum Anfange nicht dient;

bis zur Vollendung des Noviziats versprechen sich die Brüder den Geistern ihres Dienstes mit Leib und Seele ihre zu sein; die Geister dagegen verlangen nichts von ihnen weiter, als daß sie dabei immer ihren äußerlichen Gottesdienst abwarten und die Kirchenordnung halten als gute Bürger und Unterthanen. Katechismusexamen als nur für Kinder gehörig, sind als ekelhaft für Erwachsene auszunehmen. Wegen dem Taufbund geschiehet dessen nur Erwähnung als einer priesterlichen Zeremonie, deren sich wohl keiner trösten wird, wer sonst nichts zu leben hat, und er soll uns darum nichts angehen;

alle, daß sie darauf leben und sterben wollen, geloben ihrem Obersten, Chirurgyn Kirchhof, in die Hand, und jeder schreibet sich auf vorgelegtes Pergament mit Blute mit seinem Namen."

Die Unterschrift erfolgte bei einer Beleuchtung, „ohne daß man wußte, wo das Licht herkam, indem sich jeder in den linken Daum schnitt, Blut in die Feder sammelte und von Kirchhofen augenblicklich geheilet ward. Norbert Beesheysen schnitt sich bei der Gelegenheit in den Arm unter dem Ellbogen und verletzte, wie es schien, eine Schlagader, aber der Chirurgyn stillte das Blut durch den Anstrich von einem Balsam."

Es war nicht etwa Ehrfurcht oder Scheu vor dem gottesdienstlichen Gebäude, daß man den Akt vor der Kapelle vollzog, vielmehr ward unmittelbar nach der Unterschrift die Thür geöffnet und der Haufe hineingelassen. Die von fremdartigem Lichte erleuchtete Kapelle war mit blaugesterntem Himmel und Vollmond kunstvoll ausgeschmückt für ein „völlerisches Mahl, das als Angeld unserer treuen Geister von einem alten Einsiedler aus der Sakristei nur immer aufgetragen wurde. Die Geister sollten also thun."

Begünſtigt durch den Aberglauben und die Furcht des Volkes, hatten die Bocksreiter viele Jahrzehnte ihr Weſen getrieben, als die Juſtiz endlich durch vermehrte Strenge gut zu machen ſuchte, was ſie früher verdorben hatte. Um das Jahr 1770 ging es an ein Einziehen und Verhaften, an ein Foltern und Richten durch Strang und Rad. Der Häuptling wurde zu Tode gemartert, und das Blutvergießen nahm kein Ende, bis der zauberiſche Räuberverein völlig vernichtet ſchien, bis eine ganze Reihe von Häuſern durchs Schaffot verödet und ein großer Teil der Einwohner von Merſen den entſetzlichen Tod der Miſſethäter geſtorben war.

Aber die Merſener Bocksreiter waren trotz alledem nicht vollſtändig vernichtet; ihre Hauptführer entkamen und miſchten ſich mit der größtenteils aus Juden beſtehenden niederländiſchen und Brabanter Bande, die im Jahre 1790 unter dem ſchrecklichen Abraham Picard, „dem König der Nacht“, mit offener Gewalt hervorbrach; im Jahre 1796 zerſprengt, richtete ſie ſich unter Franz Bosbeck wieder in Merſen ein; auch hier verfolgt und zerſtreut, erſchien ſie nach zwei Jahren in Neuwied und Eſſen. Seitdem 1798 die Rheindepartements vollſtändig auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet waren, hatten die Räuber hier einen ſchweren Stand; ſo ſammelte ſich bald alles, was ſich gerettet, am rechten Rheinufer zu einer großen beweglichen Maſſe zuſammen, deren Einzelgruppen nie zu einer Stetigkeit und Abgeſchloſſenheit gelangten. Bald ſah man den Picard, den „Hampel hol mich“ als Hauptführer der Eſſener, bald der Neuwieder; bald war Schinderhannes unter den Neuwiedern, bald unter der eigenen Bande; auch hatte Fetzer in Deutz, Peter Sprung z. B. bei Aachen eine Räubergruppe, die alle aber wieder in die große Vereinigung zurücktraten, wenn die Umſtände es erforderten.

Dieſe Räubermaſſe wurde noch verſtärkt durch eine bedeutende Anzahl Häuptlinge, die im Mai 1798 bei Gelegenheit eines zu Daden im Dillenburgiſchen mit unglaublicher Verwegenheit unternommenen Raubes nach einer förmlichen Schlacht gefangen genommen und dann im folgenden Jahre 1800 aus ihrem Gefängniſſe in Weſel entſprungen waren. So begreift es ſich, daß alle Greuel und Gewaltthaten, mit denen ein Jahrzehnt vorher die Landſchaften des linken Rheinufers heimgeſucht wurden, ſich in noch furchtbarerer und zahlreicherer Weiſe auf dem rechten Ufer wiederholten. Das Auffallende des Umſtandes, daß Neuwied gleich dem heſſiſchen Eckeroth und Ramsthal dem Geſindel einen ſo langen und ſicheren Zufluchtsort bieten konnte, erklärt ſich nicht bloß aus der Leichtigkeit, mit welcher Fremden aller Art ohne Legitimation das Recht der Niederlaſſung eingeräumt ward: es

wird glaubwürdig berichtet, daß die gestohlenen Güter hinter dem Altar der Kirchen verborgen wurden, daß in Aachen, Neuwied und Essen die Polizeiwachtmeister falsche Pässe ausstellten, die Verbrecher warnten und ihnen die Stadtthore öffneten, daß ein Vikar selbst mit ihnen zechte und sie verbarg, daß sie in Eckeroth sicheren Schutz von der Obrigkeit erhielten, wenn sie nur dem Amtmann gehörigen Tribut zahlten. Wurden sie gefangen, so war es bei der schlechten Einrichtung der Gefängnisse und der Unzuverlässigkeit der Aufseher nicht schwer zu entweichen. Von dem berüchtigten Picard weiß man, daß er in Middelburg, in Lille, Mons, Gent, Münster, Wesel, Köln und noch an anderen Orten gesessen hat und jedesmal entflohen ist. In Neuß waren 1796 binnen wenigen Monaten die großen Räuber Hessel und Schläger je dreimal, der kühne Fetzer zweimal und außerdem Hüskes Hannes und Heckmann, der Steife Peter und Daniel verhaftet gewesen und nicht etwa zusammen, sondern nacheinander ausgebrochen.

Unglaublich war die Kühnheit und Verwegenheit, welche die Führer bei ihren Anschlägen zeigten. Als die Post zu Langenfeld (1799) beraubt werden sollte, bestellten Fetzer, Johann Müller und Schieman Engländer aus allen Gegenden Deutschlands die Räuber zur Sammlung; wie zur Schlacht zogen die vereinigten Banden aus, plünderten offen die Dörfer und schlugen sich mit der Wut der Verzweiflung gegen weitüberlegene Soldatenabteilungen und Bauern. „Johannes durch den Wald", machte sich an der Mosel ganze Gemeinden tributpflichtig; wenn sie nicht die Sicherheitswachen aufhoben, schrieb er ihnen:

Wir haben kein Papier mehr
sondern Feuer und Gewehr
und Kugeln und Blei.
Nun macht, daß es bleibt dabei.

An Markttagen setzte er sich mitunter auf irgend einen Felsen im Hunsrück und beachtete durch ein Fernrohr die heranziehenden Haufen, um verkleidete Gendarmen zu erspähen; dann hauste er auf einem in romantischer Gegend gelegenen Schloß Schmittburg, das unter französischer Herrschaft von armen Tagelöhnern bewohnt war. Die Räubergesellschaft bezog die Schloßkapelle. Als eines Tages die Gendarmeriebrigade durch das Thal ritt, eilten die Räuber ihnen in Gefechtsordnung entgegen. Jeder in den benachbarten Orten kannte ihren Aufenthalt, ohne ihn zu verraten; die jungen Burschen fanden sich gern bei ihnen ein und versorgten sie mit Munition; ja Bälle

wurden von den Räubern veranſtaltet und von der Landbevölkerung zahlreich beſucht.

Die erſtaunliche Verbreitung des Räuberweſens über ganz Weſt- und Norddeutſchland noch im Anfang dieſes Jahrhunderts, wie nur die dauernden Kriege ſie ermöglichten, läßt den ungeheuren Schrecken begreifen, der die Bevölkerung damals ergriffen hatte. Wenn ſchon in den großen Städten z. B. in Köln und Düſſeldorf, wo alles in den Herbergen des Laſters einen ſicheren Zufluchtsort fand, die gewaltſamen Einbrüche zu einer beunruhigenden Höhe ſtiegen, ſo war die Lage der Landbevölkerung eine geradezu furchtbare. Kaum war ein Gutsbeſitzer des Beſuchs wilder Soldatenhaufen enthoben und glaubte das Gerettete in Ruhe genießen zu können, ſo überfiel ihn die durch den Krieg begünſtigte Räuberrotte mit einer nichts ſchonenden Gewaltſamkeit. Im Departement des Donnersberges zu beiden Seiten des Rheins hauſte die meiſt aus Scherenſchleifern beſtehende Bande des Anton Keil; der große Jainkof trieb ſein Weſen im weſtlichen Deutſchland; am Main im Speſſart und Odenwald ſaß eine Bande, die ſich aus den Reſten der Gefährten des 1803 in Mainz hingerichteten, mit Unrecht berühmten Schinderhannes gebildet hatte, worunter Veit Krämer, Hölzerlips u. a. ſich auszeichneten. Eine größere und gefährlichere Maſſe bildete die Bande auf dem Vogelsberg mit dem Jonas Hoos, dem langen Friedrich u. a. an der Spitze; in Wetterau hauſten der Polengänger Hannes, der Schwarze Chriſtel oder Löffelhannes, der Heidenpeter; in Niederſachſen, an den Elbufern trieb der Magdeburger Karl ſein Weſen, im Braunſchweigiſchen der arge Zacharias, im Niederheſſiſchen, Paderbornſchen und Lippeſchen Itzig Muck und Leyſar Polack; in Ober- und Niederheſſen, Sachſen und Baiern raubte und mordete die große Bande unter den Brüdern Harting, in Braunſchweig und Fulda die Diemelbande unter Pollmann; im Waldeckſchen die Lumpenſammlerbande unter Röttcher und Bartel von der Velde, im Hannoverſchen die kleine, aber furchtbare Schar Klapproths; die Hadeler Bande ſtand unter den Gebrüdern Hilgen, und in der Kurmark trieb die Räuber- und Mordbrennerbande des Peter Horſt ihr entſetzliches Handwerk.

Mit einem beinahe verzweifelten Grimm wurde der Kampf von den Behörden gegen das freche Geſindel aufgenommen und dem Unweſen einigermaßen Einhalt gethan. Vor allem griffen die Gerichtshöfe zu Marburg, Kaſſel, Heiligenſtadt, Hannover, Darmſtadt, Gießen und Heidelberg mit eiſerner Strenge durch. Kaum aber war eine leidliche Ruhe hergeſtellt, ſo brachten neue kriegeriſche Bewegungen alsbald die alte Unſicherheit hervor. Unter den Kämpfen gegen die

französische Zwingherrschaft (1813) durch die allgemeine Erregung ermutigt und namentlich von der französischen Gendarmerie befreit, ergriff das verwegene Gesindel allerorten wieder das gewohnte Handwerk. Es gab kaum einen von den französischen Truppen geräumten Ort, wo nicht die Verbrecher auch ihre Banden sprengten. So entsprangen im September 1813 allein in Kassel bei der Besetzung durch russische Truppen 171, in Heiligenstadt 88 Sträflinge, um sich von neuem zusammenzuscharen. Erst allmählich gelang es in den folgenden friedlichen Zeiten durch Energie und Ausdauer der Behörden und die alsbald wieder eingeführte Gendarmerie das Gesindel zu Paaren zu treiben.

So hatten die Banden, angesteckt von dem kriegerischen Mute der siegreichen Feldhauptleute, hier von Abenteurerlust getrieben, dort von der Verzweiflung erfaßt, mitten auf dem Kriegstheater das Eigentumsrecht fast drei Jahrzehnte in einer Weise bekriegt, daß die Wechselfälle des Krieges weit hinter den Schrecken, der vor ihnen herging, zurücktraten.

Ins östliche und südliche Deutschland ist wenig mehr von diesen Räubergeschichten herübergeklungen, als der Name Schinderhannes, der doch nur ein minder bedeutender Ausläufer dieser Räuberheroenzeit war. Im Rheinlande lebt dagegen noch die Erinnerung an die drangsalsvolle Zeit in zahlreichen Volksbüchern fort. In den Schenken und Wirtsstuben erzählt man von Damian Hassel dem Studenten, vom großen Fetzer und seinem heroischen Tode; der Turm am Rhein, aus dem er einst entsprang, heißt im Volke Fetzerturm, und der Spielmanns Matthias ist noch heute eine wohlbekannte Gestalt.

Über die Zustände in Köln zur Zeit der Räuberbanden gibt folgende Schilderung eines Zeitgenossen ein bezeichnendes Bild.

„Einbrüche und schauerliche Räubergeschichten gehörten bei uns zum täglichen Leben, und wir Knaben waren so darin eingeweiht, daß wir sie als etwas betrachteten, was eben nicht anders ist und sein kann. Sie drohten einem jeden wie andere Unfälle, und wer davon verschont blieb, der pries sich glücklich. Wie das Hemde uns näher ist als der Rock, so interessierte es uns daher auch mehr, wenn es hieß, der Fetzer ist wieder losgebrochen oder die und die Bande ist wieder da und dort eingebrochen, als wenn es hieß, die Österreicher haben die Franzosen geschlagen oder der oder jener General kommt über den Rhein gezogen. Wenn einer oder der andere der großen Räuber gefangen und eingebracht wurde, erfreute es wohl; die Freude war aber doch mit einem geheimen Schauer verbunden, denn man zweifelte gar nicht, daß er bald wieder losbrechen müßte.

Eine allgemeine Verfolgung und Ausrottung des Unwesens hielten wir für ganz unmöglich, und es gehörte auch in der That, um dies möglich zu machen, das Genie und die rastlose Ausdauer eines so ausgezeichneten Mannes wie der Staatsprokurator Keil dazu. Namentlich waren wir in Köln, der großen und reichen Stadt, immer von Schrecken erfüllt; denn jeder wußte, daß eine gute Anzahl der Räuber hier immerfort ihren Aufenthalt hatte, entweder wenn sie auf der Lauer lagen oder wenn es galt, ihre geraubten Schätze zu verprassen. In den tausend Schlupfwinkeln der winkligen Stadt fanden sie ebenso viel Gelegenheit sich den Augen der Sicherheitsbehörden zu entziehen. Es war gar kein Geheimnis, daß einer ihrer Hauptagenten, der nur vermittelte und zubrachte, selbst aber nicht stahl, mitten unter uns wohnte. Ich sah ihn oft, als Knabe, den berüchtigten Spielmanns Matthias drüben in Deutz an der Brücke stehen. Wenn er mit seinen schlauen Augen umher grinste, sich den Mund strich und uns Schulknaben grüßte, überschauerte es uns wohl, und wir liefen in plötzlicher Furcht davon. Das hinderte uns aber nicht, wieder umzukehren und ihn uns wieder anzusehen, denn er war ein berühmter Mann und nahm die Achtungsbezeugung auch ganz wohlgefällig an. War er mit jemand im Gespräch, so wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte, daß wieder ein neuer Einbruch beraten werde. Das wußte jeder, der Spielmanns Matthias stand aber lange Jahre unangefochten an der Brücke zu Deutz.

Man hätte wenigstens glauben sollen, daß die Räuber, die ihre Thätigkeit auf der einen Seite bis Holland, auf der anderen bis zum Main ausdehnten und bald auf der französischen, bald auf der deutschen Seite des Stromes die schnellste und genaueste Kunde von allen Gelegenheiten erhielten, wo etwas zu machen war, die Stadt, wo sie Schutz, wenigstens einen Versteck fanden, verschonen würden; dem war aber nicht so, auch hier waren Einbrüche und Beraubungen der gewaltsamsten und verwegensten Art an der Tagesordnung, wie zum Hohn der Polizei- und Militärmacht, die immer zu spät auf dem Platze war und auch wohl unter den Bürgern nicht die nötige Unterstützung fand; denn die Furcht vor der Rache der Banden war zu groß. Man wußte mit Bestimmtheit, daß die Gesellen in einem bestimmten liederlichen Winkel der Stadt, bei einem Wirte, ihr Asyl hatten, aber die Nachsuchung, nachdem ein Diebstahl begangen war, kam immer zu spät, die Vögel, die guten Wind hatten, waren wieder ausgeflogen.

In einer Nacht, wie ich mich noch sehr wohl entsinne, ward an unser Fenster geklopft; Bekannte riefen uns zu, drunten in einem

Eckhause werde bei einem Kaufmann jetzt eingebrochen, wir möchten uns vorsehen! Was darunter zu verstehen und wie wir uns in acht nehmen sollten, das wußte ich nicht. In uns Knaben war die Neugier noch mächtiger als der Schreck, und wir stiegen auf den Speicher, um zu sehen, was zu sehen war. Es war wirklich von der Bande eingebrochen, nachdem mit dem Rennbaum die Hausthür eingestoßen worden, und die Räuber hatten wirklich in der volkreichen Stadt noch geplündert, als die nächsten Straßen schon allarmiert waren. Erst als die bewaffnete Macht heranrückte, machten sie sich auf die Flucht, aber mit ihrer Beute! Jetzt wußte ich, was die Warnung bedeutete; wir sollten uns vorsehen. Die bepackten Räuber verschwanden unter den Augen und fast schon im Zusammenstoß mit ihren Verfolgern in oder zwischen den Häusern, — um über die Dächer zu klettern. Um dies zu begreifen, muß man die damalige und zum Teil noch heutige Bauart der kleinen Giebelhäuser vor Augen haben. Ich sah mit meinen eigenen Augen drei der verfolgten Kerle über eine niedrige Mauer sich auf die Dachrinne schwingen, zwischen dem Hause, wo ich wohnte, und dem des Nachbarn und zwar mit schweren Säcken auf den Rücken. Sie liefen behend wie die Katzen. Mein Herz pochte etwas heftiger bei diesem nächtlichen Abenteuer, als wenn ich es in dem schauerlichsten Räuberroman gelesen hätte; aber es müssen auch ältere Herzen als meines gepocht haben, denn es sahen sehr viele, was ich sah, aber die Räuber wurden nicht angehalten. Auf der andern Seite sprangen oder ließen sie sich mit derselben Behendigkeit hinunter, und so viel ich mich entsinne, sind nur wenige von ihnen ergriffen worden. Das war ein Fall; es machte aber im Anfang nicht mehr Aufsehen, als wenn es etwa geheißen hätte: im Eckhause brennt der Schornstein oder sie prügeln sich auf Tod und Leben. — Eine ungeheure Sensation machte dagegen Fetzers Hinrichtung; man bedauerte ihn nicht, er hatte es völlig verdient, aber der kräftige junge Mann, mit der breiten Riesenbrust, der so frisch zum Tode ging wie zu seinen Abenteuern, der so freimütig bekannt hatte und noch auf der Guillotine der Held war, wie sein Leben hindurch, weckte eine ungemeine Teilnahme, und die von den Tausenden, die es mit ansahen, noch leben sollten, werden den Eindruck nie vergessen."

Avé-Lallemant: Das deutsche Gaunertum. Leipzig 1858. — Becker: Die Geschichte der rheinischen Räuberbanden. Neuer Pitaval: Bd. 35.

49. Geistige und politische Strömungen und gesellschaftliche Zustände nach den Befreiungskriegen.

Die napoleonische Gewaltherrschaft war gefallen, und die Thore eines neuen Zeitalters schienen sich für Deutschland zu öffnen. Von überschwenglichen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt, erwarteten so manche Patrioten, Fürsten und Völker würden sich zur Wiederaufrichtung und Neugestaltung des Vaterlandes brüderlich die Hände reichen. Wie hatte nicht das Volk gelitten und welche Treue und welchen Gehorsam doch gegen seine Fürsten bewährt!

„Wenn Deutschlands Fürsten je vergessen können", hatte schon ein Vaterlandsfreund um das Jahr 1802 geschrieben, „daß Deutschlands Völker, die in diesem langen, gefährlichen und schrecklichen Kriege das meiste gelitten und am ärgsten gelitten haben, weil sie ganz unschuldig daran waren, doch trotz alledem und trotz aller Versuchungen, an denen es nicht fehlte, gleichwohl ihnen und ihren Gebräuchen getreu geblieben sind, so sind sie — ich wage es zu sagen und sollten sie mir es auch noch so übel deuten — nicht wert, Fürsten solcher Völker zu sein. Wäre nach diesem Kriege ein Denkmal zu errichten, so müßte es ein Denkmal der deutschen Volkstreue sein, von deutschen Fürsten, mit dieser Inschrift: „dem deutschen Volke errichtet und geweiht!" Aber das Denkmal, welches dem deutschen Volke in Wirklichkeit errichtet ward, trug ein anderes Gesicht als jener Patriot ersehnt hatte. Die Bundesakte vom 8. Juni 1815 erfüllte keinen berechtigten Wunsch, brachte weder nach seiten einer kraftvollen Einheit des Ganzen, noch nach seiten zeitgemäßer Einrichtungen der Einzelstaaten eine befriedigende Ordnung der inneren Verhältnisse. Für ein einheitliches Recht, für eine gemeinsame Handels- und Gewerbepolitik war nichts geschehen, und die dem einzelnen Unterthanen gewährten Rechte bestanden fast lediglich in der Freiheit der Übersiedelung aus einem Bundesstaat in den anderen; nur die Unterschiede wurden aufgehoben, die bisher noch in

Bezug auf bürgerliche und politische Rechte in manchen Staaten für die Bekenner der christlichen Bekenntnisse bestanden hatten. Auch das Verlangen nach zeitgemäßen Landesverfassungen war mit dem nichtssagenden Satze abgefertigt: „in allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden!"

Nicht weniger täuschten alle Hoffnungen, die man auf die Nachwirkung der hohen Begeisterung des norddeutschen Volkes für die Gestaltung des Vaterlandes gesetzt hatte. Statt Teilnahme an Fragen der Politik und des Verfassungswesens, an jener „neuen Freiheit" zu zeigen, mit deren Einzuge „selbst die einsamen Bräute und Witwen süße Thränen weinen" sollten, war alle Welt von einer tiefen Sehnsucht nach Ruhe und friedlicher Arbeit erfüllt und empfand nur noch mehr den Druck der wirtschaftlichen Sorgen, die auf jedermanns Schultern lasteten.

Deutschland war wieder das ärmste von allen Ländern Westeuropas geworden; Handel, Gewerbe und Ackerbau seufzten unter den Nachwehen des Krieges, manche Quellen des Erwerbs waren gänzlich versiegt oder drohten zu versiegen. Die unter dem Schutze des napoleonischen Kontinentalsystems großgezogenen Industrieen verloren plötzlich ihren Markt in Frankreich, Holland und Italien und vermochten den mit überwältigender Macht andrängenden Mitbewerb englischer Manufakturen nicht zu bestehen. Handel und Industrie krankten an dem „wunderbaren Wahnsinn der Deutschen, ihren eigenen Verkehr durch Zölle zu töten." Ohne gemeinsame Münze und Gewicht, ohne wirtschaftliche Einheit, die erst später langsam durch Preußen schrittweise durch Verträge von Staat zu Staat zu erreichen war, durch zahlreiche Mauten, die das Land durchschnitten, von den eigenen Landsleuten abgetrennt, kämpfte man einen vergeblichen Kampf. Selbst die auf dem Wiener Kongreß beschlossene Maßregel, daß Rhein, Elbe und Weser für alle Schiffe frei sein und die drückenden Flußzölle auf Ersatz der zum Besten der Schiffahrt aufgewendeten Kosten beschränkt sein sollten, trat erst nach längerer Zeit ins Leben.

In gleichen Sorgen wie Handel und Verkehr lag die Landwirtschaft. In manchen Ländern hatte die neue Zeit keine Spuren hinterlassen; in Mecklenburg bestand noch Leibeigenschaft bis zum Jahre 1820; hier gab es 1840 noch 83 Zollstätten, an denen der Ritter frei vorüberzog, die der Reiche, der seine Bedürfnisse im großen steuerfrei einführen konnte, umging, während der Arme alles, was er brauchte, im Lande besteuert kaufen mußte. In Kurhessen ward die Zeit von 1806 bis 1814 als nicht vorhanden betrachtet; alle

alten Verhältnisse, die früheren Steuern und Mauten lebten wieder auf, die bäuerlichen Fronden und Dienste kehrten in alter Weise wieder. In anderen Gegenden Norddeutschlands, wie in der Mark Brandenburg, begann von neuem das schwere Ringen um die ersten Anfänge bürgerlichen Wohlstandes. Mit ruhigem Vertrauen waren die kleinen Leute, die Bauern und die Arbeiter, wieder an ihr Tagewerk gegangen, hatten geduldig das Los der Entbehrung, das ihnen als Preis nach so vielen Siegen zugefallen, von neuem über sich genommen, da kam mit den Jahren 1816 und 1817 eine Hungersnot über die Lande, derengleichen man seit 1772 nicht mehr erlebt hatte. Monatelang strömte der Regen vom Himmel, alle Flüsse traten aus den Betten, in Mittel- und Westdeutschland ging fast die gesamte Ernte zu Grunde. Noch im Frühjahr 1817 sah man am Rhein blasse jammernde Menschen die Felder durchstreifen und die verfaulten Kartoffeln vom vorigen Jahre ausgraben. Eine Getreidezufuhr auf weite Entfernungen war gänzlich unmöglich, da der Krieg die wenigen Landstraßen verwüstet hatte und selbst die Postwagen im Winter mit sechzehn, ja zwanzig Pferden Vorspann oft kaum durchzukommen vermochten. Und dieser ohnehin kümmerliche Verkehr ward vollends zerstört durch die vorsorglichen Maßregeln der Landesherrschaften. Österreich verbot sofort nach dem Eintritt der Teuerung die Ausfuhr des Getreides und gab damit das Zeichen zu einem allgemeinen Zollkrieg in Süddeutschland. Baiern, Würtemberg, Baden und Darmstadt sperrten ihre Grenzen und brachten den Getreidehandel im Oberlande gänzlich zum Stocken. In Frankfurt a. M. ging das Futter aus, die Bundestagsgesandten zitterten für ihre Wagenpferde, und der österreichische Vertreter mußte im Namen seiner Genossen eine Bittschrift an die Krone Baiern richten, damit eine Hafersendung von der bairischen Maut endlich durchgelassen werde. Während die Mehrzahl der norddeutschen Regierungen sich ernstlich bemüht zeigte, durch Erleichterung des Verkehrs dem Notstande abzuhelfen, gab der Kurfürst von Hessen ein Beispiel besonderer landesväterlicher Fürsorge. Als das baltische Getreide, das er während der Hungersnot bestellt hatte, zu spät anlangte und die Preise inzwischen schon gefallen waren, zwang er die Kasseler Bäcker ihm dasselbe zu 12 Thaler 2 Groschen für das Kasseler Viertel abzunehmen, obwohl der Marktpreis im Lande nur auf 7 Thaler stand.

Unter dem Gedränge solch wirtschaftlicher Sorgen, wie sie Stadt und Land bedrückten, blieb kein Raum für politische Leidenschaft. Im Durchschnitt ärmlich, an Haus und Geschäft gefesselt, hatte der deutsche Bürger nicht Gewöhnung und Zeit für öffentliche Dinge,

nicht Sinn und Begriff für die Geschichte und die Verhältnisse des Staates, ja kaum für die der Gemeinde. Er wäre gern jeder bürgerlichen Pflicht ledig gewesen und hätte dafür auch bereitwillig auf jedes bürgerliche Recht Verzicht geleistet; selbst wenn ihn der Steuerzettel an jene erinnerte, kam ihm dieses kaum ins Gedächtnis. So überließ er denn die Staatssorge den Beamten, und aller Regungen vergessend, die im Anfang der Revolution die Gewohnheit der Unterordnung auch hier erschüttert hatte, dem Adel die höchsten Ehrenstellen im Staate, wie sehr er auch über dessen Vorzug grollen mochte. Es war kein Wunder, wenn in dem befreiten Norddeutschland die Erinnerung an die Thaten der vergangenen Jahre unter dem bedrückten Geschlechte nur selten mehr einen lauten Ausdruck fand; zwei- oder dreimal noch flammten am Abend des 18. Oktobers die Feuer auf den Bergen auf, dann verstummte meist die Feier, hier vor den Verboten der Polizei, dort vor der Gleichgültigkeit der Menge. Müde und erschlafft nach der Aufregung des Krieges, begann das Volk mit den Sorgen der Tagesarbeit wieder in den alten Schlaf zu verfallen und die Nachtmütze, wie man sagte, über das Ohr zu ziehen, als wäre nichts in der Welt geschehen.

Und wie stand es mit den auf mehr geistige, ideelle Interessen hingewiesenen Klassen der Gesellschaft?

Wie hatten alle Freisinnigen und Menschenfreunde mit Begeisterung die ersten Anfänge der französischen Revolution begrüßt, Dichter und Männer der Wissenschaft die Abschaffung verjährter Mißbräuche, die Verkündigung der Menschenrechte und was damit zusammenhing, als den Anbruch eines neuen Tages, als den Anfang eines neuen goldenen Zeitalters gepriesen! Hier und da hatte sich selbst das Verlangen geregt nach einer Besserung der eigenen politischen und gesellschaftlichen Zustände, nach persönlicher Freiheit gegenüber der Staatsgewalt, nach größerer Unabhängigkeit im bürgerlichen Leben und vor allem nach Erleichterung von so manchen drückenden Lasten. Aber wie bald war ein völliger Umschwung eingetreten! Als die französische Revolution in ihrem raschen Gange einen immer furchtbareren Charakter annahm, wandelte sich das begeisterte weltbürgerliche Interesse, das man in Deutschland an ihr genommen, bei den Einsichtigeren fast durchweg in Abscheu; man ließ die politischen Träume gänzlich fahren und hielt sich dafür an dem schadlos, was die Gegenwart noch allein an großen und erfreulichen Schöpfungen hervorbrachte, an den Werken deutscher Dichtung und deutscher Wissenschaft. Über die Begeisterung für die fortschreitende Entwickelung der Philosophie, die Veredelung und Ausbreitung des Kunstgeschmacks

und für litterarische Parteikämpfe vergaßen die allermeisten sich um die politische Lage des Vaterlandes zu bekümmern und um die Gefahren, die ihm von innen und noch mehr von außen her drohten, zu sorgen. Die politische Bildung war zu weit hinter den Fortschritten zurückgeblieben, die bereits in der Dichtkunst sowie in anderen Künsten und in allen Wissenschaften eingetreten, zu wenig in den höheren und mittleren Klassen verbreitet und bei den unteren noch nicht einmal von fern angebahnt, als daß eine deutsch-vaterländische Gesinnung echter Art, die so außerordentlich not that, fürs erste vor dem vornehmen Idealismus des Weltbürgertums, der von den tonangebenden Schriftstellern gepredigt ward, irgendwo aufkommen konnte. Waren doch selbst die Schriftsteller im allgemeinen noch nicht zu dem klaren Bewußtsein gelangt, daß ein ganz außerordentlicher Widerstreit zwischen der hohen litterarischen Bildung und den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland vorhanden war!

Schon Goethe hatte während der Kämpfe gefürchtet, die eine Aufrüttelung werde nicht genügen, das Volk zur Besinnung zu bringen, selbst der lebensfrische Arndt 1814 mit Sorge gefragt, ob die Deutschen auch das von Gott ihnen verliehene Glück würden festhalten und wohl gebrauchen können. In der That, die Menge der Gebildeten lag in ihren litterarischen Genüssen und Thätigkeiten so tief versenkt, daß die kurze Zeit, welche sie in das Staats- und Kriegerleben hineingerissen, nicht genügte, um sie ihrer bisherigen geistigen Interessen zu entwöhnen und an die neuen politischen zu gewöhnen. Hatten doch die drei Jahre der ungewöhnlichsten kriegerischen Anstrengungen in dem Fortgang der deutschen Geistesarbeit eine kaum bemerkbare Unterbrechung veranlaßt, selbst politische Freiheitskämpfer, wie Fouqué und Eichendorf, von dem Romane ins Feld ziehend, kaum heimgekehrt mit der waffenmüden Hand wieder zu dem Romane als dem wichtigsten Geschäfte zurückgegriffen, obwohl sie sehr wohl wußten, daß es noch so viel „Großes und Freudiges“ in Deutschland zu vollbringen gab! Den meisten Dichtern und Gelehrten erschien kriegerischer Ruhm gering; sie kannten keinen höheren Ehrgeiz als die Kämpfe im Reiche des Geistes, keine größere Freude als die Feder wieder in die Hand zu nehmen und nach den Aufregungen der Kriegszeit in aller Ruhe wieder sich selbst anzugehören. Auch fernerhin gewann es den Anschein, als wenn die deutsche Nation nur ihren Künstlern und Gelehrten, ihrer geistigen Größe es verdanken solle, wenn sie noch ihren Platz unter den großen Kulturvölkern behauptete; ein geistiges Ringen und Streben erhob sich, wie

in keinem anderen Lande Europas, und wer Wissenschaft und Kunst für die höchsten Ziele der Menschheit erachtete, mochte mit Hutten ausrufen: „Die Geister erwachen, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben!“ wenn er die schöpferische Kraft des deutschen Genius auf dem Gebiete der freien Wissenschaft wie nie zuvor sich entfalten, die reichen Talente sich drängen sah wie einst, da Klopstock den jungen Lenz der neuen Dichtung heraufgeführt. Savigny ward der Begründer der „historischen Rechtsschule“, die alle Rechtseinrichtungen im Anschluß an früheres aus- und fortzubilden suchte; Niebuhr schuf die neue kritische Geschichtschreibung, Jakob Grimm vertiefte sich in die Quellen des germanischen Rechts. Von den Romantikern gefördert, die im Gegensatz zu Goethes und Schillers Hinneigung zu der klaren Formenschönheit des Griechentums die phantastische Welt des Mittelalters mit ihren Mythen und Sagen, ihrem Ritter- und Minnedienst, dem Glanz des Kaisertums und des Papsttums als die ergiebigste Quelle poetischen Schaffens und Genießens priesen, begann auch in den mittelalterlichen Forschungen ein nie gekanntes Leben einzuziehen und das Studium der vaterländischen Vergangenheit nach allen Richtungen hin aufzublühen. Jakob Grimm eröffnete zuerst den Blick zum Verständnis des germanischen Glaubens, sammelte im Verein mit seinem Bruder Wilhelm die Märchen und Sagen des Volkes; Stein setzte die beste Kraft seiner letzten Tage an die Sammlung der Geschichtsquellen der Vorzeit und gründeten 1819 die Gesellschaft zur Herausgabe der Monumenta Germaniae. Auch die Philologie ward sich ihrer historischen Aufgabe bewußt mit Böckh an der Spitze; derselbe Zug der Zeit, der die Ideen des geschichtlichen Staats- und Rechtslebens beherrschte, trieb dazu auch die Sprache als etwas ewig werdendes zu begreifen. Jakob Grimm gründete die Wissenschaft der historischen Grammatik, entdeckte das Gesetz der Lautverschiebung, Wilhelm von Humboldt und Bopp legten den Grund für die Wissenschaft der Sprachvergleichung, und nicht weniger betrat die Naturwissenschaft bisher unbekannte Bahnen. Wie Ritter die vergleichende Erdkunde begründete, so gab Alexander von Humboldt zuerst das Muster einer streng wissenschaftlichen Länderbeschreibung und gestaltete im Verein mit Leopold von Buch von Grund aus die Geologie um.

„Wahrlich auf der runden platten Erdkugel steht fast keine Freude so fest als nur die der wissenschaftlichen Untersuchung;“ dieser Ausspruch Jean Pauls ward auch zum Wahlspruch der von jugendlicher Begeisterung und von lauterem Ehrgeiz erfüllten neuen Gelehrtenwelt. Es war, als habe sich die ganze Kraft des deutschen Geistes

in dem wissenschaftlichen Forschen und Darstellen zusammengedrängt, nachdem die Bahnen wieder verschlossen worden, die sich ihm während und unmittelbar nach den Befreiungskriegen in dem öffentlichen Leben eröffnet hatten. Voll Begier dem deutschen Volke durch die Thaten der freien Forschung einen Vorrang zu erkämpfen, welcher für all die mannigfachen Zurücksetzungen, die es auf anderen Gebieten erfahren mußte, entschädigen konnte, öffneten jene Männer der Wissenschaft eine unübersehbare Reihe neuer Aufgaben, wiesen durch Aufstellung genialer Hypothesen und großer Gesichtspunkte die Wege, welche die Nachwelt zu ebnen und auszubauen hatte.

Durch das Aufblühen der Wissenschaften traten die Universitäten in den Vordergrund des geistigen Lebens. Zu allen Zeiten hatten sie an den Kämpfen und Wandlungen der deutschen Gedankenarbeit ihren reichen Anteil genommen; jetzt übernahmen sie wieder, wie einst zur Zeit des Humanismus und des Anfangs der Reformation die Führung im Reiche des Geistes und erlangten nach und nach einen so bestimmenden Einfluß auf die Sitten und Anschauungen der Gebildeten unseres Volkes wie in keinem anderen Lande. In vollkommen geselliger Freiheit und Ungebundenheit, emporgehoben über die gemeine Bedürftigkeit des Lebens, fast unberührt von Hofgunst und amtlichem Einfluß, fühlte sich die Professorenwelt jener Tage als die berufenen Vertreter der Nation und ihrer höchsten Güter. War es ein Wunder, wenn noch jetzt die Litteratur die Gedanken der Gebildeten vollständig beherrschte, wenn die Hingebung der ganzen Persönlichkeit in den Dienst des Staates den meisten ebenso widerwärtig erschien als das politische Parteiwesen, wenn auch jetzt noch ein Gedicht Goethes oder eine litterarische Fehde den führenden Geistern eine weit tiefere Teilnahme erweckte als irgend ein politisches Ereignis?

Nicht weniger als die Wissenschaft begann die bildende Kunst mit dem Einzug des Friedens ein vielgestaltiges Leben zu gewinnen. Anfangs hatte es den Anschein, als wenn die Entwickelung, welche Winckelmann, Carstens u. a. angebahnt, von dem neuen Zeitgeist in den Hintergrund gedrängt werden würde. So lange die Begeisterung der Befreiungskriege andauerte, ward die Gotik allgemein als die wahrhaft deutsche Kunst gepriesen. Wie auf den Schlachtfeldern überall sich die gotischen Spitzsäulen erhoben, so wollte auch der König Friedrich Wilhelm III. das Gedächtnis des deutschen Krieges durch Errichtung eines prächtigen altdeutschen Doms verherrlichen; wie sich alles beeilte das Hochmeisterschloß in Marienburg in seiner alten Pracht und Würde zu erneuern und auszuschmücken, so sollte

auch an dem Dom in Köln, der wie eine Ruine sich darstellte, das alte Deutschland sich widerspiegeln. Aber trotz aller romantischen Begeisterung für das „Altdeutsche“ vermochten die Ideen, die Winckelmann und Goethe ausgestreut, das Feld zu behaupten. In Rauchs Schöpfung, dem Mausoleum in Charlottenburg, das 1815 eröffnet ward, errang die klassische Kunst einen durchschlagenden Erfolg; hatte noch Schinkel das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge in gotischen Formen entworfen, so entfaltete sie sich doch in den Skulpturwerken, womit Rauch und Tieck die Säule schmückten, in voller Freiheit; die Standbilder Blüchers wie die von Bülow und Scharnhorst, die Schadow und Rauch für Mecklenburg, Breslau und Berlin schufen, verkündeten den Ruhm der neuen Erzgießerei, und seitdem Schinkel sich von seiner gotischen Begeisterung befreit und für seine eignen Ideen den rechten Ausdruck in einer neuen Form der Renaissance, die sich mehr als die Kunst des 16. Jahrhunderts an die Werke der Alten anlehnte, gefunden hatte, erschien der Sieg auf der ganzen Linie errungen und die aufkeimende Deutschheit in der bildenden Kunst überwunden. Auch im Süden zeigte sich die gleiche Erscheinung. Derselbe Kronprinz Ludwig von Baiern, der in altdeutschem Rocke Arm in Arm mit Friedrich Rückert daher gegangen war und auf den Künstlerfesten in Rom auf die Vernichtung des Philistertums und die Einheit Deutschlands angestoßen hatte, ließ in München durch Klenze jenen marmornen Wunderbau in ionischem Stil entwerfen, der alle Werke, die er in Griechenland und Italien gesammelt, aufzunehmen bestimmt war und, von der Hand des Cornelius mit Malereien ausgeschmückt, der neuklassischen Richtung die Wege wies.

So war denn wieder eine Zeit für Deutschland gekommen, wo Wissenschaft und Kunst die Zier des Lebens bildeten. Nicht ohne Grund sahen ihre Vertreter, die Poeten, Künstler und Gelehrten, mit ironischen Blicken auf die Prosa des bürgerlichen und amtlichen Philistertums herab; sie lebten inmitten einer freien geistvollen Geselligkeit, die allein das Leben zum Leben machte. Der persönliche Verkehr, Gespräch und Unterhaltung wie Briefwechsel war noch nicht durch Zeitungen verdrängt. Zu einer Zeit, wo das Reisen beschwerlich und die Abgeschlossenheit in dem Wohnort und Berufe weit größer war als heute, knüpften die Verbindungen und Freundschaften, die das akademische Leben geschaffen, ein Band, das auch für das spätere Leben seinen hohen Wert behielt. Überall saßen zerstreut als kleine Regenten ihrer Umgebung die Pastoren, Gymnasiallehrer, Juristen und Ärzte; jeder von ihnen wußte, wo der an-

dere hauſte und wie es ihm erging; trafen ſie zuſammen, dann war die größte Luſt bei gutem Trunk die Freuden und Abenteuer der Studienjahre immer aufs neue durchzuſprechen. Selbſt im kleinen trieb ſo der gemütliche Verkehr ſeine reichen Blüten: überall gab es Liebhabertheater, litterariſche Kränzchen, und wo man bei einfachen Mahlen beiſammen ſaß, ſteuerte alles zum fröhlichen Vereine bei, was einer hatte an guten Einfällen, Rätſeln, gereimten Trinkſprüchen u. a., während Flöte, Guitarre und Geige eine beſondere Würze der heiteren Geſelligkeit boten. In zwangloſer Weiſe bewegten ſich beide Geſchlechter nebeneinander; durch die Anmut der neueren Litteratur war die Frau in der Geſellſchaft wieder zu ihrem guten Recht gelangt. Nachdem Zopf und Puder gefallen, fühlte ſich der Mann in dem gerade herabfallenden, meiſt kaffeebraunen Überrock oder im Frack, mit der einfachen, ſchmeidigen Halsbinde und den Pantalons, die über die Stiefel herabfielen, behaglicher und freier; die „Lauren“, „Amalien“, „Julien“, „Roſamunden“ der klaſſiſchen Zeit erſchienen doch anmutiger, ſeitdem ſie ſich mit den neuen „Klothilden“, „Elviren“, „Agnes“ und „Mimis“ der Romane und Taſchenbücher ſtatt in hohen in längeren Taillen kleideten, Hals, Nacken und Arme ſichtbar und das Haar in Locken auf die Schultern herabfallen ließen. Sie hingen an der wechſelnden franzöſiſchen Mode, wie früher, dem neuen Deutſchtum ein widerwärtiger Anblick; aber ſie wollten die bunten Farben, an deren Stelle man ein deutſches ſchwarzes „Feierkleid“ ſetzen wollte, ebenſo wenig aufgeben, wie die Männer den Austauſch mit der franzöſiſchen Kultur. Wohl gab es Ziererei und Überſchwänglichkeit genug, immer aber erſchienen die Frauen, die in jenen Tagen jung geweſen, noch in hohem Alter dem nachwachſenden nüchternen Geſchlechte wie verklärt durch einen poetiſchen Zauber; ſie gewannen alle Herzen mit ihrer unverwüſtlichen Liebenswürdigkeit und ihrem feinſinnigen Verſtändnis für alles Menſchliche.

Neben dem litterariſchen, ſchöngeiſtigen Weſen, das aus Litteratur, Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine Nahrung ſog, neben der ſtillen Friedensarbeit, die Stadt und Land beſchäftigte, ging eine andere Richtung her, die in mehr als einem Punkte in einem ſcharfen Gegenſatze dazu ſtand. Die jungen Männer, die im Waffenſchmucke den Anbruch ihres eignen bewußten Lebens und den Anbruch des Vaterlandes zugleich genoſſen, waren noch trunken von den Erinnerungen des heiligen Krieges, führten den Kampf gegen das Welſche in Wort und Tracht und die Zwingherrſchaft im Geiſte weiter und fühlten ſich wie verraten und verkauft, da nun das Alltagsleben in

alter Weise begann. Wie sollten sie auch verstehen, welch quälende wirtschaftliche Sorgen der Masse des Volkes die Seele belasteten? Wie mochten sie begreifen, daß Schreibtisch und Werkstätt wieder allein die Ehre in Anspruch nehmen sollte? Sie fanden in dem Mittelstande nur träge Stumpfheit und verzehrten sich in verzweifelnder Ungeduld, ob dieses alte Eis jemals zum Tauen kommen werde; sie huldigten dem biderben Ton, nicht der modischen Höflichkeit gegen die Damen, wollten nicht in litterarischen Kränzchen und schöner Geselligkeit ihre Tage verbringen, nicht mehr in den Stuben hocken, unbekümmert um Vaterland und Freiheit, nur deutsche, keine Heidenbilder, wie die antike Kunst sie geschaffen, mehr an den Wänden dulden und sahen in jenen wenigen Männern, an denen die nationalen Bestrebungen wie der Haß gegen alles Welschtum noch eine Stütze fanden, ihre Gesinnungsgenossen, ihre geistigen Führer. Nicht umsonst gab Görres in dem „rheinischen Merkur" mit flammenden Worten dem Wunsche nach einer Neugestaltung des Vaterlandes einen beredten Ausdruck, nicht wirkungslos verhallten die Stimmen der Zeitschriften, der „Nemesis" von Luden, der „Isis" von Oken, des Weimarer „Oppositionsblattes" von Wieland und des „Wächters" von Ernst Moritz Arndt. Aber noch ganz anders griff der „Alte im Barte", L. Jahn mit seinen Gefährten in das Denken, Fühlen und Handeln der deutschen Jugend ein. Voll von Seltsamkeiten und Schroffheiten und ungeschlachten Wesens, erschien er den einen als ein Weiser und ein Ideal der Deutschheit, den andern als ein Thor; er kam sich selbst als ein wunderlicher Heiliger vor und einem Ernst Moritz Arndt als ein gereinigter Eulenspiegel. Ein Franzosenhasser, wie es keinen zweiten gegeben, wollte er, um die Deutschen vor jeder Befleckung abzusperren, eine Hamme als Grenzscheide errichten, einen schirmenden Hinterwald quer durch die kultiviertesten Völker ziehen, der von Auerochsen und wilden Tieren bewohnt und von Grenzern bewacht sein sollte. Voll Bewunderung der preußischen Heldenthaten, griff seine romantische Altertümelei doch selbst noch über das Mittelalter zu dem Urtümlichen der Cheruskerzeit und den Wurzeln des Volkstums zurück. Er eiferte für die Reinheit der deutschen Sprache gegen das Welschen und Fälschen der Sprachmengerei in einer Rede, deren seltsame Wortverbindungen, Klangspielereien und Stabreimformeln uns heute wenig anmuten. Aber jene Zeit dachte darüber anders. Wie ein Passow es aussprach, es sei seit Luther nichts so Treffliches geschrieben als die „deutsche Turnkunst", so nahm die turnende Jugend jedes Wort von ihm als Orakel auf und verehrte ihn als ein in Fleisch und Bein verkörper-

tes Ideal. An Stelle des verstorbenen Fichte, des bedrängten Görres, des mäßigenden Arndt sah die freisinnige und vorwärtsstrebende akademische Welt in ihm ihren Hauptführer.

„Tugendsam und tüchtig", so sagt er in den Stabreimformeln der deutschen Turnkunst, „rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft soll des Turners Wandel, frisch, frei, fröhlich fromm sein Reichtum sein, seine heiligste Pflicht ein deutscher Mann zu werden und geworden zu bleiben, für Volk und Vaterland kräftig zu wirken." Denn alle Erziehung erschien ihm eitel, die den Zögling in dem öden Elend wahngeschaffener Weltbürgerlichkeit als Irrwisch schweifen lasse.

Nach dem Kriege hatte er auf der Hasenheide seine Turnschule wieder eröffnet, um die „Teutschheit zu pflegen", den Haß gegen das Welsche zu stärken, in der Öffentlichkeit, in Licht und Luft das Dasein der Jugend frischer, fröhlicher, voller zu machen und ihr Leben dem Vaterlande zuzuwenden. Weniger von Studenten und den arbeitenden Klassen als von den Gymnasien und den Schulen der höheren Stände besucht, füllte sich seine Schule mit jungen Leuten, die von dem heiligen Kriege hatten fern bleiben müssen und jetzt vor Begier brannten, ihre Deutschheit nicht weniger zu beweisen. Wie lebte und webte es auf dem Turnplatze, wenn die Jugend allesamt in grauen Jacken von ungebleichter Leinwand, die jeden Rang aufhoben, mit nacktem Halse und langem Haar gleich dem Meister ihre niegesehenen Künste übten!

Als der Turnmeister, der alte Jahn,
für des Volkes urheilige Rechte
vortrat zu der Freiheit Rennlaufbahn,
da folgt' ihm ein wehrlich Geschlechte:
Hei wie schwungen
sich die Jungen
frisch, froh, fromm, frei!
Hei wie sungen
da die Jungen:
Juchhei!

Kam die Ferienzeit heran, dann nahm Jahn gern seine Axt auf die Schulter und brach mit einer kleinen Schar von Getreuen zu einer weiten Turnfahrt auf; über Stock und Stein ging es vorwärts bei Wind und Wetter, in gewaltigen Märschen bis nach Rügen oder ins schlesische Gebirge. Nachts lagerte man sich gern beim Wachtfeuer unter freiem Himmel, zur Nahrung diente oft nur

trocknes Brot. An manchen Orten empfing der gesamte Stadtrat die Turnerschar wie ein anziehendes Heer vor dem Thor, und als Jahn zum erstenmal seine Getreuen nach Breslau führte, da war ihnen die halbe Stadt entgegengezogen, und stundenlang schritten die schweißtriefenden Burschen zwischen den Reihen der gaffenden Bürger hindurch. Welch ein Fest war es, als der 18. Oktober 1816 in Berlin mit einem Sommerturnen gefeiert ward! Aus allen Ständen hatten sich Zuschauer eingefunden und lauschten andachtsvoll dem geistlichen Gesange, den mehrere tausend Stimmen erhoben. Jahn brachte dem Könige, dem nächst Gott die Feier dieses Festabends zu verdanken sei, ein dreimaliges „Lebe und Ehrenhoch." Zwischen den Liedern ließ man das Königshaus, das deutsche Vaterland, die Deutschheit, die Sieger von Leipzig, Scharnhorst, Blücher und die Turnkunst leben. Gegen Deutschlands Feinde erscholl ein gewaltiges Hurra! Feuerwerk ward abgebrannt, Raketen stiegen auf, und rings um Berlin loderten 62 Freudenfeuer.

Nach noch Höherem strebte Jahn und mit ihm die Zahl der Patrioten, nach noch nicht Erreichtem, sobald noch nicht Erreichbarem. Nicht umsonst hatte Max von Schenkendorf an ihn den „erneuerten Schwur" im Liede gerichtet:

Ich will mein Wort nicht brechen
und werden Buben gleich,
will predigen und sprechen
von Kaiser und von Reich.

Deutschlands Einheit war der Traum seines erwachenden Lebens, das Morgenrot seiner Jugend, der Sonnenschein seiner Manneskraft. Wie sollte er nicht alles daran setzen die Jugend mit diesen Ideen zu erfüllen? Die besondere Art, wie er denselben auch äußerlich Gestalt zu geben suchte, gewann bald eine ungeahnte Bedeutung in der akademischen Jugend der Universität Jena.

Die jungen Männer, welche aus den Feldzügen heimkehrten, um ihre Studien wieder aufzunehmen, waren vor dem Ernst des Lebens andere geworden und sahen mit Verachtung auf das Verbindungswesen der alten Renommisten und Landsmannschaften herab, die ihr Dasein kümmerlich gefristet, in den alten Unsitten sich austobend, während ihre Genossen draußen ihr Herzblut für das Vaterland vergossen. Einem Pennalismus, der von dem Fuchse forderte, mit einem heruntergekommenen alten Hause, das ihm Brüderschaft anbot, alles, was er an sich hatte, Kleider, Uhr, Geld gegen dürftige Lumpen zu tauschen, wandte die große Mehrzahl unwillig den Rücken.

Auf Anregung alter Lützower war schon im Winter 1814 und 15 in der sogenannten Wehrschaft eine Art akademischer Landsturm entstanden, der eifrig körperliche Übungen betrieb, als unter ihnen der Gedanke einer Erneuerung des akademischen Lebens, der schon früher in Berlin von Jahn und Friesen angeregt war, Gestalt gewann. Ein Entwurf, wie jene ihn einst verfaßt, lag auch bei der Gründung der „Burschenschaft" vor, die am 12. Juni 1815 nach altem Jenenser Brauch durch einen feierlichen Umzug über den Marktplatz eröffnet ward. Die neue Verbindung brach sofort mit allen Unsitten der Landsmannschaften und des Pennalismus, der Völlerei und Renommisterei; durch einen freigewählten Ausschuß und Vorstand regiert, mit einem Ehrengericht, das die mutwilligen Duelle und „pro patria Skandäler" gänzlich unterdrückte und über sittliche Reinheit streng wachte, wollte die Burschenschaft zugleich durch leibliche Übungen den Körper stärken, die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, zu seiner Einheit und Freiheit wecken, einen wissenschaftlichen Sinn und einen männlich starken Charakter unter ihren Genossen auszubilden bemüht sein. Erstaunlich war der Erfolg dieser Bestrebungen; schon innerhalb eines Jahres hatten alle anderen Verbindungen in Jena sich aufgelöst.

Zum Zeichen ihres Bundes und der deutschen Einheit nahmen sie die Farben der Lützower an. Dieselbe Fahne, die einst Berliner Jungfrauen jenen nach Jahns Vorschlag gestickt hatten, rot und schwarz mit goldenen Franzen und der mit Gold gestickten Inschrift: „Mit Gott fürs Vaterland", ward auch ihr Panier. Und mit den sogenannten deutschen Farben zog auch in Jena jene christlich altdeutsche Tracht ein, die sich mit geflissentlicher Beseitigung jedes welschen Modetandes in kurzem, knappem, schwarzem Rock, offnem Hals mit überschlagenem weißen Kragen und freiwallendem Haar darstellte. Aber es blieb nicht bei dieser äußeren Erscheinung. Der beständige Krieg gegen die akademischen Gesetze, worin die Landsmannschaften ihren Ruhm gesucht, war mit einem Schlage verschwunden, das ganze Leben nahm eine edlere und ernsthaftere Gestalt an und ward von einem schönen Enthusiasmus, einer warmen Empfänglichkeit für das Ideale erfüllt. Nicht verkümmert auf der Schulbank, kannte das damalige Geschlecht noch nicht das eigentliche Brotstudium, jeder hörte und lernte, wozu der Geist ihn trieb, und genoß unbekümmert um unbekannte Prüfungen die ungetrübte akademische Freiheit.

Den meisten Männern, welche die Zeiten des Krieges mit Bewußtsein durchlebt, blieb allezeit eine gehobene religiöse Stimmung; die streitbare Jugend vollends erging sich in christlicher Begeisterung.

Seit dem Zeitalter der Reformation hatten die deutschen Universitäten nicht mehr ein Studentengeschlecht gesehen, das die religiösen Fragen so ernst nahm. Welch ein Abstand gegen die Roheit und Gemeinheit der früheren Tage, wenn die Burschen jetzt als Bundesgesang das mächtige Lied anstimmten:

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
aus langer Schande Nacht uns allen
in Flammen aufgegangen war,
der unserer Feinde Trotz zerblitzet,
der unsere Kraft uns schön erneut
und auf den Sternen waltend sitzet,
von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Welch ein anderer Geist, seitdem die Gesänge Arndts, Körners und Schenkendorfs auf den Kommersen ertönten und eine ganze Schar junger Dichter wie Binzer und die Gebrüder Follen immer neue kräftige Burschenlieder aufbrachte! Sind doch fast alle ernsten Weisen, die der deutsche Student heute zu singen pflegt, damals aufgekommen, und hat doch das Weihelied, der Landesvater, erst damals durch eine glückliche Umarbeitung seinen schönen vaterländischen Sinn erhalten!

Der Ruhm der neuen Burschenschaft erscholl durch Deutschland und rief auf manchen anderen Universitäten wie Halle, Leipzig, Gießen, Heidelberg, Tübingen und Berlin gleiche Verbindungen hervor. Bevor noch die Männer auf den Gedanken kamen in der Zersplitterung der Staaten und Stämme sich über gemeinsame Interessen zu verständigen, regte sich in der Jugend der Drang die gemeinsamen Träume und Hoffnungen auszutauschen und in Gesang und Spiel der idealen Einheit des Vaterlandes froh zu werden. In dem Wartburgsfeste, am 17. Oktober 1817, wozu sich 500 Burschen aus allen Gegenden Deutschlands versammelten, fanden sich zwei Lieblingsgedanken Jahns verwirklicht. Die Leipziger Schlacht sollte sich mit der 300jährigen Feier der Reformation und der Verherrlichung Luthers vereinigen, eine Verbindung der Blüte der deutschen Jugend hergestellt und eine allgemeine deutsche Burschenschaft angebahnt werden. Auch das Nachspiel mit seinen üblen Folgen, die Verbrennung unliebsamer Bücher, das den meisten, und besonders den Führern, überraschend kam, dürfte auf seine Anregung zurückzuführen sein. Unleugbar waren es phantastische Pläne, welche die neue Gemeinschaft verfolgte, Anmaßung und hohler Dünkel ihr nicht

fremd. Der Sitte und Unsitte Jahns nachgebend, ahmten die Burschen in Liedern und Reden seinen Franzosenhaß und seine Franzosensatire nach; sie sahen wie er in Fürsten, Beamten und Soldaten nur Zwingherrn, Schergen und Söldlinge, wie ihm schien ihnen die Grobheit als das Kennzeichen des Gradsinns und der Tugend. Sie führten ihren Krieg gegen die Philister, die nicht spürten, „wie Wodans Odem brause", der derbe Burschenton sollte die Herrleinsitte verdrängen, der linnenne Wams und der deutsche Rock die Herrleintracht, die Wanderfahrt und Turnerart die Stubenwacht und Ofenpacht, „die die Herzen weich gemacht;" die eiserne Jugend trug jetzt ein eisernes Kreuz an der Mütze, einen eisernen Orden am Knopfloch, ein Hufeisen am Absatz und Eisenbeschläge am Stock; sie teilte das Jahnsche Alt- und Starkdeutschtum, das die Starkgeisterei der litterarischen Jugend im vorigen Jahrhundert ersetzte; sie schwärmte mit ihm für Teutonen und Cherusker und die Trinker aus Römerschädeln, für die Recken der Nibelungen und die Skalden und Barden, die sie besangen, aber mochten sie sich in erkünstelter Schwärmerei für untergegangene Lebensformen ergehen, vor ihrer glühenden Begeisterung für ein einiges und mächtiges Deutschland, das sie sich unter der Form des alten Kaisertums in seiner Glanzzeit oder auch als Republik gestaltet dachten, muß jeder herbe Tadel verstummen. Ist doch durch die Burschenschaft vielen dem Vaterlande entfremdeten Söhnen zuerst die ganze Herrlichkeit desselben aufgegangen, und haben doch z. B. die Kieler Genossen, die mit Lornsen an der Spitze nach der Wartburg gewandert waren, an den Grenzen des Reichs, wo noch dänisch zu sein als Ruhm galt, einen Samen ausgestreut, der trotz allem späteren Unwetter, das über die junge Pflanze kam, doch köstliche Früchte getragen! Wenn irgendwo, so darf Jahn und der Burschenschaft gegenüber eine gerechte Beurteilung niemals die Zeitverhältnisse vergessen, unter denen sie groß geworden, niemals die Schattenseiten ihres Wirkens in den Vordergrund stellen. Auch an ihnen hat sich die alte Wahrheit bewährt, daß das Üble zurückgetreten und das Gute, das sie wollten, bleibend empfunden ist und segensreich nachgewirkt hat.

Das neue Geschlecht hatte nicht umsonst seine Kraft in einem Weltkriege gestählt, und nicht umsonst war seit mehr als einem Menschenalter die Rückkehr zur Natur gepredigt. Allenthalben begannen die Sitten wieder einfacher, kräftiger und natürlicher zu werden. Die Jungen drängten aus der Stubenluft der alten Zeit hinaus ins Freie, die alte deutsche Wanderlust forderte ihr Recht, alte halbvergessene Volksfeste gelangten wieder zu Ehren, und ein neuer

Volksgesang schlug die Brücke über die tiefe Kluft, welche die Gebildeten von den Ungebildeten trennte.

Seit dem Frieden war das langentbehrte Reisen wieder möglich geworden; „Führer" begannen Ratschläge für Gebirgswanderungen zu geben, „Passagiere" und Reisehandbücher dem neuerwachten Interesse entgegen zu kommen. Man zog hinauf zu den deutschen Mittelgebirgen, nach den Felsen des Meißener Hochlandes und wußte die romantischen Reize der Landschaften und die sagenhaften Erinnerungsstätten der vaterländischen Geschichte andachtsvoll zu genießen. Das früher so beliebte Reisen zu Pferde nahm allmählich ab infolge der allgemeinen Verarmung. Als Arndt in seinen jungen Jahren die deutschen Lande zu Fuß durchstreifte, fand er überall nur Handwerksburschen als Reisegefährten, jetzt kam, von der Turnerei beeinflußt, das Fußwandern bei der gebildeten Jugend wieder zu Ehren. Eine neue Welt unschuldiger Freude ging derselben auf, seitdem überall in Thüringen, Franken und am Rhein zur Sommerszeit fröhliche Scharen von Studenten, Turnern und Künstlern ihres Weges zogen und jede verfallene Burg und jeden aussichtsvollen Berggipfel erkletterten, sangesfreudig und sangesfroh wie nie mehr seit den Tagen der Minnesänger. Mit der Guitarre über der Schulter wanderte Binzer, der Stolz der Jenenser Burschenschaft, glückselig durch ganz Deutschland, und in allen Dörfern strömte das junge Volk zusammen, um seinem Spiel und Sang zu lauschen. Wie konnte es auch anders sein, seitdem Maria von Weber den Liedern Körners die musikalische Gestalt gegeben, die ihnen unsterbliches Leben unter einer patriotischen Jugend sicherte, die neue romantische deutsche Oper, den Freischütz, geschaffen und Schubert wie später Konradin Kreutzer dem deutschen Liede die höchste Ausbildung verliehen! Allenthalben entfalteten sich die Liederkränze zu reicher Blüte, um ein unentbehrlicher Schmuck für jedes deutsche Haus zu werden.

Am Rhein, unter dem frohen Frankenstamme, lebten die alten, von den Franzosen abgeschafften Kirmessen und Schützenfeste wieder auf; bei dem Kölner Karneval, der sich unter napoleonischer Herrschaft schüchtern in die Häuser zurückgezogen hatte, erklangen die fröhlichen Rufe Alaaf Köln! von neuem auf der Straße und kündeten in glänzenden Maskenzügen mit jedem Jahre den zahllosen Fremden, die herbeizogen, deutlicher den Reichtum und das Behagen der neu aufblühenden rheinischen Hauptstadt.

Das frohe Wanderleben der akademischen Jugend, das sich über Deutschland verbreitete, konnte nicht ohne Einfluß auch auf ihre politischen Anschauungen bleiben. Jetzt erst lernte der Deutsche all-

mählich sich überall auf deutschem Boden heimisch fühlen; er erkannte, wie einst der alte Arndt, der Wanderlustige, geweissagt, daß der Kern unseres Volktums trotz der Mannigfaltigkeit der Lebensformen in allen deutschen Gauen derselbe sei, und sah mit wachsendem Unwillen auf die künstlichen Schranken, welche die Politik mitten durch das einige Volk gezogen hatte. Freilich übte dieses Wanderleben in allen Landschaften nicht die gleiche Wirkung aus. Da Niederdeutschland von den romantischen Herrlichkeiten, die diesem Geschlechte allein als sehenswert galten, nur wenig bot, so kamen die Süddeutschen selten aus ihren schönen Bergen in die Ebene hervor. Während im Norden bald kaum ein gebildeter Mann mehr lebte, der nicht etwas von Land und Leuten des Südens gesehen, stellte sich manch wackerer Oberländer die nördlichen Landschaften wie eine endlose traurige Ebene vor und meinte, unter diesem trüben winterlichen Himmel gedeihe nur Sand, ästhetischer Thee, Kritik und Junkertum.

Mit den frischeren Geistesregungen, die sich teils in den Burschenschaften, teils in dem parlamentarischen Leben, namentlich Süddeutschlands, kundgaben, schien „ein Frühling im Lande zu werden, wie die Welt noch keinen sah"; aber wie im Lenz der Winterfrost die Blüten verkümmert, so traten auch bald die Spuren einer beginnenden rückläufigen Strömung an das Licht. Der Freiheitsruf der teutonischen Wortführer begann verdächtig zu werden, ein stiller Argwohn die Fürsten zu beschleichen, die brausende, oft überschäumende Bewegung in der Jugend den geängstigten Regierungen das Nahen eines allgemeinen Umsturzes der bestehenden Verhältnisse anzukündigen. Auch waren in den verschiedenen Kreisen des Volkes, insbesondere den einflußreicheren und höhergebildeten, mancherlei Elemente einer Abneigung gegen die nach vorwärts gerichtete Bewegung vorhanden und thätig, auf die sich eine von oben her unternommene planmäßige Reaktion stützen konnte.

Die Romantiker gaben dem Streben nach Wiederherstellung mittelalterlicher Zustände eine gewisse Berechtigung und einen poetischen Reiz, leisteten der Hinneigung zum römisch-jesuitischen Wesen und zu dem in demselben wurzelnden Grundsatz unbedingter Autorität bedenklichen Vorschub. Auch andere Richtungen der Litteratur waren wenig geeignet ein politisch und patriotisch thatkräftiges Geschlecht zu erziehen: so die Schicksalstragödien, die den Menschen als ein unselbständiges, lediglich von dunklen Mächten abhängiges Wesen darstellten, so die allzuweiche Gefühlspoesie Jean Pauls, obgleich er selbst freiheitlich und national gesinnt war, so vollends die weite

Kreise beherrschende triviale Unterhaltungslitteratur der Schilling, Clauren, Laun u. a. samt den noch immer auf der Bühne erscheinenden Komödien von Kotzebue. Allgemein zeigte sich daneben eine Neigung zur Oberflächlichkeit, die Lust alles Neue aus dem Bereiche der Wissenschaft und Kunst gierig zu verschlingen, statt durch selbständige Arbeit sich neues Wissen anzueignen, zu den Sammlungen unzusammenhängender Notizen zu greifen, wie sie in den Konversationslexiken zu Tage traten. Mit Trauer und banger Sorge beobachtete Niebuhr die Wandlung, die sich in der Gesittung der Nation vorbereitete; er sah voraus, wie friedlos, leer und zerfahren, wie unselbständig im Denken die moderne Welt werden müsse, wenn der Dünkel des Halb- und Vielwissens, das Verlangen nach immer wechselnden Eindrücken überhand nehme.

Den Hauptangriffspunkt für die erstarkte Reaktion boten die Universitäten mit ihren Burschenschaften. Von Berlin und Wien aus wurden Anklagen gegen sie erhoben. Denunziationen folgten auf Denunziationen, die ihren Geist als höchst staatsgefährlich schilderten. Schon längst war das Turnen den Gegnern der neuen Zeit mißliebig geworden; sie ahnten, daß dasselbe das jüngere Geschlecht nicht bloß körperlich, sondern auch geistig kräftigen werde. Bald nach der Wartburgfeier wurden in Berlin die Turnplätze geschlossen, nach der verbrecherischen Ermordung Kotzebues durch Sand (23. März 1819) infolge der Karlsbader Konferenzen auf die Presse Zensur gelegt, die Universitäten strenge überwacht, eine Zentralkommission zur Verfolgung demagogischer Umtriebe eingesetzt, die 1800 Jünglinge vor ihr Gericht zog. Im Jahre 1819 erging in Preußen ein allgemeines Verbot des Turnens. In peinliche Untersuchung genommen, ward der Turnvater Jahn in Ketten nach Küstrin geführt, in Bonn Ernst Moritz Arndt samt den Gebrüdern Welcker als demagogischer Umtriebe verdächtig des Nachts überfallen, Görres gezwungen ins Ausland zu fliehen: alles sollte gefesselt und gebunden, das deutsche Volk gänzlich der Teilnahme am öffentlichen Leben entwöhnt, der Deutsche wieder ein Weltbürger werden, wie er lange gewesen.

So hatte denn der Friede keinen Frieden gebracht. Alle schroffen Gegensätze, die das vielgestaltige deutsche Leben umschloß, waren mit Macht wieder hervorgebrochen. Nicht bloß konnten die Jungen die Alten und die Alten die Jungen nicht mehr verstehen: auf allen Gebieten des Lebens nichts als Zwietracht, Kampf und Streit. Der nationalistischen Flachheit gegenüber gewannen die strengen konfessionellen Parteien an Boden, die nüchterne Kritik fand in der Mystik ihren Gegensatz; Zauberspuk, Schwarmgeisterei, weissagende Ver-

zückung, Teufelsbannung und fromme Schlafwandelei lebten wieder auf, Proteſtantismus und Jeſuitentum ſtanden mit blanken Waffen einander gegenüber, deutſches Volkstum und Weltbürgertum, liberale und feudale Beſtrebungen bekämpften und durchkreuzten ſich in ewigem Wechſel. Angeſichts des Krieges aller gegen aller, richteten die einſichtigen Patrioten bekümmert die ſchmerzliche Frage an die Zukunft, wie dies Volk bei ſo unermeßlichem Abſtande der Geſinnungen zum innern Frieden, zu einer feſten Entſchließung gelangen könne?

R. Keil: Geſchichte des jenaiſchen Studentenlebens. Leipzig 1858. — K. Euler: Friedrich Ludwig Jahn. Stuttgart 1881. — H. v. Treitſchke: Deutſche Geſchichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1882. — G. Gervinus: Geſchichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1856.

50. Ein Dorfschulmeister der alten Zeit.

Es ist eine denkwürdige Thatsache, daß alle Vorkehrungen, durch welche die neuere Gesetzgebung die Bildung der Jugend in Volksschulen zu fördern trachtet, schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an wetteifernd von den deutschen Regierungen in größerem oder geringerem Umfang getroffen sind; wir sehen sie fast überall die allgemeine Schulpflicht einführen, Seminarien für die Bildung von Lehrern gründen und Prüfungen derselben anordnen, ja ausführliche Bestimmungen über die Lehrgegenstände, selbst die Anfänge von Sonntags- und Fortbildungsschulen zum Vorschein kommen. Man beginnt für bessere Schulräume Sorge zu tragen, die Stellung der Lehrer zu verbessern, hie und da auch die hinterlassenen Familien derselben zu unterstützen, aber alle diese lobenswerten Anordnungen wohlwollender und aufgeklärter Regierungen standen lediglich auf dem Papiere. Die Ergebnisse ihrer Bestrebungen blieben bis zum Schluß des Jahrhunderts hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück; es fehlte nicht an gutem Willen, aber an den Mitteln, denselben durchzuführen, an Geld und an geeigneten Lehrkräften.

„Den Bauer läßt man aufwachsen wie ein Vieh", erklärte noch 1787 der preußische Minister v. Zedlitz ganz offen. In den Gegenden, wo Leibeigenschaft herrschte, gab es fast nirgends Lehrer; wer zu schwerer Arbeit nicht Kraft oder Lust hatte oder von seinem Handwerk nicht das tägliche Brot erwarb, abgedankte Soldaten, Schuster, Schneider, Weber und Schäfer warfen sich auf die Schulmeisterei. Nur in den Kirchdörfern, wo mit derselben das Organistenamt verbunden war, stand es meist besser; hier treffen wir nicht so selten auf Persönlichkeiten, die auf den Ämtern als Schreiber gesessen, sich durch einige Klassen der lateinischen Schulen durchgeschlagen oder auch das akademische Leben zu stark genossen hatten.

In den notdürftigsten Räumlichkeiten, die zuweilen nebenbei auch als Werkstatt oder als Wohn- und Schlafstube dienten, unterwiesen die

Schulmeister während der Wintermonate eine beliebige Anzahl Kinder jedes Alters und Geschlechts in den Fertigkeiten des Buchstabierens und Lesens, besonders zum Behufe der Erlernung von Katechismus, Bibelsprüchen und Gesangversen, wenn es hoch kam, auch im Rechnen und Schreiben. Vielfach mußte man sich allein mit Beten und Singen begnügen. So geschah es denn einmal im Holsteinischen, daß die Schulinspektoren bei der Besichtigung einer Schule gar nicht die eigentlichen Lehrfächer entdecken konnten. Rechnen? Diese schwere Kunst zu verlangen, war dem Lehrer schier befremdend. Schreiben? „Eine feine Sache, seinen Namen schreiben zu können, ja wer das verstünde?" Nun dann noch das Lesen? „Winters plagen wir uns mit dem großen Abc, aber bevor wir es fertig kriegen, müssen die Schweine und Kühe wieder aufs Feld, und des Sommers verschwitzen wir alles." Aber was treibt ihr denn? „Beten und singen." Und als nun ein halbhundert frischer Kinderstimmen das Vaterunser mit Morgen- und Abendsegen rhythmisch herbetete und sodann den Choral: „Komm, heilger Geist" absang und alles höchst erbaulich und ohne Taktstock abging, da sagte der Inspektor gerührt: „Treib's nur so fort, du ehrlicher treuer Hirte!" Der ehrliche Mann hatte denn auch sein Auskommen bei seiner treuen Arbeit; er genoß für sein Amt Obdach und Feuerung und einiges Geld, das ihn vor dem Verhungern schützte.

War der Lehrer unverheiratet, so hatte er in der Regel bei den Bauern im Dorfe seinen Wandertisch; ein Familienvater bekam Weide und Fütterung für eine Kuh und außerdem durchschnittlich 40 bis 60 M. baren Geldes; es gab freilich in Holstein auch Stellen zu 200, selbst zu 300 bis 400 M., daneben aber standen andere zu 30, ja zu 20 M. In manchen Gemeinden ward noch das Schulgeld in Naturalien entrichtet; ein Kind kostete $^1/_8$ Tonne Roggen, von vier Geschwistern war eins, von fünf blieben immer zwei frei von jeder Verpflichtung. So begreift es sich, daß manche Schulmeister sich genötigt sahen, im Sommer den Stock mit der Sense zu vertauschen, auf dem herrschaftlichen Hofe zu fronden oder in freien Dörfern zu anderen Beschäftigungen zu greifen, die genügenden Unterhalt abwarfen. Wie es dabei herging, mag folgendes Bild aus den Kindertagen der Großväter deutlich machen.

In den siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts war Fritz Nehr in dem geschichtlich berühmten alten Kirchdorf Bernhöved auf dem mittleren Landrücken Holsteins geboren. Sein Vater, ein ehemaliger Trompeter, hatte hier als Organist und Lehrer einen Ruhehafen gefunden; ob er sonderlich für diese Doppelstellung geeignet

war, hatte die regierenden Herren, die ihn mit dieser Versorgung beschenkt, gewiß herzlich wenig gekümmert. Sonntags schlug er die Orgel, daß es Gott erbarme, in der Woche die Dorfjugend. Er war immer sehr sauber gekleidet, eine Gewohnheit, die ihm von seiner kriegerischen Laufbahn geblieben war. Nehmen wir hierzu dichtes, glattzurückgestrichenes Silberhaar über einem vollen, freundlichen, etwas rötlichen Gesichte, dessen Färbung er gern, wenn sich Gelegenheit bot, durch einen wässerigen Aufguß von geistigen Getränken auffrischte, lebhafte glänzende Augen, eine unverwüstlich heitere, mutige Stimmung, so steht uns seine Gestalt vor Augen. Der alte Mann rühmte sich gern, daß er in seiner Stellung schon mehrere Prediger begraben habe, und auch den damaligen, durch manche Sonderbarkeit auch in weiteren Kreisen bekannten Pastor Örtling vermaß er sich zu überleben, obgleich derselbe beträchtlich jünger an Jahren war. „Den kriege ich auch noch unter", pflegte der Alte zu sagen; indes hatte er hierin doch falsch gerechnet.

Seinem erst- und eingeborenen Sohne Fritz gab er dieselbe Erziehung wie der übrigen studierenden Jugend des Dorfes. Im Winter hatte er täglich sechs Stunden, im Sommer drei Stunden lang „Christentum und Buchstaben" für einen Schilling wöchentlich zu lehren. Wer zum Schreiben aufrückte, mußte anderthalb, für das schwierige Rechnen sogar zwei Schillinge zahlen. Die Schularbeit begann und schloß allemal mit einem Gesange, dann wurde der Morgensegen, das Vaterunser oder ein sonst übliches Gebet gesprochen, ein Hauptstück aus dem Katechismus von den älteren Schülern aufgesagt und ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen, im übrigen fand die ganze Unterhaltung selbstverständlich nur in plattdeutscher Sprache statt. Weiter gingen des Alten gelehrte Kenntnisse nicht, weiter aber auch nicht die Anforderungen, die man in den achtziger und neunziger Jahren an einen Organisten und Schuldespoten selbst in einem Hauptdorfe machte. So wuchs Fritz denn mit seinen Altersgenossen und Schulkameraden als ein ziemlich unwissender Bauerknabe auf; daß er mit diesem mehr als dürftigen Maße von Gelehrsamkeit selbst noch einmal haushalten, selbst dereinst den „Schulmeister" spielen und wieder davon den anderen abgeben sollte, ist ihm damals gewiß nicht im Traume eingefallen. Auch waren weder der Ehrgeiz des Alten noch seine eigenen Wünsche auf ein solches Ziel gerichtet. Im Gegenteil: als die Herrschaft des benachbarten Gutes Schönböken einen Bedienten und Jäger suchte, glaubte Fritz sich hier seinen Beruf eröffnet zu sehen und nahm mit freudigem Mute den Dienst an. Er lernte nun den Tisch decken und beim Essen aufwarten,

seinen Herrn an- und auskleiden, Röcke und Stiefel putzen, Haar und Bart scheren, hinten auf der Kutsche stehen, ferner schießen und jagen, Hunde abrichten, das Waldhorn blasen und was sonst zu einem ländlichen Kammerdiener und Jäger gehörte. Große Reisen wurden nicht gemacht, nur Hamburg, die eigentliche Hauptstadt Holsteins, mit seinem Herrn besucht. Fritz würde vielleicht immer in dieser Lage geblieben sein und sich schwerlich eine andere Laufbahn gewünscht haben, hätte ihm nicht die Liebe einen Streich gespielt. Ein kurzes stämmiges Bauermädchen, das als Kindermagd auf demselben Gute diente, war das Ziel seiner Wünsche. Ob seine nachmalige Gattin damals noch besondere Reize des Leibes oder Geistes besessen hat, wissen wir nicht zu sagen: an der „Frau Elsch“ (Elisabeth) war nichts mehr davon zu sehen; sie zeichnete sich nur trotz ihrer kleinen Gestalt als eins der männlichsten Weiber ihres Dorfes aus, war eine gesuchte Hebamme und führte zu Hause kein ganz sanftes Regiment.

Da dem Gutsherrn mit einem verheirateten Leibjäger nicht gedient war, so galt es jetzt das junge Ehepaar anderweit zu versorgen. Zu gutem Glücke war eben in einem dem Gute gehörenden Dorfe Ruhwinkel — der Name klingt im Hochdeutschen sehr poetisch, will aber im Niederdeutschen nur einen „rauhen Winkel“ besagen — der Schulmeisterdienst erledigt, und diesen geruhte der Herr seinem Kammerdiener und seiner Kindermagd zu verleihen. Da mußte sich denn Fritz wohl oder übel entschließen, mit dem bescheidenen Reste von Wissen, der ihm noch aus der Schule seines alten Vaters anhaftete, soweit er ihn nicht in seiner Dienerlaufbahn bereits ausgeschwitzt hatte, selbst wieder zu wuchern, das Katheder zu besteigen und den Gänsebuben und Sauhirten des Dorfs mit dem Lichte höherer Erkenntnis vorzuleuchten. Ach du lieber Gott! Es war keine Anmaßung von ihm, er war unschuldig daran; hat er es doch in seinem ganzen Leben nie soweit gebracht, einen leidlichen Satz Hochdeutsch zu sprechen oder ein verständliches Briefchen zu schreiben: von orthographischer und grammatischer Richtigkeit völlig abgesehen! Aber gelebt mußte doch sein; also nahm er mit Dank die Stelle an, die ihm ein schlechtes Häuschen, ein Gärtchen, Futter für zwei Kühe, einige Fuder Torf und wenige Thaler eintrug. Freilich des baren Geldes war bei weitem nicht genug, selbst nicht für seine mäßigen und bescheidenen Ansprüche; hier mußte also durch Nebenverdienst aller Art das Fehlende beschafft werden, und hier war die Vielseitigkeit unseres Helden bewunderungswürdig. Er verstand alles, gab sich zu jeder Gattung ehrlicher Thätigkeit willig her, jeden-

falls viel williger und lieber als zu dem leidigen Schulmeistergeschäft.

Der Winter, die Zeit der kurzen Tage, war unseres Schulmeisters eigentliche Leidenszeit. Bald nach der Tag- und Nachtgleiche, wenn das Vieh von der freien Weide in die Ställe genommen, wenn die Kartoffeln eingebracht, die Winteräcker bestellt waren, wenn Wind und Regen über die kahlen Felder strich, dann begann die Dorfjugend, für welche die Eltern doch daheim keine wichtigere und gedeihlichere Beschäftigung mehr hatten, sich in der engen, dumpfen und räucherigen Schulstube zusammenzudrängen, und der Schulmeister sah sich genötigt, mit Lehre und Katechisation, mit Stockschlägen und Kopfnüssen den Knaben und Mädchen aufzuspielen, so gut er es vermochte. Es wäre nicht auszuhalten gewesen, wenn nicht auch im Winter manche Tage ausgefallen wären, wo er seinen Nebengeschäften nachgehen konnte und mußte, weil es der Gutsherr oder irgend ein anderer Gönner in der Umgegend so wollte, wo denn in seiner Abwesenheit seine Gattin Frau Elsch oder später eine seiner Töchter, selbst erst eben konfirmiert, statt seiner die Schule hielt, daß es vollends einen Stein erbarmen möchte. Auch hat man nie davon gehört, daß irgend ein Zögling der Dorfschule von Ruhwinkel sich jemals über zu vieles Lernen beklagt hätte.

Mit dem Frühling, mit den längeren Tagen im März, wenn Blumen und Kräuter sproßten, begann des Schulmeisters Ferienzeit; seine Plagegeister verliefen sich, da das Hüten des Viehs und der Gänse, die Arbeiten auf Feld und Wiese einen größeren Reiz für sie hatten als der Katechismus in der Schulstube. Fritz gab ihnen gern seinen Segen auf den Weg; am liebsten hätte er sie nie wiedergesehen. Nun hatte er gute Muße, nun konnte er sich frei und ungehindert seinen endlosen Nebenbeschäftigungen hingeben, die für ihn nach der Neigung seines Herzens die Hauptgeschäfte, seine eigentliche Lebensaufgabe bildeten. Sie zerfielen wieder in amtliche Leistungen, die er im Auftrage seines Gutsherrn übernommen hatte, und in mancherlei Privatgewerbe. Um sie besser zu übersehen, wollen wir sie nach diesen beiden Rubriken und zugleich nach der Jahreszeit durchgehen. Wir beginnen wieder mit dem September, dem letzten Monate seiner sommerlichen Freiheit vor dem Eintritt der winterlichen Knechtschaft in der leidigen Schulstube.

Als unserem Fritz bei seiner Verheiratung dies widerwärtige Amt von seinem Herrn übertragen ward, erhielt er zugleich als Zeichen seines besonderen Vertrauens, gewissermaßen als Schmerzensgeld und zur Aufbesserung seiner wirtschaftlichen Lage, das Amt eines

Jägers im Gute Schönböken, und da dieses außer dem Hoffelde und einigen Waldungen aus zwei Dorfschaften, Ruhwinkel und Belau, und einigen einzeln gelegenen Bauerngütern besteht, überdies einige Landseen, Bäche und Torfmoore einschließt, so bildete es ein ansehnliches Gebiet, und die üblichen Schießgelder wie die gelegentlichen Fuchs-, Marder- und Otterfelle konnten schon einiges abwerfen. Mit dem September verwandelte sich also der friedliche Schulmeister in einen erbitterten Nimrod und strich, „gespannt das Feuerrohr", unermüdlich durch die Felder und Auen, um Rebhühner, Wachteln, Hasen u. s. w. zu erlegen. Dann kamen später im Herbste die Treibjagden auf Edelwild, Hasen und Füchse, zu denen sich die Gutsherren der Nachbarschaft verbanden und bei denen unser Fritz mit anderen benachbarten Jägern in großer Haltung, mit Waldhörnern und Hundepeitschen, ins Feld zog. Das gab einige genußreiche Tage, und in der Erinnerung noch Stoff zu mancher winterlichen Unterhaltung. Die Schule ruhte, wie sich von selbst versteht, während dieser Freudentage; die größeren Schulknaben mußten mit treiben helfen. Aber auch während des eigentlichen Winters verschaffte ihm die edle Jagd manche freie Stunde, manche lustige Erholung von dem angreifenden Buchstabieren und Katechisieren, wenn die Herrschaft hinunterschickte ins Dorf: sie müsse morgen oder übermorgen zu einem Gastmahle einige Hasen oder wilde Enten haben. Bereitwilligst zog er die großen Stiefel und die grüne Jacke an, warf Gewehr und Jagdtasche um, pfiff seinem treuen Hunde und schritt hinaus in den tiefen Schnee, das Zepter der Schulstube seiner gestrengen Ehehälfte oder einer der heranwachsenden Töchter überlassend.

Wir dürfen ihm in der Jägerlaufbahn nicht weiter folgen; zu jeder Zeit gab es hier etwas zu thun, bald Dohnen auszuhängen, bald Fallen zu legen, selbst im Frühling und Sommer wenigstens Raubvögel, Reiher und Raben zu schießen. Die anderen amtlichen Nebengeschäfte nahmen ihn weniger in Anspruch. Er war freilich auch Gerichtsdiener des Guts; da hier aber außer kleinen Diebstählen wenige Sachen zur Verhandlung gelangten und der Patrimonialrichter im Durchschnitt nicht über vier- oder fünfmal im Jahre aus der fernen Stadt herauskam, um auf Schönböken Gericht zu halten, so hatte er als Bote der Gerechtigkeit selten aufzutreten. Dafür trug dieses Amt denn auch herzlich wenig ein. Nicht mehr läßt sich davon sagen, daß er Bote des gütlichen Armenwesens und verschiedener Brand- und Totengilden war.

Außer der Jägerei traten also die anderen amtlichen Obliegenheiten sehr in den Hintergrund. Desto vielseitiger und ausgiebiger

waren die freiwillig übernommenen Handtierungen und Privatgeschäfte. Oben an stehen hier seine Leistungen in der Musik. Der „Schulmeister" war mit einigen Genossen, die er sich herangebildet hatte, der beliebteste Bierfiedler in seinem und einigen anderen Dörfern und auf den benachbarten Höfen; ohne ihn gab es keinen Tanz. In die Herbstzeit fielen die sogenannten Erntebiere; ein Gutsherr oder Pächter eines Meierhofes, der seinen Leuten ein Erntefest geben wollte, ließ die aus Lehm gestampfte Tenne einer Scheuer oder eines Kuhstalls reinkehren; die Seitenwände gegen das Stroh hin wurden mit groben Leintüchern verhangen, eine Tonne Bier aufgelegt, einige dünne Talgkerzen angezündet, die ein angenehmes Dämmerlicht gaben, an dem einen Ende ein höherer Tisch aufgestellt, hinter dem der Schulmeister mit seinen Gesellen Platz nahm — und der Ballsaal war fertig. Der Nachmittag und Abend des Festes wurden in der Umgegend bekannt gemacht, und nach dem Feierabend strömten die Knechte und Mägde aus der Nachbarschaft zu. Vor den Musikern standen einige Teller zur Aufnahme des Geldes. Eine eigentliche Tanzordnung gab es nicht; sie bildete sich nach dem Ansehn und dem Range der Knechte von selbst. Der jedesmalige Vortänzer trat an den Musikantentisch, that einen derben Faustschlag darauf und bestellte sich seinen Tanz: einen Walzer, Hopser oder Zweitritt, einen Schott'schen oder Pol'schen, indem er die Melodie seines Lieblingstanzes vorsang und einen Doppelschilling, den üblichen Musenlohn, in den Teller warf. Dann fiel die Musik, meistens aus Geige, Klarinette und Handtrommeln bestehend, rasch ein und spielte fort, bis wieder ein anderer Vortänzer an die Reihe kam. Die Burschen hielten ihr Mädchen fest an sich gedrückt, so daß die brennende Pfeife, die selten fehlen durfte, der Tänzerin über die Schulter herabhing. Je größer das Gedränge, daß sich die Tanzenden kaum bewegen konnten, desto höher der Genuß. Der Schulmeister und Genossen spielten auf, unermüdlich, so lange die Schillinge flossen; gegen das Ende der Nacht nickten sie oft ein, und der Kopf sank auf die Geige, während die Hand mechanisch fortfuhr mit dem Bogen über die Saiten zu streichen. So hat unser Held Hunderten von Burschen und Mädchen zum Tanze vorgefiedelt, die er noch wenige Winter vorher in der Schulstube zu Tugend und Gottesfurcht herangezogen hatte; er sah darin nichts Arges. Einem Erntebiere, das ohne derbe Prügelei schloß, hätte die höchste Weihe gefehlt, und selbst die friedlichen Musiker wurden wenigstens als Mitleidende oft mit hineingezogen. Auch der Schulmeister erhielt bei solchen Gelegenheiten manchen Puff von einem früheren Zöglinge; er sah aber wiederum

nichts Arges darin. Ebenso geigte er ganze Nächte hintereinander, wenn er zu Bauernhochzeiten eingeladen ward, welche die Erntebiere an nachhaltiger Dauer noch weit übertrafen und gewöhnlich mit Tanz und Schmaus zwei bis drei Tage und Nächte währten; die Schule mochte unterdes thun, was sie wollte.

Diese Tanzlustbarkeiten fielen meistens in den Herbst und Winter; das Leben auf dem Lande und die Jahreszeit bringt es so mit sich. Der Frühling lud wieder zu anderer Thätigkeit ein. Der gute Fritz hielt Bienenstöcke und übernahm auch wohl die Pflege und Beaufsichtigung fremder Bienen, besonders wenn es galt, die Stöcke zur Zeit der Heideblüte ein paar Meilen weit in die Segeberger Heide zu führen und zur Weide einige Wochen dort zu lassen. Dann brachte er die Bienen an ihren Standort und lief geschäftig hin und her, um sie bisweilen zu besuchen und doch sein Hauswesen nicht zu vernachlässigen.

Am mannigfaltigsten waren die Leistungen des Schulmeisters in allerlei Diensten und Aushilfen, die er für benachbarte Gutsbesitzer übernahm und zu denen seine Befähigung teils in seiner früheren Bedientenlaufbahn, teils in seiner allgemeinen Anstelligkeit wurzelte. Die Umgegend von Ruhwinkel ist von jeder Stadt volle zwei Meilen entfernt und war damals zur Winterzeit auf fast unbefahrbaren Wegen kaum zu erreichen. Auch das nahe Bornhöved konnte für mancherlei Bedürfnisse keine Aushilfe gewähren; daher war ein anstelliger Mann, der in allerlei Vorfällen mit Rat und That aushelfen konnte, in jenen Tagen ein doppelter Schatz. Wo es also etwas zu thun gab, was die Knechte und der Böttcher nicht zu leisten wußten, da nahm man seine Zuflucht zu dem tausendkünstlerischen Schulmeister; er besaß auch eine Drechselbank und pfuschte im Notfall in alle Handwerke.

Gab es auf den Höfen ein größeres Gastmahl oder einen Ball, wobei man männlicher Bedienung bedurfte, so ward der Schulmeister bestellt. Er deckte den Tisch und wartete beim Essen auf, nicht mit der vollen Gewandtheit eines Kellners, aber ländlich, sittlich, er wußte doch zu servieren. Kam ein Besuch aus Hamburg, der sich nicht selbst zu rasieren verstand, so ward Fritz geholt, und er machte ohne Bedenken den Bartscherer. Auch Haarschneider war er weit und breit; man ging zu ihm ins Schulhaus, um sich frisieren zu lassen, oder ließ ihn kommen. Gab es im Garten eine Arbeit, die über das Gewöhnliche hinausging, so half er wieder aus; er pfropfte und okulierte junge Bäume, band Reben ans Spalier und legte neue Spargelbeete an. Wenn im Sommer uner-

warteter Besuch kam und, wie dies auf dem Lande sich leicht ereignet, kein frisches Fleisch vorrätig war, auch die Fischkiste nicht hinlängliche Fische zu einer Abendmahlzeit enthielt, so ward unser Freund gerufen. Am Ufer des Baches oder auf dem nahen Landsee gab es zur Sommerzeit fast immer Fische zu stechen mit einem vielzackigen Eisen an einem langen Schafte gleich dem Dreizack des Neptun, vorzüglich Hechte, auch Schleien, Brachsen und andere Fische; aber nicht jeder hatte die Geschicklichkeit dazu, den scharfen Blick, die leichte und sichere Hand. Der frühere Jäger besaß diese Vorzüge. Es schlug selten fehl, daß er in einer oder einigen Stunden mit einem Gericht Fische wieder heimkam. Den größten Hecht, den die Leute je gesehen, hatte er einmal auf diesem Wege erlegt, einen Riesen von vierundzwanzig Pfund Gewicht, der einen Schlei von drei Pfund im Magen trug. Aber der leichte Nachen, auf dem er fuhr, war auch fast umgeschlagen, als er das Ungeheuer mit seinem Hechteisen gespießt hatte und den zappelnden Fang über Bord zog. Gab es keine Fische, so trieb er doch Krebse an den Ufern des Baches auf; jede Art von Weidwerk war seine Lust und sein Geschick.

So war der Schulmeister Jäger, Bierfiedler, Bienenvater, Lohnbedienter, Bartscherer und Friseur, Gärtner und Fischer, alles in einer Person. Wer sollte denken, daß er mitunter auch gewissermaßen geistliche Verrichtungen übernahm? Der Prediger war bisweilen unpäßlich oder hatte keine Lust zu predigen; dann ließ er, da die nächsten Amtsbrüder alle von einer bis zu zwei Meilen entfernt waren, statt seiner den alten Organisten von der Orgel herab der Gemeinde eine gedruckte Predigt verlesen. Konnte oder mochte der alte Mann nicht, so trat der Sohn an seine Stelle. Es gab bereits geschicktere Schulmeister in dem weiten Kirchspiel, aber die böse Welt behauptete, daß der Pastor unsern Helden vorzüglich gerne lesen lasse, um nicht durch einen fähigeren Vorleser einer fremden Arbeit seine eignen Leistungen im Predigen in den Schatten gestellt zu sehen. So radebrechte denn der Schulmeister in der ehrwürdigen alten Dorfkirche, die der heilige Vicelin, der Apostel Wagriens, vor siebenhundert Jahren gegründet und aus Granitblöcken aufgemauert hatte, von Zeit zu Zeit der andächtigen Gemeinde eine Predigt vor: derselben Gemeinde, der er zum Teil die Nacht vorher zum Tanze aufgespielt hatte oder in der folgenden Nacht zum Tanze aufspielen sollte.

Es können nicht alle Geschicklichkeiten und Leistungen des vielgeschäftigen Mannes hier aufgezählt werden; auch ist es der Andeutungen schon genug, um ein Bild von ihm zu geben. Nur eins

müssen wir, eben um des Gegensatzes willen mit dem aufklärerischen Amte eines Schulmeisters, noch hervorhoben. Es begegnet den Hausfrauen auf dem Lande bisweilen, daß der Prozeß des Butterns nicht in der gewohnten Zeit und Schnelligkeit vor sich gehen will, oder daß die Bäuerinnen, wie sie es in Holstein nennen, nicht „abbuttern" können. Auch dann sandten sie zu Fritz Schulmeister. Er war im Besitze eines Zauberspruchs aus unverständlichen Worten, der, auf einen Streifen Papier geschrieben und unter das Butterfaß geklebt, das Buttern beförderte. Es versteht sich, daß unterdessen und nur mit um so größerem Eifer fortgebuttert wurde, bis endlich die Butter da war, kraft des Spruches, wie man meinte. Indes haben wir keinen Zweifel, daß der Schulmeister selbst in gutem Glauben an die magische Wirkung der geheimnisvollen Worte und von der Wirksamkeit seiner anderen Formeln gegen das „hilge dink" oder die Rose und gegen das damals so stark herrschende Wechselfieber ebenso sehr überzeugt war, wenn er sprach:

Ik sech: Helldink, helldink,
du schast ni stäken,
du schast ni bräken.
Helldink, helldink,
du schast ni kellen,
du schast ni swellen;
dat schast du ni doen!
dat schast du ni doen!

oder:

Peter un Paul güngen äwert moer.
Wat begegen er doer?
Helldink, helldink! —
„Helldink, wo wult du hen?"
Na'n dörp.
„Wat wult du doer?"
Kellen un swellen un we doen.
„Dat schast du ni doen;
dat befäel ik di in Godes namen."

Er war viel zu ehrlich, um jemanden wissentlich zu betrügen und hinters Licht zu führen. Im Gegenteil: seine Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Zuverlässigkeit genoß in allen Dingen das vollste Vertrauen; auf seinen Charakter fiel kein Schatten, wie es sonst wohl bei Tausendkünstlern der Fall ist.

Die Blüte dieses reichen Lebens, der Gipfelpunkt der vielseitigen Thätigkeit unseres Ehrenmannes fiel in das erste Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts, von da begann die Zeit allmählich über ihn hinaus zu schreiten. Nach dem allgemeinen Frieden und besonders seit den zwanziger Jahren fingen andere früher ungeahnte Ansprüche und Anforderungen an sich geltend zu machen. Die Regierung hatte ein Schulseminar errichtet, aus dem wohlunterrichtete tüchtige Lehrer hervorgingen. Das große Kirchspiel Bornhöved zählte dreizehn oder vierzehn Schulstellen, von denen die Mehrzahl nach und nach mit solchen ihrer Aufgabe ganz anders gewachsenen Lehrern besetzt ward. Fritzens Nachbar wurde sogar ein Kandidat der Theologie, den besondere Verhältnisse nötigten, eine Dorfschule zu übernehmen: ein wahrhaft grundgelehrter Mann, der Griechisch und Lateinisch und mehrere neuere Sprachen verstand und der mit seinem Wissen selbst den Prediger überragte. Unter solchen Kollegen fühlte unser Freund sich mehr und mehr unheimlich und ward von ihnen über die Schulter angesehen. Wenn Sonntags die Schullehrer dem Prediger ihre Aufwartung machten und von diesem über den Zustand ihrer Schulen, die von ihnen befolgten Lehrmethoden u. a. m. befragt wurden, so empfand er mit Angst und Beklommenheit, daß er nicht am Platze sei; wie viel lieber hätte er einem Fuchs oder Hasen auf den Pelz gebrannt, als über solche Dinge Rede und Antwort geben zu müssen! Der damalige König Friedrich VI. von Dänemark interessierte sich für den wechselseitigen Unterricht und die Bell- und Lancasterschе Lehrweise, deren etwas militärische Einrichtung seiner Vorliebe entsprach. Es ward daher eine Musterschule in Eckernförde errichtet und auch den älteren Schulmeistern des Landes nach und nach anbefohlen, diese Anstalt einige Zeit zu besuchen, um sich mit der neuen Lehrweise bekannt zu machen. Selbst Ruhwinkel wurde nicht geschont. Fritz mußte sich entschließen die saure Reise anzutreten; mit Kopfschütteln ging er, und mit Kopfschütteln kehrte er heim, auch hat nie davon verlautet, daß er in der Musterschule viel Neues begriffen oder gar eine andere Methode sich angeeignet hätte der Dorfjugend den „Katissem“ (Katechismus) beizubringen, als die alte vermittelst des Haselstockes und der Ohrfeigen. Seine Vorgesetzten übten Nachsicht mit dem Alten, soweit und so lange es ging, bis er endlich, als seine Sinne stumpfer wurden, in den Ruhestand trat und einem Schullehrer von der neuen Art Platz machte.

Im Dorfe meinte man, man müsse doch erst abwarten, ob dieser denn wesentlich größere und bessere Erfolge erzielen werde, als

Fritz nach der alten Weise; denn aus der Dorfschule in Ruhwinkel war ein arbeitsames, tüchtiges, ehrliches, wohl derbes, aber keineswegs unsittliches und rohes Geschlecht hervorgegangen. Später kam es wohl manchen vor, als wenn es in den alten einfachen Zeiten besser gewesen wäre. Wer möchte sie aber heute zurückwünschen?

L. Roß: Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berlin 1863. — K. Jansen: U. J. Lornsen. Kiel 1872. — K. Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880.

51. Ländlicher Brauch und ländliche Sitte im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts.

„Die Sonne ſtand doch einmal beinahe einen ganzen Tag ſtill zu Gibeon und der Mond im Thal Ajalon, aber die Sitte iſt beſtändig im Gange, und der Brauch hält ſich nirgend auf; ſie ſollten eigentlich ihre Namen ablegen, weil ſie ſo unſtät ſind. Die Sitte ſetzt ſich nimmer, und der Brauch jagt ſich immer, alſo daß man ſchwerlich ſagen kann: „das iſt Brauch und Sitte“, ſondern fünfzig, hundert Jahre zurückblickend: „das war Brauch und Sitte.“ So ſchrieb Klaus Harms vor etwa fünfzig Jahren, als er die damaligen Verhältniſſe ſeiner ditmarſiſchen Heimat mit denen in ſeiner Jugendzeit verglich. Wie würde er heute ſtaunen über den gewaltigen Umſchwung, der ſeitdem in allem, was Brauch und Sitte angeht, in Stadt und Land eingetreten iſt! Das heutige Geſchlecht hat kaum eine Erinnerung mehr davon, wie ſeine Großväter und Urgroßväter im Anfange dieſes Jahrhunderts lebten, wo man, wenig von der neuen Zeit berührt, noch der Weiſe der Vorfahren treu geblieben war. Wie ſie ſich kleideten, wie ſie aßen und tranken, wie ſie ihre häuslichen Feſtlichkeiten feierten, ihre Taufen, Hochzeiten, Leichenfeſte abhielten, wie ſich neben aller Biederkeit und Treuherzigkeit Ungeſchlachtheit, ja Roheit breitmachte, das alles erſcheint dem lebenden Geſchlechte ſo fremdartig, wie ein Märchen aus uralten Tagen. Und doch iſt es eine nicht genug zu beherzigende Thatſache, daß auch unſer heutiges Volksleben noch immer auf dem alten ruht, in ihm ſeine feſte Wurzeln hat und nur dem völlig verſtändlich wird, der die Zuſtände der älteren Zeit ſich zum genaueren Verſtändnis gebracht hat.

Wer damals des Sonntags die Kirchen der nordelbiſchen Lande beſuchte, fand überall alt und jung in ihrer wechſelnden **Volkstracht** vertreten; Fremde reden voll Verwunderung von der Pracht und dem Schimmer in dem Anblick der Frauen und Jungfrauen,

welche die Nähe des Altars und der Kanzel füllten. Während heutzutage nur in geringen Resten bei dem weiblichen Geschlechte in der Landschaft Propstei, auf den friesischen Inseln und dem Schiffer- und Fischerort Blankenese eigene Trachten erhalten sind, hatten vor zwei bis drei Menschenaltern selbst die Männer ihre althergebrachte Weise noch nicht völlig abgelegt. Die verschiedensten Farben waren beliebt; hier herrschte braun, dort rot, hier blau, dort hellblau vor, auch ward zuweilen eine Farbe gesehen, die man weiß nannte. Überall zeigte sich eine Vorliebe für lebhaftere Farben, die sich erst nach und nach in dunklere wandelten. Im allgemeinen hielten die Männer an der alten Holstentracht fest und erschienen in lederner Kniehose mit silberner Spange, rotgestreiftem Wams mit silbernen Knöpfen, langschößigem Rock, Hut mit breiter Krämpe und in Schuhen mit Schnallen. Nichts herrlicheres konnte man sehen als die Beinkleider der Wilsteraner mit ihren Latzen, mit großen Knöpfen aus Zinn und Silber benäht, von denen einige oft bis zur Größe eines kleinen Tellers stiegen und die kleineren mit acht Groschenstücken umringt waren. Auf den friesischen Inseln machte der kleine „Korl“ (Obergewand), mit einer Reihe von Knöpfen und großen Seitentaschen geziert, erst den vollen „Kerl“, wie die Holsteiner sagten, denn die Knaben führten eine Jacke von Schaffell und kurze Hosen aus gleichem Stoffe. Vorteilhaft kleidete sich die Jugend in der Propstei, wenn sie in schwarzer knapp anliegender kurzer Jacke, darunter eine Weste mit silbernen Knöpfen in Gestalt von Vierschillingsstücken, in einfarbiger Hose, nackten Beinen, den Hut mit einem flatternden Bande umzogen, die Mädchen zum Tanze führten.

Weit mannigfaltiger war die weibliche Tracht und von verschiedenem Rufe. Wenig geschmackvoll erschienen den Zeitgenossen die Propsteierinnen gekleidet, wenn sie sich auf den Kieler Märkten in ihrer Nationaltracht blicken ließen. Die Beine steckten in weißgrauen gewalkten aufgetriebenen wollenen Strümpfen, zeigten eine ungewöhnliche Dicke und ragten bis ans Knie hervor unter einem kurzen steifen faltenreichen Rock von schwarzer oder schwarzbrauner Farbe. Ein gleichfarbiges Mieder war über die steife und enge Schnürbrust gezogen; auf einer unzierlichen platten schwarzen Klappmütze saß ein runder kleiner Mannshut von schwarzem Filz mit daran flatterndem farbichtem Taftlappen. Worauf sie sich etwas einbilden konnten, das waren ihre Spitzen, die sie als Erbstücke aus früheren Jahrhunderten noch forttrugen in einer Pracht und Schönheit, wie sie kaum im Lande sonst zu finden waren und heute eine Zierde des Hamburger Gewerbemuseums bilden. Stolz auf ihre besondere

Weise, betrachteten sie alle, die sich nicht so kleideten wie sie, als „Butenminschen.“ Die Mädchen versagten jedem Fremden den Tanz, und die Frauen ärgerten sich, wenn sie eine Landsmännin an der Seite eines „Butenminschen“ sahen. Als eine Bäuerin einmal auf dem Kieler Jahrmarkt eine Nachbarin am Arm eines Fremden erblickte, rief sie aus: „Ei, seh mir doch einer, geht meine Base da nicht mit einem Christen!“ Höchstens hielten sie die Kremperinnen für ebenbürtig, die in der That im ganzen Westen als eine Merkwürdigkeit erschienen. So hieß es denn auch:

Kremper Mädchen, Turm und Glocken
können Jungesellen locken.

Ihr Wams hatte eine kurze Taille und bedeckte eben die Ellenbogen mit einem spitzigen, mit Knöpfen besetzten Flügel. Das vorn offenstehende Wams zeigte einen meist roten, bei Begräbnissen weißen Brustlatz, der, mit silbernen Knöpfen und goldenen Schnüren besetzt, in einen spitzigen Winkel über den Rock herab lief. Ähnlich trugen ihr „Laßhemd“ auch die übrigen Marscherinnen mit Schnüren und Bandwerk oder, wie auf Föhr, mit Goldmünzen, holländischen und dänischen Dukaten behängt. Am meisten aber fielen sie durch ihre Röcke auf, die gegen 5000 Falten hatten und, die Figur einer Glocke darstellend, oft mit Fischbein und Pferdehaar ausgelegt und ausgestopft waren. Wenn sie im Staate erschienen, wurden darunter noch unzählige, man sagte gegen 15 Unterröcke getragen. Da jede ordentliche Hausfrau mehrere Dutzend davon vorrätig haben mußte, so bildete die Herstellung dieses Kleidungsstückes für einen Hausvater, besonders wenn er mehrere Töchter hatte, einen sehr wichtigen Ausgabeartikel; jeder Rock von halbechten Farben kostete 3, von echten Farben oft 10 bis 15 Reichsthaler, und dazu kamen noch seidene Halstücher zu 7 bis 12 Mark, goldbordierte Mützen zu 4 bis 6 Thalern, Zeuge und Kattune zu Kleidern, Kartuschen u. a., die Elle zu 3 und 5 Mark, Spitzen zu Hauben und Schnippen, die Elle zu 7 bis 12 Mark. Trotz alledem wird Klaus Harms nicht so ganz unrecht haben, wenn er einmal meint, die alte Tracht sei kostbar, aber doch wohlfeil gewesen.

Nicht weniger waren die Friesinnen auf Föhr, Amrum und den einsamen Halligen auf ihre Weise stolz; sie lebten abgeschlossen von der Welt und kamen am spätesten dazu die Moden „der Butenminschen“ anzunehmen. Ihre Kopfbedeckung bestand in einer weißen Haube und einem Kopftuch, über das ein feingeblümtes Tuch gebunden ward. Der dunkelblaue Pei (Rock) hatte lange Ärmel, an

den Händen mit silbernen Knöpfen besetzt, vorn über der Brust weit offen stehend und hier mit verschiedenen farbigen Querstreifen ausgefüllt. Als Sonntagsstaat trugen die Frauen eine oft mehrere Ellen lange silberne Kette über dem Brusttuch, wie man sie heute noch zuweilen sieht. Über dem Pei legte sich der rote Korl mit weiten, aber kurzen Ärmeln und von einem roten Bealt (Gürtel) zusammen gehalten. Der dunkelblaue Korl ward zu dem weißen Oberhemd, „Smaak" genannt, getragen oder auch zum „Schist" aus selbst gegerbtem Schaffell, der, die Wolle nach innen, mit weiten Ärmeln und mit Pelzwerk umsäumt, in großen Falten auf die Waden hinab hing. Während die Bräute den roten Korl nebst dem Smaak und dem blauen Gürtel und außerdem eine große, in langen Schleifen leicht geschlungene, mit Perlen gestickte und mit Quästen versehene Schürze trugen, legten die Frauen bei besonderen Festlichkeiten den „Schist" mit dem blauen „Korl" und dem blauen Gürtel an. Es war eine Tracht ganz nach dem Herzen der Geistlichen, wie kostbar und prunkvoll sie auch sein mochte. Als der „Schist" sich zu verlieren und der eigengemachte Rock ihn zu verdrängen begann, erschien der Bruch mit der altväterlichen Sitte so groß, daß ein Pfarrer einmal die Kanzel und alle Höllenstrafen zu Hilfe nahm, um eine solche sittenverderbende neue Sitte von seinen Pfarrkindern fern zu halten. Und doch waren überall sonst längst die eigengemachten Zeuge aus Wolle und Linnen mit der eifrig betriebenen Schafzucht und dem Anbau von Leinen der Stolz der Bäuerin geworden!

Mit Bewunderung muß man heute auf den ungemeinen Hausfleiß zurückblicken, der alles, was man um und an hatte, sich selber verfertigte. Da ward gesponnen, gewebt, gestrickt, manch Hundert Ellen grober und fein gestreifter Zeuge verarbeitet, um all die weiten wollenen Röcke zu schaffen, die zu einer guten Aussteuer gehörten. Im Friesischen war alles mit Weben und Stricken beschäftigt, beinahe in jedem dritten Hause ein Webstuhl; selbst auf den Wegen sah man Frauen und Mädchen mit dem Strickzeug in der Hand, um die berühmten weichen weißen Strümpfe zu verfertigen, die weithin verkauft wurden. Allgemein verbreitet war in den tondernschen Marschen die aus der Fremde eingeführte Übung des Klöppelns der kostbaren und kunstreichen Spitzen, die auch den ärmeren Familien bedeutenden Gewinn brachten. Selbst die Männer blieben im Winter, wenn die Arbeit draußen oder die Seefahrt ruhte und die Dreschdiele nichts zu schaffen gab, niemals müßig: sie schnitzten in Holz, verfertigten jene mit allerlei kunstreichen Linien- und Figurenverzierungen versehenen Mangelbretter, die noch heute dann und wann

in den Hausständen gesehen werden, machten Knochenarbeiten, selbst noch hölzerne Truhen, deren Zierate trotz ihrer groben Form an die einst im Lande so kunstreich getriebene Schnitzerei erinnerten; sie flochten aus Stroh allerlei Matten, banden Heide und Birken zu Besen, Schweinsborsten zu Bürsten und trugen weit und breit ihre Waren feil. Wer möchte es heute glauben, wenn er hört, daß auch die Angler Bauern nicht bloß ihr Leinenzeug und ihr Tuch zum eignen Gebrauche bereiteten, sondern selber ihre Strümpfe strickten und ihre Holzschuhe, ja ihre Stiefel eigenhändig verfertigten!

Während man so in den Geestlandschaften sich alles, was das tägliche Leben bedurfte, selber bereitete und nur einzelne Stücke wie den Manschester, den die Männer zu ihren Hosen, den Kattun und Merino, den reichere Frauen zu einzelnen Kleidungsstücken nicht entbehren konnten, von dem städtischen Kaufmann einhandelte, war man dagegen in dem reichen Ditmarschen schon längst gewohnt auf eine derartige häusliche Arbeit zu verzichten. Hier spannen die Knechte und Bauern nicht mehr, auch verstand höchst selten eine Bauernfrau das Weben und überließ dies den zünftigen Webern in den Städten. Außer etwas Strumpfstricken und Handschuhhaken, das von den Geestbauern betrieben ward, gab sich das männliche Geschlecht durchaus nicht mit Handarbeiten ähnlicher Art ab. Selbst Ackergeräte machte der Landmann sich nicht, sondern beschäftigte dafür einheimische Tischler und Stellmacher; Schaufeln, Wagen, Leitern und dergleichen lieferten ihm die fleißigen Holsteiner. Was Wunder, daß der Ditmarse seine Beziehungen zu den nahgelegenen See- und Handelsstädten benutzte, um alles Tuch zu seinem Oberkleide von dort herzuholen? Überall bemerkte man hier einen größeren Aufwand, selbst im Fuhrwerk und in der ganzen Einrichtung des Hauses. Mit staunender Verwunderung nahm einmal ein reisender Engländer, der vieler Herren Länder gesehen, den Hof eines holsteinischen Marschbauern in Augenschein; er fand den „Pesel" d. h. den großen Saal und das Wohnzimmer mit prachtvollen Mahagonimöbeln geziert, kostbare Theeservice in den Schränken aufgestellt und hielt es nicht für übertrieben, wenn man das Vermögen des Besitzers auf 40 000 Spezies (= 180000 Mark) schätzte.

Wie in seiner Einrichtung, so zeichnete sich der Marschbauer im Westen auch durch seine Lebensweise in Essen und Trinken vor den übrigen Landbewohnern aus. Wohl genoß auch er als gewöhnliche Hausmannskost das altbekannte Roggenbrot, die Buchweizengrütze, Pfannkuchen, Milch- und Mehlspeisen aller Art, aber mit Geringschätzung schaute er auf jene berühmten holsteinischen und fehmari-

schen Klöße (Klüten) herab, die so hart und fest waren, daß die Stücke beim Zerschneiden dem Nachbarn ins Gesicht flogen; er wußte schon Klöße aus Mehl von Weizen zu bereiten, das seine Felder trugen, und that sich nicht wenig darauf zu gute. Dagegen rühmten die Geestbauern, besonders auf Fehmarn, sich ihres „Beerenbeslags", eines Gerichtes, das aus Birnen und Scheiben von Schinken, oder mit Mehlteich gebacken ward, sowie des „Fleschfatts", einer Schüssel mit geräuchertem Speck, Würsten oder Zungen. Gemeinschaftlich kannten aber alle kein schöneres Mahl als geronnene Milch oder „Käsemelk", die mit Bier oder Milch übergossen und mit Zwieback oder sogenanntem „Krömen" überstreut ward, zur Schlachtzeit die Blutwurst und im Anschluß daran jene Blutsuppe, das „Schwarzsauer", die noch heute allen Fremden als ein Nationalgericht der nordelbischen Landleute gilt. Gemüse, außer grünem und weißem Kohl, den man in den „Kohlhöfen" baute, kam wenig auf den Tisch, da der Gartenbau noch sehr zurückstand. Nur Kartoffeln wußte man in manchen Gegenden schon zu schätzen, wenn man sie auch noch seltener als Feldfrüchte baute. Das Gesinde und die Saatdrescher verschmähten freilich die unbekannte Frucht noch ganz und zogen ihr die berühmten Pferdebohnen vor, die damals besonders in den Marschen auf den Feldern prangten.

Gegen die Mehlspeisen trat der Genuß des Fleisches ganz in den Hintergrund. Man aß fast nur gesalzenes oder Pökelfleisch, und selbst im Sommer ward nur selten frisches geboten. In manchen Gegenden schlachtete man auch nur wenig ein; ein Rind, ein Schwein, einige Schafe und Lämmer erschienen für einen gewöhnlichen Hausstand ausreichend. Die Reicheren freilich brauchten schon mehr als das doppelte. Überall war, wie noch heute, um Weihnachten die Schlachtzeit; in Holstein galt es wie zur Zeit der heidnischen Vorfahren als eine Ehrensache am Weihnachts- und Neujahrsabend einen halben Schweinkopf auf dem Tisch zu haben, der neben dem „großen Hans", einem Mehlbeutel aus Pflaumen, Rosinen, Milch, Mehl und Eiern, reiche Gelegenheit zum „Einhauen" gab. Nur die ärmeren Familien, insbesondere auf dem sandigen, unfruchtbaren Geestrücken, mußten sich auch bei solcher Gelegenheit mit weniger begnügen. Ein Prediger fand einmal einen Bauern mit den Seinen um den Tisch sitzen, wie sie Brot kauten und an einem kleinen, an einem Faden herabhängenden Stück Speck sogen, das einer dem anderen nach dem Genuß zuwarf. Auf die Frage, wie sie so essen und satt werden könnten, erwiderte der Hausvater in seiner niederdeutschen Mundart: „Wi nart dat dröge brot mit dat spek man so hendal!"

Der ſtetige Genuß des geſalzenen Fleiſches nicht weniger wie der ſtarke Gebrauch des Pfeffers erklärt zur Genüge auch den gewaltigen Durſt, der unſeren Vorvätern nachgerühmt wird. „Wek mi hüt nacht up“, ſagte deshalb ein Bauer zu ſeiner Frau, „wen ik döstig bün!“ Die Frau erwiderte: „Wo kan ik weten, wanner du döstig büst?“ Worauf der Ehemann: „Wek du mi man up! ik bün jümmer döstig!“ Man pflegte ſich an Milch und Buttermilch, braute ſein Bier, wobei Wermut vielfach den noch wenig angebauten Hopfen erſetzen mußte, bereitete in bienenreichen Gegenden den koſtbaren, gewürzreichen Met und zu beſonderen Zeiten, wie zur Heu- und Kornernte, jene berühmte „Kolſchal“ (kalte Schale) aus Bier mit Honig, die dem Geſinde ſeit alters als beſondere Spende gereicht ward. War die Sitte Waſſer zu trinken ſchon in den Geeſtgegenden ſehr ungewöhnlich und den Kindern geradezu verboten, ſo konnte noch weniger der Marſchbewohner wegen der ſchlechten Beſchaffenheit Geſchmack daran finden. Trotzdem hatte der Genuß von geiſtigen Getränken für gewöhnlich erſt wenig Eingang gefunden. Mochten auch einzelne Gegenden durch unmäßigen Trunk des Branntweins bei feſtlichen Gelegenheiten förmlich verrufen geweſen ſein, meiſt galt er als ein vornehmes Getränk, das bei allen Gelagen, ſelbſt von Frauen gern genoſſen ward. Noch weit unbekannter erſcheint der Wein; ſelbſt in den Wirtſchaften war er nicht zu haben, wie der reiſende Engländer mit einiger Verwunderung erfuhr, als man ihm außer Schwarzbrot immer nur Franzbranntwein vorſetzte. Allein bei feſtlichen Gelagen, bei großen Hochzeiten ward der „Rotwein“ den vornehmeren Gäſten als beſondere Erquickung geboten.

Aber wie ſtand es denn mit Thee und Kaffee? Kaffee kannte man längſt, aber man trank ihn nicht aus Taſſen, ſchlürfte ihn auch nicht, ſondern genoß ihn mit gewöhnlichen Eßlöffeln aus Schüſſeln und Schalen. Erſt mit dem Thee, den man ſpäter kennen lernte, kamen auch die kleinen, mit blauen Farben und Figuren gezierten Taſſen auf und vervollkommten ſich in den Marſchen bald zu koſtbaren Servicen. Als um das Jahr 1735 bei Amrum das ſogenannte erſte Theeſchiff ſtrandete, kochten die frieſiſchen Inſelbewohner die unbekannte „Beute des Meeres“ in großen Keſſeln und verſuchten ſie als Kohl zu eſſen; erſt als 1794 bei Silt der Strand neue Fäſſer mit Thee lieferte, war man klüger geworden und gewann bald einen ſolchen Wohlgeſchmack daran, daß er überall, ſelbſt auf den Halligen, wo man noch kaum Bier kannte, alsbald wegen des ſchlechten Trinkwaſſers mit allerlei Spirituoſen verſetzt, zu einer

Art Nationalgetränk erhoben ward. Obwohl er in den Geestgegenden, fast wie noch heute, nur von Wohlhabenderen bei besonderen Gelegenheiten und Festlichkeiten geboten ward, wußten die Holsteinerinnen ihn doch nach Gebühr zu schätzen; sie konnten stundenlang um den Tisch sitzen, Dutzende Tassen heißen Getränks schlürfen und pflegten dabei ebenso wie bei Gelagen von Kaffee, den man mit Zichorien, Wurzeln und Eicheln versetzte und in großen Kesseln auf den Tisch brachte, noch mit Eifer jenes denkwürdige „Kragen" (Nötigen), das erst nach und nach der feineren städtischen Sitte zu weichen begann. „Nemt doch, et is ju gern gönt!" hieß es bei der ersten Tasse, „up enen ben kan man nicht stan!" bei der zweiten, „dre is unewen!" bei der dritten und bei der vierten und fünften immer wieder: „noch en vört nödigen!" Selbst wenn alle Kannen und Tassen leer waren, mußte die Rede erfolgen: „Awer nemt doch, ji hebt ja gar niks eten un drunken!" Nur wer schon nach dem neuen Stil sein wollte, beschränkte sich auf die Worte: „Ik verstah mi nicht up dat nödigen!" und erwartete von dem gebildeten Gaste als Antwort: „Ik et un drink ungenödigt!" Erst wenn er den Theelöffel quer über die Obertasse gelegt, gab er seinen festen Entschluß zu erkennen, auf jede weitere Tasse zu verzichten. Am längsten blieben diese Bräuche auf den sogenannten „Kaffeekösten" im Schwange, wozu unbemittelte Brautpaare die ganze Umgegend einluden, um von jedem ein Geschenk entgegen zu nehmen.

Mehr noch als die Weise des Trinkens war die des Essens von der heutigen Sitte verschieden. Fleisch, Kartoffeln, Wurst, Kohl u. a. aß man von kleinen hölzernen Bricken oder aus zinnernen flachen Tellern, die auf den Riegen an der Seite des Herdes oder an den Wänden der Wohnstube blank gescheuert als Erbstücke der Väter prangten; man aß auch allein mit dem Messer, das jeder bei sich trug. Gabeln zu benutzen war in den Bauerfamilien noch unerhört, Herr und Knecht, Frau und Magd führten Fleisch und Wurst mit der bloßen Hand zum Munde. Nur auf größeren Festlichkeiten trat die Gabel auf, falls sich die Gäste dieselbe mit Messer und Löffel in einem besonderen Besteck mitgebracht hatten. Tiefe Teller für Suppen gab es nicht; jeder holte mit seinem Löffel aus dem großen Fasse, so oft er wollte. Meist waren die Löffel von Holz, die besseren auch aus Zinn und wurden wohlgereinigt von jedem an der Fensterfarge oder an der Wand bis zur nächsten Mahlzeit aufgesteckt. Silberne Löffel, oft ein reicher Schatz einer wohlhabenden Bauernfamilie, kamen nur bei festlichen Gelegenheiten zum Vorschein.

Die Einfachheit und Nüchternheit, die sich bei dem täglichen Leben kundgab, stand in starkem Gegensatz zu der Üppigkeit und der erstaunlichen Eß- und Trinklust, die bei allen „Högen" und „Köſten" im Schwange war. Nicht umsonst richtete darum auch ein Vater an seinen Sohn die bezeichnende Mahnung:

Hör, min sön, ik wil di leren,
wan du warst to kindelberen
oder süst to gaste beden,
stel di ja nicht slöklich (gefräßig) an.
Den man schul dat nümmer glowen,
wat man den int lif slan kan!

Jede Landschaft, jedes Gut und Dorf hatte seine besonderen Vergnügungen und Spiele, wobei neben Tanz und Gesang und körperlichen Übungen auch tüchtiges Trinken und Essen nicht fehlte. Da gab es Scheiben- und Vogelschießen, Feier der Teichfischerei, das Reiterspiel des Ringstechens und des Rolandreitens, das Schlagen und Spießen nach Türkenköpfen, das Hirschschießen, das Katzen- und Taubenschlagen, woran jung und alt, die jungen Bauernburschen und Mädchen mit dem Gesinde in voller Fröhlichkeit teilzunehmen pflegten; man feierte „Högen" aller Art, „Schipperhögen", wobei die Schiffer ihre Umzüge in Masken hielten, „Kringelhögen", wo es Kringel für die Jugend gab, „Swephögen" um Pfingsten, wo die jungen Burschen mit ihren Peitschen um die Wette knallten, „Pfingsthögen" mit Spiel und Tanz, „Nußhögen und Nußtänze", wenn im Herbste die Nüsse reif waren; man hatte „Köſten" in gleicher Mannigfaltigkeit, „Thranköſten", wenn die Grönlandsfahrer im Westen mit guter Beute heimkehrten, „Vogelköſten" nach dem Vogelschießen, „Rapsaatköſten", wenn die fremden Dreſcher nach vollbrachtem Werke sich wilder Lust hingaben, „Schwengelköſten" wenn die Frauen das Flachsschwingen beendet, und beging außerdem eine Menge von „Bieren" wie Fastenbiere, Maibiere, Richtbiere und andere.

Da ging es denn hoch her, wenn z. B. eigne Hochzeitbitter Nachbarn, Bekannte und Unbekannte im Auftrage eines unbemittelten Bauherrn zum „Fenſterbier" auf Kalteſchale, Bier und Branntwein einluden, wenn die Gäste ganze Fenster oder einzelne mit Bildern und Reimsprüchen verzierte Scheiben, die man hie und da noch in alten Häusern erblickt, zum Geschenk darbrachten, um sich dann an den Getränken gütlich zu thun, oder wenn im Dorfe oder Gute herrlich und in Freuden das Erntebier begangen, die letzte Garbe oder ein Kranz von Ähren und Kornblumen im Triumph auf

den Hof gebracht ward, das schönste Paar bekränzt durch das Dorf zog und sich alles, einheimische und fremde Gäste, abends sammelte, um sich an den dargebotenen Gaben zu erquicken. Dann konnte Bier und Branntewein die Freude der Teilnehmer zur tollen Ausgelassenheit steigern, dann ertönten jene alten Tanzlieder, die heute längst verklungen sind. Hier stampfte einer, in bloßen Hemdsärmeln und mit der kurzen Thonpfeife im Munde, den Takt nach dem Liede:

Heisa vidum!
Spelman is krum.
Spelman sin hawerpert
is ken dre söslink wert!
Heisa vidum!

dort stimmte ein anderer das Tanzlied an:

Broder ik un du!
Wi gat na Buxtehu;
wölt den burn inn keller krupen
un em al sin ber utsupen!
Broder ik un du!

Beim Trinken und Zutrinken konnte man dann herkömmliche Formeln hören, die niemals verabsäumt werden durften, wenn man nicht unhöflich erscheinen wollte. A: „Et gilt di ens!“ B. „Ik dank di!“ A. „Sün (segne) Got!“ B. „Lat di wol bekamen!“ A. „Dank di!“ Man saß jedoch nicht bloß zum Trinken zusammen. Die Bauern tranken und spielten dabei jenes „Drekort“ mit wahrer Leidenschaft. Drei Tonnen Weizen auf die Treffkarte zu setzen, mit einem Quit oder doppelt hinterdrein war in der Propstei nichts Ungewöhnliches. Von den reichen Süderditmarsen wird sogar erzählt, sie hätten sich nicht gescheut auf die drei Karten drei Last Getreide zu wagen.

Der „Kindsfot“ war ein Fest der Frauen, die bei der Entbindung zugegen oder dabei behilflich gewesen waren. Sowie sie dem Kinde gleich nach der Geburt ein Häubchen von feinem Linnen, mit einem schwarzen Kreuz darauf aus Tuch, mittelst eines roten und gelben Bandes fest um den Kopf geschnürt hatten, verkündeten sie das frohe Ereignis im Dorfe, foppten und neckten die jungen, unverheirateten Burschen, die sie trafen, rissen ihnen die Hüte ab, drangen selbst an die Betten der verheirateten, aber kinderlosen, wenn sie schliefen, um ihnen die Beinkleider zu entführen oder sonstigen Unfug zu treiben. Erst dann fanden sie sich wieder zu dem eigentlichen „Kindsfot“ ein, saßen im Verein um die Wöchnerin herum,

rauchern aus kurzen oder langen Thonpfeifen und thaten sich an Kaffee, Thee, selbst an Branntwein gütlich.

Übrigens ging es auf dem eigentlichen „Kindelber“ her, das am Taufage oder nach dem Kirchgange der Wöchnerin gefeiert ward. Das war selbst für die Frau Pastorin ein einträglicher Tag, wenn Sonntags nach der Predigt eine Reihe von Täuflingen des „Kasteltüchs“ (Taufzeug) bedurfte, weshalb sie immer einen größeren Vorrat zu verschiedenen Preisen bereit hatte. Dabei berichten in einzelnen Gegenden höchst auffallende Sitten, welche aus uralter Zeit stammen mögen. Die geringeren Leute in Angeln glaubten eine Sünde gegen ihr Kind zu begehen, wenn sie bei der eigentlichen Taufhandlung zugegen waren: Vater und Mutter standen vor der Kirchenthür oder liefen eiligst aus dem Zimmer, wenn der Geistliche die Taufformel hersagte. Dabei konnten die Eltern wählen, ob derselbe nach der alten oder neuen Weise taufen solle: wo jenes nicht ausdrücklich gewünscht ward, nahm er gewöhnlich die neue Formel und ließ den Teufel ungebannt.

Hatte die Frau, welche das Kind in die Kirche getragen, es der Mutter mit den Worten: „Ik hef er en heidenkint namen un bring er en christenkint wedder“, übergeben, so erfolgte gewöhnlich die Übergabe der Patengeschenke, wenn die Gevattern dieselben nicht gleich bei der Taufe auf das Kind gelegt hatten. Ein Geistlicher fand einmal eine Wöchnerin im Bette sitzen, mit einem großen Kopfzeuge umhüllt: sie hielt in der einen Hand einen Rosmarinstrauch, in der anderen einen Fächer; die Gevattern traten nach der Reihe heran und legten ihre Gabe in Goldstücken in ihre Hand neben den Rosmarinstrauch, während sie jedesmal dankend den Kopf neigte. Seltsam war ein Brauch, der daneben in einzelnen Marschgegenden Schleswigs geübt ward; die jungen Burschen hatten sich eines Grapens mit heißem Bier zu bemächtigen, der vor dem Wochenbett auf einem Tische stand und von der Wöchnerin mit einem Knüttel verteidigt ward. Hielt dieselbe ihren Kirchgang, so lud man im Friesischen bis zu dreißig Frauen aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft dazu ein. An dem einen Fuß einen grünen, am andern einen roten Strumpf, so schritt sie an der Spitze des Zuges, der sich in langer Reihe in Bewegung setzte, aus ihrer Wohnung. Jede machte dabei mit jedem Fuße zwei kurze Schritte, und nach der Predigt kehrte der ganze Zug in derselben Weise den regelmäßigen Kirchweg nach Hause zurück.

Die Üppigkeit früherer Zeiten hatte zwar eine strenge Taufordnung hervorgerufen, welche die Zahl der Gäste des Sonntags auf 10, die der Gänge auf 4 bis 5 herabsetzte; aber in der Regel

pflegte man sich wenig daran zu kehren. Die Gerichte, die dann aufgetischt wurden, trugen einen stark landschaftlichen Charakter und wichen nicht leicht von dem Herkommen der alten Zeit ab. In der Krempermarsch z. B. waren Graupensuppe mit Wein, Rindfleisch mit Meerrettich oder Senf und steifgekochter Milchreis, in der Propstei Hühnersuppe, Schweinebraten mit Pflaumen und Milchreis, im Pinnebergischen Hühnersuppe mit Hühnerbraten, Kalbs- oder Ochsenbraten mit Pflaumen und Milchreis die eigentlichen Taufspeisen. Für den Durst gab es gewöhnlich Bier und Branntwein; dabei pflegte man zwischen den einzelnen Gerichten zu rauchen, die Frauen aus kurzen, die Männer aus langen Thonpfeifen, je wie sie von dem Gastgeber geboten wurden. Auch die Bräuche, die bei Verlobungen und Hochzeiten üblich waren, trugen, wie verschieden sie sich auch gestaltet hatten, fast überall noch ein altertümliches Gepräge.

In älteren Zeiten ganz allgemein verbreitete Sitte, hatte sich das sogenannte „Fenstern“ am Anfang des Jahrhunderts nur noch auf den friesischen Inseln, in der Landschaft Propstei und auf Fehmarn, mehr oder weniger von den Eltern gefördert, erhalten. Die jungen Burschen pflegten sich vor den Fenstern der Schlafkammern der Mädchen einzufinden, die gewöhnlich schon durch Zwischenhändlerinnen von dem Besuche benachrichtigt waren, und Namen und Wohnort angebend, mit der Anrede: „Lüt meddersch!“ (Mühmchen), um Einlaß zu bitten. Fühlte das Mädchen keine Neigung zu dem Gaste, so wies es ihn mit den Worten: „Gat wider! ik vermach ju nicht!“ ab. Im anderen Falle kleidete es sich an und ließ ihn durch das Fenster ein. Gewöhnlich brannte kein Licht, und der Freier konnte nur bei dem Feuerschlage seiner angezündeten Pfeife, die er bei der Unterhaltung rauchen mußte, etwas erkennen. Auch sonst galten bei diesen Besuchen bestimmte Regeln, die nicht verletzt werden durften. Ward die Unsittlichkeit auch nicht in dem Maße, wie man glauben könnte, durch das „Fenstern“ befördert, so hatte es doch andere Übelstände im Gefolge, welche den Behörden viel Kummer machten. Wenn sie Eile hatten, trugen die Burschen, trotz angedrohter Zuchthaus- und Karrenstrafe kein Bedenken Pferde aus fremden Ställen zu reißen oder von der offenen Weide wegzunehmen und zu schanden zu reiten. Auf Silt nahm das „Upsittergelag“, wie man das „Fenstern“ hier nannte, allmählich infolge der scharfen Strafandrohungen eine andere Gestalt an und wandelte sich in ein „Stehen vor der Thür.“ Die ledigen Burschen wanderten oft vier oder fünf an der Zahl des Abends wohlausstaffiert und mit brennenden Pfeifen nach einem Hause, wo eine heiratsfähige Tochter

zu finden war. Nachdem sie eine Weile in der Stube oder im Pesel sich mit den Eltern ehrbar unterhalten, klopfte einer von ihnen seine Pfeife aus, um sich zu verabschieden. Das Mädchen folgte ihm bis zur Thür. Hier begann eine oft stundenlange Unterhaltung, die von niemandem gestört werden durfte. Die übrigen Gäste warteten so lange, bis das Mädchen wieder erschien. Nach und nach verabschiedete sich einer nach dem andern, und jedesmal mußte das Mädchen ihn begleiten und eine Zeitlang mit ihm plaudern.

Die Hochzeiten wurden wie noch heute meist im Herbste, wenn die Scheuern gefüllt waren, und je nach dem Herkommen am Donnerstag oder Freitag gefeiert. Die „Hochzeitbitter" zogen zu Fuß oder als „Drosgesellen" auf geschmückten Rossen von Dorf zu Dorf, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem Haupte und einen Stab, mit bunten Bändern behangen und mit Blumen besteckt, in der Hand, um die Gäste mit bestimmter formelhafter Rede in Prosa oder Versen, halb hochdeutsch, halb plattdeutsch zu der „Köste" einzuladen. Den Schluß derselben bildete stehend die Mahnung: „Nicht to vergeten messer un gabeln, den munt ok nicht to vergeten." Trotz der landesherrlichen Verordnungen, welche die Zahl der Gäste, der Gerichte und der Hochzeitstage beschränkten, blieb man doch meistens noch der alten Sitte getreu, lud statt der gestatteten fünfzig Personen unter dem Vorwande, sie zur Aushilfe und Aufwartung zu gebrauchen, mehrere hundert Gäste ein und dehnte die Feier von drei bis auf acht Tage aus. Als einmal ein Amtmann einem Bauern die Verordnung zeigte und dabei auf das königliche Siegel L. S. (loco sigilli) deutete, erwiderte derselbe: „Se de her amtman, da ünner steit ja: lat scheten (laß laufen)!" sprach's, ging weg und ließ sich nicht abhalten, seine Hochzeit aufs glänzendste nach alter Weise auszustatten. Man schlachtete zwei, oft auch vier Ochsen, ließ in fremden Häusern kochen, nahm gebratene oder gekochte Hühner, Enten u. a. entgegen, die von den Gästen warm in Betten gepackt auf Wagen mitgebracht wurden, und richtete mit Blumen, Kränzen und Vorhängen auf glänzende Weise die große Diele oder die friesische Loa zum Speise- und Tanzsaal ein. Der Tag vor der Hochzeit ward mit mancherlei Beschäftigungen ausgefüllt, wie sie in verschiedenen Gegenden herkömmlich waren. Hier machten die Nachbarn die „Brautbutter", die, mit einem Kranz aus Blumen mit vergoldeten Blättern, Eierschalen und Flittergold behangen, beim Hochzeitsschmause vor die Braut gestellt ward; dort feierten sie den „Pulterabend", beschauten die Mitgift in der Brautkammer und warfen unter Scherz und Spaß mit Gepolter Leinenzeug und Hausgeräte durcheinander. Bald gab es einen „Brautbettabend", an

dem unter viel Hallo das Bettmachen begann, der Bräutigam das Werk begutachten und regelmäßig erklären mußte, daß noch eine Feder fehle, die dann nachgeliefert werden sollte. Bald wurden noch andere Scherze getrieben, deren Ungeschlachtheit heute unser Gefühl verletzt.

Am Tage der Hochzeit ward die Braut fast überall von zwei Brautfrauen und ebenso vielen Brautmädchen aufgeputzt; ihre Krone aus gemachten Blumen, Blättern und Flittern lieferte die Frau Pastorin gegen eine bestimmte Vergütung. Von zahlreichen Wagen, oft zwanzig bis dreißig, begleitet, die nach dem Grade der Verwandtschaft oder sonst nach ihrem Range geordnet waren, fuhr die Braut auf einer mit Hülsen besteckten und mit sechs geschmückten Rossen bespannten Karosse mit voller Musik nach der Kirche. In allen Dörfern, durch die man im Galopp zu fahren pflegte, begrüßte man den Zug mit Schießen aus Feuergewehren. Unter Musik ging es zur Kirche; hie und da schritt das Brautpaar mit ihren Gezeugen in stiller Andacht um dieselbe, um dann an dem Eingange ein Opfer in den Gotteskasten zu legen. Bei der Rückkehr ins Dorf jagte man dreimal in einem Kreise umher, ehe man in den Hof einfuhr. Wenn der Hochzeitsschmaus begann, hatten Braut und Bräutigam immer noch ihren besonderen Tisch; sogenannte „Hanschenknechte" oder „Drosgesellen", die sie sich ausgewählt, standen der Braut zur Seite, warteten ihr bei der Mahlzeit auf, führten sie zu Tanz und dem Bräutigam zu. Ein geistlicher Gesang wie: „Herr Gott, nun sei gepreist" beschloß in der Regel das Mahl. Beim Tanzen waren noch immer gewisse Ehrentänze üblich. Vielfach begannen die Brautleute mit dem „Lichtertanz;" um sie herum sprangen junge Burschen, ein brennendes Licht zwischen je zwei Fingern, acht im ganzen, mit ausgebreiteten Händen haltend, um sie dann plötzlich mit einem Ruck auszulöschen. Da gab es den Großvatertanz; die Hausfrau tanzte auf Pantoffeln, der Hausherr in Hemdsärmeln und mit einer großen weißen Nachthaube auf dem Kopfe; da konnte man das alte Lied anstimmen hören:

Vif el bottermelk
un söwen el klümp,
un wen de scho versapen sünt,
so danzt wi up de strümp;

oder:

Ik güng mal na'n Olngam to köst,
ik men, ik wul rech lustich sin,
un söp mi vul van brandewin
vor frost! vor frost! vor frost!

oder:

Wi faren nu na Iwensted,
na Iwensted to köst,
da gift et niks as hönersup,
as hönersup un wüst.

Bei der Haubung bekam die junge Frau von der Person, die ihr die Brautkrone abnahm und eine Frauenmütze aufsetzte, eine Ohrfeige. Auch griff der Bräutigam sie aus dem dunklen Zimmer und mußte bald dabei die Frauen mit Eiermilch, bald mit Met oder kalter Schale traktieren. Fast immer aber begannen gegen Mitternacht die Frauen den berühmten Frauentanz, der unter dem Gesange:

Wi olle regen,
heft en jung wifken kregen,

unter viel Jubel zu Ende gebracht ward.

Die Heimführung der Braut in das Haus des Bräutigams nannte man im Holsteinischen „Utschuf", im Schleswigschen „Bryllup" (Brautlauf). Die Aussteuer ward von Nachbarn, die dazu gebeten waren, auf Wagen gepackt; der Vater pflegte einen Speziesthaler, die Mutter Hausgerät neben „Brutbrot" und „Brutkäse" in eine Kiste zu legen. Wer an der alten Sitte ging, stattete seine Tochter in einzelnen Gegenden auch mit einem aufgeschirrten Rosse aus; hie und da, besonders in Ditmarschen, empfing der Bräutigam die Braut noch zuweilen mit der altherkömmlichen dreimaligen Begrüßung: „Vader un moder, süster un broder, mach ik wol mit eren mine brut intrekken?" Hatten sie geantwortet: „Trekket se in godes namen in!" so führte er sie mit den Worten: „Mit eren trek ik mine brut in!" in den Pensel, schwenkte sie küssend ins Zimmer und begann mit den Beisitzerinnen einen bunten Reigentanz. Nachdem man sich zugetrunken, ward die Braut in ihren Kleidern ins Bett gebracht; alsdann verrichtete der Familienvater oder der älteste der Gezeugen eine besondere Förmlichkeit, die vor etwa 90 Jahren zum letzten mal vorgekommen sein soll: er zog ein langes Messer, schrammte damit über das Bett und segnete es mit den althergebrachten Worten ein:

Hir bewritte ik twe kinder, twe salige kinder,
Got gewe er so vel söne,
as de karken ledder het treme,
un so vele junge döchter,
so frein sik beide geslechter.

Die tagelang dauernden Hochzeiten mit ihrem Schmausen und Zechen bildeten auch für das Gesinde des Dorfes und die armen Kätner und Insten eine Zeit der Erquickung und des Genusses. Wer da weiß, wie mühevoll die Tagelöhner ihr täglich Brot verdienten, wie sie z. B. in dem reichen Ditmarschen bei kalter Kost, bei kaltem und nassem Wetter in der ungesundesten Stellung den Marschthon „auskleien" mußten, schon in den besten Jahren dahinstarben und Witwen und Waisen im Elend zurückließen, wird sich über die Menge der Bettler, der Frauen und Kinder nicht wundern, welche bei solchen Gelegenheiten ihre leeren Töpfe mit den Speisen zu füllen suchten, die von der reichen Herren Tisch fielen. Versicherte doch ein Prediger, den Bettel kaum jährlich mit 50 Thalern (heute wenigstens 300 M.) bestreiten zu können, und erbot sich doch einmal ein Landmann denselben jährlich mit 40 Thalern abzukaufen! Die wundersamsten Gestalten ließen sich blicken; Spruchdichter trugen in formelhafter Rede ihre Wünsche vor, Sänger, Flöten- und Klarinettenspieler, alte langbekannte Gesellen, wollten nicht fehlen, wenn die sogenannte knakenköst (= Knochenfest) begann, wo die letzten Reste verspeist wurden. Selbst die „Martinsänger" und der „Blaufink", Anführer einer Knabenschar, mit einer Papiermütze und bemaltem Gesicht fanden sich ein, um unter Vorzeigung eines Fuchses, einer Krähe oder eines Vogels mit roter Haube und vergoldetem Schnabel und Flügel ihre Bettelreime abzusingen. Da konnte man hören:

Hans vos het he,
schelmstük wet he,
de he nicht wet, de wil he leren,
hus un hof wil he verteren.
Brot up de drach,
spek ünnerm wim,
eier int nest,
de mi wat gift, is de best.
As ik hir vordüssen was,
do wer hir niks as lof und gras,
do wer hir ken riken man,
de uns den büdel füllen kan
mit en schillink, dre, ver,
wont ok en half riksdaler wer.
Bawen in dat husfast,
da hangt de langen metwüst,

geft uns van de langen
un lat de korten man hangen;
sünt se wat klen,
so geft uns twe vör en;
sünt se en beten tobraken,
so könt wi se likers kaken;
sünt se wat fet,
je beter as se smekt;

oder:

Marten, Marten — kägel (Kappe)
mit sin vergüldten flägel
un al, wat vergüldet is,
dat mach da lose wesen un wis;
de appel un de beren
dran up de reis to keren,
de plum, de sünt ok al got,
smit's man in minen strohot!

Marten, Marten, mak apen de dör,
da sünt en par arme scholers vör,
geft er wat un lat er gan!
Se möt noch wit na Köllen gan.
Köllen ist de witste wech.
De gewer is de best
van al de lewen gest.
Lat uns nicht to lang stan,
wi möt noch wit na Köllen gan u. ſ. w.

Die große ſächſiſche Diele und der Peſel erlebten manche Freudenſtunde, aber ebenſo häufig wandelten ſie ſich um in eine Trauerſtätte, wenn der Tod in das Haus eingekehrt war. Hier ſtand der Sarg, von Lichtern umſchimmert und meiſt ohne jeden Anſtrich in natürlicher Farbe, nur mit einem großen, dreieckigen und vielfaltigen ſchwarzen Tuch bedeckt. Eine Frau mit einem friſchen Baumzweig, gewöhnlich einer Weidenrute in der Hand, lud die Nachbarinnen ein zum „Sarglegen", und wenn der Tote in ein mit Spitzen verhülltes, ſchlafrockähnliches Gewand, mit der Schlafmütze oder einer Haube auf dem Kopfe, gekleidet war, dann lief alles aus dem Dorfe herbei, um das Werk zu beſchauen. Am Tage der Beerdigung ſtreute man weißen Sand auf die Diele, verzierte den Fußboden dabei mit allerlei Figuren, die mittelſt eines kleinen Trichters oder eines Fingerhutes aus Sand hergeſtellt wurden. An dem Gefolge beteiligten

sich meist auch die Frauen. Gar trübselig sah es aus, wenn, wie in Angeln, der nächste Leidtragende, Frau, Mann, Sohn oder Tochter, seinen Platz auf dem Sarge nahm und sich so mit der Leiche ans Grab fahren oder tragen ließ, begleitet von der ganzen Schar der Frauen, die mit einem schwarzen Trauerrock den Kopf und das Gesicht verhüllten und durch dessen Schlitzen hindurch schauten. Man trug die Leiche erst rund um die Kirche, dann in die Kirche oder auf den Kirchhof, je nachdem man eine Leichenpredigt, einen „Altarsermon" oder einen „Kulensermon" gegen bestimmte Gebühren bestellt hatte. War man heimgekehrt und hatte unterwegs das Stroh, auf dem der Sarg auf dem Wagen gestanden, an der Feldscheide abgeworfen, so begann das „Grabbier", wozu Nachbarn und Gevattern Hühner und Eier schon vorher geliefert hatten. Man nannte das in der humoristischen Weise der niederdeutschen Sprache: den doden sin hut verteren (des Toten Haut verzehren). Es gab dabei keine Musik und keinen Gesang, aber nur zu oft artete es nach der Weise der Väter in ein wildes Gelage aus. Wohl brachte die Ditmarserin nicht mehr das Leichenhemd ihres Mannes mit, wie vor Jahren, auch fragte man nicht mehr: „Wie ging es her?" „wer is dotslagen?" aber man konnte noch die berühmte Antwort hören: „Dar is nüms dotslagen, dar heft sik blot acht man prügelt." Nur die Leidtragenden verhielten sich ruhig; sie durften sich nicht vom Platze rühren oder ein freundliches Gesicht aufstellen.

Streng wurde die Trauerzeit gehalten. Wer darauf achtete, konnte des Sonntags in der Kirche jeden Leidtragenden erkennen; so lange dieselbe dauerte, blieb jedes Familienmitglied, oft selbst das Gesinde, auch während des Vorlesens des Evangeliums und der Erteilung des Segens auf seinem Platze sitzen, wenn alle anderen Andächtigen sich erhoben. Man ehrte die Toten, aber achtete wenig auf die Ausstattung und Erhaltung der Gräber. Die älteren Kirchhöfe, noch rings um die Kirchen angelegt, machten meist einen trübseligen Eindruck. Die kleinen Kreuze und Denkmäler waren bald verfallen; wer kein Familiengrab hatte, wußte bald nicht mehr den Platz, wo sein Vater oder seine Mutter begraben lag.

A. Sach: Brauch und Sitte, insbesondere in Schleswig-Holstein. Litt. Beilage Nr. 9. 10 der Hamburger Nachr. 1890. — Schütze: Holsteinisches Idiotikon. Hamburg 1800. — Kl. Harms: Gnomon. Kiel 1854. — A. Niemann: Handbuch der schlesw.-holst. Landeskunde. Schleswig 1799.

52. Norddeutſche Bauernhäuſer.

In der mannigfachen Bauart der Bauernhäuſer, die ſich genau nach ethnographiſchen Gruppen abſchneidet und hierin den ſogenannten Volkstrachten entſpricht, hat ſich die reiche Vielſeitigkeit der deutſchen Volksſtämme ein ſchönes Denkmal geſetzt. Noch ziemlich weit in unſer Jahrhundert hinein nur wenig oder doch nur äußerlich von der neuen Bauweiſe nach ſtädtiſchem Muſter berührt, laſſen ſie auch heute trotz mancherlei Veränderungen auf den oberflächlichen Blick die verſchiedenſten Volkscharaktere auf das klarſte erkennen. Das thüringiſche Haus iſt meiſt zweiſtöckig, fenſterreich und blumenumrankt, das Schwarzwälder erſcheint maleriſch uud hebt ſich freundlich und zutraulich von der düſteren ernſten Umgebung der finſteren Tannen, das Schweizerhaus lehnt ſich, von einer Galerie umſäumt, mit dem flachen, ſteinbeſchwerten Schindeldache an den Berg, das hochaufſtrebende, ſtattliche und geräumige fränkiſche Haus macht den Eindruck behäbiger Wohlhabenheit. Und nun das alte Sachſenhaus? Es trägt im Gegenſatz zu ſeinen ſüdlichen Genoſſen das Gepräge des Düſteren, Verſchloſſenen, Schwerfälligen, aber auch des Ernſten und Ehrwürdigen. Hoch altertümlich wie es iſt, reicht es noch in jene Zeit hinein, wo der Sachſe von allen deutſchen Stämmen zuerſt zu einem ſeßhaften Leben gelangte und ſeine alte Rauchſtube in eine gemeinſame Wohnung für Menſchen und Tiere einrichtete. Kenntlich durch eine mundartlich nur wenig verſchiedene Sprache und durch gewiſſe gemeinſame Charakterzüge als ein beſonderer Stamm, haben ſich bis zur Stunde die Niederſachſen mit den Angeln und Frieſen in ihrem Hauſe manch eigentümliche Einrichtungen bewahrt, die den Unterſchied des landſchaftlichen Bildes gegen andere Gegenden Deutſchlands beſtimmen helfen.

Noch heute dehnt ſich das ſächſiſche Haus über den ganzen Norden aus; es folgte den deutſchen Anſiedlern nach dem ſlawiſchen Oſten, nach dem nördlichen Brandenburg, den Strandgegenden, nach

Rügen, nach einzelnen Teilen Westpreußens und nordwärts über die Grenze des deutschen Reichs hinaus bis an die Schlei, wo es von der anglisch-dänischen und friesischen Bauart abgelöst wird.

Zwei große Gruppen treten uns auf diesem weiten Gebiete entgegen; die eine gehört wesentlich dem Berglande an und erstreckt sich noch ins Thüringische und Hessische hinein, während die andere das Flachland beherrscht, in der Wesergegend jedoch und westlich der Weser ziemlich weit in den gebirgigen Teil Westfalens nach Süden reicht. Im ersteren Bezirk sind die Häuser zweistöckig; jeder Hof mit seinen Gebäuden stellt ein regelmäßiges Viereck dar, das von zwei längeren Hauptseiten, den Hauptgebäuden und einer Scheune, und von zwei kürzeren Nebenseiten, den kleineren Bauten, gebildet wird. Ein weites Thor führt in den geschlossenen Hof. Tritt man in das Haupthaus ein, so gelangt man zuerst auf eine Diele, deren Boden aus gestampftem Lehm besteht; links findet sich die eigentliche Wohnstube, dahinter die Schlafkammern; rechts von dem Flur führt eine Thür in den Pferdestall, aus dem man in den daranstoßenden Kuhstall gelangt. In die Ställe gehen vom Hofe aus nur zwei Thüren, so daß die Front des Hauses drei Eingänge zeigt. Im Hintergrunde der Hausflur liegt die Küche, von der man in den Garten kommt. Das obere Geschoß enthält die Schlaf- und Vorratskammern; das Dach ist nicht mehr mit Stroh, sondern mit Ziegeln gedeckt.

Diesem Bauernhause steht nun das eigentlich niedersächsische gegenüber, das in ganz hervorragender Weise die besondere Sinnesart der Bewohner kennzeichnet. Trotz aller Veränderungen, welche die neue Zeit mit ihren Bauvorschriften hervorgebracht, sind doch die alten zuverlässigen Zeugen aus der Vergangenheit des niederdeutschen Volksstammes bei weitem nicht so selten geworden, als man sich gewöhnlich vorstellt. Nicht bloß in Westfalen, auch in der Lüneburger Heide, im Oldenburgischen und in Mecklenburg fallen sie dem Wanderer, der auf diese Dinge achtet, noch recht oft ins Auge.

Eine besondere Stellung nehmen die nordelbischen Lande ein. Es gibt keine zweite Landschaft Deutschlands, in welcher die verschiedensten Völkerstämme so dauernd durch ihre eigentümliche Bauart ihre Fußspuren eingeprägt, wo die Sachsen, mit den Dänen und Friesen auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängt, klarer ihr besonderes Volkstum darin ausgedrückt hätten. Nicht bloß als Andenken an die Väter, sondern als Sinnbilder eines ganz eigenartig individuell sich entwickelnden Bauerntums erscheinen gerade die nordelbingischen Dörfer mit ihren Bauernhöfen einer besonderen Beachtung wert.

Abgesehen von den Marschgegenden, wo die allmähliche Ansiedelung und die natürliche Bodenbeschaffenheit Einzelhöfe auf sogenannten „Werften“ hatte entstehen lassen, wohnt man wie vor alters in Holstein überall in geschlossenen Dörfern beisammen. Wer nach dem Osten des Landes wandert, findet noch vielfach die ursprüngliche Form des wendischen Dorfes wieder, jenen „Rundling“ mit einem Eingang und der Viehtränke in der Mitte, den einst die wendischen Bewohner angelegt. Auf der Insel Fehmarn sieht man noch heute die kreisrunden wendischen mit nur einem Ausgang neben den viereckigen deutschen Dorfanlagen, die, meist an zwei Seiten mit Häusern besetzt, von einer einzigen Straße mit zwei nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichteten Haupteingängen durchschnitten werden. Aus der Zeit, wo man sich vor feindlichen Angriffen schützen mußte, stammen die Steinwälle, welche die geschlossenen Dörfer umgeben. Ein großer freier Platz bildet die Mitte, wo der Dingstein, eine mit neun oder zwölf Steinsitzen umgebene Linde, die Bauernschaft einst zur Beratung versammelte und der Viehhirte oder das Gesinde das Dorfvieh zur Tränke zusammentrieb. Ganz anders erscheint alles, wenn man seinen Fuß nördlich von der Schlei setzt. Hier sind die Dörfer meist weitläuftig und unregelmäßig angelegt; wo nicht unter dem Einfluß der Gutsherrschaften regelmäßige Anlagen entstanden, hatte der freie Bauer gebaut, wo es ihm gefiel und, um Teiche zum Tränken des Viehes zu gewinnen, oft die Niederung gewählt. Dazu kam, daß nach dem Gesetz auch überall da, wo der Grund und Boden dem Bauern nicht gehörte, das Haus doch in der Erbteilung zu den beweglichen Gütern gerechnet ward. Darum war das ganze Gerüste desselben mit eingekerbten Zahlzeichen versehen, so daß es jederzeit auseinandergenommen und anderswo wieder aufgeschlagen werden konnte, wenn einer davon ziehen und sein Haus mitnehmen wollte. Auch der „Bonde“, der freie Bauer, konnte Gründe haben, einen passenderen Wohnplatz zu wählen und aus dem Dorfe auszubauen, und dazu half ihm die eigentümliche Bezeichnung der einzelnen Teile seines Hauses.

Noch mannigfaltiger als die Dorfanlagen und Ansiedelungen in den einzelnen, durch Bodenbeschaffenheit verschiedenen Landschaften erscheint die Bauart der Häuser, je nach dem Sachsen, Angeln, Dänen und Friesen sich dort niedergelassen. Freilich sind ihre Grenzen gegeneinander nicht immer mehr scharf bezeichnet.

Der allgemeine Charakter der **sächsischen Bauart** ist Abgeschlossenheit: der Sachse ist Ackerbauer, er entzieht sich dem Lärm der Straße und zeigt dem Vorüberwandelnden so wenig wie möglich von seinem Eigentum, seiner Häuslichkeit. Einstöckig und in

Form eines Rechteckes errichtet, wendet sich sein Haus mit seinem Gesichte, der Giebelseite, der nahen Heerstraße zu. Einen Geburtsschein über sein Alter braucht es nicht vorzuzeigen; es trägt ihn offen an sich in dem abgewetterten, je nach der Witterung bald schwärzlichgrauen, bald in frischem Moosgrün prangenden Strohdach, das im Sommer Kühlung, im Winter Wärme gewährt und von den Erzeugnissen des Hofes leicht zu erhalten ist. Mit kunstfertiger Hand ist das Stroh mehrfach durch überstehende Knüttel und Holzscheiten an der First des Daches befestigt, die zum altehrwürdigen Wahrzeichen des Sachsenstammes mit den beiden, meist nach außen gekehrten Pferdeköpfen Wodans ausgestattet ist. Hie und da fehlt es auch nicht an anderen Zieraten, in denen man eine Blume oder einen Pfau, eine Eule oder eine Schlange oder sonst ein den alten Göttern heiliges Tier wiedererkennen will.

Bis auf Manneshöhe neigt sich das Dach hernieder; weit ausholend halten die überhangenden Strohschaufeln ihre schützende Decke über das darunter befindliche Gemäuer, dessen niedrige Wand, gebeugt von der Fülle der Jahre, ihre hochaufstrebende Last nur widerwillig trägt. Und doch haben die Säulen und Wände, die Bänder und Balken schon so lange gedroht, viele Jahrzehnte so gestanden, ebenso windschief gerichtet, ebenso unregelmäßig in ihrer Form, und das Haus ist gleichwohl nicht eingestürzt. Es verdankt seinen Halt dem kernigen Sinn der Vorfahren, die in der Auswahl eines guten Baumaterials ihre Ehre setzten. Nicht bloß das Gebälk, selbst die Sparren des Daches sind oft aus Eichenholz gefertigt; die Wände jedoch bestehen aus Fachwerk, nicht mit gebrannten Steinen, sondern mit Lehmsteinen ausgefüllt, wie dasselbe aus dem eignen Holz und der eignen Lehmgrube billig zu beschaffen war. Daß die schmalen und niedrigen Fenster, in das ungefüge Fachwerk eingelassen, auch eine windschiefe Lage bekamen, das machte bei den bescheidenen Alten nichts aus. Da sie Licht und Luft draußen bei der Feldarbeit reichlich fanden, was that es, wenn die verbleiten Fensterrahmen mit ihren kleinen Scheiben nur grünlich buntschillerndes Glas trugen oder gar nur mit dünnen Hornscheiben oder geöltem Papier bedeckt waren, wenn man sich nur behaglich warm dahinter fühlte? Das Haus zu schmücken wurde trotzdem nicht unbeachtet gelassen. Die eigenartigen Holzkonstruktionen mit ihren bedeutsamen Hausmarken, die landschaftlich weit verbreitet waren, die Schnitzerei an den Balkenköpfen, die verwitterten Schriftzeichen über der Thür im Eichengebälk mit dem Hausspruche, dem Namen des Bauherrn und seiner Ehefrau, sowie die Dachzierate zeigen wenigstens Ansätze dazu, die Kunst

zur Verschönerung des Lebens in den Dienst des Hauses zu stellen. Im übrigen überließ man es der Natur einen großen Teil des Jahres den schiefen Fenstern und Unebenheiten ein kleidsames Gewand und einen malerischen Anstrich zu geben; das sind die grün belaubten, bereiften oder beschneiten Zweige des früher und auch jetzt noch an manchem alten Sachsenhause sich ausbreitenden Linden- oder Eichen-, Wallnuß- oder Birnbaums.

Als das ursprünglichste aller deutschen Bauernhäuser vereint es unter seinem Strohdache sämtliche Wirtschaftsräume, und das weit sich öffnende Thor auf dem Giebelende bildet zugleich Ein- und Ausfahrt; nur in einzelnen Strichen des Landes wie in den Ämtern Traventhal und Reinfeld durchschneidet die große, aus gestampftem Lehm gebildete „Diele" oder Tenne das ganze Haus. Zur Seite der Diele steht das Vieh im Stallraum; während der Schwarzwälder oder fränkische Bauer mit seinen Tieren zwar meist auch unter einem Dache wohnt, aber sein Wohnzimmer über dem Stalle anlegt, sieht der Sachse sein Vieh gern als rechte Hausgenossen und Kameraden an, die Wand an Wand gehören. Darum sind die Ställe auch so geordnet, daß die Tiere ihre Köpfe nach der Tenne strecken. Neugierig lugten sie einstmals nach der Stube oder dem Herde, um ihr Futter zu erwarten; fröhlich wieherte die „Lise" oder die „Blesse", und laut boten die schwarzen und weißbunten Kühe im Bunde mit den unbenamten grunzenden „Swinen" und blökenden Schafen ihren Morgengruß.

Während weiter vom Eingang der Tenne entfernt kleinere Abteilungen wie Milchkammer, Gesindekammern u. a. angebracht sind, lag in den alten Häusern gerade der Einfahrt gegenüber der mächtige Herd unter einem massiv gemauerten Schwibbogen, umgeben von den blankgescheuerten zinnernen Tellern, messingenen und kupfernen Kesseln, dem Stolz der Hausfrau, wenn sie an dem Herde beschäftigt war. Das alte Sachsenhaus kennt keine Küche, noch weniger einen Schornstein; der Rauch zieht unter der Decke hin, um die an den Balken aufgehängten Speckseiten, Schinken und Würste zu räuchern. Am Ende der Diele, von der Straße abgewandt, sind die Wohn- und Schlafräume angebracht, niedrig, oft bloß in Manneshöhe, nur mit Ziegelsteinen, noch nicht mit Brettern belegt. Gewöhnlich hatte man nur eine Stube, woran die Wandbetten, die sogenannten Alkoven, stießen. Wo es eine zweite Stube daneben angebaut gab, war es die Staats- oder Besuchsstube. Aus den Fenstern derselben fällt der Blick in den Garten, der, mit Fruchtbäumen, Gemüse und Blumen bepflanzt, meist nur als Kohlhof diente.

Freilich ist das alte Haus heute in manchen Teilen anders geworden, wenn sich Neubauten notwendig machten. Vielfach ist das Fachwerk der feuerfesten Brandmauer gewichen, das Dach oft schon mit Ziegeln gedeckt, die Schwibbögen sind meist verschwunden und dafür Küchen und Keller entstanden. Die Wohnräume der Menschen nehmen einen größeren Raum ein und sind bequemer und luftiger geworden, aber durchweg wohnen noch Menschen und Tiere unter einem Dache. Nur wo den Haustieren eine eigne Wohnung abseits von dem Wohngebäude angewiesen ist, da ist mit der alten Überlieferung gebrochen, da hat auch die Dreschdiele ihren alten Ruhm gänzlich eingebüßt. Immer seltener wird es, daß Burschen und Mädchen nach gethaner Arbeit sich auf der Tenne tummeln und nach eingebrachter Ernte zu den alten Erntekränzen unter fröhlichem Singen und Tanzen den frischen hinzufügen. Nur bei Hochzeiten, bei denen die Menge der Gäste schwer unterzubringen ist, tritt sie noch in ihre alten Rechte ein, um dem Bauern die Gesellschaftsräume, den Salon und Speisesaal des Städters zu ersetzen.

Merkwürdig ist es, wie in der Bauart der Ditmarsen und auf der Insel Fehmarn, die sonst im wesentlichen der sächsischen Weise folgt, ein Raum auftritt, welcher der anglisch-dänischen eigentümlich ist: der Pesel (mittelhochd. phiesel, vom latein.: pensale = Webe- oder Arbeitsraum der Frauen), in den, als eine Fortsetzung der großen Diele, ein gewöhnlicher Eingang von der Straße aus führt, der das Haus die Giebelseite zukehrt. Derselbe hatte hier wie in Angeln und Friesland seine typische und landschaftliche Einrichtung, die so fest stand wie die Sitten, welche die Feste des Hauses regelten.

Das glänzendste Beispiel Ditmarser Bauart und zugleich einen Beweis des Kunstsinns und des Reichtums der vornehmen Geschlechter des Freistaates bot das Wohnhaus des Achtundvierzigers Marcus Swin († 1585) in Lehe in Norderditmarschen, das 1884 von Feuer ergriffen ward, dessen fast unversehrter Pesel aber heute, wohl wieder hergerichtet, eine Zierde des Meldorfer Altertumsmuseums bildet.

Das Haus, von sächsischem Grundriß, war ein einstöckiger Ziegelbau mit Strohdach. Hinter der Diele lag das Staatszimmer, der Pesel, der außen als schmalerer Ausbau aus Fachwerk unter dem durchlaufenden Dache erscheint. Gegenüber der Thür und nach rechts liegt eine Fensterwand; rechts der Thür steht der große Kamin mit hohen verzierten Postamenten, in der Fensterecke ein Eckschrank mit Säulen aufgebaut und geschnitzten Darstellungen, links der Thür

an der Innenwand entlang ein Bett, an der fensterlosen Außenwand ein großer, mit reichen Darstellungen in Schnitzwerk gezierter Schrank und ein anderes Bett. Den Boden decken braun glasierte viereckige Fliesen. Die Decken wie die Wände tragen reiche eichene Täfelungen; vorzüglich sind die Säulen und Gewände der Fenster geschnitzt, deren Scheiben teils schwarz gemalt, teils farbig sind. Die Krone der Ausstattung bilden die beiden großen Betten. Ihr Oberbau ruht auf herrlichen Säulen, die Kopf- und Rückenwand ist durch Täfelung geschlossen, mit trefflichen Reliefs aus der heiligen Geschichte geziert. Die Sockel haben viereckige Felder, die Lade zeigt pilastergetragene Bogen mit Reliefs, Tugenden darstellend, an der Oberkante sitzen Löwen; auch der Humor kommt in der fein ausgeführten Schnitzarbeit trefflich zur Geltung.

Ganz anders als der Sachse Holsteins richtete sich der Bauer nördlich von der Schlei ein, wo die anglisch-dänische Bauart beginnt und sich mit mancherlei Abweichungen über Friesland und den ganzen Norden der Halbinsel bis nach Skagen ausbreitet. Die schmalen, niedrigen und langen Gebäude eines Hofes sind aneinander geschoben, stellen je weiter nach Norden und im Westen ein Viereck, in Angeln nur die drei Seiten desselben dar und schließen den Hofplatz mit ein. Die dänische Bauweise strebt im Gegensatz zu der sächsischen nach der Straße, welcher sie die Längenseite der Wohngebäude und die Fenster zukehrt. Der Steinbau ist mindestens ebenso häufig wie der Holzbau, Stroh, das früher allgemeine Deckmaterial, neuerdings viel durch Ziegel ersetzt. Das Haus liegt immer mit den beiden Giebeln nach Osten und Westen, um gegen die scharfen östlichen und westlichen Winde gesichert zu sein. Je weiter nach der Westküste, desto häufiger findet sich an der den Stürmen ausgesetzten Seite ein kleines Wäldchen, das den Gebäuden Schutz gewährt. Freilich sind die ganzen Wirtschaftsgebäude eng aneinander geschoben, aber wie Vorräte an Getreide und Futter ihren getrennten Platz haben, so wohnen auch die Haustiere nicht in gleicher Gemeinschaft mit den Menschen, wie in dem sächsischen Hause, sondern sind in besondere Stallungen verwiesen. Auch stehen sie hier nicht wie in den sächsischen Ställen mit den Köpfen nach der Langdiele, sondern nach der Mauer gerichtet. Küche und Schornstein zieren schon seit alters das Wohngebäude.

Wie der Sachse seine „Wurt“, so hat der Angler zunächst am Hause die „Toft“, ein von uralter Zeit eingehegtes und eingefriedigtes Landstück. Treten wir aus dem Hofraum, der an einer Seite von dem Garten (Kohlhof) und dem Baumgarten (Appelhof) begrenzt

wird und an der andern den Düngerhaufen zeigt, nach dessen Ansehnlichkeit oft diejenige des Besitzes bemessen ward, über das etwas holperige Steinpflaster und die gleichfalls gepflasterte Vordiele in ein altes Anglerhaus, so stehen wir zunächst auf der mit Brettern verkleideten Dreschdiele, zur Rechten den Pferdestall, den Jungviehstall, den Schweinestall, zur Linken den Kuhstall. Gerade vor uns, etwas zur Linken, geht die Thür nach der Küche mit der Milchkammer, dem Herde und dem Backofen, der indes bei Neubauten gesondert errichtet ward. Aus ihr treten wir südwärts in die niedrige Wohnstube von mäßiger Größe; sie ist mit Ziegelsteinen gepflastert, mit einem großen alten Tisch versehen, hinter dem eine Bank steht. Hin und wieder stehen einige hölzerne Stühle ohne Polster, aber mit losen Kissen, mit alten, starken, gewirkten Überzügen versehen, welche man für den Gast aufschüttet und umwendet, wenn man ihn mit den Worten: „Sit dal!“ zum Niedersitzen nötigt. Das Hauptstück des Zimmers ist der große, alte Ofen, mit messingenen Knöpfen verziert, mit kupfernem Rohr und mit vorgebautem Herd, um darauf zur Winterzeit der Feuerersparnis halber die Grütze zu kochen. Bei dem Ofen steht wieder eine Bank mit einer Lade darunter. Zwischen den Fenstern an der Wand hinter dem Tisch stecken hölzerne Löffel, an einem Nagel hängt des Mannes offenes Rasiermesser, an einem Balken vielleicht die Flinte. Unterhalb der Balken sind Vorrichtungen von Brettern angebracht, um im Winter die Milchbutter darauf setzen zu können. An der einen Seite des Zimmers erblickt man zwei Wandbettstellen (Alkoven), mit hölzernen Schiebern daran, bald blau, bald rot bemalt. Über der Thür ist ein Brett, worauf Bibel, Gesangbücher, Postillen und andere Bücher liegen. Zwischen den beiden Bettstellen führt eine Thür in den Pesel oder Saal, der die große Diele des sächsischen Hauses ersetzt. Da stehen ringsumher an den Wänden die großen eichenen Kisten mit künstlichem Eisenbeschlag von durchbrochener Arbeit, rot und grün angemalt, mit Blumen, Namenszügen und Jahreszahlen, zumal der Jahreszahl der Verheiratung des Ehepaares. In denselben ist der heimliche Reichtum des Hauses, die Schätze an Bett- und Leinenzeug, aufbewahrt. Außerdem fand sich regelmäßig noch ein großer, bis zum Boden reichender Schrank, reich verziert mit Schnitzwerk, meist ein Erbstück der Väter, oft von großer Schönheit, die den Händler nur zu sehr lockte. Der Pesel ist ohne Ofen, mit steinerner Diele; er ist der heiligste Raum des Hauses und wird gebraucht an Tagen besonderer Familienfeste. Hier ist die Hochzeit gehalten, hier haben die Gäste sich an den Tauftagen der Kinder versammelt, hier sollen die Leichen der verstorbenen

Hausbewohner stehen, wie wohl schon deren viele hier gestanden haben mögen. Da hat der Küster, ehe die Leichen aus dem Hause gebracht wurden, einen Gesang angestimmt. die Parentation gehalten, dann haben die Verwandten und Nachbarn zahlreich ringsumher gesessen beim Trauermahl (Erbbier) nach gehörter Leichenpredigt und nach geschehener Bestattung der Toten.

Heute ist manches anders geworden; was vor drei Jahrzehnten noch die Regel war, beginnt allmählich eine Ausnahme zu werden. Selbst wo man bei Neubauten nicht der städtischen Weise folgt, sondern das alte Äußere festhält, hat doch die innere Einrichtung und Ausstattung der Wohnräume ihr früheres Gepräge gänzlich verloren.

In anderer Weise als der Angler hat sich der Friese in den Marschgegenden der Beschaffenheit seines Wohnplatzes anbequemt. Die Einrichtung der landwirtschaftlichen Gebäude trägt noch deutlich die Spuren der anfänglichen Entstehung der Ansiedelung, als die ersten Anbauer, um sich gegen die Überschwemmungen zu sichern, auf sogenannten Warften, Werften oder Wurten d. h. auf natürlichen oder künstlich erhöhten Hügeln ihr Haus aufführten und zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Wassermangel mit einem tiefen Graben einschlossen.

Das friesische Haus ist lang und schmal, hatte schon früh Brandmauern, trägt aber noch Schilfdach und mit Rasen belegte Firsten ohne Giebelkrönungen. Wie die Schornsteine, so sind die steinernen Giebel über der Hausthür für dasselbe bezeichnend. Wer nach den Halligen oder auch nach Amrum kommt, findet hier noch vielfach das alte Haus erhalten. Die Balken, die das Dach tragen, ruhen nicht auf Mauern, sondern auf Ständern, die tief in die Erde gesenkt sind; so konnte es den Bewohnern noch als Zufluchtsstätte dienen, wenn die See den Grund aufwühlte und die Mauern zum Einsturz brachte. Äußerlich ist das alte Amrumer Haus durch hellgrüne Farbe erkennbar, die alles Holzwerk, Thüren, Fenster u. s. w. bedeckt. Das größte Zimmer, dessen Innenwände durch ein Wohnzimmer und die Kammern auf der einen Seite und die Küche auf der andern gebildet werden, heißt auch hier der Pesel. Die Wohnräume erscheinen den Kajüten ähnlich und weisen auf die seefahrende Bevölkerung hin. Auch hier wiederholen sich die Bettstellen in den Nischen der hölzernen Wand; zwischen ihnen hängt die holländische Wanduhr, deren Gehäuse mit Meerweibergestalten verziert ist. Hinter Glas und Rahmen glänzen das Silbergeschirr und die Porzellantassen. Zwischen Wohnstube und Küche erblickt man den

eisernen Beilegeofen in der Wand eingemauert, und über demselben steht ein großer messingener Teller mit vielen großen und kleinen Buckeln und metallenen Knöpfen; um den Teller herum hängen spiegelblanke messingene und kupferne Geschirre, der Hausrat der Väter. Stubenthür und Bettschreine sieht man noch wohl mit allerlei Reimen bemalt, die Innenwände mit Fliesen belegt, deren Wasserlilien und Vogelgestalten sowie Zeichnungen von Schiffen und Schiffbrüchen die Wandzierate bilden. An der Fensterbank steht eine hölzerne Bank, die aufgeklappt werden kann und zugleich als Lade dient, vor derselben ein eichener großer Tisch auf gedrechselten Füßen, der in seinem unteren Teil gewöhnlich einen kleinen Schrank enthält. Die Rückenlehnen der Stühle, die einst um den Tisch standen, enthielten ebenso wie die Armlehnen allerlei Schnitzwerk, neben Menschengestalten mit Vorliebe Fische und Walfische, während die Wände blauangemalte Kisten und Kasten mit Namen und Jahreszahl zierten, die hier wie überall das Leinenzeug bewahrten.

In noch eigentümlicherer Weise hat sich die Bauart dem Boden und der Beschäftigungsweise der Bewohner in der Eiderstedter Marsch angeschmiegt. Es sind die sogenannten „Hauberge“, die ihren Namen noch aus jener Zeit tragen, wo die Heubergung die Hauptbeschäftigung der Bewohner war; zugleich aber stellt das Gebäude in seiner mächtigen Größe und Geräumigkeit so recht den selbstbewußten Stolz des reichen Marschbauern dar, der auf den Geestbewohner mit Geringschätzung herabblickt. Dasselbe bildet gewöhnlich ein großes, der Quadratform sich näherndes Rechteck, das in seiner Mitte einen ganz von Zimmerwerk konstruierten und als Grundfach dienenden freien viereckigen Raum umschließt, den Vierkant, der etwa der Langdiele in den sächsischen Häusern entspricht. Auf drei Seiten von Stallungen umgeben, schließt er sich auf der vierten an das durch eine Brandmauer abgesonderte, auf jeder Seite mit den Grundmauern vorspringende Wohnhaus mit Küche, Keller, Wohnzimmer und dem kleinen und großen Pesel. Das östliche Viereck, die Boos, und zum Teil auch das nördliche, die Querboos, ward zu Viehställen, die westliche, die Loa, als Dreschtenne benutzt. Der Vierkant diente einst zum Aufspeichern von Getreide und Heu; es erhebt sich darüber ein ungeheures Dach, oft bis 12 m hoch, in Form einer vierseitigen, oben spitz auslaufenden Pyramide und ist stets mit Stroh bedeckt. Nur die stärksten pommerschen Balken vermögen die große Spannung dieser kolossalen Raumverhältnisse auszuhalten. Die Herstellungskosten der Hauberge sind sehr groß und verlangen ein beträchtliches Besitztum; sie werden daher niemals neu gebaut und

voraussichtlich infolge des veränderten Wirtschaftsbetriebes, wo die Weidewirtschaft den Ackerbau völlig verdrängt hat, zuerst aus der Reihe der eigentümlichen Bauernhäuser der nordelbischen Lande verschwinden. Schon jetzt sind wohlerhaltene Hauberge selten; an ihre Stelle treten minder mächtige, aber der neueren Wirtschaft mehr angemessene, bequemere Gehöfte, hier nach holsteinischem, dort nach nordfriesischem Muster.

Wohin man sieht, überall reicht die heutige Bauweise auf die Zeit der Großväter zurück; wieviel auch vergangen ist, in der Eigenartigkeit der Bauernhäuser lebt noch ein Rest jenes Geistes, der die Vorväter beseelte. Man kann die Einrichtung derselben auch erst verstehen, wenn man sich in die Lebensweise der Alten, die darin ihre Wirtschaft betrieben, zurückzuversetzen sucht; erst dann erkennt man auch, wie mit den neuen Einrichtungen die Sitten der Bewohner sich ändern mußten, wie nur an abgeschiedenen Orten die altväterliche Weise sich erhalten konnte.

Durch den gemeinsamen Beruf aller ihrer Mitglieder eng zusammengeschlossen, erscheint die Familie des Landmannes in ihrem patriarchalischen Zusammenwirken und Leben ungebrochen. Man kann im Geiste noch mit anschauen, wie des Abends, besonders im Winter, wenn die Tagesarbeit vollendet, sich alle, Hausvater und Hausfrau, Kinder und Gesinde in der engen, niedrigen und mit weißem Sand bestreuten, ziegelsteinbelegten „Döns" zusammenfinden. Talglichte, die man selber gegossen, stehen auf dem Tisch und erleuchten nur spärlich das Zimmer. Während Mutter, Töchter und Mädchen das Spinnrad drehen, sitzen die Knechte auf der Bank hinter dem großen Tische und rauchen aus ihren kurzen, spannenlangen Pfeifen; der Hausvater, wenn er sonst nicht beschäftigt ist, hat seinen Platz in der Nähe des Ofens auf einem gepolsterten Lehnstuhl; eine in der Wand eingemauerte eiserne Platte gewährt ihm die nötige Rückenwärme; er trägt noch die weiße oder weißblau gestreifte Zipfelmütze, die heute fast völlig verschwunden ist, hat eine 2 bis 3 Fuß lange weiße holländische Thonpfeife zur Hand, worauf ein neuer Federkiel als Spitze steckt. Des Sonntags greift er wohl zu der sogenannten Stiefelpfeife mit einem Kopfe aus Meerschaum oder auch aus Porzellan. In dem Beutel aus Blase, buntem Leder oder mit Perlen und Seide bestickt, führt er seinen „petum optimum", „den besten Tobak unter der Sonne", bei sich. Die Mutter hat gern die „Feuerkike" zur Seite oder unter den Füßen d. h. einen messingenen, oben mit Löchern versehenen Behälter, der einen Topf mit Feuer birgt. In Gegenden, wo es an Feuerung, an Holz und Torf

mangelt, sieht man in ärmeren Familien auch eine eiserne oder thönerne Maschine mit breitem Rande, um die man herumsitzt und sich wärmt.

So weilt an Winterabenden die ganze Familie beisammen; die Tagesereignisse werden besprochen, die Unterhaltung dreht sich um die Wirtschaft, um Kühe und Pferde, mit denen man in so enger Gemeinschaft lebt. Bald hat eine Kuh gekalbt und das Mädchen vergessen das Kalb mit Salz zu bestreuen, um die bösen Geister abzuhalten, bald kann man nicht abbuttern, und da gilt es zum „Raten" zu greifen u. s. w. Niemand denkt noch an Lesen von Zeitungen, die man Avisen nannte und die selbst der reiche Marschbauer kaum noch zu Gesicht bekommt. Meist findet sich unter den Knechten und Mädchen jemand, der nach dem gemeinsamen Essen allerlei Märchen und Geschichten zu erzählen weiß, bis um 9 Uhr alles zur Ruhe geht, um am frühen Morgen sich wieder zum Tageswerk zu erheben.

Für das alte Bauernhaus mit seinem engen Zusammenleben paßte auch nur ein altväterliches Verhältnis zwischen Hausherrn und Gesinde. Dasselbe betrachtete sich als Mitglied der Familie. Überall saßen die Brotherrschaften mit ihrem Gesinde, den Schulmeister und den Viehhirten nicht ausgenommen, die im Dorfe ihren Wandertisch hatten, an dem gemeinsamen Tisch und löffelten aus derselben Schüssel. Das Gesinde redete den Hausherrn mit „Ji" (Ihr) an oder mit „Vater" und „Mutter", hie und da auch mit „Wirt" und „Wirtin." Zuweilen gab es auch nur denjenigen Familiengliedern, die ihm an Alter voranstanden, die achtungsvolle Anrede „Ji" und benannte alle jüngeren, und wäre es der Hausherr selber, mit „Du." Von den Kindern freilich hätte niemand gewagt die Eltern mit „Du" anzureden; da hieß es nur „He" (er) und „Se" (sie), was man heute nur in den entlegenen Gegenden der Heide und bei Insten und Kätnern mehr hört. Noch Klaus Harms konnte in seiner Jugend, als er Hochdeutsch lernen mußte, nicht begreifen, wie man jemand mit der Pluralform „Sie" anreden könne. Während die Frau dem Mann die schmeichelnde Anrede „Lütmann" gab, nannte der gemeine Mann jede Person aus höheren Ständen, wenn sie noch unbeweibt und ohne Perücke war, Muschü (Monsieur). Beides setzte erst in Respekt und erwarb das Prädikat „Herr." Daher gab es zu jener Zeit sehr oft recht alte „Muschüs" und sehr junge „Herren."

Wie eng waren mit dem Leben in dem alten Hause gewisse religiöse und kirchliche Gebräuche verbunden! Am Sonnabend las

der Hausvater aus einer Postille den sämtlichen Hausgenossen eine Predigt vor, vornehmlich im Winter, und auch am Sonntag während der Predigt ward diese Sitte von denen, die am Kirchenbesuch verhindert waren, regelmäßig geübt. An hohen Festtagen, besonders am Weihnachts- und Neujahrsabend, sammelte sich alles in der „Döns", um aus dem Gesangbuche zu singen. Keine Mahlzeit gab es ohne Beten vor und nach, selbst auf dem Felde zur Erntezeit faltete das Gesinde die Hände. Wo die Betglocke in und außer dem Kirchort gehört ward, rief sie zur Andacht. Arbeiter auf dem Felde zogen ihren Hut ab und sprachen einen frommen Spruch. Gab es bei Nachtzeiten ein heftiges Gewitter, so erhob sich alles aus den Betten und betete oder sang gemeinschaftlich ein Lied. Niemand trat zu einem Arbeiter, der nicht sprach: „Guten Tag! Gott helf!" Ging man aus einem Hause zur Abendzeit, so hieß es: „Gute Nacht! Gott bewahr Euch!" Selbst der Nachtwächter des Dorfes nahm an diesem gemeinschaftlichen Leben der Gemeinde teil; wenn er die Stunden ausrief, so hörte man jenen Vers, der für die alten feuergefährlichen Wohnungen und Strohdächer paßte: „Ein jeder bewahr sein Feuer und Licht." Vor den Häusern, in denen etwas Besonderes vorgefallen war, wo eine Leiche stand oder ein Schwerkranker lag, ertönten besondere Verse. Das hatte man gar gern. In seinem ersten Amtsjahre saß Klaus Harms zuweilen Sonnabends spät noch in die Nacht hinein bei Ausarbeitung seiner Predigt; dann hörte er unter seinem Fenster den Dorfwächter singen:

Wo eilet ihr Gedanken hin?
Wo habt ihr euren Lauf?
Ihr richtet wohl in eurem Sinn
Gott einen Tempel auf.

„O süße, wehmütig süße Erinnerung!" ruft er aus, indem er sich in die alte Zeit zurückversetzt.

Wie in der Familie kein Fest gefeiert ward, woran das Gesinde nicht teilnahm, so gab es auch kein Dorfvergnügen, an dem sich nicht die Söhne und Töchter der Bauern gemeinschaftlich mit den Knechten und Mägden beteiligten. Sie ritten mit ihnen nach dem Ringe, schlugen mit ihnen nach dem Topfe, feierten mit ihnen die Erntefeste: alles in allem gerechnet, das patriarchalische Leben entsprach völlig der altertümlichen Wohnung. Das ist alles anders geworden: mit der neuen Bauweise hat sich auch das alte Familienleben aufgelöst; seitdem mehr Stuben entstanden, speist der Herr

mit den Seinen von seinem Gesinde getrennt; das alte „Ji“ ist dem vornehmen „Se“ gewichen; je vornehmer die Wohnung, desto vornehmer ist der Hausherr geworden: er ist nicht mehr der „Hausvater“, wie sein Großvater noch war. Mit der Umwandlung, die im Laufe der letzten vier bis fünf Jahrzehnte mit dem alten Hauswesen des Landmanns vor sich gegangen ist, hat die Auflösung der Gemeinschaft zwischen Herrschaft und Gesinde gleichen Schritt gehalten.

M. Ebeling: Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889. — A. Sach: Litterarische Beilage zu den Hamburger Nachrichten. Nr. 9. 1890. — Henning: Das deutsche Haus. Straßburg 1883. — Jensen: Angeln. — Kl. Harms: Gnomon. Kiel 1854.

53. Kinder- und Volksspiele früher und heute.

Wer heute den Spielen der Kinder zuschaut oder den ländlichen Volksfesten sein Augenmerk zuwendet, wie sie alle im Laufe des Jahres in regelmäßigem Wechsel wiederkehren, denkt kaum mehr daran, daß sie nur einen letzten, dürftigen Nachhall bilden jener fröhlichen Zeit, wo unsere Vorfahren sich der Feier der Naturfeste in ausgelassener Lust und Freude mit Tanz und Spiel hingaben. Wer insbesondere aber dem wunderlichen, neckischen, oft völlig gedanken- und sinnlosen Reimgeklingel, das die Kinder dabei im Munde führen, näher nachforscht, wird das alte Wort, daß oft „tiefer Sinn im kindischen Spiele liegt", in überraschender Weise bewahrheitet finden. Die anscheinend so einfältigen Sprüche wiederholen sich in allen germanischen Landen oft nur mit geringen Abweichungen, und die Spiele tragen überall dasselbe Gepräge. Wie sie der Kindheit unseres Volkes entstammen und einen Niederschlag von uralten Anschauungen und Bräuchen enthalten, welche die fahrenden Spielleute aus den alten heidnischen Festspielen herübernahmen und der Kinderwelt überlieferten, so zeigen sie auch noch jene eigentümliche Sang- und Tanzweise, die unseren Vorfahren bei allen festlichen Gelegenheiten des häuslichen, öffentlichen und religiösen Lebens eigen war.

Es ist bekannt, wie man ursprünglich nicht paarweise oder einzeln tanzte sondern gesellschaftsweise, wie aller Tanz mit Gesang oder Musik, mit Geigen, Pfeifen, Flöten, Zitter, Trommel oder Tamburin begleitet ward. Selbst bei dem bloß getretenen oder gegangenen Tanz, der, vorzugsweise in dem Palast der höfischen Kreise zu Hause, auch bei dem Landvolk zur Winterszeit in den Stuben eine Stätte fand, wurde eine Reihe gebildet; jeder Mann nahm eine Frau bei der linken Hand, und unter dem Saitenspiele des vorausschreitenden Spielmanns und dem Gesange des Vorsängers oder der Vorsängerin hielten die Tänzer mit schleifenden leisen Tritten ihre

Umgänge nach links. Schloß die Gesellschaft einen Kreis, so ging man mit sanfter Bewegung singend in der Runde herum und suchte dabei den Inhalt des Gesanges durch Mienenspiel und einfache Bewegungen auch äußerlich darzustellen.

Beliebter waren bei dem Landvolke zur Zeit des Frühlings die Reigen unter freiem Himmel, bei denen gehüpft und gesprungen ward. Auch hier nahm der Vortänzer oder Vorsänger seinen Nachbarn bei der Hand, dieser wieder den nächsten, und so bildete sich eine lange Reihe, die dem Führer in allen Windungen und Bewegungen nachfolgte, sich bald zum Kreise schloß, bald sich wieder löste. Die Frauen pflegten rechts zu gehen und wurden bei der Hand oder am Ärmel geführt, und beide Teile wetteiferten in kunstreichen, weiten und und hohen Sprüngen. Der wildeste war der „krumme Reigen", wobei „die Frauen weiter sprangen als einen Klafter und wie ein Vogel in der Luft oder höher als eine Hindin hüpften." So heißt es in einer Anrede an den Spielmann:

„Mach uns den krummen Reien,
den man hinken soll!
Das gefällt uns allen wohl,
und Löchlein ist es,
der ihn führen soll."
Der Spielmann stimmt die Pauken,
die Reifen fest er wand,
da nahm sich auch der Löchlein
ein Mädchen an die Hand.
„O, du frecher Spielmann,
mach uns den Reien lang!"
Huheia, wie er sprang!
Herz, Milz, Lung und Leber sich rund um ihn schwang.

Bei dem „langen Tanz" stand der Vorsänger entweder allein oder nahm sich einen Genossen, der ihn beim Singen unterstützte. Er hatte ein Trinkgeschirr in der Hand und hub seinen Gesang an, entweder ein geschichtliches Lied oder ein Rüge- oder Scherzlied, wie z. B. in Ditmarschen:

Ik wil ju singen, ik wil ju nicht legen:
ik sah de braden höner flegen;
se flogen gar ser unde schnelle,
de bücke hedden se na dem himmel gekert
den rüggen na de helle;

oder:

En ambolt unde en mölenstein,
de schwemmeden beide ower den Rhein,
se schwambden alse lise;
et frat en pogge en gloient plochschar
to pingsten up dem ise.

Hatte der Vorsänger einen oder zwei Verse gesungen und jedesmal der ganze Haufe dieselben wiederholt, so begann der Vortänzer mit seinem Genossen oder einem Mädchen den Vortanz, und alle faßten sich nach der Reihe an. „Wie sich nun der Vortänzer richtet nach dem Gesange und dem Vorsänger", erzählt der Ditmarse Neokorus um 1600, „so richten sich die Nachtänzer nach ihrem Führer, und alle Personen thun solches in so großer Einigkeit, welches Staates und Standes sie seien, daß ein Vortänzer an die 200 Personen an dem Reigen führen kann, wie denn ehrbare Leute von Lübeck das bezeugen können, als die mit eignen Augen solches angesehen." Die ganze Gemeinde pflegte sich an solchen Tänzen zu beteiligen. Im Jahre 1346 soll z. B. zu Freiburg von sieben Personen eines Abends vor dem Schlosse des Grafen von Greyerz ein Ringeltanz begonnen sein, der sich durch das ganze Sanenland fortgepflanzt und schließlich 700 Personen weiblichen und männlichen Geschlechtes umfaßt habe. So tanzten auch vor 200 Jahren die Hausfrauen auf der Insel Föhr vor der Kirchenpforte das neue Jahr ein, ja noch im Jahre 1747 wußten die jungen Burschen in dem ditmarsischen Büsum in ähnlicher Weise den altgermanischen Schwerttanz aufzuführen. „Die Tänzer", erzählt ein Augenzeuge, „tragen weiße Hemden mit verschiedenen bunten Bändern allenthalben geziert und bewunden, und an jedem Bein haben sie eine Schelle hangen, die nach den Bewegungen der Beine einen angenehmen Schall von sich geben. Der Vortänzer und der, so in der Mitte, tragen nur einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupte, weil sie auf die beiden andern ein beständig Augenmerk haben und nach ihren Bewegungen sich in allem richten müssen. Zu Anfang hält der Vortänzer oder König, wie sie ihn nennen, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, darin die Vortrefflichkeit und das Altertum gerühmt und die Umstehenden gewarnt werden, sich vor den bloßen Schwertern in acht zu nehmen, damit sie keinen Schaden nehmen mögen. Hierauf nimmt nun der Schwerttanz bei Rührung der Trommel seinen Anfang mit solcher Geschwindigkeit, Genauigkeit und Munterkeit, daß es zu bewundern. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweis durcheinander, bald springen sie mit vieler Behutsamkeit über

die Schwerter, bald legen sie dieselben in einer künstlichen Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um eine solche Rose in einem Kreise und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine gevierte Rose über dem Kopfe stehet. Endlich wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten, sondern daß sie denselben auch mit einer Behendigkeit in die Höhe heben und halten können; derselbe hält sodann abermals eine kleine Danksagungsrede, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdem den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter an den Erdboden gesetzt, so wird dieses Schauspiel durch ein abermaliges Tanzen, so wie zu Anfang geschehen, geendigt und beschlossen."

War die Übung des Schwerttanzes schon damals eine seltene Erscheinung, die mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschwindet, so hielt sich dagegen der Reigentanz bis in die Zeiten unserer Großväter und Väter in einzelnen Gegenden in alter Weise. Die Lausanner führten noch vor 70 Jahren den Reigen unter dem Kastanienbaum des Münsters auf, die Keßenicher und Poppelsdorfer Bauern bei Bonn wie die Altenburger tanzten mitten auf dem Markte um einen aufgepflanzten Maienbaum. Überall hatte sonst der paarweise Tanz, der z. B. in Ditmarschen schon um das Jahr 1550 aus der Fremde eingedrungen war, nach und nach die Alleinherrschaft gewonnen. Die Tanzlieder verstummten, und von der alten Tanzweise blieben als klägliche Überreste nur der Großvatertanz und der Kehraus übrig, die noch heute wohl auf ländlichen Hochzeiten geübt werden. Allein die Jugend, für die das Einfache seine Bedeutung behielt, hält bis auf den heutigen Tag an dem Ringeltanze fest und weiß ihn mit den alt hergebrachten Spielliedern und feststehenden Melodien zu verherrlichen.

Die Reigen der Jugendwelt enthalten noch hie und da eine Erinnerung an die Tiermasken, die man einst bei Festspielen besonderer Gelegenheit zu gebrauchen pflegte. Daher stammen die Namen Esel, Bock, Hund, Hase, Ochs, die auch blieben, als die Masken verschwanden und durch die lebhafte Phantasie der Kinder ersetzt wurden. Der Rosenkranz, der in den Reigen eine so wichtige Rolle spielt, erinnert daneben an die Zeit, wo man mit oder in einer Blumenkette tanzte und aus dem Löwenzahn, der sogenannten Kettenblume, deren Stengel man ineinander steckte, im Frühling oder Mittsommer jene Ketten flocht, die man noch heute von den Kin-

dern bei ihren Chorreigen machen sieht. Bei dem „Rosenkranz“ bilden die tanzenden Kinder einen Kreis und bewegen sich singend in die Runde unter dem Gesange:

Ringeldanz, rosenkranz!
De ketel hangt to füre,
de jungfern sünt so düre,
gesellen sünt so goden kop,
dat se up de straten lopt.
Moder gif mi'n klökschen,
dat hang ik an min rökschen.
Un as dat rökschen klar wer,
do sä dat klökschen kling,

und hocken bei dem letzten Worte: „kling!“ alle nieder. Singen sie:

Kringelkranz de wide!
ik spin so schöne side
as en har, as en har!
suk, suk, suk, na söwen jar!
söwen jar wol um un um!
de oldste kert sik wedder um,

so dreht sich zunächst nur ein Kind um und tanzt, nach der zweiten Wiederholung des Liedes das zweite, dritte, bis alle den Rücken nach innen wenden; dann geht es wieder der Reihe nach umgekehrt, und Gesang und Tanz schließen nicht eher, als bis alle die ursprüngliche richtige Stellung eingenommen haben. Im Süden pflegt der Tänzer auch außerhalb des Kreises zu stehen und einen Gesang anzuheben, der indes jedes altertümliche Gepräge verloren hat:

Jammer, Jammer hin und her
über mich zu klagen!
Es drückt mein Herze gar zu sehr,
ich kann es gar nicht sagen.
Mach auf, mach auf den Garten!
Ich kann nicht länger warten,
ich muß ihn suchen an diesem Platz —
Sieh da, sieh da! Da steht mein Schatz!

Dann öffnet sich der Kreis, der Tänzer wählt und singt den Schlußreim:

Nun ist alle Traurigkeit verschwunden,
hab ich doch mein' Liebsten wiederfunden!

Mein Lieb und deine,
da küssen sie sich beide!

Merkwürdiger ist noch der Reigen „die Königstochter im Turm", der in mannigfacher Umänderung durch alle germanischen Länder verbreitet ist.

Die Kinder stehen in der Ringeltanzstellung; in der Mitte des Kreises hockt ein Mädchen, das ihr Oberkleid verkehrt herum in die Höhe gezogen hat. Die Umstehenden halten es, so daß der Kopf der „Königstochter" verhüllt oder mit einer Mauer umgeben ist. Außerhalb des Kreises steht der Vorsänger, welcher anhebt, die anderen antworten:

Wer sit in dissen hohen torn?
„Da sit en königsdochter in."
Kan ik de nicht to sehen krigen?
„Se is so fast vermurt,
de mur de wil nicht breken,
de sten de wil nicht steken."
Enen sten brek ik ut.
„Beide ogen falt di ut."
Ne, ne, schadt nicht! baet nicht!
Sten un ben verlat mi.
Kling, klang, gloria!
Kum un folg mi achterna!

Bei den Worten: enen sten u. s. w. hat der Vorsänger den einen der Umstehenden auf die Hände geschlagen; er muß dann das Kleid der „Königstochter" loslassen und beim Schluß des Verses den Kreis verlassen, um dem Vorsänger nachzufolgen. So wird der Gesang und Tanz fortgesetzt, bis alle Steine ausgebrochen und der Kreis aufgelöst ist. Die befreite Königstochter springt dann auf und sucht eine der Gespielinnen zu erhaschen, die das nächste Mal in den Turm muß.

Von den „Zerrspielen", die nicht weniger an altgermanische Bräuche erinnern, sind „Frau Rosen" und die „Brücke" am eigentümlichsten. Bei dem ersteren sitzen die Mädchen in einer Reihe einander auf dem Schoß. Eine fragt die Reihe entlang:

Woneben want fru Rosen?
„Kan nicht hören up min rechtes or,
kan nicht hören up min linkes or";

bei der letzten:

Is se fru Rosen?
„Kanst mi dat nicht ansen?
Ik slap nicht,
ik wak nicht,
ik bün nicht in drom.“
Kan ik nicht en van er lammer krigen?
„Hest ja erst güstern en kregen?“
Dat lach nicht,
dat schach nicht,
dat wis de lütten witten tän;
dat sprung öwert hek
un ful in den drek.
Ik lech em up den disch,
da wör he as en fisch;
ik lech em up de bank,
do wör he as en el so lank;
ik lech em up de er,
do wör he as en scher;
ik lech em in de wech,
do wör he as en flech;
ik lech em up de finsterbank,
do kem de aische (häßliche) wulf un hal em wech.
„Harst man en beten solt upstrein schult.“
Ik har niks.
„Harst di man jo en beten lenen kunt“
Nabers wullen mi niks lenen.
„Harst di wat köpen kunt“
Ik har ken gelt.
„Harst di wat borgen kunt“
Se wuln mi niks borgen.
„Na, nim di för en wech un slut achter wedder to.“

Sie nimmt die erſte aus der Reihe auf, thut dann, als wenn ſie vor der nächſten die Thür abſchließt, und nun muß die, welche aufgenommen ward, dreimal, ohne zu lachen, über einen Strich ſpringen. Gelingt es ihr, ſo kommt ſie in den Himmel, lacht ſie, in die Hölle. Zuletzt wenn alle ſo verteilt ſind, faſſen ſie die Frau Roſen und die, welche bisher fragte, bei den Händen; die aus dem Himmel hängen ſich an jene, die aus der Hölle an dieſe, und

dabei gilt es, welche von beiden Parteien die andere über den Grenzſtrich ziehen kann.

Die „Brücke“ ſtellen zwei Kinder dar, die ſich an den Händen faſſen; indem ſie je nach den Worten die verſchlungenen Hände in die Höhe halten oder wieder ſenken, ſingen ſie nachfolgenden Reim:

Hal up de brüch!
hal dal de brüch!
den letzten wölt wi fangen
in de güldnen stangen;
he blift darin behangen.

Die übrigen bilden eine lange Reihe, wobei einer den andern hinten an den Kleidern feſthält, und ziehen ſo durch die Brücke. Immer der letzte wird gefangen und von den Brückenhütern gefragt, wem von beiden er angehören wolle. Je nachdem er einen der beiden ihm zugeflüſterten Namen wählt, tritt er hinter den einen oder den andern. So geht es weiter, bis die ganze Geſellſchaft verteilt iſt, und dann enthüllt es ſich, auf welcher Seite der „Himmel“ und auf welcher die „Hölle“ iſt. Beide Parteien hängen ſich an ihren Führer, indem jeder ſeinen Vordermann um den Leib faßt; die Führer reichen ſich die Hände, und jetzt gilt es, welche von beiden Parteien die andere über einen Strich wegzerren kann.

An die germaniſche Brautwerbung erinnert das Spiel die „Herren von Lünefeld oder Ninive.“ Die Kinder ſtehen in zwei Reihen einander gegenüber; die einen ſind die Freier, die andern die Mütter mit ihren Töchtern. Die Verſe werden abwechſelnd geſungen, während die beiden Züge gegen einander und zurück marſchieren.

Da kommen zwei Herren aus Lünefeld.
Juchheiſaſa filadi (Pilatus)!
„Was wollen zwei Herren aus Lünefeld?“
Juchheiſaſa filadi!
Sie wollen die älteſte Tochter frein.
Juchheiſaſa filadi!
„Und wer ſoll denn der Bräutigam ſein?“
Juchheiſaſa filadi!
Das ſoll der Kaiſer ſelber ſein.
Juchheiſaſa filadi!
„So nehmt ſie hin mit Freuden.“

So werden alle Töchter allmählich aus der zweiten Reihe vorgeholt und schließen sich den Freiern an, bis die Mutter allein übrig ist und anhebt:

„Was wollen sie mit der Mutter thun?"
Juchheisasa filadi!
Sie wollen sie in ein Kloster sperren.
Juchheisasa filadi!

Man schließt einen Ring, um die Mutter einzusperren, diese entwischt nach irgend einer Seite, und man sucht sie zu haschen.

Es sind Bruchstücke aus Chorreigen des germanischen Altertums, die ursprünglich gewiß bei Frühlingsanfang gesungen und getanzt wurden. Die spinnende „Königstochter", sieben Jahre im Turm oder im Kloster verborgen, stellt die spinnende Erdgöttin Holda dar, welche während der sieben Wintermonate von den Winterriesen in Haft gehalten und durch den Frühlingsgott, den der Vorsänger vertritt, aus der Winterburg befreit wird. Auch die „Frau Rose" ist keine andere als dieselbe Göttin, wie sie in dem Kinderbrunnen sitzt, aus dem nach der alten Volksmeinung die Kinder geholt werden. Ebenso ist das Brückenspiel aus der Vorstellung des germanischen Heidentums hervorgegangen, wonach die Toten über eine Brücke ins Jenseits ziehen. Je nach der Wahl kommen sie in den Himmel oder in die Hölle d. h. nach altheidnischer Anschauung nach Walhalla oder nach Hels Wohnung. Das Zerren am Schluß des Spieles deutet auf den großen Kampf, den am Ende der Welt die Bewohner Walhallas mit den feindlichen Mächten der Unterwelt auszukämpfen haben werden.

Den Kinderspielen treten einige der alten **Volksspiele** zu Roß zur Seite, so weit sie in abgeschwächter Form auf unsere Tage gekommen sind. Aus einer Zeit stammend, wo der freie Bauer noch gleich dem Ritter zu Pferde kämpfte und ebenso gut ritterlicher Übungen und Rennspiele bedurfte wie der Adel, zeigen sie dasselbe Gepräge, welches den Spielen des höfischen Adels der späteren Zeit anhaftet. Wenn auch meist schon zu bloßen Belustigungen des Gesindes herabgesunken, finden sich doch alle alten Übungen desselben, das Ringrennen, das Pfahl- und Kopfrennen noch in unserem norddeutschen Bauernstande wieder.

1. Das Ringreiten.

Neben dem Wettlauf zu Fuß war der Wettritt seit alters den Frühlingsgebräuchen, die sich an das Pfingstfest knüpften, eigentümlich.

Der mit Bändern und Tüchern geschmückte Maibaum, welcher meist das Ziel desselben ausmachte, ist hie und da zu einer Fahne geworden, an deren Stange die Preise für den Sieger hängen, anderswo steckt stattdessen ein Hut oder auch ein Kranz darauf, der dem Pferde, welches das Mal zuerst erreicht, um den Hals gehängt wird. Bald geschieht das Rennen nach dem aufgehängten und reich bebänderten Kranz, und wer denselben zweimal herunterreißt, wird als König begrüßt, bald sucht man ihn herunterzustechen und sich so die Königskrone zu verdienen. Aus diesem Kranzstechen scheint allmählich jenes ritterliche Ringreiten erwachsen zu sein, welches in Holstein um Pfingsten, in Nordschleswig zur Fastenzeit geübt wird.

Auf dem freien Platze des Dorfes werden zwei Pfähle errichtet, und zwischen denselben wird ein Seil ausgespannt, von dem gewöhnlich ein Ring, nach dem gestochen wird, herabhängt. Statt des Ringes erscheint auch wohl eine hölzerne oder eiserne Scheibe mit fünf Löchern, woran oben zwei Federn angebracht sind, die sie in einer vom Seil herabhängenden Röhre festklemmt. Um die Scheibe oder den Ring aufzuspießen und mit einiger Kraft wegzureißen, führt jeder Reiter einen Stecher d. h. ein kurzes rundes Spießchen, dessen Dicke mit der Weite der Löcher ziemlich übereinstimmen muß. Zuerst wird nach dem oberen Loche zur Linken, dann nach dem oberen zur Rechten, dann nach dem unteren zur Linken je einmal und endlich nach dem mittleren Loch dreimal gestochen. Wer nach dem unteren zur Rechten sticht und dadurch die Scheibe herabzubringen sucht, muß sich einer Strafe unterwerfen. Nur wer in der bestimmten Reihenfolge der Löcher und in den wenigsten Läufen seine sechs Stiche zustande bringt, jedesmal die Scheibe aus der Kapsel zieht und auf dem Stecher mit fortnimmt, ist Sieger oder „König" und wählt sich ein Mädchen zur „Königin." Hoch im deutschen Norden kommen auch dreierlei Ringe von verschiedener Größe vor, die dem Sieger die Namen „König", „Kammerherr" oder „Diener" eintragen; wer keinen absticht, heißt „Mönch" und hat ein Strohband um den Leib zu tragen.

Um sicher zu stechen, muß das Pferd wohl eingeübt sein, in langsamem, gleichmäßigem Galopp den „Galgen" passieren; im Trabe zu reiten ist dabei streng untersagt.

In den meisten Gegenden wird das Spiel um Pfingsten oder um die Fastenzeit abgehalten. Roß und Reiter sind mit Blumen geschmückt, die Mützen von den Mädchen mit Flittergold geziert. Gewöhnlich macht die Reiterschar beim Beginn des Spieles einen Umritt durch das Dorf, um unter Hersagen bestimmter, altherge-

brachter Formeln von den Bauern allerlei Gaben einzusammeln; manchmal beginnt man auch erst nach Beendigung des Spieles den Umritt, um die Mädchen auf den Abend einzuladen und einen Trunk oder ein Geschenk entgegen zu nehmen. Ein Gelage am Abend beschließt das Fest, bei dem der „König" und die „Königin" den Tanz eröffnet. Es geht dabei oft wild her, wenn man von dem Gesinde alte Spottlieder anstimmen hört wie:

Is de bur nicht en lustiger schelm?
he wil den danz vörn söslink hebn.
Sü, wo he hinkt, sü, wo he springt,
kik, wo de düwel sin gelt verbringt!

Wer heute einem solchen Dorffeste zuschaut, wird sich kaum in die Zeit zurück versetzen können, wo sich noch Könige, Fürsten und der hohe Adel mit Vorliebe diesem Vergnügen hingaben. Und doch wurde z. B. am 31. Oktober und 1. November 1603 auf dem Pferdemarkte zu Hamburg zu Ehren der zahlreich versammelten fürstlichen Gäste aus Deutschland und Dänemark ein großartiges Ringrennen abgehalten, an dem der König Christian IV. an beiden Tagen nicht weniger als 232 Ritte machte, das Ringlein 175 mal glücklich herausstach und 33 Gewinne davon trug! Die Spielenden jagten dabei in möglichst engem Kreise und zeigten dadurch ihre Gewandtheit, daß sie im schnellsten Laufe des Rosses ihre Lanzen nach einem Ziele warfen oder hintereinander gesteckte Metallringe mit der Lanzenspitze auffingen. Wer dabei die meisten Ringe faßte, war auch hier der Sieger. Das Ringrennen blieb an vielen deutschen Höfen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein beliebtes Spiel. Erst als das Reiten den bequemen Herren, namentlich den geistlichen Fürsten, lästig ward, erfand man eine Maschine mit hölzernen Pferden, die, im Kreise umgetrieben, bequem und ungefährlich zum Reiten zu benutzen war. So entstanden die sogenannten Karussels, die besonders von den geistlichen Fürsten mit großen Kosten hergestellt wurden, und wer z. B. nach Köln kam, unterließ nicht das Wunderwerk, welches der Kurfürst Clemens August geschaffen, in besonderen Augenschein zu nehmen. Jetzt erfreut sich die Jugend nur noch an diesen unschuldigen Ausläufern der ritterlichen Waffenspiele; dabei ist indes das Stechen oder Greifen nach einem Ringe oder einer Scheibe, das doch die Hauptsache bildete, schon meist gegen das bloße Reitvergnügen zurückgetreten oder auch ganz verschwunden.

2. Das Rolandreiten.

Das merkwürdige Rolandreiten nimmt in Norddeutschland wohl nur noch in dem ditmarsischen Meldorf und dem Dorfe Sude bei Itzehoe einen nicht unwichtigen Platz unter den Fastnachtsspielen ein. Früher weit verbreitet, auch in Lübeck geübt und noch in diesem Jahrhundert in der schleswigschen Landschaft Eiderstedt beliebt, gleicht es dem ritterlichen Quintanspiel, bei dem man zu Roß oder zu Fuß nach dem Rennpfahl stach, der, wie die obere Hälfte eines Mannes (Türken) gestaltet, in der Linken einen Schild und in der ausgestreckten Rechten meist einen Säbel hielt. Traf man den Schild, so drehte sich die Figur auf ihrer Achse herum und schlug mit der Rechten den Reiter über den Rücken, wenn er nicht schnell davon sprengte. Sollte sie stille stehen bleiben, so mußte man geschickt zwischen die Augen oder auf Nase und Mund treffen.

Das ähnliche Rolandspiel trägt seinen Namen nach den Rolandfiguren, die dabei benutzt werden, obwohl das Verhältnis beider zu einander sich schwer feststellen läßt.

Die Rolandstatuen sind über ganz Norddeutschland von Nordthüringen an bis nach Ostpreußen hinein verbreitet, wo man bis jetzt gegen 50 Rolandsorte urkundlich nachgewiesen hat, aber sie sind nicht, wie man glaubt, auf Gebiete sächsischen Rechts beschränkt, nicht bloß in Holstein bis zur Eider, sondern ebenso sehr auf den Marktplätzen der schleswigschen Städte aufgestellt gewesen, wo doch jütsches Lov galt. In Eckernförde prangte die Säule noch um 1600 in alter Würde, in Schleswig ward sie 1646 mit großen Kosten wiederhergestellt, in Flensburg im Anfang des vorigen Jahrhunderts die lebensgroße Figur eines geharnischten Mannes, aus Kupferblech getrieben, gezeigt; wie noch heute auf dem Rathause zu Tondern eine mächtige Rolandstatue aus Holz mit dem Schwert in der Rechten aufbewahrt wird, so steht auf dem Schloßhofe zu Glücksburg eine Steinfigur in römischer Bewaffnung, die eine gleiche Bedeutung gehabt haben mag. Nicht weniger gab es in Tönning und selbst in der nördlichsten Stadt, in Hadersleben, Rolandstatuen auf den Marktplätzen bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts. „Der merkwürdigste Gegenstand Hadersleben's", schreibt ein englischer Reisender im Jahre 1796, „ist eine sehr hohe Säule, auf deren Spitze eine Mannsfigur steht mit einer großen Keule in der Hand. Dies ist eine Rolandsäule, und nach dem Orte, wo sie steht, zu schließen, sollte man glauben, daß sie ihre Keule in terrorem (zum Schrecken) über die Köpfe der Reisenden schwinge, welche bei ihrem Eintritt in die Stadt notwendigerweise von dieser Figur überrascht werden müssen."

Meist diente der untere Teil, auf dem die Säule stand, in den schleswigschen Städten als „Kaak“ (Pranger); sowie dieselbe im vorigen Jahrhundert verfiel, wurde sie nicht wieder erneuert, und mit dem Verschwinden der Figur blieb in der Erinnerung der Leute nur der „Kaak“, an dem die Auspeitschungen geschahen, übrig.

Soweit sie noch heute vorhanden sind aus Holz oder aus Sandstein, stellen die Säulen einen aufrechtstehenden, bartlosen oder mit einem Schnurrbart gezierten jugendlichen Mann in ernster gebietender Haltung dar, der meist in dem ritterlichen Harnisch des 16. Jahrhunderts mit Arm- und Beinschienen und mit einem großen geraden und entblößten Schwert und vielfach auch mit einem Schilde bewaffnet ist. Gewöhnlich unbedeckt oder mit einer Krone versehen, trägt das Haupt hin und wieder auch einen römischen Helm, wie zu Bramsted, mitunter erkennt man, wie zu Bremen, auch Handschuhe an den Händen. Einst aus Holz geschnitzt und bemalt und immer auf dem Markte vor dem Rathaus unter freiem Himmel oder unter einem Dach aufgestellt, galten die Rolande als Gerichts- und Blutsäulen, als Wahrzeichen der Freiheiten, insbesondere einer reichsunmittelbaren Stadt. Ursprünglich der heilige Baumstamm der heidnischen Germanen, der, grün oder von Alter verdorrt, die Opferstätte bezeichnete, nach dem Verschwinden des Opferdienstes „der Dingbaum“ und als „Schildpfahl“ und „Schwertpfahl“ bei Hegung verschiedener Gerichte erwähnt, nahm die Säule später Menschengestalt an und stellte als Ruthlands-Säule d. h. die Säule auf dem „roten Lande“ das Bild Kaiser Ottos II. oder des Roten dar, der als ein eifriger Förderer des gerichtlichen Zweikampfes schon in früher Jugend im Blutgericht zu sitzen pflegte und in Norddeutschland wie kein anderer Kaiser als siegreicher Überwinder der heidnischen Dänen und Slawen gewaltet hatte. Als das Verständnis für seine ursprüngliche Bedeutung entschwand, ward dem Kaiserbilde fast überall die Eigenschaft eines Standbildes des karolingischen Helden Roland beigemessen, zuweilen übernahm es auch die Rolle Karls des Großen, wie in Wesel, oder die eines anderen mächtigen Landesherrn wie Heinrichs des Löwen, an einigen Orten sank es gar wie in schleswigschen Städten, als die Statuen im vorigen Jahrhundert verschwanden, zum Schandpfahl oder Kaak herab.

Zu der hohen Verehrung, die man dem Palladium der städtischen Freiheiten auch in Umzügen und Tänzen darbrachte und z. B. in Bramsted noch darbringt, steht das Rolandspiel in scharfem Gegensatze. Wie läßt es sich erklären, daß man hier eine Karikatur desselben bekämpft, daß sein Schild der Gegenstand des Angriffs der

Festreiter ist und der erfochtene Sieg mit Tanz und Becherklang gefeiert wird? Man hat gemeint, der Roland, gegen den man streitet, stelle nicht das Kaiserbild dar, sondern dessen Vorgängerin, die heilige Säule des heidnischen Gottes; das Spiel sei eine kriegerische Form des sogenannten Heidenwerfens oder Kegelns und ein Erinnerungsfest an den Umsturz des dänisch-slawischen Heidentums durch die Siege des Kaisers Otto. Indes erscheint die Annahme einfacher, daß erst dann, als die eigentliche Bedeutung des Rolands aus der Erinnerung entschwunden war, das ritterliche Quintanspiel auf denselben übertragen ward.

Das Wesen des Spieles hat etwas so Ritterliches, Kriegerisches, es setzt bei dem Reiter so viel Kraft und Gewandtheit voraus, trägt so ganz das Gepräge einer mittelalterlichen Reiterübung, daß es nahe liegt, seinen Ursprung in den Zeiten der freien Volksgemeinde Ditmarschens zu suchen. Der geschichtliche Beweis dafür fehlt freilich; weder der Chronist Neokorus, noch sonst eine alte Urkunde thut seiner Erwähnung, indes bestätigt das älteste Zeugnis, welches uns in einem niederdeutschen Gedicht des Satirikers Joachim Rachel (von 1652 bis 1660 Rektor in Heide) erhalten ist, die Verbreitung desselben durch ganz Ditmarschen. Die Verse sind einer weltklugen Mutter in den Mund gelegt, die ihrer Tochter höchst bezeichnende Ratschläge gibt, wie sie einen jungen deftigen Bauern Reimers Marten an sich fesseln könne. In zwei Strophen werden dessen Heldenthaten auf den damals gebräuchlichen Volksfesten in gebührendes Licht gestellt:

Ister ichtes wat to braden,
Marten wert darme geladen:
Marten achter, Marten vör!
Wen se na dem ringe riden
edder um den Rolant striden,
he geit mit de büte dör.
Twemal is he konink heten,
do se na den schiwen schöten,
dar he enen lepel wan;
twemal heft he na de regen
den fastlawends han gekregen
un darto de tinnen kan.

Damit stellt der Dichter das Spiel dem Ringreiten, dem Scheibenschießen und dem Hahnenspiel an die Seite, kennzeichnet es durch den Ausdruck „striden" als ein Kampfspiel, aber erwähnt dabei keines Preises, der doch den anderen Spielen gebührte.

Heute findet sich das Spiel mehr in Süderditmarschen als in der Norderlandschaft sporadisch verbreitet; mehr unter den Dienstboten als unter den Grundbesitzern in Übung, hat es auch in Meldorf, wo es ziemlich jährlich begangen wird, kein bürgerliches Element mehr zur Grundlage, keine geschlossene Gesellschaft, auf die es sich stützen könnte, keine bürgerlichen Ehren und Vorteile für den Sieger.

Das Rolandreiten ist nicht gerade an den Fastnachtsmontag gebunden, aber schon die körperliche Anstrengung, die es erfordert, rät es in die kältere Jahreszeit zu verlegen. Meist einigt sich dazu ohne viele Vorbereitungen eine Anzahl junger Leute, zuweilen auch eine große Gilde und führt zu Roß in feierlichem Umzuge den Roland auf einem Wagen durch die Straßen. Früher hielten Bürger und Bürgersöhne, mit Federbüschen geschmückt, am Morgen einen feierlichen Umzug durch die Stadt, und zwei Paukenschläger auf weißen Rossen zogen voran. Die Feier wurde dann mit einer Rede eingeleitet, wovon uns aus dem Jahre 1785 eine verbesserte Auflage erhalten ist. „Unser heutiges Lustspiel", hub der Führer damals an, „nennen wir das Rennen nach einem Rolande. Unter vielen anderen Materien, die ich hier abhandeln könnte, hat mir keiner dem heutigen Zwecke angemessener erschienen, als daß ich den Ursprung desselben berühre. Karl der Sechste, König in Spanien, hatte einen großen Minister, der zugleich der tapferste General im ganzen Königreiche war, mit Namen Roland. Dieser fügte den Franzosen überaus großen Schaden zu, und keiner war vermögend, denselben zu erlegen, wie stark er auch sein mochte. Endlich fügte es das Schicksal oder vielmehr ein Zufall, daß er von einem französischen Ritter, Namens Rinero, von hinten erstochen wurde. Dieses verursachte, wie leicht zu erachten, eine allgemeine Freude unter den Franzosen, und wurde daher verordnet ein Bild, ebenso greulich wie Roland war, zu verfertigen und danach alle Jahr zum Schimpf und Spektakel zu rennen. Dieses Spiel ist nun von den Franzosen auf uns gebracht, folglich ist dieses Spiel eine Erinnerung jenes spanischen Ritters, der glücklich durch die Waffen eines Rinero besiegt worden. So lasset uns nun, wie es tapferen Rittern gebühret, dem hier gegenwärtigen, uns zum Trotze mit seinem Schilde dastehenden spanischen Rolande durch scharfe Heldenstöße sein prahlendes Schild in Stücke zerschmettern! Ist es gleich kein lebender Roland, so ist es doch ein von Holz verfertigtes, ihm ähnliches Ungeheuer, welches vielleicht durch seine unerschrockene Gegenwehr manchem, besonders unter dem schönen Geschlecht, ein helles Gelächter erregen möge; doch wird er keinem,

wie vormals der lebende Roland that, eine blutige Wunde zufügen, es sei denn, daß er einem säumigen Ritter mit seinem Staubbeutel einen Nackenschlag versetzt."

Der Roland, des Spieles Mittelpunkt, ist eine 1,7 m hohe, aus Eichenholz geschnitzte Puppe, die, aus zwei um den Gürtel zusammenstoßenden Teilen bestehend, einen mit Schild und Speer bewaffneten Mann vorstellt. Der äußern Ausstattung nach gleicht er im wesentlichen einem bewaffneten Bauern der alten Zeit. Auf dem Kopfe trägt er ein Mittelding zwischen Filzmütze und Pickelhaube mit herabhängendem Büschel von Pferdehaar. Der Bart ist spitz, nicht übermäßig lang und ruht auf der Hemdkrause. Im Munde hat er ein eisernes Kalkpfeifchen. Das Wams ist von rotbrauner Farbe und deckt unterhalb des Gürtels auch noch die Mitte des Unterleibes, wo es mit einer bunten falteartigen Verzierung endet, die in ihrer Mitte eine vor dem Leibe getragene Tasche zeigt. Die Beinkleider sind weit und decken das Bein bis zum Knöchel. Der Fuß erscheint nicht nackend, wie auf den Abbildungen der alten Ditmarsen, auch hat Schnitt und Weite der Hosen keine Ähnlichkeit mit jenen. Mag uns so auch ihre Kleidung die Tracht einer etwas späteren Zeit vor Augen führen: die Figur stellt jedenfalls den bewaffneten Bauern dar, als das Feuergewehr Schild und Lanze noch nicht verdrängt hatte.

Das Postament, auf dem der untere Teil der Figur steht, wird in die Erde gegraben, so daß die Füße einen oder anderthalb Fuß über derselben bleiben. Während der untere Teil feststeht, dreht sich der obere um eine eiserne Stange, die aus jenem hervorragt. Der Schild, der aus einem viereckigen Brett von 1 bis $1^1/_2$ Zoll Dicke und etwa 18 bis 20 Zoll ins Gevierte besteht, wird an den wagerecht ausgestreckten rechten Arm genagelt oder festgeschroben. Streng genommen müßte der linke Arm den Schild tragen, aber dann wäre auch der Reiter genötigt den Stoß mit der linken Hand zu führen. Diesen Schild durch einen kräftigen Stoß im Vorüberrennen zu zerbrechen ist die Aufgabe der Wettkämpfer, und wer den letzten Rest glücklich herabstößt, gilt als König. Als Stößer wird ein gedrechselter Stab von etwa $^1/_2$ m Länge und 2 Zoll Dicke benutzt, in dessen vorderes Ende ein eiserner Bolzen von eines kleinen Fingers Dicke hineingetrieben ist, der ein wenig über das Holz hervorragt. Manch tüchtiger Stoß ist nötig, um den Schild zu spalten, und zuweilen gelingt es nicht, ohne daß man mit der Säge nachhilft. Da der obere Teil der Figur sich drehen kann, so schwingt er sich bei jedem Stoß auf den Schild herum

und nimmt eine desto raschere Wendung, je kräftiger der Anprall geschieht; der Schild fliegt auf die linke Seite, und die Spitze der Lanze, die der Roland in der Linken führt, würde über den Stoßenden zu stehen kommen und ihn mit dem an ihr hängenden Aschbeutel treffen, wenn nicht der Reiter zugleich mit dem geführten Stoße auf das schleunigste davon eilte. Mit dem Aschbeutel getroffen zu werden, das den Reiter in eine Staubwolke hüllt, gilt als die größte Schande. Die Wettkämpfer folgen ziemlich rasch aufeinander, doch muß die Figur nach jedem Stoße erst von einem Knaben wieder in ihre alte Stellung gebracht werden. So hat das Spiel etwas Neckisches und erfordert ebenso viel Schnelligkeit und Gewandtheit als Kraft, denn Stoß und schleunige Flucht fällt in einen Moment zusammen, und derselbe Stoß, der die meiste Aussicht gewährt den Schild zu brechen, bringt den Roland auch zum schnellsten Umdrehen und verdoppelt damit die Gefahr von dem Aschbeutel getroffen zu werden.

Die Teilnehmer an dem Reiten stellen sich mit dem Rolandstößer bewaffnet zu Pferde in mäßiger Entfernung von dem in die Erde gegrabenen Bilde auf. In bestimmter Reihenfolge setzen sie einzeln ihr Pferd in Galopp und führen, an der rechten Seite des Bildes vorbei sprengend, ihren Stoß auf den Schild. Die Anstrengung ist keine geringe und erfordert erhebliche Armkraft, nicht selten tragen wenig geschickte oder allzu hitzige Reiter eine wunde Hand davon. Auch ist der Stoß und das damit zusammenfallende Davoneilen nicht einmal die einzige Aufgabe: die Pferde scheuen oft vor dem ungewohnten Anblick der Figur, suchen sie im Kreise zu umgehen und sind zumal im Anfang nur mit Mühe an dasselbe heran zubringen. Jedes Unglück und Ungeschick ermangelt natürlich nicht das Gelächter der Zuschauer zu erwecken, die sich allemal in großer Zahl bei dem Schauspiel einzufinden pflegen.

Die Feier wird mit einem Tanz beschlossen, wobei die Gesellschaft ihren König bewirtet. Neben dieser Auszeichnung hat er nur noch die Ehre den Roland in seinem Hause aufzubewahren und ihn am nächsten Fastnachtsmontag, wenn kein Rennen stattfindet, aus seiner Bodenluke hervorgucken zu lassen.

Früher schloß sich vielfach unmittelbar an das Rolandreiten noch ein anderes Fastnachtsspiel, das Katzenschlagen an, und man führte am Schluß beide Sieger, den Rolandskönig und den Katzenkönig, im Triumph nach dem Gildehause. Hier tanzte, scherzte und sang man bei Bier, Branntewein und Stuten, bei Kaffee und Thee mit festlich gekleideten Mädchen bis an den hellen Morgen.

Das Rolandspiel in dem Orte Sude ist dem meldorfschen ähnlich, indes wie die vornehmen Ringreiten von den eigentlichen Bauern auf das Gesinde herabgekommen. Hier ist der Roland rot angemalt, hat einen alten Filzhut mit rotem Federbusch auf dem Kopfe und dreht sich als ein Rumpf mit Kopf und Armen und ohne Beine auf einem eisernen Pflocke, der oben in einem Pfahl befestigt ist. Wie in Meldorf hat er einen Beutel mit Asche in der Hand, um dem Reiter, wenn er nicht in vollem Galopp vorbeirennt, einen Schlag im Rücken zu versetzen, aber der Aschbeutel ist schon so klein geworden wie eine Geldbörse und kann keinen verletzen. Statt eines Schildes hält er ein Brett in der Hand, das der Reiter durchstoßen muß. Wer den letzten Rest herunterbringt, ist König; er nimmt den Roland vom Pfahl vor sich auf das Pferd und reitet, von den übrigen begleitet, nach dem Tanzsaal.

H. Zoepfl: Die Rulands-Säule. Leipzig und Heidelberg 1861. — H. Handelmann: Volks- und Kinderspiele der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1862. — A. Sach: Joachim Rachel, ein Schulmann des 17. Jahrhunderts. Schleswig 1866. — A. Sach: Über die Rolandstatuen im Herzogtum Schleswig. — Guts Muths: Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und des Geistes. Hof 1884.

54. Aus dem Volksaberglauben der Gegenwart.

Wie ein dunkler Schatten aus alten Zeiten liegt noch immer der Aberglaube auf dem Leben unſeres Volkes; der Nachklang der heidniſchen Vergangenheit mit ihren Vorſtellungen von den Menſchen und der Welt, von der Natur und dem Überſinnlichen tönt noch immer, wenn auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſchwächer werdend, doch nie ganz ausſterbend fort. Die Kirche, welche den germaniſchen Heiden taufte, hatte nicht die Kraft den alten Glauben zu töten. Von der höheren Mythologie freilich, wie ſie ſich in den Kreiſen der vornehmeren Stände ausgebildet, blieb nur eine dünne Schicht in der ſpäteren Überlieferung zurück; deſto mehr aber vermochte der uralte Glaube des niederen Volkes, der einen früheren Zuſtand und die urſprüngliche Entwickelungsform der ſpäteren Götter- und Geiſterwelt darſtellt, ſeinen alten Stand zu behaupten und üppig durch die chriſtlichen Zeiten fortzuwuchern. Wie manch anderes hat ſich denn auch jenes „Segnen“ der weiſen Frauen des germaniſchen Altertums vor allem in der ländlichen Bevölkerung von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeraunt bis auf den heutigen Tag.

Wer hat noch nicht von „raden“ oder „böten“, wie es im Holſteiniſchen heißt, gehört, das allerlei Krankheit durch Zauber überwinden ſoll? Wie manch alte Frau lebt noch heute der Überzeugung, daß ein geheimnisvoller Zuſammenhang des Menſchenleibes mit gewiſſen Geſtirnen, Pflanzen oder anderen Menſchen und eine Wechſelwirkung der in beiden verborgenen Kräfte beſtehe, die man durch gewiſſe Handgriffe und Sprüche zu beſtimmten Zeiten in Bewegung ſetzen könne?

Gar umfaſſend war nach dem älteſten Volksglauben die Wirkung des Zaubers mittelſt Rune und Lied; ſie konnten töten und vom Tode erwecken wie gegen den Tod ſichern, heilen und krank machen, Wunden binden, Blut ſtillen, Schmerzen lindern, Schlaf erregen, Feuer löſchen, Stürme ſänftigen, Regen und Hagel ſchicken,

Bande ſprengen, Riegel zerreißen, Berge öffnen und ſchließen, Schätze aufthun, Waffen feſt und weich, Schwerter taub machen, die Rinde vom Baume löſen, Saaten verderben, böſe Geiſter bannen und rufen, Diebe feſſeln oder zum Stehen bringen. Heute iſt die Wirkung des Segnens weit mehr eingeſchränkt; das Volk kennt nur wenige Krankheiten, die dem Zauber unterliegen. Vor allem ſind es Fieber, Frieſel, Schlafloſigkeit, Schwinden, Gicht, Verrenkung, Blutungen, Zahnſchmerz, Würmer im Leibe, Kolik, Roſe, Entzündungen, Mundfäule, Warzen, Schlangenbiß, Brand und Wunden aller Art. Nicht weniger richtet ſich noch der Zauber mit voller Kraft gegen Feuersbrunſt und Diebſtahl. Das „Beſprechen“ geſchieht durch dreimaliges Hermurmeln beſtimmter Formeln, das von gewiſſen Gebärden und Griffen, von Streichen, Anhauchen, Ausſpucken und Kreuzſchlagen begleitet iſt. Um die Heilung zu vollziehen, muß der Kranke während des „Beſprechens“ volles Stillſchweigen beobachten. Eine Frau kann nur einen Mann, ein Mann nur eine Frau heilen, jeder Spruch verliert auch ſofort ſeine Kraft, wenn Perſonen gleichen Geſchlechtes ſich denſelben anvertraut haben. Unter den Tagen der Woche gilt der Freitag, unter den Mondzeiten die des Vollmonds und des letzten Viertels als beſonders wirkſam und günſtig, und als die geeignetſten Stunden werden meiſt die Geiſterſtunde oder diejenigen angeſehen, welche vor Aufgang oder vor Untergang der Sonne fallen. Am St. Johannistage, wo die Sonne auf ihrem ſommerlichen Wendepunkte ſteht, darf der Zauber auch in der Mittagsſtunde geſchehen. Hier und da gilt er noch von beſonderer Kraft, wenn eine Begräbnisglocke läutet und ein Leichenzug vorüberkommt.

Die älteſte Form der „Segen“ war die erzählende; der Inhalt derſelben ſtand immer mit dem zu Beſprechenden in einer gewiſſen gleichlaufenden Beziehung und war urſprünglich dem Kreiſe des Mythus, ſpäter der heiligen Geſchichte und Sage oder dem Gebiete der natürlichen Wirklichkeit und der dichteriſchen Phantaſie entnommen. Auf die Erzählung folgt vielfach gleich der Befehl, der in ſpäteren Formeln oft allein herrſcht, indem einfach die Krankheit oder der Dieb angeredet oder beſchworen wird zu weichen. Die Entſtehung der meiſten chriſtlichen Segen fällt mit Wahrſcheinlichkeit in eine Zeit, wo mit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die geiſtliche Dichtung in der Volksſprache einen neuen Aufſchwung nahm und dann gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts mit Eifer gepflegt ward. Oft ſind in chriſtlichen Segen, die mit den Worten: „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes“ zu ſchließen pflegen, die heidniſchen Grundlagen

noch unverkennbar; oft sind sie auch völlig sinnlos geworden, da man gewisse Ausdrücke ihrer ursprünglichen Fassung nach nicht mehr verstand und willkürlich durch andere ersetzte. An Stelle Wodans, Donars und der Frigg erscheinen Christus, Petrus und Maria; die häufige Formel: „Christus und Petrus gingen über Land" ist den Wanderungen Wodans mit andern Göttern entnommen. Wenn es in böhmischen Besprechungen der Würmer heißt: „Es war eine makellose Jungfrau Maria, die hatte drei eigne Schwestern: die eine spann, die andere wickelte auf, die dritte segnete die Würmer", oder „die heilige Lucia hatte drei Töchter: die erste spann, die zweite wickelte auf, die dritte weihte", so ist die Frigg mit den drei Nornen unerkennbar darunter verborgen. In einem der beiden heidnischen Zaubersprüche, die man nach dem Fundort die Merseburger nennt, wird erzählt, wie Götter und Göttinnen den verrenkten Fuß des Fohlens Balders vergeblich zu heilen versuchen und schließlich Wodan allein das wirkende Wort der Besprechung weiß und die Heilung vollzieht:

ben zi bena, bluot ze bluoda
lid zi geliden, sose gelimida sin.

Dieser Spruch Wodans ist nun eines der merkwürdigsten Beispiele der Bewahrung und Weiterverbreitung der ältesten Segensformeln. Er besitzt bereits seine eigne kleine Litteraturgeschichte und ist bis in die entlegensten Gegenden und Zeiten hin verfolgt. Seine Spielarten hat Jakob Grimm norwegisch, schwedisch, niederländisch und mittellateinisch, Kuhn mit noch glücklicherem Erfolge schottisch, ehstnisch, lettisch, russisch und altindisch nachgewiesen. Um nur einige hervorzuheben, so gab eine Frau in der Grafschaft Sponheim, die zu den Segensprecherinnen gehörte und der Hexerei angeklagt war, im Jahre 1575 ihren Spruch so an:

Der h. Mann St. Simeon
soll gen Rom reiten oder gan,
da trat sein Fohlen uf ein Stein
und verrenkt ein Bein.
Bein zu Bein,
Blut zu Blut.
Im Namen Gottes des Vaters.
Ader zu Ader,
Fleisch zu Fleisch;
so rein komme sie zusammen
in unsres Jesu Christi Namen,
so rein du aus Mutterleib kommen bist.

Nach bairiſch-fränkiſchem Brauch muß die kranke Stelle dreimal angehaucht und dazu geſprochen werden:

St. Peter ſaß auf einem Stein
und hat ein böſes Bein.
Fleiſch und Fleiſch, Blut und Blut;
es wird in drei Tagen gut.

Das Hauptſächlichſte der alten Formel iſt ſchon in einem Spruche vergeſſen, der unter dem katholiſchen Landvolke des Frickthals umgeht. Statt des Fohlens tritt hier ein Hirſch ein:

Es ging ein Hirſch über die Heide,
er ging nach ſeiner grünen Weide.
Da verrückt er ſein Bein an einem Stein,
da kam der Herr Jeſus und ſchmierts ihm ein,
ſchmierts ihm ein mit Schmalz und Schmer,
daß es ging wieder hin wie her.

Die Heilwirkung liegt auch nicht mehr in dem magiſchen Worte, ſondern in dem Einſchmieren der Salbe.

Aus der großen Zahl der gegen beſtimmte Krankheiten gerichteten Sprüche heben wir folgende hervor.

Ein Fieberſegen in Schwaben lautet:

O du, meine liebe Alte,
ſchüttelt dich das Kalte,
ſo komm Hans Nickel und brenn dich;
ſo ſchüttelt dich das Kalte nicht.

In Weſtfalen braucht man die Formel:

Die Bienen ohne Lunge,
die Störche ohne Zunge,
die Taube ohne Galle,
das hilft für die ſiebenundſiebzig Fieber alle.

Gegen die engliſche Krankheit iſt in Holſtein wirkſam:

Engelske krankhet, verswin
as de dau an de sün,
as de kukuk vör den söwenstern.

Starke Blutungen heilt in Weſtfalen der Spruch:

To Jerusalem steit en bom,
de het dre bere, en het zop,
de anner kop, de drüt blutsdrop.
Blut, du solst stan!

Im Lauenburgiſchen heißt es dagegen:

Petrus un unse herre christ,
de saten an enen disch,
de gingen öwern wech fort,
da stun en pol blot.
So as dat steit, so schast du ok stan.

Gegen die Mundfäule hilft in Schwaben, wenn man folgenden Spruch drei Tage hindurch dreimal ſpricht und jedesmal einen Schluck Waſſer nimmt:

Der heilige Hiob ging über Land;
er nahm den Stab in die Hand.
„Warum biſt du ſo traurig?“
„„Weil mir mein Mund thut faulen.““
„So nimm das Waſſer in den Mund
und laß es laufen in den Schlund!“

Im Harze heilt man Flechten, wenn man früh morgens, ehe man mit jemandem geſprochen oder etwas genoſſen hat, die Reime herſagt:

De schwale (Schwalbe) un de flechte,
de flogen wol ower dat wille mer:
de schwale de kam wedder,
de flechte nimmermer.

Sonſt findet man auch folgenden halb ſinnloſen Spruch in Gebrauch:

Schwinden, ſchwinden, ſchwinden!
laß dich binden, binden, binden,
wie unſer Herrgott ſeine Rinden, Rinden, Rinden!

Der Haarwurm, ein Ausſchlag am Kinn, wird im Würtembergiſchen mit den Worten gebannt:

Es ging ein Mann Zacker
auf einen roten Acker,
da zog er drei Furch,
da fing er drei Wurm:
der erſt der war der Neidwurm,
der zweit der war der Giftwurm,
der dritt der war der Haarwurm,
da ging es dem Kindelein gut,
und da war es gut.

Außerordentlich groß iſt die Zahl der Zauberformeln, mit denen man die Roſe und den Brand beſpricht. In Weſtfalen lautet ein Spruch:

Der Herr Jeſus und die Mutter Gottes, die gingen über Land,
da begegnete ihnen das wilde Feuer und der kalte Brand.
Sie gingen wohl durch einen grünen Wald,
da ſtand ein Stock in hellem Brand.

Da ſprach die Mutter Gottes: „Liebſter Herr Jeſus, gebiete dem Wildfeuer und dem kalten Brand,

daß es ſtill ſteh'
und nicht weiter geh'."

In Holſtein heilt das Volk die Roſe, die hier „hilge dink" d. h. heiliges Ding heißt, mit folgenden Reimen:

Peter un Paul güngen äwert mor.
Wat begegen er dor?
Helldink, helldink! —
„Helldink, wo wult du hen?"
Na'n dörp.
„Wat wult du dor?"
Kellen un swellen un we don.
„Dat schast du ni don!
dat befäl ik di in Godes namen;"

oder:

Ik sech: Helldink, helldink!
du schast ni stäken,
du schast ni bräken.
Helldink, helldink,
du schast ni kellen (quälen),
du schast ni swellen.
Dat schast du ni don,
dat schast du ni don.

Ähnlich lautet eine Formel, die in einem Mecklenburger Hexenprozeß vom Jahre 1689 vorkommt:

De glokken sint wol geklungen
dem hilligen dinge ist wol gelungen.
Du schast nicht bräken,
du schast nicht stäken,
du schast nicht kellen,
du schast nicht swellen,
du schast stil stan,
asset Marien eren aten heft gan.

In Schwaben bespricht man Entzündungen von Wunden, indem man sie mit der flachen Hand bestreicht, mit den Worten:

Gott und Sankt Petrus gingen über Land,
sie sahen einen Brand:
Brand, du sollst nicht hitzen,
Brand, du sollst nicht schwitzen,
Brand, du sollst nicht geschwären,
bis die Mutter Gottes einen andern Sohn wird gebären.

Im Würtembergischen ist folgende Formel in Gebrauch:

Unser Herr Jesus Christ und Sankt Petrus,
die gingen miteinander aus über Land,
sie sahen einen wilden und feurigen Brand,
sie sahen ein Feuer brennen;
es sitzen Leut und Vieh darinnen.
Unser Herr Jesus streckte aus seine allmächtige Hand,
er segnete den kalten und den warmen Brand,
den wilden und den feurigen Brand,
daß er nicht weiter um sich fraß,
bis Maria eines andern Sohns genas.

In Norddeutschland heißt es:

Brant, brant,
du geist öwer mor un lant.
Mit min gesegnete hant
rade ik düssen brant;

oder:

Hoch is de häwen,
rot is de kräwen (Krebs),
kolt is de dodenhant,
damit stil ik düssen brant.

Bei einem Flecken auf dem Auge spricht der Zauberer in Holstein:

Dar seten dre jüngfern an den wech;
de en de pust dat sant uten wech,
de anner de pust dat lof vannen bom,
de drüt de pust dat mal vant och.

Ähnlich lautet ein brandenburgischer Segen:

Es fielen drei Jungfern vom Himmel auf die Erde; die eine konnte segnen das Gras auf der Erde, die andere das Laub auf den Bäumen, die dritte das Fell vom Auge.

Im Lauenburgiſchen werden Warzen damit vertrieben, daß man in den Vollmond ſieht und ſpricht:

Wat ik seh, dat steit,
wat ik strik, dat geit.

In Schwaben muß man zu jenem Zweck in die Kirche gehen und achtgeben, ob etwa zwei miteinander plaudern. Gewahrt man es, ſo hat man die Warze anzufaſſen und zu ſagen:

Was ich ſeh, das iſt eine Sünd,
und was ich ergreif, das verſchwind.

Gegen die Kolik bei Menſchen und Tieren richtet ſich der ſchwäbiſche Spruch:

Das walte Gott!
Ich weiß nicht, was dir fehlt,
und weiß nicht, was dir iſt;
ſo helfe dir der Herr Jeſus Chriſt!
Hat dir's gethan ein Mann,
ſo komme es denſelben an!
Hat dir's gethan ein Weib,
ſo fahre es ihr in den Leib!
Es haben's überſehen zwei böſe Augen,
ſo überſehen dich drei gute.
Gott, Sohn und heiliger Geiſt
helfe dir wieder zu deinem rechten Blut, Bein und Fleiſch.

Gegen die Aufblähung beim Rindvieh hilft in Weſtfalen, wenn man die Farbe des kranken Tieres nimmt und dann ſpricht: „Unſer Herrgott und Sankt Petrus gingen in den grünen Wald; ſie ſuchten ein Kind und fanden ein Rind; das Rind hatte eine Qualſter. Du ſollſt zerknaſchen, aber nicht zerbeſchen.“ Oder auch: „Ich ſtand auf der Niederthür und ſah gegen Sonnenaufgang und ſah die Viehblatter unter der Zunge. Wo biſt du, wenn du rot oder ſchwarz gebaut biſt? Wo biſt du, wenn du rot oder ſchwarz gefärbt biſt? Muß man es nehmen, daß du brichſt und nicht zerbirſt? Das befiehlt dir der Herr Jeſus Chriſt.“ Das Verfangen der Schweine wird durch folgenden Spruch gebannt:

Dieſes Schwein hat ſich verfangen,
unſer Herr Chriſtus iſt gehangen;
unſer Herr Chriſtus iſt los vom Hangen,
ſo iſt dies Schwein los vom Verfangen.

Dabei wird das Tier dreimal vom Kopfe bis zum Schwanze gestrichen. Hat es sich im Wasser verfangen, so stellt sich der Zauberer auf die linke Seite des Tieres, erfaßt dessen rechtes Ohr und sagt:

Hast du dich verfangen im Water,
so helf dir Gott durch Mariens Vater;

hat es sich im Winde verfangen, so spricht er:

Hast du dich verfangen im Wind,
so helf dir Gott durch Marias Kind;

hat es sich im Futter die Krankheit geholt, so heißt es:

Hast du dich verfangen im Futter,
so helf dir Gott durch Marias Mutter.

Neben dem Besprechen werden noch andere Zaubermittel angewendet, die man mit den Namen Abbinden, Abgraben, Abschneiden, Abstreifen oder Abnehmen zu bezeichnen pflegt.

Der Glaube, daß bestimmte Bäume einen Zauber ausübten, war in älteren Zeiten allgemein verbreitet; Holunder, Esche und ihre Sippe schienen von dämonischen Mächten bewohnt. Man meinte, das Gewürm, das als Schmarotzer darin verweilt, könne von dem Baum ausgesandt werden und die verschiedensten Krankheiten, besonders nagende, bohrende und stechende Schmerzen in den menschlichen Körper hineinbringen. Noch 1700 wagte im nördlichen Schleswig niemand einen Elhornbaum (Holunder) zu stutzen, ohne vorher mit gebeugten Knieen, entblößtem Haupte und gefalteten Händen zu sprechen: „Frau Elhorn, gib mir was von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“ Was Wunder, daß der Holunder auch noch heute eine große Rolle im Volksaberglauben spielt? Wie der Baum oder der Baumgeist das krankheiterzeugende geisterhafte Ungeziefer aussendet, so kann er es auch wieder zurücknehmen. Deshalb wickelt sich ein Fieberkranker einen blauen Wollfaden um die Zehe des linken Fußes, geht vor Sonnenuntergang ganz stillschweigend um den Baumstamm und spricht:

Goden abent, her fleder,
hir bring ik min fewer;
ik bind em di an
un gah davan!

Bald sucht der Beschwörer den krankheitverursachenden Geist an den Ast des Baumes, bald leibhaftig in das Innere des Stammes zu bannen, oder er schüttelt ihn mit den Worten: „Holunder, Ho-

lunder, Holunder! Auf mich kriecht die Kälte; wenn sie mich verlassen wird, kriecht sie auch auf dich!" Ebenso wird die Gicht durch folgenden Spruch gebannt:

Gott der Herr ging über das Land, da begegneten ihm siebenzigerlei Gichten und Gichtinnen: „Wo wollt ihr hin?" Da sprachen die siebenzigerlei Gichten und Gichtinnen: „Wir gehen über das Land und bringen die Menschen um ihre Gesundheit und Glieder." Da sprach der Herr: „Ihr sollt zu einer Holunderstaude gehen, da sollt ihr alle Ästlein abbrechen und laßt dem N. N. seine geraden Glieder."

Wer jemanden von Zahnschmerz befreien will, geht rückwärts aus der Stube zu einem Holunderstrauch und spricht:

Lieber Hölter,
leiht mir einen Spälter,
den bring ich euch wieder!

Mit dem grünen Splitter ritzt man dann sich solange das Zahnfleisch, bis es blutig wird. Indem man den Zahnstocher dem Beschwörer zurückgibt, wird leise gesprochen:

Was ich hier in diesem Fleische finde,
das verschwinde,
wie der Mann verschwand,
der die Weide fand.

Der Beschwörer nimmt schweigend den Zahnstocher wieder entgegen, drückt ihn in den Splint, legt die Rinde, wie sie gewachsen, und befestigt sie mit einem Bindfaden, damit der Einschnitt desto eher verwachse. Während dessen muß tiefes Stillschweigen herrschen, kein Gruß darf erwidert werden, auch der Kranke den Ort, wo der angebohrte Baum steht, nicht wieder betreten, wenn die Schmerzen nicht wieder zurückkehren sollen. Wenn kleine Kinder kränkeln, wendet man sich ebenfalls an den Holunderbaum; die Eltern müssen Wolle und Brot an einen Strauch, der auf einer andern Feldflur steht, bringen und dabei sprechen:

Ihr Hollen und Hollinnen,
hier bring ich euch was zu spinnen
und was zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
und meines Kindes vergessen.

Auch andere Bäume üben dieselbe Zauberkraft aus. Wer Zahnschmerzen hat, umwandelt z. B. einen Birnbaum nachts und umfaßt ihn mit den Worten:

Birnbaum, ich klage dir:
Die Würmer, die ſtechen mir;
der eine iſt grau,
der andre iſt blau,
der dritte iſt rot,
ich wollte wünſchen, ſie wären alle drei tot.

Auch nimmt man ein Reis von einem Fruchtbaum, ſchneidet es von Abend gegen Morgen ab, dreht ſich um, um das andere Ende ebenſo abzuſchneiden, drückt es zweimal kreuzweiſe auf die Wunde, ſo daß es mit Blut benetzt wird, und windet dann einen Leinwandlappen um dasſelbe. Beim Aufdrücken der Rute auf die Wunde ſpricht man leiſe: „Ich ging morgens in einen Tau, da begegneten mir drei heilige Jungfrauen; die eine heißt Blutwölfe, die andere heißt Blutſtölfe, die dritte heißt Blutſteheſtill.“

Ruft der Baumgeiſt die krankheitverurſachenden Elben und das Gewürm nicht freiwillig zurück, ſo ſucht man durch zauberiſche Worte die ſchädlichen Geiſter unter einen Stein in die Wüſtenei zu verweiſen oder ſonſt auch einem Baum oder einem Kraut zu übertragen. Eine von Beräucherung geweihter Kräuter begleitete Beſchwörung in Böhmen lautet:

Ich verwünſche euch, Gliederweh,
Brandweh, Beinweh
in den tiefen Wald,
in die hohe Eiche,
in das ſtehende Holz
und in das liegende.
Dort ſchlagt euch herum
und gebt mir Ruhe.

In Mecklenburg ſpricht der Kranke bei abnehmendem Monde, die Würmer anredend:

Ji sölt mi füren to holt,
dar steit en bömken köl un stolt,
darin wil ik ju versenken,
ertränken!

In Böhmen wie in Holſtein hält der Beſegner, um „freſſende Würmer in den Augen“ zu entfernen, einen Büſchel von 29 Sommerkornähren an das kranke Auge und ſagte: „Du N. N. haſt freſſende Würmer in den Augen, ich laß ſie nicht dort, ich beſpreche ſie heraus. Kommt, Würmer, in dieſe Ähren!“ Damit ſtimmt der weit verbreitete Brauch, das Fieber in Getreidekörner, in Gerſte, Buchweizen u. a. m. durch Berührung mit dem Körper des

Kranken übergehen zu laſſen und dieſelben dann auszuſäen; verfaulen ſie in der Erde, ſo ſtirbt der Quälgeiſt mit, gehen ſie auf und ſprießen in Halmen empor, ſo ſteckt er in dieſen, und ſie zittern bei ruhiger Luft beſtändig in Fieberſchauern. Wer an Schwindſucht leidet, läuft nach Sonnenuntergang dreimal nackt um ein Flachsland, dann bekommt der Flachs den Schwindel. Gern überreicht man auch einem Vogel die Krankheit zum Mitnehmen. Wenn ein Fieberkranker ein Geldſtück und einen Lappen jenſeit neun Grenzen unter einen Stein trägt, ſo ſpricht er:

Grenze, Grenze, ich klage dir:
Kalt und heiß plaget mir;
der erſte Vogel, der herüber fliegt,
nehm es unter ſeine Flücht;

oder auch:

Bom, bom, ik schödder di,
dat kolo fewer bring ik di,
de erst vagel, de röwer flücht,
dat de dat fewer krigen möcht.

Ebenſo hilft gegen die Gicht, wenn man an einen Schößling einer gefällten Eiche (Ekenheſſen) geht und ſpricht:

Ekenhessen, ik klag di,
al de riten jicht de plagt mi;
ik kan dar nicht vor gan,
du kanst damit bestan.
Den ersten vagel, de ower di flügt,
den gef ik dat mit in de flucht,
de nem dat mit in de luft.

Nicht weniger zahlreich als die Sprüche gegen beſtimmte Krankheiten gehen altertümliche Formeln im Volke um, die gegen allerlei ſonſtige äußere Gefahren ſchützen ſollen. Wer das Feuer beſprechen will, bedient ſich in Holſtein faſt derſelben Worte, die man in Schwaben gegen den Brand anwendet:

Gott und Petrus gingen über Land,
ſie ſahen brennen einen Brand:
Brand, du ſollſt nicht brennen,
Brand, du ſollſt nicht ſengen,
Brand, du ſollſt nicht hitzen,
Brand, du ſollſt nicht ſchwitzen,
bis die liebe Mutter Gottes
ihren andern Sohn thut gebären.

Von besonderer Bedeutung erscheinen auch die Formeln, von denen schon Vadian (von dem Mönchsstand) spricht, wenn er sagt: „Da sind seltsame Sagen, zu welchen sie des heiligen Marten Namen gebrauchen, Zwangfeuer ausrüsten, um damit die Missethäter an das Licht zu bringen, da abergläubische Leute und Unholde vermeinen wollen, man könne über ein hell Feuer weiß was henken und dazu etliche Worte sprechen und Streich thun, dadurch ein Mensch etwas zu thun oder zu lassen gezwungen werde."

Um einen Dieb zum Stehen zu bringen, dienen im Munde von holsteinischen Schäfern noch heute folgende altertümliche Reime:

Mutter Maria reiste wohl über das Land,
sie hat ihr liebes Kind bei der Hand;
da kamen die Diebe und wollten stehlen.
Da sprach sie zu St. Peter: „Binde!"
St. Peter sprach: „Ich habe gebunden
mit eisernen Banden
mit Gottes Handen.
Du Dieb und Diebin sollt gebunden sein."

Wiederum sollt du stille stehen
und nirgends hingehen;
du sollt stehen wie ein Stock
und starre sehen wie ein Bock
und zählen all das Gras,
das auf der Erde wachs.

Wiederum sollt du stille stehen
und nirgends hingehen;
du sollt stehen wie ein Stock
und starre sehen als ein Bock
und zählen die Stern, die am Himmel stehen.

Wiederum sollt du stille stehen
und nirgends hingehen;
du sollt stehen als ein Stock
und starre sehen als ein Bock
und zählen den Sand, der liegt am Meeresgrund.

Wiederum sollt du stille stehen
und nirgends hingehen;
du sollt stehen als ein Stock
und starre sehen als ein Bock,

bis ich dir nicht mit meiner Zunge Urlaub gebe.
Den Himmel gebe ich dir zu deiner Hütte
und die Erde zu Schuhen deiner Füße!
Amen! in des Teufels Namen!

Dieſelbe Formel hat ſich in benachbarten Gegenden in folgende Weiſe abgeändert:

Wie Marie im Kindbette lag,
drei Engel ſie da pflegten.
Der erſte hieß St. Michael,
der zweite hieß St. Gabriel,
der dritte hieß St. Raffael.
Da kamen die falſchen Juden und wollten ihr liebes Kindlein ſtehlen.
Da ſprach Maria: „St. Peter, bind!“
St. Peter ſprach: „Ich habe gebunden
mit Jeſu Banden
mit Gottes ſelbſteigenen Handen.“
Wer mir ein Diebſtahl thut ſtehlen,
der muß ſtehen bleiben wie ein Stock,
über ſich ſehen wie ein Block;

wenn er mehr kann zählen, als Sterne am Himmel ſtehen, alle Schneeflocken, alle Regentropfen, wenn er das alles kann thun, mag er mit dem geſtohlenen Gut hingehen, wo er will. Wenn er es aber nicht kann, ſo ſoll er ſtehen bleiben mir zu einem Pfand, bis ich mit meinen leiblichen Augen über ihn gehe und ihm Urlaub gebe wieder zu gehen.

Noch mehr abgeſchwächt tritt der gleiche Segen in ſüdlichen Gegenden auf, wenn es heißt:

Petrus ging über Land;
er hatte das Jeſuskindlein an der Hand.
Da kamen die Jeſuiter und wollten das Kindlein ſtehlen.
Da ſprach Petrus: du ſollſt ſpringen wie ein Bock
und ſollſt ſtehen wie ein Block.

So klingen noch heute uralte Überlieferungen unbewußt im Leben unſeres Volkes fort; bald ſind es Formeln, die an geheimnisvolle Mächte und ihre Zauberwirkungen erinnern, bald auch unſchuldige Reime, die im Munde der Kinder das alte Leben mit der Natur zum Ausdruck bringen. Wer hörte nicht gern die Kleinen in norddeutſchen Landen jenes alte Gebet an Frau Sunna richten, wenn der Regen rauſcht:

Regen, regen rusch!
De könik fört to busch!
Lat den regen owergan!
Lat de sün wedderkam'n!
Lewe sün, kom wedder
mit din golden fedder,
mit din golden stralen,
beschin uns altomalen!

Oder wer denkt noch daran, wenn die Kinder singen:

Sonne, Sonne, scheine!
fahr über den Rheine,
fahr über das goldne Haus,
da schaun drei alte Jungfern heraus.
Eine spinnt Seide,
die andre wickelt Weide,
die dritte geht ans Brünnchen,
tränkt ein goldnes Kindchen,

daß darin die alten Wolkenfrauen, die Schicksalsgöttinnen gepriesen werden?

Wuttke: Der Volksaberglaube der Gegenwart. Leipzig 1869. — Rohholz: Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. — Müllenhoff: Märchen, Sagen und Lieder aus Schleswig-Holstein. Kiel 1845. — Busch: Volksmedizin. Leipzig 1866. — Mannhardt: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875.

55. Straßen, Verkehr und Reisen heute und zur Zeit der Großväter.

Ohnegleichen in der Geschichte sind die Veränderungen, die innerhalb der Erinnerung des noch lebenden Geschlechts unser Vaterland erfahren hat. Die politischen Wandlungen haben sich, wenn auch lange vorbereitet, mit ihren gewaltigen Erscheinungen in den Raum weniger Jahrzehnte zusammengedrängt; daneben aber ist im Laufe von ein bis zwei Menschenaltern zugleich ein Umschwung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eingetreten, wie ihn wohl selten ein Volk in einem so kurzen Zeitraume erlebt hat. Deutschland ist durch den Aufschwung von Handel und Verkehr, durch ungemein regsame Industriethätigkeit, durch Ausnutzung der Schätze, die der Boden ihm gewährt, aus einem armen, wenn nicht ein reiches, so doch ein wohlhabendes Land geworden. Die allgemeine Anwendung jener vier in früheren Perioden gemachten Erfindungen, der Dampfmaschine, der Dampfschiffahrt, der Eisenbahnen und des elektro-magnetischen Telegraphen, gegen deren gewaltigen Einfluß auf die Umgestaltung der Welt alle politischen Ereignisse, Kriege, Verträge und Revolutionen fast verschwinden, hat die Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten des ganzen Volkes dermaßen verändert, daß selbst diejenigen, welche jetzt auf der Höhe des Lebens stehen, sich nur schwer in die Zustände der früheren Zeit zurückdenken können, die den jüngeren kaum besser verständlich sind, als das Leben unserer Vorfahren im 17. oder 16. Jahrhundert.

Wenn wir heute von „Verkehr“ reden, denken wir zunächst gar nicht an Landstraßen, Feldwege und Fußsteige, sondern an Dampferlinien und Eisenbahnen mit ihren ungeheuren Personen- und Güterzügen. Der große Verkehr hat den kleinen verschlungen und sich selber seit Jahrzehnten wieder wunderbar ins Kleine verzweigt. Früher war die Blüte der Städte durch natürliche Verkehrslinien bedingt; die Gunst der Meeresstraße, des schiffbaren Stromes, der

wegsamen Ebene, des Alpenpasses schuf die Handelsstadt, die Gunst der örtlichen Naturschätze von Wasserkraft, Kohlen, Erzen u. a. die Industriestadt. Wohl wirken auch heute diese Umstände noch mit, aber nicht mehr ausschließend, nicht immer herrschend; man vermißt an einem Knotenpunkt der Eisenbahnen den Fluß nur wenig, und Gebirge, ja selbst die Alpen sind keine Verkehrssperren mehr. In völlig umgekehrter Weise folgen die Städte nicht mehr den Verkehrslinien, sondern die Verkehrslinien den Städten. Darum fällt auch bei dem deutschen Eisenbahnnetze die Gliederung nach Bergen, Flüssen und Ebenen wenig mehr ins Auge. Wir haben große städtische Verkehrsmittelpunkte, denen die Eisenbahnen radienförmig von allen Seiten zustreben, wie Berlin, Hamburg, München, Dresden, Frankfurt, wir haben Zonen des engsten Lokalverkehrs, durch die wirtschaftliche Blüte und die unterirdischen Schätze bedingt, am Nieder- und Mittelrhein und in Sachsen, wir haben große Linien des Weltverkehrs wie Paris-Berlin, wir haben eine Reihe strategischer Bahnen wie von Berlin nach Koblenz und endlich eine Fülle großer und kleiner örtlicher Linien; aber für alle diese Anlagen sind nicht sowohl Berge und Flüsse als Handel, Industrie und Kriegskunst, dazu auch politische Rücksichten maßgebend gewesen. Als durch den Bau der ersten größeren Bahn in Deutschland, die Leipzig und Dresden verband, der Anfang (1837) des deutschen Eisenbahnsystems gemacht ward, fanden die Stimmen, die dasselbe nach einem einheitlichen Plane und nach den praktischen Bedürfnissen des großen Verkehrs angelegt wissen wollten, kein Gehör. Die politische Zersplitterung und Zerklüftung wie der Mangel an Einrichtungen, wodurch dieselben für die allgemeinen Interessen des Verkehrs und auch der Sicherheit Deutschlands hätten unschädlich gemacht werden können, setzte allen einheitlichen Bestrebungen unüberwindliche Hindernisse entgegen, die erst im Laufe der Zeit mehr und mehr gehoben werden konnten. Bis in die neueste Zeit fast lediglich ein Werk von Privaten und Vereinigungen, trägt unser Eisenbahnsystem auch noch heute die Spuren seiner Entstehung deutlich an sich.

Naturgemäß sind die Hauptlinien durch die großen Städte bedingt, und darum fördern die Eisenbahnen wiederum mit dem stetigen Hereinströmen der benachbarten Landbewohner das rasche Wachstum der großen Städte, trotzdem daß sie wie zehrend Feuer auf ihre Bevölkerung wirken. Wir sehen vor unseren Augen, wie die Eisenstraßen die Völker größer und die Länder kleiner machen, unsere Kultur in früher nie geahnter Weise heben und treiben und die durchgreifende Umwälzung unseres sozialen Lebens fördern, wie sie

hier ein Übermaß raſtlos drängenden Lebens, dort Totenſtille und Verödung hervorrufen und einen ſtetig ſtärkeren Gegenſatz zwiſchen Großſtadt und Land ſchaffen. Der Reiſende, der von einer reichen Stadt zur anderen fliegt und in dem Anblick der auf und an den neuen Eiſenſtraßen ſo wunderbar entwickelten Betriebſamkeit ſchwelgt, denkt freilich nicht daran, daß auf hundert früher belebten Seitenwegen jetzt Gras wachſen muß, damit die große Straße ſo märchenhaft an Leben und Thätigkeit gewinnen kann.

Denkwürdig iſt es, wie ſich bei dem Landvolke anfangs ein Sagenkreis um die Eiſenbahnen bildete; man ſagte, ſie müßten nach einer beſtimmten Friſt wieder plötzlich verſchwinden, wie ſie gekommen; ihre Zeit ſei gleich der, welche der Teufel den Leuten vergönne, die ſich ihm zum Gewinne irdiſcher Genüſſe verſchrieben hätten. Wie im Elſaß 1851 von den Kanzeln wider den Eiſenbahnaberglauben gepredigt werden mußte, ſo geſchah es noch in den ſiebziger Jahren, daß in einer mitteldeutſchen katholiſchen Gegend ſich die Landbevölkerung mit Gewalt dem Bau einer Bahn widerſetzte und die aufgeworfenen Dämme durch Wachtpoſten vor Zerſtörung geſchützt werden mußten; die Bevölkerung ahnte unbewußt die Umwälzung unſerer geſamten Geſittung, die durch das Verkehrsweſen angebahnt wird, ſie fühlte, daß der moderne Verkehr nicht nur ein neues Land, ſondern auch andere Leute ſchaffen, die Eigenart der einzelnen Landſchaften verwiſchen, die deutſchen Stämme durcheinander werfen und die verſchiedenen Religionsbekenntniſſe in vorher unbekannter Weiſe mit einander miſchen werde. War es ein Wunder, wenn die Gelehrten ſelbſt für das Volkstum, die Nationalität der Völker zu fürchten begannen? Wer dachte damals daran, daß die großen Nationen ſich in demſelben Maße immer mehr national abſchließen würden, je größer die Gefahr der Verſchmelzung durch die länderverbindenden Straßen zu werden ſchien!

Man ſagt es verſchiedenen Tiroler Gemeinden nach, ſie hätten in alter Zeit ihre Straßen abſichtlich nicht an den Bergen her, ſondern über die Berge geführt, damit die Reiſenden und ihr Geld recht lange im Lande weilen und die Fuhrleute gehörig für Spannpferde bezahlen möchten; auch die Schweizer ſträubten ſich gegen die Eiſenbahnen, um deſto länger das Gaſthaus der Völker bleiben zu können. Sie huldigten Anſchauungen, die aus den früheren Verkehrsverhältniſſen wohl zu begreifen ſind; denn der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerſtraße führte die Städte ins Land, während unſere neueren Straßenbauten die Stadt zur Stadt und das Land in die Stadt bringen. Selbſt in den Kreiſen der Regierungen

glaubte man vielfach der Eisenbahnen völlig entbehren zu können; noch zu Anfang der vierziger Jahre ward in Kurhessen offen die Ansicht vertreten, daß ein ackerbautreibendes Land derselben nicht bedürfe, und ein preußischer Minister gab dahin seiner Überzeugung Ausdruck, daß die preußische Schnellpost die Eisenbahn völlig ersetzen könne! Auch glaubte man, in dem Ausbau des modernen Steinstraßensystems mehr als genügend für Handel und Wandel gesorgt zu haben.

In der That, welch ein Wechsel war seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Straßenbau eingetreten! Wie ward es angestaunt, als Napoleon seine riesigen Bauten geradlinig von Stadt zu Stadt über Berge und Flüsse zu führen begann, um die eroberten Lande mit dem Mittelpunkte seines Reiches zu verbinden! Welch ein Anblick, als lange Pappelreihen, in Reihen aufmarschiert, die Wege begleiteten und an Stelle der alten Linden traten! Alles folgte dem gegebenen Beispiele; der begüterte Adel gab seinem Rittersitze einen neuen Schmuck, seiner herrschaftlichen Würde ein neues Sinnbild und schützte seine Alleen als ein adeliges Wahrzeichen mit Nachdruck. Soll doch der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt, dessen ausgedehnte zahlreiche Anlagen einen Ruf gewannen, jeden Schulzen, in dessen Bezirk ein Baum zerstört worden oder auch nur ausgegangen war, eigenhändig mit dem Stocke gezüchtigt haben! Selbst die großartigen Alleen bei dem Baireuthschen Schloß und bei Kloster Himmelkron wurden niedergeschlagen, und statt der altfränkischen Linden und Kastanien pflegte man Pappel neben Pappel und zerstörte dem neuen Geschmacke zu Liebe Hunderte von Landschaftsbildern. Alles schien sich zu ändern, als sich von Mitteldeutschland her, wo die kleinen Fürsten sich in der Einführung des neuen Kunststraßensystems hervorthaten, nach und nach die Steinwege über Deutschland legten. Man pries es als eine Errungenschaft ohnegleichen, als sich in Sachsen, Kurtrier und anderen Ländern an denselben Meilensteine erhoben; man machte Gedichte darüber und rühmte vor allem die daran angebrachten Bänke, woran sich nicht nur vernünftige, sondern auch empfindsame Reisende erfreuen könnten. Nur die Frachtfuhrleute von altem Korn gaben ihren Ärger laut kund, weil nunmehr die Feinheiten des Gewerbes, die echten Lehr- und Meistergeheimnisse überflüssig geworden seien; auf einer ebenen Chaussee könne jeder Schneider sein Fuhrwerk lenken, auf einer schlechten buckelichten Straße voller Löcher und Pfützen zu fahren, sei noch eine Kunst gewesen. Und das war nicht zu viel gesagt. Ein vornehmer Reisender zerbrach auf einer Reise durch Sachsen nicht weniger als 25 Wa-

genräder. Ein anderer nahm 12 Postpferde vor jeden Wagen und 12 Bauern als Begleiter zum Stützen und nötigenfalls zum Herauswinden des Wagens, so oft er in eines der zahlreichen Löcher sank, und doch legte er in sechs Stunden nur eine Meile Weges zurück.

Trotz dieser Übelstände ging es namentlich in den großen Ländermassen des Nordens nur langsam mit der Herstellung der neuen Straßen vorwärts. Preußen erhielt 1787 die ersten Chausseen, und bloß für die Hauptlinien waren sie im ersten Viertel des Jahrhunderts zur Durchführung gelangt. Hier galt jeder Neubau als eine Art Wunderwerk, und Hunderte strömten zusammen, wo Hügel abgetragen oder Thäler durch Erddämme überbrückt wurden. Die Masse der Wege waren immer noch jene alten krummen, breiten, oft unwegsamen Landstraßen, durch die der Wagen mit Mühe von drei oder vier Pferden geschleppt ward. Es gab darauf nur zu oft Stellen, die wegen der immer sich wiederholenden Unfälle einen wohlbegründeten Ruf hatten; man nahte sich ihnen mit Angst und Beben und atmete auf, wenn man glücklich vorüber war. Am schlimmsten sah es in den weiten Sandgegenden und Heiden aus. Hier schaute man die Wege mit Pfählen bezeichnet, die bei Schneefällen als Wegweiser dienten, um zur Nachtzeit möglichen Verirrungen vorzubeugen, Leuchtfeuer angelegt, deren Beschädigung bei hoher Strafe verboten war.

Eine besondere Unbequemlichkeit für die Fuhrleute und einen nicht geringen Nachteil für die Pferde bildete daneben die verschiedene Spurweite der Wagen, die in dem zerstückelten Deutschland herrschte. Zur Bezeichnung des Weges war wohl den Städten, Flecken und Ortschaften die Baumpflanzung an den Seiten der Heerstraßen zur Pflicht gemacht, aber bei weitem noch nicht durchgeführt, auch hatten die Postbedienten auf die Fahrbarkeit der Wege zu achten und auf Besserung der Mängel anzutragen, ohne daß dadurch eine gründliche Besserung erzielt wurde.

So bewegte sich der Verkehr auf den Landstraßen nur langsam dahin. Die alten Postwagen waren meist schwerfällig und unbequem; in Norddeutschland sah man zuweilen noch die sogenannten Kührwagen, die nach dem damaligen Urteil vor allem offenen Fuhrwerk einen unbestreitbaren Vorzug haben sollten. Sie waren mit Seiten- und Rücklehnen und mit leinenen Strohkissen versehen, hatten aber als unbedeckte Wagen für Reisende manche Unbequemlichkeiten. Hier und da begannen die neuen Eilwagen eingeführt zu werden, in der Regel große zwölfsitzige Wagen, deren Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit als ein bedeutender Fortschritt angestaunt ward. Neben der Fahrpost bestand die reitende Post für Briefe.

Der Postillon führte dieselben in einem Felleisen, das er vor sich auf dem Pferde liegen hatte. Später wurde die reitende in eine Karriolpost verwandelt, bei der der Postillon, auf einem kleinen offenen einspännigen Kärrchen sitzend, das Postfelleisen beförderte. Nur die Stafetten, die noch ziemlich häufig vorkamen, wurden geritten, außerordentliche und wichtige Briefe, zumal in öffentlichen Angelegenheiten, durch Kuriere befördert; in den Kriegsjahren sah man wohl den Postillon in starkem Trabe sich nähern und einige Schritte hinter ihm den Kurier, meist einen Offizier, der eine Hetzpeitsche führte, womit er den Postillon zur Eile antrieb. Kam zu einer bewegten Zeit eine solche Botschaft an eine gewichtige Person, so geriet leicht der ganze Ort in Bewegung über die Frage, was das wohl zu bedeuten habe. Zwischen nahe gelegenen Orten ward noch immer der Verkehr durch Botenfrauen vermittelt, die mit einem Kasten auf dem Rücken regelmäßig hin- und hergingen und alle kleineren Sendungen besorgten.

Die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des Postverkehrs übte natürlich auch ihren Einfluß auf das Briefschreiben. In kaufmännischen Kreisen wurden schon damals Briefe reichlich gewechselt, doch war im allgemeinen der Briefverkehr äußerst gering; man schrieb sehr selten, aber dafür desto längere Briefe. Saß man abends im häuslichen Kreise um das brennende Talglicht, so bildete sich mitunter an dem Dochte eine rotglühende Schnuppe, einem roten Siegel vergleichbar. Dann prophezeite man scherzweise demjenigen, dem diese Erscheinung zugewandt war: „du bekommst einen Brief!“ Das war damals noch ein Ereignis in den Städten, ein ganz unerhörtes Vorkommnis auf dem platten Lande. Wer den Brief schrieb, mußte ihn an dem Postschalter in die Hände des Beamten liefern, da Briefkasten an den Straßen unbekannt waren; wollte er den Brief freimachen, mußte er das Porto an dem Postschalter bar erlegen. Und was für verwickelte Rechnungen fanden statt, um die Höhe desselben zu bestimmen! Für die weiteste Entfernung des preußischen Gebiets belief es sich auf 19 Silbergroschen; ein Brief von Kassel nach Berlin kostete sechs, nach Frankfurt a. M. drei Silbergroschen. Übrigens überließ man gern die Zahlung des Portos dem Empfänger, weil man glaubte, daß die Post den Brief dann sicherer besorgen werde. Auch das Expedieren eines Briefes war dem Publikum früher nicht ganz leicht gemacht; hatte man gleich in der Schule gelernt, wie aus einem Bogen Papier ein Briefumschlag zu machen sei, so war dies doch eine mühselige Arbeit. Nur Anstandsbriefe wurden deshalb mit einem solchen versehen. Gewöhnlich zog man vor, die

vierte Seite des beschriebenen Bogens frei zu lassen und den Brief so zusammenzufalten, daß die vierte Seite als Umschlag diente. Erst im Jahre 1851 sah auf der Londoner Industrieausstellung die erstaunte Welt eine kleine Maschine, getrieben durch eine Handkurbel, rastlos arbeiten und mit unglaublicher Schnelligkeit aus zugerichteten Papierstücken vollendete Briefumschläge herstellen.

Der Wagenverkehr wurde früher — abgesehen von dem Transport auf dem Wasser, der im Binnenlande nur eine beschränkte Anwendung fand — durch Frachtwagen vermittelt, deren mehrere in der Regel zusammenreisten, um sich in der chausseelosen Zeit, wo es noch keine eiserne Achsen gab, gegenseitig bei Unfällen unterstützen zu können. Die großen hochaufgestapelten Wagen waren von den Aufladern, die in den Handelsstädten Leipzig, Breslau und Hamburg eine eigne Zunft bildeten, kunstgerecht bepackt, die verschiedenen Fässer, Kisten und Pakete mit tüchtigen Stricken und Ketten festgeschnürt, mit Bastmatten überdeckt, um den Regen abzuhalten, und mit weißer Leinwand bezogen. Zwischen den Vorderrädern vorn am Wagen fand sich die Schoßkelle aus braunem Weidengeflecht, worin gewöhnlich ein Bündel Heu, wollene Decken u. a. aufbewahrt wurden. Unten am Wagen zwischen den vier Rädern schwebte an vier Ketten ein viereckiges Holzgefäß, das Schiff genannt, worin der Fuhrmann seine Habseligkeiten hatte, zwischen den Hinterrädern hing die Büchse mit Wagenschmiere, an der Seite des Wagens die Hornlaterne und das Futtersieb. Überall klirrten Ketten. Vor den gewaltigen Wagen sah man vier bis sechs riesige Pferde von Brabanter Art gespannt, mit kräftigen Mähnen und Schweifen und großen Haarbüscheln über den Hufen. Das Handpferd war gesattelt; es trug wie die andern ein großes Kummet, dessen Spitzen Messingknaufen, oft in Gestalt von Pferdeköpfen, zierten. Das Riemenzeug war überaus tüchtig und mit blankgeputzten Messingscheiben ausstaffiert. Am Kummet des Sattelpferdes, das den reichsten Schmuck von Messing trug, schaute man einen schönen roten Frieslappen, einen Kamm von blankem Messing. Nebenher schritt der wettergebräunte Fuhrmann, die Hosen von Sammet oder Leder, um den Hals ein buntes Tuch mit ansehnlicher Schleife, in blauem Kittel, auf dem Kopfe eine Zipfelmütze und darüber den runden Filzhut mit Sammetband und einem Strauß gemachter Blumen. Im Munde führte er die kurze Pfeife und in der Hand die gewaltige Peitsche. Häufig war sein Begleiter der Spitz, der nachts im Schiff unter dem Wagen lag und Wache hielt. Schon früh am Morgen ward aufgebrochen, um des Tags über sechs bis sieben Wegestunden zurückzu-

legen. An steilen Stellen mußte Vorspann genommen werden, der in dem nächsten Dorfe stets bereit war.

An bestimmten Gasthöfen hielten die Wagen an und brachten denselben einen hohen Gewinn, so daß einmal eine Gastfrau im Pommernschen zur Zeit der Kontinentalsperre erklärte, wenn der Verkehr noch 10 Jahre weiter so fortdauere, könne sie ihre Wagen mit silbernen Reifen beschlagen. Übrigens waren die Fuhrleute sehr mäßig im Trinken; sie mußten stets nüchtern bleiben, da die bösen Straßen ihre stete Aufmerksamkeit erforderten. Auch wurden ihnen oft namhafte bare Summen anvertraut, die sie unter dem Kittel in der um den Leib geschnallten Geldkatze trugen. Heute verschwindet dieses alte, kräftig rohe Fuhrmannsgeschlecht immer mehr auf den neben den Eisenbahnen hinlaufenden Steinstraßen; am zahlreichsten findet man sie noch zur Meßzeit in Frankfurt a. d. O., Frankfurt a. M. und in Leipzig, wo sich die älteren Männer gern von der alten guten Zeit unterhalten.

Zieht man die Unfahrbarkeit, ja die Unsicherheit der Straßen, die Unbehilflichkeit der Transportmittel und die daraus entspringende Unbequemlichkeit und Kostspieligkeit des Reisens in Betracht, so muß man sich in der That wundern, daß um jene Zeit noch so viel gereist ward.

In erster Linie hatte man für einen richtigen, in aller Form ausgestellten Paß zu sorgen. Zu dem Ende mußte man sich persönlich vor der gestrengen Polizeibehörde stellen, sich nach Stand, Alter, Religion, Zweck der Reise und dergleichen befragen lassen, unter den Meßstock treten, um die Größe genau bezeichnet zu erhalten, und endlich Farbe des Gesichts, der Augen und Haare, Form der Nase, des Kinns, Schwäche oder Stärke der Leibesbeschaffenheit, besondere Merkmale und manches andere noch etwa Nötige genau verzeichnen lassen und den Paß mit eigenhändiger Namensunterschrift versehen. Hatte man nicht die Ehre, der Polizei hinlänglich bekannt zu sein, so konnte es sich leicht fügen, daß vor Ausfertigung des Passes ein Leumundszeugnis vorzulegen war. Nach all diesem hatte man zum Schluß noch auf den letzten Federstrich des Beamten einen Silbersand von etlichen Thalern zu streuen, um den genau vorgeschriebenen Reiseweg mit Gottes Hilfe antreten zu können. An gewissen Orten mußte der Paß dann wiederum für gutes Geld polizeilich beglaubigt werden; wer keinen bei sich führte, riskierte sofort verhaftet zu werden.

Trotz all dieser Schwierigkeiten hatte der Handwerker, um etwas zu gelten, seine Wanderjahre durchzumachen, der Kaufmann mit

seinen Waren die Messe oft in weiter Entfernung zu beziehen; er versäumte in katholischen Gegenden wohl niemals vorher zur Messe, in evangelischen zum Abendmahl zu gehen, gewissermaßen mit dem Leben abzuschließen, weil er nicht wußte, ob er mit gesunden Gliedmaßen zurückkehren und Frau und Kind wieder sehen werde. Zog er nicht selbst aus, so ließ er sich durch seine Geschäftsreisenden vertreten, die entweder zu Roß saßen oder mit eigenem Geschirr, meist nur mit einem Einspänner, von Ort zu Ort fuhren und in Person den Kutscher spielten. Als eine Art von Geschäftsreisen konnte man es auch ansehen, daß zahlreiche Künstler jeder Art die Welt durchzogen, bald an diesem, bald an jenem Ort verweilend, um ihre Künste zu zeigen, daß ganze Schauspielergesellschaften von einer Stadt zur andern wanderten. Es fehlte selbst nicht ganz an Vereinigungen, zu denen Menschen von verschiedenen Orten zusammenkamen. Die Städte am Rhein wie Elberfeld, Köln und Düsseldorf hielten bereits von Jahr zu Jahr ein niederrheinisches Musikfest, auch tagte schon damals eine Wanderversammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig, München und Berlin, wo Alexander von Humboldt 1828 die Festrede hielt.

Von Studenten und Turnern abgesehen, kann man von den Menschen der damaligen Zeit sagen, daß sie an der Scholle klebten. Es gab viele, die niemals aus ihrem Geburtsort oder dessen nächster Nähe hinaus kamen. Man reiste eben nur, wenn man durchaus mußte. Vergnügungsreisen, abgesehen von kleinen Fußreisen vorzüglich im mittleren Deutschland, waren selten, Hochzeitsreisen noch ein ganz unbekannter Begriff.

Trotz dieser vorherrschenden Unbeweglichkeit der Menschen wimmelten doch die damaligen Zeitungen stets von Vorladungen Verschollener, nicht allein solcher, die aus den französischen Feldzügen nach Spanien und Rußland nicht zurückgekehrt, sondern auch anderer, die in die weite Welt hinausgegangen und nichts wieder von sich hatten hören lassen. Es war dies die natürliche Folge davon, daß man damals Nachrichten aus fernen Gegenden schwer zu geben und noch schwerer zu erlangen vermochte.

Was die Art des Reisens angeht, so hatte das Reisen zu Pferde, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wegen der schlechten Wege üblich gewesen, nach und nach aufgehört. Deshalb war auch der lederne Mantelsack, den man hinter sich auf das Pferd schnallte, sowie der lange Reitermantel schon aus der Mode gekommen. Man reiste mit andern zu Fuß oder zu Wagen. Eine ständige Erscheinung vor den Thoren waren die reisenden Handwerksburschen. Mit

schwerem Ranzen auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand, einen mit Wachstuch überzogenen Cylinderhut auf dem Kopfe, oft auch mit zerrissenen Stiefeln und wunden Füßen, zogen sie meist zu zweien oder dreien auf der staubigen Landstraße daher, die ihnen Begegnenden demütig um eine Gabe ansprechend. Ein erfreulicheres Bild gaben die Studenten ab, die damals sangesfroh mit Ränzchen und Wanderstab ihre Ferienreisen zu Fuß machten oder selbst vom hohen Norden bis auf die süddeutschen Universitäten wanderten. Kam man gleich nur langsam weiter und mußte man auch an kleinen Orten mit einem dürftigen Nachtlager fürlieb nehmen, so konnte man doch Gottes Welt bis in die fernsten schönen Winkel verfolgen und lernte Land und Leute um so besser kennen. Wie allmählich läßt uns noch Goethes italienische Reise in den Süden hinabsteigen! Von Karlsbad durch Baiern über den Brenner gelangen wir in sanften Übergängen in das Land, wo die Zitronen blühen. Und wie damals, war es noch im Anfang unseres Jahrhunderts, wenn sich gleich schon Mittel fanden die Fußreisen ein wenig abzukürzen. Man ging zu Fuß aus dem Thore hinaus, wartete dort das Postkärrchen ab, setzte sich gegen ein Trinkgeld zum Postillon und fuhr so von Station zu Station auf seiner Fußreise weiter: für den Bruder Straubinger, der noch einige Mutterpfennige in der Tasche hatte, und für den in die Ferien ziehenden Gymnasiasten eine sehr willkommene Reisegelegenheit; aber auch der Student verschmähte unter Umständen das Postkärrchen nicht.

Vornehme und reiche Leute benutzten in der Regel eine Extrapost, womöglich einen eigenen Wagen, dem Postpferde vorgespannt wurden. Der Postillon beeilte sich um so mehr, je größer das Trinkgeld war, das in Aussicht stand. Fuhr er fürstliche Personen, so erschien er in großer Gala mit einem hohen Federbusch auf dem Hute. Wem die Extrapost zu teuer war, dem stand zunächst die gewöhnliche Post zur Verfügung, wo er sich zeitig einschreiben lassen mußte. Man bekam dann einen Reiseschein, worin der Name des Reisenden, die Reiserute, die Nummer im Wagen, das gezahlte Geld und die Zeit der Abfahrt eingetragen war. Übereilt wurde die Fahrt indes auch mit diesen „Diligencen“ nicht. Um jeden Aufenthalt zu vermeiden, sollte freilich jedermann ohne Unterschied dem beladenen Postwagen auf der Landstraße ausweichen; der Postillon hatte das Recht jeden Königsweg, jede Feldstraße zu benutzen, auch führte er die Schlüssel zu den Schlagbäumen, die den Weg verschlossen. Für die ordentlichen Posten bestand ein Stundenzettel; zwischen Mai und Michaelis war ihnen im Norden fünf Viertel, für die übrige Zeit anderthalb Stun-

den für eine Meile Weges vorgeschrieben. Extraposten sollten eine Meile in einer Stunde machen bei Strafe von einem halben Thaler für jede halbe Stunde Versäumnis; doch konnten dunkle Nächte und andere Zufälle und Umstände Ausnahmen machen, und diese Ausnahmen bildeten nur zu oft die Regel. Dazu waren die Posten keineswegs billig. Hatte man doch außer dem Meilengelde gewöhnlich auch noch den Postillon an jeder Station besonders zu bezahlen und den Schirrmeister, später Kondukteur genannt, warm zu halten, damit er nicht an jedem Straßenwirtshause für Rechnung der Reisenden sich frische Stärkung holte!

Hatten die Reisenden im Wagen nach ihrer Nummer Platz genommen, so blies der Postillon das Zeichen der Abfahrt; dann schwang er sich auf das Sattelpferd, die Peitsche knallte, die kräftigen Rosse zogen an, und fort ging es. Heute, wo die auf den Eisenbahnen Reisenden meist stumm nebeneinander sitzen, lesen, rauchen oder schlafen, sich keiner viel um den anderen bekümmert, der vielleicht schon in der nächsten Station aussteigt, hat man keine rechte Vorstellung mehr von den Annehmlichkeiten einer Postfahrt. Damals war man gesprächiger gegen seine Reisegefährten und gab sich unbefangener einander hin; da man länger beisammen bleiben mußte und sich vielfach aufeinander angewiesen sah, nahm man sich die Mühe die Genossen kennen zu lernen, mit denen man einmal zusammen gekommen, und so wurden oft aus zufälligen Begegnungen wirkliche Bekanntschaften, wie dies nur noch jetzt auf längeren überseeischen Reisen geschieht. Heute durchfliegt man die Länder und sieht nicht mehr, was hinter den Bahnhöfen liegt; wer des Abends in einen Eilzug steigt, wacht am Morgen unter einem anderen Himmelsstriche auf; Luft, Land und Menschen haben sich über Nacht gewandelt, aber er merkt es kaum, denn die großen Hotels, in denen er absteigt, bleiben überall dieselben; er mag noch so oft von Berlin nach Wien, von Hamburg nach Basel fahren, was zwischen diesen Endpunkten liegt, weiß er nicht. Oder der Zug braust durch eine historisch berühmte Gegend, über ein Schlachtfeld, vorbei an ruinengekrönten Bergen, an Städten, deren alte Türme von der vergangenen Herrlichkeit erzählen können, aber der Schaffner, den man nach diesem oder jenem fragen möchte, hat kaum Zeit, die Fahrkarte abzunehmen, ist auch vielleicht dreißig Meilen weit weg zu Hause. Welch ein Gegensatz gegen früher!

Wer im Wagen reiste, war zwar immer durch Kutscher und Gespann an Gesetze und Bedingungen gebunden, die außerhalb seines Willens lagen, aber er kam doch in mannigfache Berührung mit

Land und Leuten. Man schaute auf die Felder, konnte sich an dem Stande der Früchte und der Saaten erfreuen und sehen, wie die Landleute geschäftig ihren Arbeiten nachgingen. Die Orte, die man berührte, sah man nicht bloß zur Seite liegen; man fuhr mitten durch sie hindurch, blickte in die Straßen und oft auch in die Häuser. Während der Postwagen sich langsam den Berg hinaufschleppte, ging man plaudernd neben dem „Schwager" her, ließ sich das Land zeigen und schaute auf die Höhen rings umher. Fuhr man auf einer belebten Landstraße, so begegnete man manchen Erscheinungen, die heute längst verschwunden sind. Da traf man auf Scharen von reisenden Handwerksburschen, in katholischen Gegenden auf heimkehrende oder ausziehende Wallfahrer, laut ihre Lieder singend, dann wieder auf das Gefährte des Geschäftsreisenden, vor allem der „Weindrosseln", wie sie in Süden hießen, da kam der Roßkamm mit seinen Knechten und Koppeln von Pferden, denen der Schweif über einen Strohwisch hochaufgebunden war; man sah den Thranhändler mit seinem Fäßchen auf dem Schubkarren von Ort zu Ort ziehen, den Kammerjäger mit seiner Giftflasche. An manchen Orten der Landstraße hatte sich eine förmliche Bettelindustrie eingelebt; die liebe Dorfjugend lief mit großer Beharrlichkeit durch dick und dünn neben dem Wagen her und suchte durch allerlei Liebenswürdigkeiten, Radschlagen u. a. die Herzen der Reisenden für eine Gabe zu erweichen. Die traurigste Erscheinung auf der Landstraße bildeten die häufigen Schublinge. Mühsam und zerlumpt schleppten sie sich neben dem Gendarmen fort, der hoch zu Roß sie geleitete; es waren meist arme Burschen, die man aufgegriffen, weil sie keine Legitimation bei sich führten, und jetzt in ihre Heimat zurückschob. Ergab sich, daß dieser Ort doch nicht ihre rechte Heimat war, so wurden sie wieder von dort abgeschoben, aus einem deutschen Land in das andere, bis sich irgendwo eine Stelle fand, wo sie ihr müdes Haupt niederlegen konnten.

Nahte man sich einer Station, so blies der Postillon schon von fern das Ankunftszeichen; dabei wiederholte er so oft die Schlußphrase, als Wagen ankamen, so daß man schon auf der Station im voraus wußte, wie viel Pferde und Beiwagen man zu bestellen hatte. Während des Umspannens stiegen die Reisenden aus und sahen sich um. Auch die Jugend des Ortes sammelte sich um den haltenden Postwagen, dessen Ankunft in kleinen Orten das wichtigste Ereignis des Tages war. Da gab es denn redselige Wirte und Wirtinnen, Kutscher, Postillone und Schirrmeister, deren Zungen durch einige Gläser Punsch noch mehr gelöst wurden, um den Reisenden aus ihren Erfahrungen mitzuteilen.

Freilich konnte eine Postfahrt doch auch manchmal allerlei Übelstände im Gefolge haben. Wohl sollte der Postillon ohne Einwilligung der Reisenden nicht einkehren und bei Strafe ohne deren Erlaubnis keinen Tabak rauchen, Schlafen und Trunkenheit mit Geld, Gefängnis, ja Zuchthaus bestraft werden; indes war die gute alte Sitte mächtiger als jedes auch noch so strenge Gesetz, Umwerfen des Wagens ein nicht selten vorkommendes Ereignis. Meistens wurde dies mit einigem Humor hingenommen, wenn man mit einer blutigen Nase davon kam und nicht Arm und Bein gebrochen hatte. Die Schirrmeister waren dergleichen gewohnt, rieben sich die Augen, sahen verwundert umher und ließen sich nicht leicht aus ihrem Gleichmut bringen, froh, wenn sie Pferde und Wagen einigermaßen unversehrt und ihre kurze Pfeife gerettet fanden. Bei Unglücksfällen stimmten sie zum Vergnügen der Reisenden gern das berühmte Lied an:

Lott ist tot, Lott ist tot,
Jule liegt im Sterben!

Ward ein Pferd verletzt oder der Wagen zertrümmert, so war freilich an ein Weiterreisen nicht zu denken. Der Postillon mußte mit dem unversehrten Pferde nach der nächsten Station eilen, um Hilfe zu holen, während der Schirrmeister bei dem Wagen verblieb. Die Reisenden suchten dann gewöhnlich das nächste beste Haus auf, um dort die Ankunft der Aushilfe zu erwarten. Froh konnten sie sein, wenn sie in der Nähe ein Posthaus erreichten, das des Nachts durch eine brennende Laterne kenntlich war. Hier sollte immer eine Person zur Aufnahme und Aufwartung zur Hand sein, auch ein gutes, warmes Zimmer bereit stehen, daneben Erfrischungen, Speisen und Nachtlager für billige Bezahlung zu haben sein. Da saß dann alles „still und anständig“ beisammen, denn den Reisenden war auf das strengste anbefohlen sich aller Schimpfworte und noch mehr aller Thätlichkeiten gegen die Postillone zu enthalten; wer Störung oder Unruhe erregte, konnte von dem Postmeister ohne weiteres aus dem Hause geschafft und verhaftet werden.

Für jeden Reisenden war das fortwährende Gerüttel auf den rauhen, an den schlechtesten Stellen mit frischen Klopfsteinen beschütteten Straßen eine wahre Qual; es heißt, manche Postwagen hätten die Eigenschaft besessen, die Zähne so locker zu machen, daß sie nicht mehr festere Speisen bewältigen mochten. Indes fuhr man mit früheren Zeiten verglichen doch schon recht bequem und dachte mit Schaudern der Belästigungen, denen man noch vor kurzem ausgesetzt gewesen. „Man hatte mir“, erzählt ein Reisender um 1800,

„die Postwagen von Lübeck als vorzüglich gerühmt. Ich glaube gar, das Ding hieß die gelbe Kutsche. Mich schauderte, als ich es sah. Ein ungeheurer, langer, schwerer, unsauberer Rumpelkasten stand vor mir, der auf den Achsen ruhte und in dem für den Reisenden durch nichts gesorgt war, als durch das Verdeck, durch die aus übelriechendem Leder bestehenden Seitenwände und dadurch, daß die ungepolsterten Sitzbretter mit Riemen an die Rippen des Wagens geschnallt waren. Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei Studenten, die nach Jena wollten, einem Kaufmann, zwei Juden und mehreren Kisten und Körben voll übelriechender Seefische und Krabben, die als Leckerbissen des Strandes ins Innere Deutschland versendet wurden. Weiterhin wechselten sie mit anderen Vorräten ab. Ich erinnere mich später einmal in einem solchen Wagen mit zwei toten Rehen gefahren zu sein." „Es ist schwer in Sachsen zu reisen", erzählt der Fürst Pückler-Muskau im Jahre 1808, „ohne über Straßen und Postwesen zu sprechen. Wohl denen, die dieses Land zu Fuß durchwandern, sie können, wie auf den Bildern der verkehrten Welt, stolz auf die hinsehen, die so unglücklich sind mit Extrapost zu reisen. Nicht genug, daß man bei grundlosen Wegen und den elenden Pferden kaum von der Stelle rückt, wird man überdies auf jeder Station eine, zwei bis drei Stunden und darüber aufgehalten, ohne daß sich der nachlässige Postmeister dadurch eine Strafe zuzieht, während der Reisende, der den Postillon über eine Stunde warten läßt, genötigt ist, das halbe Postgeld als Strafe zu zahlen. Daß die Pferde durchgängig mehr Mumien als lebendigen Tieren ähnlich sehen, erklärt sich leicht durch die unverhältnismäßig langen Stationen und den bei vielen Postmeistern üblichen Gebrauch ihnen nicht eher zu fressen zu geben, als bis die Ankunft eines Passagiers ihn für die Ersetzung der Futterkosten sicher stellt. Ich erinnere mich, daß mir auf einer Reise, wo ich die größte Eile hatte, der Postmeister einer kleinen sächsischen Stadt auf mein Verlangen nach Pferden zur Antwort sagen ließ, er könne mich nach dem Orte, wohin ich begehre, nicht fahren; die Station sei zu lang, der Weg zu schlecht, und seine müden Pferde müßten vorher wenigstens bis morgen mittag ausruhen; um aber zu thun, was in seinen Kräften stände, schlage er mir eine andere Station vor, die zwar nach einer entgegengesetzten Richtung, aber viel näher liege, und wohin er mich sogleich bringen werde, wenn ich erlaubte, daß seine Frau mitfahre, die an der Gelegenheit zu profitieren wünsche. Noch ungleich unverschämter und gröber sind die Postillons. Obschon sie immer schlecht d. h. ebenso ungeschickt als langsam fahren,

sind sie doch nie mit dem Trinkgeld zufrieden, das man ihnen gibt, und wäre es auch zehnmal so viel als das Gesetzmäßige. Da ich diesen Umstand kannte, ließ ich bis an die Grenze einen Bedienten der auf dem Bock saß, in der einen Hand eine englische Peitsche und in der anderen eine große Branntweinflasche halten, wovon er nach Befinden der Umstände bald diese, bald jene, strafend oder belohnend, gebrauchen mußte, ein doppeltes Mittel, das mir selten in Sachsen fehlgeschlagen ist."

War es mit den Verkehrsverhältnissen im allgemeinen nach dem Kriege auch besser geworden, so dauerten doch andere heillose Reisebeschwerden noch immer in alter Weise fort.

An jeder Landesgrenze im damaligen deutschen Vaterlande waren vor Errichtung des Zollvereins Zollbarrieren errichtet; nach Vorzeigung der Pässe erfolgte jedesmal eine genaue Durchsuchung nach steuerbaren Gegenständen. Oft ward von den rücksichtslosen Beamten alles, Kleider, Wäsche u. a. wirr durcheinander geworfen und der Reisende geradezu Roheiten und widerwärtigen Quälereien unterworfen, wenn es galt den Schmuggel zu entdecken, der in jenen Tagen überall in voller Blüte stand. Wenn die Göttinger Studenten der damaligen Zeit auf der Ferienreise ihren Eltern einige heimische Würste mitbringen wollten, was für eine Pflicht kindlicher Pietät galt, so hatten sie ihre liebe Not, dieselben, was nicht minder eine Menschenpflicht war, an den Grenzen durchzuschmuggeln.

Überaus beschwerlich war daneben der Mangel an landesüblichem Gelde. Noch bis 1871 konnte der Fremde, der in Thüringen reiste, abends in seiner Geldtasche alle fünf oder sechs Staaten, die er berührt hatte, in verschiedenen Münzsorten vertreten finden. In Nassau war es nicht dahin zu bringen, daß die Kronenthaler und die preußischen Thaler einerlei Kurs hatten: sie mußten nördlich an der Lahn je um drei Kreuzer höher verausgabt werden als südlich des Flusses. Etwas weiter zurück galt es als ein großes Glück, wenn man beim Wechseln nicht noch weiteren Verlust erlitt und nicht seiner ganzen Barschaft als verbotener oder nicht gangbarer Münze verlustig ward. Wer gar Handel treiben wollte, hatte mit den verschiedenen Maßen erstaunlich zu kämpfen, da fast in jedem Städtchen ein anderes herrschte. In Nassau waren nicht weniger als siebenzehnerlei verschiedene Fruchtmaße im Schwange, die sich nicht bloß nach der Größe, sondern meist auch wieder nach ihrem Einteilungsgrund unterschieden. Die Verwaltung hatte ihr sonderliches Wohlgefallen an dergleichen sinnloser Vielspaltigkeit, und es galt als ein Staatsverbrechen, wenn einer über das bunte Farbenspiel dieser Schoppen und Malter Be-

schwerde zu führen wagte. Erschien es doch als ein Triumph der modernen Ideen, als die Abgeordneten den gleichmäßigen Kurs des preußischen Thalers für das kleine Ländchen nach heftigen Kämpfen mit der Regierung endlich durchsetzten!

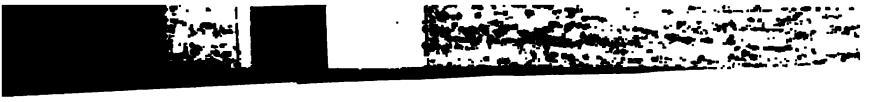
Hatte man nun alle Schwierigkeiten mit den Zollbeamten und mit dem Gelde überwunden, so war man doch noch nicht außer Gefahr, auf andere Weise ein wenig erleichtert zu werden. Es klingt uns wie ein Märchen, wenn wir hören, daß die Hauptlandstraßen jener Zeit wegen nächtlicher Überfälle höchst unsicher waren, daß die Posten oft von einer Schutzwache begleitet werden mußten und doch von Raubgesindel ausgeplündert wurden. So erzählt ein Reisender v. Ditfurth, der im Jahre 1821 als Student mit einem Genossen durch den Nürnberger Reichswald fuhr, wie sie nur mit genauer Not bei einem Überfall mit dem Leben davon gekommen.

Neben der Post bestand in Süddeutschland damals auch schon der viel wohlfeilere Omnibus, der in Norddeutschland erst viel später Anklang fand: ein Marterwagen, der indes von Studenten und anderen, die an Geld keinen Überfluß hatten, viel benutzt ward. Wollte man in Gesellschaft reisen, so wählte man am liebsten einen Mietswagen, obwohl dafür eine Abgabe an die Post entrichtet werden mußte, falls es überhaupt gestattet war. Meist durften Reisende an Orten, wo eine Post sich befand, sich durchaus keiner gemieteten Beförderung bedienen, da die Poststraße allein der Post zur Verfügung stehen sollte. Da aber keine strenge Kontrolle stattfand und im Notfall das Fuhrwerk für Eigentum des Reisenden ausgegeben ward, setzte man sich gewöhnlich über die gesetzlichen Vorschriften hinweg. So begreift es sich, daß man damals häufig in den Zeitungen die Ankündigung las, es würden zu einer Reise auf gemeinschaftliche Kosten nach diesem oder jenem Orte Teilnehmer gesucht. Familien, die in ein Bad reisten, sah man in Wagen, die mit Kisten und Schachteln hochaufgetürmt waren, langsam auf der Steinstraße von dannen ziehen; allstündlich gab es noch lange einen Haltepunkt, kenntlich an einem hochaufragenden, mit den Landesfarben prangenden Schlagbaum, wo der Geldbeutel gezogen und Chausseegeld entrichtet werden mußte.

Wie sich das alles geändert hat! „Man möchte glauben", sagt der Minister v. Schön einmal, der die alte und neue Zeit erlebt, „daß man mehrere Jahrzehnte geträumt habe." Die Alten schauten wohl mit einiger Neugier darein, wenn sie auf einer Reise nach Mitteldeutschland an dieser oder jener Stelle eine merkwürdige Maschine mit ihren Armen in der Luft arbeiten sahen und man

ihnen sagte, es sei der optische Telegraph, der zwischen Berlin und Koblenz spiele, aber im ganzen bot es doch nur geringes Interesse. Studierte einer um das Jahr 1833 in Göttingen, so konnte er dort oben vom Johannisturm her einen die ganze Stadt überragenden Draht gespannt sehen; man sagte, es sei ein elektrischer Telegraph, mittels dessen die Professoren Gaus und Weber sich bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten Zeichen gaben. Man legte wenig Wert darauf und ging mit einigem Kopfschütteln vorüber. Nur das eine steht den Alten noch in lebhafter Erinnerung, welchen mächtigen Eindruck sie erhielten, als sie den ersten Eisenbahnzug sahen. Unsere Kinder, die mit dem Dampfwagen aufgewachsen sind, werden auch diese Empfindung kaum mehr haben und unsere Enkel die dampfende Lokomotive wie den weltbeherrschenden Telegraphen, dessen hohe Stangen ihnen tagtäglich vor Augen stehen, mit derselben Gleichgiltigkeit betrachten, wie wir alle ein gedrucktes Buch in die Hand nehmen, ohne daran zu denken, welch ein Wunderwerk des menschlichen Geistes wir auch in diesem besitzen und welch erstaunliche Umwandlung es in dem Leben der Völker hervorgerufen hat.

O. Bähr: Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Leipzig 1887. — G. Klemm: Vor fünfzig Jahren. Stuttgart 1865. — W. H. Riehl: Die Kulturgeschichte des Volkes. Stuttgart 1883. — Niemann: Schlesw.-Holst. Landeskunde.

F 19[illegible]

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.